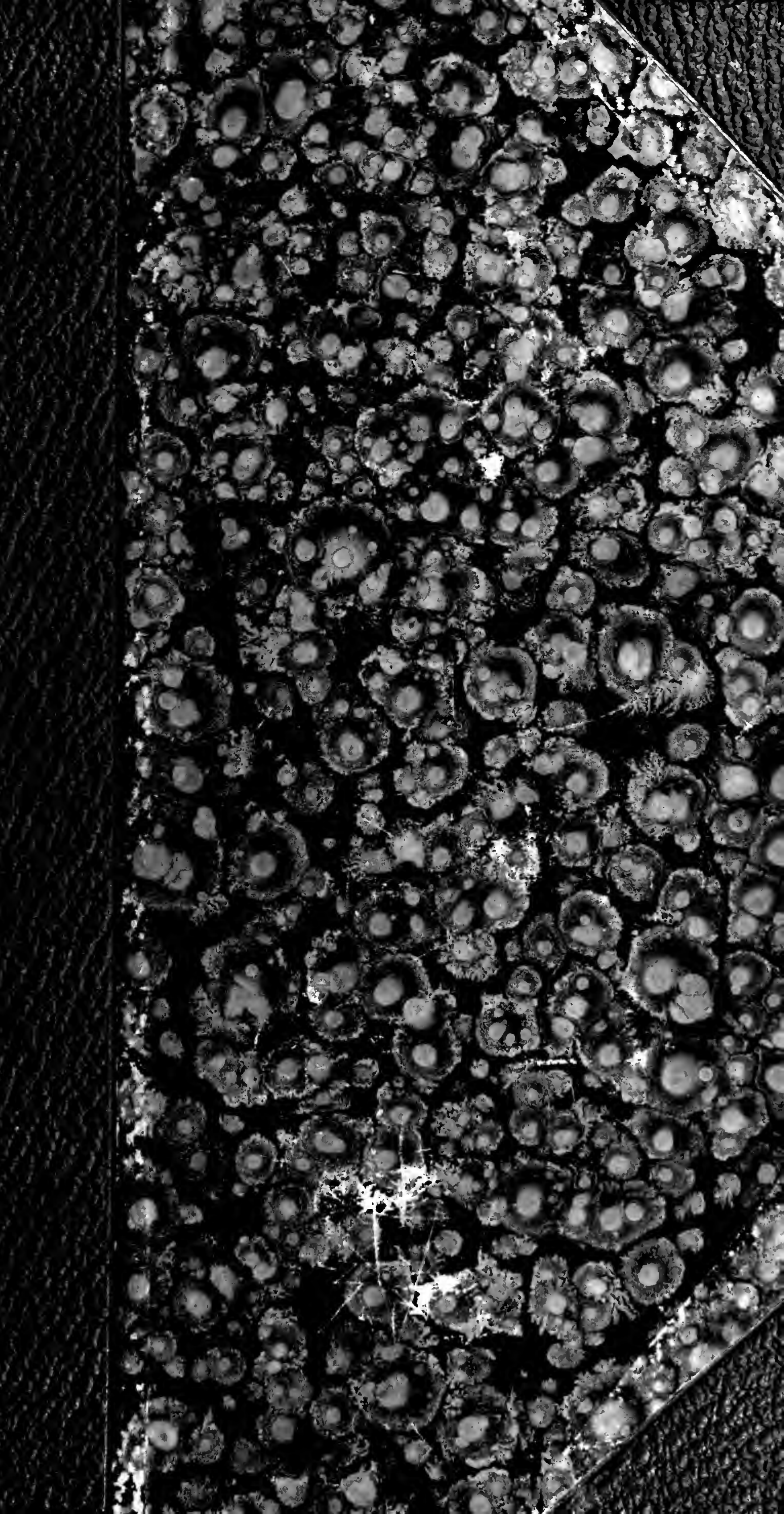
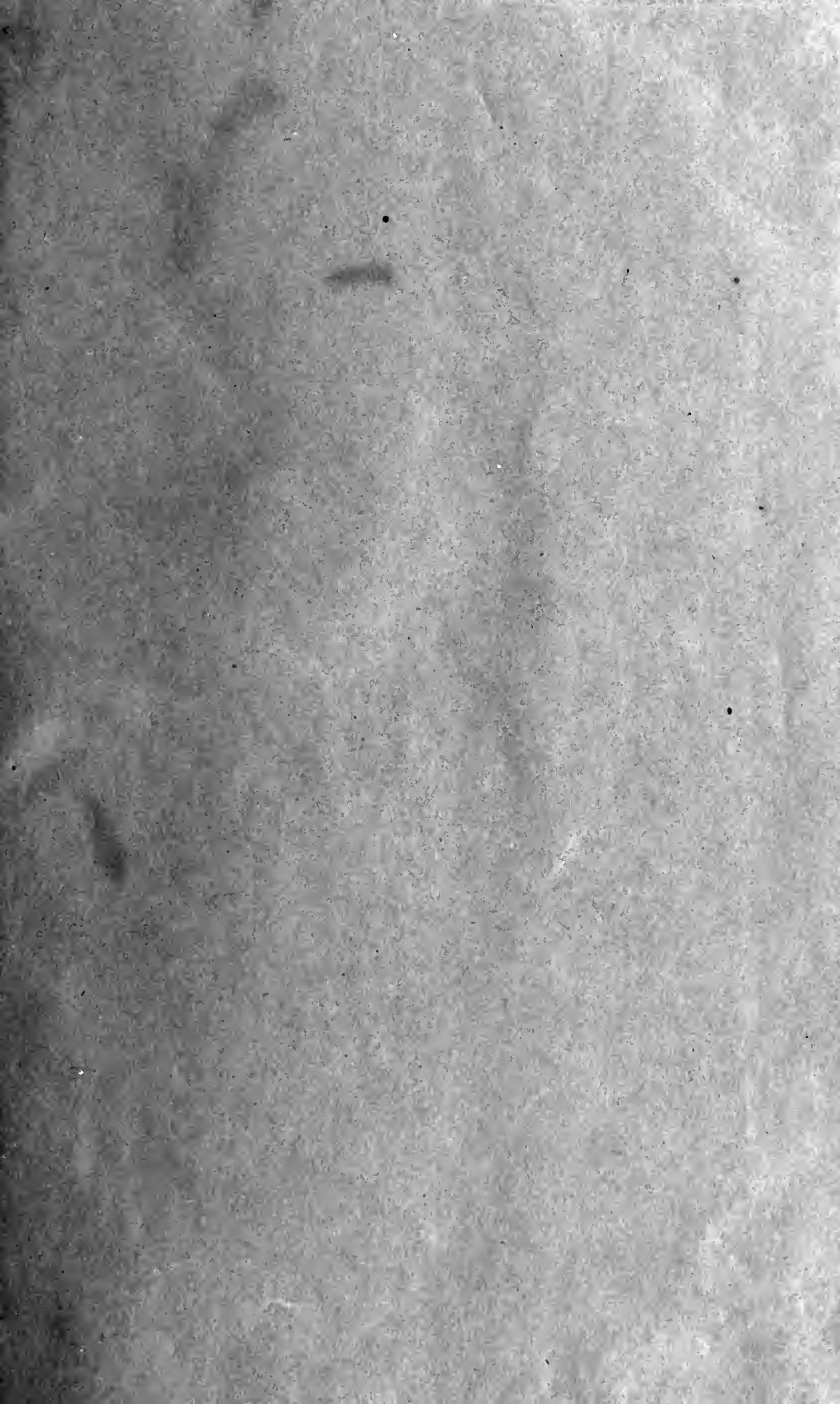
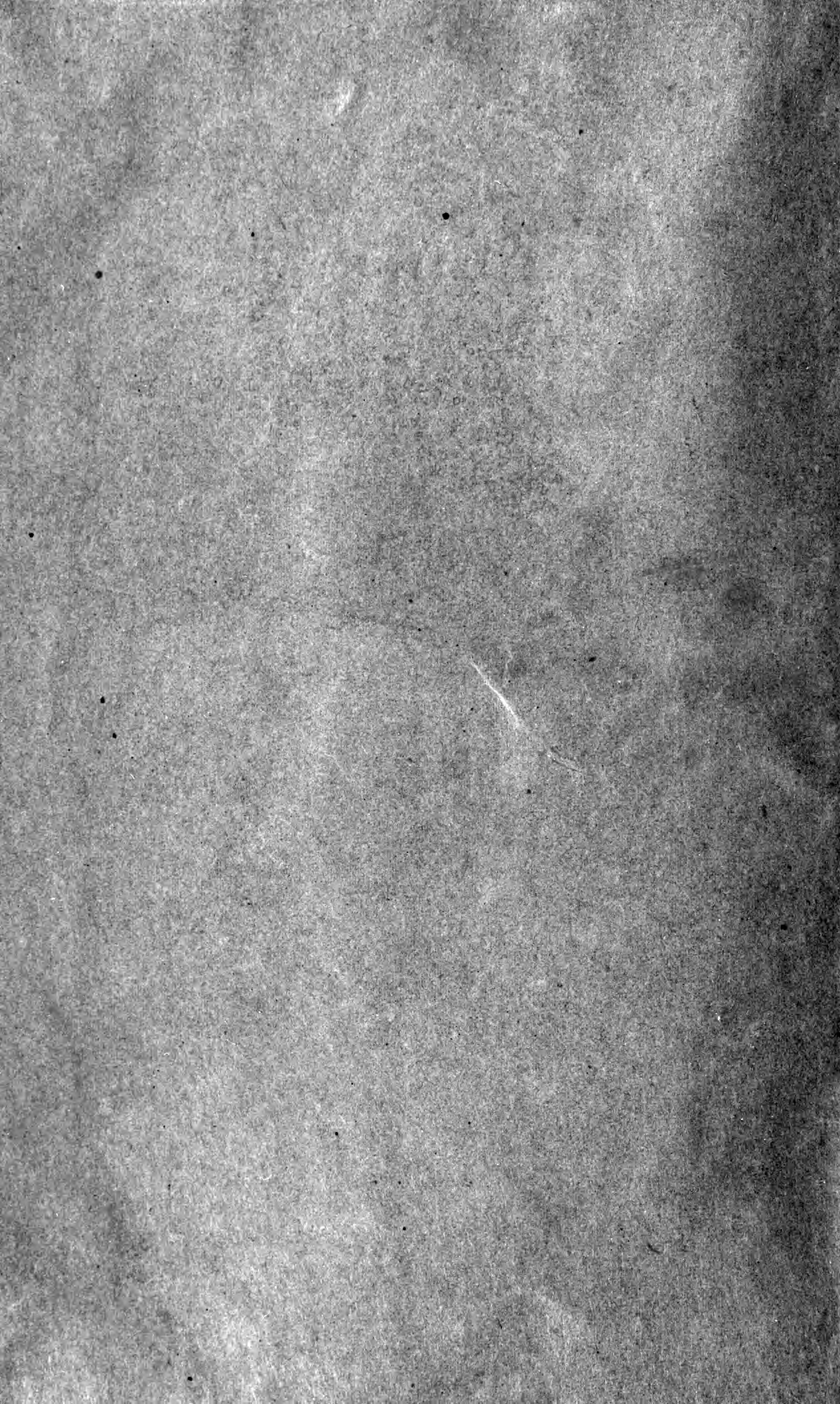






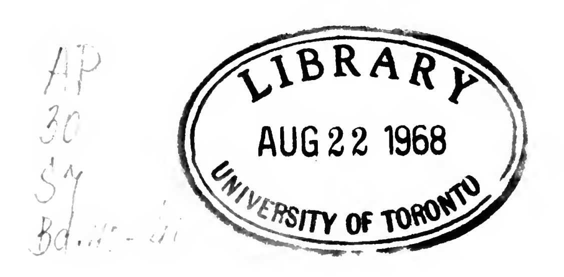
Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Vierzigster Band.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1891.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des vierzigsten Bandes.

Recensionen.

Miscellen.

Georg Arbogast Freiherr von und zu Franckenstein.

Zum Jahresgedächtniß.

„Wahr und treu."
Wappenspruch des Freiherrn.

Als am 23. Januar des verflossenen Jahres in der St.-Hedwigs-Kirche von Berlin ein feierliches Requiem abgehalten wurde und am folgenden Tage in der schwarz drapirten Kapelle des St.-Hedwigs-Krankenhauses dieselbe Feier für denselben Todten sich wiederholte, dort der Katafalk und hier der Sarg von Kränzen und Blumenspenden bedeckt und umgeben war, deren Widmungen die Namen von großen Körperschaften und von erlauchten Herrschern trugen, hier wie dort die erkorenen Vertreter von Volk und Regierung und Monarchen zur Trauerfeierlichkeit sich zusammenfanden, da fragte man sich erstaunt: Wer ist es denn, um dessen Tod so zahlreiche und so erlesene Kreise ihre Klage anheben, zu dessen ehrenvollem Gedächtniß zwei Herrscher ihre Kränze und Blumen, ihre theilnahmsvollen Worte und ihre hervorragenden Vertreter entsenden? Ist es ein Souverän, den ein unerwartet schneller Tod auf fremdem Boden dahinraffte, oder ein großer Mann, der im Dienste seines Monarchen noch mit sterbender Hand die Schicksale der Völker lenkte?

Groß war der Mann, ja, und souverän war seine Gesinnung, hervorragend der Adel seiner Geburt und seines Geistes; in die Schicksale der Nation griff er ein durch die einflußreichen Stellungen, mit denen ihn das Vertrauen seines Volkes und die ehrende Anerkennung seines Königs betraut hatten. Aber was ihn überdies auszeichnete und jene allgemeine Trauer weiter erklärt, das war sein Charakter, waren die persönlichen Eigenschaften, welche allen ohne Ausnahme, mochten deren Anschauungen und Bestrebungen noch so sehr von den seinigen entfernt sein, wirkliche und wahre Achtung abnöthigten. Wenn wir sagen Achtung, so ist das eigentlich zu wenig, wir müssen das Wort ergänzen, indem wir gleich beifügen: das war es, wodurch er das volle Zutrauen aller,

die ihn kannten, erwarb. „Wahr und treu“ stand auf seinem Wappenschild als Devise, wahr und treu ist er gewesen, wahr und treu in Gesinnung, Wort und That.

Wenn wir hier dem Verstorbenen zum Jahresgedächtniß einige Worte des Andenkens widmen, so wollen wir nicht dessen äußere Lebensbahn nochmals zeichnen; das geschah zur Genüge in den Tagesblättern, welche gleich nach seinem Hinscheiden ihre Spalten den ehrenvollsten Nachrufen öffneten. Noch weniger kann es unsere Absicht sein, in dem einen Manne eine Schilderung der Parteibestrebungen unserer neuesten Zeit zu geben oder die Entwicklung unserer kirchlichen und politischen Verhältnisse darzustellen; dafür ist die Zeit überhaupt noch nicht gekommen. Unsere Absicht geht ausschließlich dahin, die Charakterzüge des Heimgegangenen noch einmal zum Bilde zusammenzufügen, einfach und schlicht, wie das tägliche Leben sie entfaltete. Was zerstreut der Vergessenheit anheimfällt, bleibt fester in der Erinnerung, wird es zu einem Ganzen gesammelt. Und ein zweites bezwecken wir noch dabei — warum sollen wir es nicht gleich offen sagen? Wir möchten an diesem einen Manne zeigen, wie ein ernster und fest durchgebildeter Charakter unter allen Verhältnissen, oft ganz unbewußt, seinen mächtigen Einfluß ausübt. Die heranwachsende Jugend höherer Stände zumal möchten wir auf das Bild eines Mannes hinweisen, der ihr den Weg vor Augen stellt, auf welchem allein sie die von Gott ihr überwiesenen Güter nutzbringend verwalten kann zur Ehre des Herrn, zu eigenem und fremdem Wohle. Manche der Züge, welche wir im folgenden anführen, gehören dem engern Kreise des Wirkens an; gerade darin tritt es um so klarer zu Tage, daß auch die öffentliche Wirksamkeit nichts Gemachtes oder Geschraubtes einschloß, sondern so, wie sie war, als gesunder Ast aus dem festen Stamme hervorwuchs.

„Wahr und treu.“ Wer mit Freiherrn von Franckenstein zusammenkam, der fühlte gar bald: Auf diesen Mann kann ich mich verlassen! Die hohe, mächtige Gestalt schien Ehrfurcht zu fordern; der offene Blick, das ruhige Wort, die aus den Zügen sprechende Güte griffen aber sofort mildernd ein, und nach kurzer Begegnung hatte die gewinnende Freundlichkeit auch das Herz gefesselt. Wie im Laufe der Jahre der Einfluß sich erweiterte, die Stellungen immer höher wurden, so leuchtete auch der Strahl dieser Eigenschaften in immer weiteren Gebieten.

Geboren den 2. Juli 1825 zu Würzburg, vollendete Georg Arbogast Freiherr von und zu Franckenstein seine Gymnasialstudien in München und trat sodann zur dortigen Universität über, um Philosophie und Rechts-

wissenschaften zu studiren. Der Jugendaufenthalt wechselte zwischen Ullstadt und Offenburg, der Winter wurde meist in Frankfurt verbracht. Es war ein echt christliches Haus, in welches der Sprosse des alten Geschlechtes der Franckensteiner eingesenkt wurde. Gesunde, kernige Frömmigkeit waltete darin und prägte allen den Stempel des Herrn auf. Der Biedersinn und die Treue des Vaters ging über auf die Söhne. Nicht irdischer Besitz nur sollte ihr Erbtheil sein, sie traten als Erben ein großes Vermächtniß von idealen Gütern an. Die Traditionen von Jahrhunderten an Treue im katholischen Glauben, an Großmuth und Edelsinn, an großen Ideen und hohen Bestrebungen wurden ihnen hinterlassen. Sie haben mit dem Pfunde gewuchert und das Erbe der Väter durch eigenen Fleiß und hohen Adel des Geistes und Herzens vermehrt.

Schon am 23. April 1845 wurde Freiherr Karl Friedrich durch den Tod seinen Söhnen entrissen. Freiherr Georg sah sich als der älteste unter drei Brüdern an die Spitze einer ausgedehnten Verwaltung gestellt über die Herrschaften Ockstadt, Ullstadt und Bünzburg. Gleichzeitig trat er die in der Familie erbliche Reichsrathswürde an und wurde im Jahre 1847 in die bayerische Reichsrathskammer eingeführt. Durch Allerhöchstes Decret vom 19. Juli desselben Jahres war er bereits zum königlichen Kämmerer ernannt. Des Vaters beraubt, schloß er sich mit um so innigerer Liebe an seine Mutter an, Leopoldine geb. Gräfin Apponyi. Sie war eine äußerst vornehme Erscheinung, anmuthig und liebenswürdig, durch ihre Wohlthätigkeit so gefeiert, daß die „Excellenz selig" heute noch in der Erinnerung der Bewohner Ullstadts und der Umgebung fortlebt. Von ihr hatte der Sohn jene Anziehungskraft geerbt, welche später so manche an ihn fesselte, noch bevor sie ihn genauer kannten und würdigten; von ihr den Tact, den feinen Geschmack, welcher sich bei ihm zu hohem Kunstsinn ausbildete. Die einzelnen Räume Ullstadts, besonders aber die Gemächer des Freiherrn selbst, bieten eine solche Fülle von eigentlichen Kunstschätzen, daß man sich nicht satt daran sehen kann. Prachtstücke der Malerei, Bildschnitzerei und Gießerei, der Keramik, Ciselirkunst, die werthvollsten Emails zeugen von dem feinen Geschmack, dem tiefen Verständniß und dem emsigen Sammelfleiß des verstorbenen Schloßherrn. Die Erinnerung an seine Mutter blieb ihm durch das ganze Leben unaussprechlich theuer, und sein Stolz war es, wenn er in den eigenen Kindern den Wiederschein ihrer edlen Vorzüge erkannte. Ihr Andenken bleibt in der neuerbauten Kirche von Ullstadt bewahrt durch die Statue des hl. Leopold auf dem Hochaltar. Einen Umbau der Kirche hatte sie selbst sehr eifrig gewünscht und befürwortet; den Neubau

hat sie allerdings nicht mehr erlebt, da sie am 8. Februar 1870 aus diesem Leben schied, tief betrauert von drei Söhnen und zwei Schwiegertöchtern, denen sie allen eine treue, liebende Mutter gewesen.

Aehnliche Gesinnung innigster Pietät, wie er sie der eigenen theuren Mutter gewidmet, übertrug er später auch auf seine Schwiegereltern. An seinem Schwiegervater Fürst Karl von Oettingen-Wallerstein, einem Manne von weitgehender Bildung des Geistes und Herzens, seltenen Kenntnissen und tiefer Frömmigkeit, fand er einen zweiten verehrten Vater; ihm wie dessen ihn überlebenden Gemahlin erwies er sich als der treueste Sohn und genoß deren unbeschränktestes Vertrauen. Am 13. März 1857 verlobte er sich mit Marie, Prinzessin Oettingen-Wallerstein; am 18. Mai desselben Jahres fand die feierliche Trauung in der Frauenkirche zu München statt.

Bald führte der Freiherr die neue Schloßherrin in Ullstadt ein, wo sie vereint mit ihm nun waltete, Liebe und Segen verbreitend bis in die weitesten Kreise. Eine Gehilfin ist sie ihm geworden im eigentlichsten Sinne des Wortes. Es war nicht ein bloßes Zusammenleben, sondern ein Ineinanderleben, ein Austausch der Gesinnungen, eine Gleichförmigkeit des Strebens, ein Zusammengehen in Denken und Wollen, wie es inniger und gottgefälliger kaum gedacht werden kann. Was er sann, das verstand sie; was er wollte, das erfaßte sie gleichfalls. An jedem, auch dem angestrengtesten Tage fand er Zeit, ihr Nachricht von sich und seinem Thun zu geben; ihr Urtheil forderte er überall, von ihrer feinfühligen Entscheidung machte er gar häufig seine Entschlüsse abhängig. Oft und oft versicherte er, sie allein habe ihn ins öffentliche Leben gebracht; sie selbst meinte, nie habe sie ihn dazu aufgefordert. Gemeinsam war eben Denken und Streben. Wie er die Kraft fand, in höherer Pflichterfüllung Jahr um Jahr monatelang fern von seiner Familie zu leben, in der er doch allein ganz glücklich war, so fehlte auch ihr nicht der Muth und nicht die Ausdauer, ein Opfer zu bringen, das ihr so oft den geliebten Gatten fern hielt. Und als der Gatte zumal in den letzten Jahren wiederholt sich mit dem Gedanken beschäftigte, vom öffentlichen Leben zurückzutreten, um seiner Familie und seiner Verwaltung ungetheilt zu leben, da hat sie nicht einen Augenblick gezaudert, dem öffentlichen Wohle den Wunsch des eigenen Herzens zu opfern. Auf dem Schlachtfelde ist er so als Held gestorben, in der Fremde hat sie ihm die letzten Dienste geleistet, seine letzten Seufzer aufgenommen. Nur die sterblichen Ueberreste des großen Kämpfers brachte sie zurück in die jetzt verödete Heimat. Nicht umsonst spricht daher die Adresse der Centrumsfraction bei seinem Tode der hohen

Frau für ihren Opfermuth den wärmsten Dank aus: „Der eigene gerechte Schmerz darf uns nicht die Verpflichtung vergessen machen, die wir an diesem Sterbelager der erhabenen Gattin des großen Führers schulden. Fern von der Heimat haben Eure Excellenz die Sonne Ihres Daseins untersinken, hier auf der Walstatt diesen ersten Kämpen und Bannerherrn der großen Centrumssache fallen sehen. Genehmigen Sie den tiefgefühlten Dank des ganzen Centrums für diese Krönung eines beinahe 20jährigen Opferlebens."

Das ganze Familienleben in Ullstadt trug dasselbe Gepräge der innigsten und treuesten Liebe. Alle, die Zeugen desselben gewesen, stimmen darin überein, daß sie nie etwas Herzlicheres, Innigeres geschaut. Der Vater überwachte und leitete persönlich die Erziehung seiner Kinder, hielt streng auf ernste, pflichttreue Thätigkeit und spornte seine Söhne an, sich so auszubilden, daß sie ihre eigene Lebensstellung sich erringen könnten. Arbeit galt ihm nicht als Spielerei, sondern als ernste, strenge Pflicht. Erst nach gewissenhafter Anstrengung durfte die Erholung folgen. Ein Mann der That war er: Männer der That, der Pflichttreue und der Anstrengung sollten auch die Söhne werden. Sein Beispiel zog die Seinigen nach. Der Unterricht wurde zu Hause ertheilt, bis die obersten Klassen des Gymnasiums zu weiter ausgedehntem Wettkampf riefen. Bis dahin hatten Erzieher — zuletzt und am längsten Herr Dr. Jöppen — den vollen Unterricht geleitet. Der eifrige und gewandte Lehrer genoß das verdiente Vertrauen und die Liebe von Eltern und Kindern auch im reichsten Maße. Er gehörte mit zur Familie, und ein „alle beisammen" war dem Hausherrn nicht denkbar, ohne daß der Erzieher seiner Kinder, den er selbst wie ein Kind des Hauses hielt und liebte, sich gleichfalls einfand. Es gab nichts, was mit ihm nicht besprochen wurde, nichts, woran nicht auch er seinen Antheil hatte. Am 27. October 1858 begrüßte der Verewigte mit Freudenthränen seinen Erstgeborenen; 31 Jahre später gedachte er bei des Sohnes Geburtstage, dem letzten, den er selbst hienieden erlebte, mit inniger Rührung der Freude, welche er damals empfunden, und konnte seinem Erben das ehrende Zeugniß ausstellen, daß er ihm in all diesen Jahren nur Trost bereitet habe.

Mit man möchte sagen schwärmerischer Liebe und Hingabe hingen denn auch alle Kinder an ihrem Vater. Er war ihr Stolz und ihre Freude, er der Glanz und die Krone des Hauses. Und als der Rathschluß Gottes einen Abschied fürs Leben auferlegte, da wurde allen das Theuerste, das Liebste entrissen, was sie besaßen, das Licht ihrer Tage

war erloschen. Sie wußten es und fühlten es, wie sehr er selbst sie liebte, für jedes einzelne besorgt war und stets nur ihr Wohl im Auge hatte. Sie wußten es auch und sahen es, mit welcher Treue er seinen eigenen Pflichten nachkam, mit welcher Opferwilligkeit, sich selbst stets vergessend, er der Kirche, dem Staate, seinem engern und weitern Vaterlande diente. Vor ihren Augen stand er im Glanze der Ehre und Hochachtung, die er beim Volke, die er bei Hohen, ja bei den Höchsten genoß. Daher ihre Bewunderung für ihn und die begeisterte Verehrung, mit der sie ihn umgaben. Sein Wunsch war Gesetz; ihm helfen, ihm irgendwie dienen zu dürfen galt als beneidenswerther Vorzug. Kein Opfer erschien zu groß, wenn man dadurch ihm eine Freude bereiten konnte. Er selbst liebte es, sich durch kleine Dienstleistungen von den Kindern helfen zu lassen. Wollten sie sich entfernen, um seine Arbeit nicht zu stören, dann folgte gar oft die Einwendung: „Bleib noch, ich brauch' dich noch zu nothwendig", und bald ergänzte sich der Gedanke durch die Erklärung: „Ich hab's so gern, wenn ihr bei mir seid." Und ihnen war es fürwahr auch keine geringe Freude, wenn sie bei ihm verweilen durften. Zumal in den letzten zehn Jahren dictirte er zeitweise sehr viel, die Kinder waren seine Secretäre. Rasch wie er dachte, strömte die Rede hin und hielt die Schreiber außer Athem. Er liebte es aber, wenn man ihn dabei auf diese oder jene Ungenauigkeit, Wiederholung von Worten u. s. w. aufmerksam machte. Das Vorzimmer, geschmückt mit der langen Reihe von Ahnenbildern in Miniaturen, den Bildern der Fürstbischöfe von Speier, Worms und Bamberg, der Krieger und Staatsmänner, der Deutschherren, der Beter in stiller Zelle — allen voran das Bild des seligen Paulus von Franckenstein aus dem Dominikanerorden —, geschmückt auch mit den Trophäen der Jagd, sodann das eigentliche Arbeitszimmer und der anstoßende kleine Salon mit den Bücherschränken waren der gewöhnlichste Aufenthaltsort der Familie, wenn das Haupt derselben bei ihr weilte und nicht größere Gesellschaft andere Pflichten auferlegte. Mit Jubel wurde der Vater begrüßt, kehrte er aus München oder Berlin zurück, und nahm er Abschied, so wurden die Tage gezählt, wann man ihn wieder sehen würde. Für ihn wurde alles zurechtgelegt und herbereitet, bis er wieder erschiene. Die Verwaltung führte inzwischen der älteste Sohn mit einer Treue und Selbstlosigkeit, daß nur der Vater überall zu handeln schien und, kehrte er zurück, gleich in allem die geebnete Bahn weiter verfolgen konnte. Er selber war erst bei seinen Lieben zu Hause so recht eigentlich glücklich, und sein eigenes Glück weckte Glück und Frohsinn rund um ihn. Freude und

Frohsinn forderte er aber auch. Ein Spiel, welches er mitmachte, vergnügte ihn wenig, wenn nicht Heiterkeit es umgab und durchdrang; ein Mahl behagte ihm erst recht, wenn er mit heiterem Lächeln zum Schluß sagen konnte: „Das war heut' wieder ein Spektakel bei Tisch."

Auch auf die Schwiegerkinder dehnte sich dieselbe Liebe aus, von seiner wie von ihrer Seite. Sie waren ihm Kinder geworden im eigentlichsten und wahrsten Sinne. Am 15. Juli 1885 verließ seine älteste Tochter das geliebte Vaterhaus, um ihrem Gatten, dem Grafen Ludwig Belcredi, nach Mähren zu folgen. Am 6. September 1886 vermählte sich der älteste Sohn mit Prinzessin Julie von der Leyen und Hohengeroldseck und führte am 2. October die neue Tochter in die alte Heimat ein.

Für die übrigen Verwandten, zumal für des Freiherrn Brüder und deren Familien, blieb Ullstadt stets ein trautes Heim. Die Idee, welche den Majoraten zu Grunde liegt, der Familie einen dauernden, festen Mittelpunkt zu geben, an den sich alle Glieder anlehnten, wo sie Halt und Sicherheit fänden, wurde da zur vollen Wirklichkeit. Nicht als Gäste kamen sie in ein fremdes Haus; der Schloßherr und dessen Familie wußten eine solche Furcht zu bannen. Sie kamen in ein Heim, das auch ihnen gehörte. Dieses Gefühl legte sich warm ins Herz, wenn sie am Schloßportale vom Bruder oder Onkel und dessen Angehörigen umarmt wurden. In verwickelten Familienangelegenheiten wurde er stets zu Rathe gezogen.

Und weit, weit dehnte sich die Gastlichkeit des freiherrlichen Schlosses. „Was katholisch dachte und katholisch kämpfte", fand sich auf dem Schlosse ein (Stammingers Gedächtnißrede). Die hervorragenden Männer des engern und weitern Vaterlandes, die Kirchenfürsten wie die großen Parlamentarier fanden dort stets die freundlichste Aufnahme und eine Herzlichkeit des Empfanges, die jeden Zwang im ersten Augenblick verscheuchte und in ihrer ungezwungenen Liebenswürdigkeit schon die Einladung zu baldiger Wiederkehr einschloß. Kamen jüngere Leute zum Besuch oder erbaten sie sich schriftlich den Rath des erfahrenen Mannes, so wurde ihnen dieser stets in der freundlichsten Weise gespendet. Trotz Ueberbürdung mit Arbeit setzte sich der Freiherr wohl hin — und es reute ihn die Zeit nicht, welche er verwandte —, um in einem mehrere Bogen umfassenden Briefe die vorgelegten Fragen allseitig und gründlich zu beantworten. Aber noch eindringlicher als das Wort sprach die That. An seinem Beispiele konnten sie, mußten sie schauen, wie man zugleich vornehm — unabhängig und pflichttreu — arbeitsam sein konnte, wie die Pflicht jedem Vergnügen vorgeht und doch wieder nach gethaner Arbeit die ungezwungenste Heiterkeit

herrschen kann, wie wahres Glück nur dort zu finden, wo wahre, echte Liebe waltet, wie man endlich wahrhaft glücklich sein kann, ohne dabei sein eigenes Glück, d. h. die Befriedigung seiner eigenen Interessen, im Auge zu haben. Wie weit und wie mächtig sein Wort und Beispiel gerade in dieser Richtung gewirkt hat, weiß Gott allein.

Dieselbe gewinnende Güte des Freiherrn dehnte sich aus auf das ganze Gesinde. Patriarchalisch, väterlich kennzeichnet sich dieses Verhältniß. Alle gehörten zur Familie, das wußten sie; drum lebten sie auch für dieselbe. Mit ganzer Hingabe gehörten sie ihm und den Seinen. Ihre gesammte Ideenwelt war abgeschlossen in dem Interesse, dem Wohl und Weh der Familie. „Für ihn durchs Feuer gehen", das war der Ausdruck, mit dem sie selbst ihre Stellung kennzeichneten. Was hatten sie auch anders zu sorgen? Er sorgte ja für sie in gesunden und kranken Tagen. Kamen sie in Noth, er half; lagen sie auf dem Schmerzenslager, so wurde ihnen nicht bloß ärztliche und andere Hilfe zu theil: kein Tag verging, an dem nicht die Familie selbst sich theilnehmend, tröstend und helfend einstellte; dauerte es länger, so wurde eine Barmherzige Schwester zur Pflege bestellt. Mit einem Wort, sie wußten, daß sie zur Familie gehörten. Das Andenken an ihn lebt in ihnen fort; nun er im Grabe ruht, ruft das Gedächtniß immer wieder seine Güte und Treue in die Erinnerung zurück, unter Thränen sprechen sie von ihm; mit dem gnädigen Herrn zusammengekommen, ihm irgendwie behilflich gewesen zu sein, gilt ihnen allein schon als ausreichender Titel, auf ihre Dienste und Hingabe Anspruch erheben zu dürfen.

Daß bei einem solchen Charakter auch die Gutsangehörigen in wahrhaft väterlicher Weise behandelt wurden, versteht sich jetzt von selbst. Sie ehrten und liebten ihn darum auch alle. Sein Verlust ging allen tief zu Herzen. Ernste und tiefe Trauer legte sich auf aller Antlitz, als die Kunde von der schweren Erkrankung des Gutsherrn sich im Orte verbreitete. Und als die Nachrichten bedenklicher wurden, füllten sich die Augen mit Thränen, und heiße Gebete stiegen aus jeder Wohnung zum Himmel empor, einen von allen so sehr gefürchteten Schlag abzuwenden. Am 22. Januar verkündete die Sterbeglocke, daß der Tod eingetreten. Lautes Schluchzen mischte sich mit den dumpfen Klängen, die vom Kirchthurm her die Trauerbotschaft verkündigten. „Mehr als Sie's wissen, ist's allen leid", klagten auch die wortkargen und ihre innersten Gefühle verbergenden Leute. War im Orte jemand krank, so kam der „Gnädige Herr" immer, selber nachzusehen, erfreute durch seine Leutseligkeit und half in jeglicher Weise. Charakteristisch für dieses Verhältniß bleibt die Aeußerung

eines protestantischen Ortsangehörigen: „Schade, daß dieser Herr nicht unseres Glaubens ist; es fehlt ihm sonst gar nichts zur Vollendung des Mannes."

Eine Gelegenheit, alle die eben geschilderten Beziehungen des Verstorbenen im klarsten Lichte zu zeigen, bot sich bei der Feier der silbernen Hochzeit am 18. Mai 1882. Die Sonne des ungetrübtesten Glückes leuchtete über Ullstadt. Erst wollte Freiherr Georg den Tag bei seiner Schwiegermutter in Seyfriedsberg zubringen. Aber die Kinder baten und drängten, die Feier gehöre in das geliebte Heim, und zögernd wurde ihr Wunsch erfüllt. Es war ein Fest nicht bloß für die Familie, sondern für Verwandte und Bekannte, für die ganze Umgegend. Und da der Centrumsführer damals auf der Höhe seiner so ausgedehnten Wirksamkeit stand, so war es, wie damals die „Germania" mit Recht betonte (Nr. 235), eine Feier von allgemeiner Bedeutung, „an welcher Kirche und Vaterland, Krone und Adel, wie das gesammte katholische Bayern und Deutschland gleich lebhaften Antheil nahmen und in regstem Wetteifer bekundeten".

Schon am Vorabend, den 17. Mai, brachten die Gemeinden Ullstadt und Langenfeld, welche festlichen Schmuck angelegt, dem Jubelpaare einen Fackelzug. Sodann traten die Kinder in ihre Rechte. In einem Festspiele und in lebenden Bildern, eingeleitet durch einen sinnigen Prolog, brachten sie zum Ausdruck, was ihr Herz an Liebe und Verehrung für die theuern Eltern empfand. Die Poesie selbst, die Anordnung, die Darstellung, alles war ihr Werk. Und wie es tief von Herzen kam, so drang es wieder tief zu Herzen. Erst etwas überrascht, fast bang über die Kühnheit der Kinder, waren die Eltern dann im Innersten bewegt und entzückt von den so warm empfundenen Aeußerungen echtester Kindesliebe. Am Festtage selbst begab sich das Jubelpaar, begleitet von der ganzen Familie, den Gästen und den Gemeindeangehörigen zur Kirche. Es war das Fest Christi Himmelfahrt. Ein eigener Gottesdienst konnte darum nicht gehalten werden. Aber die rührende Ansprache des katholischen Pfarrers brachte zum Ausdruck, was alle bewegte. Schon auf dem Weg zur Kirche hatte der protestantische Pfarrer im Ornat namens der Glaubensgenossen seine Patronatsherrschaft begrüßt. Nach dem Gottesdienst ging es zurück zum Schloß. Drei Viertelstunden brauchte der Zug, bis alle an Ort und Stelle angelangt. Nun wurden die Deputationen empfangen: Beamte des Hauses, der Ortschaft, der Umgegend, Abgeordnete des Centrums, der deutschen und der bayerischen Adelsgenossenschaften. Der Flügeladjutant Sr. Majestät des Königs Ludwig, Graf Lerchenfeld, der an

erster Stelle vortrat, überbrachte ein eigenes Handschreiben des Monarchen und für die Baronin einen riesigen, prachtvollen Blumenstrauß. Von Rom traf, von einem Gratulationsschreiben des Cardinal-Staatssecretärs Jacobini begleitet, eine Photographie des Heiligen Vaters ein mit eigenhändiger Unterschrift desselben und dem päpstlichen Segen für die ganze Familie. „Edel ist ihr Mann, wenn er sitzet an den Thoren der Stadt mit den Gesetzgebern des Landes“ (Spr. 31, 23), hatte Leo XIII. eigenhändig unter das Bild geschrieben, darüber die Widmung mit seinem Segen. In unzähligen Telegrammen wurden die Jubilanten beglückwünscht; Briefe, Geschenke aus allen Himmelsgegenden bekundeten, in wie weite Kreise die Theilnahme an dem herrlichen Feste hineingedrungen war. Die Vertreter der Centrumsfraction und der deutschen Adelsgenossenschaft überreichten prachtvolle Adressen, deren kunstvolle Ausführung überall verdiente Bewunderung erregte.

Aber die Vorsehung hatte Freiherrn von Franckenstein ein weiteres Feld der Thätigkeit zugewiesen als bloß seine Gutsherrschaften. „Wahr und treu“ bewies er sich auch da im vollsten Maße. Schon 1847 in den Kgl. Hausritter-Orden vom hl. Georg aufgenommen, beschwor er feierlich seine Treue gegen Glauben, Fürst und jegliches Recht, und er hat seinen Schwur unverbrüchlich gehalten. Die Worte, die er am letzten Patronatsfeste des Ordens, am 8. December 1889, sprach und die uns die Tagespresse verkündete, waren nichs anderes als der Ausdruck dessen, was er selbst durch sein eigenes Beispiel lebendig vor Augen stellte: „Treu unserem heiligen römisch-katholischen Glauben, treu dem Allerhöchsten Kgl. Hause, treu dem Gelöbnisse, das wir alle vor Empfang des Ritterschlages abgelegt haben, gerecht und dem Rechte dienend und tapfer in Vertheidigung jeden Rechtes wollen wir bis an unser Lebensende bleiben.“ Der Orden galt ihm nicht als eine bloß äußere Zuthat oder als bloß ehrenvoller Schmuck seines Namens. Er verkörperte ihm die Idee der wahren Ritterschaft des hohen, adeligen Sinnes, der auf Großes, Ideales gerichtet ist, die Idee der echten, mannhaften Treue, der muthvollen Festigkeit im Eintreten für Wahrheit und Recht, im Kampfe gegen Lüge und Unrecht. So faßte er den Orden, so wollte er ihn gefaßt und geachtet wissen. Daher war der Orden ihm auch so theuer. Es kam allerdings dazu, daß er im hl. Georg seinen eigenen Namenspatron verehrte. In den verschiedenen Kunstgebilden seines Schlosses ist keine Gestalt, welche öfter, mannigfaltiger hervortritt als diese, von dem kunstvoll gearbeiteten Tintenfaß an bis zum prachtvollen silbernen Tafelaufsatz (Geschenk seiner fürstlichen Schwieger-

mutter zur silbernen Hochzeit), der den hl. Ritter auf hochbäumendem Rosse darstellt, wie er in jubelnder Siegesfreude sein Schwert schwingt, das soeben den Drachen niedergeschmettert hat. In der Uniform der Georgi-Ritter erschien er zur Gratulationscour bei der goldenen Hochzeit des deutschen Kaiserpaares am 11. Juli 1879; in eben derselben ist er in die Gruft gesenkt worden.

Als die äußere Form des Ordens einen reicheren inneren Gehalt zu fordern schien, war er einer der Eifrigsten, der die Aufnahme der Krankenpflege in die Ordensstatuten befürwortete. Bei der Errichtung der zwei Ordensspitäler in Nymphenburg und Brückenau nahm er hervorragenden Antheil. Wie viel Mühe und Last ihm daraus erwuchs, davon hat nur jener einen Begriff, der weiß, wie beschwerlich solche Neugründungen sich gestalten. Seit 1877 Großkanzler, widmete er gerade der charitativen Thätigkeit seiner Genossenschaft reges Interesse. Bis an sein Lebensende ging aller Rothwein für die beiden Spitäler aus seinem eigenen Keller. Prinzregent Luitpold rühmt daher in seinem Beileidschreiben an die Wittwe des Verstorbenen dessen Thätigkeit auf dem Gebiete der christlichen Nächstenliebe: „Groß sind die Verdienste, die sich der Dahingeschiedene in dem Hausritter-Orden vom hl. Georg, zumal in der Eigenschaft als Großkanzler, erwarb. Der christlichen Charitas mit edlem, ritterlichem Sinn ergeben, wirkte derselbe in ausgezeichnetem Maße für Schöpfungen, die fortdauernd Segen bringen werden.“ Ein Lieblingswunsch blieb ihm indessen unerfüllt. Er wollte ein drittes Ordensspital in Nürnberg errichten und die Leitung Barmherzigen Schwestern übergeben. Die Aufnahme in dasselbe sollte unentgeltlich sein. Der Tod ereilte ihn, bevor der Plan ausgeführt werden konnte.

Was auch bei seinem Krankendienste wieder hervortrat, war sein volles, werkeifriges Erfassen einer Idee. Es war ihm nicht genug, durch Beiträge für diesen Ordenszweck thätig zu sein. Er nahm persönlich am Krankendienste theil, half bei Amputationen, verband mit großem Geschick und stets gleichbleibender gewinnender Güte und Heiterkeit. Im Jahre 1870 that er dies mit solcher Ausdauer, daß, wie er selbst später erzählte, ihn der Geruch von eiternden Wunden gar nicht mehr verlassen wollte. Und damit war seine Thätigkeit in der Krankenpflege noch nicht erschöpft. In Marktbibart, in dessen Nähe Ullstadt liegt, hatte man Herbst 1870 ein Spital eingerichtet für Schwerverwundete, welche die Fahrt von Kitzingen bis Nürnberg nicht ohne Gefahr oder große Beschwerden bestehen konnten. Einrichtung, Pflege war vorhanden, verwundete Soldaten, denen man

dieselbe zuwandte, mehr als genug. Doch wer bestritt den Unterhalt? Als Retter in der Noth stellte sich der Schloßherr von Ullstadt ein. Aber nicht bloß deckte er die Kosten, versah er die Kranken mit allem Bedarf aus eigenen Mitteln, eigenem Keller, nicht bloß sprach er in herzgewinnender Freundlichkeit mit allen und entließ keinen unbeschenkt, sondern, was lauter für den Adel seines Herzens spricht, er interessirte sich um die persönlichen Verhältnisse, that persönlich Dienstleistungen, half bei der Pflege und erschien auch später noch Tag für Tag, als die Schlachten längst ausgetobt und die Blattern in dem Spital zu Marktbibart ihren Einzug gehalten hatten. Noch zehn Jahre später hielt ein Droschkenkutscher Münchens den Sohn des Freiherrn auf der Straße an und dankte ihm; denn sein edler Vater sei im Spital von Marktbibart der größte Wohlthäter seines Sohnes geworden.

Treu war er seinem engern Vaterlande Bayern und dessen angestammtem Königshause. Im Jahre 1847 in den Reichsrath eingeführt, kam er sehr früh in das parlamentarische Leben und gewann durch die Jahrzehnte lange Erfahrung jene sichere Festigkeit, welche später ihn so sehr auszeichnete. Von 1859 an entfaltete er rege Thätigkeit in den verschiedensten Ausschüssen, arbeitete manch wichtiges Referat aus und zeigte sich zumal in den Arbeiten für soziale Gesetzgebung als eines der hervorragendsten Ausschußmitglieder. Manche Förderung der wichtigsten Fragen verdankt ihm Bayern. Mit besonderer Vorliebe benutzte er stets sein Ansehen zu Gunsten von Bittgesuchen armer Gemeinden oder von Eingaben der niedriger gestellten Beamten um Aufbesserung ihrer Lage. Es war der Ausfluß jener Herzensgüte und jenes edlen Gerechtigkeitssinnes, der ihn überall kennzeichnete. Im Jahre 1881 berief ihn das Vertrauen seines Königs auf den Präsidentenstuhl der Kammer der Reichsräthe, und auch die den König ablösende Regentschaft bestätigte ihn in dieser Würde.

Freiherr von Franckenstein war nie, was man einen Hofmann nennt. Dafür war er viel zu unabhängig und freier Franke, dessen Wappenschild nicht umsonst die fränkische Axt aufwies. Als bei Gelegenheit des Wittelsbacher Jubiläums die katholische Adelsgenossenschaft dem König ein Ehrengeschenk überreichte, wurde bestimmt, jede Gabe solle ohne Namen mit einem Motto versehen eingeschickt werden. „Unbeirrt“ wählte da der fränkische Edelmann. Das kennzeichnet seinen Charakter und seine Stellung, die er auch nach außen hin zu wahren wußte. Er war und blieb der freie Mann voll edlen Selbstgefühls und hochadeligen Sinnes, frei von

thörichtem Adelsstolz, aber bewußt der Stellung, der Rechte und der Pflichten, die Gott ihm zugewiesen. „Den hat die Eidestreue zum guten Bayern gemacht“, pflegte sein Schwiegervater von ihm zu sagen. Und ein guter Bayer blieb er sein Leben lang. Für die Selbständigkeit seines Vaterlandes trat er ein, wo immer er konnte. Als dem Reichsrath in München die Versailler Verträge zur Genehmigung vorgelegt wurden, fehlte ihm, obwohl er die herrschende Strömung sehr genau kannte, der Muth nicht, seine offene und freie Rede dagegen zu halten und auch dagegen zu stimmen. Aussichtslos war das Beginnen, er wußte es, aber er hielt es für seine Pflicht, und treu stand er zu dieser.

Nachdem das Deutsche Reich aber einmal gegründet, war er ein Feind jedes kleinlichen Nörgelns. Nur verneinen war seine Sache nie; galt es aufzubauen, war er dabei. Er rechnete mit den gegebenen Verhältnissen und suchte so auch für sein Bayern thätig zu sein, so gut er konnte. Die „Franckenstein'sche Klausel“ bei dem Zollgesetz, das Eintreten für Beibehalten der besonderen Postwerthzeichen zeugen dafür. Von diesem Standpunkte aus muß auch seine Haltung in dem Gesetz über „Alters- und Invalidenversicherung“ beurtheilt werden. Keineswegs verkannte er dessen bedenkliche Seite bezüglich des Staatszuschusses; aber er erblickte in demselben in der nun bestehenden Fassung eine Festigung der Selbständigkeit Bayerns.

Trotz seiner Unabhängigkeit oder, wir wollen lieber sagen, gerade infolge derselben, stand er bei König Ludwig I. wie bei dem unglücklichen König Ludwig II. sehr in Gunst. Sie mußten seine offene Geradheit und unwandelbare Treue achten, darum schätzten und liebten sie ihn. König Ludwig I. liebte überhaupt unabhängige Männer und zeigte stets eine gewisse Vorliebe für Franken. Darum wollte er dem freien und treuen fränkischen Edelmann so wohl. Wie König Ludwig II. ihn schätzte, spricht er selbst aus in jenem Handschreiben, welches die Glückwünsche zur silbernen Hochzeit entgegenbrachte. „Erblicken Sie, mein lieber Baron,“ so schloß dasselbe, „in diesen Zeilen einen neuen Beweis der Anerkennung, welche Ich Ihrer treuen Anhänglichkeit zolle, und seien Sie der besondern Huld und Gnade versichert, mit welcher Ich bin Ihr wohlgewogener König Ludwig.“ Und daß der König auch in seinem umnachteten Geiste noch das Bild seines zuverlässigen Unterthans festgehalten, ergibt sich aus dem Hilferufe, den der Monarch von Hohenschwangau aus an ihn kurz vor der Ueberführung nach Schloß Berg richtete. Das Telegramm, welches ihn sofort zum Könige rief, war aus Reutte datirt und traf den Ver-

ewigten am 11. Juni morgens in Marienbad. Mit dem nächsten Zuge reiste Franckenstein ab, kam nach München und wurde dort von dem Prinzregenten, der am 10. Juni seine Proclamation erlassen hatte, in Privataudienz empfangen. Er theilte diesem auch mit, er sei entschlossen, dem Wunsche seines Souveräns Folge zu leisten; er gehe nach Reutte und wolle den König zur Abdankung bewegen. Alle Verhandlungen, welche der Uebernahme der Regentschaft vorausgegangen, lagen damals noch nicht vor, und so müssen wir dem offenen Muthe und der Königstreue, welche der edle Freiherr bei dieser Gelegenheit bekundete, alle Anerkennung zollen. Erst auf die Erklärung des Prinzregenten, der König sei nicht in Reutte, sondern in Hohenschwangau, es werde überhaupt niemand zu ihm gelassen, mußte die Fortsetzung der Reise aufgegeben werden.

Kleinlicher Parteihaß hat natürlich nicht verfehlt, diese Treue dahin zu deuten, Franckenstein habe so sehr nach dem Ministerportefeuille gegeizt, daß er damals die allgemeine Verwirrung habe benutzen wollen, sein Ziel zu erreichen. Früher habe der König dem Ansinnen der clericalen Partei auf ein Ministerium Franckenstein stets widerstanden; erst in letzter Stunde habe er sich dazu entschlossen, als jede andere Hilfe versagte. Nichts ist unrichtiger als eine solche Auffassung. Wollte der Verstorbene „Streberthum" üben, so brauchte er nicht bis zu den Tagen der Katastrophe zu warten. Sein ganzes Wesen widerstrebte mit jeder Faser einem solchen Beginnen. Zudem stand er auf einer Höhe des Ansehens und Einflusses, daß der Ministerstuhl ihn nicht reizen konnte. Die Bildung eines Ministeriums war ihm bereits 1875 angeboten, Handschreiben gingen hin und her: an der Festigkeit der Grundsätze des Edelmannes zerschlugen sich damals die Verhandlungen. Er lehnte mit aller Unterwürfigkeit, aber zugleich mit voller Entschiedenheit ab. Die Initiative war vom Könige selbst ausgegangen. Zur Hoftafel geladen, wurde der Freiherr zu eingehenden Besprechungen mit dem Monarchen herangezogen. Er entwickelte dabei seine Grundsätze und Ansichten mit einer Klarheit und Ueberzeugung, daß sie tiefen Eindruck machten. Gebeten, dieselben schriftlich vorzulegen, reichte er ein größeres Memorandum ein, welches in aller Schärfe die mündlichen Auseinandersetzungen wiederholte. Die Folge war jene Aufforderung zur Bildung eines Ministeriums. Im Jahre 1886 sodann wieder aufgefordert, lehnte er aufs neue ab.

Wie es seine Pflicht gegen Fürst und Vaterland erheischte, wollte er, nicht wankend in der Treue gegen seinen König, auch die Einsetzung der Regentschaft erst dann anerkennen, wenn ausreichende Gründe dafür vor-

gelegt würden. Er gedachte dieselben zu fordern bei der Eröffnung des Reichsrathes am 15. Juni. Am 13. schon war das Entsetzliche am Starnbergersee vollzogen, am 14. morgens durchflog die Schreckenskunde von der Isarstadt aus ganz Europa. Damit war die Lage geändert. Am 28. Juni leistete der Prinzregent im Thronsaale der Residenz seinen Eid auf die Verfassung. Freiherr von Franckenstein brachte die Huldigung des Landes in einer markigen Ansprache zum Ausdruck. Sein edles Herz litt unter dem furchtbaren Unglück, und auf seine Gesundheit übten diese Ereignisse eine erschütternde Wirkung aus. Aber gewohnt, der Gegenwart mit ihren Pflichten fest ins Auge zu sehen und unbeirrt das zu sagen, was er an seiner Stelle zu sagen für nothwendig erachtete, drängte er auch in dieser Ansprache kurz zusammen, was sein Herz bewegte: „Das monarchisch gesinnte, seinem Herrscherhause treu ergebene bayerische Volk hat in den letzten Wochen viel des Jammers erlebt. Heute blickt dasselbe mit unerschütterlichem Vertrauen, mit innigster Zuversicht auf Eure Königliche Hoheit und weiß, daß es der Wille Eurer Königlichen Hoheit ist und stets sein wird, daß allen volles Recht werde, daß es die vornehmste Sorge Eurer Königlichen Hoheit sein wird, den Wohlstand des theuern Vaterlandes mehr und mehr zu heben, daß Eure Königliche Hoheit unverbrüchlich festhalten werden an den Verträgen, welche seit 16 Jahren die deutschen Stämme verbinden, daß endlich Eure Königliche Hoheit als edler Sprosse des erlauchten Wittelsbacher Königshauses stets und immerdar Bayerns Recht voll und ganz wahren werden."

Von dem engern Vaterlande begleiten wir Freiherrn von Franckenstein zur Thätigkeit, die er ganz Deutschland widmete. Das Zollparlament sollte die Kluft überbrücken, welche die einzelnen Theile Deutschlands nach den Ereignissen von 1866 voneinander trennte. Franckenstein vertrat dabei den Wahlkreis Eichstätt. Bei der Eröffnung des Deutschen Reichstages candidirte er zuerst wieder in Eichstätt, unterlag aber. Als Fürst Löwenstein im Jahre 1872 wegen Gesundheitsrücksichten aus dem Reichstag schied, wurde der Schloßherr von Ullstadt an dessen Stelle gewählt. Er blieb auch seinem unterfränkischen Wahlkreis Lohr treu bis zu seinem Tode. Die langen Jahre seiner parlamentarischen Thätigkeit in Bayern hatten ihn geschult, und so gewann das Centrum an ihm eine von Anfang an bewährte, vorzügliche Kraft. Sein Einfluß innerhalb der Partei machte sich bald geltend. Wahrheit und Treue bewährten ihn rasch auch bei denjenigen seiner politischen Freunde, welche bis dahin ihn nicht persönlich gekannt hatten. In kurzem genoß er hohes Ansehen, volles Vertrauen. Sein

reifes und klares Urtheil, sein treffendes Wort, seine zuverlässige Festigkeit in den Grundsätzen bei der größten Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr wiesen ihm eine hervorragende Stelle innerhalb der Partei wie im Reichstage zu. Excellenz Windthorst hatte diese Vorzüge des bedeutenden Mannes schnell erfaßt, wandte ihm sein ganzes Vertrauen zu und zog ihn überall zu Rathe. Schon im Jahre 1875 lenkte er nach dem Ableben des Herrn von Savigny die Wahl eines Vorsitzenden auf den fränkischen Edelmann. Von da an blieben die beiden Männer unzertrennlich vereint, einer den andern ergänzend, bis der Tod sie schied. Nebeneinander saßen sie im Reichstage — „die große und die kleine Excellenz", wie man sie später nannte —, Arm in Arm spazirten sie unter den Linden; in traulichem Gespräch in Berlin und in Ullstadt wurden die Pläne entworfen, nach denen man vorgehen wollte.

Es sei hier noch eines andern verehrten Mitarbeiters und Freundes aus den Reihen der Centrumskämpfer Erwähnung gethan, des Domkapitulars und Regens Dr. Moufang, der, in jahrelanger inniger Freundschaft mit Franckenstein verbunden, von ihm in wichtigen, zumal den kirchlichen Fragen gern zu Rath gezogen wurde, wenn die gemeinsame Arbeit sie in Berlin vereinte, oder wenn Moufang, wie es seit Jahren seine Gewohnheit gewesen, die kurzen Herbstferien, die er sich gönnte, in Ullstadt zubrachte. Nur im Herbste 1889 fehlte der gefeierte und geliebte priesterliche Gast. Krankheit hatte seine Kraft gelähmt. Da eilte Franckenstein zum greisen Freunde und erfreute dessen Herz durch seine Treue. Als Moufang einige Monate später die Nachricht von der schweren Erkrankung Franckensteins erhielt, da ließ der ehrwürdige Greis sich in ein Kloster führen und bat mit strömenden Thränen im Gebete für seinen sterbenden Freund. Wenige Wochen darauf folgte er ihm in die Ewigkeit.

Es war nicht leicht gewesen, für den so gewandten und liebenswürdigen Herrn v. Savigny einen entsprechenden Nachfolger zu finden. Der frühere Gesandte am Bundestag war ein vollendeter Edelmann, geschätzt bei hoch und niedrig. Seine reiche Erfahrung, die Klarheit seiner Grundsätze wie die Festigkeit seines Charakters, dazu die gewinnende Herzlichkeit und der edle Ton seines Umganges hatten ihn für die Parteileitung besonders befähigt. Auch in Regierungskreisen genoß er hohe Achtung. Freiherr von Franckenstein rechtfertigte aber die auf ihn gesetzten Hoffnungen.

Fünfzehn Jahre lang hat er an der Spitze des Centrums im Reichstage gestanden. Bei jeder neuen Wahl ehrte ihn das ungeschmälerte Ver-

trauen seiner Parteigenossen. Wie schwierig seine Aufgabe die langen Jahre hindurch oft gewesen ist, wissen wir. Die persönlichen Interessen und Anschauungen, die mitgebrachten Ideen und Wünsche, die politischen und socialen Auffassungen, zuweilen auch die kirchlichen, gehen bei einer so zahlreichen, aus allen Theilen Deutschlands sich ergänzenden Partei nothwendig gar oft auseinander. Der ganzen Ruhe und Klarheit eines überlegenen Mannes, der ganzen Gewandtheit eines diplomatischen Geistes bedarf es, um die Gegensätze auszugleichen, dabei der vollen, tiefgründenden Ueberzeugungstreue, des nie wankenden Festhaltens an den einmal als unantastbar hingestellten Grundsätzen, um nicht die gesammte Partei auf unsichere Pfade zu führen. Gerade als Vorstand der Centrumsfraction bewährte der Verstorbene diese Eigenschaften in glänzender Weise. Das Vertrauen, welches seine Freunde ihm entgegenbrachten, rechtfertigte er in ausgezeichnetem Maße. „Wahr und treu", so zeigte sich der Führer auch in den verwickeltsten Verhältnissen und in den schwierigsten Lagen. „Man konnte sich immer auf ihn verlassen", dies Lob zahlreicher seiner Parteigenossen ist ihm ins Grab gefolgt. Treffend sagte daher Fürstbischof Dr. Georg Kopp in seiner Trauerrede im St.-Hedwigs-Krankenhause zu Berlin: „Worin lag denn das Geheimniß seines Einflusses? Man sah in sein offenes, treues Auge und las in demselben seine Wahrhaftigkeit, die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, die Festigkeit seiner Ueberzeugung. Man hörte seine ruhige, besonnene Sprache und fand die Vertheidigung einer Sache in seinem Munde angenehm, würdig, ohne Verletzung. Wie oft hat er deshalb durch seinen Rath verwickelte Verhältnisse entwirrt! Wie oft mit seinem Einflusse dem Frieden und der Einigkeit gedient!"

Ueberdies entwickelte er eine rastlose Thätigkeit. Pflichttreue spornte ihn unablässig. Obwohl für seine eigene Gutsverwaltung, für seine anderen Stellungen in einer Weise in Anspruch genommen, daß man sich wundern mußte, wie ein Mann dem allem genügen konnte, war er doch im Stande, alles, was man von ihm erwartete, ganz zu leisten. Gerade der aufopfernde Fleiß, mit dem er sich oft in die kleinsten Einzelfragen hineinarbeitete, wurde wiederholt bewundert. Er dachte und handelte außerordentlich rasch und bestimmt. Mit der Zeit geizte er, ohne dadurch im mindesten seine socialen Pflichten zu vernachlässigen oder jemanden gegenüber weniger freundlich und dienstbeflissen zu sein. Er reiste viel bei Nacht; so wurde Zeit gewonnen. Hatte er auch bis Mitternacht gearbeitet, so traf ihn doch der frühe Morgen wieder an der Arbeit. Und in den zahllosen Commissionssitzungen, die er gar oft als Vorsitzender zu leiten hatte,

wie im Plenum des Reichstages bewährten sich dieselben Eigenschaften. Seine sich nie verläugnende Ruhe, sein weiter Blick, der auch abweichende Ansichten überschaute und das Berechtigte darin herausfand, wiesen ihm jene Ueberlegenheit zu, die alle an ihm anerkannten. Schon 1879 wurde er an die Spitze der Commission berufen bei der so einschneidenden Zolltarifvorlage. 1881 ward er Vorsitzender der Commission zur Prüfung eines Entwurfes für ein Unfallversicherungsgesetz, und von da an nahm er dieselbe Stelle ein bei allen Commissionen des Reichstages, welche sich mit Arbeiterversicherungsvorlagen zu beschäftigen hatten. Das Krankenversicherungsgesetz vom Jahre 1883, das Unfallversicherungsgesetz vom Jahre 1884 erhielten in der von ihm geleiteten Commission jene Form, in der sie später angenommen wurden. Mit welcher Ausdauer und Kraft er für die Ausdehnung der Unfallversicherung in den Folgejahren und endlich für die volle Durchberathung des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes im Jahre 1889 eintrat, lebt noch in frischer Erinnerung. Er trat für letzteres ein, wie oben bemerkt, um „die Selbständigkeit der Bundesstaaten zu stärken“. Weil ihm das Wohl der Arbeiter warm am Herzen lag, und weil er denselben die erhoffte Hilfe nicht länger vorenthalten zu sehen wünschte, bemühte er sich, wenigstens das Erreichbare durchzusetzen, obschon er sich der Mängel, die das Gesetz in mancher Beziehung enthält, vollständig bewußt war. Dabei war er jedoch zu edel, um nicht deswegen die Vertrauensfrage an die Fraction zu richten, deren große Mehrheit seine Anschauungen in dieser Angelegenheit nicht theilte und nachmals gegen das Gesetz gestimmt hat. Es wird immer zu den schönsten Beweisen der wirklich führenden Stellung, die er sich in der Partei errungen, zählen, daß gerade die schärfsten Wortführer der Mehrheit sich beeiferten, diese Vertrauensfrage herzlichst zu bejahen, und die Fraction in denkwürdiger Sitzung ihn einstimmig bestürmte, ihr treu zu bleiben, wie sie ihm — trotz alledem.

Seine hervorragende Stellung bewirkte es, daß Franckenstein mit dem damaligen Leiter des ganzen Staatswesens von 1879 an in häufige Berührung kam. Gerade bei wichtigen parlamentarischen Verhandlungen wurde er von Fürst Bismarck wiederholt zu vertraulichen Besprechungen eingeladen.

Zu all diesen Vorzügen gesellten sich seine verbindlichen Umgangsformen, seine Leutseligkeit oder, wir wollen gleich den richtigen Ausdruck gebrauchen, seine große Herzensgüte und sein Wohlwollen, das er allen ohne Ausnahme entgegenbrachte. Und endlich kam dazu, und das stellt

ihn in unseren Augen noch höher, seine geradezu bewunderungswürdige Selbstlosigkeit und seine wahrhaft christliche Demuth.

Sich selbst, seine Ideen und Wünsche in den Vordergrund gestellt, seinen Namen genannt, sein Lob verkündet zu hören, mit Erfolgen der Partei seine eigene Persönlichkeit als ausschlaggebend verbunden zu sehen: nichts lag ihm ferner als ein solches Streben. Selbstlosigkeit betonte er bei der Erziehung seiner Kinder. Ein Opfer von ihnen gebracht, wobei die eigene Person vergessen schien, erfreute ihn in tiefster Seele. Die volle Anerkennung dafür trat sicher bei irgend einer Gelegenheit wieder zu Tage, um zum Fortschritt auf diesem Wege anzuspornen. Auch bei Beurtheilung anderer pflegte er ganz regelmäßig Selbstlosigkeit oder Selbstsucht in den Vordergrund zu stellen. Und was er von anderen forderte, darin ging er selbst mit leuchtendem Beispiel voran.

Was er persönlich Gutes gethan oder Uebles erlitten, das entschwand seinem Gedächtniß. Hatte jemand ihm einen Dienst erweisen können, so war und blieb er dafür von Herzen dankbar; das vergaß er nie. Glaubte er jemanden gekränkt zu haben, so war er rasch bereit, um Verzeihung zu bitten. Die aufrichtige, „selbstverständliche" Art und Weise, wie er es that, hinterließ einen tiefen Eindruck. „Recht behalten wollen" war nie seine Sache. „Nur nicht überführen", pflegte er oft zu mahnen. Ihm selbst ging es gegen die innerste Natur, seiner Meinung überall Geltung verschaffen zu wollen. So unbeugsam er war in seinen Grundsätzen, so wenig war er eigensinnig. Auch im öffentlichen Leben trat dies hervor. Hatte er bei irgend einem Vorschlage, einer Position seine Ansicht geäußert, so scheute er sich nicht, dieselbe zurückzuziehen, sobald weitere Aufklärungen ihn von der Richtigkeit des Gegentheils überzeugten. So war es in Commissionsberathungen, so in öffentlichen Sitzungen. Anderen böswillige oder unlautere Beweggründe unterschieben zu hören, war ihm ein Greuel. Er selbst that es nie. Lieber ließ er sich täuschen und vergaß. Dafür war freilich auch sein härtestes Urtheil, das er über jemand fällen konnte: „Der Mensch kann ja nicht wahr sein!" Aber es fiel nur, wenn ihm gehäufte bitterste Erfahrungen den unabweisbaren Beweis für die Berechtigung geliefert. Er kannte eben nur Geradheit und Edelsinn. Für anderes fehlten ihm, so möchte man sagen, einfach die Begriffe. Von Mißtrauen lag keine Faser in seiner offenen, wahren Natur. Seine Veranlagung war eher optimistisch. Daher auch sein offenes, vertrauensvolles Wort, selbst dort, wo andere eher klügliche Zurückhaltung angerathen hätten. Gern hoffte er von Menschen und Dingen das Beste, setzte das

Beste voraus, bis das Gegentheil bewiesen war, faßte alles von seiner guten Seite auf und hoffte so am ehesten zum Ziele zu gelangen, niemand ein Unrecht zuzufügen. Als es sich in einer Zollfrage um eine Maßregel handelte, welche einschneidende Folgen für die Großgrundbesitzer nach sich zog, wurde er einst von den Seinigen gefragt: „Wie stehst du dich denn dabei?“ Ueber eine solche Frage schien er geradezu verblüfft. Mit einem unnachahmlichen Tone des Erstaunens gab er die einfache Antwort: „Daran habe ich noch gar nicht gedacht.“ Die Sache allein, die Sache stets und überall, das war es, was seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Was entspricht am meisten dem allgemeinen Wohl? das einzig und allein fragte er sich. Wie ein Vorschlag für ihn persönlich oder seine Verhältnisse wirkte, danach zu fragen oder gar danach seine Entscheidung zu geben, kam ihm überhaupt nicht in den Sinn.

Als ihm am Ende des Jubeljahres 1888 der Heilige Vater durch den Grafen Konrad Preysing, seinen langjährigen vertrauten Freund, die große goldene Medaille überbringen ließ, freute er sich innig und recht von Herzen über diese Auszeichnung. Aber bei Freunden darüber zu sprechen, fiel ihm nicht im entferntesten ein. Und doch hätte er gerade damals wohl Grund gehabt, manchen Angriffen gegenüber auf dieses Zeichen des Vertrauens und der Anerkennung von seiten der höchsten kirchlichen Gewalt hinzuweisen, vielleicht sogar wäre er es sich und der Partei, die er vertrat, schuldig gewesen. Aber er war zu selbstlos, zu demüthig.

Man muß diesen so hervorragenden Charakterzug des großen Mannes vor Augen haben, um dessen Thätigkeit im öffentlichen Leben und in der Parteileitung richtig zu würdigen. Seine Wahrheit und Treue erwarben ihm das volle, hingebende Vertrauen seiner Partei nicht bloß, sondern der ganzen Volksvertretung, ja der höchsten Würdenträger in Kirche und Staat, auch seiner Souveräne. Aber das unverbrüchliche Siegel prägte seine Selbstlosigkeit darauf. Jetzt wußte man sehr gut, daß kein Wort dictirt, kein Schritt eingegeben war von Eigennutz oder Eigensucht. Darum traute man ihm und verließ sich auf ihn. Das war oft seine überlegene Stärke. Nun wurden seine Vermittlungsvorschläge ohne Rückhalt als das genommen, was sie waren; nun fand sein ruhiges Wort die Mittel, eine Kluft zu überbrücken, welche da und dort sich aufgethan; nun wußte er in seiner gewinnenden Weise die Gegensätze auszugleichen, welche nicht selten hervortraten. Glaubte er die Verschiedenheit der Meinungen anerkennen zu sollen, so trat er auch ein für die satzungsmäßige Abstimmungsfreiheit der einzelnen. Daher die Erscheinung, daß bei einigen Fragen die Ansichten

und Stimmen der Partei sich theilten. Um die Sache allein war es ihm zu thun, nie um ein Uebergewicht seiner Person. Wie oft wurden Maßregeln, Vorschläge, wozu er die Anregung gegeben, bei späterem Erfolg mit anderen Namen verknüpft! Was kümmerte es ihn? Das Gute, welches er angestrebt, war erreicht; das genügte; etwas anderes hatte er nie gewollt. War er genöthigt, in den Vordergrund zu treten, so war ihm dies geradezu peinlich. Forderte aber seine Pflicht es, so trat er auf seinen Posten. Gab er dann im entscheidenden Augenblicke seine kurzen, bestimmten Erklärungen ab für sich selbst oder im Namen seiner Freunde, so wußte jeder, was das besagen wollte; jede Mißdeutung war ausgeschlossen.

Und man würde irregehen, glaubte man, diese hohen Eigenschaften seien bloß von seiner Partei gewürdigt worden. Bei allen Parteien ohne Ausnahme genoß Freiherr von Franckenstein das Ansehen eines edlen, aufrichtigen, treuen Mannes. Seine gewinnende Persönlichkeit fesselte auch die Gegner; der Redlichkeit seiner Gesinnung, dem Edelmuth seines Strebens, der Tüchtigkeit seiner Geschäftskenntniß, der Gewandtheit seines persönlichen Umganges zollten alle ihre Achtung. Man konnte anderen Anschauungen huldigen, andere Ziele erstreben; bekämpfte er sie, so geschah es rein sachlich, mit der vollen Ruhe der objectiven Würdigung. Persönlich verletzt hat er nie, wie er sich nie persönlich verletzt zeigte. Vom Jahre 1879—1887 hielt er unbestritten seinen Posten als erster Vicepräsident des Deutschen Reichstages inne. Erst als die Parteileidenschaft, nicht gegen seine Persönlichkeit zunächst, sondern gegen die Sache, die er vertrat, keine Rücksicht mehr kannte, mußte er weichen. Es war aber ein glänzendes Zeugniß, welches ihm gleich nach seinem Tode von dem Präsidenten eben jener Körperschaft, die ihn aus dem Präsidium entfernt, ausgestellt wurde: „Ein echter deutscher Mann, fest und treu, wahr und ohne Furcht, selbstlos, recht und schlecht, ein Mann, karg an Worten, aber von großer Thatkraft und weitem Blick, eine Autorität überall, wohin sein Pflicht ihn rief."

(Schluß folgt.)

J. Fäh S. J.

Das undogmatische Christenthum.

Undogmatisches Christenthum — lautet die neueste Parole im Lager des liberalen Protestantismus; Christenthum, aber kein Dogma — tönt es uns einstimmig vom jüngsten Deutschen Protestantentag entgegen. Das Dogma, behauptet man, ist unverträglich mit der stolzen Wissenschaft des 19. Jahrhunderts; darum muß es fallen. Ohne Christenthum aber können wir nicht existiren; weder gelangt unsere arme Seele zur Ruhe, wenn wir das Christenthum abwerfen, noch können wir, reich und arm, ohne Christenthum miteinander leben; darum bleibe das Christenthum. Aus allen Verlegenheiten errettet uns ein undogmatisches Christenthum.

Die Idee eines undogmatischen Christenthums ist nicht so ganz neu. Die Religion der reinen Menschenliebe, dieses Schoßkind der Freimaurer, sowie der Indifferentismus mit seinem höchsten Princip: alle Religionen sind gleich gut — beide enthalten, wenn sie überhaupt das Christenthum noch nicht aufgegeben, die Idee eines undogmatischen Christenthums. Am nächsten aber steht der neuen Religionsauffassung der vulgäre Rationalismus mit seiner Läugnung alles Uebernatürlichen und seiner natürlichen Erklärung der Thatsachen und Lehren des Christenthums: ein lebensunfähiger, erfolgloser Versuch, mit Beibehaltung des Christenthums das Uebernatürliche abzuschütteln. Ein eigentliches neues System stellte er nicht auf. Er folgte nur den vorgefundenen christlichen Lehrsystemen und der Heiligen Schrift, um an allen einzelnen Theilen seine Erklärungskunst spielen zu lassen. Das System des undogmatischen Christenthums wurde erst in neuester Zeit unter Dach und Fach gebracht, und sein Hauptwortführer ist Herr Dr. Dreyer.

Otto Dreyer, Doctor der Theologie und Superintendent in Gotha, ein gewandter und durch seine sinnige Auffassung sowie seinen geschmackvollen Stil bestechender Schriftsteller, veröffentlichte vor ein paar Jahren eine Schrift unter dem Titel: „Undogmatisches Christenthum" [1]. In derselben sucht er die Nothwendigkeit der Beibehaltung des Christenthums

---

[1] Undogmatisches Christenthum. Betrachtungen eines deutschen Idealisten. Von Otto Dreyer, Dr. theologiae, Superintendent in Gotha. Zweite, vermehrte Auflage. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1888. — Die erste Auflage war nach wenigen Monaten vergriffen.

sowohl, wie der Verwerfung des Dogmas darzuthun, das undogmatische Christenthum durch Hervorhebung seiner Vorzüge zu empfehlen und die wesentlichen Momente desselben in sich und in ihrer Verbindung miteinander darzulegen.

Die Schrift erregte in protestantischen Kreisen großes Aufsehen. „Daß dem lebhaften Interesse an der Frage", so heißt es in der Vorrede zur zweiten Auflage, „vielfach eine freudige Zustimmung zu der Antwort sich beigesellt hat, wird durch eine überraschende Fülle schriftlicher und mündlicher Kundgebungen bewiesen." Die protestantischen Zeitschriften sprachen sich je nach ihrer Richtung für oder gegen sie aus. Eine wahre Aufregung wurde aber, besonders unter den orthodoxen Protestanten, hervorgerufen, als ein angesehener, mehr positiver Theologe, Professor Kaftan in Berlin, in einer Reihe von Artikeln der Zeitschrift: „Die christliche Welt" [1], dem Verfasser des undogmatischen Christenthums sehr bedeutende Zugeständnisse machte. Er geht soweit, daß er Dreyer in dem Vorschlag, das bestehende Dogma zu beseitigen, beistimmt. Darin aber unterscheidet er sich von ihm, daß er das Christenthum eines Dogmas für bedürftig erklärt. Demgemäß verwirft er das undogmatische Christenthum, und schlägt ein neues Dogma vor. Hieran schloß sich eine lange Controverse an [2].

Die Frage ward für den 18. Deutschen Protestantentag, welcher vom 7.—9. October in Gotha abgehalten wurde, auf die Tagesordnung gesetzt. Referent war Prediger Hanne aus Hamburg. In seiner mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Rede sprach er sich gegen das Dogma, auch gegen das „neue Dogma" Kaftans und für das undogmatische Christenthum Dreyers aus. Superintendent Dreyer entwickelte sodann, ebenfalls unter großem Beifall, die Grundgedanken seiner Schrift: „Undogmatisches Christenthum". Auf den Vorschlag des Predigers Dr. Dreydorff aus Leipzig sah die Versammlung von einer Discussion ab, „um den mächtigen Eindruck des Gehörten nicht zu verwischen". Der Vorsitzende, Kammergerichtsrath Schröder, faßte die Hauptgedanken der beiden Reden noch einmal zusammen und legte folgende Resolution vor:

---

[1] Glaube und Dogma. Die christliche Welt 1889. Nr. 1—5.

[2] Vgl. Glaube und Dogma. Ein Wort zur Erwiederung und Verständigung. Die christliche Welt 1889. S. 133 ff. — Glaube und Dogma. Die christliche Welt 1889. S. 150 ff. Die Artikel Kaftans sind im Sonderabdruck erschienen bei Velhagen und Klasing. — Die Glaubenslehre des undogmatischen Christenthums. Protestantische Kirchenzeitung 1889. Nr. 32—35. — Brauchen wir ein „neues Dogma"? Die christliche Welt 1889. Nr. 40—49.

„Angesichts der Thatsache, daß für die große Mehrzahl der evangelischen Christen die altprotestantische Dogmatik ihre Geltung und Bedeutung mehr und mehr verloren hat und auch von ihren theologischen Vertheidigern nur durch Umbildung, Umdeutung oder vorsichtige Umgehung scheinbar aufrecht erhalten wird, erklärt der Deutsche Protestantenverein in Uebereinstimmung mit den von Dr. Richard Rothe auf dem ersten Protestantentag aufgestellten Thesen:

Wir verwerfen jeden Versuch, die alten Dogmen auch noch unserer Zeit als Glaubens- und Lehrgesetz aufzuerlegen.

Wir halten eine freie Stellung des denkenden und von Herzen gläubigen Christen dem Dogma gegenüber für vollberechtigt und fordern die Anerkennung einer jeden aus ernster wissenschaftlicher Prüfung hervorgegangenen theologischen Ueberzeugung.

Der feste Grund, auf dem wir einmüthig stehen, ist das Evangelium Jesu Christi, welches vor allen Dogmen vorhanden war, mit seiner Fülle von religiösem und sittlichem Leben."

Diese Resolution wurde einstimmig angenommen.

Bei der Trennung von der Kirche protestirten die Protestanten gegen die Autorität der Kirche, welcher sie angehört hatten. Jetzt verwirft eine so mächtige Partei durch ihre Wortführer offen die symbolischen Schriften der Protestanten, und erkennt auch den wichtigsten Grundwahrheiten des Christenthums gegenüber keine Glaubenspflicht mehr an. Diese Vorgänge im Schoße des Protestantismus, welche dem vollkommenen Abfall vom Christenthum die Wege bereiten, sind auch für uns Katholiken viel zu wichtig, als daß wir uns damit begnügen dürften, von denselben nur durch eine beiläufige Zeitungsnotiz Kenntniß zu nehmen. Wir wollen in folgendem die neue Religion nach ihrem Wesen unseren Lesern vorführen und sie auf ihren Werth prüfen. Wir legen dabei Dreyers Schriften zu Grunde, die zuverlässigsten und beinahe einzigen Quellen, und werden uns bestreben, in Darstellung seiner Lehre soviel als möglich seine eigenen Worte beizubehalten.

I.

Der Grund, weshalb Dreyer ein undogmatisches Christenthum einführen will, ist die erschreckend große Zahl derjenigen, welche dem dogmatischen den Rücken zugekehrt haben, und der Conflict, in welchem die Glaubenslehren, nach seiner Ansicht, mit den Errungenschaften der modernen Wissenschaft und unserem heutigen Geistesleben stehen.

„Seitdem zum letztenmal die christliche Glaubenswahrheit in feste Formen gegossen wurde, ist die gesammte Geisteswelt eine andere geworden. Die Wissenschaft hat rapide Fortschritte gemacht. Ein großer Theil ihrer

Ergebnisse steht zweifellos fest. Die aus solcher großartigen Arbeit resultirende moderne Weltanschauung ist die Luft, die jedermann athmet ... Die überlieferten Glaubenswahrheiten aber wollen sich dieser geistigen Welt nicht einfügen." [1] Sie sind unhaltbar geworden. „Man kann Dinge, die nach allgemein herrschender Ueberzeugung nun einmal absolut unmöglich sind und nicht etwa nur einem bestimmten Wissen, sondern der Grundvoraussetzung alles Wissens der Gegenwart ins Gesicht schlagen, nicht predigen, man kann sie auch selbst nicht glauben." [2] Wunder sind nach den feststehenden Resultaten der modernen Wissenschaft unmöglich [3]. Der menschliche Ursprung der Bibel ist unwiderleglich erwiesen [4]. Christus ist, wie unendlich hoch er auch alle Mitmenschen überragt, ein bloßer Mensch; auch ist er nicht mit einer übernatürlichen Botschaft Gottes an die Menschheit betraut. Ueberhaupt ist die Lehre vom Uebernatürlichen, welche der gesammten Kirchenlehre zu Grunde liegt, mit dem modernen Geistesleben unvereinbar [5].

Nach solchen Erklärungen sollte man glauben, daß Dreyer mit so vielen Tausenden unter den Protestanten dem Christenthum den Abschied gäbe. Aber nein, mit den negativen Geistern will er keine Gemeinschaft haben [6]; er bezeugt seine ganz besondere Zuneigung den strenggläubigen Protestanten, den wirklich gläubigen Orthodoxen, jenen, welche die überlieferten Lehren nicht aus Naivität, Heuchelei, Politik, sondern aus Ueberzeugung festhalten [7]. Christlich, will er, soll unser Volk bleiben, und ernst und eindringlich schildert er das Unglück derjenigen, welche sich vom Christenthum lossagen, und die Gefahren, welche aus ihrem Abfall unserem Gesellschaftsleben erwachsen.

„Staatsmänner, Männer der Wissenschaft und Kunst, viele unter den Einflußreichsten und Angesehensten im Volk — kühl bis ans Herz hinan stehen sie jeder religiösen Bewegung gegenüber. Fromme Begeisterung ist ihnen religiöse Schwärmerei, Gebet und sonstige Uebung der Andacht bei einem gebildeten Manne fast ein psychologisches Räthsel. Bringt eine jugendliche Seele von dem heiligen Feuer der Religion noch etwas mit in ihre Reihen: durch Schweigen und Achselzucken, durch vollständiges Ignoriren ist dafür gesorgt, daß es bald bis auf den letzten Funken erloschen ist ... Dieser religiöse Indifferentismus legt sich wie ein furchtbares Bleigewicht auf die Seele unseres Volkes, ihre heiligsten Regungen

---

[1] Undogmatisches Christenthum. S. 13. [2] A. a. O. S. 60.
[3] A. a. O. S. 21. 48. 93. [4] A. a. O. S. 21. 39.
[5] A. a. O. S. 82 f. [6] A. a. O. S. 99. [7] A. a. O. S. 57.

erstickend." [1] „Ohne Religion verödet und verdorrt die Menschenseele. Die Religion allein ist der Himmelsquell, der auch in der äußersten Dürre des Daseins frisch bleibt." [2] Diejenigen, welche sich von ihr losgesagt haben, verfallen, wie ihre Stimmführer es eingestehen, dem entsetzlichsten Pessimismus und schleppen das Leben hin wie eine unerträgliche Last. Dreyer versichert, daß er vergebens in ihren Reihen solche gesucht habe, die mit sich selbst zufrieden seien. „Bei dem einen war das rastlose Arbeiten leidenschaftlich wie ein verzehrendes Feuer, aus dem andern klang ein unbefriedigtes Fragen nach des großen Räthsels Lösung, und über dem dritten lag es wie tödtliche Lebensmüdigkeit, da er auf die Lösung gänzlich verzichtet. Unverwüstlichen Lebensmuth und tiefen Frieden ... habe ich nur bei den Helden des Glaubens gefunden." [3]

Mit der Schnelligkeit der Bewegung, die unsere Zeit vor anderen auszeichnet, dringt die religionslose Bildung hinab bis in die untersten Schichten des Volkes. Dort aber, wo sie nicht mehr, wie bei den höher stehenden, kunstreich geschmückt und maßvoll gegürtet einhergeht, zeigt sie erst ihre wahre Gestalt. „Jede Gewißheit des Erkennens und Handelns geräth ins Schwanken, Autoritäten gelten nichts mehr, die Pietät schwindet immer mehr, das letzte Einheitsband unter den Menschen droht zu zerreißen, jede andere Macht eher als die Religion regiert das Leben, und jedes heilige Mysterium muß weichen vor dem nur allzu klar bewußten Drängen nach Genuß und Besitz." [4]

Die schlimmsten Dinge sind für die Gesellschaft zu befürchten. „Der Baum wird nicht lange mehr grünen und blühen, wenn die Wurzel tödtlich erkrankt ist. Die Religion aber ist die Wurzel des Volkslebens und sie ist nicht gesund." [5] „Die Masse der Bajonette, die strengsten Gesetze, die weisesten Regierungsmaßregeln werden den Staat nicht vor dem Verderben schützen, wenn dem Volke die Religion nicht erhalten bleibt." [6] Angesichts der weiten Verbreitung des Unglaubens in den niederen Volksschichten ist darum das kaiserliche Wort: „Die Religion muß dem Volke erhalten werden", vielen zu Herzen gegangen. „Aber man hat diesem Worte die Seele geraubt, indem man um der Sicherheit des Staates willen ihm zustimmte und indem man sich selbst von dem Volke ausnahm. Was uns die Wissenschaft und Kunst ist — so hörte man in den Reihen der Gebildeten —, das muß den anderen, die sich zu dieser Höhe nicht

---

[1] A. a. O. S. 15. [2] A. a. O. S. 26.
[3] A. a. O. S. 16 f.; vgl. S. 36. [4] A. a. O. S. 16.
[5] A. a. O. S. 13 f. [6] A. a. O. S. 53.

emporschwingen können, die Religion sein ... So wollen sie aus Mitleid und Klugheit zugleich — und vielleicht auch ein wenig aus Furcht — dem Volke die Religion erhalten wissen, ohne sie selbst zu besitzen." [1]

So wären denn einerseits die überlieferten Glaubenslehren angesichts der Errungenschaften der modernen Wissenschaft nicht mehr aufrecht zu erhalten; andererseits können wir ohne Christenthum nicht existiren. Wo zeigt sich uns ein Ausweg aus der Verlegenheit? Finden wir ihn vielleicht in den zahlreichen Versuchen der Vermittlungstheologen, die aus den übernatürlichen Lehren und Ereignissen der christlichen Religion diejenigen preisgeben, welche der modernen Weltanschauung allzu anstößig erscheinen, andere minder schroffe dagegen beibehalten? Unmöglich. Denn von diesen Theologen wird das Princip aufgegeben, und darum hat ihr Christenthum keinen Halt. Es handelt sich bei ihnen um ein Mehr oder Weniger von Zugeständnissen; um dies Mehr oder Weniger ist auf der ganzen Linie zwischen den Vermittlern ein niemals ruhender Kampf entbrannt, während die Orthodoxen über alle ohne Unterschied den Bannstrahl schleudern. Das Unternehmen, zwei unvereinbare Weltanschauungen miteinander zu vereinigen, ist aussichtslos [2]. Nur ein einziger Weg führt zum Ziele: das Dogma ist ganz preiszugeben und das Christenthum ganz zu wahren — die Rettung ist das **undogmatische Christenthum**.

II.

Ein undogmatisches Christenthum? Ist das nicht ein unvollziehbarer Begriff? Ist das nicht ein Unding, ebenso sehr wie ein viereckiger Kreis? Solange man den Worten Religion und christliche Religion, Dogma und Glaube den gewöhnlichen Sinn beläßt, ist dies ganz gewiß der Fall. Religion in subjectivem Sinne besagt nämlich das rechte Verhältniß des Menschen zu Gott — dieses Verhältniß nach seiner ganzen Ausdehnung betrachtet. Sie schließt demnach als wesentliches Moment die Erkenntniß jener Wahrheiten und Normen ein, durch welche das rechte Verhältniß zu Gott theoretisch ausgedrückt und praktisch bestimmt wird. Die Summe dieser Wahrheiten und Normen ist Religion in objectivem Sinne. In der christlichen Religion sind uns dieselben von Christus übernatürlich mitgetheilt, und die entsprechende übernatürliche Erkenntniß ist der Glaube, das Fürwahrhalten derselben auf die Autorität Gottes hin. Wie der Glaube, so sind also auch jene geoffenbarten Wahrheiten ein wesentlicher

---

[1] A. a. O. S. 16; vgl. S. 56. [2] A. a. O. S. 58 ff.

Bestandtheil der christlichen Religion. Diese Wahrheiten nun nennen wir Dogmen im engern und weitern Sinne. Ohne Dogmen gibt es mithin kein Christenthum.

Dreyer jedoch legt jenen Worten einen andern Sinn bei, und, wenn wir uns mit seiner Lehre genauer bekannt machen wollen, so müssen wir vor allem seine Ausdrucksweise verstehen. Wie so viele protestantische Theologen, besonders nach Schleiermacher, versteht er unter Religion „Leben in Gott: Sehnsucht, Ahnung, Streben, selige Erfahrung.“ [1] Mit der Religion wird der Glaube durchweg identificirt. Religion oder Glaube hat den Sitz im Gemüthe, „wo Vertrauen und Liebe wohnen, wo die wechselnden Empfindungen einander kreuzen“ [2]. Verstand und Wille sind also weniger bei der Religion betheiligt. Sie wohnt in der dunkeln, schlecht controlirbaren Heimat der Gefühle, in jener Region der menschlichen Seele, in welcher sich das sinnliche Begehrungsvermögen mit dem Princip der rein geistigen Thätigkeit in Zuneigung und Abneigung vereinigt. Lehre und Dogma tritt also, weil Gegenstand unserer Verstandesthätigkeit, schon naturgemäß zurück.

Aber wie können jene religiösen Anmuthungen und Stimmungen ohne Lehre entstehen, und wie verhalten sie sich zum Dogma? Die Verkündigung der Lehre, glaubt Dreyer, ist nicht nothwendig, um das religiöse Leben im Gemüthe wachzurufen. Die Wurzeln der Religion finden sich in diesem selbst. Bei dem beständigen Wechsel und Wandel des gesammten äußern und innern Lebens sucht das menschliche Gemüth etwas absolut Festes, bei der Unfähigkeit, in den sichern Besitz der Wahrheit durch eigenes Bemühen zu gelangen, sehnt es sich nach einer Offenbarung, bei seiner eigenen Schwäche will es sich einer Autorität anlehnen. Eine Macht über ihm, welcher es sich fügen muß, ein Wille, der unbedingt gilt, eine Wahrheit, an welche die menschliche Kritik gar nicht heranreicht, Althergebrachtes und Bleibendes, an dem es pietätvoll hängt, ein Glaubensleben, an welchem alle Menschen ohne Unterschied der Stände theilnehmen, eine Religion, gegen welche alles andere in den Schatten tritt, Geheimnisse, in die es sich versenkt — dies alles sind natürliche Postulate des frommen Gemüthes [3]. Aus diesem entstehen seine religiösen Anmuthungen und sein religiöses Leben überhaupt. Weder Verkündigung einer Lehre noch speculative Erkenntniß der religiösen Dinge durch den Verstand ist

---

[1] A. a. O. S. 2. [2] A. a. O. S. 34. 75 und oft.
[3] A. a. O. S. 3 ff.

nothwendige Vorbedingung für die Religion. Nicht ausgeschlossen ist „eine eigenthümliche Art der Erkenntniß des Uebersinnlichen", zu welcher der Mensch „nicht auf discursivem, sondern auf intuitivem Wege" gelangt [1]. Die Fähigkeit dieser Erkenntniß beruht, wenn nicht ausschließlich, so doch in erster Linie im Gemüth [2]. Wenn Dreyer sagt, das religiöse Leben werde durch Offenbarung Gottes geweckt, so versteht er die Worte in einem vom herkömmlichen ganz verschiedenen Sinne. Diese „göttliche Offenbarung ist nicht die Mittheilung einer Lehre, sondern schlechterdings nichts anderes als die Offenbarung Gottes selbst. Er tritt aus seiner Verborgenheit hervor, er gibt sich dem suchenden Menschengemüthe kund" [3]. Unter Offenbarung versteht Dreyer überhaupt kein unmittelbares Eingreifen Gottes; denn er bestreitet die Möglichkeit eines derartigen Eingreifens. Wir können diese „Offenbarung" — wenn wir sie nicht in pantheistischem Sinne erklären sollen — nur darin finden, daß Gott, welcher den Menschen erschaffen, in sein Gemüth auch jene religiösen Bedürfnisse gepflanzt hat, aus denen naturgemäß die Gefühlsreligion erwächst.

Die Religion kann indessen auch von einem Menschen auf andere übertragen, von einem apostolischen Manne verbreitet werden, aber nicht sowohl durch Belehrung und Unterricht als durch unmittelbare Uebertragung der religiösen Glut des eigenen Herzens in das des andern. Der Nutzen der Predigt besteht nicht darin, daß die Gemeinde von der Wahrheit einer Lehre überzeugt wird. „Die kirchliche Gemeinde als solche hat weder die Aufgabe noch die Absicht, nach der größern oder geringern Vereinbarkeit des Gepredigten mit dem, was sonst etwa noch den denkenden Geist beschäftigt, zu forschen. Ein derartiges Thun gehört in die Stunden der kirchlichen Erbauung überhaupt nicht hinein. Wenn der Prediger durch sein lebendiges Zeugniß es erreicht, daß die Gemeinde sich vor Gott gedemüthigt und zu ihm erhoben, erschüttert, gestärkt, vereinigt, getröstet fühlt, so werden die Gedanken, welche zur Erzielung der Wirkung geholfen haben, um so mehr vergessen, je kräftiger die Wirkung ist . . . Genauer zugesehen, sind es auch gar nicht die Gedanken, welchen die Wirkung zuzuschreiben ist. Es ist vielmehr die überzeugungsvolle Persönlichkeit des Predigers, welche, um ihr eigenes Leben durch das Mittel der Rede in andere Seelen zu übertragen, natürlich der Gedanken als Vehikel bedarf — und es wird auch nicht gleichgiltig sein, was für Gedanken dies sind,

[1] Protestantische Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland 1889. S. 815.
[2] Ebendas. S. 811. Vgl. Undogmatisches Christenthum. S. 34. 79.
[3] A. a. O. S. 28.

aber das Ziel der Gedankenbewegung ist in diesem Falle, die Saiten des religiösen Gemütes in Schwingung zu setzen und durch heilige Antriebe den Willen anzuspornen. Ist dies erreicht, so haben die Gedanken eine selbständige Bedeutung nicht mehr.“ [1]

Damit wir die Möglichkeit einer Uebertragung des eigenen religiösen Lebens auf andere begreifen, werden wir von Dreyer auf die Bedeutung der Persönlichkeit, der Individualität eines Menschen hingewiesen. „Der verborgene Wesensgrund eines jeden Menschen durchwaltet entschieden fühlbar, aber nicht faßbar, alles, was von ihm nach außen erscheint. Er leuchtet aus den Augen, zittert aus dem Klang der Stimme, prägt sich in den Formen des Leibes aus, bestimmt die ganze Art, wie der Mensch sich trägt und bewegt, umgibt ihn, wie eine wohl- oder wehethuende Luft. Er bewirkt jene unerklärlichen Sympathien und Antipathien, die für die meisten Menschen entscheidender sind, als alle vernünftigen Gründe.“ [2] Die Persönlichkeit des Künstlers offenbart sich im Kunstwerke, die des Gelehrten in seinen Schriften, die des Politikers in den Maßregeln, die er ergreift. „Dagegen gibt es ein Gebiet, auf welchem die Persönlichkeit nicht in etwas außer ihr Liegendes gestaltend sich hineinlegt, sondern wo sie es allein mit ihrer eigenen Kräftigung und Reinigung zu thun hat. Dies ist das religiöse Gebiet.“ [3] Aber wenn die heilige Gottesflamme der Religion in dem Innern des Menschen „glüht, so wird sie gewiß auch nach außen scheinen und wärmen, sein eigenes Wesen und Wirken nach allen Seiten und seine Umgebung durchleuchten“. Er wird auch die Religion verbreiten. Dies geschieht nun „. . . auf doppelte Weise: theils so, daß von einer Person auf andere und von diesen dann weiter durch die Reihen der Geschlechter hindurch das religiöse Leben sich verpflanzt, theils so, daß durch Vermittlung des Wortes und der Schrift das religiöse Leben eines längst von dieser Erde Geschiedenen in den Späterlebenden neu sich entzündet. Beide Weisen müssen zur vollen Wirkung einander ergänzen. Denn die Verbreitung durch Menschen hat die Unmittelbarkeit lebendiger Berührung für die an die Sinnenwelt gebundenen Menschen voraus; dagegen hat der Funke in seinem Lauf durch die Kette an ursprünglicher Kraft verloren. Umgekehrt bewahrt das Wort in wunderbarer Weise die ursprüngliche Kraft; um aber diese zu entbinden und in uns überzuleiten, können wir ihre, wenn auch schwächere Fortdauer in lebendigen Personen nur schwer entbehren.“ [4]

[1] A. a. O. S. 61 f. [2] A. a. O. S. 66.
[3] A. a. O. S. 68 f. [4] A. a. O. S. 69 ff.

Zur Erklärung dieser Lehre von der Entstehung und Verbreitung der Religion seien hier einige Worte hinzugefügt.

Dreyer vermischt in seiner Lehre Wahres mit Falschem. Ganz gewiß ruht im Menschenherzen ein Trieb nach Religion, und bei Verbreitung der Religion und des religiösen Lebens durch das Wort trägt ohne Zweifel die persönliche Ueberzeugung und die Wärme, mit welcher der Prediger seine Lehren vorträgt, sehr viel dazu bei, der Religion, die er predigt, Eingang zu verschaffen. Dies sagt mit Dreyer jedermann. Aber Dreyer geht viel weiter, indem er die Lehre vorträgt, daß der Ursprung der Religion ausschließlich in den religiösen Postulaten des menschlichen Gemüthes zu suchen sei, und daß eine Verbreitung derselben nur durch Uebertragung des im eigenen Gemüthe entstandenen religiösen Lebens, nicht aber durch die Predigt einer von Gott gegebenen oder durch Nachdenken gewonnenen Lehre bewirkt werden könne. Eines der Mittel, das eigene religiöse Leben mitzutheilen, ist nach Dreyer freilich auch der Lehrvortrag — aber nicht so, als wenn die Lehre als solche wirkte. „Die persönliche Berührung ist das Entscheidende.“ [1] Wirkt der Prediger einmal ohne Betheiligung seines religiösen Lebens, so geschieht dies, weil die Lehre „von Erfahrungen anderer berichtet und religiöse Persönlichkeiten vorführt“ [2]. In diesem Falle theilt der Prediger dem Zuhörer das religiöse Leben eines dritten mit. Nach Dreyer entsteht die Religion und der Glaube nur aus dem Innern des Menschen; verbreitet wird sie dadurch, daß die Menschen sich gegenseitig ihr religiöses Leben mittheilen. Genauer zu erklären, wie dieses geschieht, ist unmöglich. Es ist auch für Dreyer ein Geheimniß [3].

Diese historisch unwahre und philosophisch unmögliche Darlegung soll natürlich die objectiv gegebene Lehre aus der Religion als unwesentlich entfernen und den Weg zum undogmatischen Christenthum anbahnen. Für Dreyer aber, welcher die Entstehung und Verbreitung der Religion ohne Lehr- und Dogmenverkündigung erklären zu können glaubt, erhebt sich nun die Frage, wie denn das Dogma in die Religion hineingekommen sei. Er antwortet, daß es aus dem religiösen Leben entstand. Wieso denn? Hören wir Dreyer selbst.

„Im Geiste des Menschen liegt das unaustilgbare Bedürfniß, über alles, was kräftig das Gemüth bewegt und für das innere Leben bedeutungsvoll ist, sich möglichst gründliche Rechenschaft zu geben, seinem Ursprung nachzuforschen, im Zusammenhange des Weltganzen ihm seine

---

[1] A. a. O. S. 70. [2] Ebendas. [3] A. a. O. S. 71.

Stelle anzuweisen, mit einem Worte: die erfahrenen Wirkungen zu erklären." Dies gilt vor allem von seinen innern religiösen Erfahrungen und so entsteht denn ein System von religiösen Lehren, das Dogma. Es „ist die in Begriffe gefaßte religiöse Erfahrung". Der Mensch selbst schafft das Dogma. Bei dieser Arbeit muß er sich desjenigen Begriffsmaterials bedienen, welches die herrschende Weltanschauung und Zeitphilosophie ihm zu Gebote stellt. In ein solches Gewand gekleidet wird die religiöse Wahrheit von Jahrhundert zu Jahrhundert überliefert. Aber jene Hülle wechselt, der Glaube, das Gemüthsleben in Gott bleibt. Ist die Hülle einer Zeit fremdartig geworden, so muß man sie abwerfen [1].

Alles dies wird von Dreyer auf die christliche Religion und das christliche Dogma angewandt. Untersuchen wir also, was er von Christus und dem Christenthum lehrt.

Christus ist die vollkommenste religiöse Persönlichkeit, welche jemals die Erde berührt hat. „Sehen wir von Christus ab, so finden wir bei allen religiösen Persönlichkeiten, die wir durch eigene Anschauung oder durch geschichtliche Ueberlieferung kennen, einen Mangel, sei es an Kraft, oder an Gleichmäßigkeit oder an Reinheit des göttlichen Lebens. Denselben Mangel beklagen wir an uns selbst." „Vollkommen einzig steht Christus da. Aus unerschöpflicher Quelle strömt ihm das reinste göttliche Leben. Es durchdringt jede That, jedes Wort, jeden Herzschlag und Athemzug. Das irdische Leben, sonst das göttliche trübend und verbergend, ist bei ihm nur das durchsichtige Gefäß, welches die klaren Fluten aufnimmt und umschließt, daß sie sterblichen Augen sichtbar werden. Da ist überall Gottesnähe und Gottesfrieden, Heiligkeit und Liebe, Kraft und Ruhe zugleich. In zeitlicher Hülle ewiger Gehalt. Ist das menschliches, ist es göttliches Leben? Wer mag es scheiden, da es doch eins und dasselbe ist? Alles wahre Leben ist göttliches Leben. Außer Gott gibt es nur Tod." [2]

Manche Sätze Dreyers haben, wie auch das eben Mitgetheilte, durchaus pantheistische Anklänge, und Kaftan erhebt [3] neben anderen [4] in der That gegen Dreyer den Vorwurf des Pantheismus. Letzteres gab Dreyer die Veranlassung zur Erklärung, daß er mit diesem Irrthume nichts zu thun haben wolle, und er beruft sich auf eine frühere Schrift, worin er die pantheistischen und materialistischen Systeme als nicht christlich bezeichne [5].

---

[1] A. a. O. S. 28 f. 78 f.

[2] A. a. O. S. 72 f. [3] Die christliche Welt 1889. S. 88.

[4] Neue lutherische Kirchenzeitung 1890. S. 214.

[5] Die christl. Welt 1889. S. 134; vgl. S. 54. Protestant. Kirchenz. 1889. S. 765.

Doch will er die Wahrheiten über Gott in so elastischen Sätzen verkündigt wissen, daß sich auch der Pantheist zu ihnen bekennen könne[1].

Aus obigen Worten würde man ferner mit Unrecht schließen, daß Dreyer die Gottheit Christi annehme. Unbedenklich nennt er Christus den Sohn, ja selbst den eingeborenen Sohn Gottes[2], und er sagt, daß wir den wahren Gott in Christo finden[3]. Aber man lasse sich durch solche und ähnliche Ausdrücke, wie sie auch bei einem Wegscheider, Paulus, Strauß, Renan vorkommen, nicht irreleiten. Dreyer kennt nicht ein Annehmen der menschlichen Natur von seiten einer göttlichen Person, wodurch der wahre Gott in wirklichem Sinne wahrer Mensch geworden[4]. Da Dreyer jedes directe Eingreifen Gottes in den irdischen Weltlauf und jedes Wunder läugnet, kann er nicht nur nicht die Gottheit Christi im überlieferten Sinne, sondern auch nicht dessen Geburt aus der Jungfrau annehmen, wie er beide Dogmen auch ausdrücklich von sich weist[5]. Von seinem Standpunkte aus muß er auch die übernatürliche Sendung Christi und überhaupt alles in Abrede stellen, was Christus über die Sphäre des rein Menschlichen erhebt. Die Offenbarung Gottes in Christo entsteht in ihm wie in anderen Menschen; nur gibt Gott sich seinem Gemüthe in *vollem* Maße kund[6], und mit ihm ist Gott vollkommen vereint. Nichts anderes, als dies, darf man verstehen, wenn Dreyer sagt, daß man in Christus Gott selbst findet[7].

Dies genügt nach Dreyer aber auch, die Begründung unserer Religion durch Christus zu erklären. Weil uns in Christo die volle Gottesoffenbarung zu theil geworden, darum strahlt auch aus ihm, wie aus einem allen gemeinsamen Centrum, auf alle die Religion, der Glaube aus. „Warum sollte nicht“, sagt Dreyer, „irgendwo zur Heilung aller das reine Wasser sprudeln? Warum nicht unter den Schwankenden einer fest, unter den Blinden und Halbblinden einer sehend sein? . . . warum nicht, wenn es Gott so will, wenn er die Menschheit als einen großen Organismus geordnet hat, in welchem alle Theile von einem Lebenscentrum beherrscht und von diesem, wenn sie krank werden, geheilt, wenn sie sterben,

---

[1] Protestantische Kirchenzeitung 1889. S. 765. [2] Ebendas. S. 791 f.
[3] Undogmatisches Christenthum. S. 77. 80. [4] A. a. O. S. 20 f. 80.
[5] Protestantische Kirchenzeitung a. a. O.
[6] Undogmatisches Christenthum. S. 28; vgl. S. 77.
[7] Wenn wir in folgendem von der Gottheit Christi, von dem Uebernatürlichen u. s. w. sprechen, so verstehen wir immer, wenn wir nicht ausdrücklich auf einen andern Sinn dieser Worte aufmerksam machen, den ursprünglichen, eigentlichen Sinn, nicht den von Dreyer diesen Worten unterschobenen.

wieder belebt werden sollen? Und warum sollte dieses Lebenscentrum nicht Christus sein? Die Erfahrung Unzähliger bezeugt, daß sie in ihm das Leben gefunden haben ... Die nach Gott verlangende Menschenseele, unbefriedigt von allem andern ... findet Christum, dringt durch alle Einzelheiten seines Lebens bis auf den innersten Grund seiner in Gott wurzelnden Persönlichkeit. Hier findet sie Gott selbst, und ihr Durst ist gestillt ... Die Thatsächlichkeit ist der beste Beweis der Möglichkeit, und vor der gründlichen Stillung des tiefsten Bedürfnisses der Seele weichen alle Zweifel des Verstandes, wie Nebel vor dem Sonnenlicht." [1] So, glaubt Dreyer, werde Christi Wort erfüllt, er sei gekommen, daß wir das Leben und daß wir es reichlich haben sollen [2]. Von Christi Opfertod, als der Quelle des Lebens, auf welchen Christus selbst an eben jener Stelle hinweist, spricht Dreyer nicht. Der Mensch findet nach ihm in Christus das Leben, indem er betrachtend die Persönlichkeit dieses außerordentlichen Menschen auf sich einwirken läßt. Dreyer glaubt durch diese seine Lehre in seinem undogmatischen Christenthum auch das Materialprincip des Protestantismus, daß der Glaube an Christus allein selig mache, zu retten.

„Dieser Glaube an Christum [nämlich] ist ein Schauen des Geistes auf ihn und Hangen des Herzens an ihm, welches die mächtigste Wirkung auf das eigene Herz und von da aus auf das ganze Leben übt. Wie wenn der Anfänger in irgend einer Kunst zum erstenmal das Schaffen eines Meisters sieht — er fühlt sich gänzlich erschüttert in seiner bisherigen Meinung von sich selbst, zugleich aber über sich selbst hinausgehoben und zur Nacheiferung begeistert —, so gewaltig wird jeder, in dessen Seele der angeborene Trieb nach dem höchsten menschlichen Lebensziel unter dem Schutt und Wust der irdischen Dinge noch nicht erstickt ist, von der Persönlichkeit Christi ergriffen, sobald sie ihm einmal klar vor das Bewußsein tritt.... Der Eindruck dieses unbedingten Gehorsams gegen Gott, dieses kindlichen Betens und ruhigen Vertrauens, dieser leuchtenden Wahrheit, dieser völlig selbstlosen und unwandelbaren Liebe zu den Menschen, welche ihm das ärgste Leid anthaten, ist ein solcher, daß die zweifellose Gewißheit in ihm entsteht: so hat Gott der Herr den Menschen, so hat er auch dich gewollt. Zugleich fällt die bisherige Einbildung auf unsere Tugenden und Verdienste wie Zunder und Plunder von uns ab, so daß wir, beschämt über unsere Blöße und überwältigt von dem un-

[1] A. a. O. S. 73. [2] Joh. 10, 10.

geheuern Abstand zwischen dem, was wir sind und was wir sein sollten, zu Boden sinken. Aber wiederum ist der Eindruck nicht der einer strengen Heiligkeit, die uns entmuthigt, sondern es ist auf wunderbare Weise ... eine so milde Liebe unzertrennlich mit der Heiligkeit verbunden, daß wir uns aus dem Staube aufgehoben, sanft an der Hand gefaßt, und zuerst mit brennendem Wunsche, allmählich mit tastenden Versuchen in die Kreise des Lebens Christi hineingezogen fühlen. Daß wir sicher in diesen Bahnen gehen könnten und die Gesinnung Christi aus unserem Reden und Thun klar hervorschiene, daran fehlt noch unendlich viel. Aber im Princip ist das Leben Christi in uns entstanden. Ein kräftiger Keim ist in uns hineingesenkt, welcher, durch die fortgesetzte Gemeinschaft mit Christo genährt und gepflegt, allmählich auch unter Stürmen und Hindernissen erstarkt, während das natürlich selbstische Wesen, zwar immer noch sich regend, doch eine erstorbene Wurzel hat ... So nimmt die gläubige Christenseele die Gesinnung Christi in ihren eigenen Mittelpunkt auf, und ... darf ... sagen: jenes alte ist mein Wesen nicht mehr, es haftet mir nur noch an, in Wahrheit lebe ich jetzt nicht mehr, sondern Christus lebt in mir ... So macht der Glaube den Christen selig.“ [1] Der Glaube sucht Gott. Der Glaube an Christus ist der Glaube an Gott. Denn nicht nur gibt uns Christus eine Lehre von Gott, sondern in ihm offenbart sich uns Gott selbst. Im Spiegel sehen wir die Sonne. „So, wenn wir die Wahrheit und Liebe Jesu Christi erkennen, ist dies wohl die Wahrheit und Liebe eines Menschen, aber so unmittelbar aus der Einheit mit Gott geboren, daß wir die Wahrheit und Liebe Gottes erkennen. Den Unendlichen, Ewigen, Unfaßbaren sehen wir in klarem Spiegel ... Wer mich sieht, der sieht den Vater! Vorher zogen Ahnungen von Gott durch unsere Seele wie wogende Nebel, mit denen das Tageslicht kämpft, bald schien der Ewige uns freundlich, bald wieder furchtbar, und meinten wir den Saum seines Gewandes zu berühren, so war er schon wieder entschwunden. Nur durch den Glauben an Christus wird alles klar, nicht bloß durch seine tröstliche Lehre, daß der ewige Gott unser Vater sei, viel mehr noch durch die Erweisungen einer Gesinnung, welche nirgend sonst, als in diesem Gott ihren Ursprung haben kann, und dadurch, daß wir diese Gesinnung mit unserem heiligsten Wollen erfassen. So finden wir Gott. So entsteht der christliche Glaube an Gott ... Auch alles Wesentliche des christlichen Glaubens sonst erwächst aus dem Glauben

---

[1] Undogmatisches Christenthum. S. 74 f.

an Christum. Wer die Seligkeit der durch ihn gewirkten Gottesgemeinschaft erfährt, dem erscheint die Gottesferne in der Sünde nicht bloß viel furchtbarer, als zuvor, er empfindet sie nun auch als eigene Schuld, die ihn vor Gott verklagt . . . Indem er den alten Menschen mit gründlichem Abscheu dem Tode weiht, fühlt er sich aufgenommen in die Friedensgemeinschaft mit Gott, der ihm die Sünde vergiebt und ihn an sein Vaterherz zieht." Nun erwacht in ihm auch Lust und Kraft zu neuem Leben. Fällt er zurück, so findet er wieder Schutz in der Gemeinschaft mit dem Erlöser. „So ist der Christenglaube ein inneres Weben und Wogen, dessen Herzpunkt ganz ungeschieden Christus ist und Gott, Gott in Christo, Christus in Gott." [1]

Wir kennen nun die Grundlinien des von Dreyer verkündigten „Christenthums". Die Lehre Christi tritt bei demselben in den Hintergrund. In seinen spätern Aufsätzen freilich will Dreyer nicht jede verpflichtende Kirchenlehre verwerfen; doch soll dieselbe so allgemein gehalten sein, daß sie einem jeden innerhalb eines sehr weit gezogenen Kreises zu denken erlaubt, was er will. Hierauf werden wir später zurückkommen. Jetzt kennen wir das undogmatische Christenthum genügend, um untersuchen zu können, wie es sich zu Christus und dem historischen Christenthum verhält.

III.

Des glänzenden Sprachgewandes entkleidet, läßt das von Dreyer vorgelegte Lehrsystem über das Christenthum sich etwa folgendermaßen wiedergeben: Religion oder Glaube ist Ahnung von Gott, Sehnsucht, Streben nach Gott, Trost in Gott. Diese Ahnung, diese Sehnsucht, diese Süßigkeit hat ihren Sitz im Gemüthe und steigt aus dem natürlichen Herzensgrunde des Menschen auf. Im reinsten Glanze und in reichster Fülle, einzig vollkommen entfaltete sich das religiöse Leben in einem Menschen, welcher vor 18 Jahrhunderten in einem verborgenen Ländchen des römischen Weltreiches gelebt hat und Christus hieß. Von seinem erhabenen Bilde wie bezaubert, schließt sich ihm die ganze Menschheit an; sie lauscht den Lehren, die er vorgetragen, und versenkt sich in die Betrachtung seiner Persönlichkeit, um sein religiöses Leben in sich aufzunehmen und im Hinblicke auf seine Tugend und das in ihm wie in einem Spiegelbilde erstrahlende Gottesbild ihre eigene Gottesferne in der Sünde zu beklagen

[1] A. a. O. S. 77 f.

und dadurch Verzeihung ihrer Sünden zu finden und in die Friedensgemeinschaft mit Gott aufgenommen zu werden. Das ist der Ursprung der christlichen Religion. „Und welche Verkündigung", fragt Dreyer[1], „dürfte mit größerem Rechte eine christliche genannt werden, als diejenige, die die Persönlichkeit Christi in den Mittelpunkt stellt und von ihr in alle Herzenszustände und Lebensverhältnisse das verklärende Himmelslicht hineinstrahlen läßt?"

Den Zauber des christlichen Namens kann Dreyer nicht entbehren. Unser Volk, sagt er, will mit Entschiedenheit ein christliches bleiben. Er selbst ist Prediger einer christlichen Confession. Vom Christenthum allein erwartet er Rettung in den Wirren unserer Zeit. Aber genügt der Name, wenn die Sache fehlt? Ist die Religion, die er vorträgt, die christliche? Hat sie überhaupt Anspruch auf den Namen einer christlichen Religion?

Es wäre Zeitverschwendung, eingehend zu zeigen, wie grundverschieden die Dreyer'sche Religion von dem historischen Christenthume ist, welches im Anfange unserer Zeitrechnung seinen Siegeszug durch die Welt begann, Bildung und Gesittung allenthalben verbreitete und alle Verhältnisse durchdringend und umgestaltend der Geschichte der sogen. christlichen Jahrhunderte ihr Gepräge verlieh. Diese christliche Religion ist in Ursprung und Wesen, in Ziel und Mitteln übernatürlich. Sie tritt auf als ein Werk des vom Himmel herabgekommenen Sohnes Gottes — Dreyers Religion ist ein natürliches Erzeugniß des menschlichen Geistes. Jene verspricht dem Menschen, ihn zu einer über seine Natur hoch erhabenen und für seine natürlichen Kräfte unerfaßlichen Seligkeit zu führen und verheißt ihm Vergebung seiner Sünden, auf welche er durch Christi Opfertod und stellvertretende Genugthuung Anspruch habe — für diese Lehre ist in Dreyers Glaubensbekenntniß kein Raum. Das Christenthum erzählt von Wundern und übernatürlichen Thaten, durch welche die Hand Gottes es begründet und ihm überall Eingang verschafft hat; es steht und fällt mit der leiblichen Auferstehung Christi; wenn Christus nicht auferstanden, ist der Christenglaube nichtig, sagt wiederholt der hl. Paulus — Dreyer läugnet für seine Person alle Wunder, und die angebliche Unmöglichkeit derselben, und ihre „Unvereinbarkeit" mit den feststehenden Resultaten der modernen Wissenschaft treibt ihn ja gerade zur Gründung eines undogmatischen Christenthums. Die Ansicht, daß das Evangelium eine übernatürlich geoffenbarte Lehre sei, ist nach ihm ein tief in den Gemeinden

[1] A. a. O. S. 95.

wurzelnder Irrthum, den die Theologen, deren Sache es ist, das Dogma in die Sprache des Glaubens zu übersetzen, immer und überall bekämpfen müssen. Was hat denn Dreyers Religion noch mit jenem Christenthum gemein, welches bis dahin die Religion der christlichen Völker war? Als übernatürlich tritt es auf in allen christlichen Confessionen. In diesem Punkte gibt es keine confessionellen Unterschiede. Wohl haben sich in moderner Zeit Männer erhoben, welche die übernatürlichen Thatsachen des Christenthums und das Uebernatürliche überhaupt wegläugneten. Aber diese haben dann auch entweder consequent sich vom Christenthum abgewandt, oder sahen sich, wenn sie unter christlicher Flagge weiter segeln wollten, zu so unnatürlichen Erklärungen der christlichen Lehren und Thatsachen genöthigt, daß sie längst dem wohlverdienten Spotte anheimgefallen sind. Wir wissen wohl, daß die Lehrstühle der protestantischen Theologie auch heute noch vielfach mit Professoren besetzt sind, welche das Uebernatürliche in die Mythologie verweisen, und dennoch, sei es aus Gewohnheit oder aus anderen Gründen, die von ihnen vorgetragene Lehre etwa christliche Dogmatik und Sittenlehre nennen. Würden diese Männer aber, vor die Frage gestellt, ob die von ihnen vorgetragene Religion das historische Christenthum sei, dieses bejahen?

Doch hat Prediger Hanne ja schon das Schlagwort gefunden, welches als Antwort gelten kann. Das undogmatische Christenthum ist das vordogmatische „Christenthum Christi". Es ist also das eigentlichste, jetzt wieder einmal neu entdeckte, ganz ursprüngliche Christenthum, welches, wie es in der Resolution heißt, auf dem vor allen Dogmen vorhandenen Evangelium als auf seinem festen Grunde steht. Haben denn diese Herren niemals eine Seite des Evangeliums gelesen? Ich schlage zum Versuche aufs gerathewohl das Evangelium auf, und stoße, ohne umzublättern, auf die Worte Christi bei Marcus 14, 27. Dieser und der folgende Vers enthalten eine Prophezeihung Christi, ferner die Ankündigung der Erfüllung einer Prophezeihung des Alten Testamentes, und die Voraussagung der Auferstehung Christi: in zwei kleinen Versen drei übernatürliche Aussprüche und Ereignisse. Das ganze Evangelium ist voll von Uebernatürlichem. Und eine Religion, welche das Uebernatürliche läugnet, wäre das ursprüngliche, auf das Evangelium aufgebaute „Christenthum Christi"?

Darf sich aber nicht die von Dreyer und dem Protestantenverein befürwortete Religion, wenn auch grundverschieden von der überkommenen christlichen Religion, doch mit Recht eine christliche nennen? Fast trium-

phirend ruft Dreyer aus: „Welche Verkündigung dürfte mit größerem Rechte eine christliche genannt werden, als diejenige, die die Persönlichkeit Christi in den Mittelpunkt stellt, und von ihr in alle Herzenszustände und Lebensverhältnisse das verklärende Himmelslicht hineinstrahlen läßt?"

Im Vorübergehen sei darauf aufmerksam gemacht, daß der Inhalt des Wortes „Christenthum" in einem unversöhnlichen Gegensatz zur Lehre Dreyers steht. Er nennt seine Religion eine christliche, weil Christus, nach ihm ein bloßer Mensch, welcher vor 1800 Jahren in Galiläa gelebt hat, ihr Mittelpunkt ist. Man erinnere sich aber, daß dieser Mensch gar nicht Christus heißt, sondern Jesus von Nazareth. Das griechische Wort Christus entspricht bekanntlich dem hebräischen „Messias", und bezeichnet ein Amt und eine Würde jenes Jesus, welche Dreyer ihm abspricht. Messias wird von den Propheten und von den Juden auch schon vor der Geburt Christi ganz allgemein ein ihnen durch übernatürliches Prophetenwort verheißener und mit einer übernatürlichen Botschaft Gottes betrauter Lehrer und König und Erlöser genannt. Als darum Jesus mit seinen Lehren und Wunderwerken auftrat, da fragte man: „Ist dieser nicht der Christus (ὁ Χριστός)?" Die einen glaubten es, die anderen läugneten seine Christuswürde. Auf welche Seite stellt sich nun Dreyer? Mag er noch so Herrliches über Jesus von Nazareth sagen, über die Sphäre des rein Menschlichen hebt er ihn nicht hinaus, und die Messiaswürde kann er nach dem ganzen Zusammenhange seiner Lehre ihm nicht zusprechen. Wie nennt er also seine Religion eine christliche, weil sie sich um Jesus von Nazareth dreht, der nach ihm doch nicht der Christus war? Die Anhänger Jesu, welche in ihm den Messias oder Christus erkannten, nannten sich später Messiasgläubige, Christgläubige, Christen und unterschieden sich durch diesen Namen von jenen, welche in Jesus nicht den Christus sahen. Das Wort „Christenthum", welches Dreyer für seine Religion beansprucht, ist also der kurze Ausdruck für eine Wahrheit, die Dreyer läugnet, und die im geraden Gegensatz zur Lehre steht, welche ihn zur Construirung eines undogmatischen Christenthums veranlaßt. Das „undogmatische Christenthum" soll die Religion der Zukunft sein, weil alle übernatürlichen Lehren, auch die Lehre, daß überhaupt ein Christus gekommen, mit den feststehenden Resultaten der modernen Wissenschaft unvereinbar sind.

Doch sehen wir von der Bedeutung des Wortes Christus ab und lassen wir dasselbe als Eigennamen gelten, hat dann Dreyers Religion Anspruch auf den Namen „Christenthum"? Besteht wirklich auch jener Titel, auf den Dreyer sich bei Inanspruchnahme dieses Namens stützt?

Dreht sich seine Religion wirklich um Jesus von Nazareth als um ihren Mittelpunkt? Wir wollen sehen.

Durchaus ergebener Jünger und Anhänger der modernen „Wissenschaft", konnte Dreyer es bei Aufbau seines Systems nicht übersehen, daß eben diese Wissenschaft, welche das Dogma aus dem Felde schlage, auch gegen das Fundament seiner eigenen Lehre ihre Sturmböcke gerichtet habe. Wird nicht das im Evangelium überlieferte Leben Jesu durch die sogen. „kritische Theologie" mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit angefochten? Und sollte dieses sinken, woher nimmt dann Dreyer das erhabene Bild der Persönlichkeit Jesu, dessen Betrachtung und Nachahmung er aus dem Schiffbruche alles Christlichen allein gerettet hat, als das einzige christliche Hilfsmittel zur Begründung des religiösen Lebens und als den einzigen Rechtstitel auf den Namen von Christen? Dreyer räumt der „kritischen Theologie" ein, daß manche Thaten, Worte, Ereignisse des Evangeliums preisgegeben und ein mythenbildender Proceß im Leben Jesu angenommen werden müsse. Er tröstet sich einigermaßen damit, daß in ihm doch immer deutlicher ein fester, unzweifelhaft historischer Kern sichtbar werde, und daß gerade in den letzten Jahren hierüber die sorgfältigsten Forscher in erfreulicher Weise übereinstimmen. Doch genügt ihm diese Lösung des Bedenkens nicht. Und er hat Recht. Denn wenn man in der evangelischen Lebensgeschichte Jesu einmal zu streichen anfängt, wo will man da aufhören? Und wenn man aus ihr, wie Dreyer dies zu thun durch die Consequenz seiner Lehre getrieben wird, das Uebernatürliche entfernt, wie viel bleibt dann noch übrig? Bleibt für Dreyer noch so viel Material, um jenes erhabene Christusbild zu gestalten, welches, wie er glaubt, eine ganze, religiös kalte und in Laster versunkene Welt hinzureißen und zu neuem religiösem Leben zu begeistern im Stande ist? Dreyer findet einen sonderbaren Weg aus der Verlegenheit.

Das „Bedenken wird nur dann schwinden, wenn wir von allen Außenwerken des empirischen Geschehens in das Innere des heiligen Charakters uns zurückziehen, der über jede Kritik erhaben, seit 1800 Jahren derselbe geblieben und zur Erzeugung der Glaubensgewißheit das allein Maßgebende ist . . . Ist jemals bezweifelt worden, daß er [Christus] dem himmlischen Vater unbedingt gehorsam, die Brüder unendlich liebend, bis zum furchtbarsten Tode getreu, durch keine Versuchung zu erschüttern, durch keinen Undank zu verbittern gewesen ist? Geduldig wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt, für seine Mörder betend? Von einem furchtlosen Wahrheitsmuth sondergleichen und einer sanftmüthigen Milde

sondergleichen? Dadurch hat er von der Zeit seines Erdenwandels bis auf den heutigen Tag die Menschen gewonnen, den härtesten Widerstand besiegt, Unzählige zu Gott geführt ... Diesen bis auf den heutigen Tag und bis in alle Ewigkeit wirkenden Christus sollte man den historischen nennen, denn er ruft fort und fort die gewaltigsten historischen Wirkungen hervor ... Dieser mit Recht so zu nennende Christus ist niemals zweifelhaft gewesen, und er ist es, der die göttliche Glaubensgewißheit schafft. Freilich würden wir ihn nicht haben, wenn er nicht einmal sichtbar über die Erde gegangen wäre. Aber das Empirische seines Erdenwandels ist nur der Keim, aus welchem der Baum seines fortgesetzten historischen Wirkens gen Himmel wächst. Da dieser Baum im hellsten Sonnenlichte vor unseren Augen steht, braucht es uns für unsern Glauben nicht zu kümmern, ob wir den Keim ganz genau kennen. Genug, daß er den Baum erzeugen konnte, in dessen Schatten wir unseres Glaubens gewiß sind."[1] Das heißt mit anderen Worten, ob Christus gewesen ist, wie wir ihn uns vorstellen, darauf kommt es nicht an. Es genügt, uns mit den vergangenen Generationen sein Bild als das eines überaus vollkommenen Mannes vor Augen zu stellen, wenn wir auch nicht wissen, ob und wie weit dieses Bild sich deckt mit dem wahren Bilde des vor 1800 Jahren lebenden Christus. Hiermit gibt Dreyer Christus ganz auf. Denn was Christus uns ist, das ist er uns nach Dreyer nur deshalb, weil er einzig vollkommen dasteht und aus unerschöpflichem Quell ihm das reinste göttliche Leben strömt, welches jede That, jedes Wort, jeden Herzschlag und Athemzug durchdringt. Darum schauen wir in ihm ja Gott wie im klarsten Spiegel. Darum finden wir durch Versenkung in seine Persönlichkeit unser Leben in Gott. Darum werden wir durch Aufnahme des Lebens Christi in uns selbst zu neuem Leben geboren. Nun stellt aber Dreyer gerade dieses in Frage, ob wirklich in Christus jenes reinste göttliche Leben gewesen, oder ob er nicht ein Mensch mit Unvollkommenheiten gewesen, wie alle anderen, vielleicht ein hervorragender Diener Gottes, dessen historische Person erst von der mythenbildenden Phantasie mit jener Herrlichkeit bekleidet wurde, in welcher sie uns nun vor die Seele tritt. Der historische Christus kann also nicht bewirken, was Dreyer ihm zuschreibt, sondern nur ein nach dem Tode entstandenes Phantasiebild. Dieses Phantasiebild nennt Dreyer mit unverzeihlicher Verdrehung der Begriffe den mit Recht so zu nennenden historischen Christus. Der historische

---

[1] A. a. O. S. 85 f.

Christus ist doch nur jener Christus, welcher und wie er wirklich auf Erden gelebt, und in der Geschichte, nicht im Mythus fortlebt. Wenn jenes durch Mythendichtung entstandene Phantasiebild Christi im Laufe der Jahrhunderte wunderbare Wirkungen hervorgerufen, so wird es darum nicht zum historischen Christus; höchstens mag man es eine Fiction von historischer Bedeutung nennen.

Wir begreifen, daß Dreyer, im Christenthum geboren und erzogen, in christlicher Gesellschaft lebend, ja Prediger einer christlichen Religionsgenossenschaft, trotz Preisgebung des Wesens der christlichen Religion, so krampfhaft am Namen Christenthum festhält. Im Christenthum sieht er traditionell noch das einzige Heil für unsere Seele und das einzige Rettungsmittel in den Stürmen unserer Zeit. Aber glaubt er denn, daß er diese Vorzüge des Christenthums auf seine Religion überträgt, weil er sie Christenthum *nennt*? *Seine* Religion wird wahrlich die Stürme unserer Zeit nicht beschwören, und nach den Grundgedanken seiner Lehre ist uns Christus selbst in Angelegenheiten unseres Seelenheiles nicht nothwendig, und sein Satz, daß wir durch Christum allein selig werden und durch ihn allein den ewigen Gott als die unendliche Liebe erkennen[1], unhaltbar. Daß das undogmatische Christenthum unfähig ist, die großen Aufgaben zu lösen, deren Lösung Dreyer von ihm erwartet, werden wir später sehen. Jetzt wollen wir nur zeigen, daß wir für unser religiöses Leben, wenn seine Lehre die richtige wäre, Christi gar nicht bedürfen.

Christus dient uns nach Dreyer — abgesehen von seiner ganz in den Hintergrund tretenden Lehrverkündigung — nur etwa als Vorbild. Sein religiöses Leben und das unserige ist aber rein natürlich und wächst aus dem menschlichen Gemüthe naturgemäß auf. Sollte nun das Vorbild eines andern so unbedingt nothwendig sein, um die religiösen Anmuthungen in unserem Gemüthe wachzurufen, daß dies auf andere Art absolut nicht geschehen könnte? Kann die Sehnsucht nach Gott und die Seligkeit in Gott und was damit zusammenhängt, nicht auch aus dem Grunde unseres eigenen Herzens aufsteigen, oder haben unsere religiösen Gemüthsbewegungen nicht denselben Werth, wenn sie nicht durch einen Hinblick auf einen vor 1800 Jahren in Judäa lebenden Menschen angeregt werden? Wie sind sie denn in Christo selbst, wie in den Völkern vor Christus entstanden, wie werden sie jetzt in denen angeregt, welche Christus nicht kennen?

---

[1] A. a. O. S. 28.

Ferner, wenn einmal der Mensch einer andern Persönlichkeit bedarf, damit deren Einfluß die religiösen Gemüthsaffectionen in ihm hervorrufe, warum muß denn gerade Christus diese Persönlichkeit sein? Vielleicht, weil in keiner andern sich das religiöse Leben so rein und vollkommen findet? Nun wohl; bei mancher andern Persönlichkeit haben wir dafür den Vortheil, daß sie in unserer Nähe weilt und mit ihrem ganzen Einfluß in den Bereich unserer Sinne tritt. Hier gilt, was Dreyer von dem Einfluß der Persönlichkeit im Vergleich zur Kraft von Grundsätzen sagt. „Wie oft, wenn ein Verführer in Menschengestalt mit schmeichelnden Reden und lebendigem Vorbild persönlich einem Menschen nahe tritt, werden alle sorgsam gepflegten Grundsätze zu Schanden", wie auch, so setzen wir hinzu, alle Erinnerungen an eine längst dahingegangene, vor 18 Jahrhunderten auf Erden weilende Person. „Erst die persönliche Nähe des Vaters, der Blick und das Wort eines charaktervollen Freundes richtet die Grundsätze wieder auf und hält von dem verderblichen Wege zurück." [1]

Wenn endlich eine Persönlichkeit der Vergangenheit, welche in der Geschichte schon ihren Einfluß ausgeübt, nothwendig ist, um in unserem Gemüthe die religiösen Gefühle anzuregen, warum muß diese Persönlichkeit denn Christus sein, und einzig und allein Christus? Warum soll man nicht etwa im Herzogthum Koburg-Gotha Christ, auf der Insel Ceylon Buddhist sein?

Eine solche Zumuthung würde Dreyer, davon sind wir überzeugt, mit Entrüstung von sich weisen. Er spricht eine hohe Begeisterung für Christus aus. „Wir sind uns bewußt," sagt er, „daß Christus unsere einzige Passion ist. Ueber die Wahrheit dieses Bekenntnisses können wir niemandem ein Urtheil zugestehen, als dem Herrn selbst. Seine Herrlichkeit allen zu zeigen . . . ist unser einziges Bemühen." [2] Wir wollen die Aufrichtigkeit Dreyers keineswegs in Zweifel ziehen. Aber gerade wegen der Begeisterung für das Christenthum, welche er überall verräth, ist seine dem Christenthum feindliche Lehre um so gefährlicher, und gerade darum hielten wir es um so mehr für unsere Pflicht, den unchristlichen Charakter derselben in ein möglichst klares Licht zu stellen und kräftig zum Bewußtsein zu bringen. Dreyer selbst bewegt sich mit Vorliebe im wogenden Nebel der Gefühle und auf den verschlungenen Pfaden von Combinationen; das Verstandeslicht kühn in seine Lehren hineinleuchten zu lassen, scheint er kaum zu wagen. Darum sieht er nicht die Tragweite derselben

---

[1] A. a. O. S. 76. [2] 1 Petr. 2, 22.

noch auch die Widersprüche, in die er sich verwickelt. So ist z. B. Christus seine einzige Passion wegen seiner Herrlichkeit; aber er weiß ja nicht einmal, ob und in wie weit diese Herrlichkeit Christo wirklich eigen oder ihm nach seinem Tode angedichtet ist. Christus ist ihm der einzige Weg zum Heile, aber das Heil wird als ein solches dargestellt, daß man es auch ohne Christus gewinnen kann.

Wir müssen aber noch einen Schritt weiter gehen. Wenn man die Lehre von der Unhaltbarkeit des überlieferten Dogmas, welcher Dreyer mit aller Entschiedenheit anhängt, von der er bei Empfehlung des „undogmatischen Christenthums" ausgeht, welche das „undogmatische Christenthum" zum wenigsten zuläßt und fördert, wenn man diese Lehre festhält und consequent verfolgt, wird man nicht nur zur Geringschätzung, sondern geradezu zur Verachtung Christi und seines Werkes geführt.

Obgleich Dreyer seine ganze Meisterschaft im Gebrauche der deutschen Sprache aufbietet, um das herrlichste Bild des Stifters unserer Religion zu entwerfen, so beläßt er ihn doch in der Sphäre des rein Menschlichen; er darf ihm nach dem Grundgedanken, von dem er ausgeht, nicht beilegen, was das Dogma ihm beilegt; denn, wenn es Dogmen gibt, welche zu der modernen „Wissenschaft" nicht passen, so ist es gewiß ganz besonders die Lehre von der Gottheit, der vorzeitlichen Existenz, der göttlichen Sendung, der Wunderwerke, der Auferstehung, der übernatürlichen Herrlichkeit und dereinstigen glorreichen Wiederkunft Christi. Christus also ist ein bloßer Mensch. Nun sehe man aber einmal zu, wie dieser „Mensch" sich gerirt.

Er tritt vor sein Volk als dessen Messias, als ein schon seit Jahrhunderten von den Propheten, kraft göttlicher Inspiration angekündigter und von seinem Volke sehnlichst erwarteter Gesandter, als der gottverheißene Erlöser, als der wahre Sohn Gottes. Als solchen bekennt er sich vor der Samaritanerin, vor seinen Jüngern, vor dem Volke und unter Eidschwur vor dem ihn feierlich in der Rathssitzung fragenden Hohenpriester; für dieses Bekenntniß geht er in den Tod. Mit aller Bestimmtheit legt er dar, daß er ein Wesen einer andern Welt, daß er, bevor er auf der Erde erschien, gewesen, daß er vom Himmel herabgestiegen sei, daß er nach Vollendung seines Werkes auf Erden wieder zum Himmel hinaufsteigen und einstens von dort in Herrlichkeit, auf Wolken thronend, und von seinen Engeln umgeben, zurückkehren werde, als Richter der Lebendigen und der Todten. Er selbst verkündigt und läßt seine Apostel verkündigen, daß er wahrer Sohn Gottes, einzig von seinem Vater ge-

zeugt, daß er im Schoße des Vaters, daß er eins mit dem Vater sei und mit ihm wirke, und daß er alle Todten durch sein bloßes Wort wieder aus dem Grabesstaube zu neuem Leben auferwecken werde. Er nennt sich das Licht der Welt, den Weg, die Wahrheit und das Leben, einen vom Vater gesandten Lehrer aller Menschen, welcher höher stehe als alle Propheten; er verlangt autoritativ die Annahme seiner Lehren; Schmach, Verfolgung und Leiden dürfen nicht von ihr abhalten, die Rücksicht auf Vater und Mutter, Brüder und Schwestern kommt nicht in Betracht, wenn es sich um Annahme seiner Lehre handelt; eine herrliche Krone, einen Thron und ewiges Leben im Himmel verspricht er denen, welche seine Lehre annehmen und seinetwegen Opfer bringen und Verfolgung leiden. Er wirkt Wunder aller Art, sendet seine Jünger mit der Gewalt, Wunder zu wirken, sagt, daß diejenigen, die an ihn glauben, noch größere wirken werden; er schreibt sich die Kenntniß der inneren Herzensgedanken zu, sagt die Zukunft voraus, kündigt anderen an, daß er sie ins Paradies aufnehme, vergibt die Sünden, gibt seinen Aposteln die Vollmacht, die Sünden zu vergeben, sendet sie aus, seine Lehre mit Autorität zu verkündigen, und droht allen, welche sie nicht annehmen, mit der Strafe der ewigen Verdammniß.

So tritt Christus auf. Und Christus wäre ein bloßer Mensch? Wir fragen Dreyer, ob jemals ein bloßer Mensch so gesprochen. Und wenn einmal ein bloßer Mensch eine solche Sprache führte, was würden wir von ihm sagen? Wahrhaftig nicht, was Dreyer von Christus sagt: „Aus unerschöpflichem Quell strömt ihm das göttliche Leben. Es durchdringt jede That, jedes Wort, jeden Herzschlag, jeden Athemzug ... Da ist überall Gottesnähe und Gottesfrieden, Heiligkeit und Liebe, Kraft und Ruhe zugleich. In zeitlicher Hülle ewiger Gehalt." [1] Nein, träte ein bloßer Mensch auf, wie Christus, so müßten wir, wo möglich zu seinen Gunsten annehmen, er sei dem schrecklichsten religiösen Wahnsinn verfallen und ihn bemitleiden; wenn diese Annahme unmöglich wäre, wenn dieser Mensch, obgleich bloßer Mensch, mit Bewußtsein von sich sagte, was Christus von sich gesagt, dann müßten wir ihn als einen Gotteslästerer ansehen, wie noch keiner dagewesen, als den elendesten Betrüger, den jemals die Erde getragen, als den abgefeimtesten Bösewicht, den jemals die Sonne beschienen hat. Man erlasse es uns, dieses weiter auszuführen. Oder wird Dreyer die Echtheit der oben mitgetheilten Aussagen Christi über

---

[1] Undogmatisches Christenthum. S. 73.

sich selbst läugnen? Aber sie sind uns von seinen Jüngern als Augen- und Ohrenzeugen verbürgt und derselben Quelle entlehnt, aus welcher Dreyer selbst die Züge für sein Bild vom Tugendleben des Heilandes genommen. Wird er seine Zuflucht zur Behauptung nehmen, daß die Quellen gerade an den von uns benützten Stellen unecht seien? Aber sie gehen durch das ganze Evangelium. Er schneide sie einmal heraus und was bleibt vom Evangelium in seinen Händen? Er öffne aufs gerathewohl das Evangelium und er wird auf eine jener Stellen stoßen, welche wir mitgetheilt, oder auf eine andere, die sich in den Zusammenhang unserer Darstellung harmonisch einfügt. Die ganze Unterhaltung Christi mit seinen Jüngern, sein Benehmen dem Volke gegenüber, das zustimmende Schweigen, wenn mau ihm übernatürliche Vorzüge beilegt, sein Tadel, wenn man ihm nicht glauben will, sein ganzes Leben und sein Tod ist ein Bekenntniß seiner übernatürlichen Sendung, und als gottgesandter Lehrer und Erlöser wird er von den Jüngern verkündigt und von den ersten Christen in der ganzen Welt geehrt. Nichts von allem, was wir über Christus wissen, ist so über allen Zweifel erhaben, als dieses sein Bekenntniß; es ist nicht minder gewiß, als seine Existenz auf Erden überhaupt. Christen, Heiden, Juden, alle stimmen darin überein, daß er wegen dieses seines Bekenntnisses an das Kreuz geschlagen worden ist, und auf dem Kreuze ist es in drei Sprachen als das Verbrechen bezeichnet, dessentwegen er zum Tode verurtheilt wurde.

Also noch einmal: wäre Christus ein bloßer Mensch, dann stände er unter den Menschen entsetzlich tief, das Christenthum aber wäre das Werk eines Wahnsinnigen oder eines Betrügers und man müßte ihm entsagen.

Zu dieser Folgerung wird jeder gedrängt, der in Christus nur einen bloßen Menschen erkennen will. Wer aber in das von den Evangelisten gezeichnete Bild des Heilandes sich versenkt und dabei die wundervolle Weisheit und überirdische Heiligkeit des Heilandes auf sich einwirken läßt, der wird auch bekennen müssen: was der Heiland von sich sagt, ist nicht das Product einer irregeleiteten Phantasie, noch das Wort eines Betrügers, sondern die lautere Wahrheit; darum ist Christus der vom Himmel gesandte Lehrer und Erlöser, der wahre Sohn Gottes, Gott hochgelobt in Ewigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Th. Granderath S. J.

Wohlfahrtsstaat oder reiner Rechtsstaat?

Eine socialpolitische Principienfrage.

Es standen sich auf dem letzten Lütticher Social-Congreß zwei theoretisch sehr verschiedene, wenn auch praktisch nicht selten sich wieder berührende Staatsbegriffe gegenüber, nämlich der „christliche Wohlfahrtsstaat", seit Jahrhunderten das Gemeingut der gesammten christlichen Wissenschaft, und der jüngere, sogen. „reine Rechtsstaat", welcher der doctrinären liberalen Schule unseres Jahrhunderts entstammt [1]. Der charakteristische Unterschied beider Begriffe liegt, wie schon ihre Namensbezeichnung andeutet, einzig und allein in der ungleichen Fixirung des ideellen Staatszweckes. Wäre der Staat in seinem Wesen eine rein freiwillige menschliche Anstalt, eine zufällige Erfindung menschlicher Klugheit, so könnte überhaupt nicht von einer allgemein gültigen Formulirung des Staatszweckes die Rede sein; sie wäre lediglich dem Belieben oder der politischen Klugheit der jeweiligen Gründer und Veranstalter eines jeden Staatswesens anheimgegeben und müßte so je nach verschiedenen Zeiten und Umständen sich durchaus verschieden gestalten. Die Frage nach dem richtigen Staatszweck wäre in diesem Falle für jeden einzelnen Staat zunächst eine historische, sodann im weiteren Verlauf zugleich eine Frage politischer Nützlichkeit. Dem ist aber nicht so. Wie sehr auch der Staat in seiner Form und individuellen Gestaltung theils direct dem Willen und der freien Uebereinkunft der Menschen, theils den mannigfaltigsten geschichtlichen Einflüssen unterworfen ist, die staatliche Gesellschaft, im allgemeinen und in ihrem Wesen betrachtet, ist und bleibt das nothwendige Resultat der socialen Natur unseres Geschlechtes und insofern eine vom Schöpfer der Natur gewollte und angeordnete Stufe in der gesellschaftlichen Organisation der Menschheit. Mit der Anerkennung dieser grundlegenden Wahrheit erhält die Frage über den eigentlichen Staatszweck erst ihre wahre Bedeutung; sie wird ebendadurch zu einer durchaus naturrechtlichen Frage, deren Lösung ihrer Natur nach allgemein giltig und daher auf jedes wirkliche Staatswesen anwendbar sein muß,

---

[1] Ich erlaube mir hierzu auf einige meiner Aeußerungen ältern Datums bezüglich dieses Gegenstandes hinzuweisen: Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts (1868). Nr. 106 ff. 279 ff.; „Stimmen aus Maria-Laach" 1874. Bd. VI. S. 225 ff.

welches immer seine besondere Form und Verfassung sein möge. Die Fragestellung kann somit nur folgendermaßen lauten: Welches ist der dem Wesen der staatlichen Gemeinschaft entsprechende Naturzweck? oder, was dasselbe ist, welches ist die vom Urheber der Natur derselben zugewiesene Bestimmung und Lebensaufgabe? — Weil es ferner unzweifelhaft feststeht, daß der Zweck jeder socialen Gemeinschaft nur ein derselben entsprechendes Gemeingut sein kann, und daß, wo es sich um eine natürliche menschliche Gesellschaft handelt, dieses Gemeingut ein dem irdischen Dasein entsprechendes und innerhalb desselben erreichbares sein muß, so läßt sich die gestellte Frage noch enger formuliren, nämlich: Welches ist nach Inhalt und Umfang das irdische Gemeingut, in dessen Erstrebung und Beschaffung wir den wahren Naturzweck des Staates zu erkennen haben?

Die entscheidende Wichtigkeit der richtigen Beantwortung dieser Frage liegt auf der Hand. Sie ist zunächst der Maßstab zur Bestimmung des naturrechtlichen Umfangs wie der naturrechtlichen Grenzen jeder Staatsgewalt, sei es, daß wir letztere in sich oder in ihrer nothwendigen Beziehung zur persönlichen Freiheit der Staatsbürger, zur natürlichen Rechtssphäre der Familie, der Gemeinde und selbst der weitern naturrechtlich (z. B. auf Grund der Stammesverwandtschaft) erwachsenen Gliederungen betrachten.

Wie verschieden gleichwohl diese folgenschwere Frage im Verlauf der Jahrhunderte, besonders auf praktischem Gebiete, thatsächlich beantwortet wurde, bezeugen uns manche Perioden der Völkergeschichte, zugleich aber auch die politischen und socialen Verwüstungen, die sich vielfach als nothwendige Folgen daran knüpften und so den giftigen Baum an den Früchten erkennen ließen. Alle möglichen theoretischen oder praktischen Versuche in dieser Beziehung bewegten sich zwischen zwei Extremen, dem unbeschränkten Absolutismus des omnipotenten Staates einerseits und der Anarchie der menschlichen Freiheit andererseits. Letztere konnte allerdings in ihrem Widerspruch gegen die zwingenden Forderungen der socialen Menschennatur niemals einen dauernden Bestand gewinnen und war darum lediglich darauf angewiesen, in vorübergehenden störenden Anläufen und Ausbrüchen sich zu äußern. Der Staatsabsolutismus aber wurde unter der heidnischen wie unter der materialistischen und pantheistischen Weltanschauung mit einer gewissen Nothwendigkeit zu einer herrschenden Institution. Hier gilt als Staatszweck die Willkür des Trägers der Gewalt nach Maßgabe seiner Macht; sie ist die Quelle alles Rechtes, das den Einzelexistenzen

ihres Bereiches als Gnade zufließt. Doch von diesen beiden Extremen, die das Verdammungsurtheil jeder gesunden Philosophie in sich tragen, haben wir hier nicht zu sprechen. Immerhin aber sind dieselben ein höchst verdemüthigender Beweis, wie sehr auch in dieser Beziehung die gefallene Menschheit des höheren Lichtes bedurfte, das von Christus ausströmte und das allein im Stande war, der Philosophie wie der Rechtswissenschaft zur Orientirung die richtige Weltanschauung zu eröffnen.

Ohne die wahre Idee Gottes als des Schöpfers und Endzieles aller Dinge, als des einzig absoluten Gesetzgebers, als der ewigen Quelle jeder Vernunftordnung wie alles Gedeihens und Glückes in der physischen und moralischen Welt konnte weder der einzelne Mensch seiner wahren persönlichen Würde und hohen Bestimmung, noch die Menschheit ihres Verhältnisses als einer großen brüderlichen Gottesfamilie sich bewußt werden. Ohne sie bleiben alle Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung ohne rechtes Verständniß; die Gerechtigkeit wie die Nächstenliebe verlieren ihre gemeinsame Basis, und an deren Stelle treten als maßgebend die egoistische Selbstliebe und die auf relatives Machtverhältniß gestützte Lebensklugheit. Hierin allein wurzeln dann auch Recht und Pflicht und der gesammte als nützlich erkannte Apparat der öffentlichen Einrichtungen zur Sicherung der Gesammtheit gegen die Willkür der Einzelnen. Die bürgerliche Obrigkeit selbst ist auf diesem Standpunkte nichts anderes als ein mit Macht ausgerüsteter menschlicher Wille, dem alle übrigen, solange sie die Schwächeren sind, in ihrem eigenen Interesse untergeben sein müssen.

Ganz anders erscheint die ganze Gesellschaftsordnung und namentlich die bürgerliche Gesellschaft mit ihren Ueber- und Unterordnungen, mit ihrem Gefüge von unverletzlichen Pflicht- und Rechtsverhältnissen im Lichte der christlichen Weltanschauung. Dieselbe ist eine wesentlich teleologische, und sie besitzt als solche nicht nur in der göttlichen Offenbarung, sondern auch in der Vernunfterkenntniß eine Garantie der Wahrheit, der gegenüber die Huldigungen, die heute in weiten Kreisen der antichristlichen „Wissenschaft" dem blinden Weltmechanismus dargebracht werden, mehr noch das Mitleid als die Verachtung jedes vernünftig denkenden Menschen herausfordern. Ohne die Annahme einer einheitlichen Zweckordnung der Welt gibt es überhaupt keine Socialwissenschaft, die dieses Namens würdig wäre. Mit ihr aber gelangen wir, besonders wenn die christliche Beleuchtung hinzutritt, mit Leichtigkeit auf jenen erhöhten, universalen Standpunkt, von dem aus die gesammte Schöpfung mit allen ihren Wesensstufen, von dem materiellen Atom bis zur vernunftbegabten, freithätigen

Creatur, sich als eine wundervolle zwecklich harmonische Einheit erfassen läßt. Diesen auch für die Philosophie unersetzlichen Standpunkt gewährt die Erkenntniß des einen obersten Zweckes und Endzieles, dem alle geschaffenen Wesen je nach der Rangstufe und den Bedingungen ihrer Natur nach den in die Natur geschriebenen Gesetzen des Schöpfers zuzustreben haben. Alle haben in ihrer Weise, mittelbar oder unmittelbar, den Unendlichen zu verherrlichen, und indem sie dieser höchsten Aufgabe gerecht werden, erfüllen sie zugleich die Bedingungen ihrer eigenen inneren Vervollkommnung, deren Vollendung für den Menschen, als Frucht seiner freien, Gott zugewandten sittlichen Laufbahn hienieden, in der ewig beseligenden Vereinigung mit Gott, dem Urquell alles Guten, besteht.

Das führt uns der Lösung unserer Frage, der Frage nach dem objectiven, von Gott angewiesenen Zweck der bürgerlichen Gesellschaft oder des Staates, schon etwas näher. Doch da der Staat eigentlich nur eine höhere und erweiterte Gliederung, die oberste Stufe in dem vom Urheber der Natur angeordneten gesellschaftlichen Organisationsproceß der Menschheit darstellt, so fragt es sich zunächst: Welches ist der natürliche Zweck der gesellschaftlichen Gliederung und ihrer fortschreitenden Erweiterung, von ihrem Ausgangspunkte, der Familie, angefangen?

Gemäß der oben erwähnten zwecklichen Einheit der gesammten Weltordnung können natürliche oder providentielle Einrichtungen dieses zeitlichen Erdenlebens niemals Selbstzwecke sein. Eben darum müssen uns auch die in der Natur begründeten Formen der gesellschaftlichen Vereinigung als providentielle Mittel erscheinen, jener allgemeinen sittlichen Ordnung, deren Schlußstein Gott ist, während dieses irdischen Daseins die Wege zu bereiten. Die Erreichung dieses vom ewigen Gesetz geforderten und zugleich beseligenden Endzweckes jedes Vernunftwesens ist und bleibt das höchste, weil einzig an sich nothwendige Ziel aller menschlichen Dinge und Bestrebungen, und es gibt nichts auf Erden, was demselben nicht in näherer oder entfernterer Weise untergeordnet werden müßte. Dasselbe gilt also auch von jeder Gesellschaft, zumal einer natürlichen. Sie muß in irgend einer Weise, näher oder entfernter, zur Aufgabe haben, dieses eine Nothwendige jedes einzelnen Menschen, dieses wesentliche Gemeinwohl aller zu fördern. Um dieses dem Menschen zu ermöglichen und zu erleichtern, werden (abgesehen von den Bedingungen übernatürlicher Ordnung, von denen wir hier nicht sprechen) viele natürliche Hilfsmittel während seines irdischen Daseins erfordert. Solche ihm zu vermitteln, als Ergänzung dessen, was

dem einzelnen als solchem nicht gegeben ist, ist der allgemeine Zweck jeder menschlichen Gesellschaft überhaupt. Die Verschiedenheit aber und die Gradation dieser dem irdischen Pilger nothwendigen und nützlichen Hilfsmittel natürlicher Ordnung zu dem einen obersten Zweck bedingt die Verschiedenheit besonderer gesellschaftlicher Zwecke, und somit der Gesellschaften selbst. Wie sehr also diese durch ihre unmittelbaren besonderen Zielpunkte untereinander verschieden sein mögen, in dem letzten sittlichen Endzweck müssen sie sich alle wieder vereinigen, wenn sie nicht ihren wahren, natürlichen Beruf verläugnen wollen.

In diesem Grundsatz der christlichen Philosophie haben wir den einzig richtigen Maßstab zur Beurtheilung des idealen Socialzweckes von Familie und Staat. Die Familie ist, abgesehen von der übernatürlichen Weihe, welche ihr durch die Religion und die Kirche zukommt, von der Natur offenbar dazu bestimmt, die einzelnen Individuen in dem allernothwendigsten alles dessen, was zur Erreichung ihres Endzieles gehört, äußerlich zu ergänzen, nämlich ihnen nicht nur die Existenz, sondern durch physische und religiös-moralische Erziehung eine menschenwürdige Existenz zu vermitteln, worin dann zugleich der gegenseitige Trost und das Lebensglück ihrer Glieder besteht. Die bürgerliche Gesellschaft ihrerseits bezeichnet ebenso offenbar ein erweitertes Stadium in dem natürlich-socialen Ergänzungswerke der Natur, welches in der Familie seinen Ausgangspunkt und seine wesentliche Grundlage hat. Sie hat demgemäß die natürliche Bestimmung, weiterhin die einzelnen Familien oder häuslichen Gesellschaften äußerlich in dem zu ergänzen, worin auch sie noch zur sichern und leichtern Erreichung jenes Zieles einzeln nicht genügen. Zu diesem Ende werden sie unter dem mehr oder weniger nöthigenden Einfluß der socialen Natur zur Familien-Gruppe, zur Gemeinde, zu einer Familie von Familien in staatlicher Unterordnung zusammengesetzt.

Daraus ergibt sich zunächst die wichtige Schlußfolgerung: Der natürliche Staatszweck in seiner allgemeinsten Fassung ist zunächst nichts anderes als eine öffentlich-sociale Ergänzung des in der Familie, in der engern Familiengruppe oder Gemeinde durch Privatmittel nicht Erreichbaren. Die besondere Aufgabe des Staates ist somit, diejenigen äußeren natürlichen Socialgüter und Hilfsmittel zu ergänzen, welche einerseits einem wirklichen Bedürfniß des Menschen zur vollen Entwicklung und Bethätigung seines irdischen Lebens-

berufes gemäß seiner natürlichen Vervollkommnungsfähigkeit und im Hinblick auf das wesentliche Endziel entsprechen, andererseits aber zu ihrer Verwirklichung eine höhere und einheitliche Potenzirung aller in den Einzelgliederungen der Gesellschaft vorhandenen Socialkräfte erfordern. Eben dieses und dieses allein ist darum unter dem bonum commune, dem Gemeingut, dem öffentlichen Wohl zu verstehen, welches der bürgerlichen Gesellschaft als deren specifischer Naturzweck naturrechtlich zugewiesen wird. Schon Aristoteles legte diesen Gedanken seiner Definition des Staates zu Grunde, indem er schreibt: „Der Staat ist die Gemeinschaft von Familien und Ortsgemeinden zum Zweck eines vollkommenen und (ohne weitere Ergänzung) sich selbst genügenden Lebens.“ [1]

Daran reiht sich nun aber die weitere, nicht minder wichtige Frage: Wo ist für die freie Privatthätigkeit die Grenze des Erreichbaren bezüglich der zu dem obenerwähnten Ziele nothwendigen oder allgemein nützlichen Socialgüter? — Wo beginnt nach den bestehenden menschlichen Bedingungen das Bedürfniß und die Nothwendigkeit einer staatlichen Ergänzung und folglich der Eintritt der naturrechtlich berufenen öffentlichen Fürsorge?

Wie jedermann begreift, ist diese Frage leichter praktisch nach gegebenen Verhältnissen, als theoretisch durch eine scharf begrenzte, allgemein giltige Antwort zu lösen. Der Grund liegt eben in deren Abhängigkeit von einem thatsächlichen Factor, der wenigstens materiell einer gewissen Veränderlichkeit unterworfen sein kann. Dessenungeachtet hat sich die philosophische Staatslehre von jeher die Aufgabe gestellt, auch diese Frage mit möglichster Präcision theoretisch zu beantworten. Daß dabei die Möglichkeit einer Meinungsverschiedenheit im besondern bezüglich der nähern Grenzbestimmung des Inhaltes nicht ganz ausgeschlossen war, kann an sich nicht befremden.

Nach der übereinstimmenden Lehre der ältern und neuern Staatswissenschaft, sowie nach der praktischen Ueberzeugung aller Jahrhunderte gehört der wirksame öffentliche Rechtsschutz in erster Linie zum wesentlich nothwendigen Inhalt des Staatszweckes. Derselbe erstreckt sich unzweifelhaft auf alles, was zur Aufrechthaltung der gesammten bürgerlichen Ordnung, zur Herstellung und Erhaltung der öffentlichen und privaten Rechtssicherheit, zur Handhabung der öffentlichen Gerechtigkeit, zum wirk-

[1] Polit. III. 9. 1280 b. πόλις δὲ ἡ γενῶν καὶ κωμῶν κοινωνία ζωῆς τελείας καὶ αὐτάρκους.

samen Schutze der Gesammtheit wie der einzelnen Glieder in der ihnen gebührenden Rechtssphäre erforderlich ist.

Es ist ferner die übereinstimmende Ueberzeugung der gesammten ältern Schule der Rechtsphilosophie, daß dieser allseitige bürgerliche Rechtsschutz zwar den wesentlichen Bestandtheil, den Hauptinhalt des natürlichen Staatszweckes bezeichnet, denselben jedoch in seiner strengen Begrenzung noch keineswegs erschöpft. Es galt als selbstverständlich, daß der bloß negative „öffentliche Rechtsschutz" nicht genüge, um die einzelnen Familien und Familiengruppen nach der in der Natur selbst kundgegebenen Absicht des Schöpfers vollkommen in Stand zu setzen, den Weg zum sittlichen Endziel dieses Erdenlebens, soviel dies von menschlich-socialen Mitteln abhängt, für die Einzelnen wie für die Gesammtheit nicht nur zu ermöglichen, sondern auch zu ebnen und zu erleichtern; daß folglich von seiten des Staates neben jener negativen noch eine weitere positive öffentliche Fürsorge erforderlich sei.

Der natürliche Staatszweck umfaßt somit nach dieser Anschauung gleichsam zwei Stufen der öffentlichen Wirksamkeit: 1. den wirksamen und geordneten Schutz aller privaten und öffentlichen Rechte, der ursprünglich natürlichen sowohl, wie der positiven, welche die gesammte bürgerliche Rechtsordnung auf der allgemein sittlichen Grundlage bedingen; 2. die positive und harmonische Förderung der allgemeinen bürgerlichen Wohlfahrt (in Beziehung zu deren sittlichen Zweckbestimmung), und zwar durch staatliche Ergänzung und Erweiterung der äußeren Bedingungen und allgemein nützlichen Hilfsmittel und Anstalten behufs einer zweckentsprechenden Steigerung der privaten und privatgesellschaftlichen Vervollkommnungsfähigkeit.

Die Anerkennung dieser positiven Seite des Staatszweckes ist in der That so unzertrennlich mit der christlich-teleologischen Weltanschauung verknüpft, daß das principielle Gegentheil philosophisch undenkbar ist. Es gibt kein Naturwesen, gleichviel ob der physischen oder der moralischen Ordnung, keine providentiell-natürliche Veranstaltung Gottes auf Erden, die nicht als ein Glied in der einheitlichen Zweckordnung der gesammten Schöpfung aufgefaßt werden müßte. In dieser stehen aber sämmtliche Glieder ohne Ausnahme in einer positiv-zwecklichen Unterordnung zum obersten Schöpfungszweck, dem sie alle auf ihrer entsprechenden Naturstufe in positiver Weise zu dienen und zuzustreben haben. Es wäre geradezu eine absurde Störung dieser von Gottes Heiligkeit bedingten zwecklichen Einheit, wenn auch nur ein Wesen in jener Gliederreihe sich

fände, dessen natürlicher Zweck ein in ihm selbst abgeschlossener, etwa die vollkommene Selbsterhaltung wäre, ohne Bezugnahme auf ein weiteres Strebeziel, dem letztere zu gute kommen soll. Die Anwendung auf die bürgerliche Gesellschaft, dieses Werk der natürlichen Vorsehung Gottes, liegt auf der Hand. Der vollkommene Rechtsschutz bedingt eigentlich nur deren vollkommene innere Selbsterhaltung und setzt somit weiterhin ein positives Ziel der Selbstverwendung und Lebensthätigkeit voraus.

Man muß allerdings zugeben und im Interesse der berechtigten Freiheit sogar betonen, daß eben dieser positive Theil des natürlichen Staatsberufes und das darin begründete Recht der Staatsgewalt in seiner wirklichen Ausübung nicht immer und überall von gleicher Ausdehnung sein darf, noch viel weniger nach Willkür zu bemessen ist. Nur das wirkliche Ergänzungsbedürfniß der gesellschaftlichen Privatkräfte und Privatbedingungen zur Erreichung der bereits bezeichneten höhern Stufe irdischer Wohlfahrt kann und soll den richtigen Maßstab bieten. Dieser aber ist offenbar von vielen äußeren Umständen abhängig. Abgesehen von den Schranken, welche durch die jeweiligen positiven Staatsgrundgesetze gegeben sind, wird derselbe vielfach durch den Charakter, die höhere oder tiefere Culturstufe und die mehr oder weniger spontane Initiative der socialen Thätigkeit eines Volkes bedingt. Es ist klar, daß die Nothwendigkeit der positiven Staatshilfe in dem Maße sich vermindert, als durch die höhere Culturstufe die materiellen und geistigen Privatkräfte sich mehren und die Wirksamkeit der selbstthätigen gesellschaftlichen Kreise zur Hebung der bürgerlichen Wohlfahrt an Umfang zunimmt. So könnte es unter günstigen Umständen geschehen, daß die positive Ergänzungsthätigkeit sich füglich auf das Minimum, das unter allen Verhältnissen nothwendig bleibt, zu beschränken hätte, nämlich auf die wachsame, vermittelnde Fürsorge für die gemeinnützliche innere Harmonie zwischen den verschiedenen Gebieten socialer Selbstbethätigung und die gesetzlich moderirende Direction derselben vom Standpunkt des allgemeinen Wohles.

Bei solcher Begrenzung ist nicht einzusehen, wo in dieser Theorie als solcher die vorgebliche Gefahr des Staatssocialismus oder gar einer Art Staatsomnipotenz liegen soll. Es ist zudem nicht zu vergessen, daß eben diese Theorie unter allen Umständen den allseitigen Rechtsschutz als die erste und nothwendigste Aufgabe des Staates betont. Es versteht sich somit von selbst, daß die positive öffentliche Fürsorge für die allgemeine bürgerliche Wohlfahrt nur innerhalb der unverletzlichen Rechtsordnung sich bewegen darf. Der Staat kann nicht aus Rücksicht

auf ein beliebiges Fortschrittsideal das legitime Rechtsgebiet, sei es der einzelnen Bürger, sei es der Familien, sei es der Corporationen oder gar der Kirche, durchbrechen und gleichsam in sich aufsaugen, ohne seinen wahren Beruf zu verläugnen. Es gilt das namentlich von jenen Rechtsgebieten, welche ihrer Natur nach vor dem Staat und unabhängig vom Staat durch die natürliche Gottesordnung bestehen, wie z. B. das den Eltern zustehende Recht der Kindererziehung, oder auf positivem, göttlichem Rechte beruhen, wie das Recht der Kirche, ihren göttlichen Auftrag der sittlich-religiösen Erziehung der Menschheit frei zu bethätigen. Denn ist der Staat auch der berufene Beschützer aller Rechte, so ist er gleichwohl keineswegs der Schöpfer oder die Quelle der gesammten Rechtsordnung.

Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß auch die christliche Wohlfahrtstheorie die Möglichkeit des Mißbrauches nicht ausschließt. Aber dieser Mißbrauch bestand vorkommenden Falles immer nur in der Verläugnung der Theorie, in dem Aufgeben ihres christlichen Charakters, in der Wiederaufrichtung des heidnischen oder pantheistischen Standpunktes. Nur dadurch wurde es möglich, daß auch das christliche Zeitalter der Cultur abschreckende Beispiele eines unchristlichen Staatsabsolutismus zu verzeichnen hat, der die unbegrenzte Selbstherrlichkeit der Staatsgewalt mit dem bürgerlichen Gemeinwohl verwechselte oder mit tausend bureaukratischen Armen jede Selbstthätigkeit der Gesellschaftsglieder, jedes Leben erstickte. Das richtige Heilmittel gegen alle diese Uebel und Mißbräuche wäre die praktische Wiedererweckung der wahren christlichen Staatsidee gewesen mit ihrer von Gott gesetzten zwecklichen Norm und ihrer Heilighaltung jeglichen Rechtes.

Anders dachte der doctrinäre Liberalismus der Neuzeit. Um den möglichen Mißbrauch, der mit der „Wohlfahrtsidee" zum Nachtheil der bürgerlichen Freiheit getrieben werden kann, gründlich zu beseitigen, wurde aus dem idealen Staatszweck diese Idee selbst gänzlich ausgeschieden und ersterer auf den bloßen Rechtsschutz beschränkt; gegen die alte Idee des Wohlfahrtsstaates erhob sich daher zu Anfang unseres Jahrhunderts mehr und mehr die neue Idee des „reinen Rechtsstaates" oder richtiger Rechtsschutzstaates. Die Schlagwörter „Freiheit und Gleichheit" hatten dazu längst den Boden geebnet. Das nächste Ziel der Bewegung war die möglichst ausgedehnte und gleiche Freiheit aller, und zwar die individuelle Freiheit; denn die Stände und selbständigen Gliederungen der Gesellschaft waren, soweit der Hauch der französischen Revolution

reichte, verschwunden. Der Staat sollte daher von nun an nur der Tummelplatz und der schützende Rahmen sein für die allgemeine und gleiche bürgerliche Freiheit und sich absolut um nichts anderes kümmern, als um die öffentliche und private Sicherheit, die gemeinrechtlichen Bedingungen eines geordneten und friedlichen Nebeneinander im Wettlauf der freien bürgerlichen Bestrebungen. Darin waren natürlich alle sogen. liberalen Freiheiten mit einbegriffen, Religions- und Cultusfreiheit, Preß- und Redefreiheit u. s. w. Dazu kam dann noch wie gerufen die neue Volkswirthschaftslehre von Adam Smith, welche mit ihrer Gefolgschaft, der allgemeinen Gewerbefreiheit, Handelsfreiheit und Freizügigkeit, eigentlich nur die ökonomische Seite des eben bezeichneten liberalen Staatsgedankens darstellt und unter dem Namen „Manchestertheorie" um so dauernder zur Herrschaft gelangte, als sie die Unterlage für das riesige Anwachsen des modernen Industrialismus und Kapitalismus wurde.

Vom christlich-idealen Standpunkt aus ist die Kritik dieses neuen Systems in dem oben Gesagten bereits gegeben. Abgesehen von dem Charakter der Neuheit und des Widerspruchs gegen die gesammte christliche Vergangenheit ruht es nachweisbar auf dem falschen Princip des Kant'schen Rechtsindividualismus. Nach diesem erscheint eben die Freiheit des vernünftigen Individuums als ein Selbstzweck; sie ist jedoch, so verlangt es die Vernunft, durch eine äußere Gesetzgebung insofern zu beschränken, daß die Freiheit aller gleichzeitig bestehen kann. Dazu also und nur dazu ist der Staat nothwendig, dem es zukommt, diese äußere Gesetzgebung als Rechtsordnung zu schaffen, und letztere wird definirt: „Der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des einen mit der Willkür des andern nach einem allgemeinen Gesetz der Freiheit zusammen vereinigt werden kann." [1] Es ist einleuchtend, daß hiermit der Staat und die staatliche Gesetzgebung von jeder sittlichen Zweckordnung der Welt, von jeder sittlichen Aufgabe der menschlichen Freiheit losgetrennt und dieser gegenüber als vollkommen indifferent hingestellt wird. Und dieses mechanisch-kalte System sollte nun als Ideal den christlichen Wohlfahrtsstaat ersetzen!

Es kommt aber hier ein anderer sehr bezeichnender Umstand in Betracht. Der doctrinäre Liberalismus schwärmte nur so lange für diesen indifferenten und neutralen Rechtsstaat, als er selbst noch, um ein ge-

---

[1] Einleitung in die Rechtslehre. § B — § E. (Werke Bd. V. S. 29 ff.) Vgl. meine „Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts". Nr. 66 ff.; Instit. juris naturalis. I. n. 519 sqq.

flügeltes Wort zu gebrauchen, in den „politischen Kinderschuhen" sich bewegte. Es war die Zeit seines Emporstrebens zur politischen Macht in den verschiedenen Ländern Europa's, zur Besetzung der einflußreichsten Stellen der Regierung, die erst noch vermittelst der demagogischen Agitation zu erobern waren. Dazu leistete die Erfindung der neuen Rechtsstaatstheorie vortreffliche Dienste. Mit ihren freiheitlichen Grundrechten gab sie der Partei Luft und Raum zur Propaganda und zur wirksamen Bearbeitung der öffentlichen Meinung, ohne von oben einem Hinderniß zu begegnen. Die Betonung der Freiheit aber und der Volksrechte gegenüber einer möglichst großen Beschränkung der Staatsgewalt war das zur Zeit angezeigte Mittel, um in der Volksgunst zu steigen und dem Strebeziel näher zu rücken.

Wo immer aber der Partei es bisher gelungen ist, dieses Ziel in Wirklichkeit zu erreichen und das Steuerruder der Regierung entweder selbst zu führen oder ihm als Stütze zu dienen, hat man überall eine merkwürdige Wandlung gesehen. Jetzt war die Zeit gekommen, „die Kinderschuhe" auszuziehen. Die liberalen Apostel der bürgerlichen Freiheit und der Volksrechte von ehemals waren bald nicht mehr zu erkennen. Sie nannten sich jetzt, je nach den politischen Verhältnissen des Landes, Nationalliberale, Radikalliberale, oder auch Liberal-Conservative. Statt der Volksrechte wurden fortan die Staatsrechte, statt der bürgerlichen Freiheit das volle Souveränitätsbewußtsein des modernen Staates, unter Umständen auch statt eines berechtigten Föderalismus die stramme Centralisation betont. Kurz, die Wandlung bedeutete einerseits den Abfall von dem ehrlich-liberalen „Rechtsstaate" und seinem Princip möglichst autonomer und gleicher Freiheit für alle, andererseits die Bekehrung — nicht etwa zum christlichen Wohlfahrtsstaate, sondern zum omnipotenten National-Culturstaate, wie er aus der Professorenweisheit der pantheistischen Weltanschauung hervorgegangen ist und sich stolz „der moderne Staat" nennt. Derselbe hat die stillschweigende Aufgabe, sich weiterhin zum großen Freimaurerideal, dem alles beherrschenden Humanitäts-Culturstaate zu entwickeln und ist deshalb nichts weniger als „neutral" in Bezug auf die verschiedenen Culturgebiete der Menschheit. Nur auf dem nationalökonomischen Gebiet zeigte er sich aus wohlbekannten Gründen bisher noch weniger consequent. Ganz nach den Recepten der weiland „Rechtsstaatsidee" glaubte er in dem Socialproceß zwischen Kapital und Arbeit noch fast überall eine mehr zurückhaltende als positive Stellung einnehmen zu sollen. Im übrigen aber nimmt er für sich als ideellen Staatszweck alle

Interessen der materiellen, geistigen und sittlichen Cultur, ja „die Erziehung des Menschengeschlechts“ in Anspruch. Daher die instinctive Feindschaft des „modernen Staates“ gegen die katholische Kirche, die hier mit ihrem selbständigen, göttlich verbrieften Recht ihm gegenübertritt; daher die vielverzweigten und vielgestaltigen kirchenpolitischen Conflicte („Culturkampf“) neuerer Zeit in den meisten Ländern mit katholischer Bevölkerung. Immer und überall waren von jeher die gläubigen Katholiken schon um des Gewissens willen eine zuverlässige Stütze des Staates; aber nicht weniger treu sind sie der Kirche zugethan. Sie haben das Bewußtsein, daß mit der ungeschmälerten Freiheit derselben in der Ausübung ihrer göttlichen Mission die persönlichen unveräußerlichen Rechte der Gewissensfreiheit aller Katholiken solidarisch verbunden sind; sie können daher einen feindlichen Angriff gegen die erstere nur als einen gleichzeitigen Angriff gegen die letztere empfinden, und müssen nothgedrungen auch politisch sich nach einer möglichst günstigen Defensiv-Stellung umsehen, nicht gegen den Staat und die legitime Staatsgewalt, sondern gegen jene feindliche Parteimacht im Staate, welche auf Grund einer willkürlich von der Loge vertretenen neuen Staatsidee das heiligste Rechtsgebiet der christlichen Kirche und der Gewissen in Beschlag zu nehmen wagt. Diese Nothlage der Katholiken hat sich im Verlauf dieses Jahrhunderts bereits in manchen Ländern Europa's, in einigen früher, in anderen später, fühlbar gemacht. Die Wahl der jedesmaligen rechtlichen Defensiv-Stellung konnte jedoch nicht überall die gleiche sein: sie hatte sich selbstverständlich nach den gegebenen Verhältnissen und den bestehenden politischen Institutionen zu richten.

Hier nun liegt die Erklärung der Thatsache, daß in der Folge nicht wenige hervorragende und aufrichtige Vertheidiger der katholischen Interessen, besonders in Ländern von größerer politischer Beweglichkeit, die gesetzlich bestehende, aber vom Radikalismus bereits vielfach verläugnete liberale „Rechtsstaatsidee“ zu ihrer Operationsbasis wählten, um für die Katholiken und ihre Socialthätigkeit die gleiche gesetzliche Freiheit, denselben freien Raum zu gewinnen, den ihre Gegner thatsächlich besaßen, aber unter dem Schutz des Staates gleichsam als Privilegium nur für sich in Anspruch nahmen. So wurde z. B. in Frankreich gegen die Mitte unseres Jahrhunderts im wesentlichen auf eben dieser Basis der „Charte“ von den katholischen Geisteskoryphäen jener Zeit der Kampf um die Unterrichtsfreiheit gegen das Pariser Universitätsmonopol geführt [1]. In Belgien fand

[1] Vgl. de Montalembert, Trois discours prononcés à la chambre des Pairs 1844.

die Verfassung des neubegründeten Königreiches, in welcher der Charakter des „reinen liberalen Rechtsstaates“ zum vollkommensten Ausdruck gelangte, die Zustimmung oder vielmehr die politische Acceptation der einflußreichsten katholischen Staatsmänner des Landes und wurde seither ehrlicher von den Katholiken als von den Liberalen aufrecht erhalten; denn trotz vieler Uebelstände, die sich daran knüpften, hatte sie den Katholiken manche wichtige Freiheiten, namentlich die Unterrichtsfreiheit mit deren glänzenden Frucht, der freien bischöflichen Universität von Löwen und zahlreichen freien Gymnasien, dazu die Freiheit der religiösen Genossenschaften auf Grund des gemeinen bürgerlichen Rechts gebracht. Freilich haben sich daneben, namentlich auf dem volkswirthschaftlichen Gebiet, auch die schlimmen Folgen des Systems in immer größerem Umfang herausgestellt und zu ernsten socialen Gefahren geführt.

Gleichwohl ist es begreiflich, wenn gerade in Frankreich und Belgien, trotz der vielen nichts weniger als günstigen Erfahrungen, jene Ideen in manchen Kreisen noch immer eine gewisse Sympathie bewahrt haben. Es handelt sich dabei, soweit wirklich treue Katholiken in Betracht kommen, nicht um das Festhalten an der reinen Rechtsstaatsidee (im Sinne des doctrinären Liberalismus) als an einem ideal-vollkommenen, *in sich selbst zu billigenden Princip*. Man wußte recht wohl, daß, wo immer sich der Versuch kundgab, letztere Auffassung in das neue politische System hineinzulegen, derselbe einem entschiedenen Widerspruch der römischen Lehrautorität begegnete. Es lag darum nach katholischer Auffassung vielmehr hier ein zur Zeit nothwendiger politischer Nothbehelf vor, um gegenüber einer mächtigen antichristlichen Strömung dem kirchlichen Einfluß, wenn auch nicht den gebührenden, so doch den nothwendigsten Antheil zu sichern — an sich weder ein philosophisches noch ein christliches Ideal, aber immerhin ein *geringeres Uebel* als die gänzliche Rechtlosigkeit oder bloß discretionäre Duldung der katholischen Interessen von seiten der herrschenden Parteien. Die Rechtfertigung des Systems hatte demnach zur Bedingung eine wirkliche und dauernde äußere Nothlage; und zwar gilt dies von dessen Anwendung auf dem volkswirthschaftlichen wie auf dem politischen Gebiet. Beiderseits muß also die Neigung vorhanden sein, sich wieder dem normalen christlichen Staatsprincip zu nähern, sobald und soweit es die etwa veränderten äußeren Verhältnisse als zulässig erscheinen lassen. In diesem Sinne wurde von mir vor bereits mehr als zwanzig Jahren die Frage beantwortet, ob das neutrale „rechtsstaatliche“ Geschehenlassen für die wahren Ziele der Gesellschaft (wenigstens auf

längere Dauer) genügen könne, oder ob thatsächlich und mit Nothwendigkeit die Rückkehr zu einer mehr positiven öffentlichen Fürsorge erfordert würde. Ich trug keine Bedenken, die Frage als eine solche zu bezeichnen, „deren Lösung wir getrost der Geschichte überlassen können. Folgenreiche sociale Controversen werden von ihr schließlich immer über alle Zeitmoden und Systeme hinweg im Sinne der Natur und der Wahrheit entschieden ... Fügt es Gott, daß der Staat seiner Aufgabe als christlicher Staat und eben dadurch des wahren öffentlichen Wohles, das er zu fördern hat, sich wieder bewußt wird, so wird wohl auch der reine Rechtsstaat dem an sich idealern Staat der ‚öffentlichen Wohlfahrt' (wohl zu unterscheiden von dem engherzigen und absolutistischen Polizeistaat) wieder Platz machen." [1]

Die Geschichte hat inzwischen, das läßt sich heute constatiren, ihres schiedsrichterlichen Amtes gewaltet. Sie hat bereits über einen sehr wesentlichen Theil der liberalen Staatstheorie, und zwar denjenigen, der uns gegenwärtig zunächst interessirt, nämlich über die sogen. Manchestertheorie im Erwerbsleben ein unzweideutiges Urtheil gefällt. An ihren Früchten für das gesellschaftliche Gemeinwohl läßt sich ihr Werth erkennen. Diese treten aber heute als eine lange gereifte unheilvolle Saat zu Tage; sie bilden in allen Culturländern Europa's den kritischen Thatbestand für die sogen. sociale Frage, deren Lösung mit jedem Jahr dringlicher wird. Der Bankerott der liberalen Volkswirthschaftstheorie könnte kaum ein vollständigerer sein und muß nun selbst von den ehemaligen Lobrednern derselben zugegeben werden. Gleichzeitig wird aber auch der wahre innere Werth des gesammten liberal-politischen Systems auf das grellste beleuchtet. Der christuslose Charakter des religiös-indifferenten liberalen Rechtsstaates hat im modernen Culturstaat nur insofern eine Aenderung erfahren, als sich die religiöse Indifferenz, wie bereits bemerkt, vielfach zu einer positiv-antichristlichen Tendenz umgestaltete. In voller Freiheit konnte infolge dessen durch die Presse wie durch öffentliche Lehrstühle ein Giftstrom der Entchristlichung und Entsittlichung fort und fort sich über die Volksseele ergießen. Er mußte seine tödtlichen Wirkungen haben überall da, wo der rettende Einfluß der Kirche nicht hinreichte oder selbst gesetzlich gehemmt wurde. So stehen wir vor einem zweiten Bankerott der liberalen Staatsidee, nämlich dem sittlich-religiösen. Das Product beider, des volkswirthschaftlichen und des sittlich-religiösen Bankerotts, ist die drohende internationale Socialdemokratie, welche

---

[1] Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts. Nr. 107 f.

sich anschickt, aus den atheistischen Lectionen des Liberalismus praktische Schlüsse zu ziehen. Ein Sieg derselben würde nicht weniger die liberale als die christliche Staatsidee in dem materialistischen Absolutismus des socialistischen Staates begraben. Der gesammten christlichen Socialthätigkeit ist darum heute eine doppelte Aufgabe gestellt: einerseits der geistige Kampf gegen die Propaganda der socialistischen Ideen, andererseits die Vorbereitung und wirksame Förderung einer christlichen Socialreform — Aufgaben, die sich gegenseitig bedingen und praktisch durchdringen. Die erstere Aufgabe fällt naturgemäß vor allem der Kirche zu, dem von Christus berufenen Hirtenamte, der freien apostolischen Wirksamkeit ihrer Organe und der eifrigen und opferwilligen Betheiligung der gläubigen Mitglieder. Die zweite Aufgabe, die positive Anbahnung einer christlichen Socialreform, kann ihrem Ziele nach ebenso wenig der leitenden Hand der Kirche und der Mitwirkung der Gläubigen entbehren. Wer aber möchte heute noch behaupten, die wirksame Durchführung dieser Aufgabe lasse sich unter den thatsächlichen Verhältnissen durch die Kirche und die Privatthätigkeit allein erwarten, wenn nicht zur nöthigen Ergänzung die Mitwirkung der Staatsgewalt hinzukommt? Es ist so ziemlich allgemein anerkannt, der erste und nothwendigste Schritt zu einer christlichen Socialreform habe darin zu bestehen, daß in dem ungleichen wirthschaftlichen Kampfe ums Dasein durch eine gesetzliche Intervention dem vielgestaltigen Ausbeutungssystem ein Halt geboten und der Willkür der mächtigen Selbstsucht zu Gunsten des Schwachen die nothwendigen Schranken gesetzt werden. Das ist die Bedeutung der von den erleuchtetsten katholischen Socialpolitikern seit Jahrzehnten beantragten, aber leider ebenso lange vorenthaltenen Arbeitergesetzgebung.

Wenn aber nun endlich heute, in Anerkennung der drohenden Nothlage der Gesellschaft, nicht bloß eine Staatsregierung, sondern eine Vereinigung von Regierungen, an ihrer Spitze die mächtigste Krone Europa's, auftritt, um zur Verwirklichung jenes ersehnten Zieles die mächtige Hand zu bieten, und zugleich die Kirche und die christliche Gesellschaft zu gemeinsamer Mitwirkung auffordert, — dann ist, meinen wir, den Katholiken überhaupt, unabhängig von besondern politischen Sympathien, die Richtung klar vorgezeichnet und zum Ueberfluß selbst vom Heiligen Stuhl empfohlen. Wir stehen damit allerdings noch lange nicht dem idealen christlichen Wohlfahrtsstaat gegenüber, der mit der Kirche Hand in Hand auf allen Gebieten für das wahre Gemeinwohl der Völker arbeitet; aber wir haben doch ein thatsächliches Stück, eine Abschlagszahlung dieser

idealen Forderung, die wir nicht nur aus Gründen der Opportunität, sondern principiell nur dankbar acceptiren können. Und wer weiß, ob nicht eben hierin der Anfang zu erkennen ist, der möglicherweise auch auf anderen Gebieten zu günstigeren Verhältnissen führen kann? Die deutschen Katholiken werden darum, dessen sind wir gewiß, dem ebenso weisen als hochherzigen Unternehmen ihres thatkräftigen Kaisers ihre einmüthige und volle Unterstützung leihen, und sie können dies um so unbedenklicher, als sie damit in keiner Weise ihre anderweitig noch vorenthaltenen Rechtsansprüche, namentlich nicht ihre unveräußerlichen Rechte in Betreff der Jugenderziehung, an den modernen Staat preiszugeben gewillt sind.

Aber auch diejenigen, welche noch immer auf dem Boden des reinen Rechtsstaates das ganze sociale Heil erwarten und daher letzterem keine andere Einmischung in den innern Lebensproceß der Gesellschaft gestatten wollen, als diejenige des öffentlichen Schutzes der Rechte und der Freiheit aller Bürger, können in der Frage einer ausreichenden Arbeiterschutzgesetzgebung in Wirklichkeit keinen Anlaß zu principiellen Bedenken finden. Wie P. Lehmkuhl noch jüngst in diesen Blättern[1] richtig gezeigt hat, überschreitet eine staatliche Regelung des Arbeitsvertrages, sowohl was Arbeitslohn als was Arbeitsdauer angeht, noch keineswegs die Grenzen des einfachen Rechtsschutzes. Uebrigens dürfte auch die allzu ängstliche Zurückhaltung, die sich von dieser Seite geltend macht, wenigstens insofern nicht ganz ohne Nutzen sein, als sie immerhin geeignet ist, die Wachsamkeit gegen die Gefahren des einseitigen Staatssocialismus rege zu halten. Die einzig richtige und zugleich praktisch maßgebende Lösung der vorliegenden Frage ist in dem goldenen Hirtenschreiben der jüngsten Fuldaer Bischofsconferenz unübertrefflich in den Worten ausgesprochen: „Möge die einseitige Auffassung ein für allemal ausgeschlossen bleiben, es solle die Kirche allein ohne den Staat, oder es solle der Staat allein ohne die Kirche die sociale Frage zu lösen suchen; und noch weniger möge die Ansicht jemals Geltung gewinnen, es gehe die Frage weder den Staat noch die Kirche an, sondern hier sei alles der Privatthätigkeit, dem freien Spiele der Kräfte oder gar dem ‚Kampfe ums Dasein‘ zu überlassen."

[1] Bd. XXXIX. S. 402.

Th. Meyer S. J.

Randglossen zur Wallenstein-Literatur.

Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.
Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte...
Wallensteins Lager: Prolog.

Gelten diese Worte des Dichters noch immer? Schwankt Wallensteins Charakterbild auch noch heute in der Geschichte? In Bezug auf die Hauptcontouren dieses Bildes: nein; was Einzelheiten betrifft: ja. Das Verdict, welches zwei namhafte katholische Historiker, Freiherr von Aretin und Friedrich von Hurter, über den gewaltigen Mann ausgesprochen haben, hat sich immer mehr Bahn gebrochen, je weiter die Archive ihre Schätze geöffnet, je allseitiger sich das historische Interesse der Wallensteinfrage zugewandt. Nicht als ob Wallenstein gar keine Vertheidiger mehr fände — das wäre zu wunderbar; aber Zahl und Gewicht derer, die seine Schuld verneinen, muß doch verschwinden vor dem allgemeinen Verdammungsurtheil. In manchen einzelnen Zügen des Bildes gehen die Zeichner vielfach auseinander: viel Falsches und Wunderliches wird da sogar von sehr angesehenen Historikern behauptet. Unbeirrt von Gunst und Haß wollen wir es versuchen, aus den so reichlich fließenden Quellen und den so vielgestaltigen Bearbeitungen[1] das Bild des Kriegsgewaltigen wenigstens in Bezug auf einige Linien in schärfere Beleuchtung zu stellen.

---

[1] Nur aus den letzten 50 Jahren seien hier, mit Ausschluß der vielen Arbeiten in den verschiedenen historischen Zeitschriften, die Hauptwerke genannt. Was von Briefen früher veröffentlicht war, findet sich bei Förster, Wallensteins ungedruckte Briefe von 1627—1634. Berlin 1828. 3 Bde. — Aretin, Wallenstein (München 1845). Hurter, Zur Geschichte Wallensteins (Schaffhausen 1855). Chlumecky, Briefe Wallensteins an Colalto u. a. (Brünn 1856). Dudik, Waldstein von 1630—1633 (Wien 1858). Hurter, Wallensteins vier letzte Lebensjahre (Wien 1862). Ranke, Geschichte Wallensteins (Leipzig 1869). Tadra, Briefe Albrechts von Waldstein an Karl von Harrach 1625—1627, in den Fontes rer. austr. II. Bd. 41 (Wien 1879). Hallwich, Wallensteins Ende (Leipzig 1879, 2 Bde.). Schebek, Die Lösung der Wallen-

Vor allem wird es nicht ohne Interesse und noch weniger ohne Nutzen sein, einiges aus der Wallenstein-Literatur etwas näher ins Auge zu fassen. Es wird sich dabei zeigen, wie auf diesem „Meer der Wallenstein-Literatur" hie und da ein Schifflein unter der stolzen Flagge der kritischen Forschung einhersegelt, welches kein Recht hat, diese Flagge aufzuhissen, und unter derselben nur Tendenz und Tagesgezänk zu verbergen sucht.

So dankenswerth die Sammlung der bis 1828 veröffentlichten Briefe Wallensteins durch Förster war, so müssen doch dessen Ausführungen in der Vertheidigung seines Helden als einseitig bezeichnet werden. Sehr kräftig, aber fast Wort für Wort im Widerstreit mit den Thatsachen, heißt es z. B. bei Förster: „Wir lernen nun die spanisch-jesuitische Rotte kennen, welche sich gegen den Herzog verschworen ... denen die deutsche Partei,

---

steinfrage (Berlin 1881). Hildebrandt, Wallenstein und seine Verbindungen mit den Schweden (Frankfurt 1885). Gädeke, Wallensteins Verhandlungen mit den Schweden und Sachsen 1631—1634 (Frankfurt 1885). Gindely, Waldstein während seines ersten Generalats (Prag 1886, 2 Bde.). Bilek, Beiträge zur Geschichte Waldsteins (Prag 1886). Irmer, Die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser 1631—1634 (Leipzig 1888 f., 2 Bde.). — Die ganze Literatur, über 1500 Nummern, in Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Bd. XVII ff. XXI—XXIII.

Wie man sieht, schreiben die einen Wallenstein, die anderen, besonders die Gelehrten in Böhmen, Waldstein. In böhmischen Urkunden finden sich Waldenstein, Wallstein, Wallenstein, Walstein, Waltstain u. s. w., im 16. Jahrhundert meist Waldstein. Der General unterzeichnet sich Waldstein. In den amtlichen Documenten wird verschieden geschrieben: im Oberstwachtmeisterpatent steht Wallenstein, im Fürstendiplom Waldstein. In den deutschen Correspondenzen heißt er meist Wallenstein, in den auswärtigen geht's kunterbunt durcheinander: Wallestein, Wollestein, Volestein, Boldestein u. s. w. Die eigene Unterzeichnung kann für unsere heutige Schreibweise doch wohl nicht maßgebend sein, sonst müßten wir auch schreiben z. B. Gallaß für Gallas, Arnimb statt Arnim, Papenheimb statt Pappenheim. Dudik sagt: „Die Schreibweise Wallstein, Wallenstein entstand im böhmischen Munde, der sich die Aussprache angehäufter Consonanten in der Mitte eines Wortes durch die Wegwerfung oder Umbildung derselben zu erleichtern trachtet" (Waldstein von seiner Enthebung bis zur abermaligen Uebernahme des Armee-Obercommando. Wien 1859. S. 1 Anmerkung; vgl. auch den Brief Kaiser Rudolfs II. an Erzherzog Albert vom 6. Januar 1607 bei Schebek, Lösung der Wallensteinfrage, S. 532). Für die Schreibweise Waldstein läßt sich anführen, daß die Familie sich bis auf den heutigen Tag Waldstein schreibt. „Nur einzelne Mitglieder der Familie gebrauchten im 14. Jahrhundert neben der gewöhnlichen und sprachrichtigen Form Waldstein auch die Form Walstein, Waldustein, Waldinstein, Woldenstein, Waldestein, Walestein, und im 15. und 16. Jahrhundert zuweilen, jedoch selten, die Form Wallstein, aber niemals Wallenstein" (Bilek, Beiträge. S. 133). Bei uns hat indes die Form Wallenstein völliges Bürgerrecht erlangt.

an deren Spitze Wallenstein stand, gleichbedeutend mit der Partei der Ketzer gilt ... Durch seine Beichtväter drängen sie den Kaiser zu einer zweiten Achtserklärung." [1] Etwa zwanzig Jahre später veröffentlichte Karl Maria Freiherr von Aretin, damals Vorstand des königlichen Haus- und Staatsarchivs zu München, seine berühmte Studie über Wallenstein, als „Beiträge zur nähern Kenntniß seines Charakters, seiner Pläne, seines Verhältnisses zu Bayern" [2]. Aretin benutzte und veröffentlichte ganz neues Material, die Correspondenz des Kurfürsten von Bayern mit Wallenstein und den bayerischen Agenten, unter letzteren die so wichtigen Leukers, die berühmte Kapuzinerrelation vom April 1628 u. s. w. Sein Resultat ist im wesentlichen Wallenstein ungünstig. „Nach allem, was wir hier beigebracht haben, erscheint es unnöthig, noch etwas über den sittlichen Werth des Mannes zu sagen. Nicht so leicht aber ist die Frage über Schuld und Unschuld vom formell rechtlichen Standpunkte aus zu lösen." Zum Schluß bemerkt der verdiente Geschichtsforscher: „Es ist möglich, daß Wallenstein bis zur letzten Entwicklung der Dinge in Pilsen der Meinung war, es stehe ihm noch immer frei, alle mit dem Feinde gepflogenen Verhandlungen für Schein zu erklären, und wieder als des Kaisers treuen Feldherrn sich geltend zu machen. War er wirklich in diesem Wahn befangen, so war dies jedenfalls eine große Selbsttäuschung; denn mit dem Verbrechen läßt sich nicht spielen." [3]

Mit vollem Rechte urtheilte Rudhart, Director des Reichsarchivs in München über die Leistung Aretins in der bayerischen Akademie der Wissenschaften: „Schon einmal, im Jahre 1845, ist von diesem Platze aus bei einer nicht minder feierlichen Gelegenheit über Wallensteins Charakter, Pläne und sein Verhältniß zu Bayern auf eine ebenso gründliche als anziehende Weise von einem geehrten Mitgliede der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften geredet worden." [4] Einige Resultate der kleinen, aber recht werthvollen Publikation Rudharts verdienen hervorgehoben zu werden. Die Frage, ob der Geschichtsforscher in Beurtheilung von Schuld und Nichtschuld historischer Personen an den formell rechtlichen Standpunkt gebunden sei nach dem Spruche der alten Rechtsgelehrten: Quod non est in actis, non est in factis oder in mundo, beantwortet Rudhart verneinend. Der Historiker „muß den ver-

---

[1] Förster, Albrecht von Wallensteins Briefe. III, VIII. [2] München 1845.

[3] Aretin S. 94. Die im Anhang abgedruckten Relationen und Briefe umfassen allein über 100 Seiten.

[4] Einige Worte über Wallensteins Schuld. München 1850. S. 4.

brecherischen Willen, wenn er sich durch Thaten kundgibt, berücksichtigen und hiernach die Schuld oder Nichtschuld bemessen". Dann meint Rudhart: „Neues von entscheidender Wichtigkeit wird in dieser Frage schwerlich aufgefunden werden", und zwar aus folgenden Gründen. „Es ist bekannt, daß Wallenstein über seine Pläne nie etwas Schriftliches aufsetzte und von sich gab ... Verweigerte doch Wallenstein dem Marquis de Feuquières (dem französischen Gesandten) beharrlich jedwede Zuschrift von seiner eigenen Hand." Auch für die Ausführung, als eine größere Menge eingeweiht werden mußte, läßt er seine Werkzeuge gewähren. Weitere Aufhellung über einzelne Nebendinge sei deshalb noch möglich, allein in der Hauptsache sicher nicht. Ferner hält Rudhart das damals vorliegende Quellenmaterial für hinreichend, „um die Schuldfrage nach den Regeln der historischen Forschung befriedigend zu lösen". „Welch ein Verbrechen", so fragt er, „wird mit dem Ausdrucke ‚Wallensteins Schuld' bezeichnet? — Die Antwort hierauf lautet kurz und bündig: Wallensteins Abfall vom Kaiser vermittelst Verführung des kaiserlichen Heeres von seinem rechtmäßigen Herrn auf die Seite des abtrünnigen Feldherrn, um dessen ehrgeizige Pläne zu fördern." Als Wallensteins Hauptleidenschaft bezeichnet Rudhart den Ehrgeiz. „Rastlos gepeitscht von der Furie des Ehrgeizes, welcher ihn selbst auf der möglich höchsten Stufe unbefriedigt ließ und zu einer höhern antrieb, sah er sich nach Mitteln für seine Zwecke um, in denen er nicht sonderlich wählerisch war." Als Resultat der Quellen sei mithin zu bezeichnen: „Wallenstein war des Verrathes an seinem Herrn, dem Kaiser, schuldig"; als die Ursachen des tragischen Ausganges: 1. die bei Wiederaufnahme des Generalats von Wallenstein gestellten außergewöhnlichen Bedingungen, die ihn den Nimmergesättigten in eine ganz unheilvolle Stellung brachten, welche entweder mit des Kaisers oder seinem eigenen Untergange endigen mußte; 2. das System von Lug und Trug, das er in allen Verhandlungen anwandte; da auch nicht einer mehr ihm traute, vermochten selbst aufrichtig gemeinte Anerbieten kein Vertrauen einzuflößen.

Zu fast demselben Resultat wie die beiden zuletzt genannten Forscher gelangt auch Hurter in seinen 1855 und 1862 erschienenen Arbeiten über Wallenstein. Kam Aretin zur Bejahung der Schuldfrage durch eingehendes Studium in den Münchener Archiven, so zwangen die reichen Wiener Archive Hurter ebenfalls das Schuldig über Wallenstein auszusprechen. Hurter hatte, wie er selbst sagt, „seine Arbeit begonnen ohne

vorangehende Annahme einer Schuld Wallensteins, ohne entschiedene Ablehnung einer solchen. Er hat bloß sehen, erforschen, prüfen wollen, wie die Acten, sei es freisprechend, sei es anklagend, entscheiden werden. Ihr Urtheil hat so gelautet, wie in der Schrift selbst nicht sowohl dargethan worden ist, sondern hat dargethan werden müssen." Obschon Hurter dann in manchen Punkten den kaiserlichen Feldherrn entschuldigt und vertheidigt, findet er ihn doch nicht erst im letzten Augenblicke schuldig: „Aufmerksamer Würdigung der mancherlei Verflechtungen, in welche Wallenstein während der letzten Jahre seines Lebens sich einließ, kann es kaum entgehen, daß die eigenen Pläne Wurzel und Triebkraft seiner Schritte gewesen seien." Und an einer andern Stelle: „Lassen Wallensteins vorangegangene Verflechtungen mit dem König von Schweden zu Entwürfen, die keinerlei Rechtfertigung finden können, unmöglich in Abrede sich stellen, so darf ebenso wenig mißkannt werden, daß bei ihm Fristen zwischeneintraten, während deren er in das Verhältniß des redlichen Dieners seines Herrn zurückkehrte." [1]

„Hurters eingehende Arbeiten", so urtheilt der neueste Wallenstein-Forscher, der preußische Staatsarchivar Irmer [2], „modificirten wesentlich die Resultate, welche Förster gewonnen. Hurters Schriften, so einseitig und von Voreingenommenheit gegen Wallenstein sie dictirt erscheinen (?), erbrachten den Beweis, daß Wallenstein zum mindesten eine sehr zweideutige Rolle gespielt, daß er zwar von seinen Verhandlungen mit den Feinden dem Kaiser Mittheilung gemacht, aber den wahren Charakter keineswegs demselben enthüllt hat, und daß die Triebfedern seiner Handlungen durchaus nicht so ideale gewesen sind, als man es nach Försters Ausführungen annehmen mußte; zudem stellte er durch archivalische Beweisstücke fest, daß der ‚Gründliche Bericht' Rasins keineswegs so ganz unglaubwürdig sei, als es von Förster dargestellt war."

Das sind also nach dem Zeugniß eines protestantischen preußischen Forschers die Resultate, welche Hurter erzielt, und über die — so fügen wir hinzu — bis jetzt niemand im wesentlichen hinausgekommen ist. Der eine oder andere Gedanke ist vielleicht noch schärfer ausgesprochen worden, neue Belege sind beigebracht worden, sonst aber nichts. Das gilt auch von dem, was Gindely auf Grund eingehender Studien insbesondere durch Heranziehung eines großen und vielfach werthvollen Materials aus den

---

[1] Wallensteins vier letzte Lebensjahre. S. IV f. 113. 118.

[2] Die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser. I, XVII.

Berichten der fremden Gesandten als seine Meinung aufstellt. „Ich bemerke nur noch“, so sagt Gindely [1] im ersten Bande seines gründlichen Werkes, „daß ich mich in meinem Urtheil von Hurter, Ranke und Gädeke insofern unterscheide, als ich die von Wallenstein beabsichtigte Preisgebung der kaiserlichen Interessen und die angestrebte eigene Erhöhung nicht als die Folge eines erst während des Jahres 1633 gereiften Entschlusses ansehe, sondern als das Resultat seiner vieljährigen Laufbahn, in der er von Stufe zu Stufe stieg, sich im Bewußtsein seiner Energie als Herrn über alles, selbst über den Kaiser fühlte und sich deshalb in seinen gigantischen Plänen durch keine Autorität, keine Dankbarkeit und kein Pflichtgefühl beeinflussen ließ.“ Was an dieser Ansicht richtig ist, steht schon bei Hurter. Hurter sagt z. B.: „Ein höchst bedeutender Mann geworden, waren der Fürstentitel und die Herzogskrone die ersten Kleinodien, welche in ihm (Wallenstein) ein unbezähmbares Verlangen nach Glanzvollerem anregten. Der Gunst seines Oberherrn verdankte er die Stellung als Glied des Deutschen Reichs, seiner Verlegenheit wußte er die Zusage des vornehmsten Ranges in demselben abzudringen. Von da war der Schritt, aus eigener Willkür die Hand nach einer Krone auszustrecken, ein leichter, dieses sein letztes Ziel. Dasselbe sollte erreicht werden, wenn auch auf Kosten redlicher Erfüllung seiner Verpflichtungen gegen denjenigen, der ihn so hoch erhoben und dessen Gunst er durch den Einfluß seiner Freunde immer wieder, selbst unter zwischeneintretendem Schwanken, zu bewahren, zu sichern wußte. Dieses seit den glücklichen Waffenerfolgen in Norddeutschland niemals unterbrochene Streben wurde unterstützt durch starren Eigenwillen, herrisches Durchgreifen, welches, ohne die mindeste Rücksicht auf höhern Willen, ausschließlich den eigenen Eingebungen, Ansichten und Absichten, daher keiner Gegenrede Gehör und Einfluß gewährte.“ [2]

Auch Irmer ist auf Hurter zu verweisen, wenn er sagt: „Man wird bei der Beurtheilung des Charakters Wallensteins ferner nicht übersehen dürfen, daß derselbe auch nach seiner Absetzung sich im Vollbesitz des kaiserlichen Vertrauens befand. Es läßt sich nicht wegläugnen, daß er dasselbe in häßlicher Weise täuschte. Man wird also in dem Urtheile über Wallensteins Handlungsweise in dieser Epoche heute noch einen Schritt weiter gehen müssen als Ranke ... Als Wallenstein

---

[1] Waldstein I, 6. Einleitung.

[2] Wallensteins vier letzte Lebensjahre. S. 17 f.

dem fremden Könige die Hand zum Bunde gegen den Kaiser bot, war es ihm lediglich um Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes und vielleicht seiner Rachsucht, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens niemals verlassen zu haben scheint, zu thun. Nirgends findet sich in dieser Epoche die Spur eines höhern politischen Gesichtspunktes, aus dem Wallensteins Verhandlungen mit dem Könige von Schweden entsprungen sein könnten." [1]

Es ist gar nicht nöthig, erst heute diesen weitern Schritt zu thun, Hurter hat denselben schon lange gemacht [2], und was die höheren politischen Gesichtspunkte Wallensteins angeht, so sind diese eben eine Erfindung Ranke's gewesen, die sich ja in seiner interessant geschriebenen Monographie über Wallenstein recht hübsch ausnehmen.

Wenn ferner Gädeke [3] in Bezug auf den berühmten Rasinschen Bericht meint, daß sich hier der „geniale Blick Ranke's für den Werth historischer Documente von neuem glänzend bewährt hat", so brauchte es doch nach den Beweisen, welche Hurter (S. 97 ff.) für die Zuverlässigkeit des Berichtes beigebracht hatte, sehr wenig „genialen Blick", um sich von dem Werth dieses Documentes zu überzeugen [4].

Diesen Ausführungen gegenüber muß der harte und ungerechte Vorwurf, den dann Ranke selbst seinen beiden tüchtigsten Vorgängern Aretin und Hurter ins Gesicht schleudert, mehr als auffallend erscheinen. Ranke sagt in einer Anmerkung [5] ganz allgemein: „Die zuerst von Aretin publicirten und von Hurter aufgenommenen Mittheilungen über Wallenstein verdienen nur da Beachtung, wo sie von factischen Zuständen Meldung thun. Ihre Schlußfolgerungen beruhen großentheils auf Unkunde oder Verdacht." [6] Da man schwerlich umhin kann, unter dem Worte „ihre Schlußfolgerungen" nicht die Schlüsse in den Mittheilungen, sondern die aus den Mittheilungen von Aretin und Hurter gezogenen Schlußfolgerungen zu verstehen, so läßt sich doch wohl kaum ein schwererer Vorwurf gegen einen Historiker erheben, als hier geschieht: er versteht nichts und verdächtigt.

Dieser Vorwurf ist dann vielfach wiederholt worden. So Irmer: „Freilich bleibt bei Hurters Schriften, deren Reichthum an neuem archi-

---

[1] Verhandlungen I, XLIII.

[2] Hurter, Wallensteins vier letzte Lebensjahre. S. 94 ff. 103 ff.

[3] Wallensteins Verhandlungen mit den Schweden und Sachsen 1631—1634. S. 3.

[4] Irmer hat das Verdienst Hurters in diesem Punkte anerkannt. Vgl. oben.

[5] Wallenstein S. 150[1], auch noch in dritter Auflage S. 103[1].

[6] Ranke citirt: Hurter, Wallenstein S. 229. Welches Werk, welches Actenstück gemeint ist, geht aus dem Citat nicht hervor.

valischem Material [1] nicht abzuläugnen ist, stets die politisch tendenziöse Behandlung der Geschichte Wallensteins wohl zu berücksichtigen; seine Mittheilungen, sagt Ranke mit vollem Recht, verdienen nur Beachtung, wo sie von factischen Zuständen Meldung thun, seine Schlußfolgerungen beruhen größtentheils auf Unkunde und Verdacht." Irmer stößt dann mächtig in die Lob- und Jubelposaune über die bahnbrechende Leistung des „Altmeisters", über seinen „neuen Standpunkt", über seine „Verbannung jeglicher religiöser und politischer Tendenz", „streng kritische Behandlung", „objectivste Beurtheilung".

Da es nun einmal seit Jahren für jeden zünftigen Historiker zum guten Ton gehört, an Ranke nicht vorüberzugehen, ohne eine verbindliche Erklärung abzugeben — was, nebenbei bemerkt, Ranke am meisten geschadet, indem er dadurch auf die vielen Unrichtigkeiten in seinen Darstellungen nicht aufmerksam wurde [2] — so macht auch Gädeke eine sehr tiefe Verbeugung vor Ranke's Buch über Wallenstein. „Die einzige Biographie, welche wir Ranke's Meisterhand zu verdanken haben, trägt bekanntlich des Friedländers Namen. Man kann kühn behaupten, daß die ganze historische Literatur nichts besitzt, was diesem unvergleichlichen Gemälde an die Seite gesetzt werden kann ... Im großen und ganzen hat Ranke ... mit dem ihm eigenthümlichen historischen Instinct das Richtige getroffen." [3]

Wir erkennen die wirklichen Vorzüge Ranke's: vielseitige Kenntnisse, fesselnde Darstellung und äußere Leidenschaftslosigkeit, auch für seine Wallenstein-Biographie vollständig an. Aber wie in vielen anderen Werken leidet gerade unter dieser malerischen, mit Vornehmheit gepaarten Darstellung nicht selten die objective Wahrheit auch in dieser Arbeit. Nur einige Irrthümer seien hier erwähnt.

Ranke setzt z. B. die zweite Heirat Wallensteins vor 1618 an; daraus leitet er nun, wahrscheinlich einem Irrthume bei Hurter folgend, die ganze Stellung Wallensteins dem Aufstande gegenüber ab: „Wallenstein gehörte nun einmal durch seine persönliche Stellung der in Wien zur Herrschaft gekommenen Partei und ihrer Richtung an; für ihn war schon

---

[1] Nach Ranke muß man annehmen, Hurter habe nur Actenstücke aus Aretin herübergenommen.

[2] Man vergleiche z. B. die erste Auflage der Papstgeschichte mit der achten Auflage, und man wird zu seinem Erstaunen finden, daß die wunderlichsten Dinge während 50 Jahren durch acht Auflagen hindurchgingen. Bei einem katholischen Historiker wäre das „unverzeihlich".

[3] Historisches Taschenbuch, 1889. S. 6.

keine Wahl mehr möglich" (S. 16). Nun aber heiratete Wallenstein erst am 9. Juni 1623 die Tochter Harrachs [1]. Ranke macht (S. 97 ff.) viel Aufhebens von dem Plane Wallensteins gegen die Türken im Jahre 1626 und 1627. Nach den Ausführungen Gindely's war es Wallenstein mit diesem Plane gar nicht ernst: „Er wurde nur deshalb von Waldstein aufs Tapet gebracht, um damit seine Rüstungen, die gegen das ohnmächtige Dänemark nicht weiter nöthig waren, zu decken." [2] Unhaltbar ist ferner der Satz: „Wie oft hatte man in Wien wenigstens unter der Hand davon geredet, daß Georg Wilhelm seinen Kurhut zu verlieren nicht minder verdiene, als selbst Friedrich von der Pfalz" (S. 121). Obgleich Georg Wilhelm „die Feinde des Kaisers mit Geld und Proviant unterstützt und ihnen Quartier in seinem Lande gewährt" und obgleich seine Behauptung (an den Kaiser 28. Mai 1626), daß er an dem Einzuge Mansfelds in die Mark unschuldig sei, „der Wahrheit ins Angesicht schlug" [3], so ist für den Plan einer Aechtung desselben noch nie ein Beweis erbracht worden. „Soweit uns das genaue Studium der Acten der Wiener Archive Aufschluß bietet, hat man sich am kaiserlichen Hofe nie mit der Aechtung des Kurfürsten von Brandenburg beschäftigt, nie war das ein Gegenstand der Berathung des geheimen Cabinets oder der Reichshofräthe. Der Kaiser dachte an keine Eroberung in Deutschland." So Gindely [4]. Was soll es heißen, wenn Ranke (S. 130) schreibt: „Dagegen behauptete sich Stralsund ungebeugt in seiner Widersetzlichkeit gegen den Kaiser, obgleich er mit der territorialen Autorität des Landes vereinigt war; es ließ die Fahnen des europäischen Protestantismus von seinen Zinnen fliegen"! Durchaus den verbürgtesten Thatsachen widersprechend sind die Behauptungen: „Von Vergebungen zu Gunsten der Geistlichen wollte er (Wallenstein) gar nichts hören: denn dadurch entziehe man nur den Soldaten, was ihnen zukomme ... Jesuiten wollte er in seinem Feldlager nicht dulden" (S. 349). Wallenstein hat selbst eine ganze Reihe von Vergebungen gemacht, für Jesuiten, Karmeliten, Augustiner, Karthäuser. Jesuiten hat er stets bis in die letzte Zeit in seinem Lager und um seine Person ge-

---

[1] Tadra S. 268.

[2] Zur Beurtheilung des k. Generals Albrecht von Waldstein. S. 22.

[3] Gindely, Waldstein. I, 102 f.

[4] Waldstein II, 365. Vgl. auch Gädeke im Historischen Taschenbuch S. 31: „Dagegen ist es durchaus unwahr, daß bereits 1625 die Aechtung des Kurfürsten in Wien besprochen worden sei."

habt. Eine große Unwissenheit der elementarsten Begriffe der katholischen Religion [1] verräth der Satz: „Für das alleroberste Kriegshaupt erklärte er (Ferdinand II.) die allerseligste Jungfrau und Mutter Gottes. Nicht mit Unrecht, da diese Verehrung die Summe des Dienstes in sich schloß, von dem sich die Protestanten abgewendet hatten, und zu dem sie zurückgebracht werden sollten" (S. 158). Also die Muttergottesverehrung ist die Summe der Unterscheidungslehren zwischen Katholiken und Protestanten, und zur Muttergottesverehrung sollten von dem kaiserlichen Heere die Protestanten zurückgebracht werden. Wie die erstere Behauptung große religiöse Unwissenheit verräth, so schlägt die zweite geschichtlich feststehenden Thatsachen ins Gesicht; beide Behauptungen sind gleich weit entfernt von Objectivität.

Wir haben oben behauptet, daß Wallenstein auch noch Vertheidiger aufweisen kann. Von diesen seien hier genannt Hallwich und Schebek. Letzterer schrieb ein dickes Buch: „Die Lösung der Wallensteinfrage", welches der kritischen Begabung des Verfassers kein hohes Zeugniß ausstellt. Der Prager Herr hält „Wallenstein für einen der genialsten Männer, welche je im Staatsleben sich hervorgethan haben . . . So erscheint er mir denn gleichsam als die vorzeitige Incarnation jener Kraft, welche, in drei Persönlichkeiten in die Erscheinung getreten, 240 Jahre nach ihm mit Hilfe des Volkes in Waffen das neue deutsche Kaiserthum, nur mit einer andern Spitze aufrichtete . . . Aus dem Gelingen im Jahre 1870 und aus dem Mißlingen im Jahre 1640 ersieht man deutlich, welch hohen Werth die Weisheit und Festigkeit des Regenten für ein Staatswesen besitzt und was das Fehlen dieser Tugenden zu verschulden vermag." An dem Namen Wallensteins „soll man nicht ewig den Unglimpf lassen, womit ihn Lüge und Bosheit behaftet hat". Als Helfer ist selbst der saubere Historiker Voltaire recht: „Boileau sich anschließend thut Voltaire, selbst Ehrenretter eines schuldlos Gerichteten, einfach den Ausspruch: Valstein n'a conspiré jamais." [2] Das eigentliche Verhängniß für Wallenstein erblickt Schebek in der Person Slawata's. „Aus

[1] Den Protestantismus nennt Ranke (S. 151) „die dem Genius der Nation entsprechende, durch dessen eigenste Anstrengungen ins Leben gerufene Form der Religion", also der Katholicismus, die Blüte deutscher Kunst, deutschen Dichtens, deutschen Rechts- und Wirthschaftslebens in dem katholischen Mittelalter, sollen dem Genius nicht entsprechend sein? Ganz unhaltbar ist auch der Satz (S. 44): „Was der Kreis in Anspruch nahm, war eben die politische und religiöse Autonomie, welche der Kaiser nicht dulden wollte."

[2] Schebek, Lösung, S. 529 ff.

seinen Schlupfwinkeln heraus in den Vordergrund gedrängt, erblickt man denjenigen, in welchem sich das Verhängniß Wallensteins verkörperte, und die dunkeln Gänge werden aufgedeckt, die er einschlug, um die Bahn desselben zu durchkreuzen und ihn zu Fall zu bringen. Wie soll man sein Vorgehen nennen? Selbst wenn man es, wofür es an Gründen nicht fehlt, als Folge einer Geistesstörung betrachtet, bleibt es immer unheimlich. Des Verrathes entkleidet, entsteigt dagegen wie eine Lichtgestalt der Held des Buches den Nebeln, in die seine Geschichte gehüllt worden ist."[1] Und an einer spätern Stelle: „Nicht aber darin, ob der Haß Slawata's gegen Wallenstein noch aus den Jugendjahren oder aus einer späteren Zeit sich herleitet, liegt das Räthselhafte, sondern in der bis zur Blindheit gesteigerten Leidenschaft, mit welcher er denselben an den Tag legt. Ohne Rast und Ruhe, ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände und mit Hintansetzung aller Grundsätze und Interessen arbeitet er am Untergang des Verhaßten. Deshalb vermag man sich auch der Annahme nicht ganz zu entziehen, daß hier eine Monomanie, ein activer Verfolgungswahn im Spiele sein könnte."[2] Soweit glaubt der Vertheidiger Wallensteins gehen zu müssen in der Discreditirung des geschäftsgewandten, uneigennützigen, kaisertreuen Kanzlers, des hochgebildeten Geschichtschreibers, des in seinem Privatleben aufrichtig und opferwillig an seiner Läuterung arbeitenden Slawata[3] — und das alles, um Wallenstein zu retten. Eine ganze Reihe von Schriften, mit denen Slawata gar nichts zu thun hat, muß Slawata geschrieben haben, um die „dunklen Gänge aufzudecken".

Wir vermögen Schebek ebensowenig ernst zu nehmen wie seinen Mitkämpen Hallwich. Letzterer zeichnet sich vorzüglich durch eine recht starke, mit Kraftausdrücken gewürzte Sprache aus. Diese verwerthet er besonders, wenn er es mit Historikern zu thun hat, welche an die Kindesunschuld seines Helden nicht glauben wollen. Wir können uns somit schon denken, wie er mit Hurter umspringt. Er wirft demselben an mehreren Stellen absichtliche Irreführung, Verschweigen, Unredlichkeit vor; er meint: „Offenes Auftreten war nicht die Sache Hurters"[4]. Durch eine merkwürdige Ironie des Schicksals ist aber Hallwich in seinem Streite

---

[1] A. a. O. S. 6. [2] A. a. O. S. 34.

[3] Man lese nur seine Lebensvorsätze, welche Schebek S. 35 f. aus dem Neuhauser Archiv mittheilt. Der 7. Punkt lautet: „Von leeren und müßigen Gesprächen, vorzüglich aber von Unterhaltungen (detractionibus) . . . mich enthalten wollen." Wie kommt Schebek dazu, detractio mit ‚Unterhaltung' zu übersetzen?

[4] Wallensteins Ende. I, IX; II, IC. CXLIV.

mit Gindely zu dem besten Vertheidiger Hurters geworden, natürlich ganz ohne es zu wollen.

Uebrigens nimmt Hallwich es mit seinen scharfen Ausdrücken nicht so genau, und man ist gewohnt, dieselben nicht allzuhoch anzuschlagen. „Die Art und Weise von Hallwichs Polemik," so sagt Gädeke im Historischen Taschenbuch [1], „muß ebenso entschieden verurtheilt werden wie die Ueberhebung, mit welcher er auf die Arbeiten anderer herabsieht. Eine abweichende Meinung ruhig abzuwägen und den Ansichten eines Gegners gerecht zu werden, ohne gehässige Ausdrücke zu gebrauchen, ist, wie es scheint, dem geehrten Herrn aus Reichenberg bereits zur Unmöglichkeit geworden. Hallwich hätte alle Ursache, bei den vielen Irrthümern, deren er im Laufe der Jahre überführt worden ist, etwas bescheidener aufzutreten. Seine Angriffe sind maßlos, sein historisches Urtheil oft recht beschränkt und nicht frei von dilettantischem Eigensinn." An einer anderen Stelle urtheilt Gädeke von den Leistungen Hallwichs: „Im Jahre 1879 überraschte H. Hallwich die gelehrte Welt durch die Mittheilung, er habe nach eifrigem Forschen einen die Wallenstein-Frage betreffenden Briefwechsel von 10 000 Nummern entdeckt, aus welchem sich mit Gewißheit die Schuldlosigkeit des Friedländers ergebe. Die Veröffentlichung von 1350 Nummern, deren größter Theil schon von Hurter eingesehen worden, mußte ruhige Beobachter bereits zur Vorsicht mahnen ... Auch die weiteren Publikationen boten zur Klärung der Schuldfrage wenig Entscheidendes. Dagegen trat in denselben, wie in den darauffolgenden Schebeks ein auffallender Mangel an historischer Kritik zu Tage, der in einem eigenthümlichen Widerspruche zu dem anmaßenden Auftreten der Verfasser stand."

Wer Hallwichs Einleitungen liest und dann die von ihm gebotenen Actenstücke prüft, kommt aus dem Staunen kaum heraus: was die Einleitungen verneinen, bejahen die Actenstücke. „Mit einer gewissen Dreistigkeit" — Gädeke gebraucht diesen Ausdruck — nimmt dann Hallwich auch noch Ranke für seine Meinung in Anspruch, obschon Ranke in seinem Forschungsresultat kaum über Hurter hinauskommt. Politischer Parteihader hat, wie es scheint, Hallwich die ruhige Besonnenheit geraubt; denn wenn auch die Czechen Wallenstein wegen mangelnden Patriotismus und wegen seiner deutschen Verwaltung anklagen, so ist das doch für chauvinistische Deutschböhmen noch kein Grund, Wallenstein als den Vorkämpfer

[1] Leipzig 1889. Die Ergebnisse der neuern Wallenstein-Forschung. S. 9 f. 42 f.

deutscher Freiheit zu verherrlichen und über solche, die anderer Meinung sind, die Zornesschale auszugießen, wie Hallwich es u. a. auch mit Gindely gemacht.

Der Prager Professor Gindely hat im Jahre 1886 ein zweibändiges Werk[1] über Wallensteins erstes Generalat herausgegeben, welches in jedem Falle, auch wenn man nicht mit allem übereinstimmt, als eines der bedeutendsten in der Wallensteinliteratur bezeichnet werden muß. Ueber dieses Werk ist nun Hallwich grimmig hergefallen und hat demselben einzelne Uebersehen und Unrichtigkeiten nachgewiesen. Ein Federkrieg in mehreren Streitschriften von hüben und drüben entbrannte[2].

In seiner zweiten Streitschrift betont Hallwich in der Einleitung: „Von jeher mußte die Thatsache befremden, daß just in Böhmen, in Wallensteins Heimat, die öffentliche Meinung ihrer Mehrheit nach eher gegen als für ihn war. Die Ursache wurde niemals geheim gehalten. Johann Koller, der Dichter, wie Franz Palacky, der Geschichtschreiber, sprachen sie offen aus: Wallenstein, oder wie ihn die Czechen beharrlich nennen, Waldstein war ihnen viel zu wenig Patriot, war ihnen zu deutsch, das genügte. Seine Verwaltnng im Herzogthum Friedland war eine deutsche; er wollte nicht, ‚daß bei der Kanzlei was böhmisch sollte tractirt werden‘; in seine Akademie wollte er nicht zuviele ‚tölpische böhmische Janku‘ aufgenommen wissen“ u. s. w. Die Ansicht Gindely's, daß Wallenstein die kaiserlichen Interessen preisgegeben, daß er überall nur seinen eigenen Vortheil suchte, daß er sich in den fünf Jahren seines ersten Generalats zum Verräther herangebildet, will Hallwich auf keine Weise gelten lassen. Obgleich „niemals ein Freund literarischer Fehde — das Lob war mir immer geläufiger als der Tadel“, obgleich „nicht gewillt, mich von Ihnen (Gindely), was Wohlanständigkeit betrifft, überbieten zu lassen,“ beschuldigt Hallwich den Prager Professor „einer bisher ganz unerhörten Schroffheit des Tones“, eines „Cynismus ohnegleichen“, des Gebrauchs „verdächtiger und unlauterer Quellen“, er gebrauche „Verdächtigungen“, zeige „Voreingenommenheit, gepaart mit Verbissenheit in die eigenen Funde“. „So zeigt sich denn Schritt für Schritt in Gindely's Forschung“, so heißt es

[1] Wie Irmer (I, XIX) nur vom ersten Bande als erschienen reden kann, ist nicht recht begreiflich.

[2] Hallwich, Gindely's Waldstein, später Wallenstein und Waldstein. Ein offener Brief an Dr. Gindely von Dr. Hermann Hallwich. Leipzig 1887. Gindely, Zur Beurtheilung des kaiserlichen Generals im 30jährigen Kriege Albrechts von Waldstein. Eine Antwort an Dr. Hallwich von Anton Gindely. Wien 1887. Zweite Antwort. Wien 1887.

in der ersten Streitschrift, „die bare Unhaltbarkeit, der absolute Mangel an jenem reinen Wahrheitssinn, ohne welchen eine objective Geschichtschreibung nicht gedacht werden kann.“ „Sie imputiren mir in meiner Kritik Ihres Buches“, so Hallwich in der zweiten Schrift [1], „‚unziemliche Ausdrücke‘ und ‚niedrige Anschuldigungen‘; Sie verlangen eine ‚anständige literarische Polemik‘. Daß Sie ein solches Verlangen an mich stellen zu müssen glauben, wird jeder, der mich entweder persönlich oder aus meiner Schrift kennt, als directe Beleidigung qualificiren.“ Dies genüge zur Charakteristik des Herrn Hallwich. Wir kommen zu seiner Vertheidigung Hurters, die er ganz gegen seinen Willen in eben dieser Schrift übernimmt.

Wie bereits angedeutet, ist Gindely mit vielfach ganz neuem werthvollen Material zu einer Beurtheilung Wallensteins gekommen, die in allen wesentlichen Punkten mit den Resultaten übereinstimmt, welche Aretin, Hurter und Onno Klopp schon früher vertheidigten. Das weist nun Hallwich nach, indem er meint, dadurch den größten Triumph über Gindely zu feiern.

„Sie werden nicht läugnen können,“ so spricht in gewohnter edler Weise Herr Hallwich zu Gindely, „daß dies Unterfangen nicht neu, daß schon Hurter und Klopp es als ‚Pflicht und Recht‘ erkannt, genau dieselbe Methode zur Anwendung zu bringen, daß also das ‚neue Gewand‘, das Sie für Ihren Waldstein zusammengemodelt, in Wirklichkeit nichts anderes ist als ein neues Gewand — aus alten Lumpen, der Provenienz nach aus der Fabrik der soi-disant ‚katholisch-politischen‘, recte ultramontan-reactionären Partei Deutschlands und Oesterreichs, die von jeher ein lebhaftes Interesse bekundet und bethätigt, zu Ehren ihres Tilly einen Wallenstein in den Staub zu ziehen.“ Und vorher [2]: „Muß man da nicht beinahe auf die Vermuthung kommen, entweder Hurter oder Klopp haben Sie, oder Sie haben Klopp und Hurter einfach abgeschrieben?“ Bei der Vergleichung mit den früheren Ergebnissen sagt Hallwich, „muß ich selbstverständlich immer wieder auf die professionellen Ankläger Wallensteins zurückkommen, an deren Spitze vor Ihrem Erscheinen auf dem Büchermarkt bekanntlich die Herren Onno Klopp und Friedrich Hurter standen.“

Gindely stellt es aus Zeugnissen von Freund und Feind als unzweifelhaft gewiß hin, daß Wallensteins Heer mehr aus Protestanten als

---

[1] Hallwich, Wallenstein und Waldstein. S. V. 1. 8. 13. Andere Ausdrücke: „Grund- und bodenlose Beschuldigung“, „absichtliches Ueberschlagen“, „bewußte Falschheit“ S. 33. 36. 39.

[2] Wallenstein und Waldstein S. 16. Die früheren Stellen S. 19. 21.

aus Katholiken zusammengesetzt war. „Dergleichen war den Herren Klopp und Hurter keineswegs unbekannt", bemerkt Hallwich [1]. Zu den Anklagen Gindely's über die Erpressungen der Obersten und Officiere und die mangelhafte Disciplin im Heere Wallensteins meint wiederum Hallwich: „In dem Kapitel ‚Fortwährende Drangsale der Reichslande' gibt Hurter ein Bild, das keinem Ihrer Schreckensbilder an Uebertreibung etwas nachgibt. Und dennoch ist Hurter im Gegensatz zu Ihnen billig genug, nicht alle Ausschreitungen Wallenstein'scher Officiere auf ein Conto zu schreiben, indem er u. a. zu bedenken gibt: ‚Es wäre ungerecht, einen Feldherrn, zumal in jener Zeit, für die vielen Bedrückungen seiner Untergebenen verantwortlich machen zu wollen. Auch haben wir gesehen, wie Wallenstein gegen Eigenmächtigkeiten Strafe eintreten ließ.' Etwas, wofür Sie durchaus kein Verständniß haben wollen." [2] Gindely fragt: „Ruhte und rastete Wallenstein nicht, bis die Feinde des Kaisers aus dem Felde geschlagen waren; unterhielt er zu diesem Zwecke ein inniges Einvernehmen mit der Liga?" Diese Frage muß nach Gindely entschieden verneint werden. Zum Beweise führt er den Einfall Mansfelds in Schlesien und Ungarn an und das langsame Nachrücken des kaiserlichen Feldherrn. Aus wörtlich angeführten Stellen zeigt Hallwich, daß Hurter und Klopp dieselben Beweise bringen. Ferner hebt Hallwich hervor: „In Hinsicht des Verhältnisses Wallensteins zur Liga urtheilen Hurter und Klopp so bedingungslos wie Sie." „Auch das Kapitel ‚Wallenstein und Tilly' bei Hurter darf ohne Zweifel als in aller Gedächtniß vorausgesetzt werden. Es nimmt Ihnen auch in diesem Punkte das Recht der Priorität. Nicht anders ist es im Grunde damit bestellt, was Sie unter den Schlagworten ‚Waldsteins ehrgeizige Pläne' und ‚seine Bestechungen' auftischen ... So finden sich denn Ihre Beschuldigungen wegen ehrgeiziger Pläne in allen Stadien schon bei Hurter und auch bei Klopp ... Alles ist schwarz auf weiß schon bei Hurter vorhanden ... nur nicht so breitgetreten und doch zugleich so gehässig zugespitzt, wie bei Ihnen; mehr embryonalisch, so daß dem Leser gewissermaßen freigestellt wird, daran zu glauben oder nicht. Auch über die sogen. ‚Münzverfälschung' ist Hurter genau unterrichtet. Zu einer Conclusion, wie Sie, wagt er doch nicht sich zu versteigen. Und damit nichts, aber auch gar nichts fehle, hören wir schließlich so bei Hurter und Klopp, wie bei Ihnen, nur etwas sanfter und zarter, immerhin deutlich genug, auch von Bestechungen faseln ...

[1] A. a. O. S. 16. [2] A. a. O. S. 17.

Essentiell ist, wie Sie sehen, an Ihrem Waldstein durchaus nichts Originelles, nur daß Sie, was längst schon Hurter-Klopp an Schlechtigkeiten gemeldet, noch zu potenziren suchen und ihnen so um eine Pferdelänge vorauszukommen trachten. Läßt ja doch Hurter bei Wallenstein sogar ‚Fristen zwischeneintreten, während deren er in das Verhältniß des redlichen Dieners seines Herrn zurückkehrte‘ — ein wie erbärmliches Lob, das Sie doch niemals über die Lippen brächten!“ [1]

Woher kommt nun diese Uebereinstimmung zwischen Hurter und Gindely? Etwa weil Gindely aus Hurter und Klopp abgeschrieben? So etwas auch nur anzudeuten, ist wohl nur bei Herrn Hallwich möglich. Die Uebereinstimmung rührt einfach daher, weil ein genaues Studium aller Quellen eben kein wesentliches anderes Bild Wallensteins ergibt, als dasjenige, welches Hurter entworfen. Wir nehmen durchaus nicht alle Ausführungen und Ansichten Gindely's an, aber mit einigen Vorbehalten können wir unterschreiben, was Gädeke im Historischen Taschenbuch [2] sagt: „Wir können Gindely wohl eine vorgefaßte Meinung und willkürliche Combinationen, aber nicht fanatischen Haß gegen Wallenstein vorwerfen. Ueber manches urtheilt er sogar sehr mild; vieles, was er zu Ungunsten Wallensteins anführt, läßt sich auch gar nicht wegläugnen und ist unumstößlich klargestellt, so die Betheiligung Wallensteins an den Confiscationen, der Münzverschlechterung und den schmutzigen Geldgeschäften; anderes tritt, wie die Heeresleitung und seine Stellung zu den protestantischen Fürsten und zur Liga, in eine bessere und schärfere Beleuchtung. Auch über das Verhalten des Kaisers in Regensburg und die Thätigkeit der spanischen und päpstlichen Diplomatie erhalten wir äußerst lehrreiche Aufschlüsse.“

Auf diese Aufschlüsse, sowie auf andere hier nicht besprochene Quellen hoffen wir zurückzukommen. Einstweilen mag die bisherige, soviel als möglich durch gegenseitige Selbstzeichnung versuchte Charakteristik der verschiedenen Bearbeitungen genügen, nicht allein um den Stand der Wallensteinfrage, sondern auch um die Arbeitsweise der modernen Geschichtschreibung zu illustriren.

[1] A. a. O. S. 20 f.

[2] Historisches Taschenbuch, 1889. S. 13.

B. Duhr S. J.

Die Fühler der Insekten.

Die fünf Sinne, welche wir Menschen besitzen, sind an bestimmte äußere Sinneswerkzeuge gebunden, durch welche die Außenwelt auf unser Wahrnehmungsvermögen einwirkt. Natürlich ist die Einwirkung verschieden je nach der Verschiedenheit des Organs. Für die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten und der Unterschiede sind wir hier fast gänzlich auf unsere eigene Erfahrung angewiesen. Wie werden wir nun aber zu den Wahrnehmungen von Sinneswerkzeugen vordringen, die anders beschaffen sind als die unsrigen? Wir sind genöthigt, nach der Aehnlichkeit mit unseren eigenen Sinnesorganen und deren Thätigkeiten auch die Sinnesorgane und die Sinnesthätigkeiten der übrigen Wesen zu beurtheilen. Bezüglich der Wirbelthiere stoßen wir dabei nicht auf große Schwierigkeiten; denn die Uebereinstimmung ist hier ziemlich vollkommen. Aber je geringer die Aehnlichkeit der Organe, desto größer wird die Schwierigkeit.

In einer schlimmen Lage befinden wir uns in dieser Beziehung bei den Insekten. Das Auge der Insekten ist das einzige ihrer Sinneswerkzeuge, das mit einem unserer Organe offenbar übereinzustimmen scheint; und selbst dieses ähnlichste Organ ist sehr verschieden gebaut und muß auch eine ebenso verschiedene Thätigkeit entfalten. Am aussichtslosesten gestaltet sich die Lage bei jenem Organe der Insekten, das uns Menschen ganz abgeht — bei den Fühlern. Kein Käfer und keine Ameise kann uns erzählen, was sie mit ihren Fühlern alles machen und welcherlei Wahrnehmungen sie durch dieselben empfangen. Aber nehmen wir einmal an, die Insekten könnten vernünftig reden und wir verständen ihre Sprache; würde uns dann völlig geholfen sein? Würde es uns nicht trotzdem noch ergehen wie dem Blindgeborenen, dem ein Sehender das Auge und die Gesichtswahrnehmung beschreibt? Was stellt sich der Blindgeborene vor unter Sonnenschein und Farbenpracht? Wie weit wird das Bild, welches er sich von einer blühenden Frühlingslandschaft entwirft, abweichen von der Wirklichkeit? Doch er kann sich ja überhaupt gar kein „Bild" davon entwerfen trotz der lebhaftesten Schilderung, die er hört; denn seiner Phantasie fehlt es dazu an den nothwendigsten Vorbedingungen. Die Vorstellung, die er sich von der Landschaft macht, ist nur aus Zügen zusammengesetzt, welche der Tast-, Gehör-, Geruchs- und Geschmackssinn ihm bieten. Er muß seinen Mitmenschen glauben, daß es in der Welt auch

Licht und Farben gebe; er muß glauben, daß die Sonne nicht bloß erwärme, sondern auch leuchte, und daß an einem Gemälde mehr wahrzunehmen sei als die kleinen Erhabenheiten, die er mit seinen feinen Fingerspitzen fühlt. Wir sind also wirklich in einer schwierigen Lage. Ohne Fühler zu haben, sollen wir uns doch einen richtigen Begriff machen von den Fühlern der Insekten, nicht bloß von ihrer äußeren Gestalt und von ihrem mikroskopischen Bau — dieser erste Schritt ist der leichtere —, sondern auch von der Rolle, die sie in der Sinneswahrnehmung der Thierchen spielen. Trotzdem wollen wir es versuchen. Unsere Leser sind ja in derselben Lage wie wir und können deshalb unser Unternehmen nicht mitleidig belächeln. Dies wäre nur einem der kleinen Fühlerträger selbst gestattet; ihnen aber fehlt dazu zum Glück der Verstand. Wäre es anders, so müßten sie jedenfalls trotz des Lächelns anerkennen, daß die Wissenschaft der Gegenwart sich endlich bemühe, möglichst tief in die Kenntniß des Insektenlebens einzudringen.

1. Der äußere Bau der Insektenfühler.

Fühler oder — wie man wissenschaftlich sagt — Antennen zu tragen, ist bekanntlich nicht bloß den Insekten eigen, sondern auch anderen Klassen der Gliederthiere, nämlich den Tausendfüßern, den Onychophoren und den Krustenthieren. Letztere bringen es sogar auf zwei Paare dieser Organe, während die Insekten sich mit einem Paare begnügen. Ein Paar haben sie aber regelmäßig, wenigstens im Stande der vollkommenen Entwicklung, den man als Imagostand bezeichnet; viele Insektenlarven haben nämlich keine eigentlichen Fühler, und bei jenen, die solche besitzen, sind sie fast ausnahmslos klein und unbedeutend; wir haben uns hier jedoch nur mit dem vollkommenen Insekt zu beschäftigen. Die Fühler desselben sitzen mehr oder weniger an den Seiten des Kopfes, in der Nähe der Augen. An Mannigfaltigkeit der Gestaltung sind sie so reich wie kein anderes Organ in der ganzen großen Thierwelt; es gibt kaum irgend eine erdenkliche Form, die sie nicht thatsächlich aufweisen. Schon dieser mannigfaltige Bau deutet an, daß sie zu mannigfaltigen Zwecken dienen. Ein Ueberblick über die vorzüglichsten Fühlerformen in verschiedenen Insektenordnungen möge hier folgen.

Daß die meisten Mücken, die deshalb auch Langhörner heißen, ziemlich lange, aber sehr zarte Fühler haben, bei dem Männchen oft noch mit einem zierlichen Federbusch, ist jedermann bekannt. Unscheinbarer sind die Fühler bei der Mehrzahl der Fliegen, bei jener anderen großen Ab-

theilung der Zweiflügler, die man Kurzhörner nennt. Betrachten wir mit einer Lupe die Fühler unserer Stubenfliege. Das feine Börstchen, das auf dem dritten und letzten Gliede der kurzen Antennen steht, sieht fast aus wie die Hauptsache daran, und doch ist es nur ein Anhängsel. Aber nicht alle Kurzhörner sind so bescheiden. Es gibt unter ihnen wespenähnlich gefärbte, gelb und schwarz gebänderte Arten, die auch in ihrem Fühlerbau den Wespen nachfolgen und deshalb längere, kräftigere Fühler tragen. Die Bogenfliegen (Chrysotoxum) und die Dickkopffliegen (Conops) zeichnen sich in dieser Richtung aus. Wenn man die Fühler nach einem ihrer Hauptzwecke als Nase der Insekten bezeichnet, so kann man von der Stielhornfliege (Ceria conopsoides) wahrlich sagen, daß sie die Nase hoch trage. Sie hat nämlich ihre Fühler auf einen langen gemeinschaftlichen Stiel gestellt, der auf der Stirn entspringt; dadurch erreichen ihre Fühler bequem die Fühlerlänge ihres sogen. Vorbildes, der Maurerlehmwespe (Odynerus parietum). Zwei derartige Stiele tragen Augenstielfliegen (Diopsis) vom Senegal; am Ende eines jeden Stieles sitzt ein Fühler und ein Auge, für eine Fliege jedenfalls eine sonderbare Einrichtung, die an die gestielten Augen vieler Krebse erinnert.

Einförmig und scheinbar nicht viel versprechend ist der Fühlerbau in der großen Ordnung der Hautflügler. Die Antennen der Bienen, Wespen und Ameisen haben wie die ihrer Verwandten aus der genannten Ordnung meist zehn bis zwölf Glieder, deren erstes, langgestrecktes Fühlerschaft heißt, während die übrigen zu einer Fühlergeißel sich zusammenfügen. Man hüte sich, dieses anspruchslose Werkzeug geringzuschätzen. Es ist eine geheimnißvolle Zauberruthe, die alle Wünsche ihrer Besitzer erfüllt. Sie verräth den Raub- und Schlupfwespen ihre tief im Holze oder in der Erde verborgene Beute; mit einem sanften Schlage der Fühlerpeitsche erkennen Biene und Ameise ihre Freunde und ihre Feinde; durch ihre Berührung werden die Blattläuse zu einer Quelle süßen Reichthums für die Ameisenvölker.

So verschieden die „silberstimmigen", von Phöbus geliebten Cikaden und die raubgierigen, als „Augenstecher" selbst von manchen Menschen gefürchteten Libellen in ihrer sonstigen Erscheinung auch sein mögen, so stimmen sie doch darin überein, daß sie neben großen, facettenreichen Augen kurze, kleine Fühler besitzen. Um so größer sind diese bei den Grillen und Heuschrecken: sie überschreiten hier nicht selten die Körperlänge des Thierchens. Bei den Fühlerformen der Schmetterlinge und der minder beliebten Wanzen und der übrigen fliegenden, kriechenden

oder springenden Sechsfüßer wollen wir uns nicht mehr aufhalten, sondern gleich zu den Käfern übergehen; denn diese Insektenordnung besitzt eine unerschöpfliche Fühlermusterkarte, eine reichere als alle übrigen Ordnungen zusammen. Kurze Fühler und lange, zarte und massige, gerade und geknickte, fadenförmige, borstenförmige und perlschnurförmige, gekerbte, gesägte, gekämmte und verästelte, nagelförmige, keulenförmige und fächerförmige und noch zahllose andere liegen uns hier zur Auswahl vor. Klein und gedrungen, von einem ohrenartigen Anhange des dritten Gliedes fast verdeckt, sind die bei den Kreiselkäfern (Gyrinus), die auf unseren Bächen und Teichen im Sonnenschein ihre anmuthigen Kreise beschreiben. Mittelgroß und mit einer Keule aus beweglichen Blättern versehen finden wir sie beim Maikäfer. Diese Fühlerform, das charakteristische Kennzeichen der Blatthornkäfer (Lamellicornia), ist wohl keinem unserer Leser unbekannt, ebensowenig wie die Fühler der Bockkäfer, in denen die Antennen der Insekten den Höhepunkt ihrer Größe und Kraft erreicht zu haben scheinen. Die Hörner eines Bockkäfers sind in der That sein Stolz und seine Zierde. Mögen sie auch den Körper um das Fünffache an Länge überragen und nach unseren Begriffen eine schwere Last für den kleinen Kopf sein, so trägt er sie doch so leicht und anmuthig geschwungen, als ob das für einen Bock ganz selbstverständlich sei. Quasten und Troddeln, Pinsel und Büschel feiner Haare oder Börstchen vollenden den Fühlerschmuck mancher fremdländischen Bockkäfer und haben vielen derselben auch ihren wissenschaftlichen Namen gegeben (Compsocerus barbicornis, Lophonocerus barbicornis u. s. w.).

Wir dürfen uns über die Mannigfaltigkeit der Fühlergestalten unter den Käfern eigentlich nicht wundern. Denn sie ist sozusagen nur ein Specialfall jener Mannigfaltigkeit, die in den Formverhältnissen aller äußeren Theile des Käferleibes herrscht. Reichthum der Formen ist so recht die starke Seite der Käfer, wie Reichthum der Farben die starke Seite der Schmetterlinge. Wie die Allmacht des Schöpfers dem Flügel der Falter eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit und eine wunderbare Schönheit der Färbung verliehen, so hat sie dem Körper der Käfer einen ebenso unerschöpflichen und ebenso wunderbaren Reichthum der Formen geschenkt; letzterer ist es vorzugsweise, der diese Insektenordnung künstlerisch auszeichnet. Allerdings finden wir auch bei nicht wenigen Käfern herrliche Farben. Das Feuer, das auf dem Panzer vieler Laufkäfer erstrahlt und ihnen Namen wie rutilans und splendens, auratus, auronitens, speciosus und coelestis verdiente; das diamantengleiche Farbenspiel

auf den Flügeldecken eines Brillantkäfers (Entimus imperialis); das flüssige Gold, das ausgegossen ist über eine Legion fremdländischer Blatthornkäfer (Pyronota, Anoplognathus, Plusiotis u. s. w.), und das selbst auf einigen der als Moderkäfer verachteten Kurzflügler seinen Wiederschein findet (Philonthus pretiosus, Xantholinus rutilans, Quedius semiaureus): diese und andere blendenden Schönheiten aus der Käferwelt legen Zeugniß dafür ab, daß auch Käfer schön gefärbt sein können. Aber ihre Farbenpracht ist nicht das Werk des Malers, sondern das des Goldschmiedes und Juweliers; es sind keine Gemälde wie der Schmetterlingsflügel, sondern erhabene Arbeit. Als einstens ein Sohn Israels eine Sammlung von Goldkäfern (Ruteliden und Cetoniden) aus den Gleicherländern sah, soll er gefragt haben: „Könnte man da nicht das Metall herausziehen?“ Er hatte insofern das Richtige getroffen, als die Schönheit dieser Käferfarben nicht aussieht wie gemalt, sondern wie gegossen. Es ist eben nicht die Färbung allein, wie bei den Flügeln der Schmetterlinge, was hier schön ist; es ist die ganze, mit Händen greifbare Gestalt. Die Schönheit bleibt hier nicht mehr in der Flächenausdehnung; sie tritt in die dritte Dimension hinein, sie wird Formschönheit. Diese Formschönheit findet sich bei den Käfern häufig auch dort, wo Glanz und bunte Farben fehlen, ja sie weiß dieselben oft trefflich zu ersetzen. Ein Hirschkäfer mit seinem stolzen Geweih ist zweifellos schön trotz des dunkeln, braunen Kleides, das er trägt; fast in allen seinen Körperproportionen finden wir das Verhältniß des goldenen Schnittes [1]. Und wo unsere Begriffe von Schönheit sich den Formen der Käfer nicht mehr anzupassen vermögen, da ist es wenigstens der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Formen, die uns erfreut und uns zum Nachdenken anregt über den Zweck, dem diese verschiedenen Bildungen dienen.

Den letztgenannten Genuß gewähren uns die Fühler der Käfer in reichem Maße. Belege für ihre Mannigfaltigkeit sind bereits genug beigebracht worden. Nur noch auf eine Familie innerhalb dieser Insektenordnung wollen wir unsere Aufmerksamkeit richten, auf die Familie der Paussiden; denn sie überbietet alle anderen Käfergeschlechter an Verschiedenheit und Abenteuerlichkeit der Fühlergestalten. Die Paussiden sind Kinder der tropischen und subtropischen Zone, am zahlreichsten vertreten auf der südlichen Halbkugel der alten Welt, in Afrika und Indien. Sie leben — vielleicht mit Ausnahme der australischen Arten — in Ameisen-

[1] Siehe diese Zeitschrift Bd. XXX. S. 530 f.

nestern und spielen dort, nach ihrem sonderbaren Aufzuge zu schließen, jedenfalls eine interessante Rolle [1]. Ein Anhänger der Brehm'schen Thier-intelligenz könnte vielleicht auf den Gedanken kommen, sie für die Hof-narren der Ameisen zu halten. Ihre Fühler besitzen nämlich eine auf-fallende Neigung zur Entwicklung in der Breitenachse, zur Faltung, Aushöhlung und Zackenbildung; oder, minder gelehrt ausgedrückt, sie zeigen ein wahres Fastnachtsarsenal von Fühlermasken. Da treffen wir Tactstöcke und Falzbeine, Spaten und Kellen, Löffel und Messer, Fächer und Sicheln, türkische Säbel und griechische Leiern und noch eine An-zahl anderer Instrumente, die in der menschlichen Kunst und Industrie einstweilen noch nicht erfunden sind; sogar echte Bratwurstantennen fehlen nicht (Pleuropterus Allardi). Die Fühler der meisten Paussus haben eigentlich nur mit einem Gegenstande eine gewisse Familien-ähnlichkeit, nämlich mit den Eselsohren des Midas. Wer nicht selbst eine Paussidensammlung gesehen hat, wird es für unmöglich halten, daß innerhalb einer und derselben Familie ein so vielfältiger und so aben-teuerlicher Fühlerputz herrschen könne, der eher für einen Fastnachts-scherz berechnet erscheint, als für den Ernst des Käferlebens. Und doch ist es so. Die Natur hat hier die kühnsten Vorstellungen der mensch-lichen Einbildungskraft übertroffen und dem menschlichen Verstande das Räthsel aufgegeben, die biologische Bedeutung dieser Fühlermoden zu ergründen und die Gesetze zu erforschen, die dem scheinbaren Spiele zu Grunde liegen.

Die Fühler der Insekten sind also mannigfaltig, sehr mannigfaltig in ihrer Form. Auch die Zahl der Fühlerglieder zeigt große Ver-schiedenheiten. Von den zweigliedrigen Fühlern winziger Keulenkäfer (Mastiger und Articerus) bis zu den 150gliedrigen unserer Küchen-schabe (Periplaneta orientalis) ist ein weiter Abstand, der aber keines-wegs gleichmäßig ausgefüllt ist. Die Mehrzahl der Insekten hat weni-ger als 20 Glieder an ihren Fühlern; die Geradflügler erreichen jedoch über 100 und sind in der Gliederzahl der Fühler den Käfern ebenso weit überlegen, als sie ihnen in der Mannigfaltigkeit der Fühlerformen nachstehen. Sogar innerhalb mancher engeren Familienkreise wechselt

[1] Siehe meine „Vergleichenden Studien über Ameisengäste und Termitengäste" (Haag 1890) S. 43—53. Die mit gelben Haarbüscheln an Fühlern, Halsschild, Flügeldecken oder Hinterleib ausgerüsteten Arten gehören sicher zu den echten Gästen, die eine wirkliche Pflege von seiten ihrer Wirthe genießen.

die Zahl der Glieder, aus denen die Fühler bestehen, manchmal nicht unbedeutend; so bei den Tastkäfern (Pselaphiden), wo sie von 2—12 schwankt[1].

Die gegenseitige Verbindung der Fühlerglieder ist bald enge und bald lose. Es gibt Fühler, an denen jedes folgende Glied gleichsam durch ein bewegliches Stielchen im vorhergehenden eingelenkt ist, während bei anderen die Fühlerglieder dicht aneinander gedrängt sind und zu einem ununterbrochenen Ganzen zu verschmelzen scheinen. Beide Arten von Fühlerformen fanden wir beispielsweise unter jenen Kurzflüglern (Staphyliniden), die bei Ameisen wohnen. Der größte unter den echten Ameisengästen Europa's und Asiens, Lomechusa strumosa, besitzt Fühler, die einer Reihe ineinandergesteckter Becherchen gleichen; ein Begleiter der brasilianischen Wanderameisen (Ecitochara fusicornis) hat dagegen seine Fühler zu einer derben, spindelförmigen Keule zusammengeschlossen, obwohl die Zahl der Glieder bei beiden dieselbe ist, nämlich elf. Selten sind die Fühler ganz unbekleidet. Meist tragen sie feine oder gröbere Härchen, deren Anordnung übrigens sehr mannigfaltig ist. Das ist das letzte, was man mit freiem Auge oder mit einer gewöhnlichen Handlupe an dem Insektenfühler bemerkt. In die tieferen Geheimnisse seines Baues können erst sorgfältige mikroskopische Untersuchungen uns einweihen — Untersuchungen die zu den schwierigsten Arbeiten in der mikroskopischen Anatomie gehören.

---

[1] Wenn man nämlich mit Raffray (Étude sur les Pselaphides, Revue d'Entomologie 1890) die Keulenkäfer (Clavigeriden) als Unterfamilie zu den Pselaphiden zieht.

(Fortsetzung folgt.)

E. Wasmann S. J.

Rembrandt als Erzieher.

Als der gute Rembrandt Harmenssohn van Rijn Anno 1658, von seinen eigenen früheren Gönnern gepfändet, das schöne Haus an der Jodenbreedstraat zu Amsterdam verkaufen mußte und mit dem Ueberrest seiner Habe in eine geringe Miethwohnung an der Rozengraacht hinüberzog, da hat es ihm wohl kaum gedämmert, daß er nach zwei Jahrhunderten dereinst dem ganzen deutschen Volke als „Erzieher" nicht etwa bloß auf dem Gebiete der Kunst, sondern in aller und jeder Hinsicht, in Politik, Religion, Philosophie, im gesammten privaten und öffentlichen Leben, als Typus des Germanen, als Idealnorm menschlicher Bildung für das 20. Jahrhundert hingestellt werden sollte. Das ist aber Anno 1890 in einem Buche geschehen, das den Titel führt: „Rembrandt als Erzieher" [1]. Das Buch, 329 Seiten stark, kostete nur 2 Mark. In zehn Monaten hat es 25 Auflagen erlebt und wurde in Zeitungen und Zeitschriften als ein „Ereigniß" ausposaunt. Das macht die Sache schon merkwürdig, man könnte fast sagen — bedenklich, und es kann nicht schaden, wenn auch in dieser Zeitschrift ein Wörtchen darüber gesagt wird.

1.

Daß in Deutschland nicht alles ist, wie es sein könnte und sollte und wie es große Bruchtheile des deutschen Volkes mit Recht herbeiwünschen, wer wollte das in Abrede stellen? Von den höchsten Regionen bis herab in die niedrigsten ist sozusagen niemand, dem nicht die sociale Frage auf die Fingerspitzen brennt. Die weittragendsten politischen Fragen hängen damit zusammen, und in den weitesten Kreisen hat sich schon die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß nur eine entschiedene Rückkehr zum Christenthum die Gefahren beschwören kann, welche der ganzen menschlichen Gesellschaft von seiten des Socialismus drohen. Damit hat aber die Zweimarkschrift (so mögen wir das Buch nach Rembrandts Hundertguldenblatt nennen) ganz und gar nichts zu schaffen. Unberührt von dem Elend, in welchem Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen schmachten, unbekümmert um die großen Probleme, welche die moderne Stellung von Kapital und Arbeit hervorgerufen, ohne jede Furcht vor Weltkrieg und Weltkatastrophen, vermißt hier ein glücklicher Sonderling in dem neuen Deutschen Reiche „Vornehmheit", „Aristokratismus" und „Feinheit", besonders vornehme Frauenerscheinungen im Stil der Frau von Stein, und erwartet das ganze Heil Deutschlands davon, daß man „Kunst" an die Stelle von Wissenschaft, Bildung, Politik und Religion setze — und zwar „Kunst" ganz und gar im Sinne Rembrandts. Nicht in der socialen Frage liegt der Schwerpunkt der deutschen Zukunft, sondern in der künstlerischen Bildung des

[1] Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. Leipzig, Hirschfeld, 1890. — Wir citiren nach der 13. Auflage.

deutschen Volkes. Der Verfasser plant nichts Geringeres, als „eine dritte Reformation"; denn ohne eine solche eilt Deutschland unrettbar dem Verfalle entgegen. Mit der Schilderung dieser verzweifelten Lage hebt die Schrift an:

„Es ist nachgerade zum öffentlichen Geheimniß geworden, daß das geistige Leben des deutschen Volkes sich gegenwärtig in einem Zustande des langsamen, einige meinen auch des rapiden Verfalles befindet. Die Wissenschaft zerstiebt allseitig in Specialismus; auf dem Gebiete des Denkens wie der schönen Literatur fehlt es an epochemachenden Individualitäten; die bildende Kunst obwohl durch bedeutende Meister vertreten, entbehrt doch der Monumentalität und damit ihrer besten Wirkung; Musiker sind selten, Musikanten zahllos. Die Architektur ist die Achse der bildenden Kunst, wie die Philosophie die Achse alles wissenschaftlichen Denkens; augenblicklich gibt es aber weder eine deutsche Architektur noch eine deutsche Philosophie. Die großen Koryphäen auf den verschiedenen Gebieten sterben aus; les rois s'en vont. Das heutige Kunstgewerbe hat, auf seiner stilistischen Hetzjagd, alle Zeiten und Völker durchprobirt und ist trotzdem oder gerade deshalb nicht zu einem eigenen Stil gelangt. Ohne Frage spricht sich in allem diesem der demokratisirend-nivellirend-atomisirende Geist des jetzigen Jahrhunderts aus. Zudem ist die gesammte Bildung der Gegenwart eine historisch alexandrinische, rückwärts gewandte; sie richtet ihr Absehen weit weniger darauf, neue Werthe zu schaffen, als alte Werthe zu registriren. Und damit ist überhaupt die schwache Seite unserer modernen Zeitbildung getroffen; sie ist wissenschaftlich und will wissenschaftlich sein; aber je wissenschaftlicher sie wird, desto unschöpferischer wird sie."

Um diesen schweren Nöthen abzuhelfen, hat sich unser „Deutscher" ans Werk gesetzt und aus Leseerinnerungen und Lesefrüchten aller Art, eigenen Betrachtungen und Einfällen, Vergleichen aus allen Künsten und Wissenschaften, geschichtlichen Parallelen, naturgeschichtlichen Analogien, philosophischen Hypothesen, biblischen Sprüchen, Göthe'schen Bemerkungen, Heine'schen Versen, kunstgeschichtlichen Erwägungen und mystischen Intuitionen einen Heiltrank zusammengebraut, der die deutsche Geistesbildung auf bessere Wege bringen soll. Es ist darin auch von einem „heimlichen Kaiser" die Rede, welcher die „dritte Reformation" durchführen soll; doch scheint der Verfasser noch nicht dieser „heimliche Kaiser" selbst zu sein, sondern bloß ein Vorläufer desselben, der bereits über das ganze Reformprogramm genau unterrichtet ist. Etwas Bunteres als dieses Reformmanifest läßt sich aber kaum denken. Schon das Inhaltsverzeichniß erschöpft nahezu die ganze kleine und große Welt und kann eine annähernde Vorstellung von dem ungewöhnlichen Combinationstalent des Verfassers geben. Die Haupteintheilung ist

Rembrandt als Erzieher
für
I. Deutsche Kunst. — II. Deutsche Wissenschaft. — III. Deutsche Politik. —
IV. Deutsche Bildung. — V. Deutsche Menschheit.

Der „Religion" ist kein eigener Abschnitt gewidmet; offenbar soll „Bildung" und „Menschheit" sie ersetzen. Als untergeordnetes Moment kommt sie

öfter vor, wie denn in der langen Liste von Schlagworten kaum etwas fehlt, worüber sich schwatzen läßt. Zur Charakteristik mögen die Schlagworte des I. und V. Abschnittes folgen:

I. Deutsche Kunst: Einleitung. — Wendung zur Kunst. — Individualismus. — Volksphysiognomie. — Historische Ideale. — Bild und Buchstabe. — Rembrandt. — Unruhe der Deutschen. — Seele und Persönlichkeit. — Verhalten des Publikums. — Lokalismus der Kunst. — Musen und Museen. — Volksthümlichkeit des Künstlers. — Künstler und Bürger. — Musikalisches. — Gegensatz zum Griechenthum. — Christliches. — Der deutsche Charakter. — Stil. — Winckelmann. — Deutschthum und Alterthum. — Das heutige Archaïsiren. — Stillosigkeit. — Gemüthsmaler und Phantasiemaler. — Das heutige Stilbedürfniß. — Monumentalität. — Gebildete von heute. — Lebenslust. — Vornehmheit. — Judenthum. — Abtönung. — Zola. — Bildungsaristokratismus. — Venedig. — Rembrandt als Philosoph. — Verhältniß zu Spinoza. — Philosophie als Kunst. — Das volksthümliche Denken.

V. Deutsche Menschheit: Ariertthum. — Uebergangsformen. — Deutsches und Griechisches. — Classisches. — Wahrheit. — Genie. — Besonnenheit. — Calcül. — Individualismus. — Persönlichkeit. — Blut. — Japanisches. — Die deutsche Weltherrschaft. — Nordwestliches. — Schleswig-Holstein. — Deutschgriechisches. — Kaiserthum und Christenthum. — Südnördliches. — Holland und Griechenthum. — Kinderthum. — Kind und Künstler. — Wiedergeburt — Kunstpolitik. — Ruhe und Bewegung. — Handhabung der Kunstpolitik. — Kunstorakel. — Die deutschen Fürsten. — Deutsche Kunstpolitik. — Niederdeutsche Kunstpolitik. — Unscheinbarkeit. — Mann und Masse. — Wagner. — Einfalt. — Der heimliche Kaiser. — Laienthum. — Bescheidenheit und Ruhe. — Glaube. — Doppelnatur. — Venetianisirung. — Helldunkles. — Polarität. — Farben. — Menschenthum. — Heilkunde. — Umkehr. — Klarheit und Tiefe. — Cimbrisches. — Der deutsche Mensch. — Minoritätsherrschaft. — Parteilosigkeit. — Blut und Gold. — Schwarzrothgold. — Erzieherisches. — Volk und Wissenschaft. — Physiognomisches. — Zukunftsblick. — Sittlichkeit. — Geselligkeit. — Christenthum. — Männliches und Weibliches. — Kreuz und Schwert. — Körperpflege. — Massentypus. — Religion und Wissenschaft. — Genialität und Trivialität. — Die Auseinandersetzung. — Der Erbfeind. — Wiedergeburt. — Schluß.

2.

Man möchte geneigt sein, unter manchen dieser Titel Epigramme und Aphorismen, oder aber ganze Leitartikel zu erwarten. Das ist aber nicht der Fall. Die Abschnitte, ziemlich nach der Schnur eine bis zwei Seiten lang, halten sich in der Mitte zwischen beiden; sie haben den Orakelton orphischer Worte, die gedrängte, abgerissene Satzform des Epigramms und dazu meist die wasserreiche, uneingedämmte Gedankenbreite eines Leitartikels. An Binsenwahrheiten fehlt es nicht; doch sind dieselben nicht nur durch unerwartete Gedankensprünge in seltsame Arabesken verschlungen, sondern auch vielfach durch Aeußerungen unterbrochen, vor welchen der schlichte Hausmannsverstand verdutzt stehen bleibt und sich fragt, ob er Narrheit oder Genie, Tiefsinn oder Unsinn vor sich hat. „Es gibt authentische Porträts Rembrandts sowohl wie Beethovens“, sagt uns der Verfasser selbst, „auf welchen beide wie Wahnsinnige aussehen; auch Göthe hat gelegentlich von sich gesagt, daß gewisse Gespräche, die er mit geistig sehr angeregten Leuten führte, ihn und sie in

den Augen unbetheiligter Zuhörer hätten als Wahnsinnige erscheinen lassen müssen; so berührt die Persönlichkeit ihre äußerste Grenze" (S. 12).

Die Persönlichkeit dürfte wohl auch ihre äußerste Grenze erreichen, wenn der Verfasser (S. 62) sagt: „Der Mensch ist ein denkendes Wesen, weil er eine gerade Linie bildet."

Verblüffend neu ist seine Lehre über die „höchste Mathematik":

„Die höchste Mathematik beruht darauf, daß die Grundeinheiten als individuell — also stetig ungleich — angenommen werden; man darf sie als die Rechnung mit dem Lebendigen oder als die Wahrheitsrechnung bezeichnen. Dieser Name erklärt sich selbst; denn es ist ein logisch und physisch längst erwiesener Grundsatz, daß es zwei oder mehr einander gleiche Dinge in der Welt nie gab noch geben wird; diese unzweifelhafte Wahrheit sollte daher eigentlich allem Rechnen zu Grunde liegen; und man sollte sich stets gegenwärtig halten, daß unser gewöhnliches Zahlensystem auf einer an sich unhaltbaren Hypothese beruht. Ein Ei und eine Nuß kann man nicht addiren; sie sind individuelle Größen, und werden hier nur als solche betrachtet. Der Satz, daß $2 \times 2 = 4$ ist, gilt in der höchsten Mathematik nicht; denn für diese ist der Begriff 2, welcher auf der hypothetisch angenommenen Identiät zweier Größen beruht, überhaupt nicht vorhanden; sie kennt, wie das Leben selbst, nur Einheiten. Eher würde nach ihren Grundsätzen $1 + 1 = 3$ sein; denn aus der Einwirkung eines ersten auf einen zweiten Organismus kann sich ein dritter Organismus entwickeln, welcher keinem der beiden anderen gleicht. Es ist dies der Vorgang der Zeugung im geistigen und physischen Sinne. Die höchste Mathematik ist also eine Rechenkunst, welche nicht bis 5, ja genau genommen nicht einmal bis 2 zählen kann; sie steht in einer gewissen Verwandtschaft mit den sogen. idiographischen Sprachen, dem Chinesischen und Altbabylonischen, welche nicht mit einer begrenzten Anzahl Lautzeichen von stets gleichbleibendem Werth, wie wir in unserem Alphabete, sondern mit einer unbegrenzten Anzahl von unter sich ganz ungleichwerthigen Wort- und Begriffszeichen operiren. Es sind dies uralte Sprachen, und so schließt sich wieder die früheste mit der spätesten Entwicklung des menschlichen Geistes zum Ringe zusammen. Individuelle Wortzeichen und individuelle Denkgrößen entsprechen sich; jene Sprachmethode gibt ein äußerliches und thatsächliches, die Denkmethode ein innerliches und grundsätzliches Bild von der unendlichen Mannigfaltigkeit des Weltlebens."

Wie der Rembrandt-Erzieher des deutschen Volkes auf dem Gebiete der Philosophie und Mathematik seine eigenen Wege geht, so reichen auch die vorhandenen Atlanten und Kartenwerke nicht aus, seine Geographie zu vergegenwärtigen. Die ganze Erdoberfläche und die sie bewohnende Menschheit scheiden sich für ihn nur in zwei Gruppen: Deutschland und Nichtdeutschland, Deutsche und Barbaren. Zu Deutschland rechnet er Holland, die Schweiz, dann England und das ganze britische Weltreich, soweit sie nicht durch keltisches und kelto-romanisches Blut verdorben sind, und, mit derselben Ausnahme, auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Dänemark, Schweden und Norwegen. Winkelried war nach ihm ein Deutscher, ebenso gut wie der Däne Larssen,

Shakespeare, Rembrandt, Luther, Göthe, Bismarck, Moltke, Schiller, auch viele Venetianer (!), Kepler, Newton, Klaus Groth u. s. w. Unter den Deutschen sind die Niederdeutschen deutscher als die Oberdeutschen, die Holländer also viel deutscher als die Württemberger, Bayern oder Tiroler. Unter den Holländern ist aber Rembrandt der Deutscheste[1]. Sein Deutschthum steht wie das des Shakespeare auf fast derselben Höhe mit dem Göthe's. Dieser steht über Lessing, Lessing und Göthe aber unter Luther; die deutsche Cultur jedoch, welche mit Hilfe des Verfassers von Rembrandt ausgehen wird, wird auch noch das Deutschthum Luthers überflügeln.

Den Naturwissenschaften ist der „Erzieher" sehr abhold, weil sie zu nüchtern, zu hell, zu materiell, zu wenig mystisch und schöpferisch sind. Der einzige Zweig, für welchen er mit inniger Begeisterung eintritt, ist die längst von der Wissenschaft verurtheilte Farbenlehre Göthe's, welche er für tiefphilosophisch hält. Verwandt damit ist die Vorliebe für Farbensymbolik, für Figurensymbolik und für Symbolik überhaupt. Auf diesem Gebiete hat er Außergewöhnliches geleistet.

„Aus der Wappenblume Japans, dem Chrysanthemum," so sagt er z. B., „fertigt man Insectenpulver; das Wappenthier Hollands, der Löwe, verkörpert den dort heimischen Heroengeist; diese Art von unbewußter und geistiger Heraldik ist sehr bezeichnend. Sie läßt die beiderseitige Volksseele gewissermaßen nackt sehen" (S. 229).

„Venedig ist wie innerlich so äußerlich mit Deutschland durch gewisse feinere Beziehungen verknüpft. Amsterdam, der Wohnsitz Rembrandts, wird wohl ein nordisches Venedig genannt. Holland und der Lagunenstaat haben auch sonst noch viel Gemeinsames; man war sich dessen schon früh bewußt; ein altholländischer Dichter singt, auf das beiderseitige Wappen anspielend:

Wo ist wohl ein Paar, so stark und so klug,
Wie der Löw' mit dem Schwert und der Löw' mit dem Buch?

„Und diese venetianischen Anklänge wiederholen sich sogar an ganz moderner Stelle. Berlin, das nach einer neuesten statistischen Zählung mehr Brücken und Brückchen enthält, als sowohl Amsterdam wie Venedig, entwickelt sich mehr nnd mehr zu einer echt niederdeutschen Land- und Wasserstadt, zu einem amphibischen Gemeinwesen" (S. 166).

---

[1] Wie wenig der Verfasser über Rembrandt selbst und das damalige Holland unterrichtet ist, zeigt schon der Umstand, daß er (S. 12) den Namen desselben für ein ἅπαξ λεγόμενον hielt und an diesen Umstand geniale Ausbrüche seines Enthusiasmus knüpfte. Siehe die treffliche Gegenschrift: „Billige Weisheit. Antidoton gegen Rembrandt als Erzieher. Von Nautilus." 4. Aufl. Leipzig, Seemann, 1890. S. 12. — Hätte der Verfasser die classische Biographie Rembrandts von Vosmaer (La Haye, Nijhoff 1877), besonders den Abschnitt „Opinions des Contemporains sur Rembrandt" gelesen, so hätte er sich wohl überzeugen konnen, daß Rembrandt weder seine eigenen Zeitgenossen, noch die Holländer der zwei folgenden Jahrhunderte erzogen hat und daß er überhaupt nicht das Zeug hatte, jemand zu erziehen, wenn er auch einer der glänzendsten und genialsten Maler aller Zeiten war. Genie's taugen eben selten zu Erziehern!

Ans Wunderbare streift, was er (S. 295—297) aus den Farben Roth-Gold und Schwarz-Roth-Gold herausliest.

„Die neue Zeit wird unter neuen Zeichen stehen; sie wollen beachtet und gedeutet sein; sie wollen befolgt sein. Es ist längst bekannt, daß das menschliche Blut Eisen enthält; Blut und Eisen haben das jetzige Deutsche Reich nach außen gegründet; das menschliche Blut enthält aber nach den neuesten chemischen Untersuchungen auch Gold; wenn das Gold echter Vornehmheit dem eingeborenen deutschen Charakter erhalten bleibt, so wird jenem gewaltigen äußern ein ebenso gewaltiger innerer Aufschwung des deutschen Geistes folgen. ‚Durch Blut und Gold wird Deutschland erlöst werden', könnte einer jener Kunstorakelsprüche lauten, welche oben erwähnt wurden."

Des Körpers Blässe führt den phantasirenden Erzieher auf des Gedankens Blässe, auf Blutarmuth, blutarme Philosophie, Blutinfusion, Denkerantlitze, denen der rosige Anhauch der Mystik fehlt, Dukaten, Venetianer und auf Barbarossa —

„Barbarossa und die Venetianer wiegen wohl einen Napoleon und die Revolution auf; Kaiser und Edle sind wohl den Clubreden und dem Parvenu gewachsen. Uralter Aristokratismus besiegt neumodischen Demokratismus. Die Entwicklungen und Nothwendigkeiten der Geschichte reflectiren sich auf dem Spiegel der Volksphantasie; aber in dem dieser eigenen gedämpften Lichte."

Nach einer Seite voll ähnlicher Phantastereien findet unser Erzieher den Typus des Barbarossa wieder im heutigen Niederdeutschland:

„Im innersten Winkel Niederdeutschlands, zwischen Weser und Elbe, findet man nicht selten Leute, denen dieser Gedanke aufs und ins Gesicht geschrieben ist: röthlich strahlende Wangen, in denen das Blut feurig kreist, werden von einem hoch- und goldblonden Barte umrahmt; die lichte, vornehme Natur Siegfrieds scheint sich in ihnen mit dem stürmischen volksthümlichen Charakter Luthers zu paaren. Es ist der Apollinische (!) Typus ins Niederdeutsche übersetzt; und also der Typus der deutschen Jugend; und also der der deutschen Zukunft. Zugleich ist es aber auch der Typus der deutschen Vergangenheit in ihrer größten und schönsten Form; es ist der geistige Typus Shakespeare's und Rembrandts; in jenem überwiegt der helle Schein des Goldes, in diesem die dunkle Kraft des Blutes. Aus Blut und Gold endlich ist die Morgenröthe in ihrer verheißungsvollen Schönheit gemischt; auch eine Morgenröthe des deutschen Geistes, wenn sie wieder bevorsteht, kann nur aus diesen Elementen gemischt sein. Aurora musis amica.

„Die Farbe des Eisens, welches alle Völker befriedet (!) und das deutsche Volk befreite, ist — schwarz; schwarz ist auch die Farbe der Erde, welche der Bauer pflügt (!), und welcher der vaterländische Künstler seine besten Kräfte verdankt; fügt man dies dunkelste aller Elemente (!) zu jenen beiden andern, so hat man die Farben des einstigen idealen Deutschlands — Schwarz Roth Gold. Wenn es irgend eine Farbenzusammenstellung gibt, die vornehmer ist als Schwarz und Gold, so ist es Roth und Gold; und wenn es irgend eine Farbenzusammenstellung gibt, die vornehmer ist als beide, so ist es Schwarzrothgold. Rubens hat die letztere zuweilen mit bewunderungswürdigem Effect

angebracht; so in dem bethlehemitischen Kindermorde zu München und in seinem bekannten ‚Liebesgarten‘.

„Die Farbengebung der Rembrandt'schen Bilder bewegt sich sogar vorzugsweise in diesem Dreiklang; wiewohl in gedämpfterer und darum auch vornehmerer Weise als es bei dem großen vlämischen Virtuosen der Fall ist. Zu den schwarzen und goldigen Tönen, welche im wesentlichen die Rembrandt'sche Palette beherrschen, gesellt sich häufig als ein dritter entscheidender Factor das dunkle Blutroth. Rembrandt malte schwarzrothgold. Und es ist vom malerisch-technischen Standpunkte aus bezeichnend, daß zwischen dem dunklen und dem hellen Element, zwischen der tiefschwarzen Finsterniß und dem goldigen Lichtreflex, aus welchen sich fast jedes seiner Gemälde zusammensetzt, jenem blutrothen Farbenton oft die Vermittlerrolle zufällt. Blut bindet. Dieser Maler ist ein Dichter; seine Bilder sind Volkslieder; sie sind im Volkston gehalten; und sogar in den Farben des Volkes.

„Man kehrt stets zu seiner alten Liebe zurück. Deutschlands äußere politische Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen; es könnte recht wohl sein und muß sogar in gewisser Hinsicht sein, daß einer irgendwie eintretenden Erweiterung seiner äußeren Machtbefugnisse ein abermaliger Wechsel seiner Nationalfarben folgt. Sie haben sich von Schwarzweiß zu Schwarzweißroth verwandelt; möglicherweise verwandeln sie sich noch einmal wieder zu Schwarzrothgold. Was wächst, verändert sich. Wenn man die bloß geistige und Rassengemeinschaft (!) in Betracht zieht, welche das jetzige Deutschland mit Oesterreich verbindet und derselben irgend einen nationalen Farbenausdruck geben wollte, so dürfte sich die Herübernahme des österreichischen Gelb in die deutsche Flagge am ehesten empfehlen. Auch auf diesem Wege würde man wieder zu Schwarzrothgold gelangen.“

Diese Proben mögen genügen, um zu zeigen, in welcher Art und Weise, in welchem Stil und in welcher Sprache der „Erzieher“ seine bunten Stoffe abspinnt, und wie schwarzrothgoldig es in seinem Haupte aussieht. Ob das der Mann ist, der Deutschland einer neuen geistigen Entwicklungsperiode entgegenführen kann und wird, das mögen unsere Leser selbst beurtheilen. Wir wollen nur noch einige Wahngebilde hervorheben, auf denen die ganze Schrift fußt.

3.

Das erste dieser Wahngebilde ist, daß das geistige Leben Deutschlands sich in völligem Verfall befinde, weil es augenblicklich keinen Weimarer Musenhof, keine Göthe's, Schiller's oder Shakespeare's gibt.

Selbst ein Genie hält es nicht den ganzen Tag aus, genial zu sein. Man muß doch essen, trinken, schlafen. Auch der gute Vater Homer hält sein Schläfchen. Noch viel weniger halten es die Völker aus, beständig Epoche zu machen. Wäre das möglich, so gäbe es auch eigentlich nichts Epochemachendes mehr. Das Außergewöhnliche würde gewöhnlich. England hat auf die vielen Jahrhunderte seiner Geschichte einen Shakespeare gehabt, und der war nicht durch ein kritisches Manifest berufen, noch durch die Nation „erzogen“. Ein

Höherer hat ihm das Genie mit auf die Welt gegeben, und in äußerlich ungünstiger Zeit, in subjectiver Planlosigkeit ist es herangeblüht. Hunderte haben nach ihm versucht, Shakespeare zu werden, aber es ist ihnen nicht geglückt. Die Griechen haben ein Perikleisches Zeitalter gehabt; daran zehrten sie dann weiter. Es ist auf Sophokles kein zweiter Sophokles gefolgt. Nach den prachtliebenden Päpsten der Renaissance-Zeit haben wiederholt kunstfreundliche Päpste alles aufgeboten, um eine neue Hochblüte der Künste zu ermöglichen; allein Rom hat keinen zweiten Rafael und keinen zweiten Michelangelo gesehen. Zwischen den epochemachenden Individualitäten der Kunst- und Literaturgeschichte, die Bergen gleich aufragen, liegen eben immer breite Thäler und Ebenen von Jahrzehnten, ja Jahrhunderten, in welchen das erworbene Bildungsmaterial gewissermaßen genossen, verdaut und ruhig verwendet wird, ohne daß man deshalb gleich von Verfall und Epigonen und geistigem Absterben sprechen könnte. Gewöhnlich sind diese Zwischenperioden für die Gesammtheit der Massen viel fruchtbarer und segensreicher als die Geburtswehen mächtiger Umwälzungen, aus denen einige glänzende typische Erscheinungen hervorgehen. Vergleichen wir z. B. den heutigen Durchschnitts-Bildungsstand des deutschen Volkes mit jenem vor hundert oder vor fünfzig Jahren, so ist es sicher, daß ein ganz gewaltiger Fortschritt zu verzeichnen ist. Die Bildungselemente, welche damals einzelne wenige hervorragende Geister beschäftigten, sind großentheils zu getrennten, hochentwickelten Fachwissenschaften ausgewachsen, denen sich heute Hunderte, ja Tausende widmen, während das allgemein Wissenswürdige dann durch Unterricht, populäre Werke, Zeitschriften und Zeitungen in beständigen Umlauf gesetzt wird.

Welch großartigen Umfang haben Mechanik und Optik gewonnen! Wärme, Elektricität und Magnetismus bedeuten heute ausgedehnte Wissenszweige, von denen man vor hundert Jahren kaum den ersten Ansatz kannte. Durch die Vervollkommnung dieser Wissenszweige haben sich für die Mineralogie, Botanik, Zoologie, für Physiologie, Anatomie, Biologie ganze neue Welten erschlossen. Astronomie und Geographie haben sich ins Unermeßliche erweitert; die Ethnographie hat sich zur eigenen Fachwissenschaft gestaltet und ihre Vertiefung hat die Mythologie auf ganz neue Bahnen gelenkt, deren Ergebnisse wieder in der vergleichenden Religionswissenschaft gesammelt wurden. Die vergleichende Sprachforschung hat nicht nur das Verständniß der einzelnen Sprachen gehoben, sondern ihren Zusammenhang aufgedeckt und neues Licht auf die Culturgeschichte geworfen. Diese selbst, ein völlig neues Fach, hat dem Studium der Geschichte überhaupt frisches Leben eingehaucht, und die nüchterne Kritik auf Gebiete gelenkt, welche auch auf Literatur und Poesie befruchtend einwirken mußten. Politische Geschichte, Kirchengeschichte, Literatur- und Kunstgeschichte haben parallel an diesem Fortschritt theilgenommen. Die classischen Schriftsteller der Griechen und Römer, die großen Dichtungen des Mittelalters, die Quellenschriften der mittelalterlichen Geschichte sind mit einem staunenswerthen Fleiß durchforscht, festgestellt und commentirt worden, und die darauf gegründete Sprachwissenschaft genießt bei allen Völkern wohlverdientes Ansehen. Durch formvollendete Uebersetzungen sind die meisten Classiker fremder

Nationen in Deutschland eingebürgert; Dante und Shakespeare riefen eine fast ebenso umfangreiche Literatur hervor, wie viele der alten Classiker.

Daß die gesammte Bildung der Gegenwart eine historisch alexandrinische, rückwärts gewandte sei, ist vollständig unrichtig. Nie ist den naturwissenschaftlichen Wissenszweigen eine größere Bevorzugung zu theil geworden; nie hat man kühner, ja rücksichtsloser auf diesem Gebiete vorangestrebt. Und diese selbe, auf dem Gebiet des materiellen Fortschritts unermüdlich voranringende Zeit hat den Kölner Dom und das Ulmer Münster vollendet, eine lange Reihe ehrwürdiger Bauten der Vorzeit glänzend wiederhergestellt, viele mit den schönsten Leistungen monumentaler Malerei ausgestattet. Der Sinn für Monumentalität ist durchaus nicht ausgestorben, wenn er auch in weiten Kreisen mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Ebensowenig ist Kunst und Kunstgewerbe einem unvermeidlichen Untergang anheimgefallen. Mag des Unkrauts viel wuchern, es ist doch noch Weizen da. „Das öffentliche Geheimniß", daß das Leben des deutschen Volkes sich gegenwärtig in einem Zustand des Verfalls befinde, bedarf deshalb nach allen Seiten der Einschränkung. Bei Lichte besehen ist es nur der Nothschrei gekränkter Einseitigkeit, unbefriedigter Deutschthümelei und eines hochgradigen Individualismus, der, in Kunstschwärmerei befangen, das katholische Deutschland gar nicht kennt, das protestantische großentheils mißkennt, in wunderlichen Antithesen und Paradoxen wie auf ungeheuern Stelzen, an der tiefsten Quelle aller Bildung, der religiösen, vorbeistolzirt, um die Kunst zugleich an die Stelle der Religion und des Wissens, und ein „deutsches" Herz an die Stelle des „deutschen" Kopfes zu setzen, mit einer Rembrandtmütze darüber.

4.

Ein zweites Wahngebilde und zwar ein sehr verhängnißvolles Wahngebilde des Verfassers ist es, daß er meint, die vorhandenen Mißstände, Auswüchse, Irrungen, Einseitigkeiten der deutschen Wissenschaft ließen sich durch „Kunst" beseitigen. Bei Naturvölkern oder auf der untersten Stufe des Culturlebens mag das primitive Wissen sich gleich in poetischer Form gestalten und die Kunst das Wissen begleiten, bei höher cultivirten Völkern setzt die Kunst die Wissenschaft voraus. Sie ist die schöne Blume, welche das ganze Geistesleben krönt und schmückt, aber sie ist nicht Wurzel, Stamm, Wesen der ganzen Bildung. Zu jenen einfacheren Zuständen eines Hirten-, Jäger- und Bauernlebens läßt sich aber die allgemeine Bildung nicht mehr zurückschrauben. Rousseau, der es versuchte, hat mit seinen Lehren nicht Naturmenschen, sondern Hyperculturbestien hervorgerufen.

„Die Menschheit", bemerkt treffend ein Satyriker[1] zu den Träumereien der Rembrandtschrift, „ist keine Mignon mehr, die träumerisch die dunklen Augen über die Nebelbilder der Vergangenheit schweifen läßt und seufzend in süßgeschwellten Lauten der Sehnsucht von der Zukunft die Incarnation

---

[1] Höllenbreughel als Erzieher. Auch von einem Deutschen. Leipzig, Karl Reißner, 1890. S. 3.

ihrer Ideale erwartet. Die Menschheit ist keine Mignon mehr; sie ist auch längst über die Flegeljahre hinaus, obwohl sie das Recht, Dummheiten zu machen, noch nicht aufgegeben hat. Die echten Flegel finden wir nur im Ahnensaal unseres Volkes. Das waren Kerle voll Mark und Saft, gewaltig, groß, hünenhaft ungeleckt; in ihren Reden unzweideutig bis zur Verblüffung, charaktervoll bis zum Todtschlag: Individualitäten. Aber man suche in unserer Zeit nach einer solchen trostvollen Erscheinung. Die Menschen können vor lauter Naturkräften und Staatsanwälten sich nicht mehr ausdehnen, nicht jenes Klaftermaß erlangen, ohne welches ein rechter Kerl gar nicht denkbar ist. Es gibt überhaupt keine Kerle mehr, sehr schade."

Keine Kunst vermag die großen Erfindungen der Neuzeit ungeschehen zu machen, zurückzudrängen, an weiterer Entwicklung zu hemmen. Keine Kunst vermag den steigenden Weltverkehr zu stauen, der alle socialen Lebensbedingungen umgestaltet hat. Keine Kunst vermag dem Aufschwung der Naturwissenschaften und der übrigen positiven Wissenszweige Einhalt zu gebieten, der mit jenem rein materiellen Fortschritte Hand in Hand ging. Jene großartige Arbeitstheilung, welche der Verfasser als „Specialismus" befehdet und beschimpft, war nicht ein Product der Willkür, der Laune, der Eitelkeit, es war das naturnothwendige Ergebniß der Ausbreitung, welche die positiven Kenntnisse nach allen Seiten hin gewonnen haben, der Mehrung der Schulen und Lernenden, der Lehrmittel und Forschungsmittel, des stets wachsenden Zudranges zu den Studien. Wahrhaft kindisch ist es darum, wenn der Verfasser die ganze zeitgenössische Naturwissenschaft, Geschichtsforschung und Sprachforschung mit schulmeisterlicher Majestät herunterkanzelt, um Göthe und einige antiquirte Gelehrte dafür wieder auf den Leuchter zu erheben.

Jedermann kennt die Nachtheile, welche die Arbeitstheilung auf dem wissenschaftlichen Gebiete nach sich zieht. Jeder weiß aber auch, daß kein Specialist etwas Bedeutendes leisten kann, ohne die benachbarten Wissenszweige zu kennen. Jeder weiß auch, daß eine tüchtige philosophische Bildung vollständig ausreichen könnte, um das geistige Band zwischen den immer weiter auseinanderstrebenden Wissenszweigen herzustellen, der immer größern Peripherie den richtigen und belebenden Mittelpunkt zu geben. Der Verfasser sagt nichts neues, wenn er das Studium der Philosophie empfiehlt.

Aber, lieber Himmel! wo soll die Wissenschaft mit der Philosophie hinkommen, die er empfiehlt?

Die Philosophie eines Thomas von Aquin, eines Bonaventura, eines Albertus Magnus setzt er auf dieselbe Linie mit Zola und Dubois-Reymond: „Zola und Dubois-Reymond verkörpern das, was einer echten deutschen Gesinnung am meisten zuwider ist: Brutalität des Fühlens und Hochmuth des Wissens. Die Scholastiker waren die Nachfolger der einstigen Pharisäer und die Vorgänger der heutigen Specialisten; Paris war der Hauptsitz des mittelalterlichen Scholasticismus; seelenloser Specialismus und wissensstolzer Pharisäismus begegnen sich im modernsten Scholasticismus — im Zolaismus . . . Deutsches, französisches, mittelalterliches, jüdisches Schulmeisterthum ist identisch; es ist, dem freien Menschenthum gegenüber, immer ordinär; der Schul-

meister opfert seine Seele — einer Theorie, einem Amt, einer Eitelkeit; und gar zu gern möchte er auch andere Seelen opfern" (S. 324. 325).

Welche Philosophie soll also das deutsche Denken und Wissen in Ordnung bringen?

„Die deutsche Philosophie muß wieder schöpferisch werden; ein schöpferisches Denken aber ist immer ein individuelles Denken; ‚Eines schickt sich nicht für Alle' heißt es auch hier. Die Philosophie wird einfach darum sich künftighin individuell entwickeln müssen, weil sie bisher stets individuell gewesen ist; alle bisherigen Philosophen haben für ihre Lehre den Anspruch auf Allgemeingiltigkeit erhoben, und doch lehrt die gesammte Geschichte der Philosophie, daß es nur Einzelphilosophien gibt und geben kann. Die Beobachtung, daß bis jetzt noch jeder Philosoph alle seine Vorgänger mehr oder minder negirte, sollte schon längst zu jenem Resultate geführt haben. Die Macht des Persönlichen bewährt sich gerade hier so sehr und mehr als anderswo. Die bis jetzt bedeutendste der deutschen Philosophien, die Kantische, hat einen ausgesprochen lokalindividuellen Charakter; sittlich spiegelt sie das den preußischen Staat durchdringende Pflichtgefühl, geistig das dort vorherrschende Element des kühlen Verstandes wieder. Ebenso ist in Paracelsus und Albertus Magnus, in Hegel und Schelling der hochfliegende, aber etwas wolkenschieberische Geist der Schwaben deutlich zu erkennen; Gründlichkeit sowie Weitblick des Niederdeutschen (!) feiern in Bacon ihren Triumph; die sächsische Ubiquität (!) wird durch Leibniz vertreten; Spinoza zeigt jüdischen Dogmatismus, durchsetzt mit holländischer Beschaulichkeit. Sicherlich hat jede dieser Philosophien räumlich wie zeitlich ihre berechtigte Geltung gehabt; und behält dieselbe auch, so wie ein Kunstwerk stets seinen Werth behält, insofern es das Ewige in sich widerspiegelt. Aber weder irgend ein Kunstwerk noch irgend eine Philosophie ist für jedermann verbindlich. Man kann Raum und Zeit, Wille und Vorstellung, Form und Farbe, männliches und weibliches Wesen oder auch beliebige andere Kategorien an die Spitze einer Philosophie stellen; niemand aber bleibt es trotzdem benommen, noch ganz andere neue Kategorien sich für diesen Zweck zu wählen; ja, wer selbst philosophieren will, soll es" (S. 52, 53).

Viel höher als Philosophie steht aber nach dem „Erzieher" die Kunst. Die Philosophie selbst muß Kunst werden.

„Durch Rembrandt hindurch führt der Weg zur Individualisirung der deutschen Philosophie. Sie wird desto mehr Kunst sein, je mehr sie im Geiste Rembrandts gehalten ist (d. h. je unphilosophischer sie ist): in einem Geiste, der nicht seitwärts oder rückwärts schielt, sondern aus eigener Seele geradeaus blickt; in einem Geiste, der von der äußersten Oberfläche der Welt bis in ihren innersten Kern dringt; in einem Geist, der das Höchste dem Niedrigsten vermählt" (S. 56).

Wie in anderen Partien des Buches ist aber Rembrandt auch hier bloß eine Costümfigur für die Schrullen des Verfassers und seine eigene Philosophie, die sich aus abgerissenen Texten Spinoza's, Swedenborgs und Göthe's zusammensetzt. Der große Kampf, der dem deutschen Volk bevorsteht, wird ein Kunst-

krieg sein. „Er wird den Vorrang Rembrandts vor Lessing und den Sieg Göthe's über den deutschen Professor bedeuten.“ In seiner Farbenlehre, wo er auf subjective Weltbetrachtung dringt, hat Göthe „sein eigentlichstes und innerstes Leben ausgesprochen“ (S. 319). Da sitzt die Philosophie, mit welcher der Verfasser den Specialismus überwinden und Deutschland zur wahren Wissenschaft führen will. Dieses Steckenpferd des Alten von Weimar ist ihm so unendlich wichtig und kostbar, daß er es sogar in lästerlicher Weise mit dem Zeugnisse Christi für seine Gottheit vergleicht:

„Der jüdische Hohepriester und die Pharisäer verurtheilten Christus von ihrem Standpunkt aus unzweifelhaft mit Recht (!!); aber ihr Unrecht lag darin, daß sie ihren Standpunkt oder überhaupt irgend einen Standpunkt über das Menschliche (!!) setzten; ebenso urtheilen die modernen Naturwissenschaftler über Goethe von ihrem Fachstandpunkt aus vollständig richtig; aber auch ihr Unrecht liegt darin, daß sie ihren Standpunkt höher schätzen, als das allgemein Menschliche!“

5.

Hiermit berühren wir das verhängnißvollste Wahngebilde, welches die ganze Schrift beherrscht. Es besteht in der Annahme, daß man die Religion zur Kunst machen, also damit ebenso frei umspringen könne, wie mit einer Geschmackssache. Das muß um so mehr hervorgehoben werden, als durch die Schrift wiederholt ein überaus salbungsvoller Ton angeschlagen wird. Frömmigkeit wird als ein Grundzug des deutschen Wesens hervorgehoben. Wiederholt kommt der Verfasser auf „Christliches“ zu sprechen. Mystik wird als ein unentbehrlicher Bestandtheil wahrer Bildung empfohlen. Kindlichkeit wird als eine der schönsten deutschen Charaktereigenschaften gepriesen. Wir sollen wie die Kinder werden: demüthig, fromm und einfältigen Herzens. „Bescheidenheit, Einsamkeit, Ruhe, Individualismus, Aristokratismus, Kunst“ — so heißt es am Schluß, „das sind die Heilmittel, welche der Deutsche auf sich anwenden muß, wenn er sich der geistigen Misere der Gegenwart entziehen will.“ Mehr als einmal glaubt man die Lehre von der Demuth, diese praktische Grundlehre des Christenthums, als einen der Hauptgedanken des Buches auffassen zu dürfen; aber es ist schon charakteristisch, daß der Verfasser weder „Religion“, noch „Christenthum“, sondern „Bildung“ und „Menschheit“ zu Haupttiteln der zwei letzten Abschnitte gewählt hat. Alle Anläufe zu christlichen Ideen verschwinden, kaum aufgetaucht, in einem taumelnden Wassersturz von Worten, in welchen Heidenthum und Christenthum, allgemeiner Menschheitsdusel und deutscher Protestantismus, sentimentaler Mysticismus und die laxeste Freidenkerei wirr durcheinanderplätschern. Da der Verfasser aber in Christus nur die tiefste menschliche Persönlichkeit, nicht den eingeborenen Sohn Gottes sieht, so gelangt er wiederholt zu Aeußerungen, die jedem gläubigen Christen geradezu als Lästerung erscheinen müssen.

„Die Griechen erfüllten schon von Natur aus die Forderung Christi ‚werdet wie die Kindlein‘. Im Kindlich-Menschlichen also vereinigen sich die beiden Hauptfactoren der bisherigen deutschen Bildung, Griechenthum und Christenthum“ (S. 245).

„Eine gewisse Kindernatur ist vielfach noch den heutigen Neugriechen eigen; nicht minder ist sie in hervorragenden Männern der germanischen Vergangenheit zu erkennen. Walther von der Vogelweide, Dürer, Mozart, Burns, Shelley[1], Hölderlin u. a. sind bestätigende Beispiele dafür; in ihnen begegnen sich, auch ohne daß sie es wußten oder wollten, Griechenthum und Christenthum . . . Diesen Geistern und ihresgleichen gehört das Beste der Zukunft — weil ihnen das Beste der Vergangenheit gehört; Griechenthum, Christenthum, Kindlichkeit, Menschlichkeit gipfeln in ihnen, blühen in ihnen, tragen in ihnen Frucht; und die Deutschen können stolz darauf sein, daß es im tiefsten Grunde deutsche Geister sind" (S. 246).

„Was ist Mysticismus? Kindersinn, der sich aufs Weltganze richtet. [Es folgt nun ein Vergleich zwischen Novalis und Christus, den wir aus Ehrfurcht für den Erlöser nicht wiederzugeben wagen.] Meertiefe Subjectivität, wenn sie einem Menschen gegeben ist, nähert ihn dem thierartigen, ja pflanzenartigen Zustande. Anfang und Ende der menschlichen Entwicklung gehen harmonisch in einander über (!). Durch zwei Punkte wird stets eine Linie mathematisch wie geistig bestimmt; verlängert man diejenige, welche vom Punkt ‚Mensch' zum Punkt ‚Kind' führt, so trifft sie zunächst den Punkt ‚Thier' und dann den Punkt ‚Pflanze'; man gelangt also zu der Forderung, daß der Mensch Pflanze werden solle; daß er die Stufen, die er materiell hinaufgestiegen ist, geistig wieder herabzusteigen habe; und daß damit erst das Ziel seiner Entwicklung beschlossen sei" (S. 246).

„Das Menschliche ist nicht gut, weil und insofern es christlich ist. Christus, der sich selbst stets ‚des Menschen Sohn' nannte, hat damit klar und deutlich ausgesprochen, welchen Begriff er für den höhern hielt. Der Name Mensch schlägt jeden anderen Namen" (S. 248).

„Christus ist jener ‚reine Mensch', der zwischen reiner Vernunft und reiner Thorheit die Mitte hält. Ex oriente lux" (S. 310).

„In Christus hat sich die Natürlichkeit zu völliger Selbstlosigkeit und die Vornehmheit (!) zu völliger Erhabenheit gesteigert. Er ist der Urtypus im Kampfe gegen das Pharisäerthum; die größte Unbarmherzigkeit gegen dieses, sowie die größte Liebe zum Volke charakterisiren ihn; und diesem Banner hat man zu folgen — heute, morgen, immerdar" (S. 310).

„Religion ist nicht etwas Festes, sondern etwas Flüssiges. Für den Deutschen handelt es sich Christus gegenüber, wie Rembrandt und den Griechen gegenüber, um principielle, nicht specielle Nachahmung; wie Christus muß man für Recht und Wahrheit sein Leben lassen; aber man

[1] Schon der Name Shelley deutet an, was man sich hier unter „Christenthum" zu denken hat. Bereits in seinem siebzehnten Lebensjahre bekannte sich dieser englische Dichter in öffentlicher Schrift als Atheist, entführte ein Mädchen aus der Pension, trennte sich nach drei Jahren von dem armseligen Geschöpf, das sich nun selbst entleibte, und trieb sich dann mit Lord Byron am Genfersee und in Italien herum, ein begeisterter Revolutionsfreund und „ein schwärmerischer Pantheist", wie ihn M. Carriere nennt (Weltalter des Geistes, S. 514). In solchen Geistern gipfeln „Griechenthum, Christenthum, Kindlichkeit, Menschlichkeit"!

braucht sich nicht zu binden und soll sich nicht an alles das binden, was er für Recht und Wahrheit hielt" (S. 311).

„Deutsches Rosenöl steht, rein mercantil, höher im Preise als orientalisches Rosenöl; so steht auch deutsches Christenthum höher im Preise als orientalisches Christenthum. Man soll das Christenthum durchaus individuell auffassen; man darf es, auch nach seiner Grundanlage, nicht als einen todten Schatz ansehen; es muß sich stets von neuem wiedergebären ... Christus lebt in jedem Kinde; und in jeder kindlichen Natur; sie ist wahrhaftig mehr als Taufe. Sie sucht den Himmel nicht, weil sie ihn hat. Der Deutsche, der Germane, der Arier ist hierin besonders bevorzugt; da er seiner innersten Natur nach Kind ist, ist er seiner innersten Natur nach Christ; Arierthum ist Kinderthum und ist Christenthum; diese drei Lebensfactoren decken sich. Christus selbst ist das typische Kind, das Kind in seiner edelsten Form, das ‚Kind Gottes'. Jeder, der Kind ist, ist in und mit ihm; nationale wie zeitliche Unterschiede kommen hiergegen nicht in Betracht, und ebenso wenig eine Confession oder Kirche. ‚Die Ketzer waren oft die frömmsten Leute', hat ein alter Kirchenschriftsteller gesagt; sie sind thatsächlich die Geusen der Religion; sie sind die Zöllner und Sünder, denen der Heiland nahe ist. Von ihnen geht deshalb stets die religiöse Verjüngung aus. Luther, der männliche Deutsche, wurde von rechtswegen ein ‚Mann Gottes' genannt; und er gilt der alten Kirche noch heute als der Erzketzer. ‚Ich bin weit mehr Christ, als die, welche mich für einen Heiden verschreien', hat andererseits ein Göthe gesagt; man verschreit ihn noch heute; dennoch könnte man ihn recht wohl einen ‚Menschen Gottes' nennen. So geht der Stufengang innerer Entwicklung vom Kinde durch den Mann zum Menschen. Alle drei sind „Gottes", wenn sie das, was sie sind, ganz sind. Gott ist der Geist des Ganzen. Diese Art von lebendigem, fließendem, individuellem Christenthum ist auch dem modernen Menschen zugänglich; es ist nicht unmöglich, daß sie sich auch einmal zu einem — neuen Dogma niederschlägt; aber auch dieses selbst wird einmal wieder veralten. Wer nicht stirbt, lebt nicht. Das gilt von Menschen, Religionen, von Welten. Christenglaube kann nur fruchtbar sein, wenn er wächst; und er kann nur wachsen, wenn er sich fortlaufend ändert: ‚wer ein echter Mensch ist, ist auch ein echter Christ'. Der heutige Deutsche wird wohl daran thun, sich offener und öfter zu solcher Anschauung zu bekennen, als es der vorsichtige Göthe gethan" (S. 311. 312).

Wir stehen hier vor dem plattesten Naturalismus.

Glaube und Taufe sind überflüssig; denn wir werden alle als Kinder geboren und können, wenn wir wollen, in kindlicher Gemüthsverfassung beharren. Kinderthum aber ist schon Christenthum.

Wir brauchen aber nicht einmal Kinder zu bleiben, um dieses angeborene Christenthum zu bewahren; denn Luther, „der Mann", und Göthe, „der Mensch", sind auch Christen. Ja, Christus verhält sich zu Luther, wie das Kind zum „Mann" und zu Göthe wie das Kind zum „Menschen". Luther und Göthe stehen also auf einer höhern Entwicklungsstufe als Christus.

Eine feste Dogmatik gibt es nicht; denn das Christenthum ist etwas Fließendes.

Ketzer sind die besten Christen, weil sie das Christenthum in Fluß bringen.

Absurderes Zeug ist über das Christenthum wohl nur selten geschrieben worden. Und damit will der Verfasser die „mechanische Weltanschauung" eines Dubois-Reymond überwinden und das deutsche Geistesleben einer neuen Blüteperiode entgegenführen!

Man wird fast unwillkürlich zur Ironie und Satire herausgefordert. Die Sache hat aber ihre allzu ernste Seite. Daß ein excentrischer Kopf an solchen Wahngebilden Genugthuung finden kann, ist zwar nicht verwunderlich; aber daß ein solches Buch in zehn Monaten 25 Auflagen erlebt, dürfte als ein höchst bedenkliches und betrübendes Zeichen der Zeit betrachtet werden. Wenn Tausende und aber Tausende solche Faustschläge ins Gesicht des gesunden Menschenverstandes ruhig hinnehmen können, da muß der gesunde Menschenverstand selbst bereits viel von seiner Schärfe und Lebenskraft eingebüßt haben, da müssen die elementarsten religiösen Grundbegriffe abhanden gekommen sein.

6.

Harmloser als die philosophischen und die religiösen Träumereien des Rembrandtisten sind seine politischen Vorstellungen. Er schwärmt für das deutsche Kaiserthum, für die deutschen Fürsten, für den deutschen Adel, für das deutsche Bürgerthum, für das deutsche Volk, für einen gemäßigten Militarismus, für gemäßigte Subordination, für Entwicklung der deutschen Seemacht, für deutsche Kolonialpolitik, für deutsche Weltherrschaft. In alledem hält er sich aber ziemlich allgemein, mystisch, phantastisch. Weder Diplomaten noch leitende Staatsmänner, weder Volksvertreter noch politische Publicisten werden aus seinen wundersamen Träumen große Belehrung schöpfen. Da er Bismarck mit Luther und Göthe unter die größten Offenbarungen des deutschen Geistes rechnete und ihn schlechthin für unabsetzbar hielt, haben seine politischen Netze bereits ein großes Loch bekommen[1], und der neue Reichs-

[1] Als „Eine Streitschrift für das Deutschthum" wurde das Buch gleich bei seinem Erscheinen sehr lebhaft durch W. v. Seidlitz in der „Allgemeinen Zeitung" empfohlen (Beilage Nr. 28 vom 28. Januar 1890); doch wurde weislich bemerkt: „Vieles ist in dem Buche enthalten, das zur Zeit sich an öffentlicher Stelle nicht besprechen läßt." Nach dem Sturz Bismarcks erschien in demselben Blatt „Noch einmal Rembrandt als Erzieher" (Beil. Nr. 98, 9. April 1890), das Buch wurde aber diesmal als unzeitgemäß abgewiesen: „Die wahren Gedanken der Zeit sind mit und bei ganz andern, als künstlerischen Dingen beschäftigt. Jedes Zeitalter hat seine besondern Aufgaben, und was die eigentliche Aufgabe unserer Zeit und unserer Nation ist, das lehrt uns jeder neue Tag. . . . Hätten die Zeugen der höchsten Kunstblüte, von welcher die Menschheit weiß, aus ihrem Staatenbunde einen lebensfähigen Bundesstaat machen und die Arbeiterfrage ihrer Zeit lösen wollen, so wären Parthenon, Erechtheion und die übrigen Wunderwerke der Akropolis wahrscheinlich ebenso fromme Wünsche geblieben, wie die großen monumentalen Entwürfe, mit denen wir uns tragen."

kanzler hat bis jetzt noch nichts gethan, um die von dem Verfasser vorgeschlagene „Kunstpolitik" zu verwirklichen. Ob sich die deutsche Reichsregierung später entschließen wird, alle deutschen Professoren auf Göthe's Farbenlehre zu verpflichten und der letztern auch im übrigen Europa durch völkerrechtliche Verträge Geltung zu verschaffen, ist heute noch nicht abzusehen. Der Rembrandt-Erzieher wird sich darüber aber zu trösten wissen, da er „die deutsche Weltherrschaft", auf die es ihm ja hauptsächlich ankommt, schon großentheils verwirklicht sieht. Er schreibt hierüber das Folgende — eine wahre Glanzstelle seines Buches:

„Der Deutsche beherrscht, als Aristokrat, bereits Europa; und er beherrscht, als Demokrat, auch Amerika; es wird vielleicht nicht lange dauern, bis er, als Mensch, die Welt beherrscht. Möge er sich einer solchen Rolle würdig zeigen. Er ist zu derselben nur berechtigt und befähigt, wenn und insofern er in jeder Lage und unter allen Umständen das deutsche Princip des Individualismus hochhält. Auf der Achtung fremden Rechtes und nicht am wenigsten fremden Geistesrechtes beruht die deutsche, auf dem Gegentheil beruhte die römische Weltherrschaft; darum ist jene besser als diese. Die Deutschen sind bestimmt, den Adel der Welt darzustellen. Deutschlands Weltherrherrschaft kann nur eine innerliche sein; wie auch sein Aristokratismus nur ein innerlicher sein kann; aber beide werden sich trotzdem äußerlich bethätigen und geltend machen müssen. Das deutsche Wahrwort muß auch ein Machtwort sein. Dann kann wieder deutsche Unparteilichkeit, aber ohne deutsche Schwäche sich bewähren; dann erst wird Deutschland verdienterweise auf dem Richterstuhl der Nationen sitzen. Die Geige ist das specifisch deutsche Musikinstrument; der Deutsche hat sie erfunden, cultivirt und führt sie noch immer meisterhaft; er ist berufen, auch im politischen Weltconcert die erste Geige zu spielen. Primus inter pares. Die Geige ist ein Friedensinstrument; sie besänftigt, sie reizt nicht auf wie die Kriegstrompete; auch die deutsche Politik, wenn sie in jenem Sinne geführt wird, muß sich vorzugsweise darauf richten, politische „Friedensinstrumente" zu handhaben. Sie soll den Chor der Völker führen, aber zur Harmonie. Suum cuique. Die Geige ist ein aristokratisches Instrument; sie wirkt nicht durch lärmende, sondern durch gehaltene Töne, ihr Wesen ist feinste Nüancirung, edelste Abstufung. Wie für die innere soll sie auch für die äußere Politik des Reiches vorbildlich sein; Macht und Recht hat diese letztere, von oben nach unten, in sanften Uebergängen und gerecht zu vertheilen. Decrescendo.

„Die Deutschen haben schon jetzt die politische mastership of the world; ihre sonstigen Anlagen befähigen sie, sich dieselbe auch geistig zu erringen; jene werden sie sich durch starke Kriegsbereitschaft erhalten und diese durch echte Kunstgesinnung erwerben" (S. 230. 231).

So politisirt unser Germane. Es ist nur schade, daß der germanische Ursprung der Streichinstrumente noch gar nicht feststeht, daß die Italiener es im Geigen den Deutschen vielfach gleich und zuvorgethan haben, daß die besten Geiger von jeher keine Aristokraten waren, und daß auch die Deutschen noch nicht alle Trompeten gegen Geigen eingetauscht haben. Noch weit mehr

schade ist es aber, daß der Rembrandt-Philosoph nicht selbst an Stelle des Fürsten Bismarck die erste Geige übernommen hat: er würde ohne Zweifel die ganze Politik in Musik umwandeln können und Europa wäre nur ein seliges Concert.

Wie sich diese glückliche Umwandlung des hadernden Europa's etwa vollziehen könnte, hat derselbe Humorist sehr anmuthig beschrieben, der dem „Rembrandt als Erzieher" den „Höllenbreughel als Erzieher" gegenüberstellte[1].

„Jeder Deutsche muß ein Bauer — wenigstens ein Hopfenbauer werden. Die Wälder, die heute noch immer einen großen Theil der deutschen Gebirge verunzieren und die schönsten Gegenden verhäßlichen, müssen ausgerottet werden. Wenn dann an ihrer Stelle langgranige Gerste in die Halme schießt und auf das goldene Saatgefild durstig die Sonne herniederlacht, wenn ein süßer Malzgeruch in lauen Frühlingsnächten seinen kräftigen, milden und weichen Duft ausströmt und alle Herzen höher schlagen läßt, dann ist auch der Augenblick nicht weit, wo der heimliche Säufer, ein Urahne des niederdeutschen Königs Gambrinus, auferstehen und seinen Einzug in München, in die Metropole des deutschen Biers, mit Klang und Gloria, mit dem Prositrufen von fünfzig Millionen angefeuchteter Kehlen halten wird. Und dieser heimliche Mann wird unheimlich zechen; er wird nicht fett sein, dafür aber groß und stark ... seine Haare werden blond sein, wie der Trank, den er trinkt; seine Augen dunkel, wie das Gebräu, das er saugt... Er wird ein bescheidener Mann sein: wenig sprechen, aber viel trinken; er wird eine einigende und zusammenfassende Persönlichkeit sein. Er wird dem Mechanischen, Materiellen, Brutalen, Gährenden möglichst abhold und dem Individuellen, Geistigen, Prickelnden, Ausgegohrenen möglichst zugethan sein; er wird nie bis zur Hefe herabsteigen und dem Schaume nicht zürnen, denn die Hefe ist das Gemeine; er wird sein wie das Faß der Danaiden: unergründlich und doch gründlich. Reifen um den Leib und doch gereift... Er wird seine Bescheidenheit im Trinken von seiner Fähigkeit im Trinken abziehen und es wird kein Rest bleiben; und wenn ein Rest bleibt, so wird er Schweigen sein. Der heimliche Säufer wird auch ein enfant terrible sein: ein enfant in seinem Wesen und terrible in seiner Thätigkeit..."

„Genau im Centrum von Deutschland wird sich dann eine in allen Gauen des deutschen Vaterlandes sichtbare, riesige Tafel befinden, auf welcher das Wort ‚Stammtisch' in ungeheuren schwarz-roth-goldenen transparenten Lettern geschrieben steht; die Trinkgefäße, die ganzen und die halben Maße — letztere für die Kinder, die es satt haben, mit Ammenmilch großgezogen zu werden und von der Milch der frommen Denkungsart zu leben —, werden längs des Rheines Aufstellung finden und dort auch aufbewahrt werden. Wenn nun die Franzosen fünfzig Millionen dieser blank geputzten Schlünde erblicken, werden sie glauben, daß fünfzig Millionen kleiner Handkanonen zur Vertheidigung des Rheines aufgestellt seien; unter solchen Umständen dürften sie es dann doch vorziehen, zu Hause zu bleiben und weiter an der deutschen

[1] Höllenbreughel als Erzieher. S. 35 ff. 92 ff. 96.

Grammatik sich den Kopf zu zerbrechen, vorausgesetzt, daß ihnen das Studium der deutschen Sprache möglich sein wird bei dem furchtbaren germanischen Urvergnügungslärm, den die fünfzig Millionen angeheiterter Germanen durch das Absingen ihrer gefühlvollen Zechlieder aufwirbeln werden. Da auch die Russen eine ganz erstaunliche Vorliebe für geistige Genüsse schon durch Jahrhunderte lang an den Tag und auf rothe Nasen großes Gewicht legen, da ferner gute Sitten bekanntlich selbst die schlechtesten Beispiele bessern, so darf mit einiger Sicherheit die Vermuthung ausgesprochen werden, daß auch die Russen dem von den Deutschen gegebenen Beispiele nacheifernd ein gewaltiges Zechen anheben und ihre Jubellieder den über die deutschen Grenzen herüberschallenden Bardieten beimengen werden; zu dem gewaltigen Baßunisono der Deutschen das grunzende Brummen der russischen Bären, dazu eine russische Symphonie wie ein grandioses Nordlicht am Himmel: man wird es erleben, daß die Franzosen unter der Stärke dieser Eindrücke allen Groll vergessen und hingerissen von der Großartigkeit der sie umgebenden Zukunft dem europäischen Concert zu applaudiren anfangen werden; sie werden dann jedenfalls vor Begeisterung Absinth in so außerordentlichen Mengen zu sich nehmen, daß sie in einer allgemeinen Flut mit Mann und Maus untergehen. So sind wir sie ohne Blutvergießen los. Die politische Achse Deutschlands wird dann eine ungeahnte Verschiebung erfahren; mancher wird verrückt werden; sicher gelangt dann auch Göthe's weströstlicher Divan, nachdem dieses schön gepolsterte Möbelstück des deutschen Haushaltes so lange unbenutzt in einem geistigen Winkel gestanden, wieder zur gebührenden Geltung. Vielleicht läßt sich dieser Divan zu einem Ehrensitz für den erwarteten heimlichen Säufer umgestalten: ein Vorschlag, der gewiß auch Göthe's Zustimmung und Billigung erfahren hätte. Divan und heimliches Saufen gehören nach einem Naturgesetz zusammen."

„Allgemeine Benebelung, allgemein gewordener Gersten- und Hopfenbau, allgemeine Universitätslosigkeit, bärenhäutiger Individualismus nach streng Höllenbreughel'schen Mustern und fünfzig Millionen Trinkbecher — das sind einige der wichtigsten Heilmittel, welche der Deutsche gebrauchen muß, wenn er sich aus der geistigen Misere der Gegenwart in eine bessere Zukunft hinüberretten will. Diese Güter lassen sich nicht ohne Kampf gewinnen; wie dieser ideale Kampf zu führen, darüber geben die vorhergehenden Ausführungen deutliche und nicht mißzuverstehende Aufschlüsse. Für die nächste Zukunft des deutschen Geisteslebens gibt es daher nur *eine* Losung: Leeret die Humpen!"

Einem Chauvinismus gegenüber, der sämmtliche Völker Europa's, die ganze sublunarische Welt, ja das Christenthum und alle ethischen Bestrebungen der Menschheit, der Verherrlichung Deutschlands zu Füßen legt — einem Mysticismus gegenüber, der alle Grundbegriffe der Philosophie und des gesunden Menschenverstandes wie Kindertand durcheinander wühlt — einem Kunstschwindel gegenüber, der nach hundertjähriger Entwicklung die deutsche Bildung wieder auf den Stand der Sturm- und Drangperiode zurückschrauben will — einer rasenden Phantasie gegenüber, welche die Religion zur Kunst, einen Maler zum Propheten macht, einen Rembrandt zum deutschen Ideal-

menschen erhebt, Christus aber einem Luther und Göthe unterordnet — einer solchen ungeheuerlichen Ausgeburt von Verschrobenheit gegenüber halten wir eine Parodie wie die vorstehende für völlig berechtigt. Wer über solche Narrheiten noch herzlich lachen kann, dem werden sie nichts anhaben, der wird den ungeheuern Platzregen von Worten wie den einer drolligen Fontäne neben sich herniederrauschen lassen. In ruhiger, ernster Stunde wird er gar wohl die Mißstände, Gebrechen, Gefahren der modernen deutschen Bildung zu würdigen wissen, aber er wird nicht von der Scylla sich zur Charybdis wenden, von dem Materialismus zu einem rasend phantastischen Idealismus, vom einseitigen Specialistenwesen zur tollen Kunstschwärmerei, vom kalten, herzlosen Unglauben zum theosophischen Aberglauben und Wahnglauben, von politischer Gleichgiltigkeit zum überschwänglichsten nationalen Gefühlsrausch. Eine wahrhaft gedeihliche Erziehung heischt vor allem einen gesunden, klaren Menschenverstand, der den Worten ihre Bedeutung und den Begriffen ihren richtigen Inhalt läßt; eine gesunde, kernige Philosophie, die, von festen Grundsätzen ausgehend, auf sicheren Vernunftschlüssen ruhend, im wesentlichen die Zustimmung jedes vernünftigen Menschen beansprucht; die Ehrfurcht vor jeder vernünftig begründeten Autorität, ohne die keine Wissenschaft und kein sociales Leben bestehen kann; endlich den ganzen und vollen Christenglauben, der, auf göttliche, untrügliche Autorität sich stützend, die menschliche Vernunft vor dem Irrthum schützt und den Kreis des natürlichen Erkennens zum übernatürlichen, ewig heilbringenden erweitert. Hier liegt der Schwerpunkt der Schulfrage und der socialen Frage zugleich. Leo XIII. hat die moderne Gesellschaft mehr als einmal auf diese Quellen echter Bildung hingewiesen; aber wenn man um keinen Preis etwas von der alten Kirche annehmen will, nun — dann bleibt wohl nichts, als Willkür und schrankenloser Individualismus, dann wird die babylonische Begriffsverwirrung der Gegenwart noch eine tollere Walpurgisnacht feiern.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Conciliengeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von **Carl Joseph von Hefele,** der Philosophie und Theologie Doctor, Bischof von Rottenburg. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von Dr. **Alois Knöpfler,** o. ö. Professor der Theologie an der Universität München. V. Band. XII u. 1206 S. gr. 8⁰. VI. Band. XVIII u. 1092 S. gr. 8⁰. Freiburg, Herder, 1886 u. 1890. Preis: *M.* 14 u. *M.* 12.

Die zweite Auflage von Hefele's Conciliengeschichte bedarf einer Empfehlung nicht. Das Werk des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Rottenburg ist als eine monumentale, echt wissenschaftliche Leistung von allen Seiten anerkannt und gilt mit Recht als eine Zierde der katholischen Geschichtschreibung. Jeder Kirchenhistoriker vor allem weiß, was wir an diesem Werke besitzen, und daß er es schlechterdings nicht entbehren kann. Die zweite Auflage, welche infolge der großen wissenschaftlichen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte doppelt wünschenswerth gemacht war, selbst noch zu vollenden, sah sich der Verfasser durch sein hohes Amt und seine geschwächte Gesundheit leider verhindert. Daß aber die Fortführung seiner Arbeit in gute Hände gelegt sei, dafür hat sich schon gleich nach dem Erscheinen des fünften Bandes das allgemeine Urtheil ausgesprochen.

Umgestaltung und Herausgabe einer fremden Geistesarbeit ist stets eine schwierige und zarte Aufgabe, zumal zu Lebzeiten des Verfassers. Und diese Schwierigkeit ward dadurch wahrlich nicht verringert, daß der Verfasser ein so hochangesehener Gelehrter und eine kirchlich so hochgestellte Persönlichkeit, sein Werk aber eine Leistung von so anerkanntem Rufe ist. Man kann dem Herausgeber das Lob nicht versagen, daß er mit großer Pietät und in sehr tactvoller Weise verfahren sei. Als habe es ihn geschmerzt, etwas von dem ändern zu müssen, was der verehrte Lehrer geschrieben hat, werden Veränderungen fast nur angebracht, wo triftige Gründe dafür sprechen, wo wirkliche Ergänzungen, Berichtigungen oder sonst werthvolle Zusätze anzubringen sind, so daß der Leser eine Aenderung kaum je zu beklagen hat. Aus praktischen Gründen hat Herr Dr. Knöpfler es unterlassen, die von ihm vorgenommenen Aenderungen durch besondere Zeichen kenntlich zu machen. Eine solche Kenntlichmachung wäre gewiß nicht zu seiner Unehre ausgefallen. Die genaue Ver-

gleichung mit der frühern Auflage läßt indes erkennen, daß sie bei dem sehr maßvollen Verfahren des Bearbeiters sachlich nicht geboten war, daß sie aber auch bei der beträchtlichen Zahl von Aenderungen und Zusätzen wirkliche Unzuträglichkeiten gehabt hätte. Allein undurchführbar wäre es doch nicht gewesen, alle sachlichen Veränderungen von einiger Bedeutung am Anfang und Ende mit einem ganz kleinen Sternchen * zu bezeichnen. Der Mehrzahl der Benützenden wäre eine solche Kennzeichnung wohl angenehmer gewesen.

Die Zusätze und Aenderungen an sich machen einen durchaus günstigen Eindruck. Anerkennenswerther Fleiß und große Umsicht ist aufgewendet, das Buch nach allen Seiten hin noch werthvoller und nützlicher zu gestalten. Selten wird man eine nothwendige Erklärung vermissen, selten oder nie eine gegebene mit Recht überflüssig finden können in Anbetracht des allgemeinen Zweckes, dem das Werk dienen soll. Unbefangener, klarschauender Sinn für die lautere Wahrheit verbindet sich glücklich mit der Hochschätzung und Treue gegen die Kirche, ihre Einrichtungen und Lehren. Das Urtheil über Vorgänge und Persönlichkeiten, welche der Geschichte angehören, ist meist ein sehr maßvolles und billiges. Verhimmelung nach der einen, summarische Verdammung nach der andern Seite hin will der jetzige Herausgeber ebensowenig, wie es der Verfasser gewollt hat, sondern ruhiges Abwägen und Anerkennung des Berechtigten wie des Ungehörigen auf jeder der sich gegenüberstehenden Seiten. Dies ist der einzige Weg, wie man zur Wahrheit kommt, und so zeigt sich auch der Bearbeiter in jeder Weise als echten Schüler Hefele's.

Schon zum fünften Bande konnte Knöpfler nicht weniger als 47 weitere Synoden nachtragen, während drei der bedeutendsten stark umgearbeitet wurden und außerdem viel neues geschichtliches Material eingefügt ward. Daß seit dem Erscheinen des Bandes schon wieder manches zu Tage gefördert ist, was vortheilhaft hätte verwerthet werden können, wie das von Löwenfeld mitgetheilte Actenstück zur Ostersynode von 1078, das von Kehr veröffentlichte, neu aufgefundene Pactum Anagninum, oder die neuen Mittheilungen des P. Fidel Fita S. J. über die Synode von Calahorra 1115 und das Nationalconcil von Valladolid 1155, vermag natürlich weder das Verdienst des Bearbeiters noch den Werth des Werkes zu beeinträchtigen. Ein besonderes Verdienst des Herausgebers sind eine Anzahl trefflicher Bemerkungen gegenüber unverantwortlichen Leistungen angesehener protestantischer Historiker, wie Giesebrecht, Winkelmann u. s. w., die wieder recht zeigen, was die Kirche von solcher Seite an Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit des Urtheils zu gewärtigen hat. Noch zahlreiche andere Notizen finden sich, wie die über die Ceremonie des Steigbügelhaltens S. 218, über die Stellung Innocenz' III. zur deutschen Königswahl u. dgl., die überaus dankenswerth sind.

Noch viel bedeutender sind die Zuthaten zum sechsten Band, der um 140 Seiten an Text und 5 Seiten Register gewonnen hat. 76 neue Synoden sind hinzugefügt, darunter manche höchst interessante. Namentlich erregen die der skandinavischen Reiche Norwegen, Dänemark, Island, Schweden die Aufmerksamkeit; aber auch Spanien, Ungarn und Frankreich sind unter den neu hinzugekommenen reichlich vertreten. Bei ausgiebigerer Benutzung der neueren

Urkunden- und Regestenwerke hätte allerdings die Zahl der kleineren deutschen Synoden noch vermehrt, wohl auch einiges berichtigt werden können.

Unter dem vielen Vortrefflichen, was sonst in diesem Bande neu geboten wird, sei insbesondere hingewiesen auf die sorgfältigen Angaben über die Anfänge der Habsburger unter Rudolf I. und Albrecht I., über die Verdienste Gregors X. um Deutschland, über die Vorgänge bei einer Reihe von Papstwahlen, vor allem aber auf die Bemerkungen und Verbesserungen zur Geschichte Bonifaz' VIII. Der Ueberfall von Anagni erscheint in ganz neuer Darstellung. Aber auch ein richtigeres Verständniß der Bonifaz'schen Bullen gegen Philipp den Schönen wird wenigstens angebahnt. Es ist doch etwas anderes, zu sagen, der Papst habe den König eine Natter gescholten und mit dem Götzen Bel verglichen, oder mit Dr. Knöpfler dem Sinne der vom Papste hier angewendeten Schrifttexte einmal ruhig prüfend nachzugehen. Uebrigens gebraucht dasselbe biblische Bild von der tauben Schlange für den Eigensinn, der jede Belehrung abweist, auch der Herzog von Berry gegenüber dem römischen Papste (VI, 879).

Lediglich aus dem Beweggrunde der Ehrlichkeit sollen jedoch auch einige jener Punkte hier berührt werden, bei deren Lesung der Widerspruch etwas gereizt wurde. Dr. Knöpfler sieht (VI, 350), ähnlich wie Martens, in dem Breve Meruit, das Clemens V. von Philipp dem Schönen sich abnöthigen ließ, ein diesem verliehenes „Privilegium", eine „Exemption von den in der Bulle Unam sanctam beanspruchten kirchlichen Hoheitsrechten". Diese Exemption, meint er allerdings, beziehe sich selbstredend nur auf kirchenpolitisches Gebiet, nicht auf die im letzten Satze enthaltene dogmatische Definition. Die Begründung dieser höchst merkwürdigen Auffassung soll aber die im Breve gebrauchte Phrase abgeben: „tam regem quam regnum favore benevolo prosequamur". Diese Auffassung scheint jedoch ganz unannehmbar. Nie wird der römische Stuhl kirchenpolitische Anrechte, die ein Papst feierlich als allgemeine Maxime in Bezug auf alle christlichen Fürsten ausgesprochen hat, zu Gunsten eines einzelnen Staates einfachhin wieder preisgeben. Selbst wenn ein Papst es wollte, könnte er es nicht. Bei unbefangener Würdigung der Umstände, unter denen das Breve Meruit erlassen wurde, kann man nur Hergenröther (Kathol. Kirche und Christl. Staat S. 324) beistimmen: „Damit", d. h. mit dem Breve, „ward nur Philipps Beschwerde beseitigt oder vielmehr die Decretale von dem falschen Sinn gereinigt, den man französischerseits in sie hineingetragen." Ganz richtig bezeichnete daher Leo X. bei der Wiederbestätigung der Bulle Unam sanctam dieses Breve als eine declaratio. Auch eine „authentische Erklärung und Richtigstellung der Bulle überhaupt" oder eine Abläugnung der potestas directa über den König von Frankreich (Hist. Jahrb. IX, 149) braucht man noch nicht darin zu sehen, sondern nur eine Beseitigung thörichter Besorgnisse und Abweisung falscher und erkünstelter Auslegungen. Daß der Papst aber mit Rücksicht auf die vorgeblichen Besorgnisse des Franzosenkönigs sich zu einer solchen Erklärung herabließ, darin lag doch in der That ein favor benevolus, eine ganz besondere Rücksicht auf die Empfindlichkeit des Königs und eine Art officieller Entschuldigung desselben wegen der jüngsten Feindseligkeiten gegen den Heiligen Stuhl.

Bei zwei Gelegenheiten zeigt sich der Herausgeber von seinem Gegenstand ungewöhnlich ergriffen und erscheint er von der Aufwallung des Gefühles etwas beeinflußt: beim Ausbruch des großen Schisma's und weit mehr noch bei der Aufhebung des Templerordens. Bei Beurtheilung Clemens' V. scheint es fast, als sei Dr. Knöpfler nicht ganz mit sich einig gewesen. Wiederholt läßt er ihm volle Gerechtigkeit widerfahren, z. B. hinsichtlich seines Benehmens gegen Heinrich VII. (S. 557 u. 558), auch in Bezug auf sein Verhalten zur deutschen Königswahl (S. 427). Den unglaubwürdigen Anklagen Villani's stellt er das besonnene Urtheil Rainalds an die Seite, und anerkennt S. 421 „das mannhafte Eintreten des Papstes für Recht und Gerechtigkeit". Und doch erhebt er gegen diesen Mann an anderen Stellen die furchtbarsten Anklagen, die gegen einen Menschen erhoben werden können. Er sieht in dem Schreiben vom 27. October 1307 „den ersten und zugleich auch letzten ernsten Schritt des Papstes" zur Wahrung von Recht und Gerechtigkeit in der Templerfrage. Von da an sei der Papst „immer tiefer ins grause Templerdrama verstrickt" worden, habe unter Hintansetzung seiner Pflicht „mit Blut und Leben Hunderter von Menschen unter dem Deckmantel der Religion ein frevles Spiel treiben lassen". Nahezu als unmöglich wird es hingestellt, daß er „das juristische Intriguenspiel, das vor ihm aufgeführt wurde, wirklich nicht zu durchschauen vermochte", und es wird nahe gelegt, daß andere Motive als die der Gerechtigkeit für ihn maßgebend gewesen seien. Es wird angedeutet, als habe der Papst für die Untersuchung gegen die Templer im Patrimonium mit Absicht einen Mann von „hervorragender Geistesbeschränktheit" an die Spitze gestellt, nach Deutschland aber, weil mit der Milde der dortigen Untersuchungen nicht zufrieden, „den grausamen Erzbischof von Magdeburg als besondere Vertrauensperson abgeordnet", damit derselbe dort blutiger verfahren solle. Mit Hefele wird aufmerksam gemacht auf die Schonungslosigkeit der Anspielung in der Rede des Papstes auf dem Concil zu Vienne. Endlich hat der Papst ein „entsetzliches Bluturtheil kirchlich besiegelt", und es hat ihm danach auch zu Vienne „der Boden unter den Füßen gebrannt".

Man kann in der Auffassung der Templerfrage mit Dr. Knöpfler ganz übereinstimmen, sowie die Empfindungen ehren, die in solchen Aeußerungen sich verrathen, und doch die letzteren ungerecht finden und in der Behandlung der Sache das kühle Abwägen des Richters etwas vermissen. Als Clemens V. den päpstlichen Stuhl bestieg, lag eine tadellose Vergangenheit hinter ihm. Er war ein kirchlich gesinnter Prälat, ein eifriger, pflichtbewußter Bischof gewesen. Manche Umstände in seinem Leben, wie z. B. die Begünstigung der damaligen Spiritualenpartei der Franziskaner, sein Eifer für die Missionen u. dgl., lassen ihn als einen Mann von ernster Frömmigkeit erscheinen. Menschliche Schwächen, wie Anhänglichkeit an die Verwandten und an das schöne Vaterland, oder Nachgiebigkeit gegenüber seinem König, lassen sich damit recht wohl vereinbaren, die ihm in den eben mitgetheilten Aussprüchen beigelegten Absichten und Eigenschaften aber doch wohl kaum. Solange für dieselben keine anderen Beweise vorliegen, ist es billiger und jedenfalls psychologischer, Clemens als das Opfer einer furchtbaren Täuschung anzusehen. In seinem Brief an den König vom

24. August 1307 und in dem Schreiben vom 27. October 1307, in welchem er sich über den Gewaltact des Königs „erstaunt und indignirt zeigt", wie in seiner mündlichen Erklärung vom 28. Mai 1308 hält er noch immer den Glauben an die Unschuld des Ordens aufrecht. Um die Verantwortlichkeit nicht allein zu tragen, beruft er sogar ein allgemeines Concil, dem die Acten des Processes unterbreitet werden sollen. Aber allerdings nach dem Verhör der Templer durch die drei dazu bestimmten Cardinäle, an welchem der Papst zeitweise persönlich theil nahm, zeigte er sich „in Schrift und That als von der Schuld der Templer wirklich überzeugt". Der natürliche Ausdruck dieser vollen Ueberzeugung war es dann, und nicht Schonungslosigkeit oder gar Grausamkeit, wenn er auf strengste Untersuchung drang und auch öffentlich vor dem Concil seinem Abscheu gegen die Verbrechen Ausdruck gab, die er bei dem Orden nachgewiesen glaubte. Vielleicht hätte ein kaltblütiger Deutscher sich nur weit schwieriger überzeugen lassen. Aber man wird es doch nicht unpsychologisch finden, daß einem an Hilfsmitteln so unerschöpflichen und so gewissenlosen Manne wie Philipp die Täuschung einem Franzosen und ehemaligen Unterthanen gegenüber sollte gelungen sein. Uebrigens war der Brief vom 27. October 1307 durchaus nicht „der erste und letzte ernste Schritt" für die Templer. Ein solcher Schritt war auch die Berufung des Concils, und des Papstes Auftreten am 28. Mai 1308 Plasian gegenüber war mannhaft genug. Als am 11. Mai 1310 wegen Rückfalls 54 Templer dem weltlichen Arm überliefert wurden, geschah dies „ausdrücklich gegen den Willen der päpstlichen Commissäre". Auch rücksichtlich der „unheimlichen" Cardinäle scheinen keine genügenden Beweismomente vorzuliegen, um sie bewußter Mitschuld an dem furchtbaren Verbrechen anzuklagen; jedenfalls hat Philipp ihrer Mitwirkung durchaus nicht unbedingt vertraut.

Bei der Bemerkung über Johannes' XXII. „bisher ungekannte Ansprüche" (VI, 588) wäre zur Verhütung von Mißverständnissen anzudeuten gewesen, daß es sich um die Reichsverweserschaft im kaiserlichen Italien handelte, die bereits nach Heinrichs VII. Tod Clemens V. am 14. März 1314 auf Robert von Anjou übertragen hatte (Reg. Clem. V. 10321). Schon 1268 hatte Clemens IV. Karl von Anjou für Tuscien eine ähnliche Befugniß übertragen (Potthast 20270), die eines vicarius generalis imperii. Eine andere verfassungsmäßige Regentschaft war für die Zeit der Erledigung des deutschen Königsthrones nicht vorgesehen, und nach der historischen Entwicklung der Dinge dürfte die Maßnahme des Papstes nicht als eine „Verrückung des bisherigen Standpunktes gegenüber dem Imperium", sondern als ziemlich natürlich erscheinen. Die Wahl der Persönlichkeit war freilich nicht sehr rücksichtsvoll für die deutsche Nation, allein sie war durch die Verhältnisse einmal gegeben gegenüber zwei sich um die Krone streitenden und Italien bedrohenden Prätendenten.

Auch die V, 534 neu eingeschaltete Bemerkung von der „mittelalterlichen Superiorität des Papstes, die doch nur temporäre Geltung und Berechtigung haben konnte", möchte unter Umständen bei Katholiken wie Protestanten zu Mißverständnissen und wohl auch zu weitausschauenden Controversen Ver-

anlassung geben. Um solche und ähnliche Ausdrücke einer sehr verschieden gearteten Leserwelt gegenüber mit Sicherheit zu gebrauchen, müßte doch erst klargestellt sein, inwiefern denn jene mittelalterliche Superiorität des Papstes dem Princip nach von den unveräußerlichen Rechten des Oberhauptes der Kirche Gottes sich unterscheide, was denn eigentlich an den Rechten des Statthalters Christi nur temporäre Geltung hat und was immer geltend bleibt.

Das günstige Urtheil über Wiclif (VI, 946) dürfte durch dessen wirklichen Lebenslauf schwerlich bestätigt werden. Dieser Eiferer gegen den weltlichen Besitz der Kirche hatte nicht das mindeste Bedenken, die Pfründe von Fillingham sich übertragen zu lassen und von deren Einkünften zu leben, ohne seinen Pflichten als Seelsorger nachzukommen, und ebenso wenig Bedenken, dieselbe im November 1368 gegen die einträglichere von Ludgershall zu vertauschen. Vom Erzbischof Islip von Canterbury zum Vorsteher von Canterbury-Hall in Oxford ad beneplacitum Sedis ernannt, strengte er gegen dessen Nachfolger Langham, der eine anderweitige Besetzung des Postens für ersprießlich hielt, einen langwierigen Rechtsstreit an, der keineswegs in loyaler Weise von ihm geführt wurde und den der Papst gegen ihn entschied. Nachdem er dann einige Jahre lang sich dem König als Werkzeug verdungen hatte für die Anfeindung des Papstes, ließ ihn abermals die königliche Gunst seine Pfründe mit der noch ergiebigeren Pfarrei Lutterworth vertauschen. Hier lebte er 20 Jahre lang vom Vermögen der Kirche, das er in seinen Schriften als sündhaft bekämpfte; hier spielte er 20 Jahre lang den katholischen Priester unter Täuschung seiner Gemeinde wie seiner kirchlichen Oberen mit schnödem Bruch des feierlichen Gelöbnisses, das er zur Annahme der Pfarrei nothwendig ablegen mußte, und hier verwendete er die Zeit, die er von der Erfüllung seiner Seelsorgepflichten, wie es scheint, sehr reichlich zu erübrigen wußte, zur Abfassung seiner mit giftigen Angriffen auf die Kirche, ihre Lehren und Gebräuche erfüllten Schriften. War das der Mann, der „in bester Absicht" eine kirchliche Reform anstrebte, und der, „über die Veräußerlichung im kirchlichen Leben klagend, mehr auf das Innere, auf innere Frömmigkeit, Glauben, Demuth, Geistestaufe drang"? Zu der über Wiclif angegebenen Literatur könnte mit Vortheil das Werk des P. Joseph Stevenson S. J. nachgetragen werden: The Truth about John Wyclif. His Life, Writings and Opinions chiefly from the evidence of contemporaries. London 1885; oder die Aufsätze desselben gelehrten Verfassers in The Month 1884 LI, 457 und LII, 1, 153, 305, wo auch interessante, bis dahin ungedruckte Materialien verwerthet sind.

Gegenüber der Auffassung von Thomas Beckets „Schuld" (V, 629): daß er „aus Menschenfurcht nicht offen hervortrat", „ein Benehmen einschlug, welches als Zustimmung gedeutet werden mußte", sich „in der That diesmal schwach zeigte", dürfte bei Ermangelung übereinstimmender Quellenberichte die Darstellung in der schönen Monographie des P. John Morris (The Life and Martyrdom of St. Thomas Becket, London 1886, I, 136—153) doch vielleicht, als die mehr psychologische, den Vorzug verdienen. Aus der Reue eines Heiligen dürfen nicht zu weitgehende Folgerungen gezogen werden. Morris

erkennt im Verhalten des Erzbischofs nur den einen Fehler der Unklugheit an, nicht den der Feigheit. Der Fehler besteht darin, daß Becket trotz seiner genauen Kenntniß des Königs aus Liebe zum Frieden sich überreden ließ, der König verlange nur äußerlich und formell ein Nachgeben, um so die königliche Ehre zu wahren. In dem Brief Beckets an den Papst um Bestätigung der Artikel von Clarendon sieht Morris keine weitere „Completirung der Schuld". Thomas that diesen Schritt in der sichern Voraussicht, daß der Papst nicht bestätigen werde, daß gerade damit die Sache in die rechten Hände gelegt sei, während er so von seiner Seite zum Frieden mit dem Könige das äußerst Mögliche geleistet hatte. Morris glaubt auch einen Anhaltspunkt dafür zu haben, daß Thomas zugleich mit dem Brief mündliche Botschaft an den Papst zur Aufklärung geschickt habe. Was des Heiligen „Reue" angeht, so vergleiche man damit die Reue anderer Heiligen des Mittelalters, etwa der hl. Elisabeth wegen des Blickes, den sie in der Kirche nach ihrem Gatten geworfen. Danach urtheile man, ob der Historiker aus einer solchen Reue nothwendig auf eine eigentliche „Schuld" schließen könne.

Hätte der hochw. Herr Bischof von Rottenburg selbst diese zweite Auflage besorgt, so würde er sicherlich noch manche kleine Nebenpunkte geändert haben, welche jetzt der Herausgeber aus edler und anerkennenswerther Pietät unverändert gelassen hat. An zwei Stellen besonders möchte man bedauern, daß es so geschehen ist. V, 21 wird der angebliche Plan Gregors VII. auf Verwirklichung einer christlichen Universalmonarchie dargelegt — eine Annahme, für welche genügende Beweismomente nicht vorliegen (vgl. Döllinger, Lehrbuch II, 139; Hergenröther, Kathol. Kirche und christl. Staat 139, und Gregors eigene Briefe). Dann folgt im Text: „eine dogmatische Grundlage gewann sie (diese Anschauungsweise) in der von Gregor wiederholt betonten und damals vielverbreiteten Ansicht, daß nur die geistliche Gewalt von Gott komme, die weltliche dagegen vom Bösen herrühre und nur durch die Herrschsucht einzelner u. dgl. entstanden sei." Diese Behauptung stützt sich auf einzelne Sätze in zwei Briefen Gregors an Hermann von Metz. Allein es ist für deren Verständniß erforderlich, daß sowohl der Vergleich mit seinen übrigen Briefen, also seine Gesammtanschauung, als auch der Gedankengang in den Briefen selbst, endlich auch eine ziemlich naheliegende und natürliche Unterscheidung nicht außer Acht bleibe. Leitete Gregor philosophisch und theologisch den Ursprung der Staatsgewalt vom Teufel ab, war dies die dogmatische Grundlage seines Lebensplanes, so war er ein Häretiker und im ausgesprochensten Gegensatz zu zahlreichen klaren Stellen der Heiligen Schrift, wie Röm. 13, 1: „Es gibt keine Gewalt außer von Gott". Es ist dies von vornherein von einem geistig so begabten und dabei so streng kirchlich gesinnten Manne wie Gregor nur sehr schwer anzunehmen. Ueberdies beweisen seine Briefe das gerade Gegentheil. Um von vielen Stellen nur eine anzuführen, schreibt er am 8. Mai 1080 an Wilhelm I. von England (Jaffé, Mon. Greg. VII, 25, S. 419): „Wir glauben, daß es Eurer Klugheit nicht verborgen ist, daß der allmächtige Gott vorzüglicher als alle übrigen die apostolische und die königliche Gewalt dieser Welt zu ihrer Leitung zugetheilt habe." In ganz

unmißverständlicher Weise wird dieser Gedanke dann des weitern ausgeführt. Die scheinbar widersprechenden Stellen in den Briefen an Hermann von Metz erklären sich ganz ungesucht aus ihrem Zusammenhang. In einer nahezu abgöttischen Verehrung des Königthums hatte man in Deutschland mehrfach und mit Heftigkeit die Frage aufgeworfen, ob überhaupt der Papst einen König excommuniciren könne, da über dem Könige nichts stehe als Gott. Hermann von Metz fragt an, was auf solche Einwürfe zu erwidern sei, und als Antwort hält Gregor VII. die beiden Gewalten einmal recht gründlich zur Vergleichung nebeneinander. Er beginnt mit der Vergleichung der historischen Anfänge: „Ex eorum principiis colligere possunt ...“. Rein historisch betrachtet erinnert er nach dem Vorgang eines Augustin, Ambrosius und der großen Kappadocier an alle die Greuel, welche seit Nimrod, dem ersten weltlichen Fürsten, der in der Schrift genannt wird, so oft mit der Besitznahme irdischer Herrschaft verbunden waren. Aber es ist doch ein großer Unterschied, zu sagen: „die weltliche Gewalt ist vom Bösen“, oder zu sagen: die von Gott eingesetzte weltliche Gewalt haben sehr oft einzelne durch große Verbrechen und Schlechtigkeiten an sich gerissen — gerade so wie derjenige, der behaupten würde, mehrere Päpste hätten ihre Würde durch Simonie oder durch Sünde an sich gebracht, damit durchaus nicht sagen würde, in diesem Falle sei die päpstliche Gewalt nicht von Gott, sondern vom Bösen gewesen. Es bedarf hier nicht der Verweisung auf Hergenröther, Kathol. Kirche und christl. Staat 460 ff., oder Jungmann, Diss. sel. tom. IV, p. 326, diss. XXI, n. 125—127, wo diese Frage eingehend erörtert wird. Eine nochmalige ruhige Prüfung der Gregorbriefe in ihrem Zusammenhang würde ohne Zweifel diese Stelle der Conciliengeschichte als correcturbedürftig erweisen.

Die Bemerkung gegen Papebroch (VI, 770) läßt sich aus einem augenblicklichen Unmuth über sein in unseren Augen einseitiges, wenn auch nach den literarischen Verhältnissen, in welchen er lebte, vielleicht milde zu beurtheilendes Verfahren in einer einzelnen Frage für die erste Auflage schon erklären. Indessen, daß der ganz allgemeine Vorwurf tendenziöser Geschichtsmacherei in einem so hervorragenden Werke gegen ihn verewigt bleibe, dürfte gerade Papebroch nicht verdienen. Er war ein Gelehrter, der auf die Achtung jedes Historikers, vor allem des katholischen Kirchenhistorikers, vollen Anspruch hat, selbst in der Voraussetzung, daß er in einem einzelnen Falle fehlgegriffen haben sollte. Man vergleiche über ihn z. B. das Urtheil des gewiß unverdächtigen Dr. v. Wegele (Geschichte der deutschen Historiographie, S. 547).

Noch sei auf einzelne Kleinigkeiten aufmerksam gemacht: V, 717 ist Walter Mapes zu schreiben statt Mappes; VI, 712 und 1064 Hawkwood statt Haukood. Daß Rudolf I. mit 85 Jahren eine Vierzehnjährige geheiratet (VI, 210), ist Druckfehler statt der 65 Jahre in der ersten Auflage. Mit Unrecht wird V, 620 Gewicht darauf gelegt, was auch 607 bereits behauptet war, daß Thomas Becket normännischer Abkunft sei. In England und gerade in der noch jetzt bestehenden Familie à Beckett gilt es für wahrscheinlicher, daß er angelsächsischen Stammes war. Vgl. die interessanten familienhistorischen Notizen des H. A. W. à Beckett in The Tablet vom 11. Februar 1888

S. 217—218. Die fabulose Angabe VI, 929 von den über 20 000 Studenten deutscher Nation, die 1409 aus Prag ausgewandert sein sollen, ist nach den Ausführungen Paulsens (Hist. Zeitschr. 45, 299) und Denifle's (Die Universitäten des Mittelalters I, 601) wohl nur aus Versehen beibehalten worden. Aenea Sylvio hat 5000 angegeben, Denifle will „für die Zeit der höchsten Blüte ein paar Tausend Studirende" (aus allen Nationen zusammen) zugestehen.

Zum Schluß sei wiederholt, daß trotz der angedeuteten und anderer Meinungsverschiedenheiten die ernste wissenschaftliche Arbeit, die in der Herausgabe dieser beiden Bände vorliegt, einen durchaus günstigen Eindruck und aufrichtige Freude hervorrufen muß. So hat auch bereits der fünfte Band allseitig die verdiente Anerkennung gefunden. Von einer Seite freilich sind empfindliche Angriffe erfolgt, welche dem Herausgeber zu einer etwas erregten Antwort in der Vorrede zum sechsten Bande Veranlassung gegeben haben. So berechtigt es war, eine sachliche Vertheidigung an dieser Stelle einzufügen, und so gut und nothwendig es ist, daß ein katholischer Historiker in unseren Tagen durch Machtsprüche vom hohen Roß herab sich nicht einschüchtern lasse, so bleibt es doch wahr, daß man jegliches Hervortreten persönlicher Gereiztheit gerade in einem so gediegenen und monumentalen Werke weniger angenehm empfindet. Diese Vorrede und vielleicht überhaupt die etwas lebhafte Färbung in polemischen Bemerkungen sind indessen das einzige, was in den inhaltsreichen 2300 Seiten dieser beiden Bände mißfällig berühren dürfte, die sonst nur alle Achtung abnöthigen.

Otto Pfülf S. J.

Kirchenrecht. Von **Georg Phillips**, fortgesetzt von **Friedrich H. Vering.** VIII. Band, 1. Abtheilung. XXXIX u. 476 S. gr. 8⁰. Regensburg, Manz, 1889. Preis: *M.* 8.

Nahezu ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem Georg Phillips sein „Kirchenrecht" zu veröffentlichen begann. Der Verfasser wirkte damals in München zur Zeit der Glanzperiode der dortigen Universität unter König Ludwig I., und gerade der erste Band des Kirchenrechts in seiner schönen classischen Form trägt recht deutlich das Gepräge freudigen Schaffens eines gefeierten akademischen Lehrers. Leider wurde diese erhebende Thätigkeit in München bald gestört, und auch nach der Uebersiedelung Phillips' nach Oesterreich war nicht alles danach angethan, die alten Zeiten wiederkehren zu lassen. Trotz alledem schritt das „Kirchenrecht" voran, und beim Tode des Verfassers lagen sieben stattliche Bände vollendet vor.

Als bald darauf die Nachricht verbreitet wurde, daß Herr Professor Dr. Vering mit der Fortsetzung und Vollendung des großen Werkes von Phillips betraut worden sei, so konnten wir diesen Plan nur freudig begrüßen. Die treffliche Arbeit des Verstorbenen hätte in ihrer unvollendeten Gestalt nur einen halben Werth gehabt, während sie, in entsprechender Weise zu Ende geführt, wie wir es von der bewährten Gelehrsamkeit und Umsicht des Herausgebers des Archivs für katholisches Kirchenrecht erwarten, eine bleibende Bedeutung gewinnen wird. Dies ist um so mehr zu wünschen, als Phillips besonders

in den ersten Bänden eine Reihe von grundlegenden Fragen in ganz vorzüglicher Weise behandelt hat. So z. B. enthält der erste Band eine erschöpfende Darstellung der Lehre von der Kirche, die in mehrfacher Beziehung von den Theologen mit großem Vortheil benützt werden könnte. Die Infallibilität des Papstes und die richtigen Grundsätze über das Verhältniß von Kirche und Staat fanden an Phillips schon vor Jahren einen warmen und gelehrten Vertheidiger. Leider wurden gerade diese Ausführungen in einzelnen theologischen und juristischen Kreisen selbst des katholischen Deutschlands weniger beachtet, wo man es vorzog, in diesen Fragen an andere literarische Größen, die weder Dogmatiker noch Canonisten waren, sich anzuschließen. Ferner dürften die deutschen Katholiken in der nächsten Zeit keine Aussicht haben, ein völlig neues Kirchenrecht von demselben Umfang zu erhalten; da ist es gewiß vorzuziehen, wenn zunächst das einzige große Werk von Phillips zu Ende geführt wird. Ein Kritik- und Ergänzungsheft kann ja in geeigneter Form die nothwendigen Berichtigungen und Nachträge zu den ältern Bänden bringen, und wenn das Werk von neuem fortschreitet, ist selbst die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß die älteren Bände eine neue Auflage erleben. Da würde sich Gelegenheit bieten, die nothwendigen Verbesserungen anzubringen; denn selbstverständlich halten wir das Werk von Phillips nicht für frei von Mängeln. Die verfehlte Lehre von der Einen Hierarchie wäre dann neu zu bearbeiten, und die geltende Disciplin der Kirche müßte in klarer und praktischer Fassung manchmal mehr zur Darstellung gelangen. Phillips hält sich mit einer gewissen Vorliebe auf den lichtern Höhen der Principienfragen und den reichen Gefilden der historischen Detailforschung auf, die Niederungen der Praxis waren ihm weniger genehm. Endlich läßt sich nicht verkennen, daß der Verfasser des „Kirchenrechts" gerade wie Hinschius, dessen System des katholischen Kirchenrechts nach 21 Jahren noch nicht vollendet ist, offenbar beim Beginn des Druckes das Material noch nicht vollständig gesammelt und noch viel weniger ganz durchgearbeitet hatte. Die Folge davon sind eine gewisse Breite und Wiederholungen. Bei einer erneuten Sichtung könnte manches überflüssige Detail ausgemerzt werden, an dessen Stelle eine eingehendere Kritik der sogen. historischen Forschungen im gegnerischen Lager treten sollte. Wir nennen beispielsweise als Gegenstand einer solchen kritischen Beleuchtung nur die protestantischen Elemente im System des katholischen Kirchenrechts von Hinschius oder in Loenings Geschichte des deutschen Kirchenrechts. Eine Reihe von falschen und willkürlichen Behauptungen Loenings und anderer protestantischer Schriftsteller stellte z. B. dieses Jahr P. Grisar S. J. in der Innsbrucker „Zeitschrift für katholische Theologie" (XIV 447 ff.) richtig. In einem deutschen Kirchenrecht, welches der historischen Entwicklung eine so große Aufmerksamkeit schenkt, wie das Werk von Phillips, kann man wohl mit Recht eine derartige Kritik hervorragender Schriftsteller erwarten, welche ihre protestantischen Anschauungen in das katholische Kirchenrecht hineintragen.

Die erste Abtheilung des achten Bandes, mit welcher Vering die Fortsetzung des Phillips'schen Werkes eröffnet, behandelt die Frage über die Besetzung der Bisthümer. Zunächst werden einige „allgemeine Grundsätze" vor-

ausgeschickt, die wohl nur deshalb so kurz und knapp gefaßt sind, weil die beiden Hauptpunkte des kirchlichen Verfassungsrechtes in dieser Frage, nämlich die Souveränität der Kirche auf ihrem Gebiete und die streng monarchische Gewalt des Papstes neben der hierarchischen Gliederung des Episkopats, schon großentheils bei Phillips anderswo eine mehr eingehende Erörterung gefunden haben. Dann folgt die „geschichtliche Entwicklung" von der ältesten Zeit angefangen; doch ist dieselbe in dieser Abtheilung noch nicht zu Ende geführt, erst die zweite Abtheilung des achten Bandes soll den Schluß und das geltende Recht bringen. Unter sorgfältiger Benützung der einschlägigen Literatur ist die Darstellung sehr gründlich und in einem ruhigen, sachlichen Tone gehalten. Auch die oben gewünschten Kritiken finden sich hier; manchmal werden sie jedoch schon durch die gediegenen positiven Ausführungen des Textes überflüssig gemacht. An Ausführlichkeit fehlt es der „geschichtlichen Entwicklung" nicht, eher scheint uns dieselbe etwas zu ausführlich geworden zu sein. Die Darstellung würde nicht diesen Umfang gewonnen haben, wenn sich der Verfasser auf die geschichtliche Entwicklung der kirchlichen Gesetzgebung, des kirchlichen Rechts über die Besetzung der Bisthümer beschränkt hätte. Denn nur diese scheint uns in ein Kirchenrecht zu gehören. Einzelne Bischofswahlen mögen als Illustrationen eines bestimmten Rechtszustandes herangezogen werden; allein ist das geltende Recht einer bestimmten Periode einmal hinlänglich festgestellt, dann haben die Bischofswahlen, die sich im Laufe der Zeit nach derselben Norm vollziehen, noch für den Historiker, aber nicht mehr für den Canonisten besondere Bedeutung. In der Darstellung und Aufzählung einzelner Bischofswahlen scheint uns daher des Guten etwas zu viel geschehen zu sein.

Noch möchten wir eine Bemerkung beifügen über die geschichtliche Entwicklung der apostolischen Zeit. Wie manche andere Canonisten, beginnt auch der Verfasser seine historischen Untersuchungen über die Bischofswahlen mit der Frage über die Ergänzung des Apostelcollegs. Wir glauben, daß es hier nothwendig gewesen wäre, den Unterschied dieser Ergänzung von einer gewöhnlichen Bischofswahl unter Benutzung der einschlägigen theologischen Literatur (z. B. Passaglia, De ecclesia l. III. c. 8; Scheeben im Kirchenlexicon Art. Apostolat; Palmieri, De R. Pont. p. 64 sq.) schärfer hervortreten zu lassen. Jene Ergänzung ist eben keine eigentliche Wahl und hat mit den Bischofswahlen streng genommen nichts zu thun. Denn die Erwählung zum eigentlichen Apostolat beruht nothwendig auf unmittelbarer göttlicher Berufung, während die Bischofswahl unmittelbar durch Menschen und menschliche Thätigkeit sich vollzieht. Daher hat es seine Richtigkeit, daß der hl. Paulus ein Apostel im strengen Sinne des Wortes ist: von dem hl. Barnabas möchten wir dasselbe nicht behaupten, da uns die vom Verfasser citirten Stellen nicht als beweiskräftig erscheinen.

Mit der ersten Abtheilung des achten Bandes hat Herr Professor Vering die Fortsetzung des großen Werkes von Phillips in würdiger Weise eröffnet, und wir wünschen aufrichtig, daß es ihm vergönnt sein möge, dasselbe bald zu einem glücklichen Abschlusse zu bringen.

Freilich ganz anders urtheilt das „Literarische Centralblatt" in seiner Besprechung des vorliegenden Werkes (1890. S. 276 f.). Man möge uns über dieselbe hier ein offenes Wort gestatten. Wir finden es begreiflich, wenn einem protestantischen Blatte die Fortsetzung eines katholischen Kirchenrechts mit den entschiedenen Grundsätzen, wie sie Phillips vertrat, etwas unangenehm ist, besonders wenn man noch in Anschlag bringt, daß der Fortsetzer des Werkes die gute Eigenschaft besitzt, bei gewissen protestantischen Canonisten persona minus grata zu sein. Nur hätten wir gewünscht, daß das mit deutscher Offenheit gerade herausgesagt und nicht mit unwissenschaftlichen Gründen und hochtrabenden Phrasen bemäntelt worden wäre. Die Bemerkungen über das „Titelblatt" und den Anfang, „wo jenes aufhört", übergehen wir als kindische und noch überdies haltlose Nörgeleien. Dagegen diene als Beispiel, mit welcher Anmaßung gewisse protestantische Schriftsteller über katholische Leistungen aburtheilen, folgender Passus: „Jenes große Werk (von Phillips) repräsentirt einen Standpunkt der Wissenschaft, der heute überwunden ist. Das ist keine juristische Erforschung der Materie, sondern eine historisch-theologische Beschreibung der einzelnen kirchlichen Institute in schwerfälligster, breitester, scholastischer Methode. Der Standpunkt des Autors ist auch bei geschichtlichen Erörterungen ein ungeschichtlicher. Denn das katholische Dogma bildet stets den Schwerpunkt der Forschung, an dem nicht gerüttelt werden darf." Wir verkennen durchaus nicht, daß auch das Werk von Phillips seine Mängel besitzt, und haben ja vorhin auf einige derselben aufmerksam gemacht; aber ein so wegwerfendes Urtheil verstößt gegen die einfachsten Anforderungen der Wahrheit und Gerechtigkeit. Der Standpunkt des Werkes von Phillips soll heute also „überwunden" sein. Allein Phillips schrieb ein katholisches Kirchenrecht, die Darstellung des protestantischen Kirchenrechts war vollständig ausgeschlossen. Für ein katholisches Kirchenrecht ist eben der Standpunkt der katholischen Kirche, der katholischen Wissenschaft der einzig mögliche und berechtigte, wenn der Verfasser sich nicht einer Fälschung des katholischen Kirchenrechts schuldig machen will. Wenn man diesen Standpunkt heute in Leipzig, wie schon vor mehr als 300 Jahren in Wittenberg, für einen überwundenen hält, so soll diese Thatsache nicht in Abrede gestellt werden; doch enthält es ein Uebermaß von Unverfrorenheit, protestantische Auffassungen über katholisches Kirchenrecht für einen Katholiken als Norm aufzustellen. Ueberdies könnte und sollte es protestantischen Canonisten, welche glauben, mit dem katholischen Kirchenrecht sich befassen zu müssen, nicht unbekannt sein, daß Phillips wenigstens für Deutschland seiner Zeit vorausgeeilt ist und seine Anschauungen weit mehr mit dem gegenwärtigen Stand der katholischen Kirchenrechtswissenschaft in Deutschland und Oesterreich harmoniren, als es mit dem vor 40 bis 50 Jahren der Fall gewesen ist.

Die weiteren Auslassungen des „Literarischen Centralblattes" sind jener Sammlung von vagen Phrasen entnommen, die heutzutage bei gewissen Canonisten in Deutschland Modeausdrücke geworden sind. Würde der Recensent des protestantischen Blattes der wissenschaftlichen Anforderung sich nicht entzogen haben, vor allem bestimmte Definitionen der „juristischen Erforschung", der „historisch-

theologischen Beschreibung" und der „scholastischen Methode" zu geben und auf das Phillips'sche Werk genau anzuwenden, so hätte er sich leicht überzeugen können, daß entweder in seinen eigenen Ideen Unklarheiten und Unrichtigkeiten obwalten, oder aber seine Vorwürfe „das Kirchenrecht" in dem von ihm behaupteten Umfang nicht treffen. Wie sehr gerade im gegnerischen Lager die Begriffe darüber auseinandergehen, was man eine „juristische" Bearbeitung des Kirchenrechts nennen könne, zeigt am besten der Streit zwischen Friedberg und Hinschius. Ersterer findet sogar im Werke des letztern das juristische Element gegenüber dem theologischen vernachlässigt. Hinschius lehnt es im Vorwort zum vierten Bande zunächst ab, mit Friedberg „in eine Erörterung über die juristische Methode einzutreten", und fügt dann in verblümter Form die sehr anzügliche Bemerkung bei, daß Friedberg trotz des wegwerfenden Urtheils die Arbeiten seines Gegners gar zu stark benutzt habe. Allerdings eine eigenartige „juristische Erforschung der Materie"! Indem Hinschius jedoch nahelegt, es komme vor allem auf eine richtige Begriffsbestimmung der juristischen Methode an, hat er eine Urforderung der scholastischen Methode gestellt. Ist die historisch-juristische Methode nichts anderes als das Hineintragen protestantischer Grundsätze, protestantischer Geschichtsbaumeisterei und byzantinischer Staatsgesetze ins katholische Kirchenrecht, so wird sich die katholische Wissenschaft gegen einen solchen Vergiftungsversuch stets ablehnend verhalten und darin „keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt" erblicken. Des theologischen Elements aber kann das katholische Kirchenrecht nicht entrathen, weil eben ein großer Theil desselben dogmatische Sätze sind, deren Werthung und genaue Fassung nicht bloß canonistische, sondern auch theologische, besonders dogmatische Bildung verlangt. Daß endlich der historische Standpunkt Phillips' ein unwissenschaftlicher sei, weil das katholische Dogma ihn an der historischen Forschung verhindere, ist eine jener völlig grundlosen Behauptungen, deren sich auch Hinschius wiederholt schuldig macht. Vor allem sollten gar manche dieser protestantischen Gelehrten sich erinnern, daß, wer selbst in einem Glashaus sitzt, auf andere nicht mit Steinen werfen soll. Das protestantische Vorurtheil gegen die Katholiken ist mindestens für viele protestantische Gelehrte ein ebenso großes Hemmniß für die objective Geschichtsforschung, als es angeblich das katholische Dogma bei den Katholiken sein soll. Zur Zeit des Culturkampfes zeigte sich bei den Juristen und Historikern à la Dove, Hinschius, Sybel eine solche Verbissenheit und Feindseligkeit gegen die katholische Kirche, daß dieselben keinen Anspruch machen können, objective Forscher zu sein. Das protestantische Bekenntniß ist wahrlich kein Universalmittel für unparteiische Geschichtsforschung. Das katholische Dogma dagegen bildet an sich für keinen Katholiken ein Hinderniß, objectiv die geschichtlichen Thatsachen zu prüfen. Wenn der Recensent des „Literarischen Centralblattes" in der katholischen Dogmatik zu Hause wäre, so könnte er wissen, daß dieselbe eine unvernünftige, grundlose Gläubigkeit geradezu verwirft, wissenschaftliche Prüfung fordert und als nothwendige Voraussetzung des Glaubens ein wirklich sicheres, zuverlässiges Urtheil verlangt. Ein circulus vitiosus, wie er den Katholiken wiederholt angedichtet wird, kann doch nicht die Stelle eines sichern Urtheils vertreten. Aus demselben

Grunde schafft sich die katholische Dogmatik in der Fundamentaltheologie eine solide Basis, um zunächst sich selbst wissenschaftliche Rechenschaft zu geben über die Quellen und Voraussetzungen der Theologie, sodann, um auch denen, die außerhalb der Kirche stehen, die Wahrheit der katholischen Kirche darzuthun. Ein circulus vitiosus ist aber keine wissenschaftliche Rechenschaft; noch viel weniger könnte man mit einem so plumpen Verfahren gebildete Männer von der Wahrheit der katholischen Kirche überzeugen.

Fr. X. Wernz S. J.

Das Bewußtsein und sein Object. Von Dr. **Joh. Wolff,** Professor der Philosophie an der Universität Freiburg (Schweiz). XI u. 620 S. gr. 8⁰. Berlin, Mayer und Müller, 1889. Preis: *M.* 12.

Weder eine vollständige Psychologie noch eine Erkenntnißtheorie wollte der Verfasser in diesem Werke bieten. Wir glauben, den Inhalt und die Bedeutung des Buches richtig zu kennzeichnen, wenn wir es eine ausführliche, mit Scharfsinn durchgeführte, psychologische Analyse der Bewußtseinsphänomene nach ihrer subjectiven und objectiven Seite nennen. Der Verfasser begibt sich dabei nicht auf den leider noch immer so viel betretenen Fallboden jener Skeptik, welche durch Studium und Kritik des Bewußtseins zuerst die Wahrhaftigkeit desselben sucht. Bei Durchführung der Analyse jedoch setzt er auch die wirkliche Existenz der Außenwelt nicht voraus; er sieht davon ab und nimmt die Bewußtseinsthatsachen, wie dieselben sich nun einmal uns darbieten. So gefaßt, bilden sie das Material für seine Reflexionen. Mit Rücksicht auf die ausdrückliche Erklärung, daß das erkenntnißtheoretische Interesse im Gegensatz zum psychologischen nur Nebeninteresse bei dieser Arbeit bildete, darf diese Abstraction auch wohl als berechtigt gelten. Wie weit die gewonnenen Resultate auch für die erkenntnißtheoretische Frage nach der *wirklichen Existenz der Dinge* nach seinem Urtheil verwerthbar seien, gibt der Verfasser uns im letzten Kapitel in allgemeinem Ueberblicke an; nur die Existenz des eigenen Subjectes wird schon im fünften Kapitel eingehend begründet und vertheidigt.

Die erste Aufgabe war es, aus den psychischen Acten den Wesensbegriff des Bewußtseins zu eruiren. Bewußtsein kommt nur beim Psychischen vor. Sind nun auch Bewußtsein und Psychischsein zwar nicht von vornherein identische Begriffe, so findet sich doch, daß bei allen uns bekannten psychischen Phänomenen ein Interessirtsein um etwas, ein „Inanspruchgenommensein" den eigentlichen „Kern" bildet; ja dieses „Interesse" ist in allen unter dem Namen Bewußtsein zusammengefaßten Erscheinungen derart als Wesen enthalten, daß alle Bewußtseinsformen ihren Sinn verlieren, wenn daraus das Moment des Interessirtseins ausgeschieden ist. Ein solches „Interesse" existirt aber nie als ein reines, allgemeines Für-etwas-sein, sondern hat nur in den Einzelacten der Denk-, Gefühls- und Willensformen ein Dasein; auf der andern Seite aber haben jene Einzelformen der psychischen Erscheinungen gar keine angebbare Bedeutung außer als besondere Erscheinungen jenes allgemeinen Interesses. Bewußtsein ist also nichts als eine *Art* Gattungsbegriff der psychischen

Erscheinungen — eine Art Gattungsbegriff, nicht ein strenges Genus; denn kein psychisches Phänomen läßt sich mit dem Gattungsbegriff Bewußtsein so definiren, daß eine specifische Differenz gefunden werden könnte, die nicht selbst wieder Bewußtseinsart wäre und also unter den Gattungsbegriff fiele. Bewußtsein ist also nicht bloß eine den psychischen Acten wesentliche, von ihnen untrennbare, nicht real von ihnen verschiedene Qualität, sondern der Gattungsbegriff derselben. — Denn „anderes läßt sich als Gattungsbegriff eben gar nicht angeben" (S. 45). Bewußtsein ist somit das in allen Bewußtseinsarten (freilich auf analoge Weise) verwirklichte Allgemeine.

In dem Gesagten haben wir einen Ueberblick über den Gedankengang des zweiten Kapitels geboten. Es schließt sich daran die Unterscheidung zwischen Bewußtsein und Aufmerksamkeit. Als Aufmerksamkeit (im weitesten Sinne des Wortes) wird diejenige psychische Kraftanstrengung bezeichnet, die, von der Vorstellung veranlaßt, sich auf diese selbst oder eine andere, verwandte, zum Zweck der Verdeutlichung, der Auffindung neuer Beziehungen in der einen Gesammtvorstellung oder zwischen verschiedenen ähnlichen als ihre Objecte richtet. Das wirkende Princip dabei ist nach der Ansicht des Verfassers Wille im weitesten Sinne des Wortes.

Nun folgt die Frage nach der eigentlichen Definition des Bewußtseins. Diese Frage macht dem Verfasser viel Schwierigkeit. Eine genetische Definition ist unmöglich; denn von dem, was vor dem Bewußtsein da ist, weiß man ja nichts; aber es gibt nach dem Verfasser auch keine Seinsdefinition, weil die bewußten Phänomene, also das Bewußtsein, sich zu keiner höhern Seinsgattung (Kategorie) zurückführen lassen. Dies sucht der Verfasser ausführlich betreffs der Kategorien Qualität, Verhältniß, Thätigkeit (im besondern auch Bewegung) nachzuweisen. Es würden also danach die bewußten Phänomene eine Kategorie für sich bilden, deren allgemeiner Charakter das Sich-selbst-erfassen ist, das Erfassen des Erfassens, und zwar das Mit-sich-selbst-identisch-setzen und -fühlen u. s. w. ohne jede Unterscheidung.

So viel Wahres, Geistreiches und auch Verwerthbares nun diese ganze Entwicklung in sich schließt, so stößt sie eben doch auf nicht unmerkliche Bedenken. Eine der ersten Schwierigkeiten bespricht der Verfasser selbst: sie liegt in der Anwendung der gegebenen Begriffsbestimmung auf die Willens-, im allgemeinen auf die Strebe-Acte. Bewußtsein soll ja das generische Element aller psychischen Acte, von diesen nicht real verschieden sein. Das mag man beim Erkennen zugeben. Der directe Erkenntnißact erkennt das Object und zugleich das Erkennen; auch der reflexe Act erkennt sein Object (den ersten Act) und zugleich (in actu exercito) wieder sich selbst. Wie soll aber das auf den Willensact anwendbar sein? Die Antwort lautet (S. 99): „Verrathen wir nur, daß wir gegen eine unpassende Vorstellung vom Bewußtsein kämpfen; denn das ist ja immer der Fehler, daß man Bewußtsein für einen Erkenntnißact hält. Bewußtsein des Fühlens, Wollens ist nicht reflectirtes Wissen um das Fühlen und Wollen, sondern ein Fühlen des Fühlens, ein Wollen des Wollens in einem Acte, mit einer allgemeinen Ausdrucksweise das Interessirtsein am Interessirtsein."

Recht hat der Verfasser hierin in zwei Punkten: Erstens, es ist wahr, daß nicht zu jedem Bewußtsein ein reflectirtes Wissen durch einen zweiten, vom directen Act verschiedenen Act erfordert wird. Zweitens, es ist auch wahr, daß jedes Fühlen auch ein Fühlen des Fühlens und jedes Wollen ein Wollen dieses Wollens ist. Es ist in dieser Art der Selbsterfassung eines der eigenthümlichen Elemente der psychischen Acte. — Eine andere Frage ist es aber, ob diese Art der Selbsterfassung gerade das sei, was Bewußtsein genannt wird, und darauf ist entschieden mit Nein zu antworten. Die als „unpassend" bezeichnete Vorstellung vom Bewußtsein als einem Erkennen ist so sehr die einzig richtige, daß der Verfasser selbst sich ihr in der Folge wieder überläßt. Wäre mir ein Wollen ohne Erkenntniß desselben als meines Wollens überhaupt denkbar, so hätte ein solches Wollen, und möchte es dann noch so sehr ein Wollen des Wollens sein, für mich eben nicht mehr „Interesse", als wenn es gar nicht da wäre.

Will daher der Verfasser seine Begriffsbestimmung des Bewußtseins als des allgemeinen Elementes aller Formen der psychischen Acte festhalten, so bleibt ihm nur eines übrig. Er muß nicht nur die reale Verschiedenheit von Verstand und Wille (als Fähigkeiten betrachtet) läugnen, sondern auch jeden Willensact zugleich als Erkenntnißact gelten lassen. Für das rein sinnliche Psychische thut der Verfasser das später wirklich, indem ihm jedes Wahrnehmen zugleich ein Fühlen und Streben in einem Acte ist — ein Act mit drei verschiedenen, aber wesentlichen Modi. Ob er das auch für das höhere, geistige „Psychische" thun will, wissen wir nicht, und wie weit es zulässig wäre, wollen wir hier nicht erörtern.

In eingehender und gründlicher Weise wird im folgenden die der gebotenen Begriffsbestimmung entgegenstehende Annahme von psychischem Unbewußten bekämpft. Zur Vertheidigung der aufgestellten Lehre hätte es nun genügt, gegen unbewußte psychische Acte zu kämpfen; und soweit die Abhandlung sich hiermit beschäftigt, ist sie voll des Guten, ja Vortrefflichen. Warum kämpft nun der Verfasser aber auch gegen unbewußte psychische Zustände? „Zustände" dürften doch nicht mit „Vorgängen" verwechselt werden. Läugnet man mit dem Verfasser auch alle unbewußten Zustände in der Seele, dann ist allerdings die Nothwendigkeit geschaffen, so wie er thut, das ganze, auch geistige Gedächtniß und das ganze habituelle geistige Wissen durch materielle — an sich also auch noch nicht psychische Zustände der Gehirntheile zu erklären. Aber geht das wirklich an? Unterscheidet sich die geistige Seele des fertigen Philosophen von der Seele des Kindes in der Wiege wirklich bloß dadurch, daß sie ein mit solchen Spuren reichlich versehenes Gehirn das ihrige nennt? Sind ferner solche Gehirnzustände wirklich hinreichend, um das Erlernte auch über ganz abstracte und rein geistige Dinge aufzubewahren? Denn auch das wird aufbewahrt. Wir haben es nicht bloß einmal gewußt, sondern wir besitzen es geistigerweise und können es willkürlich zum actuell Bewußten machen. Und wenn wir auch unsere ersten Erkenntnisse, auch diejenigen über rein geistige Dinge, durch Abstraction und Deduction aus dem sinnlich Wahrnehmbaren schöpfen, so brauchen wir doch nicht bei jeder Erinnerung daran

diesen Proceß der Abstraction zu wiederholen. Das müßte aber sein, wenn das Gedächtniß ganz und gar durch bleibende Phantasmen erklärt würde. Wir möchten uns ferner noch erlauben, zu bemerken, daß die Schwierigkeit, welche der Verfasser gegen bleibende Seelenzustände erhebt, auch gegen die Phantasmata erhoben werden könnte. „Es kann ein Object, das der Seele innewohnt, niemals mit einer physischen Qualität oder, wie ein beliebter Ausdruck heißt, Modification verglichen werden." Gewiß nicht; aber auch die materiellen Spuren im Gehirn sind nicht in dem Sinne materiell, wie andere gewöhnliche materielle (physische) Qualitäten. Ich kann mich doch an ein genau bestimmtes Roth, auch ohne es wieder zu sehen, ganz deutlich erinnern. Die im Gehirn vorhandene Spur des Rothen ist aber sicher nicht eine rothe Qualität. Sie muß also in einem andern, ganz eigenthümlichen Verhältniß zur Perception des Rothen stehen. Wenn der psychische Act von jedem rein physischen Acte toto genere verschieden ist, warum soll es nicht auch psychische Zustände (habitus, qualitates) geben können, die von jeder rein physischen Qualität ebenso verschieden wären? Gemeinsam wäre dem psychischen Act und dieser psychischen Qualität irgend ein Enthalten des Objectes im Subjecte, aber auf verschiedene Weise. — Das nun folgende Kapitel über die „psychische Energie und das Subject" ist mit Recht der Glanzpunkt des Werkes genannt worden. Sowohl die treffliche psychologische Analyse des Ichbewußtseins als auch die erkenntnißtheoretische Verwerthung desselben zur Begründung und Vertheidigung der wirklichen Existenz der Ichsubstanz machen dies Lob zum wohlverdienten. Das Subject wird in allen bewußten Acten mitpercipirt, und zwar erscheint es (wenigstens für das denkende Bewußtsein) als ein Fürsichsein im Gegensatz zu dem abhängigen, verursachten Sein der Acte, als reale und dauernde Einheit im Wechsel der vielen sich folgenden Acte. Mit einem Worte: es erscheint als wahre und wirkliche Ichsubstanz. Ist es das auch? Diese Frage an das Bewußtsein zu stellen, wäre ein Cirkel. Bei vollständiger Vermeidung dieses Cirkels werden aber mit scharfer Consequenz alle der Annahme einer wirklich existirenden Ichsubstanz entgegenstehenden Ichtheorien rücksichtslos ad absurdum geführt. Die Thatsache des Bewußtseins ist derartig, daß „selbst die Läugnung des realen Ichs ein solches voraussetzt". Nur die Forderung eines im strengsten Sinne des Wortes einfachen Subjectes für jede Bewußtseinsform könnte wohl doch beanstandet werden; wir wollen hier nur das eine Bedenken gegen diese Forderung hervorheben, welches der Verfasser selbst nahelegt, indem er im folgenden den Leib als Mitsubject der Empfindungen nachweist. Seele mit Leib bilden nun allerdings ein streng einheitliches, aber doch nicht ein streng einfaches Bewußtseinssubject.

Aus den folgenden sehr interessanten Kapiteln über das Object des Bewußtseins möchten wir nur einiges kurz noch hervorheben. Klar und scharf wird betont, welch ein großer Unterschied stets vorhanden sei zwischen der Erscheinung des innern Objectes (= Actes) und des äußern Gegenstandes. So ist z. B. die Localisirung ganz anders bei Leibesempfindungen und bei Wahrnehmung äußerer Gegenstände. Bei der erstern erscheint das Object, z. B.

der Finger, zugleich als Subject (Träger) des innern Phänomens, z. B. des Schmerzes. Nie dagegen wird ein wehmüthiges Gefühl in die Glocke verlegt; sie wird nur als die äußere Ursache der subjectiven Erscheinungen bewußt, nicht als die Ursache, die aus sich und durch sich und in sich das innere Phänomen erzeugt, also nicht als Subject. Der äußere Gegenstand erscheint nur als Object; bei der unmittelbaren Erkenntniß des Leibes in den verschiedenen Leibesempfindungen dagegen erscheint der Leib nicht bloß als erkanntes Object, sondern zugleich als Mitsubject dieser Erkenntniß und Empfindung.

In Betreff der Frage des Sitzes der Empfindungen führen den Verfasser seine Erwägungen zur Annahme, daß der Sitz derselben nicht im Gehirn allein, sondern an der empfindenden Leibesstelle, somit auch im allgemeinen im ganzen Nervensystem sei, und daß also auch die Seele nicht eine mathematisch punktuelle Existenz habe. Bei Lesung des Kapitels über Raumanschauung in unserem Leibe muß beachtet werden, daß es sich nicht um den begrifflichen Raum handelt, sondern um Raumanschauung; sonst würde man Gefahr laufen, dem Verfasser durch Mißverständnisse Unrecht zu thun. Durch Reichthum an physiologischen Reflexionen zeichnet sich auch das zehnte Kapitel aus, welches das Verhältniß der Empfindung des eigenen Leibes zur Anschauung der Außenwelt bespricht.

Da der Verfasser gedenkt, dem Stoff des vorletzten Kapitels in einem weitern Werke: „Vergleichende Psychologie des Thier- und Menschenlebens", eine ausgedehntere, lebendigere und überzeugende Form zu geben, so mag hier die Erklärung genügen, daß wir der in Aussicht gestellten Arbeit mit regem Interesse entgegensehen. Wünschen möchten wir aber, daß dann genauer zwischen Abstraction und Reflexion, und ebenfalls zwischen höherer und geistiger Erkenntniß und Reflexion unterschieden würde. Die im vorliegenden Werke gebräuchliche Ausdrucksweise legt zuweilen den Gedanken nahe, als sei directe Wahrnehmung im Gegensatze zu reflexer gleichbedeutend mit sinnlicher Wahrnehmung im Gegensatz zu geistiger Erkenntniß. Auch von den sinnlich wahrnehmbaren Qualitäten der Dinge hat der Mensch nicht bloß eine sinnliche, sondern auch eine geistige, und zwar directe Erkenntniß, bei der man wohl schon von Abstraction, aber noch keineswegs von eigentlicher Reflexion reden kann.

Am Ende des erkenntnißtheoretischen Schlußkapitels wird bei jedem Leser der Wunsch rege sein, trotzdem „es nicht mehr zur Aufgabe" gehört, doch zu vernehmen, wie der Verfasser nun die angedeuteten Schlüsse ausführen würde. Hoffen wir also, daß ihm Zeit und Gesundheit auch zur Erfüllung dieses Wunsches gegeben werde.

Karl Frick S. J.

Am Quell der Wahrheit und des Lebens. Sonette von **F. v. Hoffnaaß.** Mit oberhirtlicher Genehmigung. 224 S. 8⁰. Regensburg, A. Coppenrath, 1891. Preis: *M.* 1.80.

In feiner Ausstattung und zu wirklich billigem Preis liegt uns hier die zweite poetische Sammlung einer Dichterin vor, welcher wir bereits bei

Gelegenheit ihres ersten Auftretens eine günstige Besprechung widmen konnten. (Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXV. S. 217.)

Das gegenwärtige Buch enthält nur Sonette religiösen Inhalts, die in drei Gruppen vertheilt sind: das apostolische Glaubensbekenntniß — der Kreuzweg — die 15 Geheimnisse des Rosenkranzes. Während in den beiden letzteren Abschnitten ebenso viel Gedichte als Stationen oder Geheimnisse vorhanden sind und diese Gedichte sich inhaltlich ziemlich mit den jeweilen entfallenden Ueberschriften decken, ist dies beim „Glaubensbekenntniß" nicht der Fall. Im Gegentheil nimmt sich hier die Verfasserin die Freiheit, unter die einzelnen Artikel eine bunte Reihe der verschiedensten Stoffe unterzubringen, sofern sie nur irgendwie sich auf den betreffenden Glaubenssatz beziehen lassen. Auch sind die einzelnen Artikel auf das unterschiedlichste bedacht, was die Zahl der Sonette angeht. Wir tadeln diese Ungleichheit nicht im mindesten, sie bringt eine angenehme Abwechselung und Spannung in das Ganze, und durch die Unterordnung unter ein Glaubensgeheimniß gewinnen die einzelnen, oft der Natur oder dem natürlichen Leben entnommenen Stoffe eine neue, religiöse Bedeutung. So z. B. bringt die Dichterin im Anschluß an das „et terrae" 42 Sonette aus der sichtbaren Schöpfung, von denen jedes meist ein Ganzes für sich bildet. Andere Glaubensartikel, z. B. der zehnte und der elfte, haben nur ein einziges Gedicht. — Die Form dieser Gedichte ist die des Sonettes, doch so, daß wieder die beiden letzten Abtheilungen die streng italienische Form einhalten, während in der ersten die englische vorwaltet. Wir glauben den Grund zu errathen, weshalb die Dichterin sich diese Freiheit gestattete. Sie wird sich gesagt haben, daß für einen so umfassenden Cyklus der Reimreichthum des italienischen Sonettes auf die Dauer unangenehm wirken würde, während die freiere englische Behandlung den eigenthümlichen, etwas einförmigen Charakter des „Klanggedichtes" etwas mildere und größere Abwechslung ermögliche. Sollte dies wirklich der Grund sein, so möchten wir doch unsererseits die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dann die Dichterin besser hätte noch einen Schritt weiter gehen und auf die Sonettenform selbst verzichten sollen. Trotz der Reimfreiheiten ist auch jetzt eine gewisse Einförmigkeit nicht zu verkennen, die sich dem Leser mit jedem neuen Stück immer unangenehmer aufdrängt und bald geradezu ermüdend und geistig lähmend wirkt. Nun wird die Dichterin sagen, solche Gedichte lese man meist nicht wie einen Roman, Seite um Seite, und sie hat ja im allgemeinen Recht. Aber so wohl wird es dem armen Kritiker nicht, daß er ein halbes Jahr mit seinem Urtheil warten könnte; er muß lesen, wie es fällt, und empfindet daher das Verlangen, daß ihm dieses Lesen durch den Reichthum und Wechsel der Form angenehm und leicht gemacht werde. Dazu kommt bei dem vorliegenden Buch noch eine andere Eigenthümlichkeit: die gleichmäßige Bauart des Sonettes. Von den wunderbar verschiedenen inneren Structuren dieser poetischen Form scheint die Dichterin unserer Meinung nach allzusehr eine einzelne und zwar nicht die glücklichste zu bevorzugen. Mit der Regelmäßigkeit eines Metronoms kehrt in den Sonetten des ersten Abschnittes immer die „Nutzanwendung" in den zwei letzten zusammengehörigen Versen wieder, die zum Ueberfluß auch

noch durch den Reim zusammengehalten werden, so daß sie selbständig ein Sprüchlein bilden. Würde dieses Sprüchlein nun noch eine überraschende Spitze, einen tiefsinnigen, durch seinen Gehalt imponirenden Gedanken enthalten, so ließe man sich dieses ewige δηλοῖ ὅτι noch allenfalls gefallen. Nun scheint aber die Dichterin keinem Theil des Sonettes weniger Sorgfalt zugewendet zu haben als gerade dem Schluß: sie schließt eben jedesmal, wie sie kann, und das ist bekanntlich selten, wie man muß. Ueberhaupt glauben wir, daß F. v. Hoffnaaß es mit diesen Sonetten hie und da zu leicht genommen hat. Eine strenge Sichtung hätte gut ein Drittel minderwerthiger Stücke beiseite gesetzt, wodurch der Rest jedenfalls bedeutend gewonnen und uns die Dichterin in ihrem vollen Werth gezeigt hätte. Denn das ist trotz aller unserer Ausstellungen festzuhalten: F. v. Hoffnaaß ist eine Dichterin und hat vor vielen dichtenden Frauen das voraus, daß sie mit einem reichen Schatz allgemeiner und zwar nicht oberflächlicher Bildung eine ernste, tiefreligiöse Lebensauffassung und das Bedürfniß verbindet, sich über aufsteigende Schwierigkeiten und Gedanken Rechenschaft zu geben. Es ist daher keine seichte, geisttödtende Lesung, was sie uns bietet; wenn sie auch manchmal mehr erwarten läßt, als sie schließlich gibt, man hat doch immer wenigstens Gedanken in annehmbarer poetischer Form, sagen wir Tagebuchblätter einer frommen Waldfahrerin, wie denn auch viele dieser Sonette auf einsamen Gängen in Wald und Gebirg entstanden sind. Wie schön F. v. Hoffnaaß zu singen versteht, zeigt gleich eines der ersten Sonette:

In Deum.

„Verloren und verwaist im Erdenraum —
Wenn du nicht wärest, ewig höchster Geist.
Jedwedes Ringen nichts als leerer Traum,
Wenn nicht die Seele fest nach oben weist.

Wer bist du, Gott, wer ist es, der dich nennt?
Gesucht, ersehnt, verläugnet und doch da,
Den' keiner aus sich selbst erfaßt, erkennt,
Der ewig Ferne, der doch immer nah?

Dein Selbstgenügen ist die ew'ge Ruh,
Dein Lieben ist die ewig neue That,
Und wo wir schau'n und lauschen: immer du,
Der alles Sein an sich gekettet hat,

Weil du die Heimat unsrer Seele bist,
Die alles hält, was ihr zum Frieden ist."

Oder jenes andere:

„Der Vollmond glänzt am tiefen Himmelsblau,
Und flüsternd leise streift das Ufer an
Des Teiches Welle. Frühlingsnacht, wie lau!
Ein Traumbild zieht dahin der weiße Schwan.

In Silberfunken sprüht die feuchte Spur
Dem stolzen Rud'rer nach; da taucht er ein
Ins Wasser seinen Hals. Die Perlenschnur
Der Tropfen kräuselt sich im Mondenschein.

Und weiter zieh'n die Kreise bis ans Land
Hin zu den bleichen Rosen, deren Duft
Mit Zauberodem füllt den grünen Strand,
Indes die Nachtigall voll Sehnsucht ruft.

Kein Menschenaug', kein lauschend Ohr ist nah,
Die ganze Pracht nur ihrem Schöpfer da!"

Die Realisten werden sagen, in der Nacht schliefen die Schwäne, und im Frühling blühten keine Seerosen; das ist ja gewiß wahr, aber trotzdem bleibt das Sonett insofern poetisch berechtigt, als keine innere Unwahrscheinlichkeit die Phantasie beleidigt.

Wie diese beiden, könnten wir noch viele, viele Sonette anführen, die uns die Kunst und die Begabung der Dichterin in schönstem Lichte zeigen würden, so die „acht Seligkeiten", mehrere Gedichte über die Kirche u. s. w. u. s. w. Einzelne Ausdrücke hätten wir bisweilen gern durch andere ersetzt gesehen. Z. B. paßt es uns nicht, wenn ein Fink „ein Stückchen Schöpfungsseele" genannt wird; wenn des Menschen Tod einmal dadurch erklärt wird, daß Gott „seinen Athem wieder einzieht" u. dgl. Der hl. Paulus spricht von dem Seufzen der Creatur; darum ist es etwas stark, zu sagen, die „Natur habe sich herrlich unversehrt erhalten", wie am Tage, da Gott sprach: „Es ist gut". Seitdem ist auch auf sie der Fluch gefallen um des Menschen willen. Ein eigenthümliches Versehen ist der Dichterin S. 104 zugestoßen. Dort läßt sie Christum „mit seinem Leibe, der im Grabe lag" hinab zur Vorhölle steigen und führt zur Bekräftigung dieser Behauptung St. Thomas von Aquin an, der sagt: „. . . et ideo in sepulchro cum corpore fuit Filius Dei, et ad inferos cum anima descendit." An zwei anderen Stellen citirt die Dichterin Sätze als vom hl. Thomas stammend, die beide wörtlich aus der Heiligen Schrift sind. Doch das sind Versehen, die wie ähnliche andere leicht zu beseitigen sind. Das Buch selbst aber ist uns wieder ein frohes Zeugniß dafür, daß die katholische Belletristik sich immer mehr nach höheren und edleren Stoffen umsieht, als es der ewige Reim von Frühling, Schmerz und Liebe ist. Der „Quell der Wahrheit und des Lebens" wird auch für die Poesie zum Jungbrunnen werden.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Orbis terrarum catholicus sive totius ecclesiae catholicae et occidentis et orientis conspectus geographicus et statisticus elucubratus per O. Werner S. J. ex relationibus ad ss. Congregationes Romanas missis et aliis notitiis observationibusque fide dignis. VIII et 266 p. 4°. Friburgi, Herder, MDCCCXC. Preis: *M.* 10.

Eine Gesammtstatistik der katholischen Kirche ist heutzutage ein so dringendes Bedürfniß, daß man sich nur darüber wundern kann, warum eine solche nicht schon längst existirte. Aber wenn man sich die ganz gewaltigen Schwierigkeiten vergegenwärtigt, auf welche die Herstellung eines solchen Werkes stößt, so wird man den bisherigen Mangel leicht begreifen und dem Verfasser um so dankbarer sein, daß er demselben abgeholfen hat. Leicht hat er die Sache nicht genommen. Ein Theil des Materials war allerdings in den beiden früheren Werken des Verfassers, „Kirchenatlas“ und „Missionsatlas“, schon vorbereitet. Allein dieser neue Orbis umfaßt nicht allein die dort behandelten Diöcesen und Missionen (natürlich fast überall mit neueren Daten), sondern auch sämmtliche unirten Kirchen des Orients, und das ist wohl die interessanteste, weil am wenigsten bekannte Partie der Arbeit. Die Anordnung folgt den Ländern und Erdtheilen. Nach zwei einleitenden Kapiteln: 1. über Hierarchie, Primat und Curia Romana, 2. über die Zahl der Katholiken in Vergangenheit und Gegenwart, verglichen mit andern Religionen und Confessionen, — folgen im Einzelnen die Länder von Europa, Asien u. s. w. bis „Cap. 31: Australia et Polynesia“. Bei jeder Diöcese werden Lage und Ausdehnung, Zahl der Einwohner und der katholischen Diöcesanen, der Priester, Pfarreien, Kirchen u. dgl. kurz verzeichnet, zumeist nach officiellen Angaben und Documenten. Gewöhnlich wird aber auch über den Ursprung und die früheren Schicksale der Bischofssitze das Wesentliche beigefügt. Vorausgeschickt wird bei jedem Kapitel ein Ueberblick über die früheren kirchlichen Gestaltungen des Landes bis zur Entwicklung der jetzigen Diöcesaneintheilung. Der Hauptwerth des Werkes beruht in der genauen Darstellung des jetzigen Standes der katholischen Kirche aller Länder. Wenn auch hier manche noch manches vermissen werden, z. B. lückenlose Angaben über Schul- und Ordenswesen, so ist zu bedenken, daß eine solche allgemeine Statistik überhaupt erst dann lückenlos und vollkommen genau werden kann, wenn in den verschiedenen Ländern Sinn und Verständniß für dies Fach größer und allgemeiner sind. Wie schwach es damit — nicht etwa bloß im Orient und in anderen außereuropäischen Ländern — noch bestellt ist, dürfte hinlänglich bekannt sein. Es läßt sich hoffen, daß dieses schöne und als erster Wurf vorzüglich gelungene Werk sein Theil dazu mithilft, um überall zu weiterer Vervollkommnung und Bereicherung der „katholischen Statistik“ anzuregen. Die Kenntniß, Liebe und Hochschätzung unserer einen, heiligen, katholischen Kirche wird dadurch nicht wenig gefördert werden.

Die Missionen der Kapuziner in der Gegenwart. Nach authentischen Berichten zusammengestellt von P. Adolf Steidl Ord. Cap., Lector der heiligen Theologie. 112 S. gr. 8⁰. Meran, C. Jandl, 1890. Preis: *M.* 2.

Eine überaus interessante und dankenswerthe Gabe für die noch immer lückenhafte Statistik der katholischen Missionsthätigkeit bringt uns P. Adolf in der vorliegenden, knapp gefaßten Schrift. Mit Recht kann der Verfasser sagen, daß der Kapuzinerorden seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in erster Reihe auf dem Missionsfelde der katholischen Kirche mitgearbeitet hat, zunächst in Europa, um unter dem Volke den katholischen Glauben zu erhalten und die Irregeleiteten zurückzuführen, dann seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts auch auf dem Felde der Heidenmission. Daß der seeleneifrige Orden auch in unserer Zeit, vom gleichen Geiste beseelt, sich den gleichen Mühen in allen Ländern der Welt unterzieht und Großes wirkt, beweist der hochw. Verfasser nicht mit hochtrabenden Worten, sondern durch das Gewicht statistischer Angaben. Wir lernen aus dieser Schrift, daß gegenwärtig nicht weniger als 366 Kapuziner (279 Priester und 87 Laienbrüder) in allen Welttheilen der Missionsthätigkeit obliegen. Europa hat 6 Missionsgebiete (Sophia und Philippopel, Kandia, Constantinopel, Kephalonia, Rhätien und Mesocco und Calanca) mit 46 Missionsstationen; Asien 8 Missionsgebiete (Agra, Allahabad, Lahore, Arabien, Syrien, Mesopotamien, Trapezunt und Smyrna) mit 68 Missionsstationen; Afrika 3 Missionsgebiete (Seychellen, Gallasländer, Tunis) mit 23 Missionsstationen; Amerika 5 Missionsgebiete (Rio Janeiro, Bahia, Pernambuco, Araucanien, Montevideo) mit 25 Missionsstationen; Australien endlich die neugegründete Mission der Karolinen mit 4 Stationen. In diesen Missionsstationen befinden sich 286 Kirchen und Kapellen, 212 Schulen mit etwa 8000 Kindern, 10 Collegien, 6 höhere Unterrichtsanstalten und 29 Waisenhäuser. Welch eine Summe von Arbeit und Opfer liegt in diesen trockenen Zahlen enthalten! P. Adolf entwirft, über den bescheidenen Titel seiner Arbeit hinausgehend, nicht nur ein Bild der gegenwärtigen Verhältnisse jeder einzelnen Mission, sondern auch ihrer Gründung und Geschichte, in kurzen, knappen Zügen freilich, aber doch recht dankenswerth. Möge die Arbeit P. Adolfs auch bei andern Orden und Ordenszweigen Nachahmung finden! Solche statistische Arbeiten sind ein überaus werthvoller Beitrag zur katholischen Missionsgeschichte.

Der Socialdemokrat kommt. Ein Warnungsruf an unser Landvolk von einem alten Dorfpfarrer. Zehnte Auflage. 24 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1890. Preis: 15 *Pf.*

Die Socialdemokratie zählte bisher ihre Anhänger fast nur unter der Industriebevölkerung der größeren Städte. Das Land blieb ihr beinahe ganz verschlossen. Mit allen Mitteln sollen nun auch die Bauern in die Umsturzbewegung hereingezogen werden. Die Socialdemokraten haben schon wiederholt, zuletzt auf dem Tage zu Halle, eine rege Agitation in dieser Richtung in Aussicht gestellt. Es ist deshalb Pflicht aller derer, welche auf das Landvolk Einfluß haben, insbesondere des Clerus, das Volk vor den falschen Propheten zu warnen und diesen den Schafspelz herunterzureißen. Zu diesem Zwecke kann ihnen das hier angezeigte vorzügliche Schriftchen in hohem Grade dienen. Nur ein Mann, der lange unter dem Volke geweilt und sich in seine Denk- und Redeweise hineingelebt, kann so klar und volksthümlich zum Volke reden. Wer kommt? Woher kommt er? Was will er? Warum kommt er? Das sind die Fragen, durch deren Beantwortung der Verfasser ein lebendiges Bild des Socialdemokraten entwirft. Man braucht nur den Bauern dieses wahre und

leicht erkennbare Bild vorzuhalten, um ihnen die Lust an der Socialdemokratie zu verderben. Der kleine Umfang und der geringe Preis machen es zur Massenverbreitung unter dem Landvolk sehr geeignet.

L'ennemie sociale. Histoire documentée des faits et des gestes de la Franc-Maçonnerie de 1717—1890 en France, en Belgique et en Italie par le Très Illustre Souverain Grand Inspecteur Général du 33[e] et dernier degré de la Franc-Maçonnerie Paul Rosen. Ouvrage approuvé et recommandé par Bref Pontifical de N. T. S. P. le Pape Léon XIII, en date du 7 Juillet 1890. XII et 428 p. 8°. Paris, Bloud et Barral, 1890.

Das vorliegende Buch hat namentlich dadurch Bedeutung gewonnen, daß es gewissermaßen die documentarischen Belege zur letzten Encyklika des Heiligen Vaters über die verderbliche Thätigkeit der Freimaurerei in Italien liefert. Aus den zahlreichen freimaurerischen Actenstücken, welche dem officiellen italienischen Logenorgan „Rivista della Massoneria Italiana" entnommen sind, geht bis zur Evidenz hervor, daß die kirchenfeindliche Action Neu-Italiens in all ihren Phasen von der Loge ins Werk gesetzt und geleitet wurde und nichts Geringeres bezweckt, als den Sturz des Papstthums und den Untergang der katholischen Kirche und der ganzen christlichen Religion überhaupt. Die italienische Freimaurerei betrachtet sich in diesem Kampfe als den vorgeschobenen Posten und den Bannerträger der Freimaurerei der ganzen Welt. Die französische und belgische Freimaurerei, welche in Rosens Werk neben der italienischen besonders berücksichtigt ist, führt den Kampf gegen alle übernatürliche Offenbarung, wo möglich, mit noch größerem Fanatismus. Auch auf den revolutionären Charakter der Loge, welcher auf dem letzten internationalen Freimaurercongreß vom 16. und 17. Juli 1889 (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXVII, S. 317 ff.) so klar hervortrat, wirft das Buch Rosens neue Schlaglichter. Einige Behauptungen (z. B. S. IX und S. 407) sind wohl einer nähern Begründung bedürftig.

Taube der Flut. Evangelische Briefe eines Katholiken von Max Steigenberger. 84 S. 8°. Augsburg, Literar. Institut von Dr. M. Huttler (Michael Seitz), 1890. Preis: 80 *Pf.*

Das ist ein allerliebstes Streitschriftchen. Selbst von einer sanften Taube sollte man es kaum erwarten, daß sie sich mit dem Evangelischen Bunde so friedfertig zanken könne. Nicht durch Verschleiern oder Verschweigen der Wahrheit, nicht durch Darangeben des eigenen Bekenntnisses sucht dieser Friedensbote den „Toleranten" zu spielen. Tolerant waren nach ihm auch der Priester und der Levit des Evangeliums (Luc. 10), welche den von Räubern zerschlagenen armen Mann ungeschoren im Straßengraben liegen und nach seiner Façon gesund werden ließen. Er selbst hält es mit dem barmherzigen Samaritan, der etwas weniger Toleranz, aber desto mehr Liebe hatte. Er will seine Schrift bedauern und wünscht sie im voraus vernichtet zu sehen, wenn auch nur ein Satz die wahre Bruderliebe verletze. Wir haben einen solchen Satz nicht gefunden. Wird er dafür Dank ernten? — Von vielen ja; aber wohl meist von solchen, auf die sein Schreiben es nicht abgesehen und für die es nicht nöthig ist. Wird es bei anderen der Taube nicht ergehen, wie es dem Oelzweig ergangen ist, den unsere Bischöfe in ihrem so versöhnlichen Hirtenbriefe vom verflossenen Jahre den „feindlichen Brüdern" entgegenbrachten? Wird man nicht gar über Heuchelei, Verstellung und Unwahrhaftigkeit schelten und das alte Lied weiter singen: O Herr, ich danke dir, daß ich nicht

bin wie dieser katholische Samaritaner da! — Katholiken werden manche Meditationen dieser „Taube" mit Genuß und Erbauung lesen.

Heinrich VIII. und die englischen Klöster. Zur Beleuchtung der Geschichte ihrer Aufhebung, von Franz Aidan Gasquet O. S. Benedicti. Aus dem Englischen von P. Thomas Elsässer aus der Beuroner Benediktiner-Congregation. I. Band. VIII u. 368 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1890. Preis: *M.* 7.

In sorgfältiger und treuer Uebersetzung wird hier ein Werk der deutschen Lesewelt zugänglich gemacht, das bei seinem Erscheinen in England die öffentliche Aufmerksamkeit geweckt und namhafte Anerkennung gefunden hat. Inhalt und Vorzüge des in seiner Art merkwürdigen Buches haben in diesen Blättern (Bd. XXXVI, S. 397 ff.) bereits eingehende Besprechung erfahren. Die Uebersetzung verdient Lob. Wenn mehr als nothwendig Fremdwörter aufgenommen oder beibehalten sind (monastisches Leben, Friar, Injunctionen, Friarorden 2c.), so entschuldigt sich dies einigermaßen durch das Bestreben möglichst engen Anschlusses an den englischen Text und die in dieser Beziehung verführerischen Eigenthümlichkeiten der englischen Sprache. Daß es nicht aus Mangel an Sprachgewandtheit geschah, beweist der sonstige glatte und gefällige Fluß des Ausdrucks.

Die Therapeuten. Von Dr. Joseph Nirschl, Professor der Theologie an der kgl. Universität Würzburg. 56 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1890. Preis: 60 *Pf.*

Das Schriftchen beschäftigt sich mit einer für alle Freunde des christlichen Alterthums höchst interessanten Untersuchung, welche auch für die mit so viel Gelehrsamkeit getrübte Frage über das Entstehen des Ordenswesens nicht ohne Bedeutung ist. Mit Lucius (Die Therapeuten, 1879) wird zunächst der Nachweis erbracht, daß die in der Philonischen Schrift „Ueber das contemplative Leben" geschilderten Therapeuten wirklich nichts anderes sind als christliche Asceten, wie schon Eusebius, Cassian und das ganze christliche Alterthum es als unbezweifelt angenommen hatten. Hier wird man im Resultat, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, mit dem Verfasser übereinstimmen müssen. Im Gegensatz zu Lucius wird alsdann die Urheberschaft der genannten Schrift dem Philo wieder zugesprochen. Auch hier kann man nur beistimmen. Man sollte wirklich meinen, bei einem Autor von so ausgesprochener Eigenart der Auffassung und Darstellung, wie es Philo war, müsse man darüber ins Reine kommen können, zumal, wenn die äußere Bezeugung eine so genügende ist. Zur Lösung der nun aus Philo's Schilderung sich ergebenden Schwierigkeiten stellt der Verfasser die Hypothese auf, diese Therapeuten hätten größtentheils aus ehemals jüdischen Priestern und Priesterfamilien bestanden, wodurch er einzelne der räthselhaftesten Angaben leicht erklären zu können glaubt. Gute und verwerthbare Momente dürfte die Hypothese wohl enthalten. Aber abgesehen von dem immerhin Gezwungenen der Erklärung deutet doch Philo's Schilderung keineswegs auf eine Niederlassung von Familien aus ein und derselben Gegend, auf eine Art Emigranten-Kolonie hin, sondern es ist eine Gemeinde von solchen, die aus innerem Trieb, unabhängig von einer Nöthigung durch äußere Gefahren, Brüder, Kinder, Weiber, Eltern und Verwandte freiwillig verlassen, um sich mit Geistesverwandten zu einem Leben höherer Art zusammenzufinden. Ergänzend sei darauf hingewiesen, daß Tertullian (de Orat. XIV) das Erheben der Hände beim Gebet als Unterscheidungszeichen der Christen von den Juden hinstellt.

Entwicklung des Archidiakonats bis zum elften Jahrhundert. Von der theologischen Facultät der kgl. Universität München genehmigte Inaugural-Dissertation von Dr. Alfred Schröder. VIII u. 124 S. 8°. Augsburg, Kranzfelder, 1890. Preis: *M.* 1.80.

Fleißig und gründlich, dabei klar und übersichtlich, macht die kleine Schrift dem Verfasser alle Ehre. Man wird gerne zugestehen, daß er trotz seiner vielen und tüchtigen Vorgänger auf diesem Gebiet „nicht resultatlos gearbeitet hat". Besonders anzuerkennen ist neben der Durchsichtigkeit der Darstellung die große Besonnenheit, mit welcher er die Klippen der Verallgemeinerungen vermieden und stets die historische Entwicklung und die Besonderheit der einzelnen Länder im Auge behalten hat, ohne deshalb die gemeinsamen Hauptzüge aus dem Gesichtskreis schwinden zu lassen. Nur den einen Satz S. 37, wo er Hinkmar von Rheims den „intellectuellen Urheber einer ganzen Reihe gefälschter Actenstücke" nennt, „mit welchen Pseudo-Isidor den Kampf gegen den Chorepiskopat aufnehme", dürfte der Verfasser schwerlich ganz verantworten können, solange noch das Wort „intellectueller Urheber" einen wahren Sinn behalten soll. Mancherlei Vorzüge der kleinen Schrift machen den Wunsch rege, daß dieselbe auch für die literarische Thätigkeit des Verfassers eine Inaugural-Dissertation sein möge.

Die Streitschriften Altmanns von Passau und Wezilo's von Mainz. Von Dr. Max Sdralek, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der kgl. Akademie zu Münster i. W. VII u. 188 S. 8°. Paderborn, Schöningh, 1890. Preis: *M.* 5.

Nicht nur mit den Waffen, auch mit der Feder wurde der Investiturstreit in der heftigsten Weise geführt. Zu Gerstungen-Berka hatten die deutschen Vertreter beider Parteien am 20. Januar 1085 eine Einigung zu erreichen versucht, aber die Zusammenkunft endete durch listige Verwendung einer Stelle aus der Pseudo-Isidorischen Sammlung mit dem Siege der Anhänger Heinrichs IV. Professor Sdralek weist nach, daß eine aus ihren Reihen hervorgegangene Streitschrift, worin jener Sieg vervollständigt werden sollte, vom Erzbischofe Wezilo von Mainz verfaßt ward, und daß diese anti-gregorianische Schrift die Veranlassung zu einer Entgegnung wurde, deren Verfasser niemand anders sein könne als der Westfale Altmann, Bischof von Passau. Eine zweite Streitschrift von Altmanns Hand, welche dem 1089 ergangenen Erlaß des Gegenpapstes Wibert von Ravenna (Clemens III.) entgegentritt, ist nach Sdraleks weiteren Forschungen in „Walrams" Buch De unitate ecclesiae wenigstens theilweise erhalten. Der genaue Abdruck jener ersten Schrift und der Fragmente der zweiten, sowie zweier anderer zu ihnen in Beziehung stehender Actenstücke bilden den zweiten Theil der Arbeit, während der erste die Untersuchungen enthält, deren Hauptergebnisse eben mitgetheilt wurden. Der genaue Abdruck jener Texte und die Nachweise der Urheberschaft Altmanns sind wichtige Beiträge zur Kirchengeschichte des deutschen Mittelalters; denn dadurch wird „ein Bild der geistigen Individualität, eine Einsicht in das Besondere und Eigenthümliche der Anschauungen und des Charakters" Altmanns, jenes Führers der kirchlichen Partei, vermittelt, die zur Beurtheilung des denkwürdigen Kampfes zwischen Kaiser und Papst von hervorragender Wichtigkeit ist. Den Theologen bieten auffallende Stellen über die bei manchen Bischöfen des 11. Jahrhunderts hervortretende Annahme der Ungiltigkeit der von Schismatikern und Häretikern gespendeten Sacramente einen Stoff, der eingehender Behandlung werth sein dürfte.

Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdruckes bis zum Jahre 1520. Von Dr. Franz Falk. Mit neun Facsimiles. Zweite Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1890. 83 S. 8⁰. Köln, Bachem, 1890. Preis: *M.* 1.50.

Der gelehrte Verfasser hat eine reiche und ergiebige Fundgrube in Angriff genommen durch eingehendes Studium der erbaulichen und belehrenden Bücher, welche die neu erfundene Buchdruckerkunst bis zum Beginn der Kirchenspaltung dem deutschen Volke brachte. Der 1889 als dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft gebotenen Aufzählung und Beschreibung der „Deutschen Meßauslegungen" läßt er schon jetzt die damals versprochenen „Sterbebüchlein" folgen. Sie thun in unwidersprechlicher Weise dar, wie tief der Glaube und das Vertrauen auf unsern Herrn und Heiland damals in den Herzen begründet war. Wahrhaft rührend ist in dem 1491 bei Koberger erschienenen „Schatzbehalter" die verdeutschte Ermahnung Anselms von Canterbury an den Sterbenden, alle seine Hoffnung auf den Tod Jesu Christi zu setzen. Wiederholt tritt in zahlreichen Sterbebüchlein die Ermahnung zum Glauben und zum Gottvertrauen in ergreifender Weise auf. Dr. Falk macht nicht weniger als 21 Sterbebüchlein und 8 Belehrungen über glückseliges Sterben namhaft. Manche dieser Druckwerke erschienen in mehreren, einige in 5, 6, 9, ja eines in 12 Auflagen. Nur jemand, der ähnliche Arbeiten versuchte, ahnt, welche Mühe es kostet, so viele Werke und so verschiedene Ausgaben aufzufinden, zu bestimmen und auseinanderzuhalten. Der Erfolg, den das mühsame Eindringen in solche für weitere Kreise fast noch uneröffnete Fundgruben bietet, ist aber auch lohnend und von bleibendem Werth. Er gibt in sicherer Weise eine Erkenntniß der frommen Stimmung unserer Vorfahren; er zeigt, daß Priester und Laien in Deutschland vor Luthers Auftreten weit entfernt waren, nur allein in äußeren Ceremonien und Verehrung der Heiligen ihr Heil zu suchen, daß sie vielmehr theoretisch und praktisch wußten, wer der wahre große Mittler sei, so daß sie zu ihm in der rechten Weise ihre Zuflucht nahmen.

Ludwig d'Orleans de la Motte, Bischof von Amiens. Ein Lebensbild von Raymund Ludwig Graf Fugger. VIII u. 102 S. 8⁰. Mainz, Kirchheim, 1890. Preis: *M.* 1.

Zur Beurtheilung der kleinen Schrift, welche uns in recht fließendem Stile das Leben und Wirken eines heiligmäßigen Bischofs des vergangenen Jahrhunderts vorführt, mögen die folgenden Sätze eines von dem hochwürdigsten Herrn Bischof von Mainz, Paul Leopold Haffner, an den Verfasser geschriebenen Briefes dienen, welcher als Vorwort dem Büchlein beigegeben ist: „Die Lebensgeschichte des Bischofs von Amiens . . ., welche Sie nach einer ältern Schrift bearbeitet haben, hat mir sehr gefallen. Gewiß wird sie auf Geistliche und Laien einen erfrischenden und erbauenden Eindruck machen. Besonders interessiren muß es, das apostolische Wirken dieses vortrefflichen Mannes im Gegensatz zu den antichristlichen Bewegungen seines Jahrhunderts zu betrachten. Wir können daraus ernste Lehren für die Gegenwart schöpfen." Wir wünschen, daß der jugendliche Verfasser, der so edlem Bestreben sich geweiht hat, unermüdlich auf dem betretenen Wege fortarbeiten und die katholische Literatur mit noch mancher weitern Gabe bereichern möge.

Das Westfalen-Land und die urgeschichtliche Anthropologie. Von Dr. J. B. Nordhoff, Professor an der kgl. Akademie zu Münster. Mit einer Karte der Umgebung von Münster. VI u. 50 S. 8⁰. Münster, Regensberg, 1890. Preis: *M.* 1.60.

In kurzer, aber inhaltsreicher Form bietet der als Archäologe und Kunstgelehrter bekannte Verfasser eine Uebersicht dessen, was seit dem 16. Jahrhundert in Westfalen geschehen ist für Entdeckung, Beschreibung und Erhaltung der römischen Reste, der von der einheimischen Bevölkerung errichteten Stein- oder Erd-Denkmäler, ihrer Aschenkrüge, Waffen, Geräthe und Schmucksachen. Er zeigt fernerhin, wie die Erforschung der Erdhöhlen und der ethnographischen Alterthümer, insbesondere die Anfertigung prähistorischer Karten gefördert ward. Nach einer kurzen Geschichte der Alterthumsvereine gibt er eine Aufzählung der Sammlungen älterer Fundgegenstände der Provinz, zuletzt ein sehr ausgedehntes, sechs Abtheilungen umfassendes Verzeichniß der in diesem Jahrhundert erschienenen Aufsätze, Broschüren und Bücher über die eben genannten Alterthümer. Allen Freunden antiquarischer Forschung ist hier ein wichtiges Hilfsmittel geboten.

Magdalenens Erinnerungen aus der Geschichte zweier Familien. Von M. J. Parr. 324 S. 8⁰. Köln, Bachem, 1890. Preis: *M.* 3.

Mit dieser neuen Erzählung hat die rührige Verlagshandlung unserer Ansicht nach wieder einen Treffer gezogen. Der Stil ist fließend und schön, ohne große Originalität zwar, aber auch ohne Anmaßung und Effecthascherei, er schmiegt sich dem jeweiligen Gegenstand natürlich und leicht an; die Darstellungsart ist flott, ohne unangenehme Längen und störende Sprünge, sie arbeitet nicht mit romanhaften Kunststücken, sondern mit durchdachten Thatsachen und reichen Ideen. Vor allem aber macht der leitende Hauptgedanke den Werth des Buches aus. Wir haben es nämlich nicht mit einer neuen Variation des alten Liebesthema's zu thun, sondern mit einem christlichen Charakterbild, das im Grunde auf dieselbe Tendenz hinausläuft, wie die schönen Tagebuchblätter eines alten Fräuleins von A. Jüngst. Das wahre Glück ist nur in Gott zu finden, und der gewöhnliche Weg zu diesem Glück ist das Kreuz. In diesem wohldurchgeführten Gedanken liegt auch die höhere Einheit, welche die Geschichte der beiden Familien künstlerisch verknüpft. Ohne jegliche prosaische Systematik hat der Erzähler es verstanden, uns seine Hauptidee an einer ganzen Reihe der verschiedensten Charaktere zu verkörpern: von der vielleicht allzu idealistischen Marchesina Giulia bis zu der sehr stark diabolisirten Marquise. Dazwischen bewegen sich die Charaktere der beiden Ehegatten, Castelli's und Magdalenens, des Fürsten Torcello, des köstlichen Arztes Spiridion und seiner Schwester, der Gräfin Francesca und ihres Sohnes. Selbst bis in die Dienerschaft hinein erstreckt sich die individualisirende Gestaltungskraft des Verfassers, dessen Hauptstärke eben in der Charakteristik zu liegen scheint. Die Geschichte selbst ist einfach und hat eben die nöthige Spannkraft, das materielle Interesse des Lesers rege zu erhalten, ohne doch die Aufmerksamkeit von der tiefer liegenden Idee abzuziehen. Einige Ausstellungen beziehen sich auf Unwesentliches. Zuerst will uns die Handlungsweise Magdalenens nicht gefallen, sich heimlich in den Besitz des Briefes der Marquise zu setzen und darauf hin der Versammlung der Verschworenen beizuwohnen. Solche Dinge sollte man dem Sensationsroman überlassen. Sodann scheint uns die Ausübung der Vollmachten Dr. Spiridions der Marquise gegenüber doch ein oder das andere Mal das erlaubte Maß zu überschreiten. Der Morgenüberfall S. 235 ist z. B. stark gegen

die Sitte. Einzelne andere Zwischenfälle, wodurch der Verfasser die einfache Geschichte etwas zu verwickeln glaubte, sind ganz überflüssig und wären deshalb, weil sie auch nicht ganz glücklich erfunden sind, besser fortgeblieben. Der Verfasser soll kühn mit allem Romanhaften brechen und seine psychologischen Entwicklungen ruhig verfolgen; er kann sicher sein, dadurch auf die Dauer mehr Erfolge zu erzielen als durch aufregende Episoden.

Aus stiller Welt. Ein Trostbüchlein von Marg. Mirbach. 118 S. 8°. Dülmen, Laumann, 1890. Preis: *M.* 1.50; geb. *M.* 2.50.

Die stille Welt, aus welcher M. Mirbach uns ihre Trostlieder singt, ist nicht mehr und nicht weniger als die Krankenstube der Dichterin selbst. Und so ist denn eine hervorragende Eigenschaft dieser schlichten Verse die Lebenswahrheit und der innere Ernst; die Lieder sind der großen Mehrzahl nach nicht gemacht, d. h. ohne inneres Bedürfniß aus bloßer Lust am Reimen entstanden, sondern es sind meistentheils echte Stoßseufzer ergebenen oder kämpfenden Leidens, ein Echo schwerer oder auch trostvoller Stunden der Entbehrung.

„Meiner Lieder kleine Gab'
Leg' ich heute vor euch nieder;
Gehet ihnen Schönheit ab,
Ist ihr Kern doch wahr und bieder.

Andern Ehrgeiz kenn' ich nicht,
Als die Herzen zu erfreuen,
Möcht' des Trostes Himmelslicht
In die Krankenstube streuen. . ."

Wir zweifeln nicht, daß dieser Wunsch der frommen Dichterin sich bei verwandten leidenden Seelen erfüllen werde. Die Sprache der Gedichte ist so schlicht und anspruchslos, die Gemüthsäußerungen sind so gesund und bescheiden, die ganze religiöse Atmosphäre ist so frisch und kräftigend, daß man gern mit den Worten dieses Büchleins betrachtet oder betet. Vom rein literarischen Standpunkte würde man freilich die Auswahl etwas strenger gehandhabt, verwandte oder gleiche Ideen weniger gehäuft wünschen.

Die Centrumsfraction des Deutschen Reichstages 1890. Tableau in photographischer Reproduction nach den Original-Portraits. Royal-Format auf schwarzem Glanzcarton mit Goldrand. Verlag von H. Korff in München, 1890. Preis: *M.* 6.

Der rührige H. Korff'sche Verlag in München hat dem vor zwei Jahren ausgegebenen Tableau „Der Episkopat des Deutschen Reiches" (siehe diese Blätter Bd. XXXVI, S. 375) jetzt ein ähnliches, aber in doppelter Größe ausgeführtes Blatt folgen lassen, welches die Portraits der Centrumsabgeordneten des Deutschen Reichstages in geschmackvoller Einfassung vereinigt. Wenngleich die einzelnen Bilder noch etwas kleiner sind als die Portraits der Bischöfe, so treten doch auch hier wiederum die Gesichtszüge vollkommen klar, scharf und deutlich hervor. Als Geschenk für die Festzeit ist das Tableau vorzüglich geeignet.

Der gute Christ und seine Pflichten. Ein Unterrichtsbuch für katholische Familien, Prediger und Lehrer von P. Wilhelm Hausen. Neu bearbeitet und mit Beispielen, Gleichnissen und Aussprüchen vermehrt von F. A. Häckler. Zweite, erweiterte Auflage. Neue Ausgabe. I. Bd. XII u. 640 S., II. Bd. VI u. 666 S. 12⁰. Freiburg, Herder, 1890. Preis: geb. in Leinwand mit Rothschnitt *M.* 4.

Gute alte Bücher wieder ans Licht ziehen ist eine bescheidenere, sehr oft aber eine segensreichere Arbeit, als neue Werke dem Leser bieten. Zu diesen guten alten Büchern dürfen wir zuversichtlich obiges christkatholisches Familienbuch rechnen. Eine so gediegene, für alle Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens berechnete, gar nicht übertriebene Anleitung zu einem wahrhaft gläubig frommen Leben und zu beharrlicher Selbstvervollkommnung, wie obiges Werk sie gibt, geht weit über das Niveau der alltäglichen Erbauungsliteratur hinaus. Die Erweiterung, welche dasselbe vom neuen Herausgeber durch Hinzufügung von Beispielen, Gleichnissen und Aussprüchen besonders der Heiligen Schrift, ganz im Sinne des ursprünglichen Verfassers, gefunden hat, hebt das Interesse und mehrt seine praktische Brauchbarkeit. Es sollte mit zu dem kleinen Hausschatz gehören, aus dem an Sonn- und Feiertagen im christlichen Familienkreise eine kurze erbauliche Lesung gehalten würde, besonders wenn der Besuch der Predigt und des nachmittägigen Gottesdienstes auf Hindernisse sollte gestoßen sein.

Leben der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Auszug aus der „Geistlichen Stadt Gottes" von Maria von Jesus. Herausgegeben von P. Fr. Vogl, Priester der Congregation des allerheiligsten Erlösers. Mit Erlaubniß der Obern und mit bischöfl. Druckbewilligung. Nebst Titelbild. XXII u. 471 S. 8⁰. Regensburg, Pustet, 1890. Preis: *M.* 3.

Das vierbändige Werk der ehrw. Maria von Jesus in deutscher Uebersetzung wurde in dieser Zeitschrift Bd. XXXI, S. 33 ff. und Bd. XXXII, S. 456 ff. besprochen. Wenn auch ein letztgiltiges Urtheil der Kirche über die Verfasserin und ihr Werk nicht gesprochen ist, so berechtigt doch die nach mehrfacher Anfeindung erfolgte Aufhebung des Leseverbotes, welche von höchster kirchlicher Seite erlassen wurde, zu privater Annahme seines Inhaltes, mag man auch keine Glaubensgewißheit über denselben haben und Einzelheiten selbst anzweifeln. Daß es im großen und ganzen die Hochachtung und Verehrung der Himmelskönigin befördert und den Leser in der Erkenntniß und Andacht zu den göttlichen Geheimnissen, besonders den Erlösungsgeheimnissen, mächtig fördern kann, dafür haben wir das unverdächtige Zeugniß vieler gelehrten und frommen Männer verschiedener Zeiten. Der gegenwärtige „Auszug" ist hauptsächlich eine Auswahl derjenigen Mittheilungen der Ehrwürdigen, welche sich auf die Hauptereignisse des Erlösungswerkes beziehen, mit Auslassung des minder Wichtigen: alles ist aber so geschickt gewählt und miteinander verflochten, daß die Beschreibung des Lebens Jesu und seiner heiligen Mutter sich wie ein Ganzes darstellt und Spuren der Auslassungen sich nicht bemerkbar machen. Für einen weiten Leserkreis ist der Auszug geeigneter als das Ganze.

Ein Lehrmeister christlicher Erziehung. Lebensbild des ehrw. P. Rem und seine Erziehungsgrundsätze. Von Dr. Joh. Praxmarer, Religionslehrer in Bingen a. Rh. 24 S. 16⁰. Mainz, J. P. Haas, 1890.

Diese wenigen Seiten schildern uns einen Mann des 16. und 17. Jahrhunderts, der sich und seine ganze Thätigkeit der Jugenderziehung widmete. Sie liefern den

vollendetsten Gegensatz von dem, was im Jahre 1849 der damalige König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., den versammelten Vorstehern der Lehrerseminarien sagte: „All das Elend, welches im verflossenen Jahre (dem Revolutionsjahr 1848) über Preußen hereingebrochen ist, ist Ihre, einzig Ihre Schuld, die Schuld der Afterbildung, der irreligiösen Menschenweisheit, die Sie als echte Weisheit verbreiten.“ Hier kann man sagen: All der Segen, den eine Bildung und Erziehung in den Anstalten nach dem Muster des P. Rem jahrhundertelang über die menschliche Gesellschaft verbreitet hat, beruhte auf dem Grundsatz, christliche Tugend und Frömmigkeit mit der Wissenschaft zu paaren. Möge das vortreffliche Schriftchen dazu beitragen, diesem Grundsatz immer mehr praktische Geltung zu verschaffen.

Dreißig Betrachtungen für die Jugend von einem salesianischen Mitarbeiter. Mit einem Vorwort an die Jugend von P. Hurter S. J. Mit einem Stahlstich. Mit kirchlicher Erlaubniß. 120 S. 16°. Paderborn, Schöningh, 1890. Preis: 60 *Pf.*

Eine Anleitung für Kinder zum Betrachten wird vielleicht manchem übertrieben vorkommen; in der That jedoch ist auch für Kinder eine fromme Betrachtung eine nicht zu schwere Uebung, aber von unberechenbarem Segen zur Bewahrung und Vermehrung der Frömmigkeit und der Reinheit der Seele. Wenn so viel zur eiteln Unterhaltung auch für Kinder geschrieben und von Kindern gelesen wird, so ist es doppelt wünschenswerth, daß auch ein Büchlein wie obiges in vieler Kinder Hände kommt; es ist dem kindlichen Verständniß und dem kindlichen Gefühl recht angepaßt und leitet die Seele von frühen Jahren zu einer praktischen Kenntniß und Liebe des Heilandes, besonders des leidenden Heilandes an. Einige Ausdrücke bedürften der Verbesserung, z. B. wenn S. 24—26 die Gnade als „vorübergehende Hilfe“ bezeichnet und dann doch von ihr als von der heiligmachenden Gnade geredet wird; wenn es S. 41 heißt, man müsse Maria fast ebenso danken wie Jesu; wenn S. 96 die Nothwendigkeit einer besondern Meinung, die Ablässe gewinnen zu wollen, so betont wird, als ob diese Meinung eine förmliche und ausdrückliche sein müßte; und S. 101, wo das sofortige Verlassen der Kirche nach Empfang der heiligen Communion eine „Gottlosigkeit“ genannt wird und zwar in einem Zusammenhang, der es fast als eine größere Sünde erscheinen läßt, als die unwürdige Communion ist. Auch ist das Büchlein etwas gar freigebig mit dem Titel „heilig“ oder „heilige Person“. Gerade Kindern gegenüber ist die größte Genauigkeit am Platz.

Jugend-Spiegel. Ein Büchlein für Jünglinge und Jungfrauen, zugleich Missions-Andenken für die heranwachsende christliche Jugend. Von Joh. Lorenz, Propst ad B. M. V. und bischöfl. Geistl. Rath. Vierte Auflage. Mit kirchlicher Approbation. VIII u. 152 S. 16°. Heiligenstadt, F. W. Cordier, 1890. Preis: 30 *Pf.*

Das in seiner vierten Auflage so billig angesetzte Büchlein rechnet ohne Zweifel auf Massenverbreitung. Es verdient dieselbe in hohem Maße. Die reifere Jugend hat an ihm den treuesten Berather und Freund. Kurz und deutlich und eindringlich warnt es vor den vielen Gefahren, welchen Unschuld und Tugend ausgesetzt ist, und ermuntert in höchst praktischer Weise den christlichen Jüngling und die christliche Jungfrau zur standhaften Verfolgung des Weges, der bei der heiligen Taufe und bei der ersten heiligen Communion betreten wurde. Es nennt sich Missions-Andenken; es ist mehr als das; es ist eine ständige Missions-Erneuerung für die, welche in diesen Jugendspiegel oft und aufmerksam hineinschauen.

Leben heiliger Weltleute. Leuchtende Vorbilder der Heiligkeit aus dem Volke und für das Volk. Von P. Joh. Nep. Buchmann, Capitular des Benediktinerstiftes Maria-Einsiedeln. Mit Approbation des hochw. Bischofs von Chur. Mit 13 Illustrationen. 222 S. 8⁰. Einsiedeln, Benziger & Comp., 1890. Preis: geb. *M.* 2.40.

Der so verbreiteten Ausrede, als sei wahre Heiligkeit nur eine Aufgabe für Priester und Ordensleute, tritt dieses Büchlein praktisch entgegen. Es bietet eine höchst ansprechende Sammlung von kurzen Lebensbildern heiliger Personen, welche den verschiedensten Klassen des weltlichen Standes, meist den niedern Schichten des christlichen Volkes angehörten. Mit Ausnahme der ehrwürdigen Anna Maria Taigi, deren Proceß erst eingeleitet ist, hat sich über alle, deren Lebensabriß hier geschildert wird, die Kirche ausgesprochen und ihnen die Ehre der Altäre zuerkannt. Die Schrift ertheilt gleicherweise fromme Unterhaltung wie erbauende Belehrung. Zwar kann nicht von allen alles nachgeahmt werden; auch hätten wir zu dem S. 46 Erzählten eine erklärende Bemerkung des Verfassers gewünscht: allein durchgehends ist die Zeichnung der hier gewählten Leben als Vorbild für gewöhnliche Christen einfach und ohne Ueberschwänglichkeit, jedoch anziehend gehalten. Es ist ein trefflicher Spiegel, in dem sich jeder, der es ernst mit Gott und mit der eigenen Seele meint, betrachten und so zu einer stets wachsenden Selbstvervollkommnung aneifern kann.

Caeremoniale Missae privatae per Felicem Zualdi P. C. M., Moderatorem emeritum et Censorem Academiae liturgicae Romanae. Editio quarta latina. 230 p. 8⁰. Romae, typographia a Pace, 1890. Preis: *Fr.* 2.50.

Der Titel gibt hinlänglichen Aufschluß über den Inhalt der Schrift; sie beschränkt sich auf die Feier der Privatmesse, behandelt diese jedoch einschließlich der Verschiedenheiten, welche durch zufällige äußere Umstände, wie Aussetzung des Allerheiligsten, Gegenwart hoher Prälaten u. s. w., oder durch besondere Meßformulare der Votivmessen bedingt sind. Es ist eine höchst übersichtliche und genaue Zusammenstellung aller rituellen Vorschriften, so daß der Priester mit vielem Nutzen und großer Leichtigkeit des Büchleins sich bedienen kann, um sich zu orientiren und um Selbstcontrole zu üben betreffs der heiligsten Handlung des priesterlichen Lebens. Aufgestoßen ist uns, daß S. 89 dem Priester ein onus oder eine Pflicht daraus gemacht wird, orare in Memento pro persona, cui fructum applicavit; statt „pflichtgemäß" würde es richtiger „geziemend und räthlich" heißen.

Miscellen.

Zum Verhältniß zwischen Kunst und Christenthum. In der Buchdruckerei Bethlehem zu Gernsbach erschien 1886 eine von einem Protestanten geschriebene Broschüre unter dem Titel: „Schriftworte und Thatsachen zur Beleuchtung der Frage: Welche Stellung gebührt der Kunst im Reiche Gottes?" Diese Broschüre hat nun ein anderer Protestant, näm-

lich der durch mehrere gute kunstgeschichtliche Werke bekannte Kgl. Sächsische Baurath Dr. Oskar Mothes zu Zwickau, kräftig und entschieden widerlegt in seiner Schrift: „Evangelisch-kirchliche Kunst und ihre Widersacher. Ein Schutz- und Trutzwort. Erlangen und Leipzig, Deichert, 1889." Nach seinen Ausführungen spricht jene „Broschüre, zwar nicht mit dürren Worten, aber deutlich genug es aus, daß höchstens der Baukunst, aber auch dieser nicht als Kunst, sondern nur als raumbegrenzendem Gewerbe, eine helfende Stellung im Reiche Gottes zukomme". Diese These aber suche sie durch Verdrehung von Schriftworten und Anführung nicht beweisender Thatsachen zu erhärten. Nach Mothes erscheinen auch einige andere vor kurzem veröffentlichte Büchlein, die sich mit der Frage nach der Berechtigung der Kunst in der evangelischen Kirche beschäftigen, „fast als Apologien der Kunst gegen den Angriff" des anonymen Verfassers jener Broschüre. Als solche Schriften sind zu nennen: „Die Berechtigung der Kunst im Cultus und das Maß ihrer Anwendung. Von Pastor Schneider. Klein, Barmen", und: „Die Kunst und die christliche Moral. Von Heinrich Steinhausen. Herrosé, Wittenberg." Doch ist der Verfasser der letztgenannten Schrift ängstlich besorgt, „der mit Händen gemachten Kunst (solle) im evangelischen Cultus immer nur eine bescheidene Rolle zukommen". Jedenfalls erhalten jene beiden letzten Arbeiten dadurch besondere Bedeutung, daß sie Abdrücke der von den Verfassern in Predigerversammlungen gehaltenen Vorträge sind, demnach als Ausdruck der in ihren Kreisen geltenden Ansichten betrachtet werden dürfen.

Im allgemeinen scheint dort eine Vorliebe für die Formen der deutschen Frührenaissance im Gegensatz zu den Stilen des Mittelalters augenblicklich vielfach Oberwasser gewinnen zu wollen. Mothes wendet sich gegen eine solche Richtung, indem er auf die Bildungsfähigkeit und den hohen Werth der Gotik hinweist. Mit Recht sagt er: „Allen christlichen Baustilen eigenthümlich, im Gegensatz zu den heidnischen, ist neben den besonderen Zügen der einzelnen ein gemeinsamer Charakterzug, das Streben, die Massen zu beherrschen und zu vermindern, mit thunlichst wenigem, thunlichst richtig verwendetem Material thunlichst viel zu leisten, und aus diesem Streben hervorgehend Emsigkeit, Fleiß und Consequenz in Verwendung jeder Entdeckung und Erfindung auf dem Gebiete der Materialienkunde, Statik und sonstigen Technik, und Wahrheit, Vermeidung der Täuschung und unwahren Effectes. All dies steigert sich am meisten in der Gotik."

Neuestens ist nun im fünften Heft des XV. Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" eine protestantische Stimme laut geworden, welche der mittelalterlichen Kunst mit einer Art Begeisterung das Wort redet. Johannes Krätschell behandelt dort „die Wiederaufnahme der gotischen Baukunst in Deutschland im 19. Jahrhundert". In klarer und gewinnender Weise zeigt er, wie die Achtung vor dem Mittelalter und die Hochschätzung seiner Kunst in Deutschland am Ende des vorigen Jahrhunderts wiederkehrte. Er weist im einzelnen nach, wie sowohl in katholischen als in protestantischen Gegenden Deutschlands seit den dreißiger Jahren Baumeister jeglicher Confession mit Liebe, Geschick und Erfolg alte gotische Kirchen wiederherstellten oder

vollendeten, neue entwarfen und ausführten, und wie sie selbst für Profanbauten den gotischen Stil mit Glück verwandten. Aus den Schlußausführungen verdienen folgende Sätze Beachtung: „Ist man bereit, die Anwendung des Stiles zu billigen, dessen Formen ehestens als ein Sinnbild bestimmter Ideen gelten können, so wüßte ich freilich nicht, welches Gotteshaus sprechender denn das gotische sich als die Stätte der Religion verriethe, deren Schibboleth es ist: unser Wandel ist im Himmel! Und das hat für evangelische wie für katholische Kirchen dieselbe Bedeutung. Auf diesem Gebiete gibt's nichts zu protestiren ... Und wenn dieser Kunst, dieser heiligen Gotik, jetzt, nach so vielen Jahrhunderten, ein neues Leben entsteht, so fragen wir: Ist es nicht eine und dieselbe Idee, der sie dient? Sind es nicht, so mannigfach auch die Formen des Lebens vom Weiten zum Engen, vom Verkehr der Gesellschaft bis zum Denken und Empfinden des einzelnen sich verändert finden, dieselben ewigen Mächte, die über diesem wechselvollen Leben walten? Warum verlangt man also, daß der gotische Dom sich anpassen soll den Formen und Bedingungen des modernen Lebens, da sie, die kirchliche Gotik, doch nicht ein Ausdruck dieser dem Wechsel unterliegenden Formen sein soll? Und darum dürfte diese Gotik einer Entwicklung, die solchen Ursachen entspringt, oder besser, die solchen Zwecken dient, allerdings kaum fähig sein. Darum fort auf diesem Gebiet mit allen ‚glücklichen Verwendungen moderner Motive'! Hier darf weder der Antike ein unmittelbarer Einfluß auf die Formengebung gestattet werden noch ihrer Renaissance, die doch — und gewiß nicht mit Unrecht — für einen Ausdruck des modernen Zeitgeistes gilt."

Man sieht, zwei Strömungen gehen durch die Reihen jener Protestanten, welche die Frage über die „Stellung der Kunst im Reiche Gottes" behandeln. Die einen verhalten sich ablehnend, gestatten „den von Menschenhänden gebildeten Kunstwerken" wenig, ja fast gar keinen Raum. Was sie zulassen, soll überdies womöglich an altchristliche Motive sich anlehnen oder an die Renaissance, welche im Beginne des 16. Jahrhunderts in Deutschland einzog und zugleich mit der Reformationsbewegung die Oberhand gewann. Die neue Gegenströmung dagegen erkennt den Werth der mittelalterlichen Kunst, der Gotik, an wegen ihrer innigsten Verbindung mit dem geläuterten Geiste des Christenthums.

Offenbar muß dieses offene und mit Glück versuchte Zurückgehen auf das Mittelalter — denn hierin liegt für uns die Bedeutung aller angezogenen Thatsachen — die Katholiken Deutschlands mit Genugthuung erfüllen. Wird es nicht jene zum festen Ausharren ermuthigen, die seit Jahrzehnten praktisch und theoretisch den Satz vertraten: wo in unserem Vaterlande neue Kirchen zu errichten seien, solle man im engsten Anschluß an unsere mittelalterlichen Vorbilder und besonders an die Gotik bauen? Alles wechselt ringsumher, eine Mode jagt die andere, man sucht, klopft an und forscht, heute hier, morgen da. Es fehlt oft an Einheit, Festigkeit und himmelanstrebendem Sinne, der gleich der Nadel des Kompasses Richtung und sichere Wege zeigt. Die große Idee, hinanzustreben zum Himmel, ist in der ausgebildeten Kunst jener Periode auf das vollkommenste versinnbildet worden, als alle Deutschen,

alle Völker Europa's noch einig waren im lebendigen Glauben und in werkthätiger Liebe. Begrüßen wir darum die Thatsache mit Freuden, daß auch im andern Lager die Verständigeren dieser Wahrheit ihr Auge öffnen, seien wir selbst untereinander einig in der praktischen Verwerthung derselben.

Eine archäologische Enttäuschung auffallender Art hat in den letzten Monaten zahlreiche Fachzeitschriften beschäftigt. Im Jahre 1807 entdeckte Alexander Lenoir, dem man die Rettung mancher Kunstschätze des Mittelalters verdankt, in Metz eine kleine Bronzestatuette Karls des Großen, die aus dem dortigen Dome stammte. Nach Lenoirs Tod verkaufte sein Bruder dieselbe um 3000 Franken. Das Bild, welches den Kaiser mit Krone und Reichsapfel reitend darstellt, wurde 1867 bei der Weltausstellung allgemein bewundert und bald nachher für 5000 Franken von der Stadt Paris erworben. 1871 litt es sehr beim Brande des Stadthauses, aus dessen Trümmern es in das städtische Museum Carnavalet kam. Das kleine Denkmal erlangte bald einen Weltruf, weil es als gleichzeitige Portraitdarstellung des großen Herrschers angesehen ward. Schon Lenoir hatte es abbilden lassen; weitere Abbildungen erschienen 1859/60 in Bordier et Charton, Histoire de France, 1865 in der Gazette des beaux arts, 1882 in Havart, L'art à travers le monde. Für Deutschland brachte L. Stacke 1880 die erste Abbildung des kleinen Denkmals in seiner deutschen Geschichte. Der Metzer Dombaumeister Tornow hielt 1882 zu Bonn einen Vortrag über das Gußwerk, infolge dessen Professor E. aus'm Weerth vom Kaiserlichen Staatssecretär von Hofmann zu Straßburg den Auftrag erhielt, sich 1883 nach Paris zu begeben, um das Alter des so vielbesprochenen Kunstwerkes zu untersuchen.

Die Ergebnisse dieser Untersuchung legte aus'm Weerth im 78. Heft der „Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande" ausführlich dar. Er schrieb: „Der Künstler des kleinen Metzer Reiterbildes wird in Roms Werkstätten seine Ausbildung gefunden, die Mosaiken gesehen und ihre Charakteristik in sich aufgenommen haben. Ja, warum sollte er nicht derselbe gewesen sein, welcher die Mosaiken (im Triclinium des Lateranensischen Palastes zu Lebzeiten Leo's III. und Karls des Großen) entwarf und das zweimal mosaicirte Bild des Kaisers nunmehr zum drittenmal in Metall ausführte? Fassen wir unsere Ausführungen in ihrem Endergebniß zusammen, so werden wir eine Kunstleistung, wie die Bronzestatuette Karls des Großen, die der Zeitperiode des neunten Jahrhunderts im allgemeinen nicht zugetraut werden kann, den Leistungen des durch Werke und Nachrichten bezeugten gleichzeitigen kaiserlichen Gießhauses Karls des Großen in Aachen doch zutrauen dürfen" (S. 152 und 165). Aus'm Weerth beruft sich zur Erhärtung seiner Ansicht gegen Schnaase's „beiläufige, ohne Angabe von Gründen gegebene Anmerkung, ‚die Statuette sei ein späteres Werk'", auf „die hervorragendsten französischen Archäologen mittelalterlicher Kunst, Alfred Darcel, Charles Linas und Albert Lenoir", dann weiterhin auf H. Otte, F. X. Kraus und Fr. Schneider. Uebrigens hatte schon Didron sich 1848 in seinen Annales archéologiques VIII, 256 in gleicher Weise ausgesprochen. Das Ansehen des Kunstwerkes

war gesichert. Neuestens (1889) noch hat P. Clemen im XI. Bande der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins die Statuette zur Ermittlung der Gestalt Karls des Großen benutzt. Er bemerkt dabei S. 246: „Mit völliger und unanfechtbarer Sicherheit wird es nie festzustellen möglich sein, ob unsere Reiterfigur Karl den Großen vorzustellen habe: es spricht nichts dagegen und sehr viel dafür. Mit Gewißheit ist nur zu sagen, daß wir die Portraitstatue eines der ersten Karolinger hier vor Augen haben. Der außerordentliche Werth der Figur für die Geschichte der karolingischen Kunst wird dadurch um nichts gemindert." Der von Clemen gegebene ausführliche Nachweis der über das Gußwerk bestehenden Literatur (S. 231, Anm.) zeigt, wie vielfach man sich mit ihm beschäftigt hat, und wie jene Einigkeit in Datirung und Werthschätzung desselben sich ausbreitete.

Nun kommt Georg Wolfram und veröffentlicht 1890 zu Straßburg bei Trübner eine nur 26 Seiten starke Broschüre „Die Reiterstatue Karls des Großen aus der Kathedrale zu Metz", worin er jene Datirung als unrichtig erweist und den Werth des Reiterbildes auf den einer späten, freien Copie einer Metzer Miniatur aus karolingischer Zeit herabdrückt. Gegen seine Ausführungen wird sich nichts Erhebliches vorbringen lassen; schon haben geachtete Zeitschriften den Rückzug angetreten, indem sie Wolframs Ansicht als bewiesen ansehen. In der That zeigt er, daß die berühmte Reiterfigur im 13. Jahrhundert in den Metzer Schatzverzeichnissen nicht zu finden ist, daß erst nach dem 14. oder 15. Jahrhundert in der Metzer Kathedrale eine Verehrung Karls begann, endlich, daß 1507 das Domkapitel eine Statuette Karls bestellte und am 17. November beim Goldschmied François bezahlte. Dieser Statuette gab Lenoir 1807, als er sie wieder aufgefunden hatte, ein tausendjähriges Alter, rückte sie also um 700 Jahre höher hinauf, als es der Thatsache entsprach.

Irren ist menschlich. Möchten die Vertreter der historischen Wissenschaften sich aber doch durch diese neue Erfahrung zur Vorsicht mahnen lassen. Wie viele Fälschungen sind in unseren Museen zu finden, wie viele Namensbezeichnungen und Altersbestimmungen, die nicht mehr Werth haben als schwache Vermuthungen! Zahllose geschichtliche Angaben und Ansichten stehen und fallen in den maßgebenden Kreisen, je nachdem ein angesehener Name für sie eintritt oder die Zeitströmung ihnen günstig ist. Die deutsche Wissenschaft hat viele Vertreter, deren Arbeitskraft, Scharfsinn und Forschergeist hohe Achtung verdienen. Nie und nimmer aber wird unsere menschliche Wissenschaft so sichere Wege gehen, daß die stolzen Ansprüche jener gerechtfertigt werden, die in eitler Selbstüberhebung die Ergebnisse ihrer Wissenschaft höher stellen als Lehren der Offenbarung, wo zwischen Wissen und Glauben ein Gegensatz zu entstehen scheint. Selten freilich zeigt sich die Schwachheit menschlicher Forschungen in so augenfälliger Weise, wie dies hinsichtlich jener kleinen Reiterfigur geschehen ist; gerade darum aber mahnen solche Erfahrungen zum Mißtrauen, zur Vorsicht und zur Bescheidenheit.

Georg Arbogast Freiherr von und zu Franckenstein.

Zum Jahresgedächtniß.

(Schluß.)

Aus den bisher geschilderten Vorzügen erklärt sich das Ansehen und die wahre Theilnahme, welche Freiherr von Franckenstein bei seinen politischen Freunden und bei der ganzen Volksvertretung genoß. Die ängstliche Spannung, mit der alle dem Verlaufe der Krankheit folgten, die Freude über Anzeichen zur Hoffnung, die Sorge und der Kummer, als es hieß, die Aussicht auf Rettung sei gering oder sei ganz geschwunden, der Schmerz, als der Verlust zur Sicherheit geworden, kennzeichnen die Achtung und hohe Ehrfurcht für den Verstorbenen zur Genüge. Tag für Tag brachten die Zeitungen Nachricht über den Kranken. Die Männer aller Parteien schienen vor einem persönlichen Verlust zu bangen. So hoch stand er bei allen. Als die Krankheit fortschritt, mußten die ärztlichen Bulletins im Foyer des Reichstages ausgestellt werden. Vor dem Schmerzenshaus und in dessen Flur verkehrten ununterbrochen Freunde des Kranken, nach dem Zustande forschend, den Fortschritt des Uebels mit Angst und Bekümmerniß verfolgend; der Ernst in ihren Mienen, die Trauer im Blick, die Thräne im Auge bewies ihre Theilnahme. „Nur gerade jetzt nicht!" riefen sie. Der Himmel wurde bestürmt, den Verlust abzuwenden. In der St.-Hedwigs-Kirche wie in der Kapelle des St.-Hedwigs-Krankenhauses standen Priester am Altare, knieten Angehörige und Freunde des edlen Mannes, dessen Genesung zu erflehen. Noch während der Operation, welche Rettung ermöglichen sollte, vereinigten sich viele seiner Freunde in der St.-Hedwigs-Kirche zu inbrünstigem Gebet. „Menschliche Kunst und menschliches Wissen versagt", schrieb die „Germania" noch am 21. Januar. „Nur Wünschen und Hoffen und Beten bleibt übrig, da Gott allein noch helfen kann. Würde Franckenstein uns genommen, es wäre der härteste Verlust, der seit Mallinckrodts Tode die Fraction des

Centrums und die Partei des katholischen Volkes betroffen, und in Bayern würde der Verlust noch seine besondere Bedeutung haben. Möge Gott den mit dem Tode Ringenden behüten!" Das war der Ausdruck der allgemeinen Stimmung.

Der Herr hatte es anders beschlossen; seine Fügungen seien auch jetzt angebetet und gepriesen.

Die Fraction selbst hat gerade den hervorgehobenen Vorzügen ihr Denkmal gesetzt, wenn sie auch in der knappen Form der Todesanzeige schreibt: „Die verwaiste Fraction ... betrauert den unersetzlichen Verlust dieses nicht nur hochbegabten, sondern auch durch Selbstlosigkeit und gewinnende Liebe ausgezeichneten Mannes, der, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der Fraction stets als hellleuchtendes Vorbild voranschritt." Und in der herrlichen, schwungvollen Adresse des Centrums an die Wittwe wird derselbe Charakterzug aufs neue hervorgehoben: „Genehmigen Excellenz das heilige Gelöbniß, das wir für uns und das ganze katholische Deutschland in Ihre Hand ablegen, daß seines Andenkens unter uns kein Ende sein soll, daß uns sein Name und sein Beispiel weiter leuchten sollen, bis wir das Ziel, welchem in selbstloser Hingebung ohnegleichen und in zuverlässigster Wahrhaftigkeit sein reiches Dasein ganz und gar gewidmet war, werden erreicht haben." In der bayerischen Kammersitzung vom 29. Januar betont der Präsident Freiherr von Ow dieselben hervorragenden Eigenschaften des hohen Todten: „Unabhängig und frei, fern von Selbstsucht, hat er in hingebender Aufopferung Außerordentliches geleistet; er hat die Liebe zu seinem eigenen Vaterlande mit der Liebe zum Deutschen Reich verbunden, seine feste bayerische Königstreue mit der Treue für Kaiser und Reich. Lauter war sein Leben ..."

Wie viel und tief ist der Verstorbene in den letzten Jahren gekränkt und verletzt worden! Nie hat er etwas nachgetragen. In seiner edlen Seele fand Bitterkeit keinen Boden, konnte sie keine Wurzeln schlagen. Schon bei seinem reichen Wohlthun konnte es nicht fehlen, daß er da und dort von fremdem Eigennutz getäuscht wurde. Seine Freigebigkeit blieb darum doch sich gleich. Geben und helfen war seine Lust und Freude. Er gab und gab, half, wo und wie er konnte, ging nicht selten darin bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit. Es betrübte ihn, daß auch sein reicher Besitz ihm nicht einfach jede Schranke für Wohlthätigkeit hinweggerückt hatte. Er opferte Geld, soviel er nur konnte, opferte Zeit und Ruhe. Niemanden wies er ab, stand es in seiner Macht, zu helfen. Und dabei war vieles für ihn so selbstverständlich, daß es ihm gar nicht als eine

Wohlthat oder als Almosen erschien. In früheren Zeiten hatte er wohl reiche Kunstschätze gesammelt; später legte er alles, was er konnte, in Schätzen an, „die Rost und Motten nicht verzehren". Und was bei seiner werkthätigen Liebe am wohlthuendsten wirkte, war das herzliche Interesse, das er jedem entgegenbrachte. Nicht seine Hand bloß spendete Hilfe, oder sein Geist, sondern sein Herz an erster Stelle. Für reich oder arm, hoch oder niedrig — ihm galt es gleich — immer schöpfte er aus seinem großen, reichen Herzen. War er getäuscht worden, so suchte er das zu vergessen, ließ sich nicht gern daran erinnern, weil er fürchtete, die Freudigkeit des Wohlthuns dadurch zu schwächen.

Aehnlich erging es ihm im politischen Leben. Was er einmal erfaßt, das hielt er fest; wem er geglaubt hatte, Liebe und Vertrauen schenken zu sollen, dem blieb er auch treu. Wie viel Mühe wurde verschwendet, ihm Mißtrauen und Kälte gegen einige seiner Freunde einzuflößen. Es ist nie gelungen. Beleidigungen vergaß er. So schmerzlich er litt unter Kränkungen, so wenig ließ er sich dadurch abhalten, „wahr und treu" zu bleiben. Er schwieg und duldete. So erklären sich die erschütternden Scenen an seinem Sterbebette. Männer, in manchem Sturm gehärtet, von manchem Weh gestählt, sanken in die Kniee und schluchzten laut auf, als es galt, Abschied zu nehmen von dem bewährten Führer, von dem nie wankenden, erprobten Freund. Er schlug wohl das müde Auge von Zeit zu Zeit auf und streckte seine Hand entgegen und lauschte auf das Wort, welches die Namen derer nannte, welche sich am Todesbette einfanden. Fest und mit klarem Bewußtsein faßte er die dargebotene Rechte, oder zog den Scheidenden näher und umarmte ihn noch einmal. Es galt ja fürs ganze Leben. Wessen Auge blieb trocken, wenn er dann und wann die Namen wiederholte und mit dem Rufe: „Treuer, treuer W." — „Treuer, guter H." — „Mein lieber, treuer H." den Freund noch enger in den Arm schloß?

Aber daß ein großer Mann, ein wahrer, treuer Sohn des Vaterlandes hingesunken war, mit der sterbenden Rechten noch die vaterländische Fahne hochhaltend, das kam auch denen zum Bewußtsein, die im Leben nicht an seiner Seite gestanden. Auch die anderen Parteien hielten nicht zurück mit ihrem Lobe und wollten es sich nicht versagen, auch ihre huldigenden Zeichen der Verehrung an seinem Sarge und an seinem Grabe niederzulegen. Herrliche Kränze trugen die Inschriften: „Die Fraction der deutschen Conservativen des Reichstages" — „Die deutsche Reichspartei" — „Die Deutsch-Hannoveraner des Reichstages" — „Dem Gedächtniß des hochverehrten

Mitgliedes des Reichstages Freiherrn von Franckenstein die national-liberalen Mitglieder des Reichstages" u. s. w. Die liberalen deutschen Zeitungen widmeten dem Verstorbenen ehrenvolle Nachrufe, und selbst auswärtige gegnerische Blätter, wie die Opinione und Tribuna, können trotz der Erinnerung an seine Erklärung bei dem Besuche des Königs Humbert in Berlin nicht umhin, zu gestehen: „Franckenstein war von allen Parteien wegen seines nicht gewöhnlichen politischen Genies und wegen der Gediegenheit und Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung geschätzt; in Deutschland werden ihn auch jene beweinen, welche seine Ansichten nicht theilten." — „Sein Tod erweckt allgemeines Bedauern selbst unter seinen Gegnern. Nach Windthorst war er die hervorragendste Persönlichkeit des katholischen Centrums im Deutschen Reichstag."

Und auch den Leitern der Nation entging die Bedeutung des großen Charakters nicht. Es ehrt den Kaiser, wie er jenen ehrte, den man so viele Jahre lang und mit besonderer Heftigkeit und Kränkung noch vor Kurzem als „Reichsfeind" und noch Schlimmeres verschrieen. Der jugendliche Herrscher weiß, wie hoch wahre Treue zu stellen und selbstlose Hingabe an die großen vaterländischen Ziele. Darum ist es ihm nicht genug, durch seinen Adjutanten Bericht zu erhalten über das Befinden des Kranken; er erscheint persönlich im Petersburger Hof unter den Linden, um zu erfahren, wie es stehe. Und kaum vernimmt er, das in Liebe zum Vaterlande warm schlagende Herz sei still gestanden, da läßt er den ersten Palmzweig zu Füßen der eben erkaltenden Leiche niederlegen. Am Katafalk und am Sarge sind es wieder die kaiserlichen Blumenspenden, welche aller Augen auf sich ziehen. Nicht bloß der erlauchten Wittwe und der ganzen Familie spricht der Kaiser sein Beileid aus, sondern auch dem Reichstag und dem bayerischen Herrscher zu dem schweren Verluste, der sie, das ganze Land betroffen. „Nicht nur ein großer Staatsmann, sondern auch eine der treuesten Stützen des Thrones ist", nach den kaiserlichen Worten an den Prinzregenten Luitpold, „ins Grab gesunken." „Ich verehre in ihm einen Mann von vornehmer Gesinnung und wahrem Patriotismus, der für sein bayerisches und sein deutsches Vaterland allezeit ein warmes Herz hatte", heißt es im Telegramm an den deutschen Reichstag. Dasselbe wirkte um so mächtiger, als es die erste Beileidsbezeugung war, welche ein deutscher Kaiser an den deutschen Reichstag um des Verlustes eines Mitglieds willen richtete. Konnte das vielgeschmähte Centrum, das diesen Mann an seinen Platz im Reich gestellt, eine werthvollere Genugthuung erfahren? Im Tode

wie im Leben hat er so der Partei gedient, der Sache. Der Prinzregent hatte ihm 1888 das Großkreuz des Civilverdienstordens der bayerischen Krone verliehen. Jetzt säumte er nicht, in einem Telegramm an den Sohn des Verstorbenen und in einem eigenen Handschreiben an Freifrau von Franckenstein seine Trauer zu bekunden: „Mit tiefem Schmerze hat Mich die Nachricht von dem so rasch erfolgten Ableben Ihres Gatten erfüllt. Ich verliere in ihm einen Mann, dem Ich von Jugend auf besonders zugethan war ... Ich empfinde mit Ihnen lebhaft, welche schwere Heimsuchung unerwartet über Sie verhängt ist, und wünsche von Herzen, daß Gott Ihnen in Ihrem gerechten Schmerze Kraft und Stärke verleihen möge."

Doch wir haben zum Schluß noch eine Bedeutung dieses reichen Lebens hervorzuheben, die schönste von allen. Sie legt die Fundamente der übrigen Vorzüge, sie befestigt dieselben und eint sie zum schönen, innigen Bunde, sie ist deren Schmuck und Krone. Wir meinen die tiefe Glaubensüberzeugung und die kindliche Frömmigkeit des Verstorbenen. Schaustellung und eitles Hervorkehren derselben war ihm, das ergibt sich schon aus dem Gepräge seines ganzen Charakters, in der innersten Seele zuwider. Aber „wahr und treu" hat er sich hier bewährt, wenn irgendwo.

Tief gläubig war seine Erziehung, war sein ganzes Leben. An dieser innigen und festen Ueberzeugung vermochte nichts zu rütteln. Man hat ja wohl sich dazu verstiegen, ihn als einen „liberalen Katholiken" zu bezeichnen. Nur Unkenntniß seines ganzen Charakters wie seines Lebens konnte zu einer solchen Verirrung führen. Festhalten am Glauben, dessen Uebungen, kindlich ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit unter den Heiligen Stuhl zeichneten ihn aus sein ganzes Leben hindurch. Mit Vorliebe brauchte er darum auch das Wort „römisch-katholisch", nachdem mit dem einfachen „katholisch" auch Zwittergestalten und Männer der Auflehnung sich zu brüsten wagten. „Treu unserm heiligen römisch-katholischen Glauben" hieß es darum in der Rede des Ordens-Großkanzlers am Georgi-Ritterfest den 8. December 1889.

Aber nicht katholisch reden kam bei ihm an erster Stelle, sondern katholisch handeln. Darum seine nie wankende Treue und Ausdauer in Erfüllung aller kirchlichen Pflichten, mochte auch da und dort eine Ausnahme gerechtfertigt erscheinen. Als das Vaticanische Concil ausgeschrieben wurde, traten an einzelnen Orten die Notabeln zusammen in Versammlungen. Schon die Berufung eines großen Kirchenrathes hatte ja überall die Geister erregt. Man stellte an die Bischöfe die Frage, ob sie irgend

eine Thätigkeit von seiten der Laienwelt erwarteten oder wünschten. Auf die Antwort: Nein! zog sich der fränkische Edelmann ganz befriedigt zurück, kümmerte sich weiter um nichts, sondern wartete ruhig die Entscheidungen der Concilsväter ab. Nie fiel es ihm ein, an späteren Actionen gegen diese oder jene Entscheidung, gegen Veröffentlichung der Decrete u. s. w. irgend welchen Antheil zu nehmen. Dafür war er zu gläubig und zu klar. Hatte die Kirchenversammlung gesprochen, so war für ihn alles entschieden. Zu grübeln oder zu disputiren lag außerhalb seiner ganzen Ideenwelt und Geistesrichtung. Daß manche, auch hervorragende Geistliche, in der Unterwerfung unter den Concilsspruch die geringste Schwierigkeit fanden, war ihm geradezu unbegreiflich. „Durch Papst und Bischöfe leitet uns Gott, damit Punktum." Das war seine einfache, sich immer gleichbleibende Logik.

Er glaubte, weil er wußte, daß es so das Richtige war; er glaubte ganz, ohne Einschränkung oder Zweifel, in freier, bewußter Unterwürfigkeit und in vollem, demüthigem Vertrauen. Er war von einer sehr hohen Meinung von der kirchlichen Autorität durchdrungen; in allen kirchlichen Dingen hat er, der „freie und selbstbewußte Mann", sich sofort und kindlich ihr gebeugt. Von derselben Ehrfurcht war er durchdrungen vor dem Priesterthum und zumal vor dessen Spitze, dem Episkopat. Aber auch eine hohe Meinung von deren Pflichten durchdrang ihn. Und war Mangel an Muth schon unter allen Umständen ihm unbegreiflich, so stand er erst recht verwundert vor einem unlösbaren Räthsel, wenn vielleicht erzählt wurde, es scheine hier oder dort einem der kirchlichen Würdenträger der rechte, entschiedene Muth gefehlt zu haben. Das konnte er einfach nicht fassen.

Aber Klarheit mußte er haben über die kirchliche Stellung derjenigen, mit denen er zu thun hatte. Durch ihn wurde die Veröffentlichung von Döllingers Suspension veranlaßt. So duldsam und schmiegsam er war in persönlichem Verkehr mit solchen, deren Ansichten von den seinigen abwichen, ebenso fest forderte er volle Klarheit, wo es nothwendig schien. Döllinger sollte als Stiftsprobst einen officiellen Gottesdienst bei einer Feier des St.-Georgs-Ordens abhalten. Seine Stellung zu den Vaticanischen Decreten war notorisch, doch hatte die oberste Behörde noch keine Schritte gethan, die Lage amtlich zu klären. Franckenstein begab sich einfach zum Erzbischof und bat um Klarheit. Man müsse doch wissen, ob Döllinger noch katholischer Priester sei oder nicht. Als Antwort erfolgte die Suspension des altkatholischen Führers.

Seine kindliche Ergebenheit gegen den Heiligen Stuhl trat bei verschiedenen Gelegenheiten glänzend zu Tage. Seine erste Romfahrt hielt er mit seiner Gemahlin und der ältesten Tochter im Jubiläumsjahre 1877. Ein frischer, froher Zug der Begeisterung herrschte in der ewigen Stadt, erfaßte alle Pilger, die sich aus Deutschlands Gauen dort zusammenfanden. Man fühlte sich gehoben, gestärkt. Eine Atmosphäre der Freudigkeit, des Jubels im Bewußtsein der höheren Macht einer Gotteskirche, welcher man angehörte, umgab, durchwehte alles. Die verbannten deutschen Bischöfe standen dort an den Felsen gelehnt, der ihre Stärke war. Hunderte ihrer Diöcesanen strömten herbei, den Gottesstreitern ihren Dank, ihre Huldigung darzubringen und mit Thränen im Auge die Hände zu küssen, welche so fest das Banner des Glaubens und der kirchlichen Treue emporhielten. Mitten darin die leuchtende Figur des Statthalters Christi, Pius IX., alles bezaubernd mit seiner strahlenden Milde und Güte, alles hinreißend durch sein zündendes Wort. Bei dieser Gelegenheit kam auch die Haltung der katholischen Vertreter im deutschen Parlamente zur Sprache. Einige sehr hochstehende und wohlwollende Männer legten den Gedanken nahe, man solle sich vollständig aus dem Parlament zurückziehen. So komme der Protest gegen die kirchenfeindlichen Gesetze und das verfolgungssüchtige Parteigebahren am schärfsten zum Ausdrucke. Man wollte dieser Ansicht Gewicht verschaffen, indem man durchblicken ließ, der Papst theile diese Auffassung. Der edle Franke wollte auch hier volle Klarheit besitzen; unsichere Andeutungen genügten ihm nicht. Gradaus wie immer ging sein Weg. Er wollte aus dem Munde des Papstes selbst dessen Wunsch und Meinung erfahren. Demselben sich sofort und ganz zu fügen, war sein einziges Bestreben. Eine Privataudienz zu erhalten, galt bei der großen Zahl der Pilger und den sich unausgesetzt aneinanderreihenden öffentlichen Audienzen als ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Freund Franckensteins wußte sie zu ermöglichen. Dort legte er seine Frage vor. Pius IX. erwiederte voll Huld: „Nein, nein, auf der Bresche bleiben; ich bestätige, was Sie thun, segne Sie und Ihre Bemühungen von ganzem Herzen!" Mit neuem Muth und voller Freudigkeit kehrte der Centrumsführer auf seinen Posten zurück.

Eine andere Gelegenheit, bei welcher seine Hingabe an den Heiligen Stuhl einen wirklichen Triumph feierte, bot die vielgenannte Septennatsfrage. In Franckensteins Benehmen wollte man das Gegentheil von dem sehen, was wir soeben behauptet. Die liberalen Blätter konnten sich nicht papstfreundlich genug geberden und waren hitzig bemüht, das verkannte

Ansehen der Curie zu schützen, den unbotmäßigen und ungerathenen Ultramontanen, den Führern des Centrums an deren Spitze, Gehorsam gegen den Heiligen Stuhl zu predigen. Zumal daß Franckenstein einen Brief des päpstlichen Nuntius in München nicht gleich dem ganzen Centrum mitgetheilt, wurde in der gehässigsten Weise in den Vordergrund gestellt. Aus den Blättern ging natürlich diese Auffassung in die Tagesgeschichte über. „Es war von Männern, welche seinerzeit im heißen Culturkampf sich als die Vorkämpfer des päpstlichen Stuhles betrachtet hatten, eine Unehrerbietigkeit und Geringschätzung ohnegleichen, ein Actenstück von dieser Wichtigkeit der Mehrzahl der Centrumspartei, für die dasselbe bestimmt war, vorzuenthalten und der Erhaltung des Friedens entgegenzuarbeiten." [1] Dann wird weiter über eine „Unterschlagung des Jacobinischen Actenstückes" gefabelt. Was sagen die Thatsachen?

Der Staatssecretär Cardinal Jacobini hatte ein an den Nuntius di Pietro in München gerichtetes Schreiben unterzeichnet, in welchem er den Wunsch des Papstes mittheilt, das Centrum möge in einer Frage, auf welche die Regierung so großes Gewicht zu legen scheine, Entgegenkommen beweisen, damit die Regelung der kirchlichen Fragen um so rascher und günstiger zum Abschluß gelange. Der Nuntius machte Franckenstein davon Mittheilung und schrieb, er möge mit Windthorst und den übrigen Führern der Partei vertraulich besprechen, was in der Sache gethan werden könne. Dieser Weisung kam der Centrumsführer voll und ganz nach. Nicht bloß theilte er den genannten Freunden mit, was der Nuntius geschrieben, sondern er gab sich alle erdenkliche Mühe, die gesammte Fraction für die Bewilligung aller Forderungen des Kriegsministers und des Reichskanzlers zu gewinnen. Es war das Eintreten für den „letzten Mann und letzten Groschen", wie die Losung lautete — allerdings nur für drei Jahre, da man über diese Bewilligungszeit hinaus selbst kein Mandat der Wähler hatte und deswegen darüber unter keiner Bedingung hinausgehen wollte. Nachdem dann sogar Graf Moltke im Reichstag zugestanden hatte, zwischen den Aufstellungen für drei und für sieben Jahre bestehe ein wesentlicher Unterschied nicht, war der Centrumsführer der festen Ueberzeugung, er habe mit seinen Errungenschaften den Absichten des Heiligen Vaters vollkommen entsprochen. Froh wie ein

---

[1] So Professor Wilhelm Müller in Tübingen, der eine Zusammenstellung aus liberalen Zeitungen besorgt und sie mit dem vollklingenden Titel ausgerüstet hat: „Politische Geschichte der Gegenwart." (XXI. Bd.: Das Jahr 1887. S. 28.)

Kind, dem seine Aufgabe geglückt, berichtet er das Ergebniß seiner Bemühungen nach Hause. Er glaubte zuversichtlich, man werde im Vatican darüber sehr erfreut sein. Jene Befürchtungen, welche im Schreiben des Cardinal-Staatssecretärs ausgesprochen und welche vom Nuntius ihm inhaltlich mitgetheilt worden, schienen durch die Abstimmung des Centrums gebannt. In derselben freudigen Hoffnung kam er in die Weihnachtsferien. Die Auflösung des Reichstags am 14. Januar 1887 ließ ihn völlig ruhig. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er seine Hoffnung gescheitert sah, der volle Brief des Staatssecretärs an die Nuntiatur in München, von dessen Inhalt ihm nur vertrauliche Mittheilung gemacht worden, auf einmal — auf welchem Wege, bleibt heute noch ein Räthsel — in den Zeitungen stand. So schmerzlich die Erfahrung war, die Ehrfurcht des Sohnes gegen den Vater wurde nie verletzt.

„Wahr und treu" wie immer, wandte sich der Verstorbene nun in einem eingehenden Schreiben an den Nuntius. Er legte zunächst seinen Standpunkt klar, wiederholte die schon früher geäußerte Ansicht, in rein politischen Fragen werde Leo XIII. dem Centrum seine volle Actionsfähigkeit belassen. Dann fragte er mit gewohnter Offenheit, ob etwa beim Heiligen Stuhle die Ansicht walte, der fernere Bestand des Centrums im Reichstage sei nicht mehr nothwendig; in diesem Falle gedächte er und die meisten Freunde kein weiteres Mandat mehr anzunehmen. Endlich erlaubte er sich noch die Frage, ob es vielleicht genehm sei, daß er persönlich in Rom die Sachlage auseinandersetze. Von letzterem wurde ihm abgerathen. Die erstere Frage wurde verneint durch die Note Jacobini's vom 21. Januar in der bekannten, für das Centrum und dessen Wirken äußerst verbindlichen Art und Weise, wobei der Wunsch Seiner Heiligkeit nach Entgegenkommen gegenüber der Regierung und deren Forderungen damit erläutert wurde, man sei bei dessen Aeußerung römischerseits von der Meinung geleitet gewesen, die gegenwärtige Frage sei wegen äußerer Umstände nicht rein politischer Natur. Daß aber die Verschiedenheit der Anschauung hierüber einfach hingenommen ward, bewies die sehr entschiedene Aufforderung an das Centrum, auf dem Platze zu bleiben. Franckenstein und seine Freunde blieben, die Neuwahlen führten die Partei in der alten, unveränderten Stärke in den Reichstag zurück, trotz aller Wühlereien und der heute schon als „Politische Geschichte der Gegenwart" verkauften Entstellungen von Thatsachen und Papstworten.

Wie sehr der Centrumsführer unter jenen Ereignissen litt und unter dem Schein von Mißtrauen, dem er beim Heiligen Stuhle verfallen, läßt

sich leicht denken. Aber gerade hier zeigte sich seine gläubige und unterwürfige Gesinnung im hellsten Glanze. Wie leicht äußert sich ein solcher Schmerz da und dort in einem Worte, in einer Klage. Das lag ihm fern. Nie kam ein mißbilligendes Wort über seine Lippen. Fielen von anderer Seite in seiner Gegenwart Bemerkungen darüber, so verbat er sie sich. „Es ist gegen die Ehrfurcht“, sagte er. Er wartete und schwieg. Gerade hier bewährte er sich erst recht als das, was Leo XIII. fünf bis sechs Jahre früher von ihm gesagt: „Dieser Franckenstein ist doch ein trefflicher, trefflicher Mann!“ Die Genugthuung ließ übrigens auch nicht auf sich warten. Am Anfange des folgenden Jahres schon — des Jubiläumsjahres — äußerte der Heilige Vater selber den Wunsch, den Centrumsführer bei sich zu sehen. Verwandte, welche in Rom weilten, telegraphirten ihm diesen Wunsch, und er reiste sofort ab mitten im Winter. Am 1. Januar verließ er München, hielt nach der Rückkehr eine schon früher angesetzte Jagd zu Hause ab und stand am 17. schon wieder auf seinem Posten im Berliner Reichstag. Der Empfang im Vatican war äußerst huldvoll gewesen, die Nebel waren zerstreut, und wieder galt das Urtheil: Dieser Franckenstein ist doch ein vortrefflicher Mann!

Die kurze, energische Erklärung, welche der Verstorbene in der Reichstagssitzung vom 23. Mai 1889 in seinem und seiner Freunde Namen verlas, war die letzte öffentliche Kundgebung auch für die weltliche Herrschaft des Papstes. Die italienische Kammer hatte dem deutschen Kaiser und Volk ihren Dank ausgesprochen für den ehrenvollen Empfang des Königs Humbert in Berlin. Für diese Kundgebung seinerseits Dank und Freude auszusprechen, hielt sich der Präsident des Reichstags für ermächtigt. Das war an und für sich eine Höflichkeitsform, gegen die nicht viel einzuwenden war. Aber wie jeder Schritt der katholischen Partei mit Späheraugen bewacht, mit dem Eifer des Fechtkünstlers ausgebeutet wurde, so konnte auch unbedingte Zustimmung zum Worte des Präsidenten mißdeutet werden. Der jetzigen Stellung des Königthums in Italien liegen Actionen zu Grunde, deren Berechtigung wir Katholiken nicht anerkennen können. Es war nothwendig, diesen Standpunkt zu betonen. Daher erklärte Franckenstein: „Meine gesammten politischen Freunde schließen sich dem Danke des Herrn Präsidenten an, thun dies aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß dadurch unserer Stellung zur römischen Frage nach keiner Richtung hin präjudicirt werden soll.“

Pius IX. hatte ihn 1877 durch Verleihung des Großkreuzes des St.-Gregorius-Ordens ausgezeichnet — Leo XIII. wandte ihm seine an-

erkennende Huld ebenfalls zu und stärkte ihn noch in der letzten Stunde mit seinem besondern Segen. Wie er ihn zur Feier der silbernen Hochzeit beglückwünscht hatte, erzählten wir oben.

Mit welchem Eifer der Verewigte an den kirchenpolitischen Versammlungen Antheil nahm, ist noch in aller Erinnerung. In einer der Gedächtnißreden schildert uns einer der Führer des katholischen Volkes und Freund des Verewigten, wie dieser zum erstenmal mehr in den Vordergrund trat. Es handelte sich um eine der bedeutendsten Versammlungen des katholischen Frankenvolkes in Waigoldshausen. „Der Herr, welcher den Vorsitz auf dieser Versammlung führen sollte, schrieb in letzter Stunde, daran verhindert, ab mit dem kurzen Zusatze: ‚Wenden Sie sich an meinen Vetter Franckenstein.‘ Es war der Samstag vor dem Sonntage, an welchem die Versammlung stattfinden sollte. Das Telegramm ging am Abend ab, und am frühen Morgen schon stand Freiherr von Franckenstein vor mir. Seine vornehme Erscheinung, seine gebietende Gestalt, seine markigen Worte, sie haben ihn von da an zu dem Unsrigen gemacht, und er ist es geblieben bis zu seinem Tode" (Stamminger). Seinen Einfluß, das Gewicht seiner socialen Stellung, seine persönliche Kraft und die Wucht seines knappen, wohl überlegten Wortes, seine Zeit und seine Fähigkeiten stellte er in den Dienst der katholischen Interessen. Die Rechte seiner Kirche zu vertheidigen, galt ihm als heilige Pflicht und als besonderes Vorrecht seiner Stellung. So hat er sich schon früh gezeigt und bewährt. Daher wählte ihn auch die katholische Versammlung in Breslau im Jahre 1872 zu ihrem Präsidenten. Es kennzeichnet seine ganze Auffassung wie seine große Bescheidenheit, wenn er dort zum Präsidentenstuhl tritt mit den einfachen Worten: „Ich spreche Ihnen meinen verbindlichen Dank für die hohe Ehre aus, die Sie mir eben erwiesen haben. Ich weiß, daß in Ihrer Mitte viele sind, die diesen Platz besser einnehmen würden, als ich ihn einzunehmen vermag, vielleicht aber nicht viele, die der heiligen Sache mit freudigerem Herzen jedes Opfer zu bringen bereit sind. Schenken Sie mir Nachsicht." Als Mitglied des Mainzer Vereins, der bei Beginn des Culturkampfes die Katholiken einigte und organisirte, wurde er zum Vice-Präsidenten desselben bestellt. Es war in den Zeiten der Wirren, wo man jeden Tag auf Gewaltmaßregeln gefaßt sein mußte. „Dort sind die Papiere," sagte ihm daher der Präsident, Graf Felix von Loe, „werde ich gefangen, so weißt du, wo sie zu finden." Fast bei keiner der katholischen Generalversammlungen hat er von jenem Tag an mehr gefehlt. Ebenso war er in München Mitglied des katholischen Casinos. Noch am offenen

Grabe stempeln die Münchener „Neuesten Nachrichten“ einen Vorwurf daraus, daß er der hervorragendste Unterzeichner des Aufrufs zum bayerischen Katholikentag gewesen sei. Jener „Vorwurf“ ist in unseren Augen ein Ehrenzeichen. Thatsache ist, daß gerade sein Name am meisten dazu beitrug, jener Versammlung den Glanz und die Bedeutung zu verleihen, welche sie umgab. Daß bei diesem Anlasse mancherlei Kränkungen und Mißkennungen sein Herz verletzten, stellt die Ueberzeugungstreue, Festigkeit und Selbstlosigkeit des wackeren Katholiken in um so helleres Licht.

Sehr thätig war er ferner für das katholische Vereinswesen. Darunter zog der Raphaels-Verein seine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Ihn hielt er für äußerst wichtig, um das irdische und ewige Wohl der vielen Auswanderer zu fördern und zu sichern. Als Vice-Präsident des Ausschusses nahm er den regsten Antheil an dessen Ausbreitung und segensvoller Wirksamkeit, gab manche praktische Anregung und unterstützte das Gedeihen mit gewohntem opferfreudigen Wohlthun. Ein prächtiger Kranz, von dem Verein auf dem Grabe zu Ullstadt niedergelegt, und die Todesanzeige im Vereinsblatt bekundeten die dankbare Gesinnung, welche der Verein für die treue Hingabe des edlen Mannes hegte.

Viele schwere Stunden bereitete ihm in dem letzten Monate seines Lebens die in der bayerischen Kammer erregte Placetfrage. Wie bitter dieselbe ihn schmerzte, läßt sich nicht sagen. Sie hat ihm noch den Abend seines Lebens vergällt. Jemand, der ihn genau kannte, drückte es bezeichnend aus mit den Worten: „Er ist nicht zum wenigsten am Placet gestorben.“ Daß er gegen die ministerielle Auffassung Stellung nehmen mußte, das war ihm sehr klar. Darin lag auch nicht das Schmerzliche für ihn, sondern darin, daß er sah, wie durch die Lutz'sche Erklärung neue Wirren geschaffen, das katholische Gefühl aufs tiefste verletzt wurde. In welcher Art und Weise er seiner Ueberzeugung am schlagendsten Ausdruck verleihen könne, das war die Frage, welche ihn fort und fort beschäftigte. Er bat um Gebet, wo er nur Gelegenheit hatte, damit die Erleuchtung von oben ihm den rechten Weg zeige. „Da muß mir halt der liebe Gott helfen“, wiederholte er immer. Das letzte, was er vor seiner Erkrankung niederschrieb, war der Beginn einer Rede, welche er gegen die Regierungsauslegung des „Placetum regium“ zu halten gedachte. So ist er buchstäblich in der Vertheidigung der Rechte seiner Kirche auf dem Kampfplatz sterbend dahin gesunken. Halbe Maßregeln waren ihm ein Greuel. Ganz oder gar nicht, klar und wahr: das forderte sein ganzes Wesen.

Aber nicht in Versammlungen mit Wort und Ansehen für die großen katholischen Interessen einzutreten, katholische Vereine zu fördern, deren Wirken zu unterstützen, galt dem Verstorbenen als Hauptsache oder gar als Abschluß seiner Pflichten als Katholik. Bei ihm war alles ein einziger blanker Guß oder, wenn man lieber will, fester und kerniger Organismus, bei dem sich das Aeußere aus der inneren Kraft entfaltete, die ihn durchdrang und beherrschte. Keine bloß äußere Zuthat war da möglich, alles wuchs naturgemäß von innen heraus. Glaubensfreudigkeit, Liebe zu Gott bildeten die Hebel für sein Handeln, gaben Kraft und Ausdauer in der Anstrengung, spendeten Trost und Muth in Widerwärtigkeiten. Man mußte ihn sagen hören: „Der liebe Gott", um aus dem Klang der Stimme seine tiefinnerste Ueberzeugung und seine wahre, thatkräftige Liebe zu Gott zu ahnen. Er ging nicht verschwenderisch um mit solchen Ausdrücken. Aber es drang so innig aus dem Innersten des Herzens, daß jeder fühlte: „Er weiß, was er sagt, und denkt daran." Aus derselben tiefen Glaubensüberzeugung ergab sich eine innige, aber kernige und markige Frömmigkeit. Nichts Gesuchtes, nichts Gemachtes war da, alles so einfach und gesund; keine Schaustellung, nichts Auffälliges, alles so natürlich. Als einst auf der Reise eines der Kinder aus dem Gebetbuch eine stark verschnörkelte Morgenandacht vorgebetet hatte, sagte er am folgenden Tage: „Heut' bet' ich." Und er begann mit seiner kräftigen, tiefen Stimme: „Im Namen des Vaters ... Vater unser ... Gegrüßet seist du, Maria ... Ich glaube an Gott den Vater ..." — „So, jetzt bin ich fertig; nun kannst du dein Zeug (Buch) weiter beten." Das charakterisirt wiederum sein ganzes Wesen. Absonderlichen Andachten konnte er keinen Geschmack abgewinnen, um so treuer hielt er fest an dem Altverbürgten. Bei den Andachten in der Schloßkapelle fehlte er nie, betete dort das Abendgebet oft selber vor, erschien, wenn immer möglich, trotz aller Arbeiten Tag für Tag bei der heiligen Messe in der Kapelle oder Kirche, in München und Berlin so gut, wie in der Heimat.

Zur Himmelskönigin trug er eine innige Andacht von Jugend auf. Er war Mitglied der Marianischen Männercongregation in München, betete jahrelang seinen Rosenkranz Tag für Tag. Ihn trug er stets bei sich, nahm ihn mit auf allen Reisen, mitten in die Parlamente hinein und in die feierlichen Audienzen bei Monarchen. Auch dieser Rosenkranz, fest und mit großen Perlen, zeigt schon in der äußeren Gestalt, was der kräftige Mann auch bei der Frömmigkeit forderte. Es war ein erhebender Anblick, als die große, stattliche Figur des Edelmannes am Katholiken-

tag von Amberg mitten unter den Pilgern den Rosenkranz betend zum Wallfahrtskirchlein der Mutter Gottes hinaufstieg. Das Memorare war sein Lieblingsgebet. Eilten die Kinder zu ihm mit ihren kleinen oder großen Sorgen und Bekümmernissen, so kam sehr oft die Frage aus seinem lächelnden Munde: „Hast schon gebetet?" oder er wiederholte liebevoll: „Memorare beten, Memorare beten." Nein, nichts Gesuchtes hatte seine Frömmigkeit. Er haßte alles Aufdringliche oder Prunkhafte. Aber ganz natürlich, unbewußt trat sie hervor bei jeder Gelegenheit, bei Beurtheilung von Menschen und Dingen, sie half ihm überall. Wie er Schaustellung haßte, so lag ihm auch fern, etwas verbergen oder zurückdrängen zu wollen. Das kam ihm nicht in den Sinn. Er war dafür zu „wahr und treu". — Besondere Treue hatte er der „unbefleckt empfangenen Jungfrau" geschworen schon bei seiner Aufnahme als Georgi-Ritter, lange vor der Verkündigung des Glaubenssatzes von der unbefleckten Empfängniß Mariens. Ihr blieb er zeitlebens in inniger Huldigung verbunden. Wenn, wie wir oben bemerkt, ein drittes Ordenshospital in Nürnberg seinen lang und fromm gehegten Traum bildete, so war damit unzertrennlich verbunden seine Idee, es der „Unbefleckten" zu weihen, unter deren Mutterschutz zu stellen. Auf dem Ehrenpokale, welcher dem Prinzregenten das Andenken an das Jubiläum seiner Aufnahme in den Ritterorden vergegenwärtigen sollte, strahlte in erhabener Arbeit das Bild der makellosen Jungfrau.

Und kam erst die Frohnleichnamsprocession, welche die freiherrliche Familie trotz der Minderzahl der Katholiken in Ullstadt ermöglichte, so schauten alle Glaubensgenossen mit Stolz auf den ersten ihrer Mitbürger hin, der mit der gesammten Familie den Triumphzug des eucharistischen Gottes begleitete, und den Andersgläubigen stieg wohl eine Ahnung auf, es sei nicht bloße Geistesverwirrung, wenn ihr angesehener, so vielerfahrener und hochgebildeter Gutsherr in tiefgläubiger Andacht dem heiligsten Sacramente seine Huldigung und Anbetung zollte. Welch schmerzliche Erinnerung auch weckte in den Hinterbliebenen der Gründonnerstag des Jahres 1890! Zum erstenmal seit unvordenklichen Zeiten fehlte er an der Communionbank, der sonst nie diesen Tag hatte vorbeigehen lassen, ohne mit allen Gliedern der Familie sich am Tische des Herrn einzufinden. Nicht schritt er mehr mit seinen Söhnen, die brennende Kerze in der Hand, hinter dem Allerheiligsten zur Grabkapelle, oder geleitete es von da zurück. Verwaisung legte sich doppelt empfindlich auf aller Herz.

Das herrlichste Denkmal seines Glaubens aber hat der Verewigte hinterlassen in der prächtigen romanischen Kirche, welche er mit seiner Gattin aus eigenen Mitteln den Ullstädtern gebaut. Die Franckensteiner hatten ihren Stammsitz in Hessen verlassen, um den vielfachen Anfeindungen zu entgehen, welche sie dort wegen ihres treuen Festhaltens am katholischen Glauben zu erdulden hatten. In Ullstadt kamen sie wieder mitten in eine protestantische Bevölkerung hinein, die jedoch weniger feindselig schien. Von der Zeit ihrer Niederlassung an wurden sie der Hort des Katholicismus in der dortigen Gegend. Der Verstorbene trat auch hierin das Erbe seiner Ahnen mit freudigem Herzen an, er vermehrte und erweiterte es. Genießt die Kirche, genießen die Katholiken dort Ansehen, so haben der Einfluß der freiherrlichen Familie, ihre Stellung und ihr Beispiel eine solche Lage geschaffen. Sie bestellte einen eigenen Pfarrer, gab ihm Wohnung im Schloß, unterstützte sein Wirken auf alle Weise. Die alte Kirche entsprach nicht mehr. Man plante zuerst einen Umbau. Freiherr Georg ergriff auch hier eine ganze und gründlich helfende Maßregel. Der schmucke Quaderbau, der bis ins Kleinste rein durchgeführte Stil, die gefällige, theilweise prächtige Ausstattung machen die neue Kirche zu einer wahren Zierde der ganzen Gegend. Und auch die sinnige Pietät des Bauherrn hat dort aufs neue ihre Denkmale hinterlassen. Auf dem Hochaltar steht in der Mitte die Statue der heiligen Himmelskönigin, der Namenspatronin seiner von ihm so verehrten Gattin. Außen über dem Portale erblickt man seinen eigenen Namenspatron, den hl. Georg. Unmittelbar vor der Chormauer der Kirche durfte er sich seine Ruhestätte wählen. Ein herrlicheres Monument seines Glaubens und seiner Opferwilligkeit, seiner liebevollen Fürsorge auch für seine Gutsinsassen konnte ihm kein Mensch errichten.

Der kräftige Körper des Freiherrn schien noch Jahrzehnten zu trotzen, und doch erfolgte der Tod nach einer so kurzen Krankheit. Der Verlauf derselben ist noch frisch in aller Gedächtniß, wir brauchen ihn nicht zu wiederholen. Aber eines müssen wir hervorheben: es war ein Schmerzenslager, ein Todesbett vom Lichte des Herrn umstrahlt, von der Gnade des Himmels verklärt, wie man es sich kaum schöner denken konnte. „Ist es nicht der Tod des Gerechten, wie man sich einen solchen vorstellt?" In diese Frage kleidete sich die Ueberzeugung aller, welche Zeugen dieses Hinscheidens waren.

Schon seit der Romfahrt im Jahre 1877 hatte sich übrigens die frühere, gegen jede Gefahr gestählte Gesundheit des Freiherrn etwas

geschwächt. Bei der herrschenden Hitze traten durch Besuche in den Katakomben Erkältungen ein. Daraus entwickelte sich Fieber, ein lang andauernder, hartnäckiger Husten und eine Affection des Herzens, welche gerade bei der letzten Krankheit ein beunruhigendes Symptom darstellte. Auch die letzten Weihnachtsferien zu Hause ließen auf tiefergreifende Schwankungen der Gesundheit schließen, obwohl nichts von all dem eine ernste oder baldige Gefahr andeutete. Dienstag den 14. Januar mußte er sich legen, vom 16. an brachten die Zeitungen regelmäßige Nachrichten über den Verlauf der Krankheit. Erst glaubte man es mit einem Anfall der damals herrschenden Influenza zu thun zu haben, dann erschien die Lunge angegriffen. Allmählich wurde es klar, daß durch Eindringen eines fremden Körpers in die Lungen bedeutende Eiterabsonderungen sich gebildet hatten. Der in Dresden an der österreichischen Gesandtschaft thätige Sohn wurde zuerst herbeigerufen, später die ganze Familie. So troſtreich dies dem Familienhaupte war, so schloß es doch ein großartiges Opfer ein, welches der Himmel von dem Sterbenden noch forderte, um seine große Seele mit desto reicheren Verdiensten auszustatten. „Wahr und treu" bewährte er sich dort im glänzendsten Lichte. Gewohnt, alles klar und gründlich vorzunehmen, bereitete er sich frühzeitig vor auf den Hingang in die Ewigkeit. Kaum fühlte er, daß ernstere Gefahr heranziehen könne, so säumte er damit keinen Augenblick. Und die gewöhnliche Vorbereitung war ihm nicht genug. „Ich will eine Generalbeichte über mein ganzes Leben ablegen", sagte er. Die Sterbsacramente erbat er selber, betete andächtig mit bei deren Empfang. Der Glaube, den er stets so offen bekannt, stärkte ihn auch jetzt.

Nun hatte er abgeschlossen mit sich selbst. Seine öffentlichen Stellungen, Ehren und hohe Orden, nie gesucht und doch reich erhalten, hatten ihn nie gefesselt. Die letzten Jahre hatten so viel Schmerzliches gebracht, daß die große Seele geläutert und geheiligt mit Ruhe der Trennung davon entgegensah.

Aber eines fesselte ihn noch. Der kurze Ruf, mit dem er sich, aus einer Betäubung erwachend, an seine Gattin wandte, läßt die Größe des Opfers ahnen. Es war der Abschied von seiner Familie. Da knieten sie schluchzend um sein Lager: die treue Gefährtin seines Lebens, welche 33 Jahre hindurch jeden Gedanken, jedes Streben mit ihm getheilt, die Kinder und Schwiegerkinder, welche alle mit so unaussprechlicher Liebe an ihm hingen, zu ihm aufblickten. Die Sonne ihres Lebens neigte sich zum Untergange, die Krone ihres Hauptes sank in den Staub. Mit welch

ängstlicher Spannung wurde jeder Athemzug belauscht, jede Bewegung verfolgt, jeder Zug des Antlitzes beobachtet. In diese letzten Stunden drängte sich alles zusammen, was das innige Familienleben Jahrzehnte hindurch an Liebe und Hingabe gezeitigt hatte. Und ihm selbst, der als Haupt der Familie, als Mittelpunkt einer solchen Liebe die Trennung für das ganze irdische Leben klar vor Augen sah, wurde das Scheiden fürwahr nicht leicht. Wieder und immer wieder suchte bald Auge bald Hand eines seiner Lieben; er zog sie an sich, liebkoste und segnete sie alle einzeln. Mit welcher Innigkeit dankte er seiner Gemahlin, den Kindern für alle Liebe, die sie ihm stets erwiesen, für alle Freuden, die sie ihm bereitet, für alle Unterstützung, die sie ihm gewährt. Oder er rief wiederholt „alle, alle"; und dann öffnete sich das matte Auge und schaute auf die Schaar, als wollte er noch einmal das Bild jedes einzelnen sich fest einprägen und das Andenken an sie ungeschwächt hinübertragen in die Ewigkeit, um auch dort vor dem Throne des Allerhöchsten aller in liebender Sorge zu gedenken. Und die segnenden Worte, welche dann in kurzen Sätzen über die sterbenden Lippen flossen, zeugten von der Liebe, welche in seinem Herzen glühte für alle, alle. „Seid einig, einig, habt einander lieb — und die Mutter!"

Aber die Mannesstärke und die tiefe Glaubensüberzeugung verließen den Sterbenden auch bei diesen erschütternden Scenen keinen Augenblick. Hier erst zeigte sie sich auf der Zenithhöhe der Vollendung. Kaum war die Nothwendigkeit des Abschiedes klar und der ermuthigende Ruf: „Wie Gott will", gehört und in demselben Augenblicke erfaßt, da ergab sich auch mit derselben Klarheit und Schnelligkeit die Antwort: „Ja, wie Gott will." Nicht zögernd, nicht lange überlegt, unmittelbar und mit festem, bestimmtem Tone brach sie hervor. Die Festigkeit des Willens, unterstützt durch die Gnade, siegte über das Zurückbeben der Natur. „Wie Gott will" — das war nun die Losung und blieb es bis zum letzten Hauche und bleibt es für die Hinterbliebenen. Während alle ringsum in Schluchzen ausbrachen, blieb derjenige, um den alles weinte, fest und ruhig. So ging es einen Tag, eine Nacht und noch einen halben Tag. Wie durch eine Operation Hilfe versucht, Erleichterung wirklich erzielt wurde, wie später das Leben zu schwinden schien und dann noch einmal aufflackerte: das alles haben die Tagesblätter seinerzeit berichtet. Das Auge blieb die meiste Zeit geschlossen, der Mund stumm. Nur der schwere Athem und das sich steigernde Röcheln zeugten von dem Kampfe zwischen Leben und Tod. Die kräftige Natur widerstand lange. Dann und wann ein ruhiges,

festes Wort des Abschiedes oder des Dankes oder Segens, darauf das Einstimmen in die vorgesprochenen Schußgebete und das altgewohnte, so häufig wiederholte Memorare: das war alles, was man in dieser Zeit von dem Sterbenden vernahm. Aber es drang auch das in solcher Unmittelbarkeit und Sicherheit hervor, daß aus dem Tone durchklang: es steigt aus tiefster Seele auf, ist verstanden und gewürdigt. Als man am Morgen des letzten Tages den Rosenkranz zu beten begann, bewegten sich auch die Lippen des Scheidenden und beteten vernehmlich eine Zeitlang mit, bis das Bewußtsein wieder schwand und der todesähnliche Schlummer eintrat.

So dauerte es noch ein paar Stunden. Endlich wurde der Puls schwächer, das Antlitz veränderte sich, die Sterbegebete, welche am Nachmittage vorher und am Morgen schon einmal verrichtet waren, wurden wiederholt. Etwas nach 11 Uhr vormittags, Mittwoch den 22. Januar, öffnete sich plötzlich das Auge; ein letzter, verklärter Blick sagte der in Schmerz aufgelösten Gattin noch einmal Lebewohl. Dann schloß sich das Auge, der Athem stockte, die starke Seele entrang sich der sterblichen Hülle. Freiherr von und zu Franckenstein war todt. Die Rechte umschloß noch das Kreuz, die Linke hielt die Sterbekerze. Der Glaube hatte vorangeleuchtet durch das ganze Leben, das Kreuz war die Waffe gewesen im großen Kampfe für die hohen Interessen des Vaterlandes und der Kirche. Als treuer Sohn der katholischen Kirche hatte der Verewigte gelebt und gestritten, als solcher hatte er sich bewährt im letzten, entscheidenden Waffengange. Auf der Walstatt hingestreckt, hielt er sein Panier noch in der Hand, und die äußeren Abzeichen verkündigten laut, was er gewesen.

Die besorgte und liebende Mutter vergaß und verließ ihr treues Kind nicht. Mit ihren Heilsmitteln umgab sie das Sterbebett, ihr Segen aus dem Munde des obersten Hirten brachte Trost und Muth in den letzten schweren Stunden. Von dem Sterbebett hinweg eilte ihr Priester an den Altar, um in ihrem Namen der geschiedenen Seele sofort wieder ihren mütterlichen Beistand zuzuwenden. Und an diese eine heilige Messe — wieviele schlossen sich an in der Nähe und in der Ferne, in der Heimat des Verstorbenen und durch die weiten Gaue des deutschen Vaterlandes, in Städten, wo man sich an die hohe Erscheinung des Verewigten erinnerte, und an Orten, wo man ihn nur durch seinen Namen und den Ruf seines Charakters und seiner Thaten kannte. In Berlin, Breslau und Danzig, in Köln und Aachen und Bonn und Mainz und Trier, in Münster, in München,

Erlangen, Bamberg, Regensburg und Würzburg, in Rom und Jerusalem vereinigten die Trauergottesdienste zahlreiche Freunde und Verehrer zu gemeinsamen Gebeten für den Heimgegangenen. Hoch und niedrig fand sich da ein. Die Fürsten der Kirche und des Staates, die Vertreter der Regierungen, der Adelsgenossenschaften und der Parlamente, wie die Arbeiter und Armen schlossen sich der Familie an, zu trauern über den Verlust, den sie alle beklagten, in Liebe dessen zu gedenken, der ihnen allen nahegestanden. In schwungvollen Gedächtnißreden gedachte man der hohen Vorzüge und Verdienste des Verstorbenen, und ermunterte sich, nach seinem Vorbilde weiterzustreben und zu ringen.

Es war wohl eine traurige Procession, welche sich am 25. Januar morgens von der Eisenbahnstation Langenfels nach dem Ullstädter Schloß bewegte. Vom Hotel unter den Linden war die Leiche am Abend des 22. in die Halle des St.-Hedwigs-Krankenhauses überführt worden. Dort lag der Georgi-Ritter aufgebahrt in offenem Sarge, geschmückt mit seinen Orden, umgeben von Lorbeerbäumen und Kränzen, im Scheine der Kerzen. Freunde, Betende kamen und gingen, keinen Augenblick war die Halle leer, Ordensschwestern hielten die Wache und beteten. Das Antlitz spiegelte Frieden und milde Ruhe. Der Ritter erwartete den neuen Ruf seines obersten Kriegsherrn. Am Morgen des 24. schloß sich der Sarg und wurde in die Kapelle getragen für den feierlichen Gottesdienst, den der hochwürdigste Herr Fürstbischof Georg von Breslau trotz seines Unwohlseins selbst vornehmen wollte. Nach der feierlichen Einsegnung der Leiche in der Krankenhauskapelle zu Berlin ward der Sarg von Dienern des Reichstages hinausgetragen und auf den mit vier schwarzbehangenen Pferden bespannten Leichenwagen gehoben. Der Zug bewegte sich langsam und feierlich dem Anhalter Bahnhof zu, wo trotz Schnee und Regen eine zahlreiche Versammlung sich eingefunden. Als er am Reichstag vorüberzog, stieg dessen Flagge dreimal auf Halbmast: der letzte Gruß dem großen Vicepräsidenten, dem „Mann von vornehmer Gesinnung und wahrem Patriotismus". Noch einmal folgte die kirchliche Segnung durch den hochwürdigsten Herrn Propst von St. Hedwig, und nun konnte die traurige Fahrt nach der fränkischen Heimat beginnen. Von Freunden begleitet, brachte die Familie den theuren Schatz in das Stammschloß. In der Eingangshalle ruhte zuerst der Sarg; dann ordnete sich der ernste Zug, welcher unter dem Geläute der Glocken beider Kirchen, unter dem lauten Weinen und Schluchzen nicht bloß der Angehörigen, sondern auch der Bewohner Ullstadts und vieler Freunde die sterblichen Ueberreste zur

Kirche geleitete. Ein Extrazug hatte die Vertreter der Regierung, die Abgeordneten der Georgi-Ritter, der Mitglieder der beiden Kammern Bayerns herbeigeführt; Trauernde von nah und fern waren herbeigeströmt. Und so hatten noch einmal Fürsten und Volk, Staat und Kirche sich vereint, dem großen Todten ihre Verehrung und Dankbarkeit zu zollen. Ein letzter Segen der Kirche folgte. Dann hieß es scheiden; die Gruft ward geschlossen.

Dort ruht er nun, der edle Kämpfer für Recht und Wahrheit, im Schatten des Gotteshauses. Zu den Füßen seines Herrn, der gerade vor ihm im Tabernakel thront, wartet er, bis dieser ihn erweckt „zu seliger Urständ". Ein einfaches, aber monumentales Kreuzbild soll das Grab schmücken; aber weit hinaus über das Land kündet der ragende Thurm, daß dort die Gebeine eines Mannes ruhen, der groß und mächtig sich erhob über das Mittelmaß der Menschen, der seine volle Kraft in Treue und Wahrheit einsetzte für das Wohl des Vaterlandes, für die heiligen Interessen seiner Kirche. — Zurück ging's in die feierlich stillen Räume des Gotteshauses zum Versöhnungsopfer und zu erneutem Blick auf das Vorbild, das der Verstorbene hinterlassen. In tief ergreifender Rede wurde dasselbe vom hochwürdigen Herrn Pfarrer von Ullstadt entworfen.

Dann theilte sich die Versammlung, die Familie blieb zurück in ihrem Schmerz. Aber ein Gedanke kam immer und immer wieder zum Ausdruck in den warmempfundenen Erinnerungen an den Hingeschiedenen: Wahr und treu ist er gewesen. Ihm nach zum Kampfe für die edle Sache! „Was nützt das Klagen und Seufzen? Ora et labora! Bete für den Verstorbenen und wirke nach seinem Beispiele und seinem Sinne. Beides vereint ist Trost und Dank, Segen für den Todten und Segen für die Ueberlebenden ... Als in den schwersten Tagen Mallinckrodt starb, sprach man auf gegnerischer Seite viel von dem Verluste, den unsere Sache erleide. Man übersah den Strom von Kraft und Segen, der vom Grabe eines Helden sich ergießt. Das katholische Volk beweinte ihn, aber es war eine männliche, fruchtbare, läuternde und anfeuernde Trauer, von welcher neuer Aufschwung der Geister und Herzen ausging. So soll es auch jetzt sein. Das Gedächtniß des großen Todten soll wirken wie der Mantel des heimgegangenen Propheten" (Germania, 1890, Nr. 23).

So war es bei Mallinckrodt, so soll es bei Franckenstein bleiben. Welcher Abstand zwischen dem Hingange dieser beiden Centrumsführer!

Im Jahre 1874 nur eine kleine Schaar von Freunden und Verehrern am Sarge Mallinckrodts versammelt, die Parlamentsgenossen in den Ferien, die officiellen Kreise Berlins theilnahmslos und stumm. 16 Jahre sind darüber hingegangen, der Geist Mallinckrodts hatte gewirkt. Franckenstein sinkt ins Grab; er war „allzeit ein Particularist, ein Ultramontaner", wie ein freisinniges Blatt bemerkt, und die ganze Nation mit ihren Herrschern an der Spitze erhebt sich, dem großen Todten ihre Huldigung darzubringen. „In ähnlicher Weise wie Freiherr von Franckenstein ist bisher kein deutscher Volksvertreter ausgezeichnet worden", sagt dasselbe Blatt. Katholische Männer hatten damals die Fahne aufgehoben, welche der Hand eines sinkenden Helden entfallen war, und hatten sie weitergetragen und hatten unentwegt und unentmuthigt weitergekämpft für Wahrheit und Recht; wie erfolgreich sie gestritten, zeigte sich jetzt beim Tode des edlen Führers aus dem Frankenlande. Und unentwegt und unentmuthigt stehen auch wir jetzt da, dieselbe Fahne hoch erhoben; in die Lücken, die der Tod gerissen, treten neue Kräfte ein; von der Erfahrung des Alters lernt die Jugend, am Muthe und an der Zuversicht, an der Klarheit und opferfreudigen Hingabe der betagten Führer entzündet sich die Begeisterung des nachfolgenden Geschlechtes. Und wie die Kapelle in den Wäldern Westfalens, wo Mallinckrodts sterbliche Ueberreste gebettet sind, so ruft auch die Ullstädter Gruft uns allen immerfort zu: „Wahr und treu", männlich und selbstvergessen eingestanden für Recht und Wahrheit! Der Kampf mag weiterwogen, der Sieg ist euer.

J. Fäh S. J.

Das heilige Haus von Loreto.

Etwa 24 km unterhalb der Stadt Ancona erhebt sich aus dem Adriatischen Meer ein niedriges Vorgebirge. Unten im Thal blühen Obstbäume, um welche Weinreben sich aufranken. Dunkle Lorbeerhaine stehen hier und dort an den Abhängen und auf benachbarten Hügeln. Ihnen verdankt Loreto, ein Städtchen mit etwa 8000 Einwohnern, seinen Namen. Sein Ruhm aber ist ein kleines, einfaches Häuschen, um das eine Kathedrale erbaut ward. Ueber einer der Thüren des Häuschens liest man die Inschrift:

Illotus timeat quicunque intrare sacellum.
In terris nullum sanctius orbis habet.

(Unrein wage niemand, dies Heiligthum zu betreten.
Einen heiligern Ort weiset der Erdkreis nicht auf.)

Hier knieen Jahr um Jahr mehr denn 100 000 Pilger. An 40 000 empfangen im Mai, an 50 000 im September hier die heilige Communion. Selbst in den Wintermonaten, besonders am 10. December, drängen sich die Pilger in den Straßen des kleinen Städtchens. Was führt sie hin? Was bewegt seit fast 600 Jahren ihre Herzen, die Heimat zu verlassen und weite Strecken zurückzulegen, um hier zu beten? Eine an der östlichen Seite des heiligen Hauses in Marmor eingegrabene Inschrift ertheilt die Antwort. Sie lautet:

„Christlicher Pilger, der du aus frommer Andacht hierhin gekommen, du siehst hier das heilige Haus von Loreto, ehrwürdig auf dem ganzen Erdkreis durch göttliche Geheimnisse und glorreiche Wunder. Hier kam die heiligste Gottesgebärerin zur Welt, hier ward sie gegrüßt vom Engel, hier ist Gottes ewiges Wort Fleisch geworden.

„Engel brachten dies Haus zuerst von Palästina nach Dalmatien zur Stadt Tersato im Jahre des Heiles 1291 unter Papst Nicolaus IV. Drei Jahre später, beim Beginn der Regierung Bonifatius' VIII., ward es durch der Engel Dienst nach Picenum in die Nähe der Stadt Recanati übertragen und in einen Hain dieses Hügels gestellt, worauf es innerhalb eines Jahres seinen Platz dreimal änderte und nach Gottes Weisung zuletzt hier seinen festen Sitz nahm. Dies geschah vor 300 Jahren. Seitdem erlangte dieses heilige Haus bei allen Völkern hohe Verehrung; denn die Kunde eines so unerhörten staunenswerthen Ereignisses riß die Bewohner ringsumher zur Bewunderung hin, und zahlreiche Wunder trugen seinen Ruf hinaus in die Nähe und Ferne.

„Obschon seine Mauern auf keinerlei Fundament gestützt sind, blieben sie doch im Verlauf so vieler Jahrhunderte unversehrt und stehen sie fest.

„Papst Clemens VII. bekleidete es im Jahre 1525 nach allen Seiten hin mit marmornem Schmucke. Im Jahre 1595 befahl Papst Clemens VIII., eine kurze Geschichte der wunderbaren Uebertragung in diesen Stein einzugraben. Darum ließ Antonius Maria Galla, der heiligen römischen Kirche Cardinalpriester und Bischof von Osimo, des heiligen Hauses Schutzherr, diese Inschrift ausführen.

„Du, o Pilger, verehre hier andächtig der Engel Königin und der Gnaden Mutter, damit du durch ihre Verdienste und Gebete von ihrem liebsten Sohne, dem Urheber des Lebens, sowohl Verzeihung der Sünden als Gesundheit des Leibes und ewige Freuden erlangest."

Nachdem Clemens VIII. (gest. 1605) diese Inschrift hatte anfertigen lassen, befahl er, zu Loreto das Fest der Uebertragung des heiligen Hauses zu feiern. Urban VIII. dehnte am 29. November 1632 diese Feier auf die ganze Provinz Picenum aus; Clemens IX. fügte am 31. August 1669 im römischen Martyrologium zum 10. December die Worte bei: „In Picenum die Uebertragung des heiligen Hauses der Gottesgebärerin Maria, worin ‚das Wort ist Fleisch geworden'." Innocenz XII. erlaubte nach genauer Untersuchung des Thatbestandes am 16. September 1699, für das Fest eine eigene Messe ins Missale zu setzen und einen kurzen Bericht über das heilige Haus ins Brevier aufzunehmen. Benedikt XIII. gestattete 1725 und 1729 allen Priestern in den Ländern der Republik Venedig und der spanischen Monarchie, sich an jene Festfeier anzuschließen. Seitdem hat sich dies Fest der Uebertragung immer weiter ausgedehnt. Es steht jetzt im Anhange fast aller Missale und Breviere und dürfte wohl bald allgemein werden.

Die Bedeutung der von den Päpsten zu Gunsten des heiligen Hauses erlassenen Kundgebungen erhellt am besten aus den Werken Prosper Lambertini's, der 1740 als Benedikt XIV. den päpstlichen Stuhl bestieg. Er behandelt die Verehrung des heiligen Hauses sowohl in seinem großen Werk über die Heiligsprechung als auch in dem kleinern über die Feste. In seinen Ausführungen vertheidigt er jene Zusätze zu den Lesungen des Breviers, worin gesagt wird, das Lauretanische Haus, dasselbe, worin Maria geboren worden und worin sie den Heiland empfangen habe, sei durch die Engel zuerst nach Dalmatien, später aber nach Loreto gebracht worden. Nach ihm sind diese Sätze von der Ritusscongregation gebilligt worden, weil schon vorher mehrere Päpste Aehnliches in Bullen ausgesprochen hatten, u. a. Paul II. 1471, Julius II. 1507, Leo X. 1519, Paul III. 1535, Paul IV. und zuletzt Sixtus V.

Weiterhin zeigt er, daß hervorragende Gelehrte die Wahrheit jener Sätze festhielten und vertheidigten, vor allen Tursellini, aus dessen Werk über Loreto Baronius und dessen Fortsetzer Raynaldus lange Stellen in ihre Kirchengeschichte aufnahmen, dann der sel. Petrus Canisius, Natalis Alexander, Baillet, Honoratus a S. Maria und andere.

Mit Rücksicht auf die Gegner erklärt er, im Laufe der Jahrhunderte sei freilich die um das Haus Maria's zu Nazareth erbaute Kirche, nicht aber das Haus selbst zerstört worden. In Nazareth habe man nach Uebertragung des heiligen Hauses an dessen Stelle zur Erinnerung ein neues errichtet. Dasselbe schließe sich an die von Jesus, Maria und deren Eltern bewohnte Felsengrotte an, die noch jetzt zu Nazareth gezeigt wird und mehrere Kammern enthält. Das sogen. „Haus" von Loreto sei demnach nur ein Theil der Wohnung Maria's, jenes Zimmer, worin sie sich meistens aufgehalten habe.

Seine Ansicht faßt er folgendermaßen in dem classischen Werk über die Canonisation (4. Buch, 2. Theil, 10. Kapitel 14) zusammen. Die wunderbare Uebertragung des Hauses, worin Maria vom Engel gegrüßt ward und worin sie den Heiland vom Heiligen Geiste empfing, könne man nicht unter Berufung auf den Mangel an Berichten zeitgenössischer Schriftsteller angreifen, weil für diese Uebertragung so manches andere spreche, nämlich viele, freilich in späterer Zeit lebende, sehr angesehene Schriftsteller, eine durch päpstliche Diplome gutgeheißene Ueberlieferung, die allgemeine und übereinstimmende Ansicht des katholischen Erdkreises und fortlaufende Berichte über sichere Wunder.

Auffallenderweise sind Worte, womit Julius II. in einer Bulle die Uebertragung des heiligen Hauses behandelt, vielfach mißverstanden worden. Der Papst erzählt in jenem Actenstücke die Geschichte des heiligen Hauses und fügt dann bei: „Ut pie creditur et fama est." Damit will er keineswegs besagen: Es geht die Rede, es besteht ein Gerücht, eine Sage, worauf sich jener fromme Glaube stützt. Der Sinn ist vielmehr: Jener fromme Glaube ist in der öffentlichen Meinung, durch das Urtheil der Menge als berechtigt erwiesen. Führt doch Julius II. im Eingange seiner Bulle die Worte Pauls II. an: „das Zeugniß glaubwürdiger" Männer besage, die zu Loreto verehrte Kammer sei von Maria bewohnt gewesen und in wunderbarer Weise übertragen worden.

Schon Benedikt XII. (gest. 1342) ertheilte den Besuchern der Lauretanischen Kirche einen Ablaß, und von den 60 Päpsten, welche seitdem regierten, haben nicht weniger als 45 auf irgend eine Art, durch Schrift-

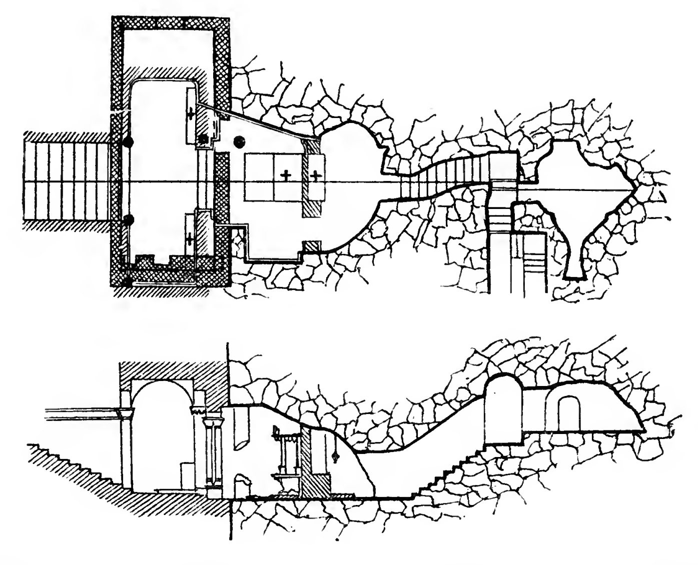
Grundriß der Kirche der Verkündigung zu Nazareth.

a b c d Stelle, an der ehedem das heilige Haus stand.

A Gemälde der Verkündigung Mariä.
B, C, E, H, I, O Altäre.
F, G Credenztische.
D, K, L Chor mit seinen Treppen.
M Treppe zur Krypta der Verkündigung.
N Kanzel.
P Thüre zum Klosterhof S.
Q Thüre zum Vorplatz T.
R Sakristei.

stücke, Geschenke oder persönliche Pilgerfahrten, das heilige Haus geehrt. Der heilige Pius V. (gest. 1572) ließ sogar auf den von ihm geweihten Agnus Dei ein Bild setzen, welches zeigte, wie Engel das Heiligthum durch die Luft tragen. Der dazu gehörenden Inschrift gab er den Wortlaut: Vere domus florida, quae fuit Nazareth. (Wahrlich ein blütenreiches Haus, das zu Nazareth gewesen ist.)

Zu den von Benedikt XIV. angeführten Gründen für die Verehrung des heiligen Hauses treten zwei wichtige hinzu, welche durch Ausmessen der Länge und Breite des heiligen Hauses, sowie durch Untersuchung



Grundriß und Durchschnitt der Wohnung der allerseligsten Jungfrau zu Nazareth.

(Das größere schraffirte Viereck oben gibt den Grundriß des heiligen Hauses.)

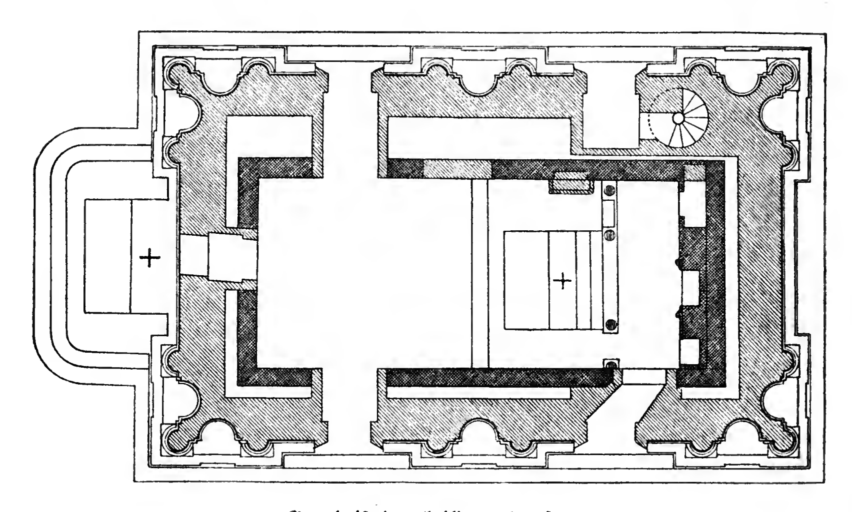
seiner Mauern gewonnen wurden. Als nämlich im Jahre 1620 Nazareths Heiligthümer wiederum den Franziskanern übergeben waren und die heilige Stätte von P. Jakob von Vendome vom Schutte gereinigt wurde, fand man die Grundmauern des heiligen Hauses wieder. Ihre Maße stimmten genau zu denen der Mauern des Lauretanischen Hauses. Innerhalb jener Fundamente steht nun ein um $^1/_3$ kleineres Haus, zu dem eine Treppe herabführt. Aus diesem Hause, sowie aus jenem ältern Fundamente führt eine zweite Treppe nach Norden hin zu einer großen, jetzt durch eine Mauer in zwei Theile getrennten Felsenhöhle; auf einer dritten Treppe steigen die Pilger dann in eine zweite kleinere Höhle von sehr

unregelmäßiger Form. Ebenso erfreuliche Ergebnisse als diese Messungen boten auch die Untersuchungen des Materials, womit das heilige Haus aufgemauert ist. Schon unter Clemens VII. (gest. 1534) fanden drei von ihm beauftragte Männer, daß die Bausteine des heiligen Hauses zweien von ihnen aus Nazareth mitgebrachten Steinen entsprachen und jenen glichen, womit man dort zu bauen pflegte. Eine genaue chemische Analyse bestätigte vor einigen Jahrzehnten das Ergebniß jenes oberflächlicheren Vergleiches. Sie zeigte, daß die Steine des Lauretanischen Hauses mit jenen der Felsen von Nazareth übereinstimmen. Wie Bartolini in einer 1861 zu Rom veröffentlichen Schrift ausführlich nachwies, bestehen diese Bausteine gleich jenen Felsen aus einem in der Umgegend von Loreto nicht vorkommenden Kalkstein. Um auch dem Einwurf zu begegnen, man habe das Material aus Nazareth kommen lassen und damit das Haus von Loreto erbaut, ließ Bartolini auch den Mörtel untersuchen. Man fand, daß er gleich dem alter Gebäude Palästina's aus mit Kohle gemischtem Kalk bestand und sich von dem in Italien verwendeten unterscheidet. Zu dieser Uebereinstimmung der Maße und des Materials kommt hinzu, daß mehrfache Nachgrabungen bewiesen haben, das Lauretanische Haus entbehre jeglicher Fundamente. Von wie bedeutendem Gewicht für die alten Ueberlieferungen dieser Umstand ist, leuchtet ein. Wer hätte wohl eine Kapelle ohne Fundamente errichtet?

Im Laufe der Zeit ist das von Nazareth nach Loreto übertragene Gemach Maria's nicht unbedeutend verändert worden. Als Tursellini 1598 seine berühmte, vielfach neu aufgelegte Geschichte Loreto's schrieb, erinnerte man sich noch, wie das heilige Haus im 15. Jahrhundert ausgesehen habe. Im Innern maß seine Länge 9,52 m, die Breite 4,10 m, die Höhe ungefähr 5 m. In der nördlichen Wand befand sich eine Thüre, in der westlichen ein Fenster, neben jener Thüre ein Schrank, in der Mitte der östlichen Wand zwischen zwei Nischen ein Kamin. Die in Quadrate getheilte Holzdecke zeigte auf blauem Grunde goldene Sterne. Auf den Wänden waren Reste von Gemälden erhalten, die oben unter einem gemalten Rundbogenfries endeten. Auf einem steinernen Altare stand die noch heute zu Loreto hoch verehrte, aus Cedernholz geschnitzte und bemalte Statue. Das vergoldete Kleid der Mutter Gottes ist mittelst eines breiten Gürtels aufgeschürzt, ihr Mantel ist blau, ihr langes und gescheiteltes Haar fällt auf die Schultern herab; auf dem Haupte trägt sie eine mit Edelsteinen besetzte Krone; mit dem linken Arm hält sie ihr Kind, das sie mit dem rechten umfängt. Das Gesicht des Kindes

ist gleich dem der Mutter mit vergoldetem Silber bedeckt; seine Rechte erhebt es zum Gestus des Segens und der Rede, seine Linke trägt die Weltkugel; sein Haar ist gescheitelt, sein langes Kleid durch einen Gürtel aufgeschürzt.

Leider sieht man jetzt von diesem Bilde nur die beiden Häupter und die Rechte des Kindes, weil alles andere unter einem langen Stoffmantel verborgen ist. Wie diese Statue ein Seidenkleid erhielt, so gab man dem heiligen Hause einen Mantel von Marmor. Den Plan dazu ließ Julius II. durch Bramante entwerfen; unter Leo X. wurde die Arbeit begonnen, unter Hadrian VI. und Clemens VII. fortgesetzt, aber erst



Grundriß des heiligen Hauses.

(Die dunkleren, doppelt schraffirten Theile beziehen sich auf das heilige Haus selbst, das übrige bezeichnet dessen Ummantelung und einen vor dem heiligen Hause stehenden Altar.)

unter Paul III. (gest. 1549) vollendet. Damals wurde die Holzdecke des heiligen Hauses sowohl wegen der Feuersgefahr, welche 52 brennende Lampen und zahlreiche Kerzen verursachten, als auch wegen ihrer Niedrigkeit entfernt. Man durfte sich zu einer Entfernung um so eher entschließen, weil sie schwerlich aus dem ersten Jahrhundert stammte. Ihre Theile wurden indessen sorgfältig aufbewahrt. An die Stelle jener Decke trat ein mehr Luft bietendes und sicheres Gewölbe von Stein, das jedoch nicht auf die alten, geheiligten Mauern, sondern auf die neue Ummantelung gestützt wurde. Um allen Pilgern den Besuch des Heiligthums zu erleichtern, vermauerte man die alte Thüre und brach statt ihrer drei

neue: zwei sich gegenüberstehende für die Pilgerschaaren, eine dritte für Priester, welche im Heiligthum das heilige Meßopfer darbringen. Jene reich in Marmor gearbeitete Ummantelung ist verziert mit Basreliefs aus dem Leben Maria's, neben und zwischen denen Statuen der Propheten und Sibyllen in Nischen Aufstellung fanden. Die berühmtesten Künstler der Zeit, Andrea Sansovino (gest. 1529), Rafael von Montelupo und J. Lombardo arbeiteten daran, später Anton da Sangallo, Rafael Baccio und Nicolaus Tribolo unter Leitung des Baumeisters Rayner Neroccio aus Pisa. Pius V., der heilige Papst des 16. Jahrhunderts (1566—1572), ließ zum Schluß durch Hieronymus Lombardo für die vier Thore der Marmorbekleidung reiche Erzthüren gießen und meißeln.

Ueber dem heiligen Hause wölbt sich die hohe Kuppel der Kirche. Der Bau hat im Langschiff und in den Kapellen gotische Formen, in der Mitte aber jene der italienischen Renaissance des 16. Jahrhunderts. Dieser Unterschied erklärt sich daraus, daß Bischof Nicolaus Asti von Macerata und Recanati, dem Loreto damals unterstand (1440—1460), den Bau begann. Als Architekt der von ihm erbauten Theile wird Giorgio da Sebenico aus Dalmatien genannt, der Erbauer des prachtvollen, phantasiereichen Portales der Franziskanerkirche S. Francesco zu Ancona (1455). Er gab seinem Entwurf die Länge von 93 m, die Breite von 21,10 m im Langschiff und von 69,25 m in den Kreuzarmen. Paul II. (1464—1471) förderte den Bau mit allen Mitteln. Beim Plan zur Kuppel soll Bramante, der vorzüglichste Meister der Hochrenaissance, betheiligt gewesen sein. Erst Clemens VII. (1523—1534) erlebte ihren vollen Ausbau. Aber das ungeheure Gewicht der Bleiplatten, womit sie bedeckt war, und vielleicht auch ihre überkühne Construction gefährdeten sogleich ihre Haltbarkeit und somit auch das unter ihr stehende heilige Haus. Bedenkliche Risse zeigten sich und forderten schleunigste Hilfe. Der genannte Papst ließ darum durch seinen Architekten Anton Sangallo möglichst rasch die acht Pfeiler und deren Bogen, worauf der Oberbau ruhte, verstärken. So erhielt das Innere unter der Kuppel späte Renaissanceformen.

Bereits unter Julius II. (1503—1513) hatte man begonnen, dem Aeußern das Ansehen und die Widerstandsfähigkeit einer Festung zu geben. Die Noth zwang, das Heiligthum zu schützen vor den Angriffen türkischer Seeräuber, welche das Adriatische Meer beunruhigten. So steigen denn die Seitenkapellen wie Bollwerke auf, und ein Zinnenkranz, hinter dem ein Vertheidigungsgang läuft, krönt das Ganze.

In der Kirche befinden sich 21 Kapellen, nämlich 12 in den Seitenschiffen zwischen den ins Innere gezogenen Strebepfeilern und je 3 in jedem Kreuzesarme. Jede hat eine kostbare Ausstattung, meist ein über dem Altare angebrachtes Mosaikbild. Der hochwürdige Franziskanerpater Valentin Würgler, ehedem Pönitentiar zu Loreto, hat in seinem 1879 bei Bucher in Würzburg erschienenen Lauretanischen „Pilgerbuch“ die Ausstattung der Kapellen eingehend beschrieben. Ueber die mittlere des obern Kreuzesarmes, worin das heiligste Sacrament aufbewahrt und meist den Pilgern die heilige Communion gereicht wird, sagt er:

„Sixtus V. († 1590) hat diese Kapelle ausschmücken lassen mit schönen Stuccaturarbeiten und Gemälden. Das große Bild in Fresco an der Wand der Evangelienseite stellt das heilige Meßopfer dar. Ihm gegenüber ist Gottfried von Bouillon in Waffen, Tancred verwundet bei der Belagerung von Jerusalem zur Zeit der Kreuzzüge. Man glaubt, daß die Fresken von Peter Berettino von Cortona seien. Von den kleinern Fresken, ganz nahe am Altare, stellt das eine Nicolaus Frangipani dar, welcher eine Kirche bauen läßt an dem Orte, wo das heilige Haus in Dalmatien sich niedergelassen hatte (bevor es nach Loreto kam); das andere zeigt, wie dem Pfarrer Alexander von Tersatte, im Bette krank liegend ohne Hoffnung der Genesung, die heilige Jungfrau in der Nacht erscheint, ihm die Ankunft des heiligen Hauses von Nazareth anzeigt und ihm zum Beweise dieses Wunders die Gesundheit wiederschenkt.... Die Wandleuchter, in Form von Füllhörnern, und der Kronleuchter von Bronce, der von der Decke herabhängt, sind Arbeiten von Hieronymus Lombardo. Am Pfeiler vorne ist das Grabdenkmal des Cardinals Visconti, gewesenen Governatore in Fermo, aus dem Geschlechte der alten Herzoge von Mailand.“

Wahrhaft groß war der Reichthum, welchen die Marmorbekleidung des heiligen Hauses und dessen Erzthüren, die reich bemalte und vergoldete Kuppel, die Mosaikbilder, Stuccaturen, Gemälde, Erzgüsse und Bildhauerarbeiten der zahlreichen Kapellen auswiesen. Alles dies verschwand fast vor der Pracht der alten Sakristei, eines geräumigen Saales mit gewölbter Decke, welcher mit Sculpturen, mit Gemälden von Roncalli dalle Pomarance und mit reicher Vergoldung verziert war. Hier standen vor zwei Jahrhunderten die Geschenke der Verehrer Maria's in 17 großen Schränken; gegen Ende des 18. Jahrhunderts war die Zahl jener Schränke auf 67 gestiegen. Da sah man zahlreiche Kinderstatuen von Silber und 12 von Gold, Dankesbeweise für heiß erflehte Nachkommenschaft. Eine der goldenen war von Ludwig XIII. nach der Geburt seines Sohnes, des vierzehnten Ludwigs, gewidmet. Sie wog 24 Pfund und wurde auf einem silbernen Kissen von einem silbernen, 300 Pfund schweren Engel

getragen. Zahlreiche Votivkronen stritten um den Preis der Schönheit und der Kostbarkeit. Schon Tursellini erwähnt 1598 deren 40. Geistreiche Inschriften zierten zwei von Ludwig XIII. geschenkte Kronen:

Tu caput ante meum cinxisti, Virgo, corona;
Nunc caput ecce teget corona nostra tuum.

(Du hast, o Jungfrau, mein Haupt vorher geschmückt mit der Krone;
Unsere Krone wird jetzt zieren dein Haupt.)

Auf der für das Jesuskind bestimmten Krone stand:

Christus dedit mihi, Christo reddo coronam.

(Christus gab mir, Christo gebe ich wieder die Krone.)

Wenn alle Lampen des Schatzes an hohen Festtagen in dem heiligen Hause hingen und angezündet waren, dann brannten dort 27 goldene vor dem alten Gnadenbilde, weitere 47 silberne im heiligen Hause und 24 an dem vor ihm erbauten Altare. Herzog Wilhelm V. von Bayern hatte 1585 einen silbernen Kronleuchter von 84 Pfund geschenkt, außerdem ein 4 Pfund schweres, mit Diamanten, Edelsteinen und Perlen geziertes goldenes Buch. Auf drei festen Blättern enthielt es die Bilder des Gekreuzigten, der Gottesmutter und des hl. Hieronymus, alle fein gemalt und mit Edelsteinen umgeben. Von Kaiser Ferdinand III. stammte ein goldenes Kind mit diamantenem Halsschmuck. Erzherzog Karl von Oesterreich hatte vor 1598 eine goldene, mit seinem Namen bezeichnete Medaille geschenkt, die Tochter des Herzogs Max von Bayern eine Krone, Herzog Albert von Bayern ein damals schon auf 12 000 Goldgulden geschätztes Kreuz, Fürstinnen von Cleve, Lothringen, Ungarn und Oesterreich andere Kostbarkeiten. Fünf Jahre nach dem Siege von Lepanto pilgerte Don Juan d'Austria nach Loreto, legte dort eine Generalbeicht ab und spendete reiche Opfergaben.

Aus den von deutschen Fürsten zu Ehren Maria's in Loreto niedergelegten Werthstücken kann man leicht ermessen, welche Kostbarkeiten der Schatz barg; denn die Italiener übertrafen schon deshalb alle anderen Nationen an Freigebigkeit, weil Loreto nächst Rom der beliebteste Wallfahrtsort ihres eigenen Landes war. Wie weit verbreitet aber ehedem in Deutschland die Liebe und Andacht zum heiligen Hause von Loreto gewesen sei, das beweisen zahlreiche über das alte Reich zerstreute Loreto-Kapellen, deren Ausdehnung und Gestalt die Formen jenes heiligen Hauses nachahmten. In einem 1883 bei Benziger veröffentlichten Buche über

das heilige Haus zählt Sauren deren 26 auf, von denen je 9 auf die Schweiz und auf Oesterreich, 8 aber auf das übrige Deutschland kommen. Die Aufzählung ist jedoch bei weitem nicht erschöpfend. Man darf wohl annehmen, daß deren wenigstens 50 in unserm Vaterlande seit langem bestanden. Sie gelten für die Umgegend als gern besuchte Wallfahrtsorte; manche aber ziehen Pilger an aus weiten Kreisen und vermitteln Gnade und Segen an zahlreiche Betrübte und Leidende. Berühmt sind vor allem die Loretokapelle der kölnischen Pfarrkirche zur hl. Maria in der Kupfergasse und jene des Schönenberges bei Ellwangen, bekannt durch die großartige Thätigkeit des Apostels der Ellwanger Gegend, des gottseligen P. Philipp Jeningen S. J. (gest. 1704).

Im Jahre 1797 erreichte die Sturmflut der von Paris ausgegangenen Revolution das Heiligthum von Loreto. Sein Schatz ward ausgeraubt. Kunstwerke ersten Ranges, die edelsten Gaben dreier Jahrhunderte, wurden zerbrochen, eingeschmolzen und auf immer zerstört. Vier Jahre stand das alte, so hochverehrte Gnadenbild zu Paris, katalogisirt als „Statue aus morgenländischem Holze, der ägyptisch-jüdischen Schule angehörend". Fast alle Loretokapellen in Deutschland, Frankreich und anderen christlichen Ländern waren geschlossen, theilweise dem Erdboden gleich gemacht. Und doch siegte der Glaube. Im Jahre 1802 erlangte Pius VII. vom ersten Consul das Gnadenbild zurück; im December stand es wiederum im heiligen Hause, und die alten Pilgerfahrten begannen von neuem. Freilich endete Napoleons Freundschaft mit dem Papst bald, aber auch die verhängnißreiche Gefangenschaft von Savona. Am 15. Mai 1814 kniete der Heilige Vater zu Loreto und opferte der Gottesmutter einen Kelch, auf dessen Fuß er die Worte hatte eingraben lassen:

„Papst Pius VII., am Feste Mariä Verkündigung in Freiheit gesetzt und aus Frankreich zurückgekehrt, widmete, nachdem er im heiligen Hause zu Loreto Gott das heilige Opfer dargebracht, dieses Denkzeichen seiner Verehrung und Dankbarkeit als Geschenk und Unterpfand."

Zwei Jahre später kniete an derselben Stelle ein junger Mann, Johannes Graf Mastai Feretti, den die Fallende Sucht vom Eintritt in den Priesterstand abhielt. Er erlangte Heilung und sandte 1846, wenige Wochen nach seiner Erwählung zum Papste, Kreuz und Ring, die er als Bischof getragen, der Jungfrau von Loreto. Am 4. Mai 1857 las er als Pius IX. in dem heiligen Hause die heilige Messe und opferte dann eine goldene Lampe, sowie einen mit Brillanten besetzten, auf etwa

60 000 Mark geschätzten Kelch. Wie der siebente und neunte, so hat auch der achte Pius Loreto geehrt. Auf einem von ihm gewidmeten Kelch steht die Inschrift:

„Maria, der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter, schenkt Papst Pius VIII., der Provinz Picenum entsprossen, den goldenen Kelch wegen besonderer ihm im Lauretanischen Hause erwiesenen Gnaden."

Gregor XVI. besuchte 1841 die Santa Casa. Leo XIII. aber schrieb am 12. März 1881 in seiner Encyklika, worin er das Jubiläum ansagte, folgende Worte: „Auch ermahnen wir alle, frommen Sinnes Wallfahrten zu den in verschiedenen Ländern in besonderer Verehrung stehenden Gnadenorten der Himmelsbewohner zu unternehmen. Unter diesen Gnadenorten nimmt in Italien das hochheilige Haus von Loreto, woran sich die Erinnerung der heiligsten Geheimnisse knüpft, einen vorzüglichen Rang ein." Wie die Päpste, die Stellvertreter Christi, so haben auch die Heiligen, die treuesten Nachfolger des Herrn, das heilige Haus gern und oft besucht. In ihm las der hl. Franciscus Xaverius die heilige Messe; der selige Petrus Canisius vertheidigte die Würde desselben eingehend in seinem großen Werk über die Marienverehrung; der hl. Franciscus Borgias erlangte dort Heilung; der hl. Stanislaus Kostka betete in ihm, als er nach Rom pilgerte, der hl. Aloysius von Gonzaga, ehe er in den Orden eintrat. Zweimal kam der hl. Gaëtano da Tiene dorthin, zwei Nächte wachte daselbst der hl. Franciscus Caracciola. Wiederholt sah man den hl. Karl Borromäus als Pilger zu Loreto. Hier rief der hl. Franz von Sales aus: „Dieses also sind deine Wohnungen, o schöne Braut des ewigen Königs! Hier, o göttlicher Seelenfreund, pflegtest du zu verweilen. Hier wurdest du mein Bruder." Nennen wir noch als vorzügliche Verehrer Loreto's den hl. Petrus von Alcantara, Joseph von Cupertino, Alexander Sauli, Camillus von Lelli, Alfons von Liguori und Benedikt Joseph Labre.

Das katholische Herz wird freudig und ehrfurchtsvoll bewegt bei den in Loreto ihm entgegentretenden Erinnerungen. Gläubigen Sinnes liest der Ankommende schon an der reichen Façade der Kirche die Inschrift:

Deiparae domus, in qua Verbum caro factum est.

(Der Gottesgebärerin Haus, worin das Wort ist Fleisch geworden.)

Tursellini bezeugt in der Einleitung zu seiner berühmten Geschichte dieses Gnadenortes: „Niemand betritt dieses Heiligthum, ohne die Nähe

Gottes und dessen Mutter zu fühlen.“ Im sechsten Kapitel des zweiten Buches führt er die Aussprüche des berühmten Theologen und Dichters Baptista von Mantua an, welcher sagt: „Als ich neulich pilgernd zum heiligsten Hause der Jungfrau Maria gekommen war und gesehen hatte, welche und wie große Wunderzeichen der mächtigen Güte Gott dort offenbart, wurde ich plötzlich ganz erschüttert. Es schien mir, als hörte ich die Stimme Gottes, der zu Moses redete: ‚Nahe dich nicht! Löse die Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, auf dem du stehst, ist heilige Erde.‘“ Weiterhin vergleicht derselbe Baptista das Lauretanische Haus mit dem irdischen Paradiese, worin Eva aus Adams Seite gebildet ward, und mit dem Berge Sinai, wo das Gesetz gegeben wurde, mit Salomons durch Gottes Gegenwart geheiligtem Tempel, mit Bethlehems Höhle, worin des Erlösers Krippe gestanden, sowie mit dem Tabor und dem Oelberge. Ja er stellt es in einer Hinsicht noch über das Heilige Grab und schließt mit dem Ausspruche Jakobs: „Schrecklich ist dieser Ort! Nichts anderes ist hier als das Haus Gottes und die Pforte des Himmels.“

Solchen Betrachtungen entstammt die Sitte, welche die Italiener seit alters bei Wallfahrten nach Loreto befolgen. Wenn sie mit Kreuz und Fahnen, sowie mit großen, zum Opfer bestimmten, von Geldstücken bedeckten Kerzen in Processionen herangezogen kommen und von ferne die Kuppel erblicken, worunter das heilige Haus steht, werfen alle sich auf beide Kniee nieder und beten Gott an, der dort Fleisch geworden ist. Dann erheben sie sich, ziehen bis in die Kirche und fallen unmittelbar vor dem heiligen Hause wiederum auf die Kniee nieder. In knieender Stellung bewegen viele Pilger sich über die das heilige Haus umgebende Stufe, so daß diese ausgehöhlt ist. Seine Wände sind durch die vielen Küsse geglättet. Wenige Pilger kehren heim, ohne ihre Sünden bereut und gebeichtet, ohne im heiligsten Sacramente sich mit Gott vereint zu haben.

Die Angehörigen einer jeden großen Nation finden in Loreto ihren Beichtvater. Ein deutscher Franziskaner hilft seinen Landsleuten nicht nur durch geistliche Wohlthaten, sondern auch oft durch andere Unterstützung. Täglich wird im oder am heiligen Hause eine von Kaiser Leopold I. gestiftete Messe gelesen. Außerdem werden Tag um Tag zwei vom Herzog Maximilian von Bayern gestiftete Messen gefeiert. Das österreichische Kaiserhaus hat daselbst eine Kaplanei gegründet, eine andere die fürstliche Familie Lobkowitz. Sechs silberne, unlängst von König Johann

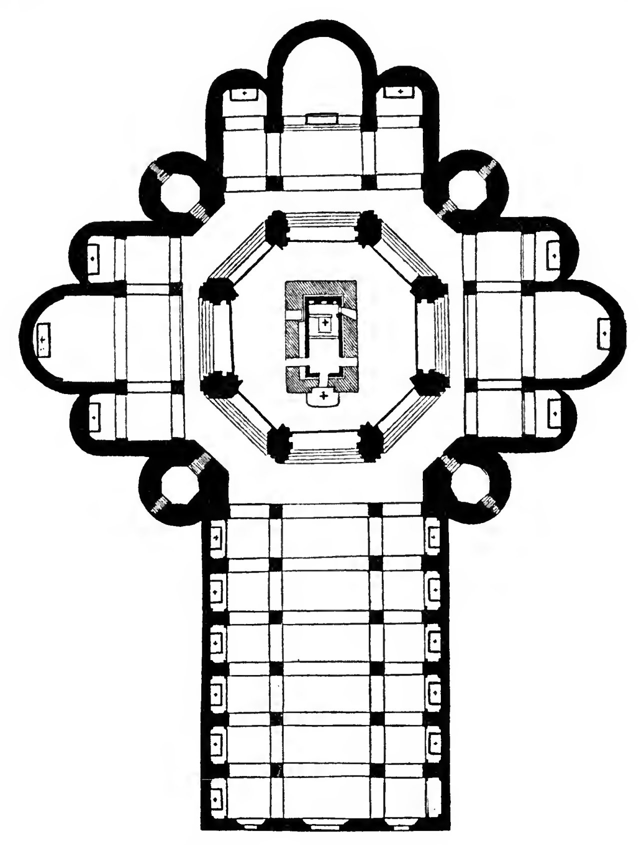
von Sachsen geschenkte Leuchter stehen in der Schatzkammer. Leider ist letztere im Vergleich zu früher arm. Auch die Kirche bedarf einer Erneuerung. Ihre Kuppel oberhalb des heiligen Hauses hat stark gelitten, die Vergoldung ist fast ganz verschwunden. Auch die Kapellen befinden sich in traurigem Zustande.

Dies ist um so mehr zu bedauern, weil auf den 10. December 1894 das sechshundertjährige Fest der Uebertragung des heiligen Hauses fällt und die Erinnerung an jenes wunderbare Ereigniß feierlich begangen werden soll. Als Vorbereitung darauf hat nun der hochwürdigste Bischof von Loreto und Recanati bereits begonnen, in großartiger Weise an der Erneuerung der das heilige Haus umschließenden Basilika zu arbeiten. Seine Mittel reichen indessen nicht aus, die Restauration bis zum Jahre 1894 zu vollenden. Darum hat er sich an verschiedene Nationen gewandt und ihnen je eine Kapelle angeboten, welche deren Namen tragen soll, wenn dieselben die Instandsetzung übernehmen. Seinen Plan begründet der hochwürdigste Herr durch den Gedanken, die Basilika von Loreto gehöre der ganzen katholischen Welt; denn sie enthalte „die Wiege der Christenheit, die hochehrwürdige Stätte der Menschwerdung, das erste christliche Heiligthum der Erde, das erste der Jungfrau Maria gewidmete Gotteshaus".

Auf dem umstehenden Plan sieht man die acht bis jetzt vergebenen Kapellen in den drei das heilige Haus umgebenden Kreuzesarmen. Gehen wir von der Linken, der Evangelienseite aus, so ist die erste größere Kapelle für Frankreich, die folgende kleinere für die Slaven bestimmt. Von den drei oberen Kapellen soll Deutschland die mittlere, Belgien die links und England die rechts liegende erhalten. Die beiden kleineren Kapellen im südlichen Kreuzesarm sind für Spanien und Holland bestimmt, die mittlere bleibt den übrigen Nationen vorbehalten.

Die Deutschland angebotene Kapelle ist 10,40 m tief, 14 m hoch, 8,50 m breit. Sie hat ein Fenster von 3,80 m Breite und 9 m Höhe. Es ist dieselbe, deren jetzige Ausstattung schon oben beschrieben ward. In ihr sollen Glasgemälde, Fußboden, Altar, Communionbank und Abschlußgitter neu hergestellt werden. Der Kostenanschlag ist auf 80 000 Gulden berechnet. Der Antrag des Bischofs von Loreto, welcher laut eines Schreibens des Cardinals Rampolla vom 20. August vorigen Jahres die volle Billigung und den besondern Segen des Heiligen Vaters erhalten hatte, wurde von der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Koblenz einstimmig und mit lebhaftem Beifall angenommen und der

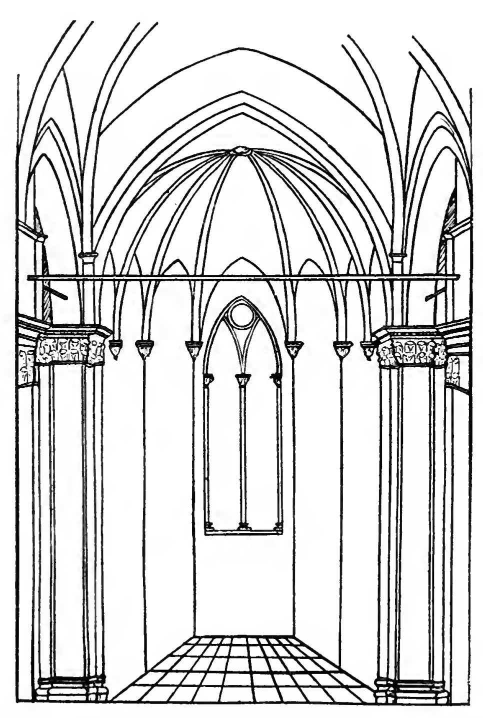
Beschluß gefaßt: „den Commissar der Versammlung zu ersuchen, ein Herren- und ein Damen-Comité zu bilden zur Sammlung der Mittel für die Restaurirung der vom Bischof von Loreto der deutschen Nation als nationale Andachtsstätte angebotenen großen Seiten-Kapelle der Lauretanischen Kathedrale.“



Grundriß der Kirche zu Loreto.

Wohl sind Deutschlands Kräfte in vielfacher Weise stark in Anspruch genommen. Wohl bedürfen gar viele in gemischte oder fast ganz protestantische Gegenden verstreuten Katholiken der Unterstützung für die Errichtung von Kirchen und Schulen. Handelt es sich aber um die Verehrung Maria's, dann ist unser Volk nie zurückgeblieben. Somit steht zu hoffen, die schöne und große Aufgabe, welche die Katholiken Deutschlands übernommen haben, werde überall eine großmüthige Unterstützung finden. Die Bestimmung über die Art der Ausstattung jener Kapelle,

die Wahl der Künstler und die Ueberwachung der zu verwendenden Geldmittel hat der hochwürdigste Bischof dem deutschen Comité vollständig überlassen. Der Wettstreit unter den europäischen Nationen erstreckt sich über alle materiellen Interessen und die verschiedensten Fragen der Wissenschaft. Ist es nicht eine schöne, der edelsten Zeiten des gläubigen Mittel-



Ansicht der den Deutschen zugewiesenen Kapelle in der Kirche zu Loreto.

alters würdige Idee, einen Wettstreit beginnen zu lassen in der Verehrung des Sohnes Gottes und seiner Mutter durch Auszierung des Ortes, wo das Wort Fleisch und die Jungfrau Mutter ward? Möge deutsche Frömmigkeit, Freigebigkeit und Kunst die Palme des Sieges erringen und mit ihr noch Erhabeneres: den Dank der Gottesmutter und ihres anbetungswürdigen Sohnes.

Steph. Beissel S. J.

Das undogmatische Christenthum.

(Fortsetzung.)

IV.

Das undogmatische Christenthum, welches Dreyer zur Vermeidung des Conflictes der modernen Weltanschauung mit dem Dogma vorschlägt, haben wir seinen Grundzügen nach dargelegt, und sein Verhältniß zu Christus und zum wahren Christenthum haben wir untersucht. Es wäre nun diese Religion in sich zu betrachten.

Schon der Name derselben bezeichnet als ihre specifische Eigenthümlichkeit ihr Freisein vom Dogma. Dieser Eigenthümlichkeit müssen wir also auch unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Zwei Dinge stellen sich hauptsächlich zur Untersuchung dar: erstens, wie sich Dreyer die Entstehung des vom Christenthum loszulösenden Dogmas, und wie er sich dessen Verhältniß zum Glauben denkt; zweitens, welchem Loose das Dogma und die Lehre überhaupt anheimfallen soll.

Wie Dreyer das Dogma aus dem Glauben entstehen läßt, haben wir früher nur kurz mitgetheilt[1]. Kehren wir hierzu zurück, und fassen wir dabei nunmehr das christliche Dogma und die Art, wie es sich nach Dreyer gebildet hat, ins Auge.

Religion und Glaube besteht nach Dreyer in inneren Erfahrungen des Gemüthes, im Streben und Sehnen nach Gott, im Erfassen und beseligenden Besitze Gottes. Christlicher Glaube besteht in der Aneignung der Glaubenserfahrungen Christi durch Eindringen in seine Persönlichkeit und Nachahmung seines Lebens in Gott. Bei dem unaustilglichen Bedürfnisse des Menschen, sich über seine inneren Erlebnisse Rechenschaft zu geben, sucht er seine religiöse Erfahrungen in Begriffe zu fassen; so wird denn der Christ zur Untersuchung getrieben, woher Christus, welcher einen so großen Einfluß auf ihn ausübt, stamme, in welchem Verhältnisse er zu Gott stehe, auf welche Weise der Glaube an ihn Erlösung von der Sünde vermittle. Dieser Geistesarbeit verdankt das Dogma sein Dasein. Ist ja das Dogma „die in Begriffe gefaßte religiöse Erfahrung". Nicht ist (nach Dreyer), wie die Orthodoxie behauptet, das Dogma das Erste, Ursprüngliche, durch dessen Verkündigung erst das religiöse Leben geweckt

[1] S. 28.

wird, sondern umgekehrt treten zuerst die religiösen Erlebnisse ein, und aus diesen entsteht in besagter Weise das Dogma. „Wird hierdurch das flutende Leben gleichsam in eine feste Form gegossen, die es als einen Gegenstand der Untersuchung sorgsam bewahrt, so ist andererseits nicht zu verkennen, daß es, aus den warmen Regionen des Gemüthes in die kühlen des Verstandes versetzt, an ursprünglicher Art und Kraft verlieren muß." Wie das Wasser im Eisblock, so ist der Glaube im Dogma enthalten. Wie jemand, der das Wasser nicht kennt, dieses aus dem Eisblock nicht kennen lernen würde, ohne ihn durch Erwärmung in flüssigen Zustand zu versetzen, so lernt der Ungläubige aus dem Dogma als solchem den Glauben nicht kennen, während der Gläubige weiß, daß es die Erscheinungsform seines Glaubens in der Temperatur der Begriffswelt ist [1].

Das Verhältniß des Dogmas zum Gemüthsglauben wird von Dreyer durch ein paar Beispiele erläutert. Im Apostolischen Glaubensbekenntnisse ist das Dogma enthalten, daß Christus nach seinem Kreuzestod zur Hölle, d. h. an den Aufenthaltsort der Todten, hinabgefahren sei. In diesem Satze ist, so glaubt er, nur bezeugt, daß auch die vor Christus Verstorbenen das Heil finden konnten, wie dies das fromme Gemüth fordert. „Die Tendenz jenes Satzes ist nicht, ein objectives Ereigniß zu beschreiben, sondern einem subjectiven Verlangen des frommen Gemüthes zu genügen, und wer das objective Ereigniß läugnen, dafür aber jenem Postulate auf eine andere Weise — etwa durch Annahme einer fides implicita der Heiden — genügen wollte, der würde ein größeres Recht haben, sich zum Apostolicum zu bekennen, als wer alle seine Sätze als objective Daten anstandslos unterschreibt, ohne die in ihnen pulsirende Seele zu spüren." Gerade so ist auch die Lehre von der Auferstehung des Fleisches weiter nichts als „der unvollkommene verstandesmäßige Ausdruck der Empfindung, daß, wenn dem religiösen Bedürfnisse genügt werden solle, das ewige Leben nicht ein schattenhaftes Dasein, sondern eine ganze und volle menschliche Existenz sein müsse" [2]. Zuerst entstand im frommen Gemüthe also die „Erkenntniß", daß auch die vor Christo lebenden Menschen selig werden konnten, daß unser Leben im Jenseits kein Schattenleben sein werde. Dann bemächtigte sich der Verstand dieser in unserem Gemüthe auftauchenden Empfindung und faßte dieselbe, sich des Begriffsmaterials seiner Zeit bedienend, in die Sätze: „Christus stieg ins Todtenreich hinab", „die Todten werden aus ihren Gräbern auferstehen". Dreyer

---

[1] Undogmatisches Christenthum. S. 28 f. 78 f. [2] A. a. O. S. 32 f.

billigt ein solches Bestreben, Dogmen zu bilden, da man „auch durch ein gefärbtes Glas doch etwas erkennen könne“ [1]. Aber besteht denn ein solches Dogmenbilden im Grunde nicht darin, daß man hinsichtlich der wichtigsten Fragen, welche den menschlichen Geist beschäftigen, willkürlich Lehren erdichtet und Unwahrheiten verbreitet? Wenn das Hinabsteigen Christi in die Unterwelt kein objectives Ereigniß ist, so ist der Satz: „Christus ist in die Unterwelt hinabgestiegen“ eine Unwahrheit; und wenn unsere Leiber nicht auferstehen, ist die Lehre von der Auferstehung des Fleisches unwahr. Der Gläubige weiß, antwortet Dreyer [2], daß diese Sätze die Erscheinungsform seines Glaubens in der Temperatur der Begriffswelt sind. Nein, „der Gläubige“ hat bis auf die Zeiten Dreyers jene Sätze in ihrem natürlichen Sinn als Wahrheiten angenommen und ist, wenn sie entstanden sind, wie Dreyer vorgibt, durch die Kirche, welche ihm das Glaubensbekenntniß in die Hand gegeben, entsetzlich irregeleitet worden.

Auch den Hergang der Dogmenentstehung legt uns Dreyer in ein paar Beispielen dar. Sehen wir, wie er sich die Entstehung jenes Grunddogmas unseres Christenglaubens, auf welches der Christ getauft wird, des Dogmas von der heiligsten Dreifaltigkeit, denkt.

„Wenn der christliche Glaube in einem Menschen erwacht ist, so erfährt er das geheimnißvolle Schaffen eines ganz neuen Geistes in sich selbst und in der Gemeinde, und es ist ihm unmittelbar gewiß, daß dies das Leben Christi und das Leben Gottes ist.... Diese Erfahrung gehört an sich nicht der Begriffswelt, sondern der Gemüthswelt an. Nun aber bemächtigt sich ihrer der Begriff und bildet unter Benützung bereitliegender philosophischer Ideen das Dogma von der Dreieinigkeit Gottes. Wenn der in der Gemeinde lebendige Geist wirklich Christus selbst ist — und das religiöse Gemüth wird sich hievon nie etwas abdingen lassen —, Christus aber und Gott für den Glauben eins sind, wenn andererseits das religiöse Interesse keineswegs die Identität Christi mit dem Schöpfer des Universums oder mit dem in der Gemeinde wirkenden Geist, sondern im Gegentheil die Selbständigkeit seiner Persönlichkeit mit Entschiedenheit fordert, so combinirt und verdichtet nun die dogmenbildende Thätigkeit diese Gemüthserfahrungen zu der Lehre, daß es in dem einen göttlichen Wesen drei Personen gebe, unvermischt, aber auch ungetrennt.“ In dieser so entstandenen Lehre sieht nun Dreyer

---

[1] Undogmatisches Christenthum. S. 34. [2] A. a. O. S. 79.

logische Widersprüche, ohne sie indessen zu perhorresciren. Das liebende Gemüth, sagt er, versteht, was der Verstand niemals zugeben wird, nämlich, daß drei zugleich eins sind [1].

Willkürlichere Behauptungen dürfte der Leser wohl noch nie in einem ernst geschriebenen Buche gefunden haben; gleich willkürlich sind die einzelnen Sätze wie die Verkettung derselben. Einen Traum widerlegt man nicht. Die geschichtliche Unwahrheit obiger Träumerei liegt ja auch auf der Hand. Nicht spät erdacht ist die Lehre von der Verschiedenheit und dem Einssein der drei Personen. Bevor „der christliche Glaube in einem Menschen erwacht ist", trat Christus in die Welt mit den Worten: „Ich und der Vater sind eins." Der Sohn und der Vater sind zwei verschiedene Personen, und diese beiden sind eins. Ist vielleicht auch dieser Satz im Munde Christi schon ein Dogma, welches so durch Reflexion über Gemüthserfahrungen entstanden ist, wie Dreyer die Entstehung der Dogmen erklärt? Aber diese Ausflucht würde Dreyers später zu erörternde Lehre über den Unterschied zwischen den Dogmen und den in der Heiligen Schrift enthaltenen Wahrheiten über den Haufen werfen, da nach jener die in der Heiligen Schrift enthaltenen Sätze, und ganz besonders die Aussprüche Christi, im Gegensatz zu den Dogmen allgemein verpflichtende Lehre sein sollen. Jenes Wort Christi erscheint noch nicht in philosophisch genau bestimmtem Ausdruck, aber es besagt dasselbe, wie die später genau formulirte Lehre. Als nun zu Arius' Zeiten die Lehre von der Wesensgemeinschaft des Vaters mit dem Sohne und die Trinitätslehre überhaupt in Wortformen von scharf abgegrenzter Bedeutung gefaßt wurde, ging da die „Dogmatisirung" derselben vor sich, wie Dreyer sich die Entstehung der Dogmen denkt? Reflectirte man vielleicht über die Erfahrungen des frommen Gemüthes, um dieselben, in feste Formen gegossen, als Dogmen vorzutragen? Gewann man, um bei unserem Beispiele zu bleiben, die Lehre vom Heiligen Geiste und seinem Verhältnisse zum Vater und zum Sohne durch Beobachtung des geheimnißvollen Schaffens eines ganz neuen Geistes im eigenen Innern und in der Gemeinde? Oder war man nicht im Gegentheil bemüht, aus objectiv gegebenen Lehren, namentlich aus den im Evangelium mitgetheilten Aussprüchen Christi, zu ermitteln, was der Menschheit über den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist von Gott selbst durch Offenbarung mitgetheilt sei? Die zahlreichen Werke, die aus den Zeiten der arianischen Wirren auf uns gekommen, geben

[1] A. a. O.

Aufschluß über die Art der Geistesarbeit, welcher wir die genaue Formulirung der Trinitätslehre verdanken. Was vom Studium einer jeden geschichtlichen Frage gilt, das gilt auch vom Studium der Formulirung jener Lehren. Aus den Geschichtsmonumenten muß man sich Aufschluß über den Hergang dieser Arbeit verschaffen, nicht aber, im Banne einer vorgefaßten Meinung über die Entstehung der Dogmen, mit verschlossenen Augen phantasiren, wie wohl in einer jener vorgefaßten Meinung entsprechenden Weise das Trinitätsdogma entstanden sein könne, bereit, eine ins System passende Träumerei als Darstellung des geschichtlichen Herganges auszugeben.

Dreyers Erklärung der Entstehung der Dogmen ist Träumerei, und wäre das Dogma entstanden, wie er annimmt, so wäre es nicht eine in feste Form gegossene, berechtigte Religionslehre, sondern eine nie genug zu beklagende Abirrung der Kirche von der Wahrheit.

Aus früheren Bemerkungen geht nun schon hervor, daß Dreyer diese unwahren und noch dazu an inneren Widersprüchen leidenden Sätze nicht ganz, wie man erwarten sollte, aus seinem undogmatischen Christenthum verbannen will. Doch müssen wir genauer zusehen, welches Loos er ihnen denn beschieden, und welche Stelle er den Dogmen und den Lehren überhaupt in seiner Religion anweist.

In seiner oft citirten Schrift unterscheidet Dreyer nicht zwischen Lehre, Kirchenlehre und Dogma[1], und alle Einwürfe, die er gegen das Dogma geltend macht, erhebt er auch gegen die Lehre. Später aber erklärt er in einer Antwort[2] auf Kaftans Angriffe, er wolle „eine von dem lebendigen Pulsschlag des Herzens durchglühte Christenlehre“ nicht ausschließen, und in seiner noch später geschriebenen Artikelserie[3] unterscheidet er ausdrücklich zwischen Lehre oder Glaubenslehre und Dogma. „Neben dem Anspruch auf Allgemeingiltigkeit gehört das wissenschaftliche Moment zum Wesen des Dogmas.“[4] Eine allgemein giltige, verpflichtende Kirchenlehre soll bleiben[5], aber sie ist kein Dogma; es fehlt ihr das zweite Moment, sie ist nicht etwas wissenschaftlich Bestimmtes[6].

Gegen das bestehende Dogma also bleiben alle Angriffe gerichtet, mit welchen Dreyer die Begründung der Nothwendigkeit eines undogma-

---

[1] Vgl. Undogmatisches Christenthum. S. 29 ff.
[2] Die christliche Welt 1889. S. 134.
[3] Protestantische Kirchenzeitung 1889. Nr. 32 ff.
[4] Die christliche Welt a. a. O.
[5] Protestant. Kirchenztg. a. a. O. S. 738 ff. [6] A. a. O.

tischen Christenthums beginnt, nicht mehr gegen die Lehre [1]. Das Dogma steht in einem unversöhnlichen Gegensatz zur modernen Weltanschauung und zu absolut feststehenden Resultaten der heutigen Wissenschaft. Im Laufe der Darstellung greift er das Dogma noch von einer andern Seite an. Er findet, daß es auch *in sich* an logischen Widersprüchen leide [2], und zwar hält er logische Widersprüche bei wissenschaftlicher Präcisirung der Glaubenslehre für unvermeidlich, weil ohne sie die religiöse Erfahrung nicht mehr zu möglichst vollständigem Ausdruck kommen, mithin das Dogma seinen Zweck verfehlen würde [3]. Auch sagt er wohl, die himmlischen Dinge würden von der Wissenschaft nur *bruchstückweise* erfaßt, „das Wissen des Uebersinnlichen" sei „durch die Beschaffenheit unseres Erkenntnißvermögens überhaupt ausgeschlossen", die „höhere Welt sei von unserem Wissen gar nicht zu erreichen" [4].

Aber *nichtsdestoweniger* will Dreyer, es solle „nicht nur jeder Professor der Theologie, sondern auch jeder andere Christenmensch, der Neigung und Fähigkeit dazu hat, sich im Zusammenhang mit dem Welterkennen sein möglichst fein ausgeführtes System der Gotteserkenntniß bauen" [5]. Diese Arbeit ist nach ihm sogar eine Hauptaufgabe der Theologie [6]. Ja, es scheint ihm wünschenswerth, daß die Kirche selbst, wie in früheren Jahrhunderten bei Unterdrückung von Häresien, so auch in der Gegenwart „gegen den materialistischen Monismus, gegen den Pessimismus und andere moderne Häresien das gute Recht des Christenglaubens wissenschaftlich mit Erfolg vertheidigen und für ihre Position einen möglichst knappen und klaren, von den Zeitgenossen anerkannten Ausdruck gewinnen könnte. Dies würde gleichsam ein neues Symbol sein, ein bleibendes Denkmal davon, wie die Kirche des 19. Jahrhunderts ihrer Pflicht, von dem Christenglauben gegen seine Feinde öffentlich Rechenschaft abzulegen, genügt hätte." Es wäre diese kirchlich formulirte Lehre nun kein Dogma, weil nicht absolut unveränderlich, und auch für die Gegenwart *nicht bindend* [7]; aber im übrigen stände sie dem Dogma gleich und schlösse, wie dieses, nothwendig Widersprüche ein. Vor Widersprüchen

---

[1] Zu bemerken ist indessen, daß im November 1890 die Schrift Dreyers (Undogmatisches Christenthum) *unverändert* in dritter Auflage erschienen ist.

[2] Undogmatisches Christenthum. S. 79.

[3] A. a. O.; Protestantische Kirchenzeitung a. a. O. S. 765.

[4] A. a. O. S. 811. 815.

[5] Die christliche Welt a. a. O. S. 135.

[6] Protestantische Kirchenzeitung a. a. O. S. 742; vgl. S. 812.

[7] A. a. O. S. 812 f.

schreckt Dreyer nicht zurück. Auch im Trinitätsdogma sieht er solche. Aber er findet sich, wie oben bemerkt, darin zurecht [1]. Ja, gerade wegen ihrer Widersprüche trug die Lehre des hl. Athanasius über die des Arius den Sieg davon. Denn gerade in dem, worin der nüchterne Verstand Widersprüche sieht, liegt für den Gläubigen das Mysterium des Glaubens. „Das Dogma enthält nothwendig Widersprüche, sonst genügt es dem Glauben nicht.“ [2]

Solche Lehren sind uns Katholiken ganz und gar unbegreiflich. Nie und nimmer werden wir einem Satze, welcher logische Widersprüche enthält, Existenzberechtigung zuerkennen oder einen Glauben achten, welcher mit einem solchen Satze in nothwendigem Zusammenhange steht. Niemals hat uns die Kirche zugemuthet, einen Widerspruch als Wahrheit zu bekennen, nie solche unerträgliche Anforderungen an unsere Vernunft gestellt, wie sie Dreyer in obigen Sätzen und auch sonst an die Vernunft seiner Leser stellt. Und doch müssen wir oft von den Protestanten und auch von Dreyer hören [3]: „Mit Verzicht auf jedes eigene Urtheil nimmt er [der Katholik] die Dogmen der Kirche und die Zumuthungen der Priester hin, widersprächen sie auch noch so sehr dem gesunden Menschenverstande und der natürlichen Empfindung. Gerade je schroffer dieser Widerspruch ist, einen desto größern Triumph feiert die kirchliche Autorität, und an diesem nehmen ja die blind sich unterwerfenden Glieder der Kirche theil.“ Ganz im Gegentheile. Wir wissen, daß wir eine unfehlbare Autorität in Glaubenslehren haben, die, weil unfehlbar, uns nie widerspruchsvolle und darum unwahre Lehren vortragen kann; nichts Widervernünftiges nehmen wir an, wohl aber Unbegreifliches, Uebervernünftiges, und es ist wahrhaftig sehr vernünftig von dem Menschen, daß er annimmt, er könne mit seiner kleinen Vernunft nicht gerade alles begreifen. Auch das Trinitätsdogma enthält keineswegs einen logischen Widerspruch. Es besagt nicht

---

[1] Dreyer schreibt dem Gemüthe auch Erkenntnisse zu (vgl. Undogmatisches Christenthum. S. 34; Protest. Kirchenztg. a. a. O. S. 739). Wir wollen diese irrige Ansicht nicht widerlegen; doch sei zum Verständnisse unserer Erörterung bemerkt, daß das Gemüth, wenn es Erkenntnißfähigkeit ist, sich auch nothwendig den Gesetzen der Logik unterordnen muß; eine geistige Erkenntnißfähigkeit ohne Logik ist eine Närrin, mit welcher nichts anzufangen ist. Das Erkennen des Gemüthes scheint sich Dreyer ganz verschwommen zu denken, wie etwa unser Erkennen im Traume, in welchem wir glauben auf einer Wiese zu wandeln, zugleich aber uns auf einem See im Kahne zu schaukeln.

[2] Undogmatisches Christenthum. S. 79 f.; Protest. Kirchenztg. a. a. O. S. 765.

[3] Undogmatisches Christenthum. S. 41.

die Identität zwischen drei und eins, als wären drei Personen eine Person oder drei Götter ein Gott; sondern es enthält die Lehre, daß drei Personen eine göttliche Natur gemeinsam haben und darum ein Gott sind. Wie drei menschliche Personen, weil sie dieselbe menschliche Natur besitzen, Mensch sind, so sind die drei göttlichen Personen, weil sie dieselbe göttliche Natur besitzen, Gott. Wie aber die menschlichen Personen, weil sie nicht numerisch, sondern specifisch dieselbe menschliche Natur haben, drei Menschen sind, so sind die drei göttlichen Personen, weil sie nicht specifisch, sondern numerisch dieselbe göttliche Natur besitzen, ein Gott. Begreifen werden wir dieses Geheimniß nie, solange wir nicht Gott schauen. Und das ist ja ganz natürlich. Denn wie könnten wir bei dem unendlichen Abstand zwischen Gott und den Geschöpfen Gott begreifen, solange wir unsere Begriffe nur durch Betrachtung der Geschöpfe gewinnen, und diese dann erst auf Gott anwenden? Daß aber die Lehre Wahrheit ist, dies wissen wir durch das Zeugniß Gottes, welcher uns dieselbe mitgetheilt hat.

Wie uns Dreyer überhaupt vorwerfen kann, daß wir uns in blinder Unterwerfung der kirchlichen Autorität hingeben, ist unbegreiflich, oder wird nur dadurch begreiflich, daß er ein bei den Protestanten geltendes Axiom blind angenommen. Der kirchlichen Autorität unterwerfen wir uns, weil wir sie in vernunftgemäßer Untersuchung als eine gottgesetzte und von Gott geleitete Autorität erkennen, und auf dem ganzen Wege zu dieser Erkenntniß thun wir keinen Schritt, den wir nicht vor dem Richterstuhle der Vernunft rechtfertigen können. Sehend, nicht blind, unterwerfen wir uns der Autorität. Welche Vernunftgründe bringt dagegen Dreyer bei Aufstellung seines ganzen Systemes vor? Wir finden nichts als Behauptungen, größtentheils recht abenteuerliche Behauptungen, von Beweisen aber kaum Ansätze. Wenn seine Lehre in den Disputationen katholischer Schulen durch die Reihen der Studirenden einmal Spießruthen laufen müßte, wie würde sie sofort, jämmerlich durchlöchert, zusammensinken. Wir Katholiken bedienen uns auch bei unseren religiösen Untersuchungen des Lichtes der Vernunft. Dreyers Lehre hat ihr Heim im Nebel verschwommener Gefühle. Er fürchtet die Thätigkeit der Vernunft. Dem poetischen, undogmatischen Charakter biblischer Aussprüche, so sagt er, nehme man das Leben, wenn man sie zu theologischen Artikeln verarbeite, und er habe selten etwas Schöneres gelesen als das Wort Robertsons: „Dies ist mein Leib! Kältet das zu Prosa ab, dann habt ihr die Transsubstantion"; er fügt hinzu, daß es auch mit den übrigen

Glaubensartikeln so stehe [1]. Also: Christi Wort, mit der Vernunft untersucht, enthält die katholische Lehre; man hüte sich deshalb vor vernunftgemäßer Untersuchung. So Dreyer. Ist die Lehre denn ein Irrthum, zu welcher man geführt wird, wenn man über das Wort Christi vernünftig nachdenkt? Wo liegt denn der Fehler? Im Worte Christi? Wahrhaftig nicht; dies ist auch nach Dreyer allgemein verpflichtende Kirchenlehre. In der Vernunft? Wir glaubten immer, daß gerade die Vernunft die Fähigkeit sei, die Wahrheit zu erkennen, und daß der Mensch zum Irrthum gelange, wenn er eben seine Vernunft nicht recht gebrauche.

Dreyer gesteht, wie wir oben gesehen, den Dogmen in seinen späteren Schriften eine gewisse Existenzberechtigung zu. Doch dürfen sie nicht allgemein und auf immer verpflichtend sein. Nach seiner Begriffsbestimmung von Dogmen sind es also keine eigentlichen Dogmen. Es fehlt ihnen ein wesentliches Element, die verpflichtende Kraft. Sie sind mit logischen Widersprüchen behaftet, stehen mit der Wissenschaft auf Kriegsfuß und müssen mit Entfernung des wissenschaftlichen Ausdrucks in die ursprüngliche Glaubenssprache zurückübersetzt werden. Von diesen Rückübersetzungen haben wir oben ein paar kennen gelernt, nämlich Dreyers Versuche, den ursprünglichen Glaubensinhalt der Dogmen von dem Hinabfahren der Seele Christi in die Hölle, von der Auferstehung des Fleisches, von der Dreieinigkeit, aus den starren dogmatischen Formen herauszuschälen. Sache der Theologen ist es, den Gläubigen diese süße Frucht aus der Hülse zu gewinnen. „Ein Theologe muß die Hieroglyphenschrift der Dogmatik lesen können. Er wird dazu gebildet. Aber dem Laien muß er sie übersetzen. Eben dazu hauptsächlich soll er durch seine theologische Bildung befähigt sein." [2] Dreyer gibt uns die tröstliche Versicherung, daß die neuere Theologie fleißig und erfolgreich an der Arbeit sei. „Sie zeigt hinter der mangelhaften und wandelbaren Form der Lehre [d. i. des Dogmas] den ewigen Glaubensgehalt. . . . Sie geht immer und überall von der Voraussetzung aus, daß der Glaube das Erste, Originale, Unwandelbare, die Lehre das Zweite, Abgeleitete, Veränderliche sei. Sie bekämpft immer und überall die entgegenstehende, in den Gemeinden noch so tief wurzelnde Meinung, daß das Evangelium eine übernatürlich geoffenbarte Lehre sei." [3] — Welch ein Babylon von Glaubenslehren muß durch diese unausgesetzte Arbeit der protestantischen Theologen ent-

---

[1] Die christliche Welt. S. 135.

[2] Undogmatisches Christenthum. S. 81 f. [3] A. a. O.

stehen, wenn sie bei ihrer Uebersetzung mit derselben Willkür wie Dreyer vorangehen. Könnten wir doch einmal ein paar Uebersetzungen des Apostolischen Glaubensbekenntnisses sehen.

Das Dogma, als verbindliche Lehrvorschrift, muß nach Dreyer fallen; aber eine gewisse Lehre, eine Glaubenslehre, eine Kirchenlehre soll bleiben [1]. Das Dogma besagt wesentlich eine unveränderliche, für alle verbindliche und dazu in begriffliche Formen gegossene, wissenschaftlich bestimmte Lehre. Die Lehre, die bleiben soll, ist auch eine unveränderliche, ja für alle verbindliche, aber wissenschaftlich unbestimmte, und so in begrifflicher Schwebe gehaltene Lehre, daß die verschiedensten Auffassungen möglich und die Thore der Kirche möglichst weit geöffnet sind. So wird z. B. die Lehre von Gott in solchen Ausdrücken vorzulegen sein, daß sich nicht nur derjenige, welcher einen persönlichen Gott annimmt, sondern auch der Pantheist zu ihr bekennen kann; die Lehre von Christus als dem eingeborenen Sohne Gottes so, daß es freisteht, dabei an die Menschwerdung des wahren Gottessohnes oder an die Geburt des Menschen Christus aus einer Jungfrau oder an die „volle Offenbarung" Gottes im Menschen Christus zu denken [2]; die Lehre von der Auferstehung Christi muß so gefaßt werden, daß sie sich weder für seine leibliche Auferstehung, noch für Visionen der Jünger, noch für das bloße Fortleben Christi entscheidet [3].

Dreyer gibt [4] ein Beispiel von einer wissenschaftlich unbestimmt gehaltenen Lehre. „Rede ich von dem himmlischen Vater oder von dem ewigen Leben, so pulsirt in diesen Lehren der Herzschlag des gläubigen Empfindens mit seiner vollen Kraft und Wärme; für das Gemüth und den Willen des Menschen sind sie auch völlig klar und bestimmt, für den Begriff sind sie insofern mangelhaft, als sie zwar eine Reihe von Systemen [z. B. atheistische] ausschließen, immerhin aber noch für eine große Verschiedenheit Raum lassen, mithin dehnbar, für das rein begriffsmäßige

---

[1] Die christliche Welt 1889. S. 134.

[2] Dreyer denkt an die rein natürliche Offenbarung in dem früher (S. 29) beschriebenen Sinne. Dem Anhänger des undogmatischen Christenthums steht es also frei, sich für einen natürlichen oder übernatürlichen Ursprung des Christenthums zu erklären. Doch bekämpft die Theologie — offenbar Dreyers Wünschen entsprechend — „immer und überall die . . . in den Gemeinden noch so tief wurzelnde Meinung, daß das Evangelium eine übernatürlich geoffenbarte Lehre sei". Undogmatisches Christenthum. S. 81.

[3] A. a. O. S. 135; Protestantische Kirchenztg. a. a. O. S. 738 f.

[4] Die christliche Welt a. a. O. S. 135.

Erkennen nicht präcise sind. Dies würde für ein Dogma ein Mangel sein. Für einen Glaubenssatz erscheint es mir der größte Vorzug; denn eben dadurch wird es möglich, daß solche Sätze bei allem Wechsel der Begriffe und Systeme unverändert ihre Geltung behalten. ... Das ist bei seinem [Kaftans] ‚überweltlichen, persönlichen Gott' schon viel weniger der Fall." Der größte Vorzug eines Glaubenssatzes also ist Unbestimmtheit. Wir fragen, wem denn diese Unbestimmtheit einen Vortheil bringe. Doch nicht den Gläubigen. Denn je unbestimmter er ist, desto weniger wissen sie von der Wahrheit. Einen Vortheil bietet sie demjenigen, welcher den Glaubenssatz aufstellt, weil er beim Wechsel der Systeme, bei neuen Fortschritten der Wissenschaft nicht des Irrthums oder gar des Betruges überführt wird. Bei einer Schulprüfung wurde ein Knabe vor die Karte Europa's gestellt und aufgefordert, die deutsche Stadt N. auf ihr anzugeben. Er kam in Verlegenheit. Der Lehrer wußte die Lage der Stadt auch nicht, fühlte sich aber verpflichtet, nachzuhelfen; schaue einmal hierher, so sagt er, und beschreibt mit seinem Stock einen Kreis, welcher ganz Deutschland umfaßte. Das war vortheilhaft für ihn; denn er entging der Gefahr, sich bloßzustellen; aber nicht für das arme Kind, denn es wußte jetzt ebenso wenig wie zuvor. Wie jener Lehrer, so muß es auch die Kirche Christi machen. Auch der delphische Apollo gab so kluge Orakel, wie Dreyer sie wünscht: „Du wirst gehen, zurückkommen wirst du nicht sterben im Kampfe." Spätere Erfahrungen konnten ihn nicht als Betrüger entlarven, und sein Spruch behielt „bei allem Wechsel" der Dinge seine „Geltung".

Welches wird nun aber die Lage des Predigers sein, wenn die Glaubenssätze der Kirche über die vitalsten Punkte der christlichen Lehre so vag und unbestimmt sind? Wie wird er z. B. am Osterfeste über den Text: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden und dem Simon erschienen" (Luc. 24, 34) predigen?

Soll er selbst am Osterfeste über diesen Hauptgegenstand der Predigt der Apostel schweigen? Oder wird ein jeder Prediger seine eigene Ansicht über die Osterbotschaft geltend machen? So wird denn der Morgenprediger mit dem hl. Paulus sagen, daß Christus wirklich mit seinem Leibe, der ins Grab gelegt wurde, auferstanden sei, und daß das ganze Christenthum mit dieser Wahrheit stehe und falle; und am Abende predigt sein College von derselben Kanzel derselben Gemeinde, daß das Gerücht von der Auferstehung Christi auf einer Täuschung der Jünger beruhe, und erklärt mit Dreyer die Wunderberichte der Bibel als

„sinnige, mythische Erzählungen, deren geistigen Gehalt es zu ergründen gilt“ [1]. Man sieht leicht ein, daß nichts geeigneter wäre, das Christenthum dem allgemeinen Spotte preiszugeben. Gegen die Geltendmachung der eigenen Ansicht erhebt sich denn auch Dreyer. „Es ist nicht zu dulden,“ sagt er, „daß in der einen Gemeinde dies, in der andern jenes verkündigt wird.“ [2] Der Prediger wird also über obigen Text aus dem Lucas-Evangelium so sprechen, daß seine Worte ebensowohl die wirkliche Auferstehung Christi, wie auch nur Visionen der Jünger, oder etwa das bloße Fortleben Christi im Jenseits bedeuten können? Sein Loos ist wahrhaft nicht beneidenswerth, und nur ein Redekünstler ersten Ranges könnte einer solchen Aufgabe, in einer halbstündigen Rede über einen so wichtigen Gegenstand einigermaßen Vernünftiges und doch im Grunde nichts zu sagen, genügen. Was wird aber erst das Volk dabei denken? Nun, auch nichts Bestimmtes. Nach Dreyer muß es sich damit begnügen, die Saiten seines Gemüthes durch leeren Phrasenklang in religiöse Schwingungen versetzen zu lassen [3]. „Wenn jemand in die Kirche gekommen wäre,“ sagt er [4], „der vor allem einen Aufschluß darüber begehrte, ob Christus mit seinem materiellen Leibe auferstanden sei, oder mit einem verklärten Leibe, oder ob die Glaubensgewißheit der Jünger vielleicht aus Visionen zu erklären sei, und ob diese als subjectiv oder objectiv begründet zu denken seien, so würden wir urtheilen, daß er nicht mit der rechten Gemüthsverfassung gekommen sei. Denn er hätte ein religiöses Bedürfniß haben sollen, das seinige aber war ein dogmatisches. Und von demjenigen Prediger würden wir glauben, daß er in einem solchen Falle am besten seine Aufgabe erfüllte, der jene dogmatischen Fragen gar nicht beantwortete, zugleich aber durch seine Predigt es dahin brächte, daß der Zuhörer selbst sie vergäße, weil er von der Erfahrung des Glaubens an den auferstandenen Erlöser wie von einem Seligkeitsmeer ganz umfangen wäre.“ Also Belehrung über die Cardinalpunkte des Christenthums darf der Christ in der Predigt gar nicht suchen, sondern nur Gemüthsbewegung. Dann wären fürwahr lebende Bilder oder ein rührendes Theaterstück für die kirchliche Andacht weit geeigneter und zweckentsprechender, als die Predigt. Der Zweck der Rede ist doch zunächst Belehrung, und durch Belehrung wirkt sie auf Gemüth und Wille. Andere Dinge wirken mehr unmittelbar auf das Gemüth ein, wie die tiefbedeutsamen Ceremonien beim katho-

---

[1] Undogmatisches Christenthum. S. 21. [2] A. a. O. S. 9.
[3] A. a. O. S. 61 f. [4] Protestantische Kirchenztg. a. a. O. S. 792.

lischen Gottesdienste und der Bilderschmuck der Kirche. Welchen Eindruck macht nicht die Krippe um Weihnachten, die schmerzhafte Mutter mit dem schrecklich entstellten Leichnam ihres Sohnes auf den Knieen, das liebliche Bild der hl. Elisabeth mit den Rosen im Schoße! Aber es ist eine Ironie des Schicksals, wenn diejenigen, welche vor allem Gemüthsbewegungen in der Kirche suchen, die für Bewirkung derselben naturgemäß geeigneten Mittel aus derselben hinausgeworfen und nun innerhalb der kahlen Wände ihres Gotteshauses von jenem Mittel nur Gemüthsbewegung erwarten, welches seiner Natur nach zunächst Belehrung und Aufklärung zu geben geeignet ist.

Wenn nun aber der Christ, wie Dreyer es wünscht, nur Gemüthserschütterung und nicht Aufklärung *in der Predigt* sucht, so wird er doch naturgemäß und löblich über die verschwommenen Sätze, die er gehört hat, wenigstens *später* nachdenken. Liegt ja im Menschen, wie Dreyer so oft sagt, ein unaustilgbares Bedürfniß, sich über alles, was kräftig das Gemüth bewegt und für das innere Leben bedeutungsvoll ist, möglichst gründliche Rechenschaft zu geben. Was wird ihm nun der Prediger antworten, wenn der Zuhörer ihn über den Sinn des von ihm vorgetragenen Satzes: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden und dem Simon erschienen“ befragt? Vielleicht: es sei gleichgiltig, was man sich darunter denke? Und wenn es nicht Sache des Predigers ist, hierüber Auskunft zu geben, was wird dann der Religionslehrer in der Schule sagen? In dieser handelt es sich gewiß nicht nur um religiöse Gefühlserregung, sondern um Aufklärung. Wenn der Religionslehrer zur Vorbereitung auf das Abendmahl an die Worte Christi erinnert: „Dies ist mein Leib“, ist da die Frage der Schüler unberechtigt, ob sie im Abendmahl wirklich und wahrhaft den Leib Christi empfangen? Wird dann der Lehrer mit Luther diese Frage bejahen, oder mit Zwingli sie verneinen, oder sagen, das wisse man nicht, und darauf komme es nicht an? Wenn die Lehrer der Religion für irgend eine bestimmte Erklärung Partei ergreifen, entstehen endlose Streitigkeiten über die allerwichtigsten Punkte; geben sie keinen Aufschluß, so wird sich kein Mensch für eine Institution Christi begeistern können, über welche uns dieser angeblich in einer so unerträglichen Ungewißheit gelassen. — Noch sei die Frage hinzugefügt: Was werden die armen Theologen auf der Universität bei ihrer Vorbereitung auf das Predigtamt lernen? Doch nicht nur allgemeine, verschwommene Lehren? Die Professoren dürfen doch wohl ihr Dogma wissenschaftlich genau fassen und mit der ganzen ihnen gebührenden Auto-

rität vortragen? Wenn nun solch ein armer Candidat des Predigtamtes drei Jahre lang eine Reihe von Professoren gehört hat, von denen der eine niederriß, was der andere aufgebaut, wie entsetzlich trostlos muß er sich da fühlen, wenn er sich nun vor die Aufgabe gestellt sieht, das Wort Gottes zu verkündigen. Er selbst, von den Professoren hin- und hergezerrt, weiß nicht, was Wahrheit ist. Seine Aufgabe wäre es nun, für die sonntägliche Predigt die verschwommenen Phrasen zusammenzustellen, unter denen man alle jene widerspruchsvollen Sätze finden kann, welche er auf der Universität gehört hat. Welcher junge Mann wird sich für einen solchen Beruf begeistern?

Unter welchem Gesichtspunkt man auch Dreyers „undogmatisches Christenthum" betrachtet, stößt man auf Unzuträglichkeiten. Nur noch einen Punkt seiner Lehre wollen wir hervorheben. Als die Quelle, woraus man die von ihm empfohlene, begrifflich unbestimmte Glaubenslehre schöpfen soll, bezeichnet er die Heilige Schrift. Ebenso lautet der Schluß der Resolution des Protestantentages: „Der feste Grund, auf dem wir einmüthig stehen, ist das Evangelium."

Mit Kaftan verwirft Dreyer das alte Dogma. Aber er will nicht, wie jener, ein neues. „Ich meine," sagt er, „daß wir diese allgemeingiltige Lehre gar nicht mehr zu suchen, oder erst zu bilden brauchen, sondern daß wir sie in den einfachen Grundaussagen der Heiligen Schrift, die zum Zwecke des Unterrichtes nur irgendwie zu ordnen sind, schon haben." [1] „Von allen menschlichen Lehrbildungen zurück zur Heiligen Schrift. Wir brauchen auch in der Kirchenlehre keine andern Ausdrücke, als Christus sie gegeben." Alle Stücke der „Glaubenslehre finden sich nach Inhalt und Form in der Heiligen Schrift, vor allem in der Lehre Christi selbst" [2].

Wie unhaltbar diese Dreyer'sche Theorie auch ist, so würden wir, wenn wir mit anerkannt protestantischen Voraussetzungen an eine Widerlegung derselben gehen müßten, in nicht geringer Verlegenheit sein. Der Protestantismus gibt den Seinigen die Heilige Schrift als die einzige Glaubensquelle in die Hand. Eine Autorität für die Erklärung derselben kennt er nicht. Wo gibt es also nach seinen Voraussetzungen einen Menschen oder eine Vielheit von Menschen, welche die nach ihrer Auffassung erklärten und in wissenschaftliche Form gebrachten Schriftlehren als die

---

[1] Die christliche Welt a. a. O. S. 135.

[2] Protestantische Kirchenztg. a. a. O. S. 738 ff.

einzig wahren und in der gegebenen Form allein giltigen Kirchenlehren anderen aufnöthigen dürfen? Woher die Dogmen im Protestantismus? Sie sind zum Theil ererbt von der katholischen Kirche, in welcher sie von einer Autorität herstammen, die der Protestantismus läugnet — er empfängt Lehrvorschriften unter Läugnung der Autorität, welche sie gegeben —; zum Theil stammen sie her von solchen, welche keine Autorität in Bezug auf Lehrvorschriften besessen, von den Reformatoren. Dreyer hat seinen Glaubensgenossen gegenüber vollkommen Recht: allgemeine Giltigkeit hat nur das Schriftwort in seiner ursprünglichen Gestalt, nicht in einer Form, welche ihm Menschen gegeben — wobei man allerdings die Frage unterdrücken muß, woher denn die Schrift ihre Autorität hat. Diese können weder die Orthodoxen noch auch und viel weniger Dreyer nachweisen.

Aber die Zuflucht, welche er zur Heiligen Schrift nimmt, verwickelt ihn in noch ganz andere Schwierigkeiten.

Er glaubt, daß die Heilige Schrift auch die Lehren in jener Unbestimmtheit vortrage, die er bei einer allgemein verpflichtenden Lehre für nothwendig hält, und er führt einige Beispiele an. „Wie der himmlische Vater uns zu seinem Bilde geschaffen, wie er uns täglich mit allem versorgt, was wir bedürfen, wie er alle Haare auf unserem Haupte gezählt hat und uns wunderbar und gnädig führt, wie wir sündigend seine Gemeinschaft verlassen und dadurch ins Elend gerathen, wie aber auch der, der am weitesten verirrt war, das Wort der Vergebung hören und vom Elend seiner Sünden erlöst werden kann, wie fortan ein neuer Geist ihn erfüllt und er in Gemeinschaft mit den Brüdern den Weg des ewigen Lebens wandelt: das sind die Grundlinien, deren Ausführung nach den Vorlagen der Heiligen Schrift und deren Anwendung auf das Leben die Aufgabe der christlichen Glaubenslehre ist.“ [1]

Dreyer hat als Beispiele einige Partien aus der Heiligen Schrift ausgesucht, welche noch einigermaßen allgemein gehalten sind und sich bei einiger Nöthigung dehnen lassen. Aber gilt dies von der Heiligen Schrift überhaupt? In Schulausdrücken bewegt sie sich nicht. Aber gibt es nur Bestimmtheit des Sinnes in Sätzen mit wissenschaftlicher Terminologie? Spricht nicht der Vater auch mit seinem Kinde so, daß er verstanden werden kann, ja daß eine Mißdeutung seiner Worte unmöglich ist? Spricht nicht auch so die Heilige Schrift zu uns? Es gibt gar viele, unzählig

[1] Protestantische Kirchenztg. a. a. O. S. 740.

viele Stellen in ihr, deren Sinn ebenso genau bestimmt ist, wie wissenschaftlich formulirte Sätze, und zwar solche, welche nach dem in ihnen scharf ausgedrückten Sinn gerade so unverträglich sind mit der modernen „Wissenschaft", wie die Dogmen. Dreyer beanstandet das Dogma im Apostolicum: „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches." Sind denn die Worte des Heilandes unbestimmter, wenn er sagt[1]: „Es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Gottessohnes hören werden und zur Auferstehung heraustreten werden"? Wie oft spricht er und die Apostel, namentlich der Apostel Paulus im ersten Briefe an die Korinther[2], in der allerbestimmtesten Weise über die Auferstehung der ins Grab gesunkenen Leiber! Dreyer findet die Geburt Christi aus der Jungfrau unannehmbar. Was steht denn im Evangelium des hl. Lucas[3] und dem des hl. Matthäus?[4] Dreyer will die Himmelfahrt Christi nicht verkündigt wissen als ein objectives Ereigniß; nun erzählt aber die Apostelgeschichte[5], daß Christus vor den Augen der Apostel (βλεπόντων αὐτῶν) erhoben wurde und eine Wolke ihn ihren Blicken entzog. Dreyer kann sich nicht zum Glauben an die Menschwerdung Gottes im eigentlichen Sinne verstehen. Nun sagt aber der hl. Johannes[6], daß das Wort, welches Gott und im Anfange bei Gott war und alles erschaffen hat, Fleisch wurde und unter uns gewohnt hat, und Christus sagt[7]: „Ehe Abraham war, bin ich", und oft schreibt er sich eine vorweltliche Existenz und die wahre Gottessohnschaft zu. Was will Dreyer mit diesen und unzähligen anderen Stellen anfangen? Wird er, wie bei den Dogmen, die Schale beseitigen und den Glaubensinhalt herausnehmen? Aber was hilft es ihm dann, von dem nicht mehr haltbaren Dogma auf die Heilige Schrift zurückzugreifen? Sie wäre nicht weniger unhaltbar. Will er die Heilige Schrift, wie das Dogma, zurückübersetzen in die Sprache des Glaubens? Aber die Heilige Schrift ist ja die Rückübersetzung des Dogmas, in welcher sich nach ihm alle Stücke der Glaubenslehre „nach Inhalt und Form" vorfinden. Zudem müßte sich eine solche Uebersetzung der Heiligen Schrift von der Empfängniß und der Vorgeschichte des Herrn an bis zu seiner Himmelfahrt sonderbar neben dem Original ausnehmen. Wollte nicht Herr Dreyer einmal eine solche Uebersetzung anfertigen? Treffliche Vorarbeiten würde er finden in den ere-

---

[1] Joh. 5, 28 f. [2] 15, 12 ff. [3] 1, 26 ff. [4] 1, 18 ff.
[5] 1, 9. [6] 1, 1. 3. 14. [7] Joh. 8, 58.

getischen Werken des vulgären Rationalismus, namentlich in der längst vergessenen Erklärung der Synoptiker von Paulus. In seiner Schrift „Undogmatisches Christenthum", in welcher er ja überhaupt die Lehre vom Dogma unterscheidet, scheint Dreyer wirklich ebenso mit der Heiligen Schrift, wie mit dem Dogma verfahren zu wollen. Was er überhaupt von den Irrthümern sagt, die sich bei verstandesmäßiger Formulirung der Glaubenslehre einstellen, bezieht er ebenso auf die Apostel, wie auf die anderen Sterblichen [1], und die Mängel, welche er im Dogma findet, sieht er auch in der Bibel [2]. Zwar tadelt er nur diejenigen, welche „in allen einzelnen Aussagen der Bibel" „übernatürlich geoffenbarte Lehren und Thatsachen" finden, „etwas Materiales, dessen buchstäbliche Annahme zum Wesen des Glaubens gerechnet wird". Aber er wird doch nicht läugnen, daß auf allen Seiten des Evangeliums übernatürliche Lehren und Thaten wirklich mitgetheilt werden. Der Tadel kann sich also nur darauf beziehen, daß man diese buchstäblich erklärt. Also, wie die Dogmen, so muß auch die Heilige Schrift zurückübersetzt werden. Wie dann die Lehren derselben in jener Form, wie sie sich in der Heiligen Schrift finden, die allgemein giltige und verpflichtende Glaubenslehre sein können, begreifen wir nicht.

Man könnte vermuthen, Dreyer wolle die Heilige Schrift verkürzen, und mit Hinweglassung der übernatürlichen Lehren und Ereignisse nur die natürlichen beibehalten. Aber er würde dann ganz dem Verdicte anheimfallen, welches er selbst über die Vermittler ausspricht. Wie diese von den Dogmen jene beibehalten, welche sie mit der „modernen Weltanschauung" vereinbaren können, die übrigen aber beseitigen, so würde Dreyer es mit der Schrift machen, die er an die Stelle des Dogmas setzt. Indessen er verurtheilt entschieden ein solches Verfahren in Bezug auf die Heilige Schrift [3].

---

[1] S. 29. [2] A. a. O. S. 96. [3] A. a. O. S. 96.

(Schluß folgt.)

Th. Granderath S. J.

Wallensteins Schuld.

Von Wallenstein wird uns in einer zeitgenössischen handschriftlichen Aufzeichnung folgendes Bild entworfen: „Wallenstein war 50 Jahre alt; seine Gestalt war hoch und mager, seine Gesichtsfarbe grüngelb, weshalb er das Antlitz immer verlarvt hielt; seine Augen waren lebhaft und glänzend, eher hell als dunkel; die Haare, welche ins Rothe spielten, trug er so kurz und abgeschnitten, daß sie wie geschoren erschienen. Seine Manieren waren rauh, und im Umgange mit seinen Freunden zeigte er eine gewisse Ungeschliffenheit, so daß man nicht begreift, wie er ihre Liebe gewinnen konnte. Er redete wenig, lachte selten, und im Gespräche verließ ihn niemals die entweder angeborene oder aus Hochmuth angenommene Zurückhaltung und Ernsthaftigkeit.“ [1] Aus manchen dieser Züge möchte man versucht sein, auf einen stolzen und hochmüthigen Menschen zu schließen: es ist Wallenstein in den letzten Jahren. Siri sagt wohl kaum mit Unrecht: „Sein Hochmuth hätte selbst den Teufel in die Schranken gefordert.“

Schon früh zeigte sich bei Wallenstein der Hang zu Außergewöhnlichem, Ungemessenem, so daß er in seiner Jugend den Beinamen „der Dolle von Wallenstein“ erhielt [2]. Schon als Knabe hielt er es nicht für unmöglich, sich einst ein Fürstenthum zu erwerben. Diese Naturanlage konnte bei einem so reich begabten Geiste wie Wallenstein, wurde sie nicht mit aller Energie in den richtigen Schranken gehalten, zum Verderben werden. Gleichwie die Flamme anfangs nur langsam weiterzüngelt, dann aber, je weniger Widerstand und je bessern Brennstoff sie findet, um so höher schlägt und schließlich alles verzehrend riesenhoch zum Himmel emporsteigt, so entwickelten sich auch die Hauptleidenschaften Wallensteins, Habsucht und Ehrgeiz, im Beginne langsam, wuchsen aber schneller und schneller, je weniger sie bekämpft und je mehr ihnen geopfert wurde, und sie gestalteten sich schließlich zu jener Tyrannei, in deren Dienst Treue, Dankbarkeit, Religion, kurz alles Hohe und Heilige unerbittlich mit Füßen getreten wurde.

Es wäre eine falsche Auffassung, zu glauben, Wallenstein sei es nie Ernst mit seiner religiösen Ueberzeugung gewesen. Um hier nur auf einen Punkt aufmerksam zu machen, so finden sich seine gelegentlichen Aeußerungen ganz durchdrungen von religiöser Auffassung, wie sich allein schon

[1] Aretin, Wallenstein. S. 92. [2] Aretin, Urkunden. Nr. 29.

aus seinen vertrauten Briefen ergibt. Am 3. Juni 1626 schreibt Wallenstein z. B. seinem Schwiegervater Grafen Harrach: „Tilly ist der bairischen Comissari Sclave und muß wider Ragon travagliren und die Armee consummiren, und ist gewiß nicht ohn, daß er wegen seiner tapfern Thaten bei der Welt glorioso ist, wegen der Pacienz aber, so er mit denen Hundsfutern muß haben, wird bei Gott coronam martyri erlangen.“ [1] An denselben schreibt er am 5. November 1626: „Dies tröste ich mich allein, daß kein Mensch in der Welt anders sagen kann, als daß ich jederzeit treulich, ehrbar und nützlich dem Kaiser gedient hab, und wenn ich Gott also gedient hätte, so wär ich gewiß der vornehmste Heilige im Himmel.“ [2] Der Kriegs-Commissar Rogge schreibt zwei Monate vor der Katastrophe aus Pilsen am 10. Januar 1634 an Maximilian: „Mit des Herzogen Leibsconstitution ist es noch zu Zeiten schlecht beschaffen, wünscht sich offt den Todt, hat auch dem pater Chiroga gesagt, wan er die Hölle und die Teufel nicht förchtet, wolte er das ärgste gifft nemen.“ [3]

Aber anstatt im engen Anschluß an die Religion seinen überaus leidenschaftlichen Charakter zu bekämpfen, spielte er mit dem Feuer und ließ die Flamme größer und größer werden; anstatt den Forderungen des Glaubens zu folgen, ließ er auch auf dem religiösen Gebiete seinem extravaganten Hang nach Außergewöhnlichem die Zügel schießen und kam so zum Aberglauben seiner Sterndeuterei. Aber dennoch wäre Wallenstein vielleicht nicht so weit gegangen, wie er wirklich ging, hätten nicht dämonische Geister in seiner Umgebung ohne Unterlaß weiter getrieben, weiter zur Schuld und weiter zum Verderben.

Welche Thatsachen begründen nun eigentlich die Schuld Wallensteins? Wir fassen hier diese Schuld im weitern Sinne auf, nämlich gleichbedeutend mit der Frage, inwiefern Wallenstein sein eigenes Interesse im Gegensatze und zum Schaden des Reichsinteresses und seines kaiserlichen Herrn verfolgt hat. Wir beginnen mit dem Jahre 1626. Am 25. April dieses Jahres schlug Wallenstein den Mansfeld an der Dessauer Brücke, und in demselben Jahre siegte Tilly am 27. August bei Lutter am Baremberge über Christian IV. von Dänemark. Wallensteinische Reiter-Regimenter unter Dufour

[1] Briefe Albrechts von Waldstein an Karl von Harrach, herausgegeben von Tadra. S. 365. [2] A. a. O. S. 457.

[3] Rudhart, Einige Worte über Wallensteins Schuld. S. 27. — P. Quiroga, Beichtvater der Königin von Ungarn, hatte den Auftrag, Wallenstein zum freiwilligen Rücktritt zu bewegen. Aretin S. 69.

(Desfours, de Fours) hatten einen großen Antheil an diesem Siege. Dennoch soll Wallenstein, als ihm ein Kammerdiener die Nachricht von dem Siege Tilly's meldete, ein Trinkglas, das er eben in der Hand hielt, im heftigsten Aerger auf den Boden geschleudert haben[1]. Schon vorher klagte er in einem Briefe vom 16. März 1626 an Harrach: „Von General Tilly hab ich in nichts keine einzige Assistenz, denn er tyrannisirt mich wie sein Principal unsern Herrn und Kaiser.“ Einige Monate später entschuldigt er ihn wieder: „Er (Tilly) vor seine Person ist gewiß gut und willig, es kommen ihm aber selzame Ordonanzen von München zu.“[2]

Gleich nach dem Siege bei Lutter rief Wallenstein seine Truppen von Tilly zurück und hinderte letztern so an der schnellen Beendigung des Krieges. Der bayerische Gesandte in Wien schreibt an seinen Herrn, daß der Kaiser auf diese Kunde sofort Gegenbefehl gegeben: „haben Seine Mt. die Abstellung gethan, damit Herr Graf Tilly an Persekution der Viktoria nicht gehindert werde. Ich verstehe auch, daß Ihre Kais. Mt. solche Resolution (die Abberufung) gar übel aufgenommen haben, sähen viel lieber, daß noch mehr Volks von der Friedländischen Armada, die dieser Orten liegt, ab und zu von dem Herrn Grafen Tilly geführt und desselben Commando, weil Friedland so garnichts thut, untergeben wird.“[3] Da der König von Dänemark sich wieder verstärkt hatte, verlangte Tilly dringend und dringender die Unterordnung des abberufenen Herzogs von Lüneburg; noch mehr ließ Maximilian von Bayern in Wien drängen. Ohne Erfolg. „Kein einziges Regiment wurde dem Tilly unterstellt, obwohl der Kaiser auch persönlich den Herzog von Friedland ersuchte, den Wünschen Maximilians nachzukommen.... Daß Waldstein die gewünschten Befehle dem Herzoge von Lüneburg nicht zutheil werden ließ, läßt nur die Erklärung zu, daß er den Krieg gegen Dänemark nicht beendet wissen wollte, so lange er seinen Lohn nicht eingeheimst hatte.“[4]

Auch seinen eigenen Sieg über Mansfeld beutete Wallenstein nicht aus. Gädeke sagt: „Opel zeigt, daß Wallenstein nach der Schlacht an

---

[1] Aretin, Wallenstein. S. 7. In einem Briefe an Harrach drückt Wallenstein aber seine Freude aus „wegen der glückseligen victori, so unser Herr dem Herrn General Tilly verliehen hat; ihm sei Lob und Dank gesagt“. Vgl. Schebek, Lösung der Wallensteinfrage. S. 18.

[2] Tadra S. 336 u. 399.

[3] Gindely, Zur Beurtheilung Albrechts von Waldstein. S. 18.

[4] Gindely a. a. O. S. 20. Vgl. ebendort S. 17 über die Klage Wallensteins, daß Tilly auch ihm die Hilfe verweigert: Der schwächere Tilly stand der feindlichen Hauptmacht gegenüber, der stärkere Wallenstein nur dem viel schwächeren Mansfeld.

der Dessauer Brücke die Gegner aus politischen Gründen nicht weiter verfolgt hat." [1] Hurter erhob früher die Anklage: „Wallenstein gönnte Mansfeld alle Zeit, um in der Mark Brandenburg sich festzusetzen, dort seine Streitkräfte herzustellen, den Herzog von Sachsen-Weimar an sich zu ziehen, den Bund mit Bethlen zu erneuern und die Erblande des Kaisers abermals zu bedrohen. Er rechtfertigte sich freilich nachher vor dem Kaiser damit, daß, hätte er Mansfeld verfolgt, viele und mächtige Feinde über Tilly würden losgebrochen sein, der jetzt ihnen nicht wäre gewachsen gewesen, und daß die Last des Krieges in die Erblande sich gezogen hätte." [2] Letzteres verhinderte Wallenstein auch so nicht. Maximilian klagte schon Mai 1626: „Es hat der von Friedland soviel Volks, daß er's nit unterbringen kann, nimmt nach erlangter Victori nichts gegen den Feind vor und will dem von Tilly auch nit succuriren. Ich kann diese Handlungsweise nit verstehen, keine guten Wirkungen kann es wohl nit zustandebringen." [3] Gindely, der diesen Brief mittheilt, meint an einer andern Stelle, die Unthätigkeit Wallensteins gegen das aufgelöste Heer des Mansfeld sei „nicht zu entschuldigen". Freilich sei Wallenstein damals krank gewesen, aber er hätte doch seine siebenmal stärkeren Truppen gegen den Feind senden können. Von den Berichten des bayerischen Agenten in Wien, die voll von Klagen über Wallenstein sind, urtheilt derselbe Forscher, daß sie sich zu dieser Zeit streng sachlich an die Wahrheit halten. „Die Wahrhaftigkeit Leukers erlangt überdies eine glänzende Rechtfertigung durch die venetianischen, römischen, französischen Depeschen, deren Verfasser aus verschiedenen Quellen schöpften und die, obwohl ihre Herrn nicht für den Kaiser schwärmten, in der Verurtheilung Waldsteins übereinstimmten. Wenn Leukers Depeschen schließlich darauf hindeuten, daß Waldstein absolut nur sein eigenes Interesse im Auge hatte, das des Kaisers nur berücksichtigte, soweit es ihm genehm war, und daß er demselben keinen Gehorsam, sondern nur Mißachtung zutheil werden ließ, so sind diese Beschuldigungen . . . so ziemlich erwiesen." [4]

Auf Betreiben der Kurfürsten wurde Wallenstein August 1630 seines Amtes als kaiserlicher Generalissimus enthoben. Sind nun die Gründe,

---

[1] Historisches Taschenbuch 1889. S. 33.

[2] Zur Geschichte Wallensteins. S. 64 f.

[3] Gindely, Waldstein. I, 93.

[4] Gindely, Waldstein. I, 290—307. — Diese für die Beurtheilung Wallensteins wichtigen Anklagen berührt Ranke gar nicht, statt dessen gibt er einige allgemeine Erwägungen, die mehr schillernd als wahr sind.

welche zu dieser ersten Absetzung Wallensteins führten, insofern dieselbe eine Verschuldung des Feldherrn enthalten, stichhaltig oder nicht? Wallenstein hat in einem Briefe an Harrach vom 9. August 1626 als sein Princip aufgestellt: „Drumb ist mein Rath, daß mans noch thuet (neue Leute werben), denn itzunder muß der Kaiser denken, daß er nit Mittel hat, den zehenden Theil dieses Volks zu bezahlen. Drumb muß man a la desparata gehen, siegen wir ob, so werden wir uns wohl zahlen machen von denen, so es nicht vermeinen, sollen wir uns aber verlieren, so ist's besser, daß wir uns mit großem als mit kleinem Haufen verlieren." [1] Dies Princip: der Krieg muß den Krieg ernähren, konnte in seiner praktischen Ausführung, zumal in einer so rücksichtslosen und so ausgedehnten Anwendung, wie sie der Charakter Wallensteins verlangte, nur zu schreienden Mißständen führen.

Wie seine aus Ungarn zurückkehrenden Soldaten Mähren verwüsteten, zeigt eine Klageschrift der mährischen Stände, welche ein schauderhaftes Bild der verübten Excesse entwirft. Sie bitten „durch Gottes Barmherzigkeit mit gebogenen Knieen und heißtriefenden Zähren, der Kaiser möge ihr alleruntertänigstes Flehen und Schreien erhören, den Brandschatzungen, Plünderungen und Straßenräubereien und unchristlichen Mordthaten und der Abbrennung der Ortschaften Einhalt thun" [2]. Die österreichischen Stände baten im letzten Landtagsschluß, es möchte um jeden Preis Frieden gemacht werden, sonst müßten sie „durch lauter Siege zu Grunde gehen".

Schon vorher waren ähnliche Klagen über die Wallensteinischen Werbeplätze laut geworden. Die Kreise mußten alles Geld für die Soldaten aufbringen. Graf von Merode, der, wie einige wollen, durch die Ausschreitungen seiner Söldner den Worten Marodiren und Marodeurs den Ursprung gegeben haben soll, warb im Trierischen, zog dann mit 8000 Mann nach Erfurt und erpreßte dort 50 000 Thaler zum Unterhalt seiner Soldaten, indem er sich auf einen Befehl Wallensteins berief. Wallenstein billigte dies in einem Briefe vom 27. Mai 1626 nach Wien: „Aus Beylag wird mein Herr wahrnehmen, was vor ein accord die von Erfurt mit dem Ob. Merode gemacht haben wegen des monat soldes vor die Walonen. Bitt, mein Herr, zeig er Ihr Maj. Der Kurfürst von Mainz wird woll murren, aber muß ihm gutte Wort geben und die schuld auf mich schieben. Denn der Walonen bedarf ich

[1] Tadra S. 419. [2] Aretin, Wallenstein. S. 10.

wieder mehr als gar zuviel, und also muß ich sehen, wo ich das monat sold vor sie bekomme, und verbleibe hiemit Meines Herrn dienstwilliger knecht." [1]

Das „Murren" des Kurfürsten von Mainz blieb nicht aus. Er schrieb am 21. Juni an den Kaiser, ungeachtet er dem Unionsheere Proviant und Munition zukommen lasse und sich befleiße, die beinahe unerschwinglichen Beiträge an die Bundeskasse richtig abzuführen, auch Wallenstein ihm wegen des Durchzugs durch das Eichsfeld die beste Versicherung gegeben, würden dennoch seine durch den Halberstädter zu Grunde gerichteten Unterthanen mit eigenthätigem Einlogiren, Ranzioniren, Incarceriren so gequält, daß er nicht länger schweigen könne, zumal Friedland keinen Klagen Abhilfe angedeihen lasse. Wo man den Geldforderungen nicht Genüge leisten könne, da würden die Leute mit Ketten an die Wagen gebunden [2]. Solche Klagen kamen von allen Seiten nach Wien. Die Antwort Wallensteins ist in dem obigen Schreiben enthalten: ich muß Sold haben, nun bekomme ich aber keinen in Wien; also müssen andere ihn geben. Aber waren die starken Werbungen noch nothwendig nach dem Siege über den Dänenkönig, nach dem Frieden mit Bethlen Gabor, nach der Niederwerfung der oberösterreichischen Bauern, nach dem Tode des Mansfeld und Ernst von Weimar? Graf Merode soll dem Dr. Leuker in Wien erzählt haben, daß er von den Contributionen, die er an verschiedenen Orten im Reich erhoben, 200 000 Reichsthaler an den Herzog von Friedland eingeschickt habe. Aretin macht dazu die Bemerkung: „Hieraus wird es auch klar, warum dieser immer neue Regimenter errichtete, während die alten nichts weniger als vollzählig waren, und warum er vor allem bemüht war, seine Quartiere immer mehr auszudehnen; denn jede solche Erweiterung vermehrte seine Erwerbsquellen." [3]

Die fortwährende Vermehrung der Truppen Wallensteins, dessen steigende Macht und alles dominirende Stellung, die Nothlage der ligistischen Truppen, welche Tilly in herzzerreißenden Briefen schildert [4], die fast systematisch betriebene Aussaugung katholischer Gebiete — die reiche Abtei Ochsenhausen in Schwaben z. B., welche früher ansehnliche Beiträge für die Bundeskasse leistete, kam durch die friedländische Einquartierung an den Bettelstab —, die Furcht vor den Plänen des Allgewaltigen bei allen Ständen mußten schließlich dessen Verabschiedung herbeiführen. Der Kaiser

[1] Hurter, Zur Geschichte Wallensteins. S. 75. [2] Hurter a. a. O. S. 75. [3] Aretin S. 12. [4] Vgl. z. B. Hurter a. a. O. S. 128.

selbst sagt ja in einem vertrauten Handbillet vom Mai oder Juni 1630: „Pro Friedlando nihil spondeo“ (Für den Friedländer stehe ich nicht gut) [1].

Im Mai 1630 hatte Wallenstein die Heilquelle zu Karlsbad benutzt und war dann mit königlichem Gefolge nach seinem Hauptquartier Memmingen gezogen. In seiner Begleitung befanden sich 150 Edelleute, darunter 6 Fürsten, seine berittene Leibwache unter Octavio Piccolomini; der Zug zählte 17 Staatscarossen, 24 Kutschen, 60 Packwagen, über 700 Pferde [2]. Am 15. Juli 1630 berichtet der Nuntius Rocci an Barberini über den ihm in Memmingen von Wallenstein bereiteten glänzenden Empfang: „Der Hofstaat mit zwölf Wagen, jeder mit sechs Pferden bespannt, erwartete mich. Der Hofstaat ist prächtig und zählt viele Edelleute von hoher Abkunft. Die Lebensweise ist auf so hohem Fuße eingerichtet, daß sie der eines jeden italienischen Fürsten gleichkommt. . . . Wallenstein ist unbeugsam, stolz und überaus schlau, mit mir äußerst bescheiden und liebenswürdig.“ [3] Vor diesen unbeugsamen und stolzen Mann traten wenige Tage später, am 13. August 1630, die kaiserlichen Boten und verkündigten ihm in schonender Weise seine Entlassung. Aeußerlich ruhig nahm er sie entgegen.

Bitter hätte die Botschaft einem weniger Stolzen werden müssen; für einen Charakter wie Wallenstein war sie doppelt und dreifach bitter. Sein Groll und Zorn konnte nur Befriedigung hoffen, wenn der Kaiser wieder in große Noth kam: dann mußte ja sein Waizen von neuem blühen. Wehe dann seinen Gegnern! Damit war ein neuer Versucher an den von schwindelnder Höhe Gestürzten herangetreten. Hat Wallenstein ihm widerstanden?

Gädeke urtheilt: „Aus dem mächtigsten Manne seiner Zeit, welcher fürstliche Dotationen ausgetheilt hatte, war ein einfacher Privatmann geworden. Es lag gewiß nicht in seiner Natur, seine Rolle als ausgespielt zu erachten. Der Wunsch, sich für den erlittenen Schimpf an seinen Feinden zu rächen, beherrschte ihn ganz. Er verfolgte mit der größten Schadenfreude die Mißerfolge der kaiserlichen Waffen.“ [4]

Am 4. August 1630 hatte Wallenstein an Collalto geschrieben: „Bitt ich das man Fried in Italien macht, denn dorten werden wir gewiß nichts gewinnen und daher viel verlieren.“ Wenige Tage nach seiner Absetzung, am 23. August, schreibt er das Gegentheil: „Zu dem Fried

[1] Im Gegensatz zu Eggenberg, für den er einsteht. Dudik, Correspond. S. 273.
[2] Aretin S. 42. [3] Gindely, Waldstein. II, 266.
[4] Wallensteins Verhandlungen. S. 13.

in Italien rathe ich nun auf keinerley weis, das man macht, denn dieweil wir itzunder des großen intrigo im Reich liberirt seindt, so werden wir mit den welschen Damen gewiß spuntiren." [1] Im Juli war Gustav Adolf an der deutschen Küste gelandet. Am 14. November übersandte Wallensteins Statthalter in Mecklenburg, Oberst Wengersky, Schreiben Gustav Adolfs an Arnim [2] „samt dem Alphabet, durch welches Er correspondiren solle". Arnim werde bald nach Gitschin kommen. Wallenstein läßt dann am 19. Januar 1631 an seinen Landeshauptmann zu Sagan den Befehl ergehen: Die Briefe Arnims an uns müssen „ohne verlierung einiger stundt bei tag und nacht ... dieselbe stundt, wenn sie bei euch ankommen, unaufgehalten zugeschickt werden" [3]. Arnims Besitzungen wurden, wie Dohna an Wallenstein am 10. Februar 1631 berichtet, durch „ansehnliche salvas guardias Gustav Adolphs" geschützt [4]. Am 24. März 1631 versprach Wallenstein dem Kaiser, Tilly im Mecklenburgischen zu verproviantiren; aber das Getreide hatte er schon längst an andere Orte verführt oder befohlen, es weiter zu verkaufen. So klagt denn Tilly, Mai 1631, bitter über die schlechte Verpflegung; man solle doch auf Wallenstein einwirken, daß er derselben abhelfe. „Bei seiner Absetzung hatte Wallenstein um die Gnade gebeten, gleich anderen Reichsfürsten sein Herzogthum Mecklenburg vertheidigen zu dürfen, und kein Jahr später vernachlässigte er Mecklenburg, nur um Tilly Verlegenheiten zu bereiten." [5]

Diese kurzen Daten charakterisiren die Stellung Wallensteins gleich nach seiner Absetzung: dem Kaiser Verlegenheiten bereiten, mit den Feinden desselben in geheime Verhandlung treten, dabei aber stets an dem Grundsatz festhalten, welchen Wallenstein um diese Zeit (19. Dec. 1631) Tiefenbach gegenüber in die Worte kleidet: „Weil ich das gewisse zuspielen alzeit am Besten zu sein erachte." [6] Dies „gewisse zuspielen" hat nicht wenig Theil an seinem Untergange.

Für die folgende Zeit bietet „der gründliche und wahrhafte Bericht" des Sezyma Raschin, welcher im Jahre 1635 geschrieben wurde, werthvolles und zuverlässiges Material, insbesondere über die Verhandlungen

---

[1] Chlumeky, Die Regesten in den Archiven zu Iglau u. s. w. Brünn 1856. I, 241 f.

[2] Derselbe lebte damals als Privatmann auf seiner Herrschaft Boitzenburg.

[3] Dudik, Waldstein von seiner Enthebung bis zur abermaligen Uebernahme des Armee-Obercommando, 13. August 1630 bis 13. April 1632. Wien 1858. S. 13.

[4] Gädeke, Wallensteins Verhandlungen mit den Schweden und Sachsen 1631 bis 1634. Frankfurt 1885. S. 17.

[5] Dudik a. a. O. 39. 46. [6] Dudik a. a. O. 256.

Wallensteins mit den Schweden, deren Vermittler Terzka und Thurn und deren Bote und Unterhändler eben dieser Raschin war. Die Glaubwürdigkeit dieses Berichtes ist vielfach bestritten, dann aber mit großem Nachdruck von Hurter vertheidigt worden[1]. Dasselbe geschah später von Ranke[2]. In letzter Zeit hat besonders durch das aus schwedischen Archiven veröffentlichte Material das Urtheil Hurters immer neue Bestätigung erhalten[3]. „Der Bericht", sagt Gädeke, „ist ganz präcise in seinen Angaben, einfach in der Erzählung, und in den Zeit- und Ortsbestimmungen so genau, daß Raschin denselben zweifellos nach sehr genauen Aufzeichnungen verfaßt haben muß."[4]

Einige Stellen aus diesem Berichte Raschins mögen uns Aufschluß geben über Inhalt und Charakter dieser wallensteinisch-schwedischen Verhandlungen. Raschin erzählt über die Dinge nach seiner Audienz bei Gustav Adolf: „Worauf ich fortgereist und den 18. Juni zu Prag, alda der Friedländer und Adam Terzka gewest, ankommen und dem Terzka, was ihm der König und Graf von Thurn zuentbothen, angedeutet. Nemblich: er sollte mit dem Fürsten reden, weiln er so sehr disgustirt sei, da er auf seine Seiten treten wollte, So wolle der König ihm alles thun, was er begehren würde, Er sollte es ihme andeutten. Als solches der Fürst gehört, hat er mich vor sich erfordern lassen, und umbständlich von der sach mit mir geredet, auch benebens angezeugt, wie Er von Ihr Mst. dem Kaiser disgustirt sei, und daß der Kaiser gern wollte, daß er das Generalat wieder über sich nehmen möge, Er aber thue es nit, hat sich hoch vermessen, auch unter andern diese Wort geredet: ‚Wann seine seel in Abgrundt der Höllen were, und er selbige dadurch, daß er dem Kaiser dienen sollte, erlösen könnte, so wollte er es nit thun' und hat dem König im Beisein des Adam Terzka, wieder durch mich zuentbothen: er befehle

[1] Hurter, Wallensteins vier letzte Lebensjahre. Wien 1862. S. 97 ff.

[2] Ranke, Wallenstein. Leipzig 1869. S. 221 f. 480 f.

[3] Vgl. Gädeke, Wallensteins Verhandlungen. S. 10 ff. Daran vermögen auch die Ausführungen von Lenz in Sybels Zeitschrift (XXIII, 65) nichts zu ändern. Vgl. Gädeke, Histor. Taschenbuch 1889. S. 44. Irmer, Verhandlungen 1, XXXIX u. XLII. Wenn Irmer sagt: „Schon Ranke ist auf dem Wege der Kritik des bekannten Raschin'schen Berichtes zu der Annahme gekommen, daß W. in der Zwischenzeit von seiner Absetzung bis zur zweiten Uebernahme des Generalats mit König Gustav Adolf in nähere Verhandlung getreten, deren Spitze sich gegen den Kaiser richtete", so müßte das wenigstens heißen: Schon Hurter u. s. w. Der Aufsatz von Helbig (Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur 1853), auf den sich Hurter wiederholt beruft, liegt mir nicht vor.

[4] Wallensteins Verhandlungen. S. 12.

sich zu königlichen Gnaden und veroffenbare sich, daß er dem König alles thun wolle, jedoch wenn er seine Zeit und gute Gelegenheit sehen werde, Er könne in so wichtigen Sachen nit so plump hineintappen, und dies darumb, dann es hette sich der König mit dem Churfürsten (von Sachsen) noch nit conjungiret, dabei auch dies gesagt: ‚dies was mir durch Euch zuentboten worden, ist mir lieber als die ganze Welt‘, Mir dabei verbothen, ich sollte die sachen ja in höchster geheim halten, dann ich hette nichts zu verlieren, Er und Terzka aber sehr viel."

Raschin ging dann nach Tangermünde zu Gustav Adolf zurück, der ihn gleich vorläßt „vor allen andern". „Gegen den Grafen von Thurn aber hat er sich entschuldigt, daß er mich nicht zur Tafel ließe, er müßte es zur Verhütung alles Verdachts unterlassen." Er erhielt von dem schwedischen Könige ein Schreiben an Wallenstein: „er wolle ihm wider seine Feinde beistehen und Ihn in allen manuteniren". Wallenstein zeigte große Freude über dieses Schreiben, wollte aber selbst trotz des Wunsches Gustav Adolfs nichts Schriftliches von sich geben; selbst Raschin sollte sich nichts notiren wegen der großen Gefahr. „Schreibt nit", sagte Wallenstein, „ihr könnt es wol gedenken, nemet es wol in Kopf. . . . Ich gebe dem König meine Resolution und versichere den König mündlich durch Euch, daß wenn ich meine Zeit sehen werde, von dem Kaiser ganz abfallen und zu ihme fallen will. Es ist aber das Oesterreichische und das Spanische Hauß noch stark und habe sich der König mit dem Churfürsten nit conjungirt, darumb soll er sehen, sich mit dem Churfürsten von Sachsen umb alles zu vergleichen und sich zu conjungiren; wenn solches geschieht, so werden sie auf den Feind den Tylli gehen können, und dann weiter ins Reich. Ihm Fürsten aber sollte der König, wenn sie sich conjungiert haben würden, 10 oder 12 tausend Mann in Behmen schicken und den Grafen Thurn mit."

Mit dieser Antwort reiste Raschin nach Berlin zum Grafen Thurn und mit diesem dann nach Brandenburg zu Gustav Adolf: „Habe alles, was ihm der Fürst zuentbothen, hinter Brandeburg in einem Dorff da er gefruhstückt im Beisein des Grafen von Thurn referirt. So der König mit sondern Freude vernommen, mich auf die Achsel klopfent gesagt: ‚Monsieur Raschin, ich wünsche ihm viel Glück, ich will sein gnediger König sein und ihn wohl recompensiren,‘ ist auch auf dem Roß so lang sitzen blieben, bis sein sekretair Satler mir den Paß verfertiget, welchen er auch auf dem Rosse unterschrieben." Er lasse dem Fürsten entbieten: „er (der König) wolle gerade auf den Tilly zugehen, und wenn ihm

Gott Glück verleihe, so wolle er dem Fürsten das Volk, wie er begehrt, schicken".

Nach dem Sieg des Schwedenkönigs über Tilly bei Breitenfeld (17. Sept. 1631) hatte Raschin wieder eine längere Unterredung mit Wallenstein. „Und da hat er (Wallenstein) mit mir geredet und gesagt: ‚Wißt Ihr, daß der Tilly bei Leipzig aufs Haupt geschlagen? . . . wenn mir das begegnete, ich nehme mir selbst das Leben, aber es ist gut vor uns. Ihr wißt, daß ich dem König vorhin meine Resolution gegeben, jetzo ist es hohe Zeit, damit mir der König das Volkh je eher je besser schicke, so baldt ich etwas vom Volk überkomme, will ich viel Officirer an mich ziehen von der kaiserlichen Armada; Ihr wißts, daß ich vielen guts gethan und noch thue.'" Er wollte das Haus Oesterreich und den König in Hispanien von Grund aus verderben. Raschin „soll dem König in Schweden sagen: er solle ja mit dem Kaiser keinen Frieden machen und zu dem Volk, das er ihm schicken solle, solle er ein baar Regiment Sächsisch Volkh geben, damit er soviel desto besser versichert sein möge, daß der Churfürst keinen Frieden mache; dem Kaiser soll er nicht glauben, wenn er gleich jetzo Frieden machen wollte, dann wenn er nirgendt hin könne, so verheißt er viel, halte aber nichts. — Hiermit bin ich wieder zum König fort, den ich den neunten October mit dem Grafen von Thurn bei Schleisny hinter dem Thüringer Waldt angetroffen."

Gustav erklärte aber, er könne nur 1500 Mann schicken. Damit war Wallenstein sehr übel zufrieden. „Da bin ich von dem König wieder zum Fürsten kommen, und ihm angezeuget, warumb ihm der König diesmahl kein Volk schicken könne; das hat dem Fürsten hoch verdrossen und gesagt: ‚Weiln der König nicht will, da doch die Sachen soweit kommen, so muß es anders gehen; Er müsse sehen, daß der Arnheim mit dem Sächsisch Volk hereinrücke." [1]

Damit waren die Verhandlungen mit den Schweden für jetzt beendigt, die mit den Sachsen begonnen. Aus dem Berichte Raschins geht

[1] Der vollständige Bericht Raschins wurde zuerst von Murr lateinisch abgedruckt in seiner Schrift: Die Ermordung Herzog Albrechts von Friedland, Halle 1806; nach dem deutschen Exemplar im Wiener Staatsarchiv am ausführlichsten benutzt bei Hurter, Wallensteins vier letzte Lebensjahre. S. 97 ff. Den genauen Text des in deutscher Sprache überreichten Originals publicirte Dvorsky im Jahre 1867. Diesem Text bin ich gefolgt nach dem Abdruck bei Gädeke, Wallensteins Verhandlungen. S. 309 ff. Daß die Angaben Raschins bis hierhin ganz genau sind, zeigen auch die Briefe von Thurn an Gustav Adolf (October 1631) bei Gädeke S. 108 f. 112 f. Hildebrandt, Wallenstein. S. 4.

hervor, daß Wallenstein die Sachsen zum Einzug in Böhmen und besonders zur Besetzung Prags drängte. Wallenstein konnte nun um so ungehinderter mit Arnim verhandeln, weil der Kaiser seine Vermittlung am 1. October 1631 angerufen hatte. Die andere Bitte des Kaisers, das Obercommando wieder zu übernehmen, lehnte er kurzer Hand ab. Er hoffte gerade jetzt einen vernichtenden Schlag gegen den Kaiser vorbereiten zu können.

Ein merkwürdiger Brief des schwedischen Residenten Laurenz Nicolai an den Secretär des schwedischen Königs, Philipp Sadler (30. Dec. 1631), gibt dann Aufschluß, wie es gekommen, daß Wallenstein doch dem Drängen des Kaisers, den Oberbefehl wieder zu übernehmen, nachgegeben. Durch einen Brief Thurns, so habe Wallenstein selbst gesagt, seien seine Verhandlungen mit Schweden bekannt geworden, und so habe er den Oberbefehl angenommen, „umb sich bey ihme zu purgiren erst durch mundtliche entschuldigung und darnach realiter durch annehmung des generalats. Er soll aber, wie besagter von Arnheimb mir weiter berichtet, protestirt und hoch bedeuert haben, daß er, ein weg als den andern, in seinem proposito und gueter affection gegen ihr Kön. Mt. stets continuiren will . . . vielmehr alles dahin dirigieren, daß der kayser mitt seinem ganzen Hause soll schmerzlich sehen und empfinden, daß er einen Caveillir affrontiret hab“ [1]. Es sei dahingestellt, wie ernst diese Worte Wallensteins gemeint waren: für ihn drängte jetzt die Entscheidung. Entweder mußte er sich den Schweden und Sachsen anschließen — das war gewagt, weil die Schweden in weiter Ferne standen und keine großen Truppenmassen schicken wollten, die Sachsen aber viel zu schwach und zu armselig ausgerüstet waren, um mit ihnen allein etwas wagen zu können —, oder er mußte der Aufforderung des Kaisers entsprechen, eine neue Armee zu schaffen. Das Letztere mußte ihn wieder zum Herrn der Situation machen: in jedem Fall war es das „sichere zuspielen“ [2].

---

[1] Hildebrandt S. 6. [2] Vgl. den Bericht Raschins S. 319.

(Schluß folgt.)

B. Duhr S. J.

Die Fühler der Insekten.

(Fortsetzung.)

2. Die Fühler als Sinnesorgane und Verkehrswerkzeuge.

Im Jahre 1847 begann der berühmte Entomologe Erichson seine Dissertatio de fabrica et usu antennarum in insectis mit den Worten: „Viele Dinge in der Insektenkunde sind noch nicht hinreichend klargelegt; aber ganz besonders dunkel und ein Gegenstand des Zwistes ist die Frage nach der Function der Fühler." Und sechsunddreißig Jahre später schrieb Dr. Karl Kräpelin in seiner vortrefflichen Studie „Ueber die Geruchsorgane der Gliederthiere" bezüglich derselben Frage: „Eine umfangreiche Literatur ist im Laufe der Jahre über diesen Gegenstand herangewachsen. Namen ersten Ranges treten uns in der Geschichte dieser Untersuchungen entgegen; aber auf keinem Gebiete vielleicht des zoologischen Wissens ist eine solche Fülle aufgewendeten Scharfsinnes, angestrengtester Arbeit von verhältnißmäßig so geringen Erfolgen begleitet gewesen, wie auf dem der Erforschung jener Sinnesorgane, und noch heute sind wir, trotz mannigfacher Fortschritte in den letzten Decennien, von einer endgiltigen Lösung der Aufgabe weit entfernt." Aehnlich äußert sich auch Dr. August Forel in der Einleitung seiner Expériences et Remarques critiques sur les sensations des insectes, und ähnlich haben sich überhaupt alle Forscher geäußert, die denkend an die Beantwortung jener Frage herantraten. Denn wir Menschen haben keine Fühler; oder mit anderen Worten: zwischen den als Sinneswerkzeuge dienenden Gebilden an den Fühlern der Insekten und zwischen den menschlichen Sinnesorganen besteht kaum eine Spur von Analogie. Das ist der Kernpunkt der Schwierigkeit.

Hieraus begreift sich, daß im Laufe der Zeit verschiedene, sich vielfach widersprechende Ansichten über die Bedeutung der Fühler aufgestellt wurden. Nur den Gesichtssinn der Insekten hat noch niemand in die Fühler verlegt; sonst gibt es keine Sinnesfunction, die man ihnen nicht schon zugeschrieben und wieder streitig gemacht hätte. Wir wollen diese Meinungsverschiedenheiten nur in einigen Hauptzügen historisch skizziren [1].

[1] Vornehmlich nach Kräpelin a. a. O. S. 2—14; vgl. auch Forel, Expériences. II. p. 190 ss.; Lubbock, On Senses, Instinct and Intelligence of Animals. London 1889 (deutsch Leipzig 1889). Chapt. III ff. u. s. w.

Réaumur, Lesser, Rösel und Lyonet sahen in den Antennen nebst Tastorganen auch Träger des Geruchssinnes. Reimarus, Baster, Schelver und Lehmann entzogen am Ende des vorigen Jahrhunderts den Fühlern die letztere Rolle und überwiesen sie den Eingängen der Luftröhren (Tracheen), weil sie glaubten, die Geruchswahrnehmung müsse nothwendig mit den Athmungsorganen in Verbindung stehen. Auch Cuvier folgte dieser Ansicht, und erst Latreille übertrug wiederum den Fühlern das Riechen. Unterdessen hatten die letzteren bereits an der Mundhöhle der Insekten einen neuen Nebenbuhler gefunden. Dorthin verlegte zuerst Treviranus die Geruchsempfindung; Kirby und Spence schlossen sich dieser Ansicht an, und noch in neuester Zeit meinte Wolff das Riechorgan der Biene in deren Mundhöhle entdeckt zu haben. Lehmann ließ den Fühlern außer dem Tastsinn nur die Rolle der „Aeroskepsis", die Luft auf ihren Feuchtigkeitsgehalt zu prüfen; Kirby und Spence schrieben den Fühlern hauptsächlich eine dem Gehörsinn ähnliche Thätigkeit zu; als Tastorgane sollten sie erst an zweiter Stelle dienen[1]. Newport hielt die Antennen für den Sitz des Gehörsinnes, das Riechvermögen entzog auch er ihnen und versetzte es in die Taster (Palpen); Lespès, Landois und Graber glaubten gleichfalls in den Fühlern eher Ohren als Nasen sehen zu müssen. Dagegen nehmen Erichson[2], Burmeister, Perris, Leydig, Forel, Hauser, Kräpelin, Plateau, Graber[3], Lubbock und überhaupt fast alle neueren Forscher die Fühler wiederum als Geruchsorgane in Anspruch, wenigstens für viele Insekten. Damit soll nicht ausgeschlossen sein, daß sie vielfach überdies zum Tasten verwendet werden, in einigen Fällen vielleicht auch

[1] Introduction to Entomology. Ed. V (1828). Vol. IV. p. 245 ff. Die erwähnte Stelle enthält übrigens manches sehr Gute über die Bedeutung der Insektenfühler, was auch heute noch der Beachtung werth ist.

[2] In seinem „Handbuch der Entomologie" (I. Bd., 1832, § 196 u. 277) hielt Burmeister noch die „Schleimhaut der Luftröhren" für das Geruchsorgan der Insekten; die Fühler sollten weder Tast- noch Geruchs-, sondern nur Gehörwerkzeuge sein. Nach Veröffentlichung der Erichson'schen Arbeit De fabrica et usu antennarum änderte er jedoch seine Meinung und beschrieb eine Anzahl verschiedener Gruben am Fühlerfächer der Blatthornkäfer als Geruchsorgane (Zeitung für Zoologie, 1848).

[3] In den „Vergleichenden Grundversuchen über die Wirkung und die Aufnahmestellen chemischer Reize bei Thieren" constatirte Graber, daß außer den Fühlern auch andere Körpertheile der Insekten für „Riechreize" empfänglich seien (Biologisches Centralblatt. V. Bd. 1885. Nr. 13, 15, 16). Aber in seinen „Neuen Versuchen über die Function der Insektenfühler" (a. a. O. VII. Bd. 1887. Nr. 1) tritt er ausdrücklich dafür ein, daß als specifische Geruchsorgane, wenigstens bei manchen Insekten, trotzdem die Fühler dienen.

zum Hören. Forel ist sogar geneigt, gewissen Papillen an Insektenfühlern eine dem Geschmackssinn ähnliche Function zuzutheilen. Ferner soll nicht behauptet werden, daß die erwähnten Sinnesfähigkeiten stets auf die Fühler beschränkt seien, und daß nicht einige derselben zugleich auch in anderen Anhängseln des Insektenkörpers, besonders in den Tastern, sich finden können.

Bisher handelte es sich um die Fühler als Sitz bekannter oder wenigstens mit unseren Sinnesenergien nahe verwandter Fähigkeiten. Aber schon der alte Sulzer hatte vermuthet, daß in den Fühlern ein unbekannter Sinn wohne. Mehrere der letzterwähnten neueren Autoritäten sind gleichfalls nicht abgeneigt, den Antennen der Insekten außerdem eine oder mehrere Functionen zuzuschreiben, die von allen unseren Sinnesqualitäten specifisch verschieden sind. In der That leisten diese Werkzeuge manches, was sich selbst durch die äußerste Verfeinerung unserer Sinnesempfindungen schwerlich leisten ließe; deshalb ist diese Ansicht nicht unbegründet.

In den letzten Jahrzehnten ist der Kampf um die Insektenfühler hauptsächlich in das anatomische Stadium getreten, und seine Schwankungen haben noch lange nicht ihr Ende erreicht. Ja wir können ruhig sagen: sie werden es nie erreichen. Solange es nicht einem Forscher gelingt, Insekt zu werden, und zwar nicht Insekt im allgemeinen, sondern der Reihe nach Insekt aller jener verschiedenen Arten, die verschiedene Fühler haben, so lange wird es im Fühlerstreite keinen competenten Schiedsrichter geben. Und selbst dieser Schiedsrichter wäre nur competent für die oberflächlichsten Punkte in der Physiologie der Insektenfühler: er könnte nur darüber entscheiden, welche Sinneswahrnehmungen durch die Fühler vermittelt werden, und an welcher Fühlerstelle das Endorgan sitzt, das für die betreffende Thätigkeit dient. Aber für den anatomischen Bau der Insektenfühler und für die feineren Einzelheiten ihrer physiologischen Leistungen wäre auch er kein zuverlässiger Gewährsmann. Ebensowenig wie er einen intuitiven Einblick hätte in den Bau seines Gehirns, ebensowenig besäße er ein Wissen über den Verlauf der Nervenfasern in seinen Fühlern und über die Structur der nervösen Endorgane. Er müßte sich vor Beantwortung dieser Fragen erst seine Antennen abschneiden und sie nach allen Regeln der histologischen Technik in mikroskopische Präparate verwandeln; und wenn er diese Operation glücklich überlebt und seine Selbststudien veröffentlicht hätte, so würden die Ergebnisse derselben schließlich keine größere Glaubwürdigkeit bean-

sprechen können, als die Forschungen der übrigen Anatomen, die keine Fühler hatten.

Das Wort der Schrift „Mundum tradidit disputationi eorum“ bewahrheitet sich also auch an den Fühlern der Insekten. Doch es kann nun einmal nicht anders sein. Die Schwierigkeiten, die sich unserer Erkenntniß hier entgegenstellen, die Unvollkommenheiten, die ihr naturgemäß anhaften, führen nothwendig zu zahlreichen Meinungsverschiedenheiten. Am Ende kommt man durch sie doch der Wahrheit näher, wenigstens um einen kleinen Schritt. Und ein kleiner Fortschritt ist auf einem so schwierigen Forschungsgebiete schon hoch anzuschlagen.

Aber, so denkt vielleicht mancher Leser, so schwer kann es doch nicht sein, zu entdecken, ob ein Insekt mit seinen Fühlhörnern tastet oder riecht oder hört; das sollte man durch Beobachtung und Experiment bald herausbringen können. Wir wollen einmal sehen.

Welchen Gebrauch machen die Insekten von ihren Fühlern? Weitaus die meisten scheinen mit denselben wirklich zu fühlen, ähnlich wie wir mit unsern Fingern. Namentlich die Käfer und die Hautflügler machen in dieser Richtung einen so ausgiebigen Gebrauch von ihren Antennen, daß der Name „Fühler“ oder „Fühlhörner“ der treffendste und bezeichnendste für sie ist, der getreue Ausdruck von Tausenden alltäglicher Beobachtungen. Der Laufkäfer hält auf seiner eiligen Fußtour die Fühler vorgestreckt und berührt mit ihren Spitzen alles, was ihm begegnet, das Steinchen, das an seinem Wege liegt, wie die Raupe oder den Regenwurm, auf die er sofort mit gierigen Zangen sich stürzt. Wenn der Trichterwickler (Rhynchites betulae) ein passendes Birkenblatt sucht, das er kunstgerecht zuschneiden und aufwickeln möchte für seine Brut[1]; wenn der Eichenzweigsäger (Rhynchites pubescens) in immer engeren Schneckenkurven um den Eichenzweig herumgeht und nach einer Stelle forscht, die geeignet wäre, um eine Wiege für seine Jungen auszusägen[2], so sind stets die Fühler in emsig tastender Thätigkeit. Nur bei plötzlichem Schrecken pflegen die meisten Käfer ihre Fühler eng an den Leib zu ziehen, zum Schutze dieser zarten und kostbaren Werkzeuge. Sonst wird alles, was irgendwie ihre Aufmerksamkeit erregt, einer unmittelbaren Fühlerprüfung unterzogen oder wenigstens einer Fühlerwitterung aus angemessener Entfernung.

---

[1] Vgl. Der Trichterwickler. Münster 1884. S. 6 ff. („Natur u. Offenb.“ 1883.)

[2] Der Kunsttrieb des Eichenzweigsägers. A. a. O. Anhang I. S. 193 ff. („Natur u. Offenb.“ 1884).

Machen wir hier einen Augenblick Halt. Ist es wirklich immer der Tastsinn, der bei dem sogenannten Tasten der Fühler bethätigt wird? Oder ist es vielleicht neben jenem ein anderer Sinn, der die Antennen zu so wichtigen und vielbenutzten Werkzeugen macht? Wenn der Indianer sein Ohr auf die Erde legt, um das Herannahen einer feindlichen Kriegerschaar zu vernehmen, so wird niemand deshalb sagen, seine Ohren seien Tastorgane; und wenn wir unser Geruchswerkzeug in einen duftenden Blumenstrauß versenken, so wird darum ebenfalls noch niemand die Nase für ein Organ des Tastsinnes erklären. Wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich ist es allerdings, daß die Fühler, wenn sie einen Gegenstand prüfen, auch dem Tastsinne dienen; die anatomischen Befunde bestätigen diese Ansicht. Aber hiermit ist jener Gebrauch der Antennen noch nicht erschöpft. Eine feine Geruchswahrnehmung oder etwas Aehnliches kann die Tastwahrnehmung begleiten und vielleicht gerade die Hauptsache sein. In der That ist dies bei vielen Insekten der Fall, und zwar gerade bei denjenigen, welche die schärfsten Sinne haben, bei den Raub- und Schlupfwespen und bei dem Volke der Ameisen.

Schon der scheinbar einfachste Gebrauch der Fühler, die unmittelbare Berührung eines Gegenstandes, ist also in Wirklichkeit mehrdeutig. Was geht aber vor sich, wenn ein Insekt seine Fühler nur prüfend vorstreckt, und nach der Fühlerkunde, die es hierbei aus der Ferne empfängt, sein Benehmen zweckmäßig einrichtet? Sind die Antennen hier lauschende Ohren oder witternde Nasen? Newport[1] machte Beobachtungen hierüber an großen Blatthornkäfern aus der Gattung Copris. Wenn der Käfer sich bewegte, waren die Fühler ausgestreckt und die blattförmigen Endglieder derselben so weit wie möglich entfaltet, als ob sie dem Thiere auf seinem Marsche die Richtung angäben. Erschallte plötzlich ein lautes Geräusch, so wurde der Fühlerfächer sofort zusammengeklappt, die Antennen wurden unter den Kopf zurückgezogen; der Käfer machte Halt und stellte sich todt. Aus diesen und ähnlichen Vorgängen glaubte Newport schließen zu dürfen, daß bei allen Insekten die Fühler die Gehörorgane seien, und daß ihre Structur, wie verschieden auch immer, dazu geeignet sei, den Schall zu empfangen und zu übermitteln. So weittragend diese Schlüsse sind, so wenig beweiskräftig scheinen die Experimente zu sein, auf denen sie beruhen. Selbst für die Blatthornkäfer, die bei plötzlichem

---

[1] Vgl. Lubbock l. c. p. 95. — Wir citiren die Seitenzahl nach der erwähnten deutschen Ausgabe.

Geräusche ihre Fühler zurückziehen, ist damit noch nicht bewiesen, daß eine Schallwahrnehmung sie dazu bewege. Die Erschütterungen der Unterlage oder der Luft können auch auf ihren feinen Gefühlssinn wirken [1]. Man versuche es nur, einen unserer gemeinsten Blatthornkäfer, den dreihörnigen Schafmistkäfer der Heide (Geotrupes typhoeus), während seines Marsches leise anzublasen; er wird sogleich seine Fühler einziehen und sich regungslos verhalten.

Nicht alle Laute in der Natur sind darauf berechnet, von anderen Wesen gehört zu werden. Die Kronen der Bäume ächzen und stöhnen im Sturme; aber nur in der Einbildungskraft des Dichters gestalten sich diese Laute zu einem Klagelied des Waldes. Bemerken wir, daß empfindende Wesen Töne von sich geben, so dürfen wir meist schon eine nähere Beziehung derselben zu irgend einer Gehörwahrnehmung vermuthen; aber es fragt sich noch, wem sie eigentlich gelten, von wem sie eigentlich gehört werden sollen. Wenn ein Bombardierkäfer (Brachinus) oder ein Paussus einem Angreifer gegenüber Gebrauch macht von seinem natürlichen Revolver und ihm unter hörbarem Knall einen blauen Dunst zusendet, der unsere Haut ätzt und die feinen Nervenendigungen niederer Thiere empfindlich verletzt, so ist der Schall nur Nebensache. Der Zweck des Bombardements wird bei einem tauben Gegner ebenso gut erreicht, wie bei einem feinhörigen. Derartige Lautäußerungen der Insekten sind offenbar nicht auf eine Gehörswahrnehmung berechnet; hier heißt es nur: wer nicht hören will, muß fühlen. Viele anderen Insekten geben, wenn man sie berührt, durch Reibung bestimmter Körpertheile zirpende Laute von sich. Wenn diese Laute jedoch bloß Angstlaute sind und nur bei unangenehmer Berührung ertönen, so weiß man immer noch nicht, von wem sie gehört werden sollen. Daß die Insekten selber solche Laute vernehmen, muß erst noch anderweitig bewiesen werden. Günstiger ist es um die Locklaute bestellt, die zur gegenseitigen Auffindung der Geschlechter dienen. Hier muß man annehmen, daß der Musikant selber Gehör besitze, und es frägt sich nur noch, wo die Ohren sitzen. Bei den Grillen und Heuschrecken, die im Insektenconcerte unserer nordischen Fluren die erste Violine innehaben, scheinen die Gehörorgane nicht in den Fühlern, sondern in den Vorderbeinen, beziehungsweise im Hinterleibe zu liegen; mit dieser

---

[1] Forel (Expériences. II. p. 226 ss.) entwickelt eingehender diesen Gedanken, der bei vielen Versuchen über das Gehör der Insekten nicht genug berücksichtigt worden ist.

Form von Ohren haben wir uns deshalb hier nicht näher zu befassen. Bei anderen Insekten will man Gehörorgane in den Flügeln, bei den Zweiflüglern in den Schwingkölbchen entdeckt haben, die bei ihnen an der Stelle der Hinterflügel sitzen. Die muthmaßlichen Hörhaare an den Fühlern der Mücken gehören bereits in den anatomischen Theil unserer Abhandlung, und wir wollen deshalb hier nur noch einige Experimente erwähnen, die Will über das „Hören" der Bockkäferfühler angestellt hat.

Die größeren Bockkäfer bringen, wie fast jedermann weiß, einen „geigenden" Ton hervor; daher heißen sie im Volksmund auch einfachhin „Geiger". Ihre Geige ist der Rand des Mittelrückens, der Rand des Vorderrückens ihr Geigenbogen. Will[1] nahm also ein Cerambyx-Pärchen, that das Weibchen in eine Schachtel und setzte diese auf einen Tisch; ungefähr 15 cm davon setzte er das Männchen. Als beide von dem ersten Schrecken sich erholt hatten und ruhig dasaßen, reizte er das in der Schachtel verborgene Weibchen mit einer Nadel, und es fing an zu geigen. Schon beim ersten Tone wurde das Männchen unruhig, streckte seine Fühler aus, drehte sie um und um, als wollte es wahrnehmen, aus welcher Richtung der Ton komme, und marschirte darauf geradeswegs auf das Weibchen zu. Diesen Versuch hat Will öfters wiederholt und stets mit demselben Erfolge. Aber wenn es hiernach auch sehr wahrscheinlich ist, daß die Bockkäfer hören, so ist es doch nicht ebenso wahrscheinlich, daß die Fühler die Hörorgane sind. Die letzteren mochten liegen wo sie wollten, die Erscheinung konnte ähnlich bleiben. Nehmen wir an, die Fühler seien Geruchsorgane, und die durch das Gehör zuerst wahrgenommene Anwesenheit des Weibchens habe bloß die Aufmerksamkeit der Antennen auf denselben Gegenstand gelenkt; dann konnten diese durch ihren Geruchssinn den näheren Aufenthaltsort des Objectes auskundschaften. Leichter erklären sich derartige Beobachtungen allerdings durch die Annahme, daß die Bockkäferfühler Werkzeuge für beide Sinne sind.

Es ist oft schwer, zu entscheiden, ob ein Insekt Töne von sich gibt oder nicht; noch schwerer ist es, zu beweisen, daß dieselben auch von anderen Insekten gehört werden; und am allerschwersten, zu entscheiden, wo das Gehörorgan sitzt. Unser Ohr ist nur eines der vielen möglichen und wirklichen Instrumente, die für Schalleindrücke empfänglich sind, und es ist nur für einen bestimmten Kreis von Schallwahrnehmungen eingerichtet. Das Corti'sche Organ in unserer Gehörschnecke ist zwar eine

---

[1] Das Geschmacksorgan der Insekten (Zeitschrift f. wissensch. Zoologie, 1885).

sehr reich besaitete, aber immerhin nur eine beschränkte Claviatur. Die Stridulationsapparate, die bei manchen für unser Ohr stummen Kerbthiere sich finden, deuten darauf hin, daß es ebensogut Töne gibt, die wir nicht hören, wie es Farben gibt, die wir nicht sehen. Lubbock hat durch sorgfältige Versuche nachgewiesen, und Forel hat es bestätigt, daß die Ameisen die ultravioletten Strahlen des Spectrums als Farbe wahrnehmen, während sie für unser Auge absolute Dunkelheit bedeuten. Aehnlich können Insekten vielleicht dort mannigfache Töne wahrnehmen, wo für unser Ohr lautlose Stille herrscht. Die Ameisen scheinen uns völlig stumm zu sein, und doch besitzen manche derselben (besonders unter den Poneriden) Vorrichtungen, die von Landois und Lubbock als Schrillorgane gedeutet werden. Einmal glaubte auch ich, Ameisen zirpen zu hören. An einem heißen Tage hatte ich eine Anzahl rother Knotenameisen (Myrmica ruginodis) in ein Glasgefäß gesetzt. Die Ameisen waren sehr aufgeregt und bewegten heftig ihren Hinterleib auf und ab. Bei dieser Bewegung, die von einer großen Menge Individuen gleichzeitig ausgeführt wurde, vernahm ich ein leises, zirpendes Geräusch. Dasselbe schien mir dadurch erzeugt zu werden, daß die Basis des Hinterleibstielchens an dem quergerunzelten Hinterrücken der Thierchen sich rieb. Leider hatte ich gerade kein Mikrophon zur Hand, und es ist mir nicht geglückt, diese Wahrnehmung später zu wiederholen; daher bleibt sie zweifelhaft. Wenn Ameisen Töne erzeugen, ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß diese Töne eine Bedeutung für deren Gesellschaftsleben haben und daß sie deshalb auch von ihnen selbst gehört werden.

Eine andere Schwierigkeit, die sich der Erforschung des Gehöres der Insekten entgegenstellt, liegt darin, daß sie vielleicht manche Töne zwar wahrnehmen, aber auf dieselben nicht reagiren, weil sie von keiner Bedeutung für ihre gewöhnlichen Lebensverhältnisse und ihnen deshalb gleichgiltig sind. Die Bienen können höchst wahrscheinlich hören; denn das „Tüten" der noch in ihrer Zelle verborgenen jungen Königin ist ein Signal der heftigsten Aufregung im Stocke. Als jedoch Lubbock[1] eine Spieldose nahm und seinen Bienen eine Reihe Musikstücke zum Besten gab, kümmerten sie sich darum nicht im geringsten. Der Versuch hatte einen rein negativen Erfolg.

Beobachtung und Experiment wissen uns somit über die Frage, ob die Fühler der Insekten als Gehörorgane dienen, nicht viel mehr zu sagen,

[1] Hearing in Bees. Journ. Linn. Society, Zoology. 1884. p. 43.

als: vielleicht bei einigen. Lubbock ist, hauptsächlich auf anatomische Gründe gestützt, zur Annahme geneigt, daß sogar die Ameisen hören können, und daß gewisse Organe in ihren Vorderbeinen und andere in den Fühlern Ohrenstelle vertreten. Forel dagegen stellt beides in Abrede. Ich muß hier noch eine Beobachtung erwähnen, die für Lubbocks Ansicht zu sprechen scheint, obwohl sie nicht so beweisend ist, wie man auf den ersten Blick glauben möchte. Zwischen zwei Glasscheiben, die durch Holzrahmen verbunden waren, in einem sogenannten Lubbock'schen Beobachtungsneste, hatte ich eine kleine Kolonie Waldameisen (Formica rufa) einquartiert. Die obere Glasscheibe war durch einen Unfall gesprungen, und ich hatte den Sprung mit Siegellack überstrichen. Ohne ein Experiment zu beabsichtigen, nahm ich eine Stahlnadel und strich mit derselben leise über den eingetrockneten Lack. Zu meiner Ueberraschung erhoben alle Ameisen wie auf Commando ihre Fühler und suchten mit denselben die obere Glaswand zu berühren. Zweimal, dreimal wiederholte ich den Versuch, stets mit derselben Wirkung. Da die untere Glaswand mit einer mehrere Millimeter dicken Erdschicht bedeckt war und nur wenige Ameisen die obere Glasscheibe unmittelbar berührten, konnte wohl nur das leise Schrillen, das die Nadelspitze auf der rauhen Lackfläche verursachte, der Grund der Erregung sein. Wenn ich mit einem Falzbein oder einem andern glatten Gegenstand über dieselbe Stelle rieb, kümmerten sich die Ameisen wenig darum. Sobald ich aber wieder mit der Nadel strich, geriethen die Fühler sogleich in allgemeine Bewegung. Diese Experimente, die ich am 2. April 1889 zum erstenmal angestellt, habe ich später noch oft mit demselben Erfolge wiederholt. Sie scheinen mir für eine wirkliche Gehörswahrnehmung der Ameisen, und zwar mittelst der Fühler, zu sprechen; wenigstens dürfte diese Erklärung am nächsten liegen.

(Fortsetzung folgt.)

E. Wasmann S. J.

Die Atlantis des catalanischen Dichters Jacinto Verdaguer.

Aus der Nachbarschaft des Montserrat, ja gewissermaßen von den Felsenhöhen dieses altehrwürdigen Nationalheiligthums selbst, ist die Wiederbelebung der catalanischen Literatur ausgegangen. Hier hatte religiöse Andacht die großen Erinnerungen der Vergangenheit lebendig festgehalten; hier hatte ein mächtiges Nationalgefühl einst seine Weihe bekommen, hier flammte es wieder kraftvoll auf, als die Sturmfluten der großen Revolution sich langsam verlaufen hatten[1]. Um dieselbe Zeit, als Joaquim Rubió y Ors mit seinem „Gayter del Llobregat" (1839) die catalanische Poesie wieder zu neuem Leben rief, trat in Vich und Barcelona der Catalane Jakob Balmes auf, der genialste Apologet des katholischen Glaubens und der katholischen Wissenschaft, den Spanien in dem gegenwärtigen Jahrhundert aufzuweisen hatte, Mathematiker und Philosoph, Geschichtskenner und Politiker, geistreicher Publicist und gründlicher Theologe zugleich, durch die vielseitigste moderne Bildung befähigt, die solide Wissenschaft der Vorzeit gegen die Angriffe des Unglaubens zu vertheidigen. In kaum zehn Jahren, von 1839 bis 1848, schrieb er eine ganze Reihe der bedeutendsten Werke, welche in der ganzen civilisirten Welt Aufsehen erweckten und Einfluß erlangten. Den 28. August 1810 geboren, starb er schon am 9. Juli 1848. Er hat spanisch geschrieben und sich an der catalanischen Sprachbewegung somit nicht direct betheiligt; aber sein Beispiel, sein Ansehen und seine Schriften trugen mächtig dazu bei, im Clerus seiner Heimat wissenschaftliches Streben und literarische Thätigkeit zu fördern. Als die catalanische Bewegung darum immer weitere Kreise ergriff, begann auch der Clerus sich an derselben zu betheiligen, und in Vich, dem Geburtsorte Balmes', einem uralten bischöflichen Sitze, an dessen Priesterseminar einst Balmes lehrte, bildete sich im Laufe der sechziger Jahre nicht nur ein literarischer Cirkel (Circulo literario), sondern noch ein besonderer Dichterverein (Esbart vigatá), welcher die neue Literatur mit den werthvollsten Leistungen bereicherte. Ein Mitglied dieses Dichterkreises, Jacinto Verdaguer, wird von den Catalanen selbst als einer ihrer hervorragendsten Dichter betrachtet, und der Provençale Mistral bezeichnet dessen Epopöe „Atlántida" geradezu als das bedeutendste Werk der gesammten neu-catalanischen Literatur[2].

1.

Jacinto Verdaguer, welcher gegenwärtig als Kaplan bei einer vornehmen Familie in Barcelona lebt, ist recht eigentlich aus dem Volke selbst hervorgewachsen und hat aus dessen Munde selbst Sprache und Begeisterung

[1] Siehe diese Zeitschrift Bd. XXXIX. S. 51 ff.

[2] Vgl. Zarncke, Literarisches Centralblatt, 1890. Nr. 49. Sp. 1715.

geschöpft. In dem Dörfchen Folgaroles bei Vich, wo Verdaguer den 17. Mai 1845 geboren wurde, war sein Vater ein schlichter Landmann und Steinhauer, der weder den Plan noch die Mittel hatte, dem begabten Knaben eine höhere Ausbildung zu theil werden zu lassen. Früh fühlte sich dieser jedoch zum Dienste des Altares hingezogen, und als er alt genug war, um mit im Felde zu arbeiten, waren seine Gedanken nur darauf gerichtet, sich Bücher zu verschaffen und so viel zu ersparen, um endlich Theologie studiren zu können. Wenn seine Gefährten sich nach harter Arbeit unter einem Baume zur Ruhe ausstreckten, griff er zu einem Buch oder schaute träumend über die Ebene dahin, und des Abends brachte er zu Papier, was er sich den Tag über ausgedacht. Als einmal ein Preis für denjenigen ausgesetzt wurde, der barfuß am schnellsten über ein frisch abgemähtes Stoppelfeld dahinlaufen könnte, gewann er als tapferer Läufer den Preis und kaufte sich für denselben auf dem Jahrmarkt zu Vich eine Odyssee. So kämpfte er sich in rastloser körperlicher und geistiger Arbeit als muthiger Autodidakt zu dem erhabenen Ziele durch, das er sich vorgesetzt. Er fand Aufnahme ins Seminar und übte sich so tüchtig weiter in seiner catalanischen Sprache, daß er sich bei den Blumenspielen zu Barcelona 1865 und 1868 Preise erwarb. Bei den letzteren riefen seine mit Beifall aufgenommenen Gedichte die höchsten Erwartungen wach, und der anwesende provençalische Dichter Mistral begrüßte ihn mit den Worten des Virgil: Tu Marcellus eris! Er selber legte auf seine damaligen poetischen Versuche später so wenig Gewicht, daß er sie nicht herausgeben wollte. Schon damals genügten sie den Forderungen nicht, die er an sich stellte. Sein Trachten war auf ein großes, bedeutsames Werk gerichtet. König Jaume und all die anderen mittelalterlichen Helden von Catalonien waren aber schon vielfach besungen, und so wandte er sich denn beim Durchstöbern alter Chroniken noch viel älteren Sagen zu, die noch keinen Sänger in Catalonien gefunden hatten.

Einen durchaus neuen Stoff schien eine Stelle Plato's zu bieten, auf welche er bei einer frommen Lesung in der Erbauungsschrift des deutsch-spanischen Jesuiten P. Eusebius Nieremberg [1] stieß. In dieser Schrift „Ueber den Unterschied des Zeitlichen und Ewigen" führte der ascetische Verfasser neben anderen Strafgerichten Gottes, nach dem Geschmacke seiner Zeit, auch den von Plato gemeldeten Untergang der Insel Atlantis an. Plato legt die Erzählung dieser Katastrophe in seinem „Timäus" zunächst dem Kritias in den Mund, der sie aber von einem andern Kritias erfahren hat, von dem sie auf Solon zurückgeht. Diesem hat ein ägyptischer Priester sie mitgetheilt. „Denn es steht geschrieben," so erzählt der Aegypter dem Solon, „welcher gewaltigen Macht einst eure Stadt ein Ziel setzte, die, vom Atlantischen Meere her sich erhebend, in ihrem Uebermuth auf ganz Europa zugleich und Asien losging. Denn damals war jenes Meer schiffbar; eine Insel lag nämlich vor der Meeresmündung, welche nach eurem Ausdruck die Säulen des Herkules genannt wird; diese Insel aber war größer als Afrika und Asien zusammen; von ihr aus aber eröffnete sich den damaligen Reisenden der Zu-

[1] De la diferencia entre lo Temporal y Eterno. Madrid 1640.

tritt zu den übrigen Inseln und von diesen zu dem ganzen gegenüberliegenden Festland, das sich an jenem wirklichen Meer hin erstreckt. Denn was innerhalb der erwähnten Mündung liegt, ist offenbar nur ein Hafen mit enger Einfahrt, jenes dagegen dürfte in Wirklichkeit ein Meer und das dasselbe begrenzende Land durchaus in Wahrheit am richtigsten ein Festland genannt werden. Auf dieser Insel Atlantis nun bestand eine große und bewundernswerthe Macht von Königen, welche die ganze Insel und viele andere Inseln und Theile des Festlands regierten; überdies beherrschten sie noch das innere Afrika bis nach Aegypten und Europa bis nach Tyrrhenien [1]. Und diese ganze vereinigte Macht versuchte einst eure und unsere und alle innerhalb der Mittelmeermündung belegenen Gebiete durch einen Ansturm in Sklavenfesseln zu bringen. Da nun ward, o Solon, die Macht eurer Stadt durch ihre Tüchtigkeit und Kraft allen Menschen offenbar. Denn allen an Hochherzigkeit und Kriegskunst voranschreitend, übernahm sie bald die Führung der Hellenen, bald stritt sie, durch den Abfall der anderen gezwungen, allein und gerieth in die äußersten Gefahren, siegte aber über den angreifenden Feind und pflanzte sich ruhmreiche Trophäen, bewahrte die noch nicht Ueberwundenen vor der Knechtschaft und befreite neidlos alle übrigen, so viele wir innerhalb der herakleischen Grenzen wohnen. In späterer Zeit entstanden ungeheure Erdbeben und Ueberschwemmungen, und im Laufe eines einzigen Schreckenstages und einer Schreckensnacht wurde eure sämmtliche bewaffnete Macht von der Erde verschlungen und verschwand ebenso die ganze Insel Atlantis in den Tiefen des Meeres. Deshalb ist die See auch jetzt an jener Stelle unbefahrbar und unerforschlich, indem ein sehr schmaler Schlammgürtel hemmend dazwischen tritt, den die Insel beim Versinken bildete." [2]

Im „Kritias" findet sich diese Sage wiederholt und in einigen Punkten noch weiter ausgeführt. Der große Weltkrieg zwischen den Völkern diesseits und jenseits der Säulen des Herkules wird hier um 9000 Jahre zurückverlegt. Dann erzählt Kritias weiter, daß bei der Vertheilung der Welt unter die verschiedenen Götter das Reich Atlantis dem Poseidon zugefallen sei, daß dieser selbst im Innern der meist ebenen Insel auf einem Hügel eine Stadt angelegt und sie mit dreifachem Graben umgeben habe. Atlas, der älteste Sohn Neptuns, war nach diesem Bericht der erste König der Insel, während an der nordöstlichen Spitze derselben sein Bruder regierte, nach welchem jene Region den Namen Gadeira (Gades, Cadix) erhielt. Ihre Abkömmlinge

---

[1] Ἐν δὲ δὴ τῇ Ἀτλαντίδι νήσῳ ταύτῃ μεγάλη συνέστη καὶ θαυμαστὴ δύναμις βασιλέων, κρατοῦσα μὲν ἁπάσης τῆς νήσου πολλῶν τε ἄλλων νήσων καὶ μερῶν τῆς ἠπείρου· πρὸς δὲ τούτοις ἔτι τῶν ἐντὸς τῇδε Λιβύης μὲν ἦρχον μέχρι πρὸς Αἴγυπτον, τῆς δὲ Εὐρώπης μέχρι Τυῤῥηνίας. Plato, Timaeus. Ed. Stallb. 25. A.

[2] Ὑστέρῳ δὲ χρόνῳ σεισμῶν ἐξαισίων καὶ κατακλυσμῶν γεγομένων, μιᾶς ἡμέρας καὶ νυκτὸς χαλεπῆς ἐλθούσης, τό τε παρ' ὑμῖν μάχιμον πᾶν ἀθρόον ἔδυ κατὰ γῆς, ἥ τε Ἀτλαντὶς νῆσος ὡσαύτως κατὰ τῆς θαλάσσης δῦσα ἠφανίσθη· διὸ καὶ νῦν ἄπορον καὶ ἀδιερεύνητον γέγονε τὸ ἐκεῖ πέλαγος, πηλοῦ κάρτα βραχέος ἐμποδὼν ὄντος, ὃν ἡ νῆσος ἱζομένη παρέσχετο. L. c. 25. C.

lebten lange glücklich in Verehrung der Götter und der Gesetze. Im Laufe der Zeit jedoch gewann das menschliche Element in ihnen über das göttliche die Oberhand, und sie gaben sich ganz einer ungezügelten Gier nach Macht und Reichthum hin. „Als nun der Gott der Götter, Zeus, der nach Gesetz und Recht waltet und alles zu durchschauen vermag, das treffliche Geschlecht so elend heruntergekommen sah, beschloß er, sie zu züchtigen, damit sie zu weiserer Gesinnung kämen.“[1] Der Schluß der Erzählung und des Dialogs ist verloren; doch ist der Untergang der Atlantis im „Timäus“ wohl als das von Zeus beabsichtigte Strafgericht zu fassen.

Die zwei Stellen Plato's haben eine Menge Geister beschäftigt. Abraham Ortelius, der Hofgeograph Philipps II. von Spanien, erklärte die Atlantis für Amerika; Baco von Verulam ward dadurch zu einem utopischen Roman angeregt; der Upsalenser Professor Olof Rudbeck gerieth dadurch auf den unglücklichen Gedanken, die Atlantis in Skandinavien zu suchen und die ganze skandinavische Sagengeschichte darauf zu beziehen. Aeltere Geographen und Geologen haben sich viel mit der Atlantis zu schaffen gemacht, während einzelne Philologen die Erzählung so abenteuerlich fanden, daß sie den „Kritias“ sogar dem Plato absprechen wollten.

In dem Geiste des jungen catalanischen Dichters verband sich die merkwürdige hellenische Sage sowohl mit der Gestalt und den Thaten des Herkules als auch mit poetischer Phantasie über den Ursprung der Meerenge von Gibraltar, die durch das ganze Mittelalter noch den Namen des hellenischen Halbgottes trug; am meisten aber beschäftigte ihn die Vorstellung eines gewaltigen Strafgerichtes, das, ähnlich der Sintflut, über die Insel und das Reich Atlantis hereingebrochen. Die Katastrophe berührte Spanien, den Garten der Hesperiden, und der urweltlichen Sage fehlte darum auch eine nationale, patriotische Bedeutung nicht, dieselbe erinnerte aber auch unwillkürlich an Columbus und an die Entdeckung Amerika's und somit an die glänzendste Ruhmeszeit der spanischen Monarchie. So erweiterte sich der Stoff in immer wachsendem Kreise und lud die Phantasie zu kühnem Fluge ein.

Mit allem Zauber eines Paradieses malte sich der junge Dichter den Garten der Hesperiden aus, mit allen Schrecknissen der Natur den Brand der Pyrenäen. Die griechischen Heldenthaten des Herkules ließ er auf sich beruhen, sein Held wurde er erst, wo er mit seiner Keule die Giganten der Provence bekämpft, die Pyrenäen überschreitet, den Geryon in Spanien und den Antäus in Libyen vernichtet, die Harpyien und Gorgonen vertilgt und am Vorgebirge Calpe die Straße von Gibraltar sprengt. Nun sah der Dichter die Fluten des Mittelmeeres über das schuldvolle Reich Atlantis hereinstürzen, das für immer im Meere versinkt; der neue Ocean aber wird durch Columbus zur Straße, welche die alte und neue Welt verbindet.

---

[1] Θεὸς δὲ ὁ θεῶν Ζεὺς ἐν νόμοις βασιλεύων, ἅτε δυνάμενος καθορᾶν τοιαῦτα, ἐννοήσας γένος ἐπιεικὲς ἀθλίως διατιθέμενον, δίκην αὐτοῖς ἐπιθεῖναι βουληθείς, ἵνα γένοιντο ἐμμελέστεροι σωφρονισθέντες, κ. τ. λ. Plato, Critias. Ed. Stallb. 121. B.

So leicht es war, dieses Bild der Phantasie in großen Zügen zu entwerfen, so schwer wurde es Verdaguer, fern von allem literarischen Verkehr, ohne praktische Erfahrung, ohne Kenntniß der großen Welt, auch nur einen kleinen Theil des Planes auszuführen. Ueber die Ebene von Vich war er noch kaum hinausgekommen, und das Meer kannte er nur aus Abbildungen in Büchern und Gemälden. Hundertmal, so gesteht er selbst, wich er erschrocken und entmuthigt vor seinen eigenen Plänen zurück, hundertmal nahm er die Sisyphus-Arbeit wieder auf, ohne daß etwas daraus werden wollte.

Diese fruchtlosen Versuche fielen mit seiner ersten seelsorgerlichen Thätigkeit als Vikar in Vinyoles d'Oris zusammen. Es war zu viel, nachdem er schon seine Jugendjahre in ungewöhnlichen Anstrengungen durchgebracht hatte. Andauernde nervöse Kopfschmerzen drohten ihm jedes weitere Wirken unmöglich zu machen. Ein Ausflug nach Roussillon brachte so gut wie keine Erleichterung. Der Arzt rieth nach fruchtloser Erschöpfung aller anderen Heilmittel eine längere Seereise an. Ein Rheder in Barcelona, Antoni Lopez, gewährte ihm 1875 eine Anstellung als Schiffskaplan auf einem seiner Dampfschiffe, und so kam Verdaguer denn unerwartet aus dem engen Kreis seines bisherigen Daseins in die weite Welt hinaus. Er lernte nun das Mittelmeer und den Atlantischen Ocean, von denen er so viel geträumt, aus eigener Anschauung kennen. Er sah Gibraltar und Calpe, die Azoren und die Antillen, er fuhr über die ganze versunkene Atlantis dahin. Seine Gesundheit stellte sich wieder her. Seine Träume gewannen nun Leben und Farbe. Als er nach neun größeren Seereisen im November 1876 wieder in Barcelona eintraf, da war das geplante Epos „Atlántida“ vollendet, und er konnte es seinem Freund und Gönner Antoni Lopez überreichen. In die Oeffentlichkeit gedrungen, hatte es einen ungewöhnlichen Erfolg in Spanien und erregte auch bald die Aufmerksamkeit des Auslandes.

„Seit Milton (in seinem Paradise lost) und seit Lamartine (in seiner Chute d'un ange)“, so schrieb Mistral (18. Juli 1877) an den Verfasser, „hat niemand die Urüberlieferungen der Welt mit solcher Großartigkeit und Kraft behandelt. Ihr herrliches Gedicht erweckt in mir einen ähnlichen Eindruck, wie jene seltsamen Thiere, welche die Bergleute in den Eingeweiden der Erde finden, und welche, von der Paläontologie reconstruirt, uns die Naturgeheimnisse offenbaren, die das Diluvium in den Fluten begrub. Der Entwurf der ‚Atlantis‘ ist kolossal und die Ausführung glänzend. Catalonien hat noch nie ein Werk hervorgebracht, das so viel Poesie, so viel Majestät, Größe, Kraft und wissenschaftlichen Gehalt in sich schließt. Mit außerordentlicher Wahrheit findet man hier die ältesten und ehrwürdigsten Ueberlieferungen des catalanischen Bodens entwickelt, gestaltet und neu belebt, und Phantasie und Wissen schmücken in wundersamem Bunde Ihre prächtigen Schilderungen.“ [1]

Fastenrath nennt die Dichtung „das poesievollste, gewaltigste Werk der catalanischen Literatur, das einzige spanische Epos des Jahrhunderts“ und fügt

[1] La Atlántida. Tercera edició. Barcelona, Giró, 1886. Prol. p. XVIII.

dann hinzu: „Die Atlantis ist ein kosmogonisches Gedicht, in welchem das menschliche Element ungeheuerliche Formen annimmt und das uns daher nicht zu Herzen gehen kann, da wir nicht sowohl menschliche Wesen als Naturkräfte walten sehen; aber es ist die Riesenschöpfung einer wunderbar mächtigen Einbildungskraft: die ältesten Traditionen der Welt sind hier in großartigster Weise dargestellt." [1]

2.

Da glänzende Schilderungen den Hauptschmuck der Dichtung bilden und das beschreibende Element vielfach das handelnde überwiegt, so ist es schwer, dieselbe in einen kurzen Abriß zusammenzudrängen, ohne ihr dabei ihren ganzen Duft und ihre Farbenpracht abzustreifen. Dennoch würde man aber dem Dichter unrecht thun, wenn man den ganzen Werth des Gedichtes nur in seine Beschreibungen legen wollte. Er hat wirklich gedichtet, d. h. den ihm gebotenen mythischen Stoff mit viel Geist und Phantasie harmonisch weitergestaltet und ihn so mit religiösen und patriotischen Motiven durchwoben, daß der Mythus mit seinen großartigen Naturschilderungen im Sinne Plato's und der christlichen Renaissance zum Träger eines tiefern, ernsten Gehaltes wird. Natürlich muß man sich der Komik entschlagen, mit welcher Travestie und Parodie die Herosgestalt des Herkules so vielfach entstellt und verzerrt haben; man muß sich auf den Standpunkt jenes Humanismus versetzen, der sich bei den romanischen Nationen bis herab auf die Gegenwart erhalten hat. Dieser Humanismus umfängt die antiken Mythen nicht nur mit liebevollem Ernst, sondern faßt sie auch, soweit es ihre Natur mit sich bringt, gerne als Allegorien der natürlichen Religion oder der ältesten Ueberlieferungen auf. Herakles, der griechische Halbgott mit seinem Löwenfell und seiner Keule, ist dem catalanischen Dichter durchaus keine komische Gestalt, an der er sich im griechischen Pensum einst herzlich gelangweilt hat, sondern eine herrliche künstlerische Schöpfung des classischen Alterthums. Er sieht ihn gleichsam mit dem liebevollen plastischen Blick des Bildhauers, der nach einem gewaltigen antiken Torso in den Schranken harmonischer Schönheit ein Bild übermenschlicher Kraft und Größe zu gestalten sucht. In dem Giganten verkörpert sich für ihn aber zugleich die mächtige Naturkraft, welche unter der weisen Leitung der Vorsehung im Kampf mit Wasser und Feuer das heutige Westeuropa gestaltet. Diese Vorstellung ruft von selbst die Erinnerung an jene Giganten wach, von welchen beim Sintflutsbericht die Heilige Schrift erzählt, und so mischt sich der alte Mythus im Dunkel der Urwelt mit Anklängen an die ältesten Ueberlieferungen des Menschengeschlechtes. Ein Schimmer der Verklärung fällt so auf die Gestalt des heidnischen Sagenheros. Der Dichter sieht in ihm zugleich den Gründer seines Heimatlandes und der

[1] Fastenrath, Catalanische Troubadours der Gegenwart. Leipzig 1890. S. LIII. — Noch unbeschränkteres Lob spenden der Dichtung Mgr. Tolra de Bordas (Une épopée catalane au XIXe siècle. Maisonneuve 1881) und Albert Savine (L'Atlantide, poème traduit du Catalan. Paris, Cerf, 1884. Introd. CXIV s.).

Meeresherrschaft, die demselben einst zu theil werden soll, — und so begeistert er sich für das Geschöpf seiner Phantasie wie für ein wirkliches Wesen. Wem es an Phantasie gebricht, ihm hierin zu folgen, der kann sich allerdings aus seiner Dichtung wenig Genuß versprechen.

Die Epopöe besteht aus einem Prolog, zehn Gesängen und einem Epilog. Prolog und Epilog sind in sechszeiligen, das Hauptgedicht aber in vierzeiligen Strophen abgefaßt. Der Gang ist ungefähr folgender.

Einleitung. An der Küste von Andalusien trifft ein genuesisches Kriegsschiff mit einem venetianischen zusammen. Sie liefern einander ein Seegefecht, obwohl ein Sturm im Anzug ist. Während der heftigsten Kanonade schlägt der Blitz in die Pulverkammer der Venetianer und sprengt ihr Schiff in die Luft. Durch die Explosion wird auch das Schiff der Genuesen schwer beschädigt und mit in die Tiefe gerissen. Von der gesammten Mannschaft entrinnt nur ein junger Genuese dem Untergang. An ein Stück des Hauptmastes sich klammernd, wird er an ein Vorgebirg der Küste getrieben, wo hoch von den Felsen ein Licht erstrahlt. Ein Einsiedler wohnt dort, der längst den Herrlichkeiten der Welt entsagt. Er hat in dem fürchterlichen Sturme ein Licht vor dem Bilde Maria's angezündet. Zu ihr ruft der Schiffbrüchige und gelangt nach hoffnungslosem Kampfe mit den Wogen endlich an eine zugängliche Stelle des Ufers. Der greise Einsiedler nimmt ihn auf, führt ihn zu dem Heiligthum, dessen Herrin ihm das Leben gerettet. Der Jüngling bringt ihr seinen Dank dar, und der Einsiedler führt ihn dann in seine ärmliche Zelle. Längere Zeit verweilt der Gerettete nun hier. Eines Abends starrt er nachdenklich ins Meer hinaus. Der Greis setzt sich zu ihm und erzählt dem Jüngling, dem Europa nicht groß genug war (denn es war Christoph Columbus), die folgende Geschichte, zu der im vollen Sonnenglanze das Meer rauscht.

I. Der Brand der Pyrenäen. An der Stelle dieses Meeres blühte einst der Garten der Hesperiden. Der Pic de Teyde auf Teneriffa ist noch ein Stück des ungeheuren Landes, das sich einst westwärts hier ausstreckte. Hier kämpften die Titanen, hier waren glänzende Städte und Reiche, hier herrschte Atlas, der die Wunder des Sternenhimmels durchforschte und in die Geheimnisse seiner Welten drang. Aber in einer Nacht ward Atlantis verschlungen, und nur Spanien ward bei der ungeheuren Katastrophe gerettet. Die verschwundene Atlantis greift nun selbst zum Wort und beginnt ihren Untergang zu erzählen, in welchem Herkules als Hauptperson die Handlung beherrscht. Er erscheint in dem Augenblick, wo die ganze Kette der Pyrenäen in Flammen steht, der Brand wilde Thiere, Heerden und Menschen vor sich hertreibt. Von den Mündungen der Rhone (der sogen. Crau), wo eine Schaar von Riesen ihn bekämpften, stürmt der Alcide siegreich mitten in die brennenden Pyrenäen hinein, zieht Pyrene, deren Namen das Gebirge tragen sollte, aus dem Flammenmeer heraus, nimmt ihr Testament entgegen und errichtet ihr ein Denkmal. Sie ist der letzte Sprosse aus dem Geschlechte Tubals, der einst ganz Spanien beherrscht. Von dem Riesen Geryon ward sie aus dem väterlichen Erbe vertrieben und lebte nun als Hirtin in den Pyrenäen. Um sie

ganz zu verderben, hatte Geryon diesen Brand entfacht. Sie setzt nun sterbend Herkules zu ihrem Erben ein, übergibt ihm alle Rechte auf Tubals Krone und fordert ihn auf, sie an Geryon zu rächen. Die Wirkungen des gewaltigen Brandes wenden sich für Spanien zum Segen: ein unerschöpflicher Metallreichthum, die bezauberndste Pflanzenfülle ergießen sich über Catalonien. Der Alcide aber steigt beim Montjuich zum Meere nieder und erhält auf sein Flehen von Jupiter ein Schiff, um Geryon aufzusuchen.

II. Der Garten der Hesperiden. An der Mündung des Ebro vorbei fährt Herkules nach Valencia und weiter in die Nähe von Gibraltar, wo er ans Land steigt und zu Geryon nach Gades (Cadix) eilt. Geryon legt sich und seine Krone ihm zu Füßen; um ihn aber von seinem Reiche abzulenken, erzählt er ihm von der Königin Hesperis, der Wittwe des Atlas, und von ihrem herrlichen Reiche und wie er nur mit dem schönsten Zweig der Goldorangen (Hesperidenäpfel) bei ihr Zutritt erlangen könne. Herkules durchschaut gar wohl die Schlinge, die ihm Geryon gelegt, wendet sich aber doch dem Reiche Atlantis zu, von dessen wunderbarer Pracht nun eine bezaubernde Schilderung gegeben wird. Mitten in dem ewigen Frühling dieses Paradiesgartens erschaut der Held Hesperis mit ihren sieben Töchtern beim fröhlichen Spiel. Bevor er aber zu ihnen gelangen kann, zischt von dem Baum der Goldorangen ein schrecklicher Drache auf ihn los. Er zermalmt denselben mit einem einzigen Fußtritt. Die Töchter der Hesperis aber stimmen eine wehmüthige Klage an; denn Atlas, ihr Vater, hat ihnen gesagt, daß der Tod des Drachen ein Zeichen ihres nahen Unterganges sein würde.

III. Die Atlanten. Die Verlobten der Paradiesestöchter haben sich unterdessen im Tempel Neptuns versammelt. Einer derselben, des gefallenen Engels lebendiges Bild (del ángel caygut imatge viva), theilt den anderen seine schreckhaften Ahnungen mit. Er fragt die Genossen, die von weiter herkommen, um Nachrichten. Einer, der von Westen gekommen, meldet, daß ein Meeresarm ihn beinahe verschlungen hätte, die Cordillere von Haiti habe sich in Inseln zertheilt, Bahama sei eine Sandbank geworden. Ein anderer, der von der äußersten Thule zurückgekehrt, sah in einem Nordlicht den Vorboten eines Diluviums:

> Vegí á Llevant estendres la boreal aurora,
> en flochs vermells y rossos trenats, y brias d'or fí.

Eine furchtbare Verwilderung habe dort die Menschen ergriffen, alle Bande des Blutes seien gelöst:

> He vist en la disbauxa noys tendres revolcarse,
> los pares traure á vendre llur fill, del avi trist
> los nets com d'una cárrega feixuga descartarse,
> y un germá del altre béures la sanch! he vist . . .

Nicht minder erschreckend lauten die Nachrichten aus Afrika. Nun erfaßt ein Erdbeben den Tempel; ein Blitz schlägt der Statue des Neptun das Haupt ab. Die Atlanten hören den Jammerruf ihrer Bräute, bewaffnen sich mit den nächsten Bäumen und ziehen zum Kampf wider Herkules aus.

Doch dieser ist allen überlegen. Wie der Tod selbst hält er Ernte. Bei jedem Schlag, zu dem er ausholt, sinkt eine Schaar darnieder. Atlantis trinkt das Blut seiner Söhne und erzittert von einem Ende zum andern.

IV. Gibraltar eröffnet. In diesem kritischen Augenblick folgt Herkules einer plötzlichen Eingebung, die ihm von oben kommt. Er pflanzt bei Gades das Reis der Goldorangen, das er sich im Garten der Hesperiden gepflückt. Dann schickt er sich an, mit seiner Keule die Felsenkette bei Calpe zu sprengen, welche, noch Europa mit Afrika verbindend, das Mittelmeer vom Weltmeer trennt. Der Gedanke an Hesperis, die er in ihrem Zaubergarten erschaut, hält ihn einen Augenblick gefangen. Da erscheint ihm der Engel der Rache und fordert ihn auf, sein Werk zu vollziehen. Darauf ertönt die Stimme des Allerhöchsten selbst, der über den Undank der Menschheit klagt, die schuldbeladene Atlantis dem Untergange weiht und alle Naturkräfte zur Vollziehung des gerechten Urtheils auffordert. Herkules aber wendet sich der untergehenden Welt zu, um Hesperis zu retten.

V. Die Flut (La catarata). Durch die geöffnete Bresche bei Calpe stürmen nun die Wogen des Mittelmeeres über den westlichen Continent herein. Das Bild der Zerstörung ist in gewaltigen und ergreifenden Zügen ausgemalt. Herkules dringt bis zu Hesperis vor und bietet ihr Rettung an. Schmerzlich reißt sie sich von ihren Töchtern los und betrauert ihr Unglück.

VI. Hesperis. Die Atlanten ziehen sich vor der Wasserflut auf einen hohen Berg zurück und thürmen hier aus Felsblöcken eine Festung auf, um sich zu schirmen. Händeringend trennt sich Hesperis auch von ihnen. Denn bei dem entarteten, blutschänderischen Geschlecht ist selbst in dieser furchtbaren Noth ihre Frauenehre nicht mehr sicher. Sie klagt dem Alciden ihr Leid, der ihr zugleich Rettung anbietet und um ihre Hand freit. Nachdem sie eingewilligt, trägt er sie durch die Wogen hinüber nach Gades. Kaum haben aber die Atlanten die Flucht ihrer Mutter mit dem griechischen Helden bemerkt, so schleudern sie derselben Blöcke ihrer Titanenmauer nach und verfolgen sie in grimmiger Wuth. Eine Schreckensnacht breitet sich über die ungeheure Wasserwüste aus; nur die vom Blitz getroffene, in Flammen lodernde Titanenstadt erhellt das furchtbare Dunkel. So ist eine Verfolgung möglich, und beinahe werden die Fliehenden von den nachsetzenden Atlanten erreicht.

VII. Chor der griechischen Inseln. Da sich die Meerenge von Gibraltar erweitert, senkt sich das Mittelmeer, und es steigen aus ihm neue Inseln und Continente hervor. Im Gegensatz zu den Schauerscenen, die sich an den Küsten von Westeuropa abspielen, wird in sieben chorartigen Liedern die friedliche Naturschönheit des alten Hellas geschildert. Delos, die Cykladen, die Echinaden, Morea, Sicilien, Lesbos und das Thal Tempe sind in denselben hervorgehoben, und Griechenland feiert in der neuen Weltkatastrophe Herkules, seinen Sohn, als neuen Sieger.

VIII. Der Untergang (L'enfonzament). Von Norden und Süden, Westen und Osten vereinigen sich die Meere über dem untergehenden Festland. Herkules erreicht indessen Gades. Geryon harrt seiner hier und sucht sich, von der Schönheit der geretteten Hesperis bezaubert, derselben zu bemächtigen;

aber Herkules überwindet den Verräther. Während Hesperis tief erschüttert von einer Felsenhöhe in ihr untergegangenes Reich hinausstarrt, besiegt ihr neuer Gemahl den Riesen Antäus, die Gorgonen und Amazonen, die Harpyien und Stymphaliden, welche der Dichter sämmtlich an die Nordküste Afrika's versetzt.

IX. Der Thurm der Titanen. Noch durch eine Bergkette vor der eindringenden Flut geschützt, gerathen die Atlanten auf den Verzweiflungsgedanken, den Himmel zu stürmen, thürmen Felsen auf Felsen zum riesenhohen Thurm. Er nähert sich schon dem Himmelsgewölbe, da zertrümmert der Engel der Zerstörung den übermüthigen Bau. Mit ihrem Bau werden jetzt auch die Atlanten vom Meere verschlungen. Der Pic de Teyde auf Teneriffa bezeichnet ihr Grab. Der Rache-Engel steckt sein Schwert in die Scheide und nimmt Abschied von der Erde. „Auf Wiedersehen!" ruft er den anderen Continenten zu, „wenn ich wieder komme, dann wird ein Meer von Flammen euch bedecken. Fürchtet Gott! Denn der Tag des großen Gerichtes kommt!" Oben im Himmel ertönt dem Allerhöchsten ein Loblied. Der Engel der entschwundenen Atlantis übergibt dem Engel Spaniens die Krone der Weltherrschaft. Aus dem Krater des Teyde hallt dumpf der Klageschrei der gestürzten Titanen, und unter ihren Zuckungen schüttelt ein Erdbeben das nächste Festland.

X. Das neue Hesperien. Hesperis, die am Gestade von Gades entschlummert ist, wacht auf und sieht mit freudigem Erstaunen den Zweig der Goldorangen, den Herkules aus dem Garten der Hesperiden dahin verpflanzt. Der Baum wächst, und bald schimmert in seinem Laube die reine weiße Blüte und die goldene Frucht, bald weben seine Schößlinge einen grünen Mantel weithin über ganz Spanien, und der Garten der Hesperiden lebt neu auf mit seinen zahllosen Blumen und Vögeln, seinem süßen Duft und seiner Farbenpracht. Allein Hesperis kann sich an diese neue Heimat nicht mehr gewöhnen. Ihre Gedanken sind bei den ihr entrissenen Töchtern und ihrem untergegangenen Reich. Sie wünscht zu sterben, und sie stirbt. Sie wird mit ihren Töchtern unter die Gestirne versetzt — es ist die Gruppe der Plejaden. Spanien hat sie die sanfte Leier hinterlassen, welcher der Grieche die mächtig zitternde goldene Saite hinzufügte.

„Und mag von Kampf sie singen und mag von Lieb' sie seufzen,
Ruft immer noch im Herzen sie Traum und Stürme wach."

Die Söhne des Herkules aber bevölkern das ganze Land, Galicien und Portugal, Catalonien und Andalusien; sie bauen Barcelona, ziehen nach Mallorca hinüber und bauen in Gades dem „unbekannten Gott" ein Heiligthum. Herkules selbst unterrichtet sie in allen Künsten des Krieges und des Friedens, und da er das Ende seiner Tage herannahen fühlt, errichtet er an der Meerenge von Gibraltar zwei Felsen als Säulen und schreibt mit seiner Keule darauf: Non plus ultra!

Schluß. Columbus. Der Einsiedler hat seine Geschichte vollendet. Der junge Genuese schweigt und blickt träumerisch ins Meer hinaus. Vor seinen Augen schwebt eine neue Welt. Weit jenseits der Fluten der untergegangenen Atlantis, da weilt jene Braut, nach der ein unwiderstehliches

Sehnen ihn hinzieht. Der Einsiedler erzählt ihm nun von den Berichten der Alten und von seltenen Bäumen und kupferfarbenen Leichen, welche das Meer bei der Insel der Blumen ans Land gespült. Der Genuese entschließt sich, das Wunderland aufzusuchen. Er eilt nach dem heimatlichen Genua — und wird abgewiesen. Er eilt nach Lissabon und findet dieselbe Zurückweisung. Doch Isabella von Spanien nimmt sich seiner an. Die opfert ihren königlichen Schmuck, um ihm ein Schiff zu geben. Von seinem Felsen aus sieht ihn der Einsiedler hinaussegeln; er sieht den Engel Spaniens seine Fittiche weit ausbreiten über die Welt, er sieht in einer neuen Welt das Kreuz sich erheben und unter seinem Schatten die Weisheit neu aufblühen, und er ruft dem Scheidenden nach:

¡Vola, Colon . . . ara jo puch morir!
Fliege hin, Columbus — jetzt mag ich ruhig sterben.

Das ist in einigen Hauptumrissen der Inhalt der Dichtung. Es wäre leicht, zahlreiche Stellen aus ihr hervorzuheben, welche durch glänzende Schilderung, lyrischen Schwung, kühne poetische Erfindung besondere Beachtung verdienen. Der eigentliche Charakter der Dichtung mit ihren Vorzügen und Schwächen, ihren antiken Gestalten und ihren tiefchristlichen Gedanken könnte dabei aber nur ungenügend hervortreten. Wir ziehen es daher vor, einen ganzen Gesang in möglichst treuer Uebersetzung mitzutheilen, der zugleich alle Hauptelemente der Dichtung widerspiegelt und den entscheidenden religiösen Grundgedanken, den Schlüssel der ganzen Fiction, enthält. Es ist der vierte Gesang. Man muß sich dabei nach Gibraltar versetzen, wo noch keine Straße die zwei Meere verbindet. Herkules hält hier auf seiner Flucht aus dem Garten der Hesperiden und trägt in seiner Hand den Zweig der Goldorangen, den er dort gepflückt.

3.

Gibraltar eröffnet. (Vierter Gesang der Atlantis.)

Doch auf die Stirn des Helden senkt sich aus Himmelshöh'n
Ein zündender Gedanke unsterblich hehr und schön,
Wie unterm Spiel der Vögel vom schönsten Blütenzweig
Schwebt nieder eine Blume, des Himmels Sternen gleich.

Durch einen Wald von Feinden, nicht achtend Faust noch Speer,
Zieht er mit seiner Keule verheerungdrohend her;
Er schreitet über Flüsse, vor keinem Berg er weicht,
Bis er die weiten Eb'nen von Gades hat erreicht.

Da hält er an dem Ufer in hoher Palmen Kreis
Und pflanzt der Goldorangen noch lieblich zartes Reis
Und spricht: „Es mög' dich pflegen treu eine rein're Hand;
Mich rufen andre Thaten hinweg von diesem Strand."

Und scheidend küßt die Sonne der Felsenzinnen Wall,
Die bald das Meer soll stürzen herab in jähem Fall;
Gleich einer Todtenlampe ihr Schimmer flackernd ringt
An einer Riesenleiche, die man zum Sarge bringt.

Noch klaffte zwischen Spanien und Libyen kein Kanal,
Cyklopenmauern hoben sich dort zum Felsensaal;
Zu Ceuta und Gibraltar steht noch ihr letzter Rest
Gewaltig überm Meere, ein stolzes Adlernest.

Es stau'n die Felsenzinnen des Mittelmeeres Flut,
Die hin zum Weltmeer strebend sich bäumt und nimmer ruht,
Des Ufers Riffe peitschend aufheulet wutherfüllt,
Wie grimmig nach der Löwin der Wüstenkönig brüllt.

Dies Felsenschloß war Calpe, den Pyrenäen gleich
In wilden Zacken ragend hoch in der Wolken Reich;
Und hätten sich gleich Bienen, gelockt von Duft und Licht,
Gethürmt darauf die Alpen, sie ragten höher nicht.

Doch abends, steht's geschrieben, wird brechen Damm und Deich,
Das Meer die Frevel tilgen in der Atlantis Reich —
Und morgens wird die Schwalbe rundkreisend nicht erschau'n
Ein Dach, ein Fleckchen Landes, um sich ihr Nest zu bau'n.

Gleich Masten eines Wrackes — den Rumpf die See verschlang —
Erbeben deine Felsen beim Sonnenuntergang,
Und schweres Unheil ahnend, das naht mit raschem Schritt,
Erzittern gleich den Bergen die weiten Eb'nen mit.

Du nur ruhst schlummertrunken, des Westens Königin,
Siehst nicht den Abgrund lauern auf deines Falls Beginn,
Siehst nicht das Schwert von Feuer, das schon am Himmel steht!
Sink auf die Knie' und bete! — Doch ach! es ist zu spät.

Die Stunde hat geschlagen. Ob Calpe's steilem Firn
Blitzt auf des Rächers Keule und zielt nach seiner Stirn
Und sauset durch den Himmel wie ein Komet blutroth,
Ergießend Pest und Hunger, Qual, Thränen, Todesnoth.

Die Menschen taumelnd sinken; des Berges Wurzel knarrt,
Die Welt gepreßten Odems das Schrecklichste erharrt;
Zersprengt die Sierra zeiget der Sonn' ihr Eingeweid',
Die Sonne birgt in Wolken ihr banges Herzeleid.

Nun holt zum Schlag noch einmal der Held gewaltig aus,
Den lichten Freudengarten zu stürzen in Todesgraus:
Da schwebt's um ihn wie zarter, wie milder Tauben Flug,
Erinnerung der Liebe, die er Hesperis trug.

Der Königin seines Herzens er trauernd nun gedenkt;
Doch fruchtlos er die Keule im Fallen seitwärts lenkt.
Sie stürzt, die Luft entzündend, zum Damm hernieder schwer,
Die Eisenpforten öffnen sich weit und breit dem Meer.

In hochgethürmten Wogen verschwinden die Felsenreih'n,
Atlantis' weite Fluren, sie sinken berstend ein.
Die Sterne droben glauben die Erde zermalmt vom Blitz,
Die Erde glaubt die Gestirne geschleudert aus ihrem Sitz.

Der Heros selber taumelt als wie im Fieberwahn,
Da sieht auf Riesenschwingen er einen Engel nah'n,
Wie keinen Hellas' Leier zum Liede je besang,
Wie keiner zur Sibylle nach Delphi jemals drang.

Wie Bergeslohe funkelt sein Auge zornerfüllt,
Und Wolkennacht und Grausen und Sturm ihn rings umhüllt,
Ein Kranz von Blitzesfunken umzüngelt Haupt und Blick,
Des Donners Schreckensstimme ist seinem Ohr Musik.

Hoch schwingt er in den Lüften das breite Flammenschwert,
Das einst am jüngsten Tage durchs Mark der Erde fährt,
Und läßt, zum Schlage stemmend die Füße dort und hier,
Die Klinge niedersausen aufs riesige Opferthier.

Von Gottes Zorn geschmiedet, fällt sie in Sturmesweh'n,
Wie einst die Feuersäulen hoch von den Pyrenä'n.
Wie einst Europa faßt sie Atlantis schreckensbleich:
Entblöße Hals und Schulter! — Beug dich, zum Todesstreich!

Wie einstens die Posaune im Todeskampf die Welt
Wird rufen vor des Schöpfers furchtbares Richterzelt,
Wie Donnerklang von Heeren, die stürmen dahin voll Wuth,
Dröhnt seine mächt'ge Stimme hin durch des Aethers Glut:

„Atlanten! Ihr müßt sterben. Der Boden, der euch hegt,
Wird als ein leckes Fahrzeug vom Sturm hinweggefegt.
Fort! Willst du nicht versinken, Geschlecht voll stolzem Wahn?
Fort! Berge, Königreiche! Das Meer hat freie Bahn.

„In seine Eingeweide schreib' ich das Urthel euch,
Die ihr euch ewig glaubtet, dem Herrn des Weltalls gleich.
Ihr Frau'n, laßt ab vom Scherzen, ihr Männer, von Kampfeswuth!
Zum Himmel, reine Engel! Zur Hölle, Götzenbrut!

„Alcide, deine Keule soll graben ihre Gruft.
Der Welten Todtengräber, ich bin es, der dich ruft.
Dein Herz zu schonen, tilg' ich von meinem Urthelsspruch
Den Namen deiner Geliebten und löse sie vom Fluch.

„Du rissest von Europa Afrika's Küsten los;
Ich trenne alle beide von der Atlantis Schoß
Und werf' die Mißgestalte dem Gott, den sie erkor,
Mit Kind und Enkelkindern, den Wogen zur Beute vor.

„Doch horch! Sie zu begraben, schon gähnt der Erde Schlund,
Schon rollen die Bergeszinnen hernieder zum tiefsten Grund;
Gern oder ungern muß sie, kopfüber festgepreßt,
Den Kelch des Zornes leeren zum letzten bittern Rest.

„Wir stehen in der Tenne nicht einzig schlagbereit,
Der Samum reckt die Schwingen zum Kampfe riesenweit,
Der Sturm der Tagesgleiche zieht wirbelnd auch einher,
Die Meereswogen peitschen ergrimmt ein zweites Meer.

„Von Süd, von Ost, von Westen sie rasen in grimmigem Tanz,
Mit riesigem Kaimansrachen zerreißen ihr Opfer sie ganz,
Und jeder mit heiserer Stimme grinst noch empor zu mir:
Des Weltalls letzte Trümmer verschläng' ich mit Begier!

„Von beiden Polen drängen die Wolken mit Gewalt
Gen Aufgang und gen Abend in dunkler Schreckgestalt.
In wirrem, wildem Gemenge thürmen sie wechselnd sich auf
Und meine Flammengeißel treibt sie zu hast'gem Lauf.

„Hörst prasseln du die Lohe hoch in dem Wolkenthurm?
Ein Knäuel ist's von Blitzen, sie sausen im Wirbelsturm!
Hörst prasseln du's von unten? Der Schlund der Hölle klafft,
Der mit Harpy'n und Furien sich seine Beute rafft!

„Hörst du ihr Flügelrauschen, ihr krächzendes Geschrei?
Sie stürzen auf ihr Opfer in eklem Schwarm herbei,
Und heiser kreischt der Abgrund: Wirf mir den Bissen Brod
Herunter, zu verlängern den ew'gen Hungertod!

„Komm schnell! Es drängt die Stunde. Und steige, hast du Muth,
Nach Calpe hin und springe kühn über die Meeresflut,
Und reiße aus den Wassern Hesperis rings umdrängt!
Ich thue, was der Richter, der schreckliche, verhängt." —

Und dumpfes Donnergrollen hält ein im jähen Fall
Die Felsen wie die Fluten. Bei seinem Wiederhall
Erzittern die Gestirne, als naht' ihr Untergang.
Die Stimme des Herrn ertönet in wundersamem Klang:

„Zum Herzen meiner Schöpfung hab' ich die Erde bestellt.
‚Kränzt sie mit Licht und Freude', sprach ich zur staunenden Welt.
‚Wiegt sie', sagt' ich den Engeln, ‚mit süßem Liederton;
Der Mensch, der dort soll wohnen, ist meiner Liebe Kron'.'

„Für ihn erbaut' und wölbt' ich des Himmelsdomes Pracht,
Ich gab ihm die Sonne zur Leuchte, die Engel zu Dienst und Wacht —
Und er tritt mir entgegen und macht in frevlem Spott
Den Staub zu seinen Füßen zu seines Herzens Gott!

„Er gegen mich! das Wesen, das ich zumeist geliebt,
Das meiner Schönheit Fülle sollt' spiegeln ungetrübt,
Wie Sterne widerblinken im blauen Meergefild,
Wie in des Sohnes Augen ein König schaut sein Bild.

„Es singen Sterne und Sonnen mir ewig in seligem Traum
Das hohe Lied der Liebe hin durch den Weltenraum.
Warum muß die dämmernde Erde, dies winzige Atom,
Zerstören den herrlichen Einklang, hemmen den goldenen Strom? —

„Ich hab' verschmolzen die Länder, getheilt vom Meereskreis,
Daß alle Zungen sich einten in meinem Lob und Preis;
Und nun zwingt mich die Sünde, o Schmerz! zu lösen das Band,
Wie hab' ich es verschuldet, daß ich nur Undank fand? —

„Was speit ihr mir ins Antlitz den Staub, aus dem ihr seid?
Was lohnt ihr meine Liebe mit Haß und Herzeleid?
Der Sintflut Schreckensspuren sind noch verschwunden nicht,
Und schon ruft mich Atlantis zu neuem Strafgericht.

„Wie meine heil'ge Satzung verächtlich, schnöd' entstellt,
Aus ihrem Herz sie tilgte, tilg' ich sie aus der Welt.
Kein Zeichen der Nachwelt meldet, kein Stein noch so gering,
Wo der Atlanten Weltreich gethront und — unterging.

„Spreng deine Dünenwälle, gewalt'ger Ocean!
Brich, Feuer, unterm Meere vernichtend dir die Bahn!
Fahrt, schwarze Wolken, nieder gleich Wölfen witternd Blut!
Treib sie, mein Rache-Engel, und sätt'ge ihre Wuth!

„Den stolzen Siegeswagen zerschmett're ohne Wahl!
Daß keiner mehr draus trinke, zerbrich den Giftpokal!
Den Stammbaum der Geschichte zertrümm're mit dem Beil!
Zerstreu das Volk, zersplitt're des Landes letzten Theil!

„Die Trümmer will ich schonen. Einst bringen sie zurück
Hesperis' ferne Enkel zu meiner Liebe Glück,
Wie wilde Rinder endlich der Landmann bändigt doch
Und sie getrennt und älter spannt an sein friedlich Joch!" —

— So sprach der Herr. Umfunkelt von vieler Sonnen Licht,
Gleich fernem Blitz erstrahlte sein hehres Angesicht.
Es flammt' in Glut der Himmel. Starr der Alcide stund,
Ein Baum, vom Wetterstrahle durchzuckt bis in den Grund.

Doch aus dem Aug' des Höchsten ein Funken ihn durchdringt,
Mit Kraft und Muth und Leben die Seele neu beschwingt.
Und ruhig steigt er nieder ins Chaos einer Welt,
Die ringend im Todeskampfe sich aufbäumt, ächzt und fällt.

4.

In diesen Strophen pulsirt Leben, Kraft, eine gewaltige Begeisterung, wirkliche Poesie. Wendet man sich von diesem ersten Eindruck einer nüchternen Analyse zu, so wird man allerdings Stoff zu allerlei kunstrichterlichen Bedenken finden. In dem ganzen Gesang schreitet die Handlung nur unmerklich fort. Es braucht dann noch vier volle Gesänge, bis das bei Gibraltar ausströmende Mittelmeer endlich das ganze Reich Atlantis verschlungen hat. Die Thätigkeit des Herkules beschränkt sich in dieser ganzen Zeit darauf, Hesperis zu retten, gegen Geryon zu vertheidigen und diesen zu vernichten. Dabei sind Herkules selbst, Hesperis und Geryon nicht genügend individualisirt, um ein lebhaftes, gespanntes Interesse einzuflößen. Außer diesen beiden stehen dem Alciden aber keine benannten, klar gezeichneten Persönlichkeiten gegenüber, nur die namenlosen Hesperiden und die tumultuarischen Schaaren der Atlanten. Wenn man dennoch von dem Dichter mit fortgerissen wird, so ist das aber wohl nicht bloß dem Reichthum seiner Bilder, dem Wohllaut seiner Sprache

und dem Schwung seiner Phantasie zuzuschreiben, sondern wesentlich auch dem Umstand, daß er durch die gewaltige Zeichnung seiner Genien und Engel, durch die großartige Auffassung des urweltlichen Riesengeschlechts, durch die kräftige Schilderung der Naturgewalten und ihrer zerstörenden Thätigkeit gewissermaßen ein sichtbares und greifbares Bild jener urweltlichen Katastrophe zu gestalten wußte. Ein solches Bild konnte aber nicht die helle, klare Deutlichkeit und Schärfe eines spätern historischen Ereignisses der Menschengeschichte besitzen. Die bewegenden Kräfte ragen über alles menschliche Maß hinaus, und über ihrem Kampf ruht das geheimnißvolle Dunkel der ältesten Sage. Nur einer kühnen Phantastik ist es möglich, das an sich Unfaßbare durch Häufung der gewaltigsten Erscheinungen der Phantasie einigermaßen näher zu bringen und dadurch den Eindruck des wirklich Erhabenen hervorzurufen. In welchen Grenzen sich nun aber hier der Dichter halten soll, wird schwer zu bestimmen sein. Was ihm selbst in seiner poetischen Begeisterung als natürliches Element seiner Vision erscheinen mag, wird dem nüchternen Kritiker vielleicht schon als Ueberladung vorkommen. In einer Zeit, wo vielfach der flachste Realismus die Geister beherrscht und die ekelhafteste Prosa des Lebens für Poesie genommen wird, ist es wahrhaft erfreulich, einmal wieder einem solchen Erzeugniß kühner, idealer, jugendkräftiger Phantasie zu begegnen.

Aus der Atlantis-Sage des Plato ist hier eine durchaus eigenartige, reiche Dichtung emporgeblüht, zu der man vergeblich eine Vorlage oder Analogie suchen wird. Sie ist neu in Idee und Durchführung. Manche Einreden verstummen von selbst, wenn man ins Auge faßt, daß es dem Dichter durchaus nicht darum zu thun war, einen urweltlichen Liebesroman zwischen Herkules und Hesperis zu dichten. Die Rettung der Hesperis durch Herkules und ihre Vermählung war für ihn nur ein poetischer Faden, um den Untergang der Atlantis mit der Urgeschichte Spaniens zu verbinden und so der Sage locale und nationale Bedeutung zu geben. Es entsteht dadurch durchaus kein Zwiespalt im Charakter des Herkules, wohl aber tritt durch diese Liebe ein milderndes und versöhnendes Element in das furchtbare, erschütternde Gesammtbild. Die Sittenverwilderung, welche den Untergang des ganzen Reiches herbeiführt, ist in einzelnen markigen Zügen, aber mit zartem Schicklichkeitsgefühl und schonendem Takte gezeichnet, so daß das furchtbare Gottesgericht genügend motivirt ist. Bei diesem aber verweilt der Dichter mit ernstem, tief ergriffenem, religiösem Sinn. Seine Seele ist nicht nur mit den Worten und Bildern der alttestamentlichen Propheten vertraut, sondern von ihrer tiefen Ehrfurcht für die Allmacht, Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes erfüllt. Diese Grundstimmung beherrscht weihevoll die ganze Dichtung und gibt ihr einen bleibenden Gehalt. Doch ist Verdaguer weit von jenem Predigerton entfernt, durch den die deutschen Patriarchendichter des vorigen Jahrhunderts diese erhabenen Stoffe in Mißcredit gebracht haben. Er ist und bleibt Dichter. Er moralisirt nicht, sondern legt die Moral in seinen Gegenstand und dessen künstlerische Behandlung. Stark lyrisch angehaucht, nähern sich die einzelnen Gesänge weit mehr einem mittelalterlichen Romanzenkranz, als einer altclassischen Epopöe. An diese gemahnen eigentlich nur die mythologischen Ge-

stalten, die übrigens ihr specifisch heidnisches Gepräge durch die gesammte Auffassung verloren haben. Der Rahmen vollends, in welchen das urweltliche Schreckensgemälde eingefaßt ist, nämlich die Rettung und der Weltberuf des Columbus, rückt alles in den modernen Ideenkreis und mußte in Spanien nothwendig große Begeisterung wachrufen.

Der Seekampf der Genuesen und Venetianer, der Sturm, die Rettung des Columbus, die Erzählung des Einsiedlers, der Gedanke des Columbus an Weltentdeckung und Welteroberung, seine Bewerbungen in Genua und Portugal, seine Ausrüstung durch Königin Isabella und endlich seine Ausfahrt sind im lebendigsten, reichsten Balladenstil ausgeführt. Besonders der Traum der Königin Isabella ist von hoher Schönheit. In diesen künstlerischen Rahmen aber gliedert sich die Hauptdichtung ungemein natürlich ein, und der Charakter derselben stimmt ganz zu der Zeit, in welche sie verlegt wird. Die glanzvollen Schilderungen der brennenden Pyrenäen, des Hesperidengartens, der verheerenden Flut, der griechischen Inseln, des völligen Unterganges der Atlantis sind nicht rein beschreibende, malerische Schaustücke, sondern durchaus künstlerisch mit der Handlung verflochten und in fortschreitender Bewegung, mit dramatischer Lebendigkeit vorgeführt. Mehr als einmal ist die gewöhnliche Strophe verlassen und mit anderen Versmaßen vertauscht; so, wo Herkules um die Hand der Hesperis wirbt, so in der Schilderung der griechischen Inseln, so in der Ballade von Mallorca, welche einen der Herakliden zur Besiedelung der Insel lockt. Eintönigkeit ist dadurch glücklich vermieden, während die Einheit des Ganzen in der Gestalt des Herkules unverbrüchlich gewahrt bleibt. In ihm betritt gleichsam ein Anfang hellenischer Cultur den Boden der pyrenäischen Halbinsel, entreißt dieselbe der Tyrannenherrschaft barbarischer Naturgewalten, rettet sie aus einer Katastrophe, welche den größern Theil der westlichen Welt im Meere begräbt, und errichtet in den Säulen des Herkules ein Wahrzeichen der neuen iberischen Herrschaft. Gerade das Non plus ultra aber, das der griechische Stammherr Spaniens in seine Säulen gräbt, lockt den kühnen Genuesen, eine neue Atlantis aufzusuchen und dem alten Iberien eine neue Welt zu erobern.

Groß gedacht und wahrhaft großartig ausgeführt, wird Verdaguers Atlantis darum für immer ein Markstein in der neuern Literatur der Catalanen bleiben.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Conciliengeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von **Karl Joseph von Hefele,** der Philosophie und Theologie Doctor, Bischof von Rottenburg. Fortgesetzt von **J. Cardinal Hergenröther.** Neunter Band. Der Fortsetzung zweiter Band. VIII u. 972 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis: *M.* 10.

Welch frohe Hoffnungen erweckte nicht vor einigen Jahren die Kunde, Cardinal Hergenröther habe die Fortsetzung von Hefele's so lange unterbrochener Conciliengeschichte übernommen! Die Freude hat sich in Trauer verwandelt. Unerwartet schnell hat der Tod dem erlauchten Kirchenfürsten die Feder entwunden. Der neunte Band der Conciliengeschichte bildet den Schlußring der langen, goldenen Kette seiner schriftstellerischen Leistungen, das letzte Aufleuchten des Sternes, der nun vom Himmel der katholischen Gelehrsamkeit verschwunden ist. Wer den Cardinal in den letzten Jahren gesehen, der mußte staunen, wie in einem so gebrechlichen, von Leiden durchwühlten Körper noch der Muth und die Kraft wohnen konnten, Conciliengeschichte zu schreiben, und doch tritt auch dieser Band seinen Vorgängern ebenbürtig an die Seite. Derselbe ist ausschließlich der Vorgeschichte des Trienter Concils gewidmet; er führt uns an die Wiege des Protestantismus, zeigt dessen erste Ausbreitung und Bekämpfung. Was dem vorhergehenden Bande geworden, das wird auch diesem kaum erspart bleiben: der Vorwurf, dies sei keine Darstellung des Concilienlebens mehr; es sei eine förmliche Staats- und Kirchengeschichte. Wir wiederholen hier nicht, was wir schon bei Besprechung des achten Bandes zu Gunsten solch breiter Behandlung geltend gemacht. Wir sagen nur: Das Concil von Trient, diese längste und weitgreifendste aller Kirchenversammlungen, war der Kirche von der Vorsehung als Heilmittel wider die Verheerungen der neuen Lehre geschenkt. Das Heilmittel kann man nicht würdigen, ohne das Uebel durchschaut zu haben; jenes Siechthum aber hatte sich so tief in die Geister eingefressen, so weit sich verzweigt und so mannigfach sich verschlungen, daß nur eine ins Einzelne gehende, tief gründende Darlegung es klarlegen kann. Ueberdies muß in einem solchen Werke auch die Politik ihre Rolle spielen; es waren ja nicht bloß die treuen Söhne der Kirche, die Eiferer für die Reinheit des Glaubens, deren Brust in jenen bösen Tagen immer wieder der Hilferuf nach einem Concil sich entrang: auch

eine wenig christliche Staatskunst glaubte damals, wie früher, das Wort „Concil" als drohende Waffe wider die Päpste richten zu können, und eben diese Staatskunst war es hinwiederum, welche mit ihren Winkelzügen und ihrem Kriegsgetümmel so lange Jahre den Concilsgedanken in das Reich der Unmöglichkeit bannte. Das haben Pallavicini, Le Plat und selbst Sarpi wohl begriffen, und darum muß man in ihren Schriften so lange blättern, bis man von der ersten Concilssitzung hört. Seitdem aber hat der geschichtliche Stoff sich verzehnfacht. Mit Katholiken, wie Höfler, Chmel, Theiner, Reumont, Dittrich, Lämmer, haben auf protestantischer Seite Kolde, Brieger, Herzog, die Herausgeber der Calendars of State Papers und andere gewetteifert in der Veröffentlichung von Briefen und Urkunden aus jener Zeit. Insbesondere ist aus dem vaticanischen Archiv neuestens durch Balan eine erstaunliche Fülle solcher Actenstücke ans Tageslicht befördert worden. Dieses fast unabsehbare Feld von Bausteinen beherrscht unser Geschichtschreiber; er sichtet, ordnet, durchbringt das Material und gestaltet so einen Bau, dem gegenüber zahlreiche ältere Arbeiten als schief und lückenhaft erscheinen oder gänzlich zusammenbrechen müssen. — Der Gerechtigkeitssinn des edlen Cardinals ließ es von vornherein erwarten, daß Janssens unvergänglichen Leistungen volle Anerkennung widerfahren werde. In der That ist denn auch unser Werk mit Verweisen auf die „Geschichte des deutschen Volkes" ganz übersäet.

Der Mann von Wittenberg begegnet uns gleich am Eingange des Buches; mit Meisterhand werden, vielfach auf Grund der neuen Lutherforschungen, seine inneren Kämpfe, Irrgänge, Selbstwidersprüche, sowie der Geist und Ton gezeichnet, welcher seine „reformatorischen Schriften" beherrscht. Man kann sagen hören, es sei geraume Zeit verstrichen, bis Rom Luthers Auftreten richtig verstanden, Leo X. habe anfänglich nur an ein Mönchsgezänke gedacht. Von Hergenröther aber kann man lernen, wie schnell und kräftig Leo einschritt, welch ernsten Blickes er die Vorgänge jenseits der Alpen verfolgte (S. 59—62. 263—264 u. s. w.), wie, um von Hadrian VI. zu schweigen, auch Clemens VII. selbst mitten im Lärm des Krieges seine mahnende und warnende Stimme wider die Neuerer erschallen ließ (S. 577).

In ganz neuem Lichte tritt aus unserer Concilsgeschichte ein Mann uns entgegen, der die Tragweite der lutherischen Bewegung aufs klarste durchschaut, die Schäden des damaligen Roms ehrlich eingesteht, die gerechten Beschwerden des deutschen Volkes beim Papste kräftig vertritt, ein Mann, der auf deutschem Boden für den Glauben unsäglich viel gesprochen, geschrieben, geduldet hat: wir meinen den Nuntius und Erzbischof Hieronymus Aleander, diesen echten katholischen Reformator, dem wir von nun an bei Polus und Contarini, bei Eck, Hosius und Canisius einen Ehrenplatz werden anweisen müssen. Mit Recht hat unser Geschichtschreiber Aleanders Rathschläge und Gutachten zum großen Theile wörtlich mitgetheilt; so dessen ausführliche Rede auf dem Wormser Reichstage vom Jahre 1521 und seine zwei Denkschriften über die Maßnahmen gegen Luthers Lehre. Auch daß viele andere Stücke dieser Art in ihrem vollen Umfange geboten werden, kann nur mit Dank aufgenommen werden; wir nennen hier die Streitsätze Luthers und

Tetzels, die Verwerfungsurtheile, welche die Hochschulen von Köln, Löwen, Paris über Luthers Lehre gefällt, den Reformerlaß des Cardinallegaten Campeggio. Oft hat unser Verfasser kurze Erläuterungen beigefügt, welche den fein geschulten Dogmatiker und den bewährten Kirchenrechtslehrer verrathen.

Nicht minder glücklich ist der Cardinal in seinen Charakterbildern. Man sehe nur, wie er einen Albrecht von Mainz (S. 234—259), einen Erasmus (S. 834—843), einen Hadrian VI. (S. 271—326) und Leo X. (S. 268 bis 269) zeichnet.

Etwas kärglich, meinen wir, ist im Vergleich mit Luther und Zwingli Calvin bedacht, wohl des Raummangels wegen. Bei der Schilderung von Zwingli's Lebenswegen waren dem Verfasser leider die werthvollen Beiträge zu dessen Geschichte noch nicht zugänglich, welche jüngst die Zeitschrift des Geschichtsvereins für den Kanton Schwyz in einer Abhandlung über den Einsiedler Pfleger Geroldseck aus der Feder zweier dortigen Benediktiner gebracht hat. Diesen kleinen Bemerkungen möchten wir beifügen, daß in dem dritten Actenstücke des Anhanges, S. 948 Z. 10 von unten statt „illum Potentatum“ wohl „ullum Potentatum“, ebendaselbst Z. 4 von unten statt „et in praejudicium“ wohl „nec in praejudicium“ und S. 949 Z. 17 von oben statt des „se“ ein „re“ zu lesen sei.

Reichen Stoff hat der Verfasser auch gesammelt zum Zwecke der Entschuldigung oder doch mildern Beurtheilung des Papstes, dem die Geschichtschreibung so gerne das Brandmal der Unschlüssigkeit und Thatenlosigkeit aufdrückt. Clemens VII., der vielgeprüfte, war von Heuchelei und Verrath umgarnt; er stieß selbst bei bestgemeinten Schritten auf Herrschsucht, Undank, Treulosigkeit; ernste Friedensliebe, aufrichtige Zuneigung zu Karl V., warme Fürsorge für das von den Türken bedrängte Ungarn, männliche Festigkeit in Heinrichs VIII. Ehesache, entschiedenes Eintreten für die Rechte der Kirche in Deutschland und in Spanien: das alles muß uns auch diesen Papst theuer und verehrungswürdig machen.

Gründlich wird das Märchen von Tetzels theologischer Unwissenheit zerstört (S. 25—42. 47—52) und Luthers Behauptung zurückgewiesen, zur Zeit, als er gegen den Ablaß sich erhob, habe niemand gewußt, was denn eigentlich Ablaß sei (S. 42—46). Bemerkenswerth ist auch das Auftreten des Cardinals gegen die Ansicht mancher angesehener Kirchenschriftsteller, es sei Ordensneid zwischen Augustinern und Dominikanern gewesen, was den Mönch von Wittenberg zum Auftreten wider Tetzel und seinen Ablaß gehetzt (S. 13—14).

Diöcesan- und Provinzialconcilien sehen wir in diesem Bande nicht allzu viele tagen, und überdies haben sich von manchen derselben nur schwache Spuren erhalten. Amerika fühlt im Jahre 1524 den ersten Pulsschlag des Concilienlebens (S. 389—390); dasselbe regt sich in Deutschland, England, Frankreich, Polen, Spanien; es feiert schöne Triumphe auf der großen Versammlung der Kirchenprovinz von Sens zu Paris im Jahre 1528 und auf der Kölner Provinzialsynode des Jahres 1536, deren Seele der edle Johannes Gropper gewesen.

Nicht ohne tiefe Wehmuth trennen wir uns von diesem Bande der Conciliengeschichte. Ist er ja das theure Vermächtniß und der letzte warme Scheidegruß eines Mannes, welcher durch seine Wissenschaft und Tugend eine glänzende Zierde gewesen ist für den Purpur, den er trug, für die Hochschule, an der er gelehrt, und auch für das deutsche Collegium zu Rom, in dem er den Grund zu seiner Größe gelegt und das er bis in den Tod geliebt hat, wie ein Kind die Mutter liebt.

Otto Braunsberger S. J.

Die Confession der Kinder nach den Landesrechten im Deutschen Reiche.

Von Dr. **Karl Schmidt**, Oberlandesgerichtsrath zu Colmar i. E. XII u. 550 S. gr. 8⁰. Freiburg, Herder, 1890. Preis: *M.* 8.

Verbesserungsvorschläge zu dem „Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich" werden hoffentlich noch nicht unnütz und unwirksam geworden sein. Von diesem Standpunkt aus ist vorliegende Arbeit ein höchst bedeutsames Werk. Allein seine Bedeutung und sein Werth ist damit keineswegs erschöpft. Unter den thatsächlich bestehenden Rechtsverhältnissen ist dasselbe für juristische sowie für theologische, besonders seelsorgerliche Kreise ein kostbares Hilfsmittel, um sich über den Rechtsstandpunkt mit Leichtigkeit und Sicherheit zu orientiren, wenn die Frage über religiöse Erziehung oder Confessionszugehörigkeit der Kinder gemischter Ehen praktisch wird. Nur wer mit den Ortsgesetzen und ihrer staatsrechtlichen Handhabung genau vertraut ist, kann vorkommenden Falles einer Mutter oder einem Vater Rath ertheilen, wenn dieselben der religiösen Erziehung ihrer Kinder wegen durch die Gesetze oder die staatlichen Behörden in Conflict mit ihrem Gewissen gedrängt werden. Es ist uns kein Werk bekannt, wo mit einer solchen Vollständigkeit, mit einer solchen juristisch-kritischen Schärfe das diesbezügliche Recht und die Rechtspraxis für alle einzelnen Theile des Deutschen Reiches wiedergegeben und beleuchtet werden. Was aber das Interesse des Lesers in diesem Punkte bedeutend steigert, ist die Mittheilung einer Unzahl von Einzelfällen, wo über die religiöse Erziehung und die Confession der Kinder eine gerichtliche Klage statthatte und eine gerichtliche Entscheidung erflossen ist. Das sorgsam gearbeitete Register zeigt dieselben einzeln auf, vom Jahre 1648 an bis zum October des Jahres 1890. Diese Angabe allein beweist schon, welch riesige Arbeit und welch erstaunlicher Fleiß in dem Buche steckt.

Der Inhalt des Werkes ist ein solcher, daß den Leser ein großes Staunen ergreifen wird, ein Staunen über das thatsächlich bestehende Staatsrecht betreffs der Confession der Kinder, ein Staunen über die Macht, welche die einzelnen Staaten sich beilegen, und ein Staunen über das bunte Durcheinander, welches bis jetzt auf diesem Gebiete innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches herrscht. Ueber den Ursprung dieser Gesetze sagt der Herr Verfasser (S. 482): „Die im Deutschen Reich noch heute giltigen Landesgesetze über die Confession der Kinder aus gemischten Ehen stammen zumeist aus den drei ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. . . Alle diese Gesetze und Verordnungen stimmen darin überein, daß sie im Geiste der ‚Aufklärung' ihrer Zeit . . . Grundsätze über

die Confession der Kinder aus gemischten Ehen aufzustellen suchten ... Sie gingen von der Voraussetzung aus, daß es Aufgabe der weltlichen Gesetzgebung sei, das Religionsbekenntniß der Kinder aus gemischten Ehen zu bestimmen." Aber auch die Kritik des Herrn Verfassers ist gewiß nicht zu scharf, wenn er sagt: „Die ‚aufgeklärten Ideen', die zu Anfang dieses Jahrhunderts bewundert wurden, haben sich seitdem überlebt. . . Wer für die Staatsgesetzgebung überhaupt Schranken anerkennt, wird solche auf dem Gebiete der Religion finden müssen. Die Eltern sind durch ihr Gewissen ... verpflichtet, ihre Kinder in der wahren Religion zu erziehen. Ein Staatsgesetz darf die Eltern nicht zu Handlungen zwingen, die ihnen durch das Gewissen und durch die Gesetze ihrer Kirche verboten sind. Die bestehenden Landesgesetze sind über die natürlichen Schranken insofern hinausgegangen, als sie Vorschriften enthalten, die den religiösen Pflichten der Eltern widerstreiten."

Aber das Staatskirchenthum, durch welches die politisch todkranken Staaten und Regierungen noch eine Kraftprobe ihrer Lebensfähigkeit abgeben wollten, hat fast so viele verschiedene Mißgestaltungen beim Kapitel „Kindererziehung" aufzuweisen, als es dermalen Staaten gab. Wir heben aus dem elften Abschnitt des Verfassers, der den Titel „Rückblick" trägt, summarisch folgende Classification hervor: 1. Mit Ausschluß des elterlichen Bestimmungsrechtes entscheidet das Gesetz über die Confession der Kinder a) im Königreich Sachsen bei Kindern aus ungemischter Ehe, b) im vormaligen Herzogthum Nassau bei Kindern aus gemischter Ehe und bei unehelichen Kindern. 2. Das Landesgesetz entscheidet über die Confession der Kinder, wenn dieselbe nicht durch Vertrag zwischen den beiden Eltern festgesetzt ist, in einer ganzen Reihe von deutschen Ländern und Ländchen: in Bayern, Mecklenburg-Schwerin und einigen kleineren preußischen Bezirken bei Frankfurt a. M. folgen gesetzlich die Söhne der Religion des Vaters, die Töchter der der Mutter; im Amtsgerichte Frankfurt a. M., in Sachsen, Württemberg, Großherzogthum Hessen, Sachsen-Weimar, in Waldeck und Lippe-Detmold folgen alle Kinder der Religion des Vaters. Aber trotz dieser gleichförmigen Bestimmung herrscht in den einzelnen Gebieten noch die größte Ungleichförmigkeit wegen der verschiedenartigen Erfordernisse zur Giltigkeit oder Ungiltigkeit des Contractes, der die gesetzlichen Bestimmungen abändern will, und wegen des verschiedenen Nachdruckes, den das Gesetz und das Gericht dem etwa abgeschlossenen Vertrag auf Klagen hin gibt. — In Württemberg kann vor oder nach der Ehe zwischen den beiden Eheleuten ein gerichtlicher Vertrag über die Confession der Kinder geschlossen und abgeändert werden; keinem jedoch außer den Eltern steht das Recht der Klage wegen Gesetzes- oder Vertragsverletzung in dieser Hinsicht zu. — In Hessen und Sachsen-Weimar sind die vor der Ehe abgeschlossenen Verträge rechtsverbindlich und unabänderlich. — Im Königreich Sachsen können zwar vor und nach der Ehe gerichtliche Verträge unter bestimmter Form geschlossen werden, aber nicht mehr bezüglich der schon sechs Jahre alten Kinder. — In Bayern und den ehemals bayerischen Landen ist wiederum eine verschiedene Form des Vertrages erforderlich; die nach Gesetz oder Vertrag geltenden

Bestimmungen über die Confession der Kinder können erzwungen werden, selbst gegen den Willen beider Eltern. 3. Noch merkwürdiger werden die Bestimmungen, wenn etwa durch Religionswechsel des einen Elterntheils eine ungemischte Ehe zu einer gemischten wird. So kann in Bayern ein protestantischer Vater, dessen Ehefrau auch protestantisch ist, alle seine Kinder unbeanstandet katholisch erziehen lassen. Wird er aber selbst katholisch und übersieht er es, einen giltigen Vertrag mit seiner Ehefrau zu errichten, so wird er jetzt gezwungen, seine Töchter protestantisch zu erziehen. 4. Das elterliche Bestimmungsrecht ohne Rücksicht auf Vertrag gilt in der fast denkbar verschiedensten Weise in Baden, Kurhessen, Preußen, Hannover, Elsaß-Lothringen ꝛc. In letzterem Gebiete, sowie in Oldenburg und einigen anderen kleinen Gebietstheilen steht dem zur Erziehung des Kindes Berechtigten die freie Wahl der Confession für die Kinder zu, also zunächst dem Vater, dann der Mutter oder Wittwe, dem Vormund. In anderen Gebieten ist das Recht der Wittwe durch den erklärten Willen des Vaters gebunden. In Kurhessen ist die Gesetzesbestimmung ein Unicum. Das Bestimmungsrecht derjenigen Eltern, welche einer anerkannten christlichen Confession angehören, ist in folgender Weise beschränkt: Bis das Kind ein Alter von sieben Jahren erreicht hat, kann über seine Erziehung vom Vater und sonst von der Mutter eine beliebige Entscheidung getroffen und abgeändert werden; ist eine solche aber bis da nicht getroffen, so kann einzig der Vater eine und zwar nur eine bis zum vollendeten 14. Jahre unabänderliche Entscheidung treffen, die dann von da ab wieder willkürlich frei wird, bis erst mit vollendetem 18. Lebensjahre das Kind Selbstbestimmung üben kann!

Man würde sich aber täuschen, wenn man meinte, die Rechtsverschiedenheit in den einzelnen Ländergebieten sei durch die Verschiedenheit der Gesetzesbestimmungen über Confession erschöpft. Der Verfasser bemerkt in dieser Beziehung sehr richtig (S. 460): „Aus dem Wortlaute der Landesgesetze wird eine richtige Erkenntniß des bestehenden Rechtszustandes noch nicht gewonnen. Es muß vielmehr beachtet werden, ob und wie die einzelnen Landesgesetze zur Anwendung kommen." Diese Anwendung ist aber sehr verschieden, je nachdem das Klagerecht verschieden ist, je nachdem die zuständigen Gerichte verschieden sind oder gar landesherrliche oder ministerielle Dispens angerufen werden kann.

Man braucht sich nur ein wenig den Gesetzeswirrwarr und die Unsicherheit der Rechtsprechung angesehen zu haben, wie sie Herr Dr. Schmidt sehr gut zeichnet, um es geradezu als dringendes Bedürfniß zu fühlen, was der Verfasser gleichsam als Facit des ganzen Werkes am Schlusse sagt:

„Durch den gesammten Inhalt der vorstehenden Untersuchung rechtfertigt sich der Vorschlag:

1. Die §§ 1508 und 1658 des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich zu streichen,
2. hinter Art. 32 des Entwurfs zum Einführungsgesetze als Art. 32ª einzuschalten: ‚Die landesgesetzlichen Vorschriften über das religiöse Bekenntniß, worin ein Kind zu erziehen ist, treten außer Kraft.'

Sollte die Verständigung über ein bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich sich verzögern, so würde sich ein besonderes Reichsgesetz empfehlen, mit einem einzigen Artikel: „Die landesgesetzlichen Vorschriften über das religiöse Bekenntniß, worin ein Kind zu erziehen ist, treten außer Kraft.'"

Nach dem, was in diesem Referate gesagt ist, bedarf es wohl eines Nachweises nicht mehr, daß verschiedene Landesgesetze über die Confession der Kinder auf einer traurigen Verkennung des natürlichen und göttlichen Rechtes beruhen, und daß sie vielfach eine höchst beklagenswerthe Schädigung der höchsten Güter der Eltern und der Kinder zur Folge haben.

Das praktisch allein Erreichbare ist, wie der Herr Verfasser des vorliegenden Werkes richtig erklärt, daß der Staat in die religiöse Erziehung sich gar nicht mische, daß er weder nach der einen noch nach der andern Seite hin diesbezügliche Rechte oder Verträge gegen die Eltern oder die natürlichen Erzieher des Kindes schütze, sondern die ganze Angelegenheit eben diesen und deren Gewissen überlasse, sowie das Selbstbestimmungsrecht der Kinder selbst achte, sobald diese in dem Alter und der Entwicklung sind, um vor Gott und dem eigenen Gewissen sich entscheiden zu können. Zwar ist dieses Gewährenlassen nicht das objectiv Beste; ähnliches gilt ja auch vom paritätischen Staate selbst; er ist aber, wird er ehrlich durchgeführt und hütet er sich vor Uebergriffen in fremde Gebiete, das geringere Uebel.

Wir empfehlen das bedeutsame Werk recht angelegentlich, besonders die letzten Kapitel 11 und 12. Wenn wir auch die Begründungen des Herrn Verfassers einigemal anders modificirt gewünscht hätten: das Hauptresultat desselben bleibt richtig. Jeder vorurtheilsfreie Leser wird wohl zu demselben Schluß gelangen. Möge dies insbesondere bei recht vielen berufenen Vertretern des deutschen Volkes und den Leitern der öffentlichen Angelegenheiten thatsächlich geschehen!

Aug. Lehmkuhl S. J.

Franz Grillparzer. Ein Bild seines Lebens und Dichtens von **A. Trabert.** Mit Illustrationen von E. Kozeluch, Ed. Luttich von Lüttichheim und Th. Mayerhofer. XII u. 371 S. 8⁰. Wien, Verlag Austria (Drescher & Cie.), 1890. Preis: *M.* 5.60; geb. *M.* 6.60.

„Kein Buch für Gelehrte" soll nach der Absicht des Verfassers (S. III) dieses Buch sein, „keines für Professoren und Katheder-Recensenten, sondern ein Buch für das Volk; ein Buch mit der Bestimmung, einzudringen in alle Schichten der großen deutschen Nation, um in denselben an dem Bilde unseres Dramatikers Franz Grillparzer und durch die Schilderung seines dichterischen Schaffens die in trüber Zeit theils abgeblaßten, theils wohl ganz vergessenen Ideale wieder zu erwecken, die einst der Stolz und die Kraft unserer Väter waren und unsere wahrhaft von Gott begnadeten Dichter auf die steile Höhe ihrer Kunst gehoben haben". Auf Drängen der Verlagshandlung, die das Werk am 31. December 1889 in Anregung gebracht hatte, wurde es in weniger als drei Monaten vollendet; denn der als Vorrede vorgedruckte Brief ist schon vom 21. März 1890. Eine so rasche Ausführung war nur dadurch

möglich, daß der Verfasser einerseits bereits längst in den Werken Grillparzers wohl zu Hause war, andererseits auf die heute bei Dichterbiographien allgemein beliebte Kleinforschung nicht einging, sondern sich mit dem Unerläßlichsten von Quellen begnügte und daraus ein Bild seines Helden zu gestalten suchte. „Ich beschränke mich dabei", sagt er in der Einleitung (S. XII), „auf den ganzen und vollendeten Grillparzer, wie er in der Cotta'schen Ausgabe von 1872 vor mir steht. Seine Jugendarbeiten und was man inzwischen sonst noch ausgegeben hat, um den ganzen Mann — ich möchte fast sagen: noch ‚gänzer' zu machen, lasse ich absichtlich unbeachtet und weise insbesondere das zurück, wovon ich vielleicht glauben müßte, daß heute er selbst die Veröffentlichung mißbilligen möchte." Auch das reiche Material, welches die drei letzten Bände der „Gesammelten Schriften" über Grillparzers religiöse, philosophische, ästhetische und politische Ansichten enthalten, kommt übrigens nur in Form einer Transitio (S. 189 u. 190) zur Verwendung. „Mit dieser Bemerkung", heißt es da, „bin ich in jene kleinen Schriften und Gedankenfragmente gerathen, die außerhalb meiner Aufgabe liegen und darum hier nur gestreift werden."

Als Hauptaufgabe hat sich der Verfasser sonach gestellt, die Dichtungen Grillparzers durch ausführliche Analysen dem weitern Publikum näher zu bringen, sie nach Inhalt und Form zu erklären, Vorurtheile und schiefe Beurtheilungen dagegen abzuwehren und, bei aller Berücksichtigung der etwa vorhandenen Schwächen und Fehler, doch eine günstigere Würdigung derselben anzubahnen. Dieser Aufgabe ist bei weitem der umfangreichere Theil der Schrift geweiht; nur etwa 90 von den 380 Seiten der Schrift entfallen auf die kurze Biographie, welche jene literarisch-kritische Darstellung einleitet, viermal unterbricht und endlich abschließt.

Bei aller Kürze bietet der biographische Theil eine reiche Fülle von interessanten Einzelheiten, aus welchen der gewandte Erzähler ein sehr anschauliches, lebendiges Bild gewoben hat. Vater und Mutter des Dichters, das trübe, gespensterhafte Haus am Bauernmarkt, wo der kleine Blondkopf seine Kinderjahre zubrachte, die nahezu völlig verwahrloste Erziehung, in welcher Musik die Hauptrolle spielte, vom Gebet gar nicht die Rede war, die gleichzeitige Bekanntschaft mit der Biblischen Geschichte und der „Zauberflöte", die ersten theatralischen Versuche des künftigen Dramatikers und seine Knabenstreiche, seine Lesewuth und die jammervolle Unfähigkeit seiner Privatlehrer, die ersten Verse und der erste poetische Erfolg mit dem patriotischen Gedichte „Schlecht und recht", der Tod des Vaters und die traurige Lage der Familie — das alles ist auf Grundlage der „Autobiographie" recht frisch und anziehend geschildert. Doch sind hier, wie auch im folgenden, manche Züge weggelassen, die zur genauern Charakteristik nicht ohne Bedeutung gewesen wären. So ist z. B. übergangen, was Grillparzer von seiner lebensgefährlichen Erkrankung in Maria-Stip erzählt: „Ich kam dem Tode nahe, wußte es und war gleichgiltig. Schon erschien der Geistliche von Maria-Stip, um mir, als einem Sterbenden, Trost zuzusprechen. Ich aber wandte mich von ihm, der Mauer zu. Da sagte er: er phantasirt, ging und kam nicht wieder"

(Werke X, 64). Die religiöse und philosophische Entwicklung des Geisteslebens ist überhaupt nicht so ausführlich behandelt wie die literarisch-ästhetische und die äußeren Lebensmomente, Grillparzers Erlebnisse als Hofmeister, Praktikant bei der k. k. Hofbibliothek, Zollbeamter, Beamter für Theatersachen, seine italienische Reise, seine Beziehungen zu Graf Wurmbrand, die Nachlässigkeiten und Ungeschicklichkeiten, durch die er sich theilweise selbst eine günstige Beförderung versperrte, besonders aber seine Beziehungen zu Schreyvogel (West) und zum Theater.

Mit der „Ahnfrau" beginnt (S. 40) die Reihe der literarisch-kritischen Analysen, welche den werthvollsten Theil des Buches ausmachen. Sie setzen nicht nur eine sehr genaue Kenntniß der einzelnen Stücke voraus, sondern auch echt poetischen Geist, dramaturgisches Verständniß, Vertrautheit mit der Bühne und mit den höheren Anforderungen der Bühnenkunst. Sie sind ausführlich genug, um den Gang, die Charakteristik, die Licht- und Schattenseiten eines jeden Stückes erkennen zu lassen, knapp genug, um nicht zu verwirren, sondern zur Lesung des Stückes selbst anzuspornen und bei Beurtheilung desselben auf die wichtigsten Punkte zu führen. Ganz verdienstlich ist die Widerlegung mannigfacher Einwürfe und unberechtigter Tadelsstimmen, die gegen einzelne Stücke theils aus Mißverständniß, theils aus Abneigung, theils aus Haß gegen Oesterreich erhoben worden sind. Zu bedauern ist es dagegen, daß der Verfasser die eingehenden Studien Grillparzers über Lope de Vega nicht in einem eigenen Kapitel gewürdigt hat, was von selbst darauf geführt haben würde, den religiösen Einfluß des spanischen Dichters auf Grillparzer viel geringer anzuschlagen, als es in seinem Buche geschieht, dagegen den literarischen und dramatisch-technischen genauer nachzuweisen.

Die „Ahnfrau" wird, wie uns scheint, mit Glück gegen den Vorwurf in Schutz genommen, daß sie eine Schicksalstragödie sei; dagegen ist ihr Charakter als Schauertragödie wohl nicht genug betont; man braucht sie nur genauer mit Calderons „Andacht vom Kreuze" zu vergleichen, um zu erkennen, wie viel tiefer und idealer diese gedacht ist. „Sappho", die Trilogie „Das Goldene Vließ" und „Des Meeres und der Liebe Wellen" sind im ganzen zutreffend gewürdigt; nur dürften die Aeußerungen über Hero's Liebe (S. 223) nicht allgemeine Billigung finden; denn eine Liebe, welche auf dem Pfade der Pflichtverletzung wandelt, und zwar die leidenschaftliche Liebe, vermag sich, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, nicht auf jener platonischen Höhe zu halten, wie der Dichter sie zeichnet, und schon das Lied von Leda und dem Schwan deutet genugsam hierauf hin. Formell gehören die drei hellenisirenden Tragödien gewiß zu dem Schönsten und Vollendetsten, was Grillparzer hervorgebracht hat, und sie dürften in einer wissenschaftlichen Würdigung unbedingt noch mehr Raum beanspruchen; allein in einem für alle Schichten berechneten Volksbuch, das nothwendig auch der Jugend in die Hände fallen muß, hätten diese Stücke, deren ganze Verwicklung auf Liebesleidenschaft ruht, viel kürzer oder nüchterner behandelt werden müssen. Dasselbe gilt auch von der „Jüdin von Toledo", bei deren Besprechung es wohl besser gewesen wäre, das Stück Lope's demjenigen Grillparzers voran-

zustellen. Denn so wäre die von dem letztern vorgenommene Umgestaltung und sein Eigenthum daran besser hervorgetreten.

Das Stück „Der Traum ein Leben" legt in seinem Titel allzusehr den Gedanken nahe, Grillparzer habe ein Gegenstück zu Calderon dichten wollen, was gar nicht seine Absicht war. Man vermißt darum die Angabe der „Selbstbiographie" (Werke X, 91), daß die Anregung dazu aus Voltaire geschöpft ist. „Es ist einem der kleinen Romane von Voltaire entlehnt, was ich so wenig verbergen wollte, daß ich sogar die Eigennamen des Originals beibehielt. Demungeachtet hat es kein Kritiker bemerkt, man liest eben Voltaire nicht mehr, man begnügt sich, über ihn abzuurtheilen, ohne ihn zu kennen." Grillparzer hat ihn offenbar gelesen, und das ist biographisch wie literarisch ein nicht unbedeutender Zug. Nicht als ob hiervon der Werth des Stückes bedingt wäre, aber man wird doch vor der Täuschung bewahrt, man befinde sich da in der schönen Zauber- und Märchenwelt Calderons.

Von den drei Dramen aus der österreichischen Geschichte erntet „König Ottokars Glück und Ende" verdientermaßen das meiste Lob. „Ein treuer Diener seines Herrn" ist mit seinen Vorzügen und Fehlern, namentlich dem Grundfehler der Hauptperson Bancbanus, durchweg richtig beleuchtet. Bei dem Stück „Ein Bruderzwist in Habsburg" hätte der dramatischen Charakteristik der Hauptperson nicht bloß der kurze orientirende Ueberblick (S. 268—271) vorausgeschickt werden sollen, sondern eine möglichst klare, deutliche historische Charakteristik derselben, besonders des Erzherzogs Ferdinand und des Cardinals Klesel; die sonst schneidige Kritik der liberalen Geschichtsbaumeisterei und des liberalen Phrasenthums, welche dies Stück geradezu ungenießbar machen, hätte dadurch noch an Kraft gewonnen. Sehr lohnend und verdienstlich wäre es auch gewesen, Grillparzers „Libussa" wenigstens kurz mit der schon 1812 gedichteten „Gründung Prags" von Clemens Brentano zu vergleichen, wenn das auch nicht im strengsten Sinne zur Sache gehörte. Schon die Analyse dieses Stückes in der Diel-Kreiten'schen Biographie (I, 357 bis 376) läßt deutlich erkennen, daß Brentano die böhmischen Stammsagen viel tiefer und poetischer erfaßt hat, sie aber gerade in Folge eines embarras de richesse nicht zum aufführbaren Drama zu gestalten wußte, während Grillparzer die religiösen Motive ganz verblassen ließ, die josephinistisch gedachte Staatsgründung aber mit seiner meisterhaften Kenntniß der dramatischen Technik in ein bühnenfähiges, wohlabgerundetes Stück brachte.

Auf weitere Einzelheiten können wir hier nicht eingehen. Als entschiedener Mangel des Buches aber muß es doch bezeichnet werden, daß der Verfasser der zweiten Lebenshälfte des Dichters keine 20 Seiten gewidmet hat und hier noch auf die Liebesverhältnisse von 1822 und 1825, sowie auf die ältere Kritik des Dichters zurückgreift. Wir vernehmen fast nichts von seiner Stellungnahme zu den verschiedenen religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Richtungen seiner Zeit, gar nichts über die Entstehung seiner späteren Dramen und Fragmente, die wie bisher undatirt geblieben sind, sehr wenig über seinen Lebensgang und nicht einmal eine Andeutung, ob der greise Dichter auf dem Todbette die Pflichten eines Katholiken erfüllt hat oder nicht.

Die glänzendste Todtenfeier und der strahlendste Weltruhm kann aber nun einmal den Empfang der heiligen Sacramente nicht ersetzen, und deshalb sollte die Biographie über ein so wichtiges Factum nicht schweigen.

Wie die Dramen Schillers, ragen auch diejenigen Grillparzers durch ihre Idealität, ihre künstlerische Vollendung, ihren geistigen Gehalt und ihre reiche, schöne Form und Sprache hoch über die seitherige Dramatik Deutschlands hinaus; allein einer katholischen Welt- und Lebensanschauung entsprechen sie durchaus nicht. Die der hellenischen Sage entnommenen Stoffe sind, bei zarter, empfindsamer und insofern moderner Behandlung des erotischen Elements, sonst ganz in Sinn und Geist des classischen Alterthums durchgeführt und erheben sich darum nicht über die Anschauungen eines frommen Heiden. In den österreichischen Geschichtsdramen tritt wohl ein starkes, warmes Nationalgefühl zu Tage, aber nirgends Begeisterung für ein katholisches Oesterreich, im Gegentheil wird letzteres in einem dieser Stücke geradezu mißhandelt. In den übrigen Stücken rationalisirt und humanisirt der österreichische Josephiner fast alles, was aus seinen Studien und seiner Umgebung Katholisches an ihn herandringt. Nur das schöne Lustspiel „Weh' dem, der lügt!" macht theilweise eine Ausnahme; in der „Jüdin von Toledo" aber kann man durch den Vergleich mit Lope genau sehen, wie Grillparzer die durch Stoff und Vorlage gegebenen katholischen Elemente abstreift und durch moderne, rein naturalistische ersetzt. In den weltgeschichtlichen Visionen der „Libussa" endlich prophezeit der Dichter, nach poetischer Verketzerung der christlichen Jahrhunderte, ebenso deutlich als begeistert den Triumph der antichristlichen Humanität:

„Dann kommt die Zeit, die jetzt vorübergeht,
Die Zeit der Seher wieder und Begabten.
Das Wissen und der Nutzen scheiden sich
Und nehmen das Gefühl zu sich als Drittes.
Und haben sich die Himmel dann verschlossen,
Die Erde steigt empor an ihren Platz,
Die Götter wohnen wieder in der Brust,
Und Menschenwerth heißt dann ihr Ob'rer, Einer.
Bis dahin möcht' ich leben, gute Schwestern,
Jahrhunderte verschlafen bis dahin."

Ein solcher Dichter scheint uns nicht dazu angethan, „die in trüber Zeit theils abgeblaßten, theils wohl ganz vergessenen Ideale wieder zu erwecken, die einst der Stolz und die Kraft unserer Väter waren". Bei allem Trefflichen, was die vorliegende Schrift enthält, können wir sie als „Volksbuch" für die weitesten Kreise nicht empfehlen, wohl aber als eine nützliche Studie für gebildete, reifere Leser, ja als einen werthvollen Beitrag zur Würdigung des österreichischen Dichters, der als Dramatiker Schiller unbedingt am nächsten kommt.

A. Baumgartner S. J.

Monumenta Germaniae Paedagogica, unter Mitwirkung einer Anzahl von Fachgelehrten herausgegeben von **Karl Kehrbach**. Band IX. **Ratio studiorum et Institutiones scholasticae Societatis Jesu** per Germaniam olim vigentes collectae, concinnatae, dilucidatae a **G. M. Pachtler** S. J. Vol. III. Ordinationes Generalium et ordo Studiorum generalium ab anno 1600 ad annum 1772. XVIII u. 486 S. 8⁰. Berlin, A. Hofmann u. Com., 1890. Preis: *M.* 15.

Schon 1887 erschienen die beiden ersten Bände des wichtigen Urkundenwerkes, das sich zur Aufgabe gestellt hat, auf Grund authentischer Actenstücke eine klare Kenntniß des gesammten Schulwesens der Gesellschaft Jesu zu ermöglichen (vgl. diese Zeitschr. Bd. XXXIV S. 348). Der zweite Band enthielt bereits die sogen. „Ratio studiorum", den klar fixirten Unterrichts- und Erziehungsplan der Gesellschaft in seiner Genesis wie in seiner spätern Umgestaltung, und damit war der Kern- und Mittelpunkt des ganzen Werkes gegeben. In dem vorliegenden dritten Bande hatte P. Pachtler geglaubt, die sämmtlichen Schulverordnungen der Gesellschaft vom Erlaß der Ratio studiorum bis zur zeitweisen Aufhebung des Ordens, 1773, bieten zu können. Der Reichthum des Stoffes hat ihn jedoch genöthigt, denselben in zwei Bände zu vertheilen. Beide, der jetzt erschienene wie der noch zu erwartende, bilden wieder ein Ganzes; jeder derselben und beide zusammen sind in ihrer Anlage dem ersten Bande analog. Zerfiel der erste Band gleichsam in einen das ganze Studienwesen der Gesellschaft umfassenden Gesetzes-Codex, auf dem die spätere Ratio studiorum von 1599 sich erst aufbaute, einerseits, und in örtliche Vorschriften über die Schule vom Entstehen der Gesellschaft bis zur Feststellung der Ratio studiorum andererseits, so stellt der dritte Band an seine Spitze die seit Erlaß der Ratio studiorum erflossenen Verordnungen der Generäle über das gesammte Schulwesen, also die gesetzgeberischen Documente, welche die Ratio studiorum zur Voraussetzung haben. Auch hier folgen dann als zweite Abtheilung die örtlichen Vorschriften und Urkunden für die betreffende Periode, und zwar zunächst diejenigen, welche sich auf akademische Lehranstalten beziehen. Dahin zählt aber P. Pachtler nicht nur Universitätskurse, welche den niedern Unterricht ausschließen, sondern auch Anstalten, welche zugleich mit der eigentlichen Hochschule auch Lyceum und Gymnasium in sich begreifen, oder Anstalten, welche, wie die damalige in Freiburg in der Schweiz, obwohl nicht eigentliche Universität, dennoch praktisch auch eine der Universität gleichkommende Aufgabe zu lösen hatten. Der vierte Band wird alsdann abermals mit einem legislativen Theile beginnen, mit Verordnungen der Ordensgeneräle, die sich ausschließlich auf Gymnasien, Lyceen, Seminarien und Convicte beziehen, und wird diesem dann als zweite Abtheilung die örtlichen Statuten und Einzelvorschriften für solche Anstalten folgen lassen. Innerhalb dieser Hauptabtheilungen hat P. Pachtler von weiterer systematischer Eintheilung abgesehen und die Urkunden einfach in chronologischer Folge aneinander gereiht. Immerhin ist auf diese Weise erreicht, daß das ganze un-

geheure Urkundenmaterial einigermaßen überblickt werden kann, ohne daß es dazu nöthig gewesen wäre, Zusammengehöriges auseinander zu reißen und einzelne ihrem Gegenstande nach umfassendere Documente auf verschiedene Bände oder in verschiedene Rubriken zu vertheilen.

Bei der Lebhaftigkeit, mit der das öffentliche Interesse sich gegenwärtig einer Neugestaltung des höhern Unterrichtes zugewendet hat, den weitgreifenden Fragen, die besonders in Bezug auf das Gymnasium jetzt erörtert werden, ist ein Hinweis auf die Wichtigkeit dieser Publication kaum benöthigt. Enthält doch auch dieser Band, wie die beiden vorausgehenden, vieles, was direct auf die Gymnasialbildung Bezug hat. Es wäre kein Zeichen von hoher Erleuchtung, glaubte man das, was Jahrhunderte geschaffen, geprüft und bewährt haben und worauf die ganze spätere Entwicklung fußt, schlechthin verachten zu können, und das in dem Augenblick, wo die vorhandenen Zustände, die sich von jenem entfernt haben, als nicht probehaltig anerkannt sind.

Doch abgesehen von dem pädagogischen Interesse dürfte diese Urkundenpublication, die auch in diesem Bande manches ungedruckte oder unbekannte Stück an die Oeffentlichkeit bringt, gleichfalls für den Historiker von Werth sein. Schon die Verschiedenheit der Collegien, deren Verhältnisse hier Beleuchtung finden, deutet darauf hin. Das heutige Bayern, dessen Fürsten damals noch ein Heiliger als „Catholicae fidei in Germania columna firmissima“ begrüßen konnte (S. 457), ist am reichlichsten vertreten durch Anstalten, wie Ingolstadt, München, Würzburg, Dillingen, Bamberg. Aber auch für die Universitäten von Wien und Graz, von Mainz und Paderborn findet sich manches interessante Stück. Besondere Hervorhebung verdienen die schönen auf die Academia Carolina zu Osnabrück bezüglichen Urkundenstücke.

Was die Verordnungen der Generäle betrifft, so kann eine genaue Prüfung derselben nur die Ueberzeugung festigen, daß von seiten der Ordensobrigkeit nichts versäumt worden ist, um die Studien in blühendem Zustande zu erhalten und deren Fortschritte zu fördern. Es sei hingewiesen auf die drei energischen Rundschreiben zur Förderung der humanistischen Studien (Nr. 25. 37. 62) oder auf den Erlaß des Generals P. Oliva über das Studium der orientalischen Sprachen, durch den er in die Fußtapfen eines andern großen und weitblickenden Ordensgenerals 350 Jahre vor ihm, des hl. Raymund v. Pennafort O. P., eingetreten ist.

Wo von seiten der obersten Behörde so unermüdlich gespornt und ermahnt und so einschneidend zurechtgewiesen wird, da ist nicht über Stillstand und Zerfall zu klagen. Nur volle Unkenntniß oder absichtliche Ignorirung der Art, wie eine große, in lebhafter und vielseitiger Thätigkeit begriffene Körperschaft regiert werden muß, konnte dazu führen, aus solchen Erlassen und Verfügungen Anklagen gegen den Orden schmieden zu wollen. Es ist dies soviel, als von der Handhabung strenger Mannszucht im Kriege schließen wollen auf ein undisciplinirtes Heer.

Auffallen könnte gegenüber dem heutigen Schlagwort von der „Freiheit der Wissenschaft“ das Verbot gewisser Lehrmeinungen durch den General, auch solcher, die von der Kirche nicht verworfen wurden, andererseits die Verpflich-

tung der Professoren zum Vortrag genau bestimmter Complexe von Wahrheiten. Mit Recht hat P. Pachtler darauf hingewiesen, daß es sich bei solchen Verboten lediglich um Verwaltungsmaßregeln handelte, die durch sehr verschiedene Ursachen rathsam gemacht werden konnten und thatsächlich einem ersprießlichen Gang der Studien weit mehr förderlich waren, als hemmend entgegenwirkten. Das Vorschreiben eines bestimmten Lehrstoffes aber, namentlich für die theologischen Disciplinen, kann doch wahrlich nicht befremdend sein.

Ein Interesse eigenthümlicher Art dürften die Verfügungen des Generals Aquaviva über die schon vor dem Concil von Konstanz viel ventilirte Lehre von einer möglichen Erlaubtheit des Tyrannenmords (Nr. 31 und 32) und die der Generäle Nickel und Oliva über „laxe Moral" (Nr. 45. 47. 49. 56) dem Fernestehenden bieten.

Seit den Tagen der großen jansenistischen Streitigkeiten ist es bei den Feinden der Gesellschaft Jesu Liebhaberei geworden, dieselbe der Verbreitung laxer Lehrmeinungen auf moraltheologischem Gebiete zu bezichtigen. Merkwürdigerweise wird diese Anklage sehr häufig von solchen erhoben, die ihrerseits mit der christlichen Moral überhaupt gebrochen haben. Zum Belege, wo ein solcher noch für nothwendig gehalten wird, pflegt man vielfach mit einem staunenswerthen Aufgebot von Unverstand auf Sätze oder Tractate in Lehrbüchern hinzuweisen, die der katholischen Moraltheologie überhaupt gemeinsam sind, oder doch von hervorragenden Gelehrten der verschiedensten Richtungen vertreten werden, und deren Sinn und Tragweite man nicht im mindesten versteht. Ist es doch für Menschen, denen die Verwaltung des Bußsacramentes mit all ihren schweren und verantwortungsreichen Pflichten ein völlig fremdes und unverständliches Gebiet ist, gewöhnlich ganz unmöglich, überhaupt nur Zweck und Aufgabe eines Lehrbuchs der Moraltheologie zu erfassen, geschweige denn alle der darin enthaltenen Erklärungen oder Lehrsätze richtig zu verstehen.

Wie nun der Orden als solcher zu der Laxheit auf moraltheologischem Gebiete sich gestellt hat, das zeigen die genannten Actenstücke aus der Zeit, wo diese Anklage von seiten der Jansenisten am lautesten und nachdrücklichsten erhoben wurde. Wie die Kirche Christi selbst, so war auch ihre Dienstmagd, die Gesellschaft Jesu, nie frei von Feinden, und es war dafür gesorgt, daß keiner ihrer Söhne ungestraft von dem Pfade bewährter und sicherer Lehre sich entfernen konnte. Wo dies geschehen ist, da waren auch die Späheraugen auf der Lauer, und da wurde die kirchliche Behörde in Thätigkeit gesetzt, und da waren es gewiß der Orden und seine Oberen an letzter Stelle, die sich einer falschen Meinung oder eines unbesonnenen Professors angenommen hätten. Im übrigen aber ist es keine Unehre für einen Orden, wenn die Hauptanklagen gegen ihn in der Richtung liegen, daß seine Söhne in Lehre und Seelsorgepraxis zu viel Schonung, zu viel Achtung, zu viel Ehrfurcht gehegt hätten vor dem edelsten Vorzug des Menschen, seiner Freiheit; daß sie, gewohnt an Strenge gegen sich, freiwillig sich beugend dem Joche, das Gehorsam und Entsagung ihnen auferlegten, dem Nebenmenschen nicht mehr der Last aufbürden wollten, als sie glaubten, unabweisbar klar im christlichen

Sittengesetze ausgesprochen zu sehen. Dem neuen Pharisäerthum des Jansenismus war es vorbehalten, deshalb Anklage gegen den Orden zu erheben, und von dieser Seite war der Vorwurf ja begreiflich, aber von den Lippen des modernen Liberalismus und Libertinismus oder dem „Christenthum in Schlafrock und Pantoffeln", da ist er auf der Grenze vom Empörenden zum Lächerlichen. Was an diesem Vorwurf historisch ist, hat P. Pachtler kein Bedenken getragen, urkundlich seinem Werke beizudrucken.

Noch manche andere unter den gesammelten Urkunden ließen sich anführen, die in der einen oder andern Hinsicht von Interesse sind, nicht an letzter Stelle die am Ende beigefügten Nachträge zum ersten Band: der Brief des hl. Ignatius an Albert V. von Bayern, 20. Januar 1556, die „Anweisung für die nach Ingolstadt entsandten Jesuiten", die Reformvorschläge der Ingolstadter Jesuiten, October 1561, alles bis jetzt ungedruckte Stücke. Es wäre zu wünschen, daß der die Gymnasien noch specieller behandelnde vierte Band in nicht allzu weiter Ferne dem vorliegenden folgen möchte.

Otto Pfülf S. J.

Leben des hl. Aloysius von Gonzaga. Zur dreihundertjährigen Feier seines Todestages nach den besten Quellen neu erzählt von **Mauritius Meschler** S. J. Mit drei Bildern in Lichtdruck. VIII u. 301 S. 12°. Freiburg, Herder, 1891. Preis: *M.* 2.50.

Außer den Uebersetzungen der Biographie von P. Cepari S. J. und der von Daurignac besaßen wir in Deutschland kein größeres Leben des hl. Aloysius. Dem ist durch das vorliegende Büchlein des P. M. Meschler auf eine sehr glückliche Weise abgeholfen, so daß wir uns jetzt auch einer deutschen Originaldarstellung der glorreichen Geschichte des Patrons der Jugend rühmen dürfen, die allen Anforderungen entspricht, welche man an ein solches Heiligenleben billigerweise stellen kann. Die Erzählung fußt überall auf den ersten und besten Quellen, welche fortlaufend unter dem Text angezeigt werden; in der Benutzung dieser Quellen zeigt sich eine wohlthuende Umsicht und Nüchternheit, die in Darstellung der Ereignisse nicht mehr wissen und sagen will, als die Gewährsmänner uns mittheilen. Vor den älteren Biographien hat diese neueste aber sachlich noch zwei Vorzüge. Erstens hat P. Meschler, wie er das auch in dem kurzen Vorwort bemerkt, sein Augenmerk darauf gerichtet, die Zeit mit ihren Geschehnissen und Sitten, die Landschaft mit ihrer Eigenthümlichkeit und Geschichte, kurz die Umstände des Lebens mehr, als alle Vorgänger dieses thaten, in den Bereich seiner Darstellung zu ziehen. Es bedarf keines Wortes, um zu sagen, wie diese Auffassung der Aufgabe manche neue Seite und manches Licht abgewinnen mußte, zumal der Verfasser Sorge trug, in diesem Punkte des Guten nicht zu viel zu thun, sondern immer im Auge behielt, daß er ein Heiligenleben schrieb und sein Held keine geschichtliche Person im gewöhnlichen Sinne war. An zweiter Stelle zeichnet sich das neue Lebensbild durch eine ausgiebige, bisher in diesem Grade noch unmögliche Benutzung der Briefe des hl. Aloysius aus. Diese Briefe schildern uns,

mehr, als lange Beschreibungen das könnten, den Charakter und die Art des Heiligen in ihrer ganzen Einfalt — man möchte fast sagen Sprödigkeit; außerdem tragen sie nicht unerheblich zur Aufhellung mancher Punkte aus der Geschichte bei.

Die Art der Darstellung ist einfach, edel volksthümlich, der Jugend besonders angepaßt. Der praktische Zweck des Buches tritt am deutlichsten in dem Schlußwort der einzelnen Kapitel hervor, indem der Verfasser dort Anlaß nimmt, in kurzen, eindringlichen Sätzchen irgend eine sich natürlich ergebende Schlußfolgerung dem Leser ans Herz zu legen. Aber auch diese aphoristischen Mahnungen sind mehr ruhig belehrend als zudringlich predigend gehalten; sie lesen sich angenehm und wirken darum besser. Von dem sogen. Erbauungsstil hält sich das Büchlein glücklicherweise ganz fern; es ist interessant erzählend mit einem leisen Anflug poetischer Originalität geschrieben, die dem Gegenstand voll angepaßt ist. Der Charakter des Heiligen scheint uns sehr gut getroffen.

Das Lebensbild zerfällt in drei Theile: Erstes Buch: Der Heilige in der Welt (S. 1—114); Zweites Buch: Der Heilige im Orden (S. 114 bis 235); Drittes Buch: Der Heilige im Himmel (S. 235—301). Gerade in diesem letzten Buch zeichnen sich einige Kapitel (Das Charakterbild — Der hl. Aloysius und die Jugend — Der hl. Aloysius und der Adel u. s. w.) durch Selbständigkeit der Auffassung und Trefflichkeit der Durchführung ganz besonders aus.

Ein wirklicher Schmuck des Büchleins, der es auch äußerlich als eine Art Festschrift kennzeichnet, sind die drei Bilder, welche sämmtlich nach historischen Vorlagen von Künstlerhand umgezeichnet und in schönem Lichtdruck vervielfältigt sind. Besonderes Interesse wird das erste Porträt: „Aloysius als Page“ erregen, das nicht ohne Grund keinem Geringeren als Paolo Veronese zugeschrieben wird und auf Wunsch des Vaters vor dem Eintritt des Heiligen in den Orden aufgenommen wurde. Für die Verbreitung dieses in Deutschland unseres Wissens bisher unbekannten Bildes schulden wir dem Verfasser noch besonderen Dank.

So können wir diesem neuen Aloysiusleben nur eine recht große Verbreitung in allen Ständen, besonders aber bei der studirenden Jugend wünschen, damit es für seinen Theil zu der Feier beitrage, zu welcher sich so viele Vereine der katholischen Welt für das diesjährige Aloysiusfest rüsten. Ueber das Jubeljahr hinaus aber beansprucht das Buch auch einen dauernden Werth, da es sich unserer Ansicht nach kühn seinem classischen Vorgänger Cepari an die Seite stellen darf, ja wegen seiner modernen Färbung bei manchen sogar diesen Vorgänger ausstechen mag.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Katholisch-theologische Bücherkunde. I. Hagiographia. Verzeichniß der wichtigsten über Jesus Christus, die Jungfrau Maria, Heilige, Selige, Päpste und sonstige ehrwürdige und fromme Personen von 1830—1890 erschienenen Lebensbeschreibungen, Predigten, Andachtsbücher und Legendensammlungen. Von Mario Sig. Tavagnutti. 150 S. gr. 8°. Wien, Verlag Austria (Drescher & Cie.), 1891. Preis: *M.* 1.80.

Hier bietet ein erfahrener Buchhändler nach vierzehnjähriger Arbeit den ersten Theil einer auf vier Bände berechneten katholisch-theologischen Bücherkunde. Der zweite Band soll die Christologie, der dritte die Mariologie, der vierte die übrigen theologischen Fächer behandeln. Anlage und Durchführung verrathen den praktischen Geschäftsmann; das doppelte Inhaltsverzeichniß erleichtert den Gebrauch außerordentlich. Daß hie und da wichtigere Werke (z. B. bei der Ikonographie Kreusers Symbolik) fehlen, einige Ueberschriften (z. B. Bücher über „Medaillen-Verehrung") wohl anders zu fassen oder zu stellen waren, daß im Inhaltsverzeichniß S. 132 der Titel „heilig", „selig" nicht folgerichtig verwendet wurde, dies alles thut der Brauchbarkeit des Werkes keinen bedeutenden Abbruch. Dasselbe ist mit Freuden zu begrüßen und wird schon jetzt Buchhändlern, Bibliotheksvorstehern, Schriftstellern und manchen anderen wichtige Dienste leisten; in weiteren Auflagen werden die Lücken und Fehler leicht zu entfernen sein. Aehnliche Verzeichnisse über Bücher, welche die entsprechenden Gegenstände in fremden Sprachen behandelten, wird der Verfasser hoffentlich nach Vollendung der vier bis dahin in Aussicht genommenen Theile der deutschen Bibliographie bearbeiten. Möge der Erfolg dieses ersten Bandes ein derartiger sein, daß die Arbeit sich lohnt und daß Muth und Liebe zur Fortsetzung gesteigert werden beim Bearbeiter wie beim Verleger.

Congrès scientifique international des catholiques tenu à Paris du 8 au 13 Avril 1888. 2 tomes. CXXIII et 452 et 800 p. Lex.-8°. Paris, Bureaux des „Annales de Philosophie Chrétienne", 1888 et 1889. Preis: *Fr.* 20.

Angesichts des in diesem Jahre bevorstehenden zweiten „Internationalen wissenschaftlichen Katholikencongresses" gewinnen die Verhandlungen des ersten Congresses ein erneutes Interesse. Während die Betheiligung von seiten deutscher Gelehrten im Jahre 1888 eine höchst schwache war, haben bekanntlich zum diesjährigen Congresse u. a. die Herren Dr. Freiherr von Hertling, Dr. Grauert und Dr. Hüffer als Delegirte der Görres-Gesellschaft ihr Erscheinen in Aussicht gestellt. Die sehr ausführlichen Mittheilungen des ersten Congresses, welche zwei stattliche Bände füllen, sind eine in ihrer Art mustergiltige Zusammenstellung. Außer den auf den Congreß bezüglichen Actenstücken, dem Mitgliederverzeichniß und einer geschichtlichen Einleitung (t. I, p. IV—CXXIII) gelangen die auf dem Congreß eingereichten wissenschaftlichen Abhandlungen und Berichte über die damit verbundene Discussion zum Abdruck. Jede der sechs Hauptsectionen weist unter den Abhandlungen werthvolle Beiträge zu den betreffenden Wissenszweigen auf, so daß einem jeden, welcher sich über den gegen-

wärtigen Stand der katholischen Wissenschaft unterrichten will, hier ein recht dankenswerthes Hilfsmittel geboten wird. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier auf Einzelheiten eingehen. Ein echt katholischer Geist durchweht das Ganze, und wenn bei den Verhandlungen der naturwissenschaftlichen Section auch Strömungen sich geltend zu machen suchten, welche in dieser Beziehung berechtigte Bedenken hervorgerufen haben (vgl. die Zeitschrift Études religieuses, philosophiques, historiques et littéraires, XLIV, 104—114), so kann doch dem Congreß als solchem daraus ein Vorwurf nicht erwachsen. Die auf dem ersten Congresse gesammelten Erfahrungen werden gewiß der diesjährigen Versammlung zu gute kommen. Für dieselbe sind bereits unter der eifrigen und umsichtigen Leitung des Herrn Prälaten d'Hulst umfassende Vorbereitungen getroffen worden.

Gregor I., der Große. Ein Lebensbild von Th. Bonsmann, Priester der Diöcese Paderborn. 104 S. 8⁰. Paderborn, Junfermann, 1890. Preis: *M.* 1.

Eine gewandt geschriebene, klar und kurz gefaßte Lebensgeschichte eines der größten Päpste, des „unvergleichlichen Mannes", wie das römische Martyrologium Gregor nennt, empfiehlt sich die kleine und billige Schrift einem weiten Leserkreise. Jung und alt können Belehrung und Erbauung daraus schöpfen. Freilich steht hinter der Wärme der Darstellung das genaue Abwägen des Ausdruckes zuweilen etwas zurück, und es würde nicht alles die Prüfung auf der Goldwage bestehen können. Die Darstellung S. 42 ist sicher im Ausdruck sehr verfänglich; die unrechtmäßige Erhebung des Papstes Vigilius sollte doch als Fabel abgethan sein (vgl. Pitra, Analecta noviss. I, 383 sqq). Daß Gregor „beabsichtigt" habe, das Abhängigkeitsverhältniß von der kaiserlichen Regierung aufzuheben, daß er als „Gründer" der weltlichen Herrschaft des Papstthums zu betrachten, daß erst durch ihn die Verbindung mit dem Frankenreich, die Unterordnung des fränkischen Königthums unter den Heiligen Stuhl, die kirchliche Beziehung zu Spanien ihren Anfang genommen, daß bis zum Eindringen der Vandalen die Provinz Afrika sich am hartnäckigsten geweigert habe, die Suprematie des päpstlichen Stuhles anzuerkennen, sind wenigstens im Ausdruck hervortretende historische Unrichtigkeiten, denen sich noch einige andere anreihen ließen. Auch beruht die Angabe S. 67 über „Geißel und Tortur" auf ungenauer Uebersetzung von Epist. IX, 65. Durch „Schläge und Schmerzen" (verberibus cruciatibusque, d. h. nach der lateinischen Spracheigenthümlichkeit „durch schmerzliche Schläge") sollen im Nothfalle die Leibeigenen von den Culthandlungen des Götzendienstes abgeschreckt werden, damit, wenn sie auf wohlgemeinte Worte der Belehrung nicht hören wollen, die Schmerzen des Körpers (cruciatus corporis) sie zur Gesundheit der Seele führen mögen.

Das Canonikatstift St. Andre auf dem Domberge zu Freising, geschichtlich und kurz dargestellt von Dr. J. B. Prechtl, kgl. geistl. Rath, resign. Pfarrer. 132 S. 8⁰. Freising, Datterer, 1888. Preis: *M.* 1.50.

Der Verfasser hat dieses letzte Bändchen seiner Beiträge zur Geschichte der Stadt Freising bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Priesterjubiläums herausgegeben. Die Bitte um Nachsicht bei Beurtheilung der Arbeit und des Stiles „wegen des hohen Alters" des Verfassers war wohl nicht nöthig: so angenehm liest sich das Schriftchen, und so wenig erinnert es an die befürchteten Mängel. — Das Stift ist verschwunden, seine Kirche dem Erdboden gleich gemacht, der Schatz 1802 im kurfürstlichen Münzamt zu München eingeschmolzen. Darum ist die Zusammenstellung aller Nachrichten über seine ehemalige Blüte doppelt verdienstlich. Gestiftet ward es wahrscheinlich

schon in fränkischer Zeit von den ersten aus England kommenden Glaubensboten Bayerns oder deren Schülern, reich dotirt bereits in karolingischer Zeit, mehr noch im 11. und 12. Jahrhundert. Ruhen doch in der Münchener Staatsbibliothek zwei von Bischof Ellenhard von Freising († 1058) dem Andreasstift geschenkte, mit Bildern verzierte Evangelienbücher. Auch in späterer Zeit fehlte es nicht an Wohlthätern. In einer Schenkungsurkunde des Chorherrn Albert Hamanar (1400) heißt es: „Auch soll das Gitter zu dem Buch Catholicon aufgemacht und niemand verhindert werden, darin zu lesen oder zu studiren." Der Verfasser hat die vorhandenen oder zerstörten Grabsteine beschrieben, die Namen der Pröpste und Glieder zusammengestellt und die das Stift betreffenden Ereignisse geschildert. Tröstlich sind die Angaben über die Zeit der Auflösung insofern, als daraus erhellt, daß dieser harte Schlag nicht verdient war, indem es auch damals „mehrere Mitglieder aufzuweisen hatte, welche sich ob ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen ein bedeutendes Ansehen zu verschaffen wußten". Die Säcularisation vieler kirchlichen Anstalten im Beginn unseres Jahrhunderts war nicht ein Gottesgericht, sondern eine Vergewaltigung, an deren Folgen unsere Zeit schwer krankt.

St. Martin zu Freiburg als Kloster und Pfarrei. Geschichtlich dargestellt von Dr. Heinrich Hansjakob, derzeitigem Pfarrer. Mit einem Titelbild und zwei Text-Illustrationen. 206 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1890. Preis: *M.* 2.50; geb. *M.* 3.

Die Franziskaner ließen sich schon zu Lebzeiten ihres 1226 verstorbenen heiligen Stifters in Freiburg nieder. Nachdem sie 1246 die alte Martinskapelle erhalten hatten, begannen sie 1262 den Bau der noch jetzt erhaltenen Kirche, wobei ihnen jene Steinmetzen zur Hand gingen, denen man die frühgotischen Bauten des Münsters verdankt. Nicht weniger als vier reiche Ritter der Stadt traten 1270 bei ihnen ein, deren Frauen und Töchter zu den Clarissen gingen. 1515 wurde das Kloster den lax gewordenen Conventualen genommen und den Observanten zugewiesen. Letztere blieben bis 1580, die ihnen folgenden Recollecten bis 1832. Meist herrschte ein gutes Verhältniß zwischen den Ordensleuten und der Stadtverwaltung; bat doch 1715 der Stadtrath den Provinzial um Aufnahme einiger Bürgerssöhne, weil die Einwohnerschaft stets bereit sei, mit den Franziskanern „ihr Brod zu theilen". Zur Pfarrkirche machte Joseph II. St. Martin 1784. Aus ihrer Geschichte, welche den Stoff zum zweiten Theile des Buches liefert, ist vor allem bemerkenswerth, daß Klüpfel († 1811) in St. Martin mehr als ein Vierteljahrhundert in bescheidener Mönchszelle wohnte, studirte und schrieb, und daß der ihn an Wissenschaftlichkeit nicht erreichende, an literarischer Fruchtbarkeit und seelsorglicher Wirksamkeit ihm überlegene Galura († 1856) dort als Pfarrer arbeitete. Wie die Martinskirche restaurirt wurde und was an ihr noch zu thun ist, schildert das letzte Kapitel. Mehrere belangreiche Actenstücke, das Todtenbuch von St. Martin (1300—1712), zwei zeitgenössische Berichte über die Belagerungen der Stadt 1648 und 1677, sowie 1785 begonnene Verzeichnisse der Häuser, Einwohner und Zünfte geben der Schrift, als mustergiltiger Geschichte einer Kloster- und Pfarrgemeinde, besondern Werth.

Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln. Herausgegeben von Dr. K. Th. Dumont, Domkapitular. Nach den einzelnen Dekanaten geordnet. XXVIII. Dekanat Königswinter. Von G. H. Chr. Maaßen, Pfarrer in Hemmerich. XII u. 566 S. 8⁰. Köln, Bachem, 1890.

Dieser neue Band der groß angelegten Geschichte der Pfarreien der Kölner Erzdiöcese behandelt einen in vielfacher Hinsicht gesegneten Landstrich, nämlich die

Umgegend des Siebengebirges. Die Geschichte der kirchlichen Verhältnisse in Honnef, Königswinter, Küdinghofen und den beiden Dollendorf, die wichtigen Klöster Vilich, Heisterbach und Schwarzrheindorf, die Patronatsrechte der Ritter des Drachenfels und der Löwenburg werden eingehend und übersichtlich behandelt. Bei jedem einzelnen Abschnitt tritt in stets erneuter Form dieselbe Geschichte hervor: fromme Stifter begütern Kirchen, Kapellen und Klöster in freigebigster Weise; die Revolution und die ihr folgenden Confiscationen berauben diese kirchlichen Anstalten; die Pfarrer darben; trotzdem pulsirt das religiöse Leben so stark, daß es überall die Hemmnisse bureaukratischer Bevormundung nach und nach überwindet. Der hochwürdige Verfasser des vorliegenden Bandes durfte mit Recht in der Einleitung behaupten, Plan und Anlage seines Werkes seien durchsichtig und klar. Fügen wir bei, die Ausführung des Planes sei in so fesselnder Weise gefördert, daß der Leser gern und leicht dem Berichterstatter folgt und aus den einzelnen Abschnitten reiche Belehrung schöpft.

Historia sacra antiqui testamenti cum introductione in ejusdem testamenti libros sacros, auctore Joanne Mally e. m. s. canonico theologo, ss. theologiae doctore. Cum approbatione Ordinariatus. 293 p. 8°. Strigoni, sumptibus auctoris (ohne Angabe des Jahres).

Daß auf 293 Seiten die heilige Geschichte sammt einer Einleitung zu sämmtlichen Büchern des Alten Testaments (nebst Inspiration, Geschichte des Canons, des hebräischen Textes und der Uebersetzungen) nur in kurzen Umrissen gegeben werden kann, ist selbstverständlich. Doch ist die heilige Geschichte verhältnißmäßig viel ausführlicher dargestellt, als die Einleitungen, die oft gar mager ausgefallen sind. So fallen für die Psalmen 2 Seiten ab, für die Proverbien $1^1/_2$, für Job 2 Seiten, ebensoviel für 1 und 2 Könige, für Isaias 4 u. s. f. Als Leitfaden beim Unterricht ist das Buch nicht ohne Nutzen; es enthält manche recht gute Bemerkungen und Winke für eine fruchtreiche Behandlung der heiligen Geschichte. Dem Lehrer bleibt es überlassen, Ergänzungen und öfters auch Berichtigungen anzubringen. Eine Eigenthümlichkeit des Buches ist, daß kein einziger literarischer Nachweis im Texte gegeben ist, und doch finden sich gar manche Angaben, für die man gern die Belege sähe oder wenigstens die Möglichkeit einer Nachprüfung. Der brevis conspectus literaturae am Ende S. 283—293 ist zwar eine recht nützliche Beigabe; aber dem oben gerügten Mangel ist damit doch nicht abgeholfen. Das Latein des Buches bringt manche Wörter, die man in den lateinischen Wörterbüchern nicht antrifft, z. B. assecurare, characterisatur, passivitas, alicui eviare, dare directivum, initiativa, situatio, oratio intermediativa u. dgl. m.

Der Mensch, die Krone der irdischen Schöpfung. Zeitgemäße Betrachtungen über Verbreitung, Einteilung, Abstammung und Alter des Menschengeschlechtes — mit einer kritischen Beleuchtung der Affentheorie. Von A. Jakob. Mit 53 Text-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck. 159 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis: *M.* 2.40.

Diese Schrift bildet eine vollständige Umarbeitung des 5. Abschnittes aus dem größeren Werke: „Unsere Erde“ von demselben Verfasser. Seit dem Jahre 1883, in welchem letzteres Werk erschienen ist, haben sich die Ergebnisse der exacten Forschung über den Menschen bedeutend vermehrt, dieser wissenschaftliche Fortschritt hat aber auch in die herrschenden Ansichten der Naturforscher eine entschiedene Wendung zum Besseren gebracht. Mehr und mehr verstummten die übermüthigen, eitlen Phan=

tasien nachjagenden Behauptungen materialistischer Großsprecher, und eine bescheidene, zurückhaltende, objective Haltung griff in immer weiteren Kreisen Platz. Diesen erfreulichen Umschwung bringt denn auch der Verfasser bei Besprechung der wichtigen Fragen über die Einheit, die Abkunft, das Alter, die Entwicklung und Verbreitung des Menschengeschlechtes klar und gründlich zum Ausdruck. Mit großem Fleiß und gutem Geschick hat er aus der neuesten einschlägigen Fachliteratur das Wichtigste geschöpft und dasselbe in engem Rahmen zu einem ansprechenden, genau zutreffenden und leicht verständlichen Bilde zusammengestellt. Die zahlreichen, passend gewählten Illustrationen verleihen den gehalt- und wechselvollen Auseinandersetzungen eine erhöhte Anschaulichkeit. Möge eine recht weite Verbreitung — nicht bloß unter den Studirenden, worauf es der Verfasser abgesehen hat, sondern auch unter allen gebildeten Laien — den materialistischen Irrlehren einen kräftigen Damm entgegenstellen!

Das Nibelungenlied nach den besten Uebersetzern. Herausgegeben mit Einleitung und Erläuterungen von Dr. O. Hellinghaus, Realgymnasial-Oberlehrer. XVI u. 334 S. 16°. Münster, Aschendorff, 1890. Preis: 60 *Pf.*; geb. 90 *Pf.*

Im vorliegenden Bande bietet die praktische Sammlung „Meisterwerke unserer Dichter" auf Grundlage des Lachmann'schen Textes das Epos von Siegfried und Kriemhilde. Die 39 Abenteuer wurden in bunter Reihe aus einer Zehnzahl der besten Bearbeitungen zusammengestellt. Die an sich lobenswerthe Absicht des Herausgebers, dadurch charakteristische Proben der deutschen Uebersetzungskunst zu liefern, ist allerdings erreicht, indessen nicht ohne Schädigung des Hauptzweckes. Der ruhige Genuß der dichterischen Schönheit des Liedes wird gestört durch den Wechsel des Versmaßes. Bald haben wir es mit glatten, geregelten Jamben zu thun, bald mit dem gemischten Rhythmus des freieren alten Nibelungenverses. Dem ursprünglichen Gedicht ist eine solche Ungleichheit fremd. Im Interesse der jugendlichen Leser hätte sich der eine oder andere Ausdruck wohl ändern lassen. — Einleitungen und Anmerkungen erleichtern sehr das Verständniß; doch wäre eine Erweiterung der letztern bisweilen nützlich. Halsberg z. B. ist nicht bloß Kettenpanzer (28, 23), sondern zunächst jener Theil des Panzers zwischen Helm und Harnisch, der „den Hals birgt". — Wenn Gauch (14, 44) mit Bastard erklärt wird, so fragt es sich, ob die Erklärung selbst nicht einer Erläuterung bedürfte; überdies hat das Wort häufiger andere Bedeutungen (vgl. Grimm und Weigand). Platz ließe sich gewinnen durch Auslassung von Bemerkungen wie: ertosen = erdröhnen (4, 45), Gewahrsam = Haft (4, 73), entbot von entbieten (5, 10) u. a. — Einige störende Druckfehler sind stehen geblieben, z. B. mit wildem Sinn (1, 3) st. mildem; bei Erklärung des Wortes Buhurt (10, 12) Messerkampf st. Massenkampf. — Muß es beim 21. Abenteuer nicht Engelmann heißen st. v. Hinsberg? Die Verkürzung der vierten Strophenzeile deutet darauf hin. — Allen, die sich für die mannigfachen Uebersetzungen unseres großen Nationalepos interessiren, bietet das vorliegende Buch ein bequemes Mittel, durch eigene Lesung über Charakter und Werth der einzelnen Bearbeitungen sich ein Urtheil zu bilden.

Nerto. Provenzalische Erzählung von Frederi Mistral. Deutsch von August Bertuch. 184 S. 8°. Straßburg, Trübner, 1891. Preis: *M.* 3.

Ueber das provenzalische Gedicht selbst haben wir bei dessen Erscheinen eine längere Studie gebracht, die sowohl dessen große eigenartige Schönheit, als dessen kleine Mängel hervorzuheben suchte. (Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXX, S. 72 ff.)

Wir können also auf das früher Gesagte nur zurückweisen, auch in Bezug auf den Leserkreis, für den sich die eigenthümliche Geschichte aus traurigen Tagen eignet oder nicht. Heute haben wir es bloß mit der Uebertragung in deutsche Verse zu thun. Wir waren leider einmal in der Lage, eine Verdeutschung des Mistral'schen Hauptwerkes „Mireio" als nach jeder Richtung verfehlt abweisen zu müssen. Um so mehr freut es uns für den Meister von Maiano, die gegenwärtige Uebersetzung als eine wohlgelungene, sehr lesbare und dabei doch treue loben zu können. Wenn auch in der oben angeführten Studie Proben in metrischer Uebertragung eingefügt wurden, so war dabei in erster Linie das Absehen darauf gerichtet, den allgemeinen Eindruck des Originals wiederzugeben; es wurde daher an manchen Stellen mehr eine Umdichtung als Uebertragung geboten, indem zu Gunsten des poetischen Inhalts von der ursprünglichen Einkleidung Abstand genommen wurde. Solche Freiheit konnte sich der Uebersetzer natürlich nicht gestatten. Sein oberstes Gesetz war Treue der Wiedergabe nach Maß der beiderseitigen Idiome. Auch auf den Reim wollte A. Bertuch mit Recht nicht verzichten, und so war ihm seine Aufgabe viel schwerer gestellt als dem Essayisten. Um so erfreulicher, daß sie dennoch glücklich gelöst wurde. Nur selten läßt selbst beim Vergleich der Uebertragung mit dem Original der Reim sein Uebergewicht über den ursprünglichen Inhalt fühlen. Durchschnittlich hält A. Bertuch sich an den provenzalischen Text mit einer so großen Treue, daß wir hie und da eine größere Freiheit wünschten, zumal wo es sich um etwas starke Worte des Originals handelte. Unrichtige Uebersetzungen, d. h. wo der Reim ein Abgehen vom Originalsinn nicht erheischte, sind uns wenige aufgestoßen. Die zwei wichtigsten stehen im Prolog. Einmal läßt Bertuch den König Salomon sagen: „Solang ich seh', wie die Geschöpfe, Selbständigen Bestimmens bar, Geboren werden u. s. w." Hier stand im Original richtig: „Solang ich seh', wie die Geschöpfe gemäß den Gesetzen ihrer Natur geboren werden, altern und sterben 2c." Der Unterschied springt in die Augen. Ein anderes Mal sagt die Uebersetzung: „Der Teufel ist ein schlauer Spieler. . . . So daß mit ihm nur allzuhäufig Der liebe Gott den kürzern zieht." Die theologische Unrichtigkeit dieses Satzes findet sich nicht bei Mistral, der den Teufel „nun schon seit vielen tausend Jahren beim Kartenspiel überbieten" (fai rampéu) läßt. Beim Kartenspiel jemand überbieten ist aber noch lange nicht gleichbedeutend mit „übertrumpfen" oder mit „gewinnen". Das Bild Mistrals zeigt eben nur drastisch den Stolz Satans und seine ewig neuen Bemühungen, dem Herrn eine Seele abzugewinnen. Literaturfreunden, welche sich mit dem Mistral'schen Gedicht bekannt machen wollen, können wir die wohlgelungene Uebersetzung im übrigen nur bestens empfehlen.

Die Socialen. Eine Erzählung für das Volk von Konrad von Bolanden. 71 S. 12°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1890. Preis: 30 *Pf.*

In zwanzigtausend Abzügen verbreitet die Paulinus-Druckerei diese eben erschienene Volkserzählung Bolandens, welche den Feldzug der Socialdemokraten zur Gewinnung der Landbevölkerung für ihre grundstürzenden Zwecke zum Gegenstande hat. Der hochverdiente katholische Erzähler löst seine Aufgabe, wie zu erwarten stand, mit viel Geschick. Schauplatz der gut erfundenen Handlung ist das Dorf Bülhofen, in das sich einige Wühler der „Socialen" als „Wölfe im Schafspelz" einschleichen und die Bauern unter Vorspiegelung der großen Vortheile des Zukunftsstaates für sich gewinnen. Die Früchte, die sich zunächst zeigen, sind Wirthshaussitzen, Raisonniren und Faulenzen. Leider ist der altersschwache Geistliche nicht im Stande, die Wölfe selbst aus seiner Hürde zu vertreiben. Er ruft einen jungen Bauern, der etwas studirt hat, zu Hilfe, und es wird ein Plan berathen, wie den Leuten über

die eigentlichen, geheimen Zwecke der Socialdemokratie die Augen zu öffnen seien oder, wie sich der alte Mathes — eine prächtige Figur — ausdrückt, „der Teufel aus dem Sack" gelockt werden könnte. Der Anschlag gelingt. Einer der Wühler läßt sich dazu verleiten, den Bauern zu offenbaren, was ihnen vorläufig noch geheim gehalten werden sollte; er schildert die religiöse und sittliche Seite des Zukunftsstaates, der keinen Gott, keine Seele, keine Unsterblichkeit mehr dulden will, nachdem es zuerst geheißen hatte, Religion sei Privatsache. Wie aber der Redner an das Kapitel von der freien Liebe kommt, wäre er von den Bauern beinahe zu Tode geprügelt worden. Die Augen sind ihnen gründlich geöffnet, und es darf sich kein Socialdemokrat mehr im Dorfe zeigen. Besondern Werth erhalten die Reden der Socialen dadurch, daß alle sittlichen und religiösen Ungeheuerlichkeiten, die sie vorbringen, mit Citaten aus ihren Zeitschriften u. s. w. belegt sind. Sowohl Inhalt als Preis der kleinen Erzählung machen dieselbe für Massenverbreitung geeignet.

Die Volksbeglücker. Eine Volkserzählung von Athanas Wolf. (Dasbachs Volksbibliothek. 2. Folge, Heft 8—10.) 63 S. 8°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1890. Preis: 30 *Pf.*

Das gleiche Motto: „Hütet euch vor den falschen Propheten" führt und ungefähr den gleichen Zweck, wie die eben besprochene Erzählung „Die Socialen", verfolgt auch diese, Bolanden, „dem großen katholischen Romancier" gewidmete Volkserzählung, nur daß dieselbe mehr auf die Wurzeln der Arbeiterbewegung zurückgeht. Die Logenbrüder rufen als Kampfgehilfen gegen die katholische Kirche den Altkatholicismus herbei, und aus dem religionslosen Arbeitergeschlechte, das so „gebildet" wird, entstehen dann blutige Aufstände, denen die Hauptschuldigen naturgemäß zum Opfer fallen; denn „wer Wind säet, wird Sturm ernten". Daß der Altkatholicismus einer so eingehenden Widerlegung gewürdigt wird, mag sich aus den Verhältnissen Böhmens erklären, wo die Erzählung spielt. Anderswo hat derselbe bereits so gründlich abgehaust, daß er einer ernsten Beachtung nicht mehr werth ist. Es liest sich übrigens „kurzweilig", wie der Fabrikarbeiter Mertens den altkatholischen Bisthumsverweser Knittel mit P. Hammersteins „Edgar" in der Hand gründlich abführt.

Die beiden Schwägerinnen. Roman von Baronin Elisabeth von Grotthuß. 307 S. 8°. Augsburg, B. Schmid, 1890. Preis: *M.* 3.60.

Wer ist der Schuldige? Novelle von derselben Verfasserin. 107 S. 8°. (Dem erstgenannten Roman beigeheftet.)

Baronin von Grotthuß zählt zweifelsohne zu unseren fruchtbarsten Erzählerinnen, und ihre Werke erreichen durchschnittlich das Mittelmaß der gewöhnlichen Unterhaltungslectüre. Auch das vorliegende Bändchen wird von vielen mit Interesse gelesen werden, ohne daß wir deshalb behaupten wollten, man werde es mit voller Befriedigung aus der Hand legen. Baron Adlerstein, das Haupt einer kurländischen lutherischen Familie, versagt seine älteste Tochter Mechtilde einem russischen Fürsten, weil derselbe weder Kurländer noch lutherisch ist; seine zweite Tochter Irmentrude einem Herrn von Hahnau, weil derselbe keine makellose Ahnentafel aufweisen kann, und enterbt seinen einzigen Sohn, weil derselbe gegen seinen Willen eine katholische polnische Gräfin heiratet. Die Ehe des letzteren ist eine unglückliche, da sich die Polin in die Revolution von 1863 verwickelt. Baron Adlerstein muß sich von ihr scheiden lassen, flüchtet sein Töchterchen Hedwig nach Kurland und fällt bald darauf in einem Gefechte gegen die Aufständischen. Hier setzt eigentlich die Erzählung ein, welche den Kampf der „beiden Schwägerinnen" Mechtilde Adlerstein und der Polin Lud-

milla (Irmentrude stirbt bald) um den Besitz der kleinen Hedwig schildert. Die Kurländerinnen unternehmen zum Scheine eine Reise nach Italien, siedeln sich aber mit dem Kinde insgeheim bei Pirna in Sachsen an. Die Polin spürt ihr Kind dennoch auf und hätte es beinahe durch Raub in ihre Gewalt gebracht. Später setzt sie alle Hebel in Bewegung, um ihr Kind, das inzwischen zur Jungfrau heranwuchs, einem polnischen Freier zu erobern; aber auch das mißlingt. Endlich hat die Mutter den Trost, sterbend von ihrem Kinde gepflegt und geliebt zu werden, freilich ohne daß sie es wagen darf, sich demselben als Mutter zu erkennen zu geben. Durch alle diese Ereignisse zieht sich die langsam aufkeimende Liebe zwischen Hedwig und Alfred Trotter, die sich schon als Kinder in Pirna kennen lernen. Nachdem letzterer „Lord" geworden ist, führt er das Kind der Polin endlich zum Altare. Das Ganze ist frisch erzählt; der Stil sollte aber viel besser besorgt sein. Auch muß man manche psychologische Räthsel in den Kauf nehmen. Wie kann z. B. Hedwig von der lutherischen Tante, die freilich ein viel edlerer Charakter ist als die katholische Mutter, zu einer so frommen und guten Katholikin erzogen werden? — Die beigeheftete Novelle: Wer ist der Schuldige? ist eine sogen. Criminalgeschichte. Wir glauben nicht, daß die verehrte Verfasserin für diese Art ein besonderes Geschick hat.

Der kleine Radetzky. Eine österreichische Soldatengeschichte. Für die Jugend erzählt von Karl Rolfus. Mit fünf Bildern. IV u. 96 S. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis: *M.* 1.20; geb. *M.* 1.60.

Beppo, der Lazzaroni-Knabe. Für die Jugend erzählt von Karl Rolfus. Mit vier Bildern. IV u. 128 S. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis: *M.* 1.20; geb. *M.* 1.60.

Zwei Erzählungen für die Jugend, die schon ihrer hübschen Ausstattung wegen gewiß des Beifalls nicht ermangeln werden. Nicht minder empfehlenswerth sind sie durch ihren ernsten sittlichen Gehalt und durch die vielen eingestreuten Belehrungen. Ja, der Verfasser scheint uns in diesem Punkte des Guten beinahe etwas zu viel gethan zu haben; er dürfte schon etwas mehr erzählen und etwas weniger dociren. Die Handlung ist ein wenig dürftig ausgefallen. In der ersten Erzählung wird uns neben der Geschichte des „kleinen" wohl ebenso ausführlich die Geschichte des „großen" Radetzky vorgeführt. Wir möchten dieses Büchlein namentlich für Knaben empfehlen, welche Beruf zum Officiersstande zu haben vermeinen; sie können daraus lernen, daß sie ohne solide Grundsätze und tüchtige Arbeit in der Armee auf kein Vorwärtskommen zu hoffen haben, und daß das Leben in einem Cadettenhause trotz der blanken Uniform nicht immer ein gemüthliches ist. Die eingestreuten Verse, welche sicher nicht die gelungensten Partien bilden, hätten wir gern durch körnige Prosa ersetzt gesehen. — Beppo, der Lazaronikuabe, macht uns mit Neapel, dessen herrlicher Umgebung und manchem schönen oder belehrenden Zuge aus der christlichen und heidnischen Vergangenheit dieser Perle Italiens bekannt. Diese eingestreuten Episoden haben uns besser gefallen als die Geschichte selbst, der es etwas an Neuheit der Erfindung, auch wohl an innerer Wahrscheinlichkeit gebricht. Dafür ist sie aber, und das ist sicher eine Hauptsache, sittlich kerngesund.

Leçons élémentaires de Physique par V. van Tricht S. J. I. tome: XVIII et 308 p.; II. tome: XV et 381 p. 8°. Namur, librairie de Wesmael-Charlier, 1890. Preis: *M.* 5.86.

Ein ganz vortreffliches Buch zur Einführung in die Grundlehren der modernen Physik. Nach Art eines Schulbuches sucht es, gestützt auf die genaue Vorführung

von Erfahrungsthatsachen, den Leser in das Verständniß der besonderen und allgemeinen Gesetze einzuführen, welche die verschiedenen Klassen der Erscheinungen beherrschen. Daran schließt sich dann eine wissenschaftliche Erklärung der Erscheinungen, sowie der Nachweis ihres Zusammenhanges sowohl unter sich als auch mit den obersten, die ganze physikalische Welt beherrschenden Energiegesetzen und mit den letzten Ursachen in und über der geschaffenen Materie. In letzterer Beziehung nimmt das Buch unter allen uns bekannten derartigen Werken eine vortheilhafte Sonderstellung ein, die ihm trotz der elementaren und einfachen Behandlung des Gegenstandes einen hohen wissenschaftlichen und bildenden Werth sichert. Durchweg finden die neuesten Anschauungen und Erklärungsweisen der Physiker einen genauen und klaren Ausdruck; so wird z. B. das absolute „Centimeter-Gramm-Sekundensystem" für alle physikalischen Größen angewandt. In ganz besonderer Weise gefielen uns die Abhandlungen über Elektricität und Magnetismus. Ungeachtet der Schwierigkeit, welche gerade diese Gegenstände wegen ihrer inneren Unklarheit und Verwicklung einer elementär-wissenschaftlichen Erklärung darbieten, hat es der Verfasser meisterhaft verstanden, den Leser gleichsam spielend durch die vielverschlungenen Gänge der Potentialtheorie und der Erklärungsversuche von Maxwell und Secchi hindurchzuführen. — Die Figuren sind sauber und zweckentsprechend ausgeführt, die ganze Ausstattung ist elegant.

Ferienbuch für Seminaristen. Von L. Bacuez, Director am Seminar von St. Sulpice. Autorisirte Uebersetzung nach der neunten französischen Auflage. VIII u. 648 S. 16°. Mainz, Fr. Kirchheim, 1890. Preis: geb. *M.* 3.40.

Ein Ferienbuch — verspricht das nicht durch seinen Titel, eine Unterhaltungslectüre zur Abspannung des Geistes zu bieten und die Zeit zur Erholung ausnützen zu lehren? Vorliegende Schrift ist ernsterer Art. Sie leitet an zur Unterhaltung mit Gott und lehrt, in der Zeit der Erholung und des freiern Verkehrs mit der Welt den innern Geist der Frömmigkeit nicht auszugießen und nicht durch Weltsinn zu ersticken. Hauptsächlich sind es Belehrungen über ein dem Priestercandidaten geziemendes Leben der Frömmigkeit und Sammlung, welche in Form von Betrachtung und Gewissenserforschung geboten werden; diesen schließen sich einige Winke fürs Studium und eine Auswahl von Gebeten an. Das Büchlein zeigt überall den Geistesmann und den erfahrenen Seelenführer. Vielleicht sollte, um der Uebertreibung vorzubeugen, der eine oder andere Ausdruck eine kleine Abänderung erfahren. Z. B. der Ausdruck S. 74, daß man das Bußsacrament „profanire, wenn man nicht eine aufrichtige, übernatürliche und vollständige Reue über alle Sünden mitbringt, die man bekennt", ist bei der Unterstellung von nur läßlichen Sünden ohne Zweifel zu scharf. Die Uebersetzung ist fließend und läßt kaum eine Uebertragung aus fremder Sprache erkennen. Inhaltlich aber ist mit dem Titel eigentlich zu wenig gesagt. Der Form nach wendet das Buch sich freilich an Seminaristen; der Sache nach ist es jedoch den Priestern in ihrem ganzen spätern Leben nicht weniger zu empfehlen, als den Priestercandidaten. Die beständige Berührung mit der Welt, die vielen Geschäfte und Sorgen, in welche ihr Amt sie verwickelt, machen stete Wachsamkeit auf sich selbst bei ihnen in erhöhtem Grade nöthig. Durch fleißige Benutzung obiger Schrift wird es ihnen wesentlich erleichtert, den Erstlingseifer des Priesterthums zu bewahren und zu befestigen.

Theologia moralis per modum conferentiarum, auctore clarissimo P. Benjamin Elbel O. S. Fr. Novis curis edidit P. F. Irenaeus Bierbaum O. S. Fr., provinciae Saxoniae S. crucis Lector jubilatus. Cum approbatione Superiorum. Paderbornae, ex typographia Bonifaciana, MDCCCXCI. Volum. I. Pars I: De actibus humanis, conscientia, legibus atque peccatis. p. XIV et 254; Pars II: De fide, spe, charitate et religione. p. 255—512. Preis: à *M.* 2.25.

Die moraltheologischen Conferenzen des P. Benj. Elbel O. S. Fr. wird jeder, der sich mit der Literatur der betreffenden Wissenschaft etwas bekannt gemacht hat, den gründlichsten und empfehlenswerthesten Werken beizählen müssen. Die Doctrin ist durchweg eine zuverlässige, die Entscheidungen werden mit großer Bedächtigkeit und Mäßigung getroffen, die Form ist leichtverständlich und unmittelbar der Praxis angepaßt. So oft nach Elbels Zeit Sammlungen von Gewissensfällen veröffentlicht wurden, wird dies kaum je geschehen sein, ohne daß obiges Werk als eine der Fundgruben diente. In seiner neuen Gestalt wird es daher gewiß für zahlreiche Seelsorger ein lieber Berather werden, denen es bis jetzt unzugänglich war. Sachlich ist das Werk dasselbe geblieben, wie es ursprünglich verfaßt ward; nur die durch neue autoritative Entscheidungen oder kirchliche Gesetze hinfällig gewordenen Lösungen sind abgeändert. Dafür muß man dem neuen Herausgeber Dank wissen. Die Ausstattung seitens des Verlags ist eine recht gute und gefällige. Gott gebe, daß der Satz rüstig voranschreite und in Bälde das ganze Werk seinen Abschluß erreiche.

Der apostolische Seelsorger, oder: Der Seelsorger, wie er sein und wirken soll. Von Dr. W. Cramer, Weihbischof. Zweite, vermehrte Auflage. Reinertrag für den Bonifatius-Verein. Mit kirchlicher Genehmigung. XVI u. 400 S. 8⁰. Dülmen, Laumann (Fr. Schnell), 1890. Preis: *M.* 3.

Viel zu verbessern fand sich für eine zweite Auflage nicht vor; das Wenige aber, was verbessert ist, und die neuen Zusätze berechtigen und verpflichten uns, um so mehr die Empfehlung zu erneuern, welche in dieser Zeitschrift Bd. XXXVIII, S. 233 ff. der ersten Auflage zu theil wurde, und bei welcher wir uns in Einklang gefunden haben mit den so zahlreichen und warmen Lobsprüchen, die in anderen Blättern und Zeitschriften dem Werke wohlverdientermaßen gespendet sind.

Das heilige Meßopfer und der Priester. Von L. Bacuez, Director am Seminar von St. Sulpice. Autorisirte Uebersetzung. Mit einem Bild in Lichtdruck. XVI u. 400 S. 8⁰. Mainz, Kirchheim, 1890. Preis: *M.* 3.50.

Dem Priester ist es ein rechtes Bedürfniß, sich immer wieder aufzufrischen und anzuregen für eine würdige und andächtige Feier der heiligen Messe. Ein Buch, welches mit gediegener Wissenschaft zugleich ascetische Salbung verbindet, wird ihm daher stets willkommen sein als eine kräftige Beihilfe zur Bewahrung und Mehrung des Eifers in jener Handlung, die mehr als alle übrigen priesterliche Function genannt werden muß. Vorliegendes Werk darf mit Recht als ein solches Buch bezeichnet werden. Wie es einem Durchdrungensein von der Größe und Erhabenheit der hochheiligsten Geheimnisse entflammt, so läßt es auch wiederum den Leser von der unfaßlichen Größe jenes Brennpunktes aller liturgischen Feier und von hoher Ehrfurcht gegen ihn durchdrungen werden. Wenn man auch dem Deutschen die Uebersetzung

mehrmals anmerkt, so ist dieses doch kaum in störender Weise der Fall. Nur an zwei Stellen sind wir versucht, zu glauben, daß die Uebersetzung den Sinn des französischen Textes nicht richtig wiedergegeben hat; es ist uns nämlich zu schwer, anzunehmen, der gelehrte französische Verfasser habe für den Priester, der das Unglück hätte, schwer zu sündigen, sich mit einer „Reue" begnügt, ohne der Beicht zu erwähnen, und er sehe die Erfordernisse für einen giltigen Empfang der Weihen als etwas so leicht durch den Empfänger Zerstörbares an, daß darauf besonders aufmerksam gemacht werden müßte, wie man nach der deutschen Uebersetzung S. 115 und S. 121 schließen sollte.

Praktische Anleitung zum würdigen Empfange der heiligen Communion. Von Augustin Aigner, Priester der Gesellschaft Jesu. Dritte, unveränderte Auflage. Mit Genehmigung der Obern. 80 S. 16°. Innsbruck, Fel. Rauch, 1890. Preis: 20 *Pf.*

Das Büchlein geht von dem richtigen Gedanken aus, daß Vorbereitung und Danksagung bei der heiligen Communion, besonders bei denen, die öfter die heiligen Sacramente empfangen, besser durch selbsteigenes inneres Gebet gefördert werden, als durch bloße Benutzung eines Gebetbuches; daß aber zur fruchtbaren Ausnutzung jener so gnadenreichen Zeit der heiligen Communion eine feste Art und Weise zur Hand sein muß, damit man es nicht dem Zufall oder der Laune überlasse, wie man sich mit dem sacramentalen Heiland unterhalte, wenn nicht etwa eine fühlbar anregende Gnade über alles hinaushilft. Die paar Blätter, welche jener Anleitung gewidmet sind, enthalten eine solche Fülle von Stoff, und zwar einen so leicht brauchbaren Stoff, daß es gewiß niemanden gereuen wird, das Schriftchen bedächtig durchgelesen zu haben. Wer dies gethan hat, wird's schwerlich beim einmaligen Durchlesen bewenden lassen.

Beichtbüchlein. Vollständiger Leitfaden für den Beichtunterricht und die Beichte der Kinder. Für Katecheten, Eltern und Kinder bearbeitet von Fr. Dom. Kreienbühl, Seelsorgspriester. Mit Druckbewilligung des hochwürdigsten Bischofs von Chur. 48 S. 16°. Einsiedeln und Waldshut, Benziger & Cie., 1890. Preis: 35 *Pf.*

Ein gutes Beichtbüchlein für Kinder ist anscheinend eine mühelose, in der That eine recht mühevolle Sache, dabei aber auch sehr nothwendig und höchst nutzbringend. Wie das Kind gewöhnt wird, so beichtet der Erwachsene. Und doch ist eine gute Weise zu beichten von unberechenbarem Einfluß auf das ganze Leben, leicht entscheidend für die ganze Ewigkeit. Vorliegendes Büchlein bringt die Erfordernisse einer guten Beicht dem kindlichen Verständniß recht nahe; fleißiges Benutzen und Einprägen der gegebenen Regeln und Winke wird durchgehends die Beichten auch der Folgezeit sicherstellen.

Leitsterne für die männliche Jugend und strebsame Männer. Von Franz Xaver Wetzel. 278 S. 8°. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler (Michael Seitz), 1890. Preis: *M.* 2.40.

Ausbildung der natürlichen Fähigkeiten und Talente, Ringen nach einer denselben entsprechenden Lebensstellung, Theilnahme an allen wirklichen Fortschritten der Menschheit auf materiellem und geistigem Gebiet, das sind Ziele, welche einen Jüngling schon weit über das Niveau eines trägen, niedriggesinnten Genußmenschen erheben. Mißverstanden und bloß auf das Diesseits bezogen, können sie allerdings

zu ehrgeizigem Streberthum und ewig unbefriedigten Träumen führen und den Enttäuschten dann revolutionären Gesinnungen in die Arme treiben; richtig aufgefaßt aber und auf die übernatürliche Bestimmung des Menschen gerichtet, können jene natürlichen Strebekräfte nicht wenig beitragen, auch das religiöse Leben zu fördern und damit das wahre Glück eines Jünglings und eines Mannes zu begründen Das ist der Gesichtspunkt, unter welchem der Verfasser der vorliegenden Schrift manche der beliebtesten Schlagworte der modernen Welt, Fortschritt, Arbeit, Bildung, Emporkommen, Belesenheit in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Alles, womit der verdorbene Zeitgeist die Jugend auf schiefe Bahn zu lenken sucht, ist er bestrebt, in richtigem Sinne zu deuten, zu begrenzen und dadurch zum Guten hinzuwenden. So belebt er den echten Familiengeist, diese natürlichste und tiefste Wurzel aller heilsamen Ueberlieferungen, so erklärt er in tiefchristlichem Sinn das Gesetz der Arbeit, den Nutzen einer von edlen Motiven geleiteten Sparsamkeit, die Harmonie, die zwischen einem wahrhaft praktischen Sinn und einem gewissenhaften Handeln bestehen kann, die Hoheit der christlichen Ideale, den Muth, die Ausdauer, die Charaktergröße eines wirklich christlichen Mannes, die Bedeutung einer durch religiöse Grundsätze geheiligten Freundschaft, die Frucht einer wohlgeregelten Lectüre, den Zusammenhang echt christlicher Religiosität und Bildung. Ein reicher Schatz von Belesenheit ermöglicht es dem Verfasser, Autoritäten der verschiedensten Art und aus den verschiedensten Wissenszweigen für seine Ausführungen anzubringen. Vielleicht gönnt er sich selbst darob nicht genug das Wort; doch kann das fließend, interessant geschriebene Büchlein nicht verfehlen, höchst anregend und gewinnend auf jugendliche Gemüther einzuwirken und sie aus dem Gewoge irriger Tagesmeinungen auf den richtigen Weg zu bringen, auf dem man allein hienieden und drüben wahrhaft sein Glück machen kann. Es bietet wirkliche „Leitsterne“ für solche, denen eine tiefere christliche Bildung nie zu theil geworden oder denen sie durch unheilvolle Einflüsse abhanden gekommen. Sie führen den „Strebsamen“ zu Gott hin und zur Ueberzeugung, daß ohne Gottes Segen weder für den Einzelnen noch für die menschliche Gesellschaft irgend welches Heil zu erwarten ist. Und hier liegt ja gerade der wunde Punkt der modernen Welt, daß sie ohne Gott fertig zu werden vermeint.

Wegweiser für die christliche Jugend. Ermahnungen eines Seelsorgers an die heranwachsende Jugend seiner Pfarre, von J. Deutz, Pfarrer und Dechant in Kirchrath. Mit bischöflicher Approbation. 214 S. 16⁰. Donauwörth, L. Auer, 1890. Preis: geb. *M.* 1.

Der hochw. Herr Verfasser läßt jetzt seinen bereits in zweiter Auflage erscheinenden Mahnungen an die christlichen Eltern (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXVI. S. 264) ein ähnliches Büchlein für die Jugend folgen, auf das wir hiermit die Aufmerksamkeit aller lenken möchten, die sich mit der Erziehung beschäftigen. Der Verfasser denkt sich als sein Publikum die Jugend beiderlei Geschlechts, wie sie eben den wichtigen, ja oft verhängnißvollen Schritt aus dem christlichen Unterricht und der Schule in das Leben thut, in die Werkstatt oder Fabrik, in die größere Freiheit des Elternhauses oder gar der Fremde. Dieser Jugend möchte er einen Wegweiser durch das Lebenswirrsal mitgeben, einen Führer, der sie befähigt, vom Leben zu lernen ohne Sünde und Schaden. Darum stellt er in kurzer, oft der Heiligen Schrift oder den heiligen Vätern entliehener, immer aber edel volksthümlicher, liebevoll beredter Sprache noch einmal kurz die Hauptpunkte zusammen, die er im christlichen Unterricht und sonst ihr so oft ans Herz gelegt hat. Diene Gott! und diene Gott in der

Jugend! Fliehe die Sünde und alles, was zur Sünde führt! Wache, bete! Das sind die Hauptmotive des Büchleins, das nun die einzelnen Gebote Gottes und der Kirche mit besonderer Rücksicht auf die Jugend durchgeht, bald belehrend, bald mahnend, immer väterlich auf die Gefahren hinweist und die Mittel an die Hand gibt, ihnen zu entgehen. Eine besondere Aufmerksamkeit ist mit Recht der Angelegenheit der Berufswahl geschenkt und ein eigenes Kapitel über den jungfräulichen Stand beigefügt. Die Dinge, welche der erfahrene Seelenhirte sagt, und die Art, wie er sie sagt, lassen uns die weiteste Verbreitung des Büchleins wünschen, und mancher Pfarrer wird dasselbe gern seinen Pflegebefohlenen als Andenken und Talisman mit ins Leben geben.

Der Rosenkranz, eine Fundgrube für Prediger und Katecheten, ein Erbauungsbuch für katholische Christen. Von Dr. Ph. Hammer. I. Band. XX u. 446 S. 8°. Paderborn, Bonifatius-Druckerei, 1890. Preis: *M.* 3.50.

Das Buch ist wirklich, was es sein will: eine Fundgrube und ein Erbauungsbuch. Auf jeder Seite bietet der hochwürdige Verfasser dem Prediger kostbare Lesefrüchte der verschiedensten Art. Stellen aus bekannten und unbekannten Dichtern wechseln mit ernsten Betrachtungen und Sprüchen; trefflich gewählte Bilder aus der Kirchen- und Profangeschichte umsäumen und verzieren den bunten Teppich eigener Betrachtungen. Des Christen Waffenrüstung, ein Himmelsschlüssel, eine Quelle der Gnade u. s. w. sind die Ueberschriften der ersten Kapitel, die den heiligen Rosenkranz unter ebenso vielen Gesichtspunkten vorführen. Dann folgen drei Abtheilungen über: das Kreuz am Rosenkranze, das Credo und die Doxologie. Dem Vaterunser sind ganze 300 Seiten gewidmet, welche für Predigten über das Gebet des Herrn viel Neues und Interessantes bieten; das Ave Maria und die 15 Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes kommen in diesem Bande noch nicht zur Behandlung. Wohlthuend und erquickend wirkt überall des hochwürdigen Verfassers Begeisterung für seine Arbeit. Der Wechsel, die Frische und das Leben der Darstellung lassen gewiß bei niemand, der es nicht anderswoher weiß, den Gedanken aufkommen, daß hier ein Greis die Blumenlese seines langen Lebens Maria zu Füßen legt.

Miscellen.

Der Sittlichkeitsgehalt in Brehms „Vorträgen". Schon wiederholt ist in katholischen Tagesblättern und Zeitschriften (vgl. auch diese Zeitschrift Bd. XXXVI. S. 490 ff.) hingewiesen worden auf die sittlichkeitsgefährliche Tendenz, die durch die Vermenschlichung der thierischen Lebensverhältnisse in „Brehms Thierleben" liegt. Seit einigen Monaten wird nun als „Ergänzung zu Brehms Thierleben" eine Reihe von populären Vorträgen desselben Verfassers unter dem Titel: „Vom Nordpol zum Aequator"

herausgegeben. Da wenigstens einige dieser Vorträge auf die sittlichen Anschauungen, besonders der Jugend, eine verderbliche Wirkung hervorbringen müssen, sei hiermit vor denselben gewarnt.

Wie sehr diese Warnung am Platze ist, zeigt besonders der Vortrag „Liebe und Ehe der Vögel" (5. Lief. S. 198—219). Hier behandelt Brehm sein bekanntes Thema mit herausfordernder Dreistigkeit. Es ist, als ob er sein moralisches Credo in diesem Vortrage habe niederlegen wollen. Auch an Ausfällen gegen die Gegner seiner Ansicht, namentlich gegen Altum und dessen verdientes Werk: „Der Vogel und sein Leben", läßt er es hier nicht fehlen. Er geht so weit, zu behaupten, wer den Thieren den Verstand abspreche, „rufe Sorge wach um den eigenen Verstand". Doch sehen wir an einigen Proben, wie Brehm in diesem Vortrage sein eigentliches Thema behandelt.

„Keine Macht ist so gewaltig, daß sie dieses Gesetz aufheben könnte, kein Gebot so bestimmend, daß es dasselbe zu beeinflussen vermöchte. Unaufhaltsam beseitigt es jedes Hemmniß, und siegreich ringt es zum Ziele." — Wenn diese Worte bloß vom Fortpflanzungstriebe der Thiere redeten, so wären sie richtig. Da sie aber ausdrücklich auch bezüglich des Menschen ihre Geltung haben sollen, so sind sie falsch und unmoralisch im höchsten Grade. Wenn das sechste Gebot des Dekalogs die niederen Triebe des Menschen nicht zu regeln vermöchte, so wäre dasselbe ja offenbar überflüssig. Und nach Brehm ist dies allerdings der Fall; ja er hält das Gebot für thöricht. Hören wir seine weitere Auseinandersetzung. „Liebe nennen wir die allmächtige Gewalt, durch welche dieses Gesetz regiert, wenn wir von ihrem Einflusse auf Menschen sprechen; als Trieb bezeichnen wir sie, wenn wir von ihrer Wirkung auf Thiere reden. Ein Spiel mit Worten ist es, welches wir treiben, nichts anderes; es sei denn, daß wir beabsichtigen, ersterem Worte ausdrücklich die Bedeutung beizulegen, daß jeder Naturtrieb im Menschen durch diesen selbst veredelt, versittlicht werden soll. Fällt diese Voraussetzung, so wird es schwer, zwischen der einen und dem anderen zu unterscheiden. Mensch und Thier sind demselben Gesetze unterthan; aber das Thier unterwirft sich ihm gehorsamer, als jener. Es erwägt nicht, bedenkt nicht, sondern gibt sich widerstandslos seinem Einflusse hin, während der Mensch nicht selten wähnt, demselben sich entziehen zu können." Er „wähnt" es!! Und in diesem „Wahne" kämpft er gegen das Naturgesetz. Es soll also kein Vorzug des Menschen sein, daß er erwägen und bedenken kann, um durch Vernunft und freien Willen seine sinnlichen Triebe zu regeln? Nach Brehm handelt das Thier, welches sich ohne zu erwägen oder zu bedenken dem Einflusse der letzteren widerstandslos hingibt, gehorsamer gegen das Naturgesetz, also besser. Schrankenlose Hingebung an die thierischen Lüste ist somit das ethische Ideal, das hier zur Nachahmung vorgestellt wird. Wer das christliche Ideal der Selbstbeherrschung diesem Brehm'schen Ideale des Fleischdienstes vorzieht, handelt in einem thörichten Wahne! Wir haben diese Consequenzen hier nur theoretisch ausgesprochen, um sie in ihrer ganzen Unwürdigkeit zu zeigen. Dagegen werden vielleicht gar manche, die Brehms Werke lesen, in jugendlichem Leichtsinne das Gift in sich aufnehmen und zur praktischen Ausführung jener unmoralischen Grundsätze verführt werden!

Die Brehm'schen Ansichten über „Liebe und Ehe" in der Thierwelt sind schon an sich betrachtet unhaltbar, eine thörichte Vermenschlichung des Thieres. Wenn der Mensch nur ein sinnliches Leben hätte wie das Thier, dann wäre allerdings die Stimme der sinnlichen Triebe das höchste, ja das einzige Gebot, dem er bei seinen Handlungen zu folgen hätte. Aber gerade in dem von Brehm selbst erwähnten Umstande, daß der Mensch gegenüber seinen sinnlichen Trieben erwägen und bedenken kann, daß er denselben zu widerstehen vermag, während das Thier ohne Erwägung und ohne Bedenken sich ihnen hingibt — gerade darin liegt der Beweis, daß der Mensch anders handeln *kann* als das Thier, daß es in ihm noch *höhere Fähigkeiten* gibt als die sinnlichen Vorstellungen und Triebe, kurz, daß der Mensch *Vernunft und Freiheit* hat, die dem Thiere fehlen. Die sittliche Würde des Menschen besteht darin, daß er durch Vernunft und freien Willen über die niederen Triebe herrsche; nur so zeigt er sich als Mensch. Wer unter naturwissenschaftlichem Deckmantel diesen Unterschied zwischen Mensch und Thier zu beseitigen sucht, ist nicht ein Beförderer der Humanität und Bildung, sondern ein Beförderer der Verthierung. Ob man dabei dem Menschen Vernunft und freien Willen abspricht oder ob man dieselben zugleich auch dem Thiere beilegen möchte, läuft auf das Gleiche hinaus. Letzteres thut Brehm. Trotz der Anerkennung der Thatsache, daß der Mensch seinen sinnlichen Trieben gegenüber sich anders verhalten könne als das Thier, will er von einem wesentlichen Unterschiede zwischen Mensch und Thier nichts wissen. Wer dem Thiere Vernunft und Freiheit abspricht, so vermeint er, der „drückt das Thier zu einem Aftergebilde seiner hohlen Eitelkeit herab". Solche Brehm'sche Phrasen können offenbar nicht die Stelle der vergeblich gesuchten Beweise vertreten; sie thun höchstens dies Eine dar, daß Brehm die Entwürdigung, die in der wesentlichen Gleichstellung von Mensch und Thier liegt, vergeblich zu vertuschen sucht.

Schließlich noch eine Bemerkung über die neueste, gegenwärtig erscheinende „gänzlich umgearbeitete" Auflage von „Brehms Thierleben". Obwohl in derselben die meisten gotteslästerlichen und gehässigen Aeußerungen gegen die christliche Religion und deren Geheimnisse gestrichen sind, so ist sie doch nicht einmal in dieser Beziehung hinreichend gesäubert; die Brehm'sche Tendenz, das Thier zu vermenschlichen, und die freche Schilderung des Fortpflanzungstriebes als „allmächtige Liebe" sind aber fast ganz ungeschmälert in die neue Auflage übergegangen. Darum keine Täuschung!

Eine exegetische Entdeckung. Wohin es führt, wenn die heiligen Bücher, welche die Grundlagen unserer Religion enthalten, ohne Schranke dem Grübeln und Brüten einer theologisch, meist auch überhaupt wissenschaftlich ungeschulten Laienwelt überlassen bleiben, damit jeder nach dem Grade eigener Erkenntniß daraus die Wahrheit schöpfe, zeigt recht drastisch ein neues Exempelchen aus dem gelobten Lande der Secten, aus dem freien Norden Amerika's. Im Laufe dieses Jahres veröffentlichte daselbst ein Mr. Samuel O'Turdell ein exegetisches Werk über einige Kapitel des Buches Job, ein Werk von 362 Seiten gr. 8°, unter dem Titel: „A wonderful discovery in

the book of Job“ (Eine merkwürdige Entdeckung im Buche Job). Dem Buche beigedruckt ist ein sehr anerkennendes Urtheil des Rabbiners Benjamin Szold in Baltimore über den Werth von Turdells directer Uebersetzung aus dem Hebräischen. Bis auf den heutigen Tag haben die räthselhaften Ungeheuer im 40. und 41. Kapitel des Buches Job, der Behemoth und der Leviathan, an welchen Gott den Dulder die Größe seiner Macht und Weisheit anstaunen läßt, Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten verursacht. Im Behemoth sahen die einen den Elephanten, die anderen den Büffel, während man jetzt geneigt ist, das Flußpferd darin zu erblicken. Der Leviathan galt früher für eines der Meerungeheuer, für den Walfisch oder ein anderes Ungethüm der See; heute neigt man sich dazu, in ihm das Krokodil zu erkennen. Allein einen ganz neuen und zweifellosen Aufschluß über diese Arten von Ungethüm bietet jetzt Turdells Buch. Er sieht darin eine Prophetie, eine Beschreibung der — Dampfmaschine und der Eisenbahn, und das in heiligem Ernste. Er verfolgt dies bis in die kleinsten Einzelheiten; die verschiedenen Stücke der Dampfmaschine werden einzeln im Texte nachgewiesen. Natürlich bedarf es dazu oft einer ganz neuen und eigenartigen Uebersetzung des hebräischen Textes, aber damit hat es bei Mr. Turdell keine Schwierigkeit. Ein paar Beispiele mögen das beweisen.

K. 40, 10. „Siehe da, einer mit großer Hitze . . . er wird Futter verschlingen, wie das Vieh thut“ (eine unverkennbar deutliche Beschreibung der Dampfmaschine). V. 12. „Er strecket seinen Schwanz wie eine Ceder“ (offenbar der Kamin). V. 13. „Seine Knochen sind wie Röhren von Erz, sein Knorpelwerk wie Eisenblech“ (anschauliches Bild des modernen Maschinenbaues). V. 16. „Er wird ruhen unter einem Schirmdach und zwischen einer Bedeckung von Fasern, Rohr und Lehm“ (die nicht-wärmeleitende Umhüllung von Dampfkessel und Dampfröhren). V. 18. „Siehe, er schluckt in sich einen Fluß und staunt nicht darob . . . Ströme wird er in sich sammeln vermittelst Klappen und eines löcherdurchbohrten Trichters“ (Saugröhre und Klappen, wodurch Wasserzufluß). V. 21. „Du wirst einen Ring in seine Nase legen und mit einem Haken seine Backen durchbohren“ (Construction des Kolbens). K. 41, 6. 7. „Seine Kraft beruht auf gegossenen Schildern, geschlossen dicht mit einem Siegel“ (der Löthung). In K. 40, 20 sieht er eine Beschreibung der Aneinanderhängung von Eisenbahnwaggons. Die größte Leistung aber ist V. 25, der übersetzt wird: „Gesellschaften werden an ihm (der Dampfmaschine) sich erfreuen und mit Speculanten (Gewinnsüchtigen) in ihn sich theilen.“

Man könnte geneigt sein, das Ganze für amerikanischen „Humbug“ zu halten und für eine Speculation auf die Anziehungskraft des Barocken; allein die Sache ist völlig ernst gemeint und wird auch von wissenschaftlichen amerikanischen Zeitschriften als ernst gemeint aufgefaßt.

Ein socialpolitisches Programm.

Schon vor vielen Jahren schrieb die Civiltà cattolica (Jahrg. 1865 VI, II. S. 716): „Die revolutionäre Staatstheorie anerkennt in der Gesellschaft nicht einen lebendigen, aus Vereinigungen gegliederten Organismus, deren jede ihre eigene Bewegung, ihre eigenen Gesetze besitzt, welche ihr nicht genommen werden dürfen, sondern sie faßt dieselbe als einen leblosen Mechanismus auf mit Hebeln und Rädern, die den Anstoß zu ihrer Bewegung von außen empfangen müssen, von der Thätigkeit des jeweiligen Staatslenkers. Für die Revolution ist der Staat alles, er verschlingt in sich die Persönlichkeit aller einzelnen Bürger." Die folgerichtige Durchführung dieser Idee ist in wirthschaftlicher Hinsicht, wenn der Staat mächtig ist, der vollkommene Staatssocialismus; wenn er ohnmächtig ist, der ungebundenste Individualismus und eine gänzliche Zerbröckelung der Gesellschaft, persönliche Freiheit dem Namen nach, in der That die drückendste Sklaverei für den weitaus größern Theil der Menschen.

Diese letzten Ausläufer der verkehrten Auffassung von Staat und staatlicher Gewalt sind bei den Katholiken und bei jedem ehrlich denkenden Socialpolitiker aus sich schon gerichtet. Allein zwischen den beiden grundfalschen Auffassungen von dem Staate und seiner Befugniß bewegen sich die Ideen gar mancher auch gutgesinnter katholischer Männer wie in Pendelschwingungen bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin. Es ist fast zu verwundern, daß in Deutschland eine theoretische Verschiedenheit der Meinungen wenig zum Ausdruck gekommen ist; die großen praktischen Fragen und die Nothwendigkeit einheitlicher Lösung ist wohl nicht die unwesentlichste Ursache, die ein Auftauchen theoretischer Gegensätze verhinderte.

In Frankreich, wo die Einigung der Katholiken bezüglich der tief einschneidenden politischen und religiösen Fragen auf praktischem Gebiete leider nicht so erstarkt ist, konnte auch die theoretische Meinungsverschiedenheit über Staat und staatliche Gewalt in wirthschaftlicher Hinsicht weit stärker hervortreten.

In dieser Meinungsverschiedenheit und in dieser geistigen Fehde hat jetzt einer der Hauptführer der Katholiken eine eingehende Erklärung erlassen, deren Hauptinhalt auch für die Leser dieser Zeitschrift nicht ohne Interesse sein dürfte. Es ist ein förmliches socialpolitisches Programm, welches der hochverdiente Graf de Mun in der Januarnummer der Zeitschrift L'Association catholique entwickelt. Wir können dasselbe mit um so größerer Genugthuung dem Wesen nach mittheilen, weil es dieselben Ideen enthält, welche auch in dieser Zeitschrift bei verschiedenen Anlässen verfochten wurden.

Zuerst hebt der angesehene Verfasser diejenigen Punkte hervor, in welchen, wie er sagt, alle katholischen Männer, wenn sie auch sonst verschiedener Richtung sind, übereinstimmen, sobald die Frage socialpolitischer Gesetzgebung zur Verhandlung kommt.

1. Uebereinstimmend weisen die katholischen Socialpolitiker jeglicher Schattirung die Theorie des Gewährenlassens zurück, als ob die wirthschaftlichen Schäden nur von den einzelnen Individuen überwunden werden müßten. Dem entgegen nehmen nämlich alle Katholiken an, daß die öffentliche Gewalt ein Schutzrecht besitze und wenn nöthig auch aus wirthschaftlichen Gründen der natürlichen Vertragsfreiheit gewisse Schranken auferlegen könne.

2. Uebereinstimmung herrscht auch bezüglich des Endziels, welches sie bei der Lösung der socialen Fragen im Auge haben: sie lassen nie außer Acht, daß bei allen irdischen Fragen die Lösung in einer Weise geschehen muß, in welcher sie dem letzten, übernatürlichen Ziele dienen kann, und die persönliche Würde des Einzelmenschen schützen sie so, daß sie ein Aufgehen derselben in die Gesammtheit für einen der schwersten Mißgriffe halten. Wie sehr sie in einigen Einzelpunkten Forderungen der Socialdemokraten für begründet halten mögen, so entschieden stehen sie denselben in ihren Grundideen und Zielbestrebungen entgegen.

3. Grundsätzlich wird die Möglichkeit staatlichen Eingreifens in all die verschiedenen socialwirthschaftlichen Verhältnisse zugestanden, mag es sich um Arbeitsordnung, um die Eigenthumsfrage, um Credit u. s. w. handeln. Bei allen diesen Fragen und ihrer praktischen Lösung gilt es, dem göttlichen Recht und dem natürlichen Sittengesetz Achtung zu verschaffen, ohne die menschliche Freiheit mehr als erforderlich zu beschränken, das Privatinteresse möglichst zu wahren, es aber doch der Aufrechthaltung des Gemeinwohls unterzuordnen.

Also diese großen principiellen Punkte werden von allen wahrhaft katholischen Socialpolitikern einmüthig angenommen. Allein wo es sich

um die Anwendung auf Einzelfragen und um die Art und Weise der Anwendung handelt, da tritt Meinungsverschiedenheit zu Tage. Es geschah dies bis jetzt speciell in der Arbeiterfrage, oder um genauer zu reden, in der Frage über Arbeit und Industrie. Zunächst zeigt es sich bei der Einzelfrage über die Beschränkung der Arbeitsdauer, daß die Katholiken Frankreichs sich in zwei große Parteien spalten: die einen schreiben staatliches Einschreiten auf ihre Fahne, die andern Nicht-Einmischung von staatlicher Seite. Doch genauer betrachtet, beschränken die letztern die Forderung des Nicht-Eingreifens auf die erwachsenen selbständigen Arbeiter. Alle geben zu, daß betreffs der jugendlichen Arbeiter und der des schwachen Geschlechts bestimmte Gesetzesnormen am Platze seien, um eine ungerechtfertigte Ausbeutung der Kräfte der Schwächern zu verbieten und wirksam zu verhindern: für diese wollen alle gesetzliche Kürzung der Arbeitsdauer, Abschaffung oder Verkürzung der Nachtarbeit, Verbot der sonntäglichen Arbeit. Sobald aber dieselben Forderungen verallgemeinert und auf alle, auch die großjährigen Arbeiter und Familienväter angewendet werden, welche ihre Persönlichkeit und ihre Arbeitskraft selbständig in die Fabrik tragen: da schrickt ein großer Theil der katholischen Socialpolitiker zurück und verurtheilt ein gesetzliches Eingreifen in den Arbeitsvertrag nach dieser Seite hin als einen Uebergriff in die persönliche Freiheit.

Graf de Mun hat nun, nach unserer Meinung, hier eine durchaus günstige Stellung, um der Gegenpartei zu antworten. Wenn grundsätzlich einmal zugegeben wird, daß der Arbeitsvertrag und insbesondere die Punkte der Sonntagsruhe und der Einschränkung übermäßiger Dauer, soweit der öffentliche Fabrikbetrieb in Betracht kommt, ein dem obrigkeitlichen und gesetzlichen Eingreifen nicht verschlossenes Gebiet sind: dann kann auch der Einschluß der selbständigen freien Arbeiter in derartige gesetzliche Anordnungen nicht mehr im Princip für immer und überall abgewiesen werden, sondern es kann nur die Frage sein, ob die thatsächlichen Verhältnisse und die praktische Klugheit jenen Einschluß erlauben oder gar fordern. Ja, wollte man vollen Ernstes jedes Eingreifen der öffentlichen Gewalt so lange für grundsätzlich unzulässig erklären, bis nicht eine klare Rechtsverletzung gegen Arbeiter oder Arbeitgeber schon nachgewiesen wäre, dann müßte man folgerichtig auch die sogenannten Schutzgesetze zu Gunsten der jugendlichen Arbeiter und der Arbeiterinnen auf den Fall nachgewiesener Rechtsverletzung beschränken und so lange das Loos jener unselbständigen Arbeiterwelt dem schwachen Schutz der Familienväter überlassen. Daß diesen in erster Linie ein Schutzrecht und eine Schutzpflicht gegen übermäßige

Belastung der Familienglieder zukommt, kann ja nicht geläugnet werden. Allein wenn eben sie zu schwach sind, um die ihnen untergebenen Glieder der Familie gegen unzukömmliche Ueberbürdung zu schützen, so sind sie auch zu schwach, sich selbst in dieser Hinsicht zu schützen; ihre Selbständigkeit und Freiheit besteht dem Namen nach, aber in der That ist bei ihnen nur zu oft eine bittere Zwangslage vorhanden, und zwar eine Zwangslage, welche das Gemeinwohl und die öffentliche Sittlichkeit in Mitleidenschaft zieht. Die wahren Interessen einer großen Klasse der menschlichen Gesellschaft und das Gesammtwohl der Gesellschaft können in Frage kommen und bedroht sein, bevor nachweislich ein klares Recht verletzt ist. Daß aber in unsern heutigen Arbeiterverhältnissen auch schon klare Rechte der Arbeiter verletzt werden, steht z. B. betreffs der Sonntagsarbeit jedenfalls außer Frage.

Mit Fug und Recht kann daher Graf de Mun für sich und für die Stellung, welche er bei der Frage über Arbeiterlage und Einmischung der öffentlichen Gewalt einnimmt, auf die Worte Leo's XIII. an die französischen Pilger verweisen: „Das Eingreifen und die Thätigkeit der öffentlichen Gewalten sind nicht von unbedingter Nothwendigkeit, wenn in den Verhältnissen der Arbeiter und des Industriebetriebes nichts sich vorfindet, was gegen die Sittlichkeit, die Gerechtigkeit, die menschliche Würde und ein geordnetes Familienleben des Arbeiters verstößt. Ist aber irgend eines dieser Güter bedroht oder verletzt, dann ist das passende und maßvolle Eingreifen der öffentlichen Gewalten eine wahre sociale Wohlthat, da es ihnen zusteht, die wahren Interessen der ihnen unterthänigen Bürger zu wahren und zu schützen." Die Tragweite dieser Worte und ihre Anwendbarkeit auf die in Rede stehenden Fragen werden ins Licht gesetzt durch die Anerkennung und das Lob, welches seitens des Papstes den Vorschlägen zu theil wurde, die noch vor der Berliner Conferenz vom schweizerischen Nationalrath Decurtins betreffs einer internationalen Verständigung über die Arbeiterfrage ausgegangen waren. Unter diesen Vorschlägen waren namentlich der Schutz auch der erwachsenen selbständigen Arbeiter gegen eine übermäßige Arbeitsdauer und die gesetzliche Garantie der Sonn- und Festtagsfeier aufgeführt. Diese Vorschläge, einschließlich der bezeichneten Punkte, wurden vom Heiligen Vater als „edle und heilige" Bestrebungen bezeichnet, und der Cardinal Staatssecretär erwähnt sie ausdrücklich als Gegenstände, die schon durch die Vorschriften der christlichen Religion und die Gesetze der Menschlichkeit gefordert würden, deren Regelung ein taugliches Mittel seien, um das sittliche Verderben aufzuhalten, welches in den Gesammtkörper der menschlichen Gesellschaft immer weiter eindringe."

Mit um so größerem Recht können darum auch diejenigen, als deren Wortführer Graf de Mun hier auftritt, die Anklage abschütteln, sie müßten zu Staatssocialisten und zu Staatsanbetern werden. Solche Anklagen oder Befürchtungen, meint er mit Recht, seien um so weniger begründet, als er und seine Partei nicht alles das sofort der höchsten Staatsgewalt beilegten, was sie öffentlich und gesetzlich geregelt wissen wollten. Hier ist auf einen, auch nach unserer Ueberzeugung sehr wichtigen und wesentlichen Punkt aufmerksam gemacht, welcher überall eingehende Beachtung verdient. Nachdem der Graf sich einverstanden erklärt hat mit den Worten Winterers auf dem Lütticher Congreß: „Es handelt sich darum, ob im gegebenen Falle der Staat sich in den Arbeitsvertrag einmischen kann, um einen Maximalarbeitstag, nicht um einen Normalarbeitstag festzusetzen, und zwar auch dieses nicht bezüglich der häuslichen Privatarbeit, sondern betreffs der Arbeit im öffentlichen Industriebetrieb", fährt er mit folgender höchst beachtenswerthen Bemerkung fort: „Zu der soeben gestellten Frage sagen wir: Ja, und wir fügen hinzu: Innerhalb der Grenze eines solchen Maximalarbeitstages ist es Sache der Industrie selbst, aber der corporativ organisirten Industrie, oder unterdessen Sache eines gemischten Schiedsgerichtes, der mit öffentlicher Befugniß bekleideten Profession, für die betreffende Industrie je nach Verschiedenheit der Arbeit und der örtlichen und zeitlichen Verhältnisse die Arbeitsdauer genauer festzusetzen."

Also nicht Staatsallmacht, staatliche Vergewaltigung und Allregiererei, sondern Selbstverwaltung wohl eingerichteter Körperschaften ist das Ziel, welches jene Partei katholischer Socialpolitiker erstrebt; die oberste staatliche Gewalt soll die Bildung solcher professionellen Körperschaften, wenn nicht zwangsweise einführen, so doch erleichtern und fördern. Daß diese der von der Natur selbst gezeichnete und empfohlene Weg sind, zeigt die geschichtliche Entwicklung der früheren Jahrhunderte, mit welcher erst die neuen jetzt zum Bankerott gekommenen Ideen der Revolution so unvermittelt gebrochen haben, und an welche jetzt wieder unter zeitgemäßer Abänderung anzuknüpfen das Bestreben fast aller conservativen Socialpolitiker ist. Wenn also der eigentlichen obersten oder staatlichen Gewalt Aufgaben zufallen, welche den Schein eines gar weitgehenden Eingreifens in Verhältnisse haben, die seiner Thätigkeit entrückt sein sollten, so liegt das Uebel darin, daß in unserer heutigen Gesellschaft eine natürliche Gliederung abhanden gekommen ist. Ist diese wieder hergestellt, dann ist für ein unmittelbares staatliches Eingreifen der Raum verengt. Gerade durch Begünstigung und Schaffung corporativer Verbände, wenn sie staat-

lich geschützt und mit Rechten und Befugnissen ausgerüstet werden, wird dem Socialismus, auch dem Staatssocialismus, der wirksamste Damm entgegengesetzt. „Es hieße den Socialismus ganz mißverstehen," fährt Graf de Mun fort, „wollte man meinen, er beschränke sich darauf, eine mehr oder minder ausgedehnte gesetzliche Einmischung in den Arbeitsvertrag zu fordern. Er hat in der That eine ganz andere Tragweite; er ist, unter welcher Form er auch auftreten mag, weit mehr ein politisches als ein bloß wirthschaftliches System; ich wage es zu behaupten und werde es zu zeigen versuchen, daß wir allein gerade durch die Idee der corporativen Gliederung der Gesellschaft gegen den Socialismus ein weit festeres Bollwerk aufgeworfen haben, als es das wurmstichige Gebäude der liberalen Wirthschaft ist, in welches man uns bannen möchte, in Ermangelung eines bessern Mittels zur Vertheidigung der bedrohten Gesellschaft. Wenn heutzutage der Staat als die einzige feststehende Macht erscheint den Individuen gegenüber, dann hat dies eben darin seinen Grund, weil das seit einem Jahrhundert herrschende Wirthschaftssystem alle anderen Kräfte zerbröckelt hat. Wir meinen nun, gerade in diesem System stecke das Uebel; ist es doch gegründet einerseits auf die Zerstörung der selbständigen Körperschaften, welche eine Schutzmacht sind für die Schwachen und für die gemeinsamen Interessen, und andererseits auf die schrankenlose Vertragsfreiheit, welche ein Privileg für die Mächtigen ist und für das Sonderinteresse."

Gerade dieser grundsätzlichen Erörterungen wegen, welche in der öffentlichen Erklärung des französischen socialpolitischen Führers ihren Ausdruck finden, haben wir uns eingehend an dieser Stelle mit derselben beschäftigt. Das praktische Ziel, welches der geistreiche Verfasser dabei in ausgeprägter Weise mitverfolgt, nämlich Stimmen zu werben für einen baldigen Kammerbeschluß, der den Maximalarbeitstag unter die Dauer von zwölf Stunden herabsetze, ist uns zwar nicht von so unmittelbarer Bedeutung, doch auch hier ist die Art und Weise, wie der hohe Verfasser dabei verfährt, nicht ohne Belang.

In Lüttich hat die Frage über den Minimallohn, als sie gestreift wurde, eine große Erregung wachgerufen. Gegen die gesetzliche Regelung bezw. Kürzung des Maximalarbeitstages macht man nun die Schwierigkeit geltend, daß mit ihr die Lösung der Frage über Minimallohn oder vielmehr die Einführung eines gesetzlichen Minimallohnes in nothwendigem Zusammenhang stehe; gesetzlicher Minimallohn aber sei eine durchaus unausführbare Sache und ein weiterer Schritt zum Staatssocialismus. Graf de Mun bestreitet zunächst den nothwendigen Zusammenhang dieser

Fragen: sonst müßte man auch — und darin dürfte er Recht haben — dasselbe behaupten von gesetzlicher Sonntagsruhe und dem Verbot nächtlicher Frauenarbeit. Unzweifelhaft beeinflussen alle diese Anordnungen den Lohn des Arbeiters; aber die eine Frage kann gesetzlich geregelt werden, ohne daß man zur gesetzlichen Regelung der anderen schreitet; eine Neugestaltung des Lohnes tritt von selber ein, ob eine genügende und eine den gerechten Ansprüchen der Arbeiter entsprechende, das hängt von vielen Umständen ab. Uebrigens bemerkt der Verfasser sehr gut, daß es etwas ganz anderes sei, die Lohnfrage gesetzlich regeln und von Staatswegen den Arbeitslohn bestimmen. Daß diese Bestimmung nicht der Willkür der Industrie und der durch die Nothlage des Arbeiters zur Scheinfreiheit gemachten freien Vereinbarung könne überlassen bleiben, ist ihm klar; doch könne auch die Staatsgewalt dieses Geschäft nicht übernehmen. Damit sei aber nur ein neuer Beweis geliefert, daß es noch andere Organe geben müßte, welche gemeinsame Interessen vermitteln und wirksam schützen könnten, selbständige corporative Verbände.

Eine fernere Anklage auf Staatssocialismus hat der Graf abzuweisen wegen seiner Stellungnahme zur Versicherungsfrage der Arbeiter. Für die deutschen Leser würde es in dieser Frage einer Vertheidigung nicht bedürfen. In den schon seit Jahren bestehenden Unfallversicherungsgesetzen des Deutschen Reiches hat keine Partei Staatssocialismus gefunden; in den Gesetzen über Alters- und Invalidenversicherung wurde bei den Verhandlungen die Klage über einen Sprung in den Socialismus hinein deshalb erhoben, weil eine beträchtliche Quote der diesfallsigen Versicherungsprämien dem ganzen Land als Steuer auferlegt werde. Graf de Mun zeichnet seine und seiner Freunde Stellung bezüglich der verschiedenen Versicherungen der industriellen Arbeiter in folgenden Worten: „Wir billigen den Versicherungszwang als ein Mittel, den Arbeitern die Schadloshaltung zu garantiren, auf welche sie unseres Bedünkens ein Recht haben; aber wir geben niemals unsere Zustimmung dazu, daß diese Versicherung ins Leben gerufen werde durch Hinübergreifen zur Staatskasse; wir werden noch einmal versuchen, eine Organisation von Corporationskassen zu erlangen, und falls uns dies nicht gelingen sollte, werden wir wenigstens fordern, daß man die Errichtung solcher Kassen auf legalem Wege erleichtere und daß den Industriellen die Freiheit gewahrt bleibe, entweder Kassen genannter Art zu bilden oder bei Privatgesellschaften die Versicherung zu bewirken."

Wenn wir recht verstehen, so ist die Frage, von wem die Last der Prämienzahlung zu tragen sei, andeutungsweise dahin entschieden, daß die

Industrie, d. h. der Arbeitgeber, damit zu belasten sei. Ist die Versicherung der Arbeiter wirklich eine rechtliche Schadloshaltung derselben, dann kann kein Zweifel obwalten, daß die Industrie für diese Schadloshaltung aufkommen muß. Wenn daher in der Weiterführung des Programmes auch ein Theilabzug vom Lohne des Arbeiters befürwortet zu werden scheint, so muß das wohl von einem nicht beträchlichen Theile verstanden werden: eine geringe pecuniäre Mitleistung seitens der Arbeiter möchte sich unter der Voraussetzung, daß noch ein genügender Lohn ihnen verbleibt, aus dem gesteigerten Interesse rechtfertigen lassen, welches diese alsdann, und auch wohl nur dann, ihrer eigenen Versicherung entgegenbringen.

Solche Forderungen des Arbeiterschutzes des Staatssocialismus zeihen, kann nur auf Vermengung der Begriffe beruhen. Verwundert fragt daher auch der Angeklagte: „Man muß sich denn doch über die Worte verständigen. Was ist Staatssocialismus? Will ich mir darüber Rechenschaft geben, dann begreife ich unter diesem Ausdruck diejenige gesellschaftliche Einrichtung, nach welcher die staatliche Centralgewalt die großen finanziellen und industriellen Unternehmungen des Landes direct in die Hand nimmt und verwaltet, alle gesellschaftlichen Einrichtungen leitet, die Einnahmequellen der Nation an sich zieht und dagegen auch für die Befriedigung der moralischen und materiellen Bedürfnisse der Bürger aufkommt. Der Staat wird dann der allgemeine Kassirer und Banquier, der Generalagent für jeden Handel und Verkehr, er verleiht und vertheilt allein alle Arbeit, allen Reichthum, Unterricht, Aemter und Unterstützung, kurz, alle Thatkraft der Nation empfängt von ihm Bewegung und Leitung. Der Staatssocialismus ist die Organisation des ungeheuerlichsten Despotismus und die vollkommenste Verneinung der Rechte der menschlichen Einzelpersönlichkeit. Von der Verwirklichung solch einer Wahnidee ist aber weit entfernt eine Gesetzgebung, welche den Schutz der Schwachen und die Unterdrückung des Mißbrauches der Macht bezweckt, welche auf Verbot der Nachtarbeit, Festsetzung eines Maximalarbeitstages, oder auch auf gesetzlichen Zwang der Arbeitgeber zur Unfallversicherung ihrer Arbeiter abzielt: die praktische Nützlichkeit und Zeitgemäßheit derartiger Maßregeln mag man in Zweifel ziehen; allein mit der Aufsaugung aller Lebensthätigkeit eines Volkes durch den Staat haben sie dennoch nichts gemein."

Man sieht, die Arbeiterschutzgesetze, welche vom Centrum des Deutschen Reichstags beständig gefordert wurden, werden auch ungefähr in gleicher Weise von dem französischen Socialpolitiker verlangt; nur ist er in der Lage, mehr noch als jenes, corporative Vereinigung der einzelnen Berufs-

und Productivklassen oder vielmehr deren Begünstigung gesetzlich zu fordern und in deren Bildung praktisch einzugreifen.

Allein wir würden das Programm des französischen Führers nur halb entwickelt haben, wollten wir mit der Aufstellung dieser seiner Forderungen und Bestrebungen schließen. Graf de Mun ist ein hochgefeierter Redner, er ist ein thatkräftiger Freund und Beschützer der Arbeiter; aber er ist ebenso sehr, ja in weit höherem Maße, ein katholischer Mann, ein katholischer Mann im wahrsten und besten Sinne des Wortes, welcher weiß, daß die Religion nicht in eine Ecke des Herzens zurückgedrängt werden, sondern das ganze Leben und Thun beherrschen muß. Die wahrhaft katholische Gesinnung klärt und schärft seinen Blick, um den socialen Leiden und Gefahren tiefer auf den Grund zu sehen und der wahren Sachlage gemäß nach Heilmitteln auszuschauen. Die lauten Klagen der Arbeiterwelt und die Nothwendigkeit, ihre materielle Lage zu bessern, den Kriegszustand zwischen Arbeit und Kapital durch billigere Gewinntheilung zu vermeiden oder zu beenden, ist ihm nur die eine Seite der Frage. Die andere Seite, auf welcher der Schwerpunkt der ganzen Frage liegt, ist ihm die sittliche und religiöse Wiedererneuerung der Gesellschaft. Er schließt daher mit einem Aufruf zum engen Anschluß an die Kirche und ihre nie alternde Lebenskraft. „Als Kinder der Kirche wissen die Katholiken sehr wohl, daß sie, die Kirche, allein es ist, welche der sich neu gestaltenden Gesellschaft eine endgiltige Form verleihen kann. Wenn die moderne Gesellschaft, der Sprosse der Revolution und das Werk des Napoleonischen Genies, schon nach einem Jahrhundert in Staub zerfällt, so liegt der Grund darin, daß sie auf rein menschlichem Gesetze gegründet wurde, daß ihr jene Lebenskraft fehlte, welche dem Christenthum entspringt. Die Katholiken wissen, daß die Kirche, die Hüterin der göttlichen Wahrheiten, die über den menschlichen Leidenschaften und den von diesen hervorgerufenen Spaltungen steht, die unabhängig ist von den verschiedenen Regierungsformen und Staatssystemen, daß sie ungeschwächt jede Gesellschaftsform und -ordnung kann ins Grab sinken sehen, welche sich von ihr losgelöst hat, und daß sie allein es vermag, einer Neuordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse Leben einzuhauchen. Entweder ist es die Kirche, welche man die Grundlagen der neuen Gesellschaft legen läßt, oder sie kommt nie zu Festigkeit und Ruhe."

Aug. Lehmkuhl S. J.

Das undogmatische Christenthum.

(Schluß.)

V.

Die immer weiter um sich greifende Religionslosigkeit und die schlimmen Folgen, welche aus ihr für den einzelnen wie für das Gesellschaftsleben erwachsen, veranlaßten Dreyer, das undogmatische Christenthum zu empfehlen. In ihm sieht er, wie wir dies im Anfange dargelegt haben[1], das einzige Rettungsmittel.

Die Folgen der Abkehr vom Christenthum sind von ihm schwarz, aber lange nicht schwarz genug geschildert. Heute, nur ein paar Jahre nach Abfassung seiner Schrift, kündigt sich in nur allzu deutlichen Zeichen als eine dieser Folgen ein Umsturz der gesammten socialen Ordnung an, gegen den die französische Revolution mit all ihren Greueln ein Kinderspiel war.

Da soll nun das undogmatische Christenthum rettend eintreten und das entchristlichte Volk regeneriren. Die Annahme eines wissenschaftlich formulirten Dogma's will Dreyer ihm schenken. Dafür muß es aber auch den Postulaten seines frommen Gemüthes Rechnung tragen und in Nachahmung eines religiös vorzüglich begabten Menschen, welcher vor achtzehnhundert Jahren in Palästina gelebt hat, innig fromm und brav sein und alle Lehren jenes Menschen als unantastbare Wahrheiten annehmen. Die ungläubigen Professoren aller Facultäten sollen also ihre atheistischen und materialistischen Lehrsysteme zu Gunsten der „von ungebildeten Menschen in alten Zeiten geschriebenen" Bibel zerreißen; die Lebemenschen sollen die Befriedigung niedriger Begierden den religiösen Forderungen ihres frommen Gemüthes opfern; die geldgierigen Börsenmänner und Industriellen sollen im Hinblick auf den armen Christus, dieses Vorbild aller Tugend, der schmutzigen Selbstsucht entsagen; der seine Fäuste drohend ballende Arbeiterstand soll mit seinem Loose zufrieden sein, weil vor achtzehnhundert Jahren auch in Palästina ein armer Mensch mit seinem Loose zufrieden gewesen. Wird das undogmatische Christenthum, diese ohne höhere Autorität verkündete, wogenden Nebelstreifen gleich schwankende und durch ihre inneren Widersprüche sich selbst negirende Religionslehre,

---

[1] S. 25 ff.

wird dies sogen. Christenthum im Stande sein, eine solche Regeneration — ich sage nicht bei jedem einzelnen, sondern auch nur — im ganzen und großen zu bewirken und so die schrecklichen Gefahren, welche infolge der Entchristlichung der Massen bevorstehen, abzuwenden? Wird es ferner die Leere, welche bei Verabschiedung des wahren Christenthums im Herzen entsteht, ausfüllen und den Pessimismus, die Unzufriedenheit, die des Herzens sich bemächtigende Verzweiflung bannen?

„Dieses ebenso religiös positive wie dogmatisch freie Christenthum“, sagt Dreyer[1], „ist nach unserer festen Ueberzeugung die kräftigste Verjüngungsquelle des deutschen Volksgemüthes.“ Aber das Kapitel, welches mit diesen Worten beginnt, trägt die Ueberschrift „Pia desideria“, und in demselben sagt Dreyer[2], er wisse wohl, daß sein Wunsch, es möge sich sein Ideal einer freien evangelischen Frömmigkeit in einer Kirche verwirklichen, „noch lange, vielleicht immer, zu den ‚frommen Wünschen‘ gehören“ werde. Ganz besonders fürchtet er den Widerstand der Strenggläubigen gegen seine Lehre. Wie verzagt! Doch erhebt er sich wieder, und in einer Voraussetzung erwartet er ganz wundervolle Wirkungen von der „Predigt dieses Glaubens“ — „wenn sie von charaktervollen christlichen Persönlichkeiten überall im Vaterlande durch Wort und That geübt würde“ und die Besten der Nation es für die höchste Lebensaufgabe achteten, in ihren Dienst zu treten[3]. Und warum sollte dies nicht geschehen? Hat nicht, von zwölf ungebildeten Fremdlingen allenthalben gepredigt, das Christenthum eine in Laster versunkene Welt regenerirt? Warum sollte das undogmatische Christenthum, das ja nach Dreyer mit dem ursprünglichen identisch ist, heute nicht dasselbe zu Stande bringen?

Allein wir brauchen uns die Aufgabe, welche das Christenthum bei seinem Ursprunge zu erfüllen hatte und wirklich erfüllt hat, nur vorzuführen, um sofort zu sehen, wie ganz und gar unfähig das Dreyer'sche „Christenthum“ für die Erfüllung einer solchen Aufgabe gewesen wäre. Es wird diese Betrachtung auch zugleich zeigen, wie durchaus verschieden das Dreyer'sche „Christenthum“ ist vom Christenthum Christi.

Nach Dreyer müssen wir uns die Entstehung und Verbreitung des Christenthums etwa folgendermaßen denken: In Galiläa wird einem braven Handwerker ein Kind geboren, ohne übernatürliche Vorzüge, ein Kind wie jedes andere. Heranwachsend zeigt es außerordentliche Anlagen für

---

[1] Undogmatisches Christenthum. S. 95. [2] A. a. O. S. 97.
[3] A. a. O. S. 97 f.

Religion, d. h. für Erweckung religiöser Gemüthsaffectionen, für „Sehnsucht, Ahnung, Streben, selige Erfahrung". Seine Religion theilt sich einigen im Volke mit, und zwölf derselben, von ihrer Nation verschmäht, bei anderen Nationen als Juden verachtet und gehaßt, verkündigen die Religion ihres Landsmannes in einer den entsetzlichsten Lastern und dem crassesten Unglauben verfallenen Welt. Und was geschieht? Zahllose Schaaren schließen sich ihr in vielen Nationen an; immer weitere Kreise zieht sie, und alles durchdringend und neu gestaltend, regenerirt sie in kurzer Zeit ganze Völker. Kein Widerstand kann ihren Fortschritt hemmen. Alles, was Einfluß und Macht besitzt, erhebt sich gegen sie. Aber ihretwegen zerreißen diejenigen, welche sie kennen gelernt, die engsten Familienbande, viele Tausende opfern ihr das Vaterland, Gut und Blut. Sonderbar! Ihre religiösen Herzensbedürfnisse konnten sie ohne Christus ungestraft befriedigen — keiner wehrte es ihnen —; unter Todesstrafe aber verbot man ihnen, sie nach dem Vorbilde jenes „galiläischen Handwerkers" zu befriedigen. Da wandern sie in die Gefängnisse, erdulden die entsetzlichsten Folterqualen, lassen sich den wilden Thieren vorwerfen, ins Meer stürzen, mit Pech übergossen als Fackeln bei nächtlichen Spielen anzünden, trotzen allen Todesarten, weil sie es sich einmal in den Kopf gesetzt haben, ihr Gemüth nach dem Vorbilde jenes Israeliten in religiöse Schwingungen zu versetzen und nach Gott in der Weise zu seufzen, wie er es gethan — denn hierin allein besteht nach Dreyer die Uebung der christlichen Religion. Jenes Schauspiel wiederholt sich bei allen Nationen. Sind denn alle vom Wahnsinn ergriffen? Die Prediger dieser Religion waren nach Dreyer mit keiner höhern, durch göttliche Zeichen beglaubigten Vollmacht bekleidet, die Annahme der von ihnen gepredigten Religion zu fordern. Belohnung konnten sie für die Annahme derselben nicht in Aussicht stellen, Strafe für die Verweigerung der Annahme nicht androhen. War es überhaupt Gottes Wille, daß alle Menschen sich in die Persönlichkeit Christi hinein versenkten und gerade *seine* religiösen Anmuthungen zu den ihrigen machten? Hierauf erwiedert Dreyer[1] mit einem kleinlauten Ja: „Wenn überall sonst aus ungöttlichen Quellen die trüben Todesgewässer in das Menschenleben fluten, *warum sollte nicht* irgendwo zur Heilung aller das reine Wasser sprudeln? *warum nicht* . . . *wenn* Gott es will? *wenn* er die Menschheit als einen großen Organismus geordnet hat, in welchem alle Theile von *einem* Lebenscentrum beherrscht

[1] A. a. O. S. 73.

und von diesem, wenn sie krank werden, geheilt, wenn sie sterben, wieder belebt werden sollen? Und warum sollte dieses Lebenscentrum nicht Christus sein?" Ob wohl die Apostel mit solchen Argumenten vor die Völker getreten sind? Haben sie durch solche „Wenn" und „Warum nicht" die Welt dem Christenthum unterworfen? Dazu bedurfte es wahrhaftig anderer Beweise und treibender Kräfte. Ja, wenn Christus nicht einzig Mensch, sondern der vom Himmel herabgestiegene wahre Gottessohn, der Abglanz der Wesenheit des Vaters war; wenn dieser menschgewordene Gott aus reinster Liebe für uns Erdenwürmer unter den entsetzlichsten Qualen den Kreuzestod erlitt; wenn er durch Verkündigung nie gekannter, vom Himmel herab gebrachter Wahrheiten ein helles Licht über die wichtigsten Fragen ausgoß, mit deren Untersuchung sich der Menschengeist bis dahin fruchtlos abgequält hatte; wenn er die Aufnahme der Schätze der Gnade und Wahrheit, die er uns gebracht, unbedingt mit der Autorität unseres Schöpfers und absoluten Herrn forderte; wenn er uns für unsern Anschluß an ihn einen ewigen Himmel unendlicher Freuden als Lohn verheißt, für die Abweisung seiner Religion eine ewige Hölle furchtbarer Qualen androht; wenn er seine Gottheit und Autorität und die Wahrheit seiner Lehre durch Wunder und Zeichen außer Zweifel stellt und mit Gottesmacht in die Herzen Licht, Muth und Kraft zum Anschlusse an ihn, zur Ueberwindung aller entgegenstehenden Hindernisse, zu allen Opfern eingießt, — ja dann mögen ihm wohl die Völker zufallen. Ist er aber weiter nichts, als einzig Mensch, wie es Dreyer voraussetzt, hat er weiter nichts aufzuweisen, als sein Beispiel, bringt er keine übernatürlich beglaubigte höhere Wahrheit, hat er keine Autorität, keine Strafgewalt, keine Belohnung, keine Wundermacht, keinen übernatürlichen Einfluß auf die Herzen — wird er auch nur die Gasse bekehren, in welcher er wohnt? Dreyer verwirft den Glauben an Wunder. Nun, wenn die Apostel die Welt unter seinen Voraussetzungen bekehrt haben, so hat er ein Wunder vor sich, vor dem alle Wunder der Evangelien verschwinden wie die Sterne vor der Sonne.

Eine Religion wie das Dreyer'sche „Christenthum" wäre nicht nur dereinst außer Stande gewesen, die Menschheit zu regeneriren, sondern auch jetzt ist sie durchaus unfähig, die Stürme der Zeit zu beschwören. Mit einer solchen verschwommenen Gefühlsreligion ist uns überhaupt nicht gedient. Die wahre Religion, welche ins Leben eingreift, bethätigt sich noch in ganz anderer Weise, als durch das „Leben in Gott", welches beschrieben wird als „Sehnsucht, Ahnung, Streben, selige Erfahrung", und dient

nicht einzig zur Befriedigung der Bedürfnisse des frommen Gemüthes, jener Bedürfnisse, welche an und für sich ohnmächtig sind neben den Leidenschaften des Menschenherzens. Sie unterwirft den Menschen den Geboten Gottes und umfaßt Pflichten gegen Gott und den Nächsten, welche die klare, scharf umrissene und vollkommen zweifellose Erkenntniß vieler großen und tief einschneidenden Wahrheiten voraussetzen.

Wie werden überhaupt die Ansprüche, welche der Mensch nach Dreyer an die Religion stellt, durch die protestantenvereinliche Religion befriedigt? Dreyer spricht von der Herzensqual derjenigen, welche dem Christenthum den Rücken gekehrt und nun auf die großen Fragen, welche den menschlichen Geist bewegen, keine Antwort finden. Gibt ihnen denn das undogmatische Christenthum eine Antwort?

Die höchsten Fragen für den Menschen sind das „Woher“ und das „Wohin“. Welchen Aufschluß gibt ihm hierüber jene Religion? Sie schwankt noch vielfach zwischen pantheistischen Irrthümern und der Lehre von dem einen persönlichen Gott. Wie ganz anders aber lautet die Antwort auf jene Grundfragen, je nachdem man von pantheistischen oder von theistischen Voraussetzungen ausgeht!

Welche Antwort gibt jene Religion auf die wichtigsten Fragen, die den Christen beschäftigen? War Christus in Wirklichkeit wahrer Gott? Keine Antwort. War er wenigstens mit einer übernatürlichen Sendung zur Mittheilung übernatürlicher Wahrheiten und Gründung einer Religion betraut? Keine Antwort. Hat er Wunder gewirkt? Keine Antwort. Ist er mit demselben Leibe, welcher am Kreuze hing und ins Grab gelegt wurde, auferstanden? Keine Antwort. Wird er als Richter wiederkehren? Keine Antwort. Werden wir alle aus unseren Gräbern auferstehen? Keine Antwort. Das Glaubensbekenntniß des undogmatischen Christenthums entscheidet keine dieser Fragen. Seine Prediger sind angewiesen, in möglichst verschwommenen Phrasen über dieselben zu sprechen, unter denen jeder Zuhörer die Lehre vermuthen kann, die ihm gefällt. Was leistet ihm also diese Religion? Wie befreit sie ihn von der Qual der Ungewißheit, in welcher er sich hinsichtlich der wichtigsten Fragen befindet? Worüber er aus eigener Kraft außerhalb dieses „Christenthums“ keine Aufklärung gewinnt, darüber klärt ihn auch dieses „Christenthum“ nicht auf. Warum denn soll er sich ihm anschließen?

Indessen ertheilt es doch in ein paar Fragen eine Entscheidung. Es erklärt sich gegen den Atheismus und Materialismus. Hier stehen wir aber vor einem neuen Räthsel. Welche Mittel besitzt das undogmatische

Christenthum, uns über diese Irrthümer aufzuklären? Sonst keine, als die von Menschen ausgedachten Widerlegungsgründe. Diese haben wir aber wiederum ohne das undogmatische Christenthum. Was trägt dasselbe denn zur Beseitigung jener grundstürzenden Irrthümer bei, welche Jammer und Verzweiflung in die Herzen einführen und den Boden, auf dem die menschliche Gesellschaft aufgebaut ist, unterwühlen? Was es bieten kann, besitzen wir schon in zahlreichen Schriften. Wenn diese dem Verderben nicht steuern, so wird ihm auch das undogmatische Christenthum rathlos gegenüberstehen.

Das einzige, was diese Religion zur Regeneration der Menschheit bieten kann, ist der Rath, sich in die Persönlichkeit Christi zu versenken und dessen Tugendleben nachzuahmen. Es liegt aber auf der Hand, wie durchaus ohnmächtig diese Predigt Christi sich erweisen muß; sieht sie ja von der Gottheit Christi und seiner höhern Sendung vollständig ab, und keinen Schatten von Beweis kann sie dafür beibringen, daß es Pflicht des Menschen sei, durch Versenkung in die Persönlichkeit Christi sein Herz religiös zu stimmen, und daß Gott die Anwendung dieses Mittels belohnt, die Weigerung, sich desselben zu bedienen, bestraft [1].

Das Bild Christi soll man in der Heiligen Schrift suchen und alle Aussprüche der Heiligen Schrift als baare Wahrheit hinnehmen. Wie wird das undogmatische Christenthum einen denkenden Menschen hierzu

[1] Der Münchener Philosophieprofessor Carriere, ein Gesinnungsgenosse Dreyers, referirt (Beilage zur Allgem. Zeitung 1890. Nr. 341) nach einem sächsischen Gewährsmann, daß unter den Fabrikarbeitern vom kirchlichen Leben eins geblieben sei: die Achtung und Ehrfurcht vor Jesus Christus. Auch dem ausgeprägtesten Socialdemokraten und Kirchenhasser fehle sie nicht. An den geschichtlichen Jesus von Nazareth allein müsse man anknüpfen, wenn man jene dem Glauben entfremdeten Hunderttausende ihm wieder zuführen wolle. — Ganz gewiß muß man, um zu diesem Ziele zu gelangen, an „den Anfänger und Vollender des Glaubens“ (Hebr. 12, 2) anknüpfen, aber an den mit übernatürlicher Herrlichkeit bekleideten Jesus, den vom Vater gesandten wahren Sohn Gottes. Ist er, wie Carriere annimmt, einzig Mensch, so hat der Hinweis auf ihn kaum mehr Kraft, als ein Hinweis auf Sokrates oder Plato. Freilich geschichtlich hat sich sein Bild tiefer eingesenkt. Aber dies nur darum, weil er als wahrer Sohn Gottes in der Welt erschien. Wäre er einzig Mensch gewesen, so würde die Kunde von ihm kaum zu den guten sächsischen Fabrikarbeitern gelangt sein, und es ist sehr fraglich, ob überhaupt selbst in wissenschaftlichen Werken sich noch eine Notiz über jenen „Handwerker aus Nazareth“ erhalten hätte. — Ueber Carriere's religiöse Anschauungen vergleiche man die viel Treffendes enthaltende Schrift: Christus und Evangelium in moderner Beleuchtung von Professor Carriere, Prediger Schwalb, Stadtpfarrer Brückner. Gebildeten Christen aller Schattirungen gewidmet von L. Pelizäus, Rechtsanwalt in Hannover. Hannover, Arnold Weichelt, 1889.

bewegen, da in seiner Glaubenslehre weder die Inspiration der Heiligen Schrift noch die übernatürliche Sendung Christi und der Apostel eine Stelle findet? Welche höhere Autorität verleiht es also der Heiligen Schrift? Ja, dieses Christenthum, welches die Heilige Schrift als einzige und unantastbare Quelle der Glaubenslehre bezeichnet, nimmt ihr nicht nur alle übernatürliche Autorität, sondern drängt naturgemäß selbst zur Verwerfung ihrer historischen Glaubwürdigkeit. Denn die Heilige Schrift ist voll von übernatürlichen Thatsachen und Lehren. Das undogmatische Christenthum aber verdankt der Läugnung alles Uebernatürlichen seine Existenz und führt naturgemäß zu ihr hin. Läugnung des Uebernatürlichen und Beibehaltung der Heiligen Schrift als historisch glaubwürdiger Berichte ist unmöglich. Die historische Schriftkritik, welche die Heilige Schrift unter die Mythenbücher versetzt, ist aus der Läugnung des Uebernatürlichen entstanden. Weil Strauß die natürliche Erklärung der Evangelien, wie sie von Paulus versucht wurde, als unhaltbar erkannte, ging er, in Verwerfung des Uebernatürlichen mit Paulus eins, dazu über, sie als eine später entstandene Sammlung von Mythen zu erklären. Einziger Grund war die Voraussetzung der Unmöglichkeit des Uebernatürlichen. Die „wissenschaftliche" Begründung der späten Abfassung der Evangelien folgte hintendrein. Läugnung des Uebernatürlichen und Beibehaltung der Heiligen Schrift als verpflichtender Glaubenslehre ist erst recht unmöglich. Wie kann eine Religion, welche beides vereinigen will, Anhänger finden? [1]

---

[1] In dem Referat über die Stellung zum Dogma sagte Prediger Lic. Dr. Hanne auf dem letzten Protestantentage (Verhandlungen des XVIII. Deutschen Protestantentages zu Gotha vom 7.—9. October 1890. Herausgegeben nach den stenographischen Aufzeichnungen im Auftrage des ständigen Bureau's von Otto Friese, Schriftführer. S. 124): „Freilich, dem modernen Gebildeten ergeben sich auch gegenüber der Predigt des Evangeliums eine Menge von Bedenken, ja Zweifeln, die gelöst werden müssen, und auch dem Volke ist manches erst in seine Sprache zu übersetzen, ehe es dasselbe sich aneignen kann. Das Evangelium redet in der Sprache des Morgenlandes und gemäß der Weltanschauung einer vergangenen Zeit. Aus dieser Sprache ist es zu übersetzen in die des Abendlandes, in die unserer Zeit. Wenn Engel und Teufel uns dort entgegentreten, so sind diese Gestalten als Bilder der Macht des Bösen und der freundlichen Fürsorge Gottes zu begreifen. Und wie der ‚Vater im Himmel' mit unseren Begriffen vom unendlichen Geist zu reimen, wie seine Offenbarung, die Schöpfung und Regierung heute zu verstehen sei, das bedarf eingehender Erörterung." Diese Worte liefern eine herrliche Illustration zu den stolzen Schlußworten der Resolution, auf welche Hanne's Referat vorbereiten sollte: „Der feste Grund, auf dem wir einmüthig stehen, ist das Evangelium Jesu Christi, welches vor allen Dogmen vorhanden war." (Ebendas. S. 133.) Wie passen sie ferner zu Dreyers Rückübersetzungen des Dogma's, seinem „Zurück vom Dogma zur Heiligen

Daß sich Dreyers Wunsch erfülle und die „Predigt dieses Glaubens“ „von charaktervollen christlichen Persönlichkeiten überall im Vaterlande durch Wort und That geübt“ werde und „die Besten der Nation“ „für die höchste Lebensaufgabe es achten“ werden, „in den Dienst“ einer Religion zu treten, welche so unbegründet, so voll von Widersprüchen ist und so wenig Geist und Herz befriedigt, ist wohl kaum zu erwarten. Wie werden sich auch charaktervolle, christliche Persönlichkeiten und die Besten der Nation dazu hergeben, ein Hirten- und Predigtamt zu übernehmen, bei dessen Verwaltung sie dem Volke ihre eigene Ansicht unter nebelhaften Phrasen verhüllen und, wenn sie selbst die wahre Gottessohnschaft Christi und das Uebernatürliche festhalten, so predigen sollen, daß die ihnen anvertraute Heerde auch das Gegentheil für sich aus der Predigt entnehmen kann, oder, wenn sie für ihre Person alles Uebernatürliche wegläugnen, so, daß das Volk auch den Eindruck gewinnen kann, als glaube ihr Hirt an das Uebernatürliche? Es hieße gering von der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit des deutschen Volkes urtheilen, nähme man an, selbst die Besten desselben seien im Stande, ein solches Spiel mit der ihnen anvertrauten Heerde auf dem heiligsten Gebiete, dem der Seelen, zu treiben.

So scheint uns denn das undogmatische Christenthum keine Aussicht auf Annahme und Verbreitung zu haben und auch darum schon keine Rettung aus der Noth unserer Zeit zu verheißen. Ist, wie Dreyer glaubt, das undogmatische Christenthum das einzig mögliche Rettungsmittel, dann sind wir verloren.

Aber so schlimm steht es noch nicht. Unsere Rettung ist die Rückkehr zum wahren Christenthum, zum übernatürlichen Dogma. Diese ist möglich; denn unrichtig ist Dreyers Behauptung, daß das Dogma mit der Wissenschaft unserer Zeit unvereinbar sei.

VI.

Schon früher[1] hatten wir Gelegenheit, darzulegen, wie verkehrt Dreyers Begriffe vom christlichen Dogma sind und in welch ungeschicht-

Schrift“, und zu seinem Satze, daß alle Stücke der Glaubenslehre sich nach Inhalt und Form in der Heiligen Schrift finden? Auch die Heilige Schrift muß in unsere Sprache zurückübersetzt werden. — Zugleich zeigen obige Beispiele, wie es unmöglich ist, das Uebernatürliche durch Interpretation aus der Heiligen Schrift zu entfernen. Hanne kehrt zur rationalistischen Erklärung zurück, welche sogar von Strauß in einer Weise an den Pranger gestellt worden ist, daß man hätte glauben sollen, es würde für alle Zukunft keiner mehr wagen, zu ihr seine Zuflucht zu nehmen.

[1] S. 178 ff.

licher Weise er sich dessen Entstehung erklärt. Dort haben wir auch darauf aufmerksam gemacht, daß die christlichen Geheimnisse keineswegs widerspruchsvolle Sätze sind, sondern höhere Wahrheiten, welche unser Begriffsvermögen übersteigen. Dies an den einzelnen Dogmen nachweisen, hieße eine Dogmatik schreiben. Dem Studium des tiefsten Geheimnisses, des Geheimnisses von der heiligsten Dreifaltigkeit, haben Männer wie Augustinus und Basilius der Große ihre Geisteskraft gewidmet, und anbetend sind sie vor ihm niedergefallen, Männer, deren Schuhriemen zu lösen, die „großen Denker" der Neuzeit nicht würdig sind. Es hilft Dreyer nichts, zu entgegnen, daß man sich bei Bildung der Dogmen der zeitgenössischen Philosophie bediene und daß beim Wandel des wissenschaftlichen Begriffsmaterials das Dogma veralte und abständig werde. Ist vielleicht das Dogma von der Trinität mit der Wissenschaft des 4. Jahrhunderts vereinbar gewesen, mit der heutigen aber nicht? So nenne man uns eine Errungenschaft des modernen Wissens, welche jenem Dogma entgegentritt. Die große Wahrheit, welche man aus Unkenntniß des Dogma's [1] in Widerspruch mit demselben zu setzen pflegt, daß drei und eins nicht dasselbe ist, hat doch wohl nicht erst unsere Zeit entdeckt. Alle Einwürfe, mit welchen der Unglaube heute das Trinitätsdogma bekämpft, finden sich schon in der „Wissenschaft" der Arianer, und in den Werken der Kirchenväter steht die Widerlegung derselben.

Als unverträglich mit der Wissenschaft bezeichnet Dreyer vor allem das Wunder: Die Wissenschaft findet in allem, was in der Naturwelt geschieht, ein festes, unabänderliches Gesetz, überall wechselseitige Abhängigkeit der Dinge; das Wunder besagt ein unmittelbares Hineingreifen Gottes in die Kette der geschaffenen Ursachen, eine Störung der Ordnung; also besteht zwischen beiden ein Widerspruch.

Aber wo hat je die Wissenschaft nachgewiesen, daß Gott der Schöpfer sich selbst durch das Gesetz, welches er gegeben, die Hände gebunden und auf eine höchste, von den Geschöpfen unabhängige Herrschaft über alle Dinge verzichtet habe? Die Naturwissenschaft erforscht die in der Sinnenwelt bestehenden Gesetze und wirft, solange sie in ihrem Bereiche bleibt, die Frage nicht auf, ob nicht der außer der Sinnenwelt stehende Gesetzgeber sein absolutes Herrscherrecht durch unmittelbares Eingreifen in den Gang der Dinge geltend machen könne. Höchstens kann ein Naturforscher bezeugen, daß er thatsächlich die Naturwesen sich

[1] Siehe oben S. 184 f.

selbst und ihren eigenen Kräften überlassen fand und stets alle Erscheinungen, auf die er gestoßen ist, auf geschöpfliche Ursachen zurückführen konnte. Mit den Beziehungen Gottes zu den Geschöpfen befaßt sich die Philosophie. Eine gesunde Philosophie findet aber die Annahme der Möglichkeit eines unmittelbaren Eingreifens Gottes höchst vernunftgemäß. Dreyer nimmt das Dasein eines persönlichen Gottes und Schöpfers aller Dinge an. Sollte denn diesem Wesen, welches alles aus nichts erschaffen, die physische Macht fehlen, ohne Geschöpf zu bewirken, was ein Geschöpf bewirken kann, oder auch, die Wirkung, welche ein Geschöpf seiner Natur gemäß hervorruft, zu verhindern? Oder sollte es, wenn ihm die Macht hierzu nicht fehlt, ganz undenkbar sein, daß einmal ein weiser Grund, sie anzuwenden, vorliege? Wäre es mit seiner Weisheit unvereinbar, etwa einem durch seine eigene Schuld tief gesunkenen Menschengeschlechte einen Führer zu senden, welcher dasselbe auf den rechten Weg zurückleite, oder überhaupt das Menschengeschlecht zu einem höhern, für seine natürlichen Kräfte unerreichbaren Ziele zu bestimmen und ihm demgemäß übernatürliche, auf dieses Ziel hinleitende Wahrheiten mitzutheilen? Wenn er nun zur Ausführung eines solchen Planes dem Menschengeschlechte einen Führer und Lehrer erweckte, wie könnte er diesen besser als seinen Boten kennzeichnen, als dadurch, daß er zu seinen Gunsten Werke verrichtete, welche nur Gott, der souveräne Herr der ganzen Schöpfung, bewirken kann, Werke, welche in keiner geschaffenen Ursache ihre Erklärung finden?

Die Antwort, welche eine gesunde Philosophie auf diese Fragen gibt, fällt zu Gunsten der christlichen Anschauung über die Wunder aus. Sie sieht in denselben keine Störung der Ordnung und keine Aufhebung der Naturgesetze, ebenso wenig, wie sie darin, daß der höchste, souveräne Gesetzgeber im Staate aus weisen Gründen einmal ausnahmsweise eine Gesetzeswirkung suspendirt, eine Störung der Ordnung im Staate oder eine Aufhebung seines Gesetzes erblickt. Trotz der Möglichkeit des Wunders bleibt es für die Naturdinge als Gesetz bestehen, daß sie in denselben Verhältnissen stets dieselben Wirkungen hervorbringen — natürlich, solange sie sich selbst überlassen bleiben. Die letztere Bedingung gehört wesentlich zum Gesetze und muß stets stillschweigend hinzugedacht werden. Absolute Unabhängigkeit von einem höhern Wesen hat nie eine Wissenschaft in den Geschöpfen entdeckt. Im Gegentheile. Während die Naturwissenschaft nicht über die den Naturdingen selbst eigenthümlichen Kräfte hinausgeht und die Philosophie die Möglichkeit der Wunder für sehr annehmbar erklärt, stößt die Geschichte auf Ereignisse, welche nicht

auf eine geschaffene Ursache zurückgeführt, sondern nur durch unmittelbares Eingreifen Gottes erklärt werden können. Die Thatsache der Auferstehung Christi z. B. steht historisch so fest, wie wenige der allgemein angenommenen und unzweifelhaften großen Thatsachen der Weltgeschichte. Wenn die historischen Zeugnisse, welche für sie vorhanden sind, nicht genügen, so gibt es für keine Thatsache der Geschichte vollgiltige Beweise. Man greift die Lehre von Christi Auferstehung auch in der That nicht an, weil die Beweise für sie fehlen, sondern weil man mit dem vorgefaßten Urtheil an sie herantritt, daß die Auferstehung eines Todten unmöglich sei. Die Beweise fehlen nicht; sie bilden gerade für die moderne „Wissenschaft" eine Schwierigkeit, über welche sie, trotz aller möglichen und unmöglichen Versuche, nicht hinauszukommen vermag. Die Menge und Abenteuerlichkeit dieser Versuche zeigen aufs klarste, wie vollgiltig die Beweise für die Thatsache der Auferstehung sind. Duldete man eine so tollkühne Kritik an den Beweisen für andere Thatsachen der Geschichte oder so luftige, in sich hinfällige Hypothesen zur Hinwegräumung historischer Wahrheiten, wie viel würde dann von der Weltgeschichte noch übrig bleiben?

Von der wahren Wissenschaft ist für das Dogma über die Wunder nichts zu fürchten und vom Wunder nichts für die Wissenschaft. Diese erforscht die Gesetze und die Natur der Dinge nach wie vor. Nur lasse sie Gott über denselben auf seinem Herrschersitze. Dreyer bekennt von sich, daß er, wenn er Wunder für möglich hielte, sich nicht mehr so sicher wie bisher fühlen könnte auf dem heimischen Boden der Erde [1]. Das ist ja sonderbar. Fürchtet er denn, daß Gott seine Wundermacht gebrauchen werde, um seinen Spott mit ihm zu treiben?

Auch den menschlichen Ursprung der Heiligen Schrift hält Dreyer für zweifellos erwiesen. Die Inspiration derselben ist also mit den Ergebnissen der Wissenschaft unverträglich. Es wäre interessant, zu vernehmen, was er unter Inspiration versteht. Der Inspirationsbegriff der alten protestantischen Orthodoxie, welche sich den inspirirten Verfasser in allem als reine Maschine Gottes dachte, ist freilich unhaltbar. Aber gilt dies auch vom katholischen Inspirationsbegriff, wie ihn mehrere Concilien aufstellten, zuletzt das vaticanische? [2] Demgemäß besteht die Inspiration in einer solchen Einwirkung Gottes auf den menschlichen Verfasser einer Schrift, daß außer diesem auch Gott, und zwar

---

[1] Undogmatisches Christenthum. S. 48.
[2] Constitutio dogmatica de Fide Catholica. Cap. II.

dieser vornehmlich, als Verfasser derselben anzusehen ist. Allein trotz der Einwirkung Gottes auf den menschlichen Verfasser können dessen individuelle Eigenthümlichkeiten und die Mühe, die er bei Abfassung der Schrift aufgewandt hat, sich vielfach in seinem Werke zeigen, und er darf sich der ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel gerade wie ein anderer Schriftsteller bedienen. Johannes erzählt uns die Vorgänge bei der Kreuzigung Christi, die er selbst gesehen; Lucas erzählt uns dieselben, wie er sie von anderen gehört. Ob der Schriftsteller die niederzuschreibenden Wahrheiten aus eigener Anschauung weiß, oder aus dem Munde von Augenzeugen vernimmt, oder auch aus schriftlichen Aufzeichnungen kennen lernt, ob er diese vorgefundenen Schriftstücke nur als Quellen für seine Schrift benützt oder dieselben selbst zu einem neuen Ganzen verwebt, ist für die Frage der Inspiration ganz gleichgiltig. Nur das Eine kommt in Betracht, ob er zu der Abfassung seines Buches von Gott so angeregt und dann von Gott so geleitet worden, daß nicht nur er, sondern auch Gott als Verfasser desselben zu betrachten ist. Wie er selbst durch Aufnahme dessen, was er von anderen überkommen, eben dieses den Lesern durch sein Buch übermittelt, so thut dies in der Voraussetzung jener Anregung und Leitung auch Gott. Alles, was dann das Buch enthält, ist Gottes Wort; es hat die Würde eines Briefes Gottes an die Menschheit. Was hat denn die moderne Wissenschaft gegen die alte christliche Wahrheit vorgebracht, daß die Bücher der Heiligen Schrift unter einer solchen Einwirkung Gottes auf die menschlichen Verfasser entstanden sind? Absolut gar nichts. Sollte Gott, welcher Seele und Leib des Menschen erfüllt und alle seine Fähigkeiten in seiner Hand hält, denselben nicht so bei Abfassung einer Schrift leiten können, daß er, ohne der Selbstthätigkeit des Menschen zu nahe zu treten, durch diese Schrift mit uns in Verkehr tritt und in ihr zu uns spricht?

Die größte Schwierigkeit, welche sich nach Dreyer gegen das Dogma erhebt, ist noch nicht berücksichtigt: der unlösbare Conflict, in welchem das moderne Weltbild mit dem der gesammten Kirchenlehre zu Grunde liegenden Begriff des Uebernatürlichen steht. „Ueber der irdischen Welt wird [im Dogma] eine andere, himmlische Welt gedacht . . . Aus ihr greift die Hand Gottes, Wunder wirkend, in den irdischen Naturlauf ein. Aus ihr steigt der Sohn Gottes auf die Erde herab . . . Zu ihr kehrt er zurück . . . Jetzt aber ist das alte Weltbild zerschlagen, und kein Zauberwort stellt es wieder her . . . Die Lehre der Kirche aber hat einen tödtlichen Stoß empfangen. Oben und unten gibt es nicht mehr,

keinen Himmel mehr über der Erde."[1] Dreyer will das Wort „übernatürlich" nur in der Bedeutung von „übersinnlich" beibehalten. Was man bis dahin als übernatürlich bezeichnet hat, möchte er überirdisch nennen.

Durch ein bedauerliches Mißverständniß läßt sich Dreyer unnöthigerweise ängstigen. Das Wort „übernatürlich" bezeichnet nicht, wie er glaubt, etwas, welches örtlich über der Erde ist, und der Unterschied zwischen dem Uebernatürlichen und dem Natürlichen ist nicht ein Unterschied von oben und unten, sondern ein Unterschied zwischen den Naturen, weshalb zur Bezeichnung desselben das Wort „übersinnlich" ganz unbrauchbar, das herkömmliche Wort „übernatürlich" aber ganz vorzüglich ist. Gott ist seiner Natur nach unendlich erhaben über alle, auch die denkbar höchsten Geschöpfe. Zwischen seiner Natur und der Natur der Geschöpfe ist ein unendlicher Abstand. Er hat aber Engel und Menschen über ihre Natur hinaus zur Theilnahme an seiner eigenen Natur durch ein Wunder seiner Gnade erhoben, und er befähigt sie, ihn selbst von Angesicht zu Angesicht zu schauen, wozu kein Geschöpf gemäß den seiner Natur innewohnenden Kräften befähigt ist. Dieses Ziel und die ihm entsprechenden von Gott verliehenen Mittel, es zu erreichen, und alles, was in den Bereich desselben gehört, ist das Uebernatürliche. Uebernatürliches gibt es also auch auf der Erde. Das copernicanische Weltsystem gegen den Begriff des Uebernatürlichen ins Feld führen wollen, ist zum wenigsten höchst naiv. Wir alle bekennen uns zu dieser Weltanschauung. Trotzdem fahren wir fort, uns Gott in den lichten Höhen über uns zu denken und im Gebete zu ihm unsere Hände nach oben zu richten. Ein veraltetes Weltbild war auch unseren Vorfahren hierzu nicht die Veranlassung; denn sie wußten sehr gut, daß Gott sowohl unter ihnen und in ihnen wie über ihnen, daß er unermeßlich und darum überall sei. Wie sie Auge und Hände aufwärts erhoben, so thun wir es, die Kinder des 19. Jahrhunderts und Anhänger des copernicanischen Weltsystems, und wir thun es nicht weniger bei Nacht, wie bei Tage, obgleich wir so unterrichtet sind, zu wissen, daß, was am Tage oben, des Nachts unten ist, und umgekehrt.

Zwischen Wissenschaft und christlichem Dogma besteht kein Widerspruch. Wohl glauben manche in der wissenschaftlichen Welt hoch gefeierte Männer zwischen beiden Widersprüche zu sehen und regen darum in vielen Tausenden wegen ihres Ansehens Zweifel gegen ihren christlichen Glauben an. Aber der Ursprung ihrer dem Glauben feindlichen An-

---

[1] Undogmatisches Christenthum. S. 82 f.

sichten ist nicht in ihrer Wissenschaft, sondern — abgesehen von bösen, glaubensfeindlichen Bestrebungen — in übereilten Schlüssen oder in Unkenntniß des wahren Dogma's zu suchen. Greift der durch sie eingeführte Unglaube weiter um sich, so muß man mit Dreyer allerdings das Schlimmste für die menschliche Gesellschaft befürchten. Zu wähnen, den Uebeln dadurch zu steuern, daß man die Worte Christenthum, Glaube, Offenbarung u. s. w. beibehält, aber aus dem Wege räumt, was sie bedeuten, ist eine naive Idee. Eher würden wir von einer vernunftgemäßen, das Christenthum gänzlich ignorirenden Naturreligion, wie sie einsichtsvolle Heiden wenigstens in Bruchstücken vorführen, Hilfe in der Noth erwarten, als von der in sich so unwahren, von Widersprüchen strotzenden, verschwommenen Gefühlsreligion, welche Dreyer Christenthum nennt. Doch auch von jener Naturreligion ist nichts zu erwarten. Für ein christliches Volk, welches dem Christenthum den Rücken zukehrt, gibt es keine Religion mehr.

Aber wenn wir einzig vom wahren Christenthum Hilfe in unserem zeitlichen Elende erwarten, so dürfen wir es nicht unterlassen, zu betonen, daß wir nicht hauptsächlich zur Abwendung zeitlicher Noth das Christenthum unverfälscht zu bewahren wünschen. Es ist uns nicht in erster Linie für unser zeitliches Heil, sondern für unser ewiges gegeben, und zwar als einziger Weg zu demselben. Dies ist der Hauptgrund, weshalb wir erschrecken, wenn uns bei Lectüre des Dreyer'schen Buches die Thatsache vor die Augen tritt, daß der Seelsorger einer ansehnlichen christlichen Gemeinde nicht mehr an eine wirkliche Menschwerdung des Gottessohnes, an Wunder, an die Inspiration der Heiligen Schrift, an eine übernatürliche Offenbarung, an ein übernatürliches Eingreifen Gottes, überhaupt an die Grundlehren des Christenthums glaubt, mag er auch das eine oder andere dieser Worte und manche Sätze der christlichen Lehre mit unverändertem Sinne beibehalten. Leider ist er nicht der einzige der Prediger, welche vom Christenthum nur noch die äußere Hülle beibehalten. Er sagt in der Vorrede zur zweiten Auflage, daß eine überraschende Fülle von Kundgebungen bei ihm eingelaufen, welche Uebereinstimmung mit seiner Lehre bezeugen. Wie groß mag unter den protestantischen Geistlichen die Zahl derjenigen wohl sein, welche ihm beipflichten? Man lese einmal die Schriften der Theologieprofessoren, von denen sie herangebildet werden, und dann schätze man die Zahl derselben ab.

Th. Granderath S. J.

Die Symbolik des Kreuzes in der liturgischen Poesie der Lateiner.

Seit die unerbittliche Hand der historischen Forschung den grau in grau gemalten Vorhang fortgezogen, mittelst dessen eine pseudo-classische Bildung in beispiellos dastehender Einseitigkeit die äußerlich ebenso glänzende als innerlich wahre und gediegene Cultur der mittleren Zeiten dem Auge der Nachwelt zu entziehen gewußt hatte, mußte der Bewunderung jener glänzenden Außenseite der mittelalterlichen Kunst nothwendig ein hingebendes Studium ihrer unvergleichlichen Ideenfülle und Gedankentiefe folgen. So sehen wir denn, wie namentlich der so reich entwickelten christlichen Symbolik mehr und mehr ein liebevolles Verständniß sich zuwendet. Und wahrlich, es thut noth. Denn leider haben drei Jahrhunderte der Finsterniß dahin geführt, daß die einst den Einfältigsten geläufige Bildersprache der Kirche heute selbst dem Gebildeten zu einer Hieroglyphenschrift, den Gelehrten zu einem Felde der Forschung und der Entdeckungen geworden. Was ist, um nur eine Klasse aus vielen herauszugreifen, von den zahllosen Symbolen Christi im Gebrauche der Kunst und im Verständniß der Menge geblieben? Das einzige Lamm Gottes und allenfalls der Pelikan, die sich bei der Hochflut der Renaissance auf die Spitzen der Drehtabernakel flüchteten. Dagegen ist zum Beispiel das altehrwürdige Symbol des Herrn, der Fisch (Quid est piscis assus nisi Christus passus, sagt der hl. Augustin), dem Ideenkreise so fern gerückt, daß der Maler, Bildhauer, Dichter es kaum mehr wagen darf, sich des einst so gebräuchlichen Tropus zu bedienen. Ja das tiefsinnigste und treffendste Symbol Christi, das noch bei Dante in so hohen Ehren steht, der Greif, der so köstlich den gigas geminae substantiae, die Einheit in doppelter Natur, sinnbildet, ist gänzlich aus dem ABC der Künstler verschwunden und würde bei neuem Erscheinen kaum anders angesehen als ein Wasserspeier, der besser gethan, sich nicht in das Innere der Kirche zu verirren. Es hat daher neben der geschichtlich-antiquarischen auch eine höchst praktische Seite, wenn die Sprache der Symbolik, dies kirchliche Volapük des Mittelalters, dem Verständnisse und der Liebe weiterer Kreise näher gebracht wird.

Um eine Idee zu geben von dem Reichthum dieser Sprache und der Ausdrucksfähigkeit ihrer Bilder, ist es vielleicht nicht ohne Interesse,

eine einzige Silbe aus dem Schatze derselben herauszugreifen, das Wort „Kreuz". Und auch dieses Wort wollen wir nicht verfolgen durch die Schriften der Väter und Kirchenlehrer, nicht durch die Liturgien von Byzanz und Armenien, nicht durch die Katakomben Roms und die Kathedralen Europa's, sondern einzig durch die Hymnenpoesie der lateinischen Kirche, und auch hier ohne im entferntesten auf irgendwelche Vollständigkeit Anspruch zu machen.

Bevor wir indes der streng liturgischen Dichtung uns zuwenden, sei es erlaubt, auf ein Gedicht zu verweisen, das früher Cyprian zugeschrieben ward und das jedenfalls der ältesten christlichen Dichtung, mindestens der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts angehört [1]. Das Gedicht ist nämlich dadurch merkwürdig, daß es das nächstgelegene Symbol des Kreuzes, den blühenden, fruchttragenden Baum, in langer, weitausgesponnener Allegorie uns vorführt.

In der Mitte der Welt, der sichtbaren, lieget ein Hügel,
Welchen Golgatha nennet die jüdische Sprache des Landes.
Hier sind, wie uns bekannt, dem dürren Holz eines Baumes,
Den man gefällt und gepflanzt, heilbringende Früchte entsprossen.
Doch sie kamen zu gute den Gärtnern nicht, die ihn setzten,
Nein, ein neues Geschlecht genoß seine seligen Früchte.
Dieses Baumes Gestalt, ein gerader Pfahl ohne Zweige,
Der sich nach oben zertheilt in zwei abstrebende Arme,
Ausgestreckt wie die Raa'n an windgeschwollenen Segeln
Oder dem Joch verbundener Farr'n am Pfluge vergleichbar.
Ihn, die Frucht dieses Baumes aus uranfänglichem Samen
Barg, da er abfiel, die Erd', doch (wunderbarlich erscheint es)
Schon am dritten der Tage entkeimte er wieder, vom Himmel
Und der Erde bestaunt, ein Reis voll Früchten des Lebens.
Doch nachdem er aufs neu' der Tage vierzig gegrünet,
Wuchs ins Unendliche er, sein Wipfel berührte den Himmel,
Wo er allmählich verbarg das heilige Haupt unter Wolken,
Während er noch zuletzt zwölf fruchtbeladene Zweige
Von sich streckte, mit ihnen die ganze Erd' überschattend,
Nahrung allen Völkern zu spenden und ewiges Leben,
Auch zu zeigen, wie man gerechten Todes versterbe.
Als nun, seitdem er erstand, der Tage fünfzig verstrichen,
Goß aus erhabenster Höh' einen Regen göttlichen Nektars
Auf die Zweige herab des Himmels heiliger Weltgeist,
Daß vom süßesten Thau man sah rings triefen die Blätter [2].

---

[1] Vgl. Ebert, Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters. I, 304; Corpus script. eccl. III, 3, 305 sqq.

[2] L. Dreves, Lieder der Kirche. Schaffhausen 1868. S. 3.

Wie man sieht, verläßt der Dichter allmählich das Kreuz, um vom Kreuze auf die Kreuzesfrucht, Christus, und weiter auf den Lebensbaum der Kirche zu kommen. Im Schatten dieses Baumes ist eine Quelle, in der alle, welche des Baumes Früchte kosten wollen, sich baden müssen. „Die verschiedene Wirkung, die ihr Genuß auf den einzelnen hat, schildert dann noch der Autor, der, so sehr diese durchgeführte Allegorie auch zu dem christlichen Geschmacke stimmt, doch in seiner Ausdrucksweise den der Schule der heidnischen Dichter, namentlich des Virgil, treugebliebenen Redner offenbart.“ [1] Verwandt mit diesem Urtheile Eberts ist das Fortlage's. „Das Gleichniß“, meint er, „beginnt in dem räthselvollen Orakelton, womit in der alten Tragödie Göttersprüche und Schicksalsfügungen erzählt werden, wobei immer der ungewöhnliche Ausdruck dem gewohnten, der dunklere dem hellen vorgezogen wird.“ [2]

Ambrosius, der erste, der den Hymnengesang in die Liturgie der abendländischen Kirche aufnahm, ist in seiner strengen altrömischen Weise überhaupt kein Freund der figürlichen Redeweise. Dennoch führt er uns in seinem Hymnus zur Terz, allerdings in nur drei Worten, die aber inhaltsschwer sind und besser malen als ebenso viele Sätze und Strophen, den Herrn am Kreuze vor als Triumphator auf rossebeschirrtem Triumphwagen:

Celsus triumphi vertice
Matri loquebatur suae:
En filius, mater, tuus,
Apostole, en mater tua.

Dieses echt ambrosianische, echt lateinische Celsus triumphi vertice ist eben, weil es jenes ist, auch so gut wie unübersetzbar.

Bedeutend reicher ist der Bilderschmuck des Venantius Fortunatus, dem wir die ältesten und köstlichsten Kreuzlieder im eigentlichen Sinne des Wortes verdanken, Lieder, die selbst in der Ueberarbeitung noch zu den Perlen unseres Breviers rechnen. Vor allem ist das Vexilla regis reich an Schmuck der schönsten und treffendsten Bilder. Jede Strophe des Liedes bietet uns ein neues. In der ersten sehen wir das Kreuz als Fahne des christlichen Heerbannes, als den Kaiseradler, der den Streiterschaaren Christi vorgetragen wird:

Vexilla regis prodeunt,	Hervor des Königs Banner geh'n,
Fulget crucis mysterium,	Das Kreuz erglänzet wunderbar,
Quo carne carnis conditor	Dran wir im Fleische hängen seh'n
Suspensus est patibulo.	Ihn, der des Fleisches Schöpfer war [3].

---

[1] Ebert a. a. O. [2] Gesänge christlicher Vorzeit. Berlin 1844. S. 365.

[3] Die Uebersetzung dieser und der folgenden Strophen aus L. Dreves, Lieder der Kirche. S. 53 ff.

Die zweite Strophe, welche im römischen Brevier fehlt, zeigt uns das **Kreuz als den Opferaltar**, an dem der Hohepriester des Neuen Bundes, um mit Paulus zu reden, „durch ein einmaliges Opfer die Geheiligten vollendet hat auf ewig" (Hebr. 10, 14).

Confixa clavis viscera,	Die Händ' durchbohrt vom Nägelpaar,
Tendens manus, vestigia,	Die Arme weithin ausgestreckt,
Redemptionis gratia	Bracht' er sich selbst als Opfer dar,
Hic immolata est hostia.	Die Schuld zu sühnen, die uns deckt.

Weiterhin zeigt uns der Dichter das Kreuz als **Born des Lebens**, indem vom Stamme desselben die beiden Quellen strömen, welche in uns das übernatürliche Leben zeugen und das einmal gezeugte ernähren und kräftigen. Auch in dieser Strophe — es ist das eine Eigenthümlichkeit und, fügen wir bei, ein Vorzug dieses schwungvollen Hymnus — wird nicht in dürren Worten Symbol nach Symbol aufgezählt und allenfalls mit dem Schmucke einiger mehr oder minder gesuchten Beiwörter verbrämt, sondern der Fluß der Gedanken und der Strom der Gefühle führt, fast ohne daß man sich dessen recht bewußt wird, Bild um Bild, Scene um Scene an uns vorüber, so daß man lebhaft an die allen geläufige Lessing'sche Theorie vom Umsatz der Beschreibung in Erzählung und Handlung gemahnt wird. So auch hier die Eröffnung der Seite Jesu:

Quo vulneratus insuper	Aus seiner Seit', die obendrein
Mucrone dirae lanceae,	Durchstach der scharfen Lanze Stoß,
Ut nos lavaret crimine,	Zu waschen uns von Sünden rein,
Manavit unda, sanguine.	So Blut als Wasser sich ergoß.

Kurz und treu könnte man Inhalt und Folge der Gedanken unseres Hymnus zusammenfassen in dem Satze: Das Kreuz ist des Königs Banner, der Altar des Hohenpriesters, der Quell des Heiles, ein Herrscherthron, ein Lebensbaum, die Wage des Erlösungspreises, eine heilkräftige Balsamstaude. Wie ganz anders der Dichter! Ein einziges dieser Symbole, das erste, hat er ausdrücklich genannt: vexilla regis, alle übrigen hat er in einer Weise umschrieben und umsponnen, daß selbst der Name absichtlich gemieden scheint. So wenn er vom Kreuze als vom Throne des Erlöser-Gottes spricht:

Impleta sunt, quae concinit	Erfüllt ist nun, was im Gedicht
David fideli carmine	Einst David prophezeite, der
Dicens: in nationibus	Weissagend zu den Völkern spricht:
Regnavit a ligno Deus.	Vom Holz regieren wird der Herr.

Es schließt sich an das Symbol des Lebensbaumes, dasselbe, das wir eingangs Pseudo-Cyprian in so schöner Weise entwickeln und erweitern sahen, dasselbe, das unser Dichter in seinem andern classischen Passionshymnus in der unübertrefflichen Strophe vorführt:

Crux fidelis, inter omnes	Baum des Glaubens, einzig edler
arbor una nobilis:	unter allen Bäumen hier,
Nulla talem silva profert	Welchem andern ward beschieden
fronde, flore, germine,	Laub und Blüte gleich wie dir?
Dulce lignum dulci clavo	Süßes Holz, o süße Nägel,
dulce pondus sustinens.	süße Bürde traget ihr!

Auch in dem dritten, richtiger ersten Kreuzliede des Venantius kehrt dieses Bild wieder in den Zeilen:

Fertilitate potens, o dulce, o nobile lignum,
Quando tuis ramis tam nova poma geris.

Baum, dem Kraft zu tragen nicht fehlt, o lieber, erlauchter,
Deinen Aesten entkeimt Frucht, wie noch keiner sie trug.

Nicht ganz so ausdrücklich, wenn auch deutlich genug wird, wie gesagt, in unserem Liede der Vergleich durchgeführt, der uns das Kreuz als lebendigen Baum, den Herrn als dessen reife Frucht denken läßt; hier singt unser Dichter, indem er im zweiten Verse noch eine Reminiscenz aus der vorhergehenden Strophe einfließen läßt, wodurch dem allzu Schablonenmäßigen, das da immer dem poetischen Genius widerstreitet, ein heilsamer Abbruch geschieht und eine innigere Verkettung der Gedanken erzielt wird:

Arbor decora et fulgida,	O Baum voll Zierde, dessen Ast
Ornata regis purpura,	Der Purpur eines Königs schmückt,
Electa digna stipite	Welch eine süße, heil'ge Last
Tam sancta membra tangere.	Zu tragen ward dein Stamm beglückt!

Neu und Fortunatus eigen ist, wenn wir die Hymnenpoesie allein ins Auge fassen, der Vergleich der folgenden Strophe, der das Kreuz als die Wage auffaßt, auf welcher das dem Vater gebührende Lösegeld für die Sünden der Welt abgewogen wird, ein Vergleich, der auch im Pange lingua wiederkehrt in den Worten: Sola digna tu fuisti ferre mundi pretium. Hier singt der Dichter:

Beata cujus brachiis	Heil dir, der du die Wage bist,
Saecli pependit pretium	Darauf der Menschheit Lösegeld
Statera facta corporis	Und aller Werth gewogen ist
Praedamque tulit tartari.	Des Raubes aus der Unterwelt.

Die vorletzte Strophe, die wiederum im römischen Breviere ausgelassen und durch eine andere ersetzt ist, welche natürlich nicht von Fortunat herrührt, feiert das Kreuzholz als eine köstliche Libanstaude, deren Rinde wohlriechendes Harz entströmt. Sie ist die letzte Strophe symbolischen Inhaltes. An sie reiht sich sofort — im Brevier gleichfalls durch eine andere Strophe ersetzt — ein letzter Gruß, eine Adoratio des heiligen Zeichens der Erlösung und als Abschluß des Ganzen eben jener Gedanke, der in nur wenig verschiedenen Worten auch der Schluß der ersten Strophe gewesen, jene beliebte, Dichtern und Rednern gemeinsame Art, den Schluß dem Anfange gleichzugestalten.

Fundis aroma cortice,	Aus deinem Holz hervor sich drängt
Vincis sapore nectare,	Ein Duft, dem selbst der Nektar weicht,
Jucunda fructu fertili	So prangst, mit heil'ger Frucht behängt,
Plaudis triumpho nobili.	Als Sieger du, dem keiner gleicht.
Salve ara, salve victima	Dich grüß' ich, Altar, Opfer, dich
De passionis gloria,	Im Strahlenglanze der Passion,
Qua vita mortem pertulit	Durch die dem Tod das Leben wich,
Et morte vitam reddidit.	Doch Leben ward des Todes Lohn.

Neue Beiträge zur Kreuzsymbolik liefert uns der Hymnus Pange lingua nicht, das Crux benedicta nitet aber nur einen. Fortunat redet vom Kreuze als vom Weinstock — noch nicht Kelter —, dessen Traube Christus süßen Wein ausströmt:

Appensa est vitis inter tua brachia, de qua
Dulcia sanguineo vina rubore fluunt.

Wen erinnerte das nicht an den Schluß des „geistlichen Mayen“ der deutschen Mystiker:

Unter des creutzes äste,
Do schenkt man cipper wein,
Maria ist die kellerin,
Die engel schenken ein.

Unter den bilder- und tropenreichen, mystisch tiefen Sequenzen Notker des Stammlers, auf die wir Kürze halber übergehen, finden sich keine für die Kreuzfeste; Fasten- und Passionszeit hatten überhaupt keine Sequenzen, weil kein Alleluja; denn aus diesem waren jene hervorgegangen. Daß die Sequenz Regi coelorum nostra pangat harmonia, welche der St. Galler Mönch Brander in seiner großen Sequenzensammlung (Cod. 546) ihm zuschreibt, nicht von Notker herrührt, beweist unwider-

leglich das Fehlen derselben in den alten St. Galler Troparien. Dieselbe enthält übrigens, wenn wir von dem Ausdrucke cedrorum prima (schönster der Cederbäume) absehen, kein neues Bild. Dasselbe ist der Fall mit einer, im andern höchst interessanten Sequenz Hermanns von Vehringen (Hermannus Contractus) mit dem Anfange Grates, honos, hierarchia. Dieselbe bringt nämlich nur ein neues Bild: das Kreuz die Kelter, Christus die Traube, ein Tropus, zu dem Jf. 63, 3 (Torcular calcavi solus et de gentibus non est vir mecum) den Anlaß gibt. Die betreffende Stelle der Sequenz lautet:

Et tu solus qui fortiter	Und du, der du mit Muth allein
crucis torcular	des Kreuzes Kelter
tristeque prelum,	und traur'ge Presse
vir de gentibus	getreten, keiner
nullus tecum,	vom Volke stand
idem ipse	zur Seite dir,
botrus elegans Cypri	du schöne, blutig-rothe
rubicundulus, calcasti	Traube von Cyperns Weingebirg,
bibens nobiscum	mit uns dich labend
potum te nobis	gib uns zum Tranke
ipsum tui	dich in deines
fer patris in regno.	Vaters ew'gem Reiche [1].

Reich an Ausbeute für den Symboliker ist dagegen eine andere ebenso merkwürdige Sequenz, die ich unlängst aus je einer Schlierbacher, Grazer und Münchener Handschrift veröffentlicht habe und die wohl zweifellos denselben Hermann von Vehringen zum Verfasser hat. Dieselbe symbolisirt in so eingehender und eigenartiger Weise die Quadratur, das longum, latum et profundum des Kreuzes (vgl. Ephes. 3, 18), daß ich eine wortgetreue prosaische Uebertragung der Sequenz hier folgen lasse [2].

1. Vom Sonnenaufgange und vom Niedergange, vom Norden und vom Meere sei Lob dir, o Christus.

2. Ein lebendiges Friedopfer an den vier Armen (cornua) des Kreuzes hangend, brichst du durch die vier Weltgegenden hin die Bande des Todes.

---

[1] Vgl. hiermit die Sequenz bei Mone I, 181, die offenbar auch Hermann zum Verfasser hat: „Qua torcular calcat, de Edom qui venerat et de Bosra.... Tu vectis es botri nati de vineis Engaddi."

[2] Für den lateinischen Text verweise ich den Leser auf meine Analecta hymnica medii aevi VIII, 25. Vgl. auch die schon erwähnte Ostersequenz (Mone I, 181): Christus carnis templum hac dierum summa constructum, quam tetragrammaton Adam graece colligit in te (cruce scil.) dissolvendum obtulit.

3. Indes nicht in jedem Menschen, sondern nur in jenen, die an dich glauben und dich, den einzigen Sohn Gottes, bekennen, den die vier Evangelien verkünden als den Gesandten des Vaters, Jesus Christus.

4. Du, der du Gott bist, vernichtest den Leib der Sünde, den mit seinen vier Theilen Satan gebaut, welche sind Schlange, Basilisk, Löwe und Drache, des viertägigen Todes (Joh. 11, 39) Benennungen,

5. Bedeutend Versuchung, Wohlgefallen, Einwilligung, Gewohnheit des Bösen, durch welche der Mensch zu Grunde geht,

6. Welche du durch die Wunden deines Fleisches ertödtest, sie anheftend an die vier Arme deines Kreuzes.

7. Die durch diese vier Uebel gefangene Sunamitin, die Seele, ruft die Kirche zu dir zurück, indem sie viermal spricht:

8. Kehre zurück, kehre zurück, kehre zurück, kehre zurück, Verachtete, indem sie auf die vier Winkel des Kreuzes hinweist.

9. Diese bedeuten: ἄρκτος (Norden), δύσις (Westen), ἀνατολή (Osten), μέσις (Süden), deren Anfangsbuchstaben den Namen Adam bilden.

10. Diesen, der in seinen Söhnen über die vier Theile dieser Welt hin zerstreut ist, rufest du zu dir zurück, du guter Kreuzträger.

11. Denn diejenigen, welche du nicht an dich ziehst, werden niemals sich erfreuen in der viergetheilten Heimat des Lichtes.

12. Am Kreuze verbindest du Himmel und Erde mit deinem Blute, allen Streit beilegend.

13. O Gesegneter, da du für uns zum Fluch geworden — denn verflucht ist jeder, der da hängt am Kreuze —, machest du uns aus Verfluchten zu Gesegneten.

14. Deine Anbeter, Jesu von Nazareth, König der Juden, sind die verborgenen, nicht die äußerlichen Juden, die den Titel deiner Herrschaft tragen.

15. Die Aufschrift dieses Titels, eingeschrieben in uns vom Heiligen Geiste im Zeichen des Kreuzes,

16. Laß sie nicht in uns verderben bis ans Ende, du Ende ohne Ende, Sohn Gottes des Vaters,

17. König, dessen das Bild und die Umschrift der Münze, welche wir sind, die Drachme, welche du wiedergefunden.

18. Sie schauen an die Bürger des himmlischen Vaterlandes und würdigen sich, an ihnen ihre Mitknechte zu erkennen,

19. Deren Herr du bist, wie auch der Menschen, deshalb, weil du Gottmensch geworden bist.

20. Du stärkest im Himmel das Leben der Engel und entreißest den Menschen dem Tode

21. Durch den Weizen und den Wein. Du bist uns vorgesetzt auf dem Altar des Kreuzes

22. Mit dem Brode der Engel uns stärkend und Jungfrauen gebärend aus dem Weine.

23. Mache durch dein Fleisch und Blut uns, die Satan entjungfräulicht (devirginavit),

24. Wieder jungfräulich, Sohn der Jungfrau, Gott hochgelobt,
25. Damit wir in Jungfräulichkeit heilig seien mit den Heiligen.

Diese Sequenz bezeichnet, wie überhaupt die Person Hermanns von Vehringen, den Höhepunkt jener älteren mystisch-theosophischen Tropendichtung des frühen Mittelalters. Sie gemahnt uns an die plastischen und graphischen Künste jener Zeit, die unter ernsten, ja steifen und vielfach verzeichneten Formen eine ungeahnte Fülle und Tiefe des Gedankens, ein ebenso reich als eigenartig entwickeltes Geistesleben verbergen, massiv, ja massig wie die Dome und Münster jener Tage und wie die Menschen, welche sie bauten, die Männer der karolingischen und ottonischen Zeiten.

Doch ich gewahre mit Schrecken, an einen wie unerschöpflichen Stoff ich mich gewagt, wie derselbe unter der Feder schwillt und wächst und aus dem engen Rahmen eines flüchtigen Essays heraustreten möchte. Ich beeile mich, ihn in sein Geleise zurückzudämmen und versetze den Leser, an zahllosen Blütenbeeten, nein, ganzen Gartenculturen vorbeieilend, sofort in die Blütezeit der Reimdichtung, in das ausgehende zwölfte und das mittlere dreizehnte Jahrhundert. Selbst bei Abälard will ich nicht verweilen; einen einzigen Zug nur will ich ihm entlehnen, der dazu dient, den Typus der Traube von Neheleseol (Num. 13, 24 f.) zu vervollständigen. In den Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, Jahrgang 1858, S. 313, theilt Gustav Heider eine interessante Darstellung aus einer französischen Miniaturhandschrift des 14. Jahrhunderts (Cod. Palat. Vindobon. 2554) mit. Ein am Kreuze hängender Christus wird von zwei Männern so getragen, daß der eine den rechten, der andere den linken Kreuzarm auf der Schulter hat. Der vordere der Träger ist durch einen Spitzhut, das traditionelle Merkmal der Juden auf mittelalterlichen Darstellungen, gekennzeichnet, der hintere durch die breite Mönchstonsur als Glied des Clerus. Die Erläuterung zu dieser Darstellung geben uns die folgenden Zeilen aus Abälards zweitem Hymnus für die Feste der Evangelisten:

Torcular crux est dominica,
Botrum hic Christum considera,
Vecte suspensum hunc mystica
Praefiguravit historia.

Hunc deferentes ad populum
Fertilitatis indicium,
Hi sunt, qui crucis mysterium
Mundi salutem aperiunt.

Prior non videns, quem bajulat,
Christi prophetas significat,
Is, qui succedit, ut videat,
Visa narrantes hos denotat [1].

Doch nun, wie gesagt, ein rundes Jahrhundert weiter! Wir befinden uns mitten in der vollen Blüte der Gotik; es knospt, es rankt, ja wuchert überall in üppigem Reichthum, in bezaubernder Anmuth. Jetzt stimmt der Sänger, sei's Adam von St. Victor, sei's Hugo von Orleans, oder wer immer der Gottbegnadete war, den Päan des Kreuzes an, das erhabene, wortgewaltige Laudes crucis. Ich darf wohl voraussetzen, daß es meinen Lesern nicht unbekannt ist [2], und eile weiter. Jetzt hebt der seraphische Lehrer Bonaventura seinen vom lieblichen Oele der Salbung und des Trostes überfließenden Laudismus de sancta cruce an:

Recordare sanctae crucis,	O gedenk' ans Kreuz, das hehre,
Qui perfectam vitam ducis,	Der du lebst nach Christi Lehre,
Delectare jugiter;	Und erfreue dein Gemüth;
Sanctae crucis recordare	An das hehre Kreuz gedenke,
Et in ipsa meditare	Ja dich ganz darein versenke
Insatiabiliter.	Nie ersättigt, nimmer müd'.

---

[1] Diese Verse lauten in der Uebertragung:

„Die Kelter ist das Kreuz des Herrn, die Traube ist Christus der Herr, geheimnißvoll vorbedeutet durch die Traube an der Tragstange.

Die Träger dieser Traube, eines Wahrzeichens der Fruchtbarkeit, sind diejenigen, welche der Welt das Geheimniß des Kreuzes enthüllen.

Der vordere Träger, welcher nicht sieht, was er trägt, bedeutet die Propheten Christi, der hintere, welcher sieht, was er trägt, versinnbildet diese (d. h. die Evangelisten), welche Gesehenes berichten."

Diese Exegese ist im wesentlichen Beda (Comment. in Num. c. 13) entlehnt. Fast wörtlich stimmt mit Abälard die Wiener Handschrift 1179, aus der Heider a. a. O. folgende Erläuterung einer verwandten Miniatur entnimmt: Duo deferentes botrum, senex et juvenis, significant Judaeos et Christianos, qui deferunt Jesum. Senex, qui praecedebat et juveni viam ostendebat, significat Judaeos, qui deferebant mandata Jesu Christi et tamen sua facta ignorabant. Juvenis, qui sequebatur et videbat suum onus, significat Christianos, qui vident suum onus per mandata legis et evangelii Jesu Christi.

[2] Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXIX. S. 428 ff. Die dort vertretene Ansicht von der Autorschaft Adams von St. Victor halte ich auch heute noch für wahrscheinlich. Doch ist die Zuversicht, mit der ich damals sprechen konnte, wesentlich gedämpft durch die seitherige Wahrnehmung, daß die Sequenz Laudes crucis in sehr frühen Handschriften vorkommt, in denen andere Prosen Adams sich nicht finden. Keine dieser Handschriften kann mit Gewißheit für so alt angesehen werden, daß Adams Autorschaft als beseitigt gelten müßte. Allein der Umstand gibt doch zu denken und macht skeptisch.

Cum quiescis aut laboras,	Ob du schlummerst, ob du wachest,
Quando rides, quando ploras,	Ob du weinest oder lachest,
Doles sive gaudeas;	Bei der Klage wie beim Scherz;
Quando vadis, quando venis,	Magst du kommen, magst du scheiden,
In solatiis, in penis	Wie in Freuden, so in Leiden
Crucem corde teneas.	Schließe fest das Kreuz ins Herz.

Und nun wird uns das Zeichen des Erlösers vorgeführt als der beste Tröster im Leiden, als Asyl und Zuflucht der Bedrängten, als Thor des Himmels, als Arznei der Welt, als Licht der Herzen, als Schatzkammer der Heiligen, als Spiegel der Tugend u. s. w. Wollten wir in dieser Zeit auch nur bezüglich dessen Vollständigkeit erstreben, was sich uns wie von selbst und a prima vista aufdrängt, es würde uns bald wie dem Schiffer auf hoher See ergehen: die Gestade würden zurücktreten, versinken und wir wie auf schrankenlosem Spiegel dahintreiben. Stellen wie die folgenden bieten sich auf Schritt und Tritt:

Dulcis arbor et suavis,
Veri nautae vera navis,
Cujus est firmata clavis,
Nos transfer ad gloriam.

„Süßer Baum, wahres Schiff des wahren Schiffelenkers[1], durch dessen Steuer es unentwegt ist, leite uns zur Glorie.“ Oder:

Lignum Noe reseratur,
Noster Noe cruci datur,
Lignum ligno reparatur,
In quo serpens vicerat.

„Das Holz Noe's wird gedeutet (seine Bedeutung erschlossen), da unser Noe ans Kreuz geschlagen und durch Holz das Holz gesühnt wird, an dem die Schlange gesiegt hatte.“ Statt das Unmögliche zu versuchen und allen einzelnen Bildern und Symbolen nachzugehen, wird es vorzuziehen sein, wie für die ältere Zeit, so auch für diese Periode eine ganze Sequenz im Zusammenhange vorzuführen. Ich wähle ein Kreuzlied, das in gewiß gelungener Weise die wichtigsten und häufigsten Symbole zusammenstellt und das den liturgischen Büchern der altehrwürdigen Abtei Seckau entnommen ist. Wenn ich versuche, dasselbe in metrischer Uebertragung auch dem des Lateinischen unkundigen Leser zugänglich zu machen, so darf ich dabei wohl auf die Nachsicht jener rechnen, welche im Stande sind, den

[1] Vgl. auch: Et puppe crucis saecula sulca. Analecta hymnica. Bd. IX. S. 278.

gewaltigen Abstand zu gewahren, der zwischen dem Original und der Verdeutschung besteht. Denn wenn jede metrische Uebersetzung aus dem ungleich knapperen und reimreicheren Latein schwer ist, so stellt diese Sequenz die Geduld des Verdolmetschers ganz besonders auf die Probe, wovon sich jeder überzeugen wird, der den sehr löblichen Versuch macht, eine bessere und wenn möglich sinngetreuere Uebertragung in Rhythmus und Reim des Originals zu liefern.

Aram crucis omnes lucis
Adorate filii,
Qua damnatis datur gratis
Spes et res auxilii.

Christen, tretet her und betet
Vor des Kreuzes Sühnaltar,
Das gegeben Licht und Leben,
Wo nur Todesschatten war.

Agni sanguis hanc sacravit,
Praesul pacis hac piavit
Crimen Adae veteris;
Ligni fructus jam redemit,
Ligni gustu quos peremit
Mater nostri generis.

Holz, vom Lammesblut geröthet,
Holz, dran Adä Schuld ertödtet
Christ, des Friedensfürsten, Macht;
Holzes Frucht, die uns befreite,
Uns, die Frucht des Holzes weihte
Ew'gem Tode, ew'ger Nacht.

Hoc pependit, hoc tetendit
Se salutis opifex,
Hinc captivos reddit vivos
Primae fraudis artifex.

Holz, in Peinen trugst den Einen,
Trugst den Sohn der Reinen du,
Satans Meute läßt die Beute,
Flieht und stürzt der Hölle zu.

Botro, vecte qui portatur,
Botrus iste figuratur
Signo pendens,
Sed transcendens
Omnem sensum hominis.
Iste mortis tulit prelum,
Liquor hujus pandit caelum,
Mors non nocet,
Qua se docet
Domibus inditum.

Kalebs Traube, fern erbeutet,
Diese Traube vorbedeutet
Ohne Gleichen,
Die am Zeichen
Dieses heil'gen Holzes schwebt.
Jene war dem Tod verfallen,
Dieser Blut des Himmels Hallen
Uns erschließet,
Heil ergießet
Sie auf alles, was da lebt.

Signum crucis, donum lucis,
Terror hosti fit, si posti
Fide sit illitum;
Cessat caedens, fugit laedens,
Mors non nocet, qua se docet
Domibus inditum.

Kreuzesstabe, Lichtes Gabe,
Feinde weichen, wo dein Zeichen
Ueber der Schwelle blinkt;
Satan fliehet, Tod verziehet,
Nicht zu nahen untersahen
Beide sich, wo es winkt.

Ipsa crucis quadra forma
Spiritali monstrat norma,
Spes ut sursum sit in caelis,
Mens profundo sit fidelis,
Caritate dilatetur,
Ferat longum, quo probetur.

Kreuzes Form ist viergestaltig,
Uns bedeutend mannigfaltig,
Daß die Hoffnung droben thronet,
Treue tief im Herzen wohnet,
Liebe Weites will umfassen,
Lange Prüfung trägt gelassen.

Mortem vastat, coelum ditat,	Tod beraubend, Reich erschließend,
Hos relinquit, hos invitat,	Fluch versendend, Heil ergießend,
Hinc Judaeos, illinc gentes,	Dort der Jude, hier der Heide,
Hos aversos, has credentes	Vor den Richtstuhl ruft es beide,
Crux, tribunal judicantis,	Den verstockt, doch diesen willig,
Factis aequa compensantis.	Strafend, lohnend recht und billig.
Per transversum duo ligna	Kreuzend sich des Kreuzes Zweige
Dant alternae pacis signa,	Uns bedeuten, daß da schweige
Pias mentes quas benigna	Aller Haß, wo es sich zeige,
Semper nectit caritas.	Wo ihr Band die Liebe flicht.
Cruce praedo mundi perit,	Kreuz, du hast den Feind bezwungen,
Crux hostiles vires ferit,	Kreuz, du hast sein Reich verschlungen,
Crux salutem mundo gerit,	Kreuz, du hast das Heil errungen,
Crux est mundi claritas.	Kreuz, du bist der Welten Licht.
Regnum mortis jam decrescit,	Seht, das Todtenreich sich leeret,
Regnum vitae convalescit,	Seht, das Himmelreich sich mehret,
Sceptrum pacis late splendet,	Friedensscepter herrscht hienieden,
Ex quo pax in cruce pendet.	Seit am Kreuze hing der Frieden.
Orbis crucis per trophaeum	Vor des Kreuzes Siegeszeichen
Credit unum verum Deum,	Götzenwahn und Greuel weichen,
Larvae ruunt idolorum,	Und zum Himmel zieh'n im wahren
Fides pollet electorum.	Glauben der Erwählten Schaaren.
Mare sonet, aer tonet,	Meer, nun grolle, Donner rolle,
Haerens ligno sub maligno	Tobt im Bunde, nie zu Grunde
Nunquam fluctu mergitur;	Geht, wer sich am Kreuze hält;
Pandat velum, spectet caelum,	Diese starke Gottesbarke,
Fides cruce fida duce	Sicher schwimmt sie, sicher nimmt sie
Patriam pervehitur.	Ihren Lauf zur bessern Welt.
Agne Dei, cujus sanguis	Lamm, das uns, aufs Kreuz gebettet,
Dirum virus fugat anguis,	Hat vom Schlangenbiß gerettet,
Tuae crucis	Durch dein heil'ges
beneficio	Kreuz, vom Blute roth,
Nos ab omni	Uns errette
sana vitio.	von dem ew'gen Tod.
Tuum pneuma nobis dona,	Deinen heil'gen Geist uns gebe,
Nos illustra fide bona,	Deine Liebe in uns lebe,
Sanctae pacis	O versag' uns
reple gratia,	deinen Frieden nicht,
Tui vultus	Laß uns leuchten
luce satia.	einst dein Angesicht.

Das Wesen der Poesie besteht nicht in Rhythmus und Reim, nicht im Steigen und Fallen des Tones, nicht im Reigentanze der Silben, noch im Singen und Klingen des Gleichlautes, so wenig als des Menschen Schönheit in der Pracht und dem Prunke der Gewandung besteht. Es

sind, mit Geschick und Geschmack gehandhabt, Mittel, die Schönheit zu heben und die Anmuth zu erhöhen, sind aber unter Umständen auch Gefahr. Ein interessantes Beispiel echter Poesie in ungebundener Rede bietet ein Officium zum Feste Kreuzerhöhung, wie es sich in dem 1517 gedruckten Breviere von Lund befindet. Das Hochpoetische desselben liegt in der bloßen Uebertragung und Anwendung von Schriftworten auf das Kreuz und das an dem Kreuze sich vollziehende Opfer. Aber die einzelnen Steine dieser biblischen Mosaik sind so gewählt, die Anspielungen so treffend, daß der Verfasser des Officiums, obschon er selbst kein Wort gesprochen, gleichwohl einen Lobhymnus geschrieben, dessen poetischem Zauber sich schwerlich jemand verschließen wird. Ich setze die schönsten und treffendsten dieser Antiphonen und Responsorien hierher. Auf eine Erklärung muß ich schon des Raumes halber so gut wie verzichten und kann dies um so eher, als demjenigen, der diese Sprache und ihre Geheimnisse nicht versteht, auch durch die ausgedehnteste Exegese schwerlich geholfen, den übrigen aber der Genuß nur verdorben würde.

Ego quasi terebinthus extendi ramos meos, et rami mei honoris et gratiae.	Wie eine Terebinthe habe ich (das Kreuz) meine Zweige ausgebreitet, und meine Zweige sind Ehre und Gnade.
Sub umbra illius, quem desiderabam, sedi et fructus ejus dulcis gutturi meo.	Unter dem Schatten dessen, nach dem ich verlangte, saß ich (die Seele) und süß war seine Frucht meinem Gaumen.
Dixi: Ascendam in palmam et apprehendam fructus ejus.	Ich (die Seele) sprach: Steigen will ich auf den Palmbaum und greifen nach seiner Frucht.
Statura mea assimilata est palmae, et sub arbore malo suscitavi te, ibi violata est genitrix tua.	Deine Gestalt ist ähnlich geworden der Palme, unter dem Apfelbaume habe ich (Christus) dich (die Seele) gezeugt, da ward verletzt deine Mutter (Eva).
En, lectulum Salomonis sexaginta fortes ambiunt.	Siehe, das Ruhebett Salomons (das Kreuz Christi) umstehen sechzig Gewappnete.
Levabo ad gentes manum meam et ad populum meum exaltabo signum.	Zu den Völkern werde ich (Christus) ausbreiten meine Arme und aufpflanzen mein Zeichen in meinem Volke.
Benedicat Israel Domino; dexteram misit ad clavum tabernaculi et sinistram ad fabrorum malleos.	Lobpreise, Israel, den Herrn; seine Rechte hat er (Christus am Kreuz) an den Zeltnagel gelegt, und seine Linke an die Hämmer der Schmiede.

Extendens Jacob manum dexteram posuit super caput Ephraim, sinistram vero super Manassen.

Ausbreitend seine Hände legte Jakob (Christus am Kreuze) seine Rechte auf das Haupt Ephraims (die Heiden), seine Linke aber auf Manasse (die Juden).

Vincenti dabo edere de ligno vitae, quod est in paradiso Dei mei.

Dem Sieger werde ich zu essen geben vom Holze des Lebens (dem Kreuze), das da ist in der Mitte des Paradieses meines Gottes.

Ecce, naves, cum magnae sint, circumferuntur a modico gubernaculo, ubi impetus dirigentis voluerit.

Siehe, die Schiffe (die Kirche), ob sie schon groß sind, werden gelenkt von einem geringen Steuer (dem Kreuz), wohin der Steuermann (Christus) will.

Missi a Moyse exploratores pervenerunt usque ad torrentem botri, ubi absciderunt palmitem cum uva.

Ausgesandt von Moses kamen die Kundschafter bis zum Traubenbache und schnitten ab einen Ast mit der Traube (Christus am Kreuz).

Amantissimus Domini habitabit in eo confidenter, quasi in thalamo morabitur et inter humeros illius requiescet quasi tenerrimus ligni vermiculus.

Der Geliebte des Herrn (Christus) wird in ihm (dem Kreuze) wohnen wie in einem Brautgemache, zwischen seinen Armen wird er ruhen wie ein zarter Wurm des Holzes.

Ich schließe hiermit diesen, wie ich gern gestehe, ebenso flüchtigen als dürftigen und ungenügenden Versuch. Sollte es aller dieser Mängel ungeachtet gelungen sein, an einem aus tausend herausgegriffenen Beispiele zu zeigen, welche Schätze die Tiefen unserer alten Liturgien bergen, und auch nur in einem Leser das Interesse an dieser vergrabenen und vergessenen Literatur zu wecken, so würde dies dem Verfasser zur größten Freude gereichen. Von den poetischen Schätzen der Liturgie — wahren Priamusschätzen, märchenhaft reich und sagenhaft verschollen — läßt sich leider ohne Uebertreibung sagen, was C. Barth von den christlichen Dichtern der älteren Zeiten bemerkt: „Es ist nicht zu sagen, mit welcher Verachtung man allgemein auf so herrliche Werke herabsah. Denn wie viele gäbe es auch unter den Gebildeten, die sonst kaum etwas unerforscht lassen, die derselben auch nur das eine oder andere Mal Erwähnung thäten" (Dici non potest, quam contemptim vulgo tam divina opera habebantur. Quotus enim quisque est vel eruditorum, nihil non pervestigantium alioquin, qui horum bis aut ter meminerit?).

G. M. Dreves S. J.

Wallensteins Schuld.

(Schluß.)

Wallenstein hatte das Generalat mit unbeschränkter Gewalt wieder übernommen; das Schwert mußte entscheiden, von Verhandlungen im Jahre 1632 ist wenig Zuverlässiges bekannt. Gustav Adolf fiel in der Schlacht bei Lützen. Raschin berichtet über die Zeit nach der Schlacht: „Bin den 26. Aprill (1633) zum Fürsten nacher Prag kommen; hat in selbiger audienz ungefähr umb 11 Uhr in der Nacht der Friedländer seinen Discurs continuirt und gesagt: ‚Es hette sich in einem jahr viel verändert, und das sei vor sie besser, jezo habe er erst den rechten Vortheil zu dem, was er im Sinne gehabt‘, — hat angefangen, den König in Schweden zu rühmen, was er vor ein gewaltiger Soldat gewesen sei, es sey aber gar wohl geschehen, daß Er also umbkommen sei, denn es könnten doch zwei Hannen auf einem müst sich nit vertragen. So habe der Graf von Thurn auch die Schwedische Armada in Schlessien anjezo in seinen Händen, als daß die Sachen anjezo viel leichter gehen könnten als vorhero; der von Bubna müßte zu ihm kommen. Er wolle ihn zum Ochsenstern expedieren.“ Bubna ging dann wirklich nach Frankfurt, zuerst mit Raschin zum Grafen Thurn. Im Juni 1633 ist dann Raschin wieder beim Herzog. „Hierauf bin ich ein Meil von dem Städtlein Nimß, so der Fürst gleich einen Tag vorhero abbrennen lassen, zu ihm kommen, da hat er mir gesagt: ‚das ist gut, daß ihr kommen seit, Morgen will ich den Trczka zu dem Arnheimb schicken, umb einen stillstandt zu tractiren, unter dessen wird der von Bubna von dem Ochsenstern zurückhkommen. Ich will aber nichts destoweniger mit der Armada Euch unter die Augen ziehen, Und mich allda logieren, damit man bei Hoff kein Verdacht auf mich werfe, sondern meniglich vermeinte, daß wir feindt waren, aber ich will Euerm Volck darumb nichts thun.‘ So auch beschehen.“ Aus der Relation des Generalwachtmeisters Bubna vom Mai 1633 seien nur die Worte Friedlands hervorgehoben: „seindt wir nicht ertzlappen, daß wir einander die köpfe zerschmeißen, um anderer willen, da wir uns doch gewinschten frieden, indem wir die armeen in unserer Macht haben, machen khenten.“ Das Anerbieten der böhmischen Krone wies Wallenstein ab: „was die krone, das wehre ein gros schelmstuck. Es wehre zwar war,

das der Kaiser ein fromer Her sei, liese sich aber fast (von) ein itwedern pfaffen und bernhetern anfiehren und verleiten. Wir misten sie aber nicht darzu kommen lassen. . . Was wir, die wir die Armeen in unserer Macht haben, abhandeln und schließen, das misten auch die andern, so gleich nicht wolten, annehmen und belieben."[1]

Ueber die folgenden Verhandlungen geben die Briefe Arnims, Thurns und anderer hinreichenden Aufschluß. Am 27. August 1633 schrieb Thurn an Oxenstierna: „Euer Excellenz sezen den wenigsten Zwaifel nit, es ist geschlossen, den Keyser nach Spania zu jagen. Palatinus aus Ungarn schreibt um Hilf, das Ragozzi umb Vortzug. Herzog von Fridtland wiel imb seine 2 Compagnie Ungarn zur Assistenz schiekhen und nit mher."[2] Aber alle Verhandlungen zerschlugen sich, weil Wallenstein ganz plötzlich verlangte, man müsse zuerst die Schweden „aus dem Reich schmeißen", wie Arnim am 26. September an Oxenstierna berichtet: „Hertzog zu Friedelandt ermenet, er müßte eine Zwickmühle behalten und begehret, daß wihr in gesambt ins Reich gehen und der Crohn Schweden Volck erst herausschmeißen wolten, den außer dem befinde er nicht daß einig beständiger Fride zu tractiren. Solche Vohrschläge habe ich unchristlichen gehalten . . . deswegen seindt alle Tractaten zerschlagen und der Stilstandt kegen $\frac{21\ \text{7bris}}{1\ \text{8bris}}$ aufgehoben. . . Ich sehe nicht was der Herzog von Fridelandt mit dem Stilstand gewonnen, uns ist derselbe da zu Nutze gewesen, daß wir unsere Armee conserviret."[3] Der schwedische Kanzler schreibt dann am 30. September an Bernhard von Weimar: „von dem Friedtländer ist alles auf einen purlautern betrug gespielt worden, der Allmächtige gerechte Gott verleihe das das unglück so er auf uns bringen vermeint, auf seinen selbst Kopf fallen mög."[4]

In den letzten Worten liegt die Wichtigkeit dieser Verhandlungen Wallensteins vom Juni bis September 1633 angedeutet. Wenn dieselben auch für die Schuld Wallensteins keinen schlagenden Beweis geben, da sie

---

[1] Die ganze Relation bei Hildebrandt S. 23 ff.

[2] Hildebrandt S. 46. [3] A. a. O. S. 58.

[4] Gädeke S. 198. Warum Wallenstein diese plötzliche Schwenkung machte, wird, wie Irmer (II, LXXV f.) ausführt, wohl kaum je ganz aufgeklärt werden; ob der Tod seines treuen Holk, ob das jähe Schwenken seines von unbeständiger Leidenschaft getriebenen Willens, ob eine astrologische Prophezeiung über baldige Gewinnung einer Schlacht, oder ob irgend ein anderer Grund den Ausschlag gab, ist ungewiß.

ja von Wallenstein abgebrochen wurden und von ihm für Scheinverhandlungen ausgegeben werden konnten, was sie aber im Anfange gewiß nicht waren, so trugen sie doch wesentlich mit dazu bei, daß das Vertrauen der Sachsen und Schweden für Wallenstein jetzt unwiederbringlich verloren war. Als dann Ende 1633 Wallenstein sehr ernstgemeinte Verhandlungen erneuern wollte, stieß er überall auf unbezwingliches Mißtrauen. Adam Trczka schreibt am 26. December 1733 an Kinsky aus Pilsen: Der Herzog schickt „einen Paß vor Hertzog Frantz Albrechten, welchen sie zu deroselben ehist zu kommen begeren, auf daß alle derselben Intention mit ihme geschlossen werde. Denn er nicht allein resolviret mit beiden Churfürsten Sachsen und Brandenburgk sich zu veraccortiren, sondern auch mit Schweden und Frankreich . . . wir seindt im Wergk unser Volck innerhalb 14 Tagen zusammenzuführen, und seindt nunmehr resolvirt die Maskara gantz abzulegen."[1] Aber Arnim berichtet am 8. Januar 1634 diese Meldung an den Kurfürsten von Sachsen mit dem Beifügen: „Mihr aber wirdt es wol so gehen, Wan Ich nicht Zeichen und Wunder sehe, so glaube Ich nicht."[2]

Selbst Thurn meint in einem Schreiben an Kinsky vom 13. Januar 1634: „Wie aber das wergk anzugreiffen, das gefallene vertrawen aufzurichten, der ausgeloschene Glauben aufgeblasen werden möchte, da bedürfte ich weisen und guten raht."[3] Thurn schreibt dann am 18. Januar an Oxenstierna: „Handtgreifliche und augenscheinliche Sachen miessen erfüllt und vorgeschlagen werden, denn die vorgelofne actiones haben khein anders als unglauben und mießtrauen erwekhen khuennen. Her Graf Khinsky ist in warheit ein wicziger feiner cavaglir, hatt guete wissenschaft, was numher zum drithenmal vorgangen, wierth ohn zweifl vor E. Ex. siech nit untersthen aufzuziegen mit unkhlaren sachen."[4] Dieser feine Cavalier Kinsky hatte am 1. Januar auch an den französischen Botschafter Feuquières geschrieben, daß Wallenstein nunmehr entschlossen sei, sich gänzlich dem Willen des Königs von Frankreich zu fügen und die vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen, und daß er hoffe, der abgesandte Edelmann werde die Ratification des verabredeten Vertrages zurückbringen[5]. Sobald dann der Revers unterschrieben, versicherte Kinsky dem Gesandten, daß Wallenstein sich nunmehr vollkommen auf

---

[1] Gädeke S. 214. [2] A. a. O. S. 216.
[3] Hildebrandt S. 69. [4] A. a. O. S. 72.
[5] Aretin S. 71, nach Röse, Bernhard von Weimar I, 454.

seine Unterbefehlshaber verlassen könne, weshalb er jenen zur schleunigsten Beendung des Geschäftes aufforderte[1]. Barthold, der die Verhandlungen Frankreichs mit Wallenstein genau bespricht, kommt zu dem Urtheil: „Waldstein mußte fallen infolge seiner grundfalschen Stellung zu seinem Gebieter und infolge seiner grundfalschen Diplomatie; er fiel mit Recht, wenn auch fast unerklärlich ohne Ankläger, wegen seiner eingegangenen, verrätherischen Verbindung mit Frankreich. Daß Waldstein solche Entwürfe (Richelieu's) nur angehört, besiegelt seine Schuld und rechtfertigt des Kaisers Entschluß." [2]

Unterdessen gingen die Dinge in Pilsen weiter, aber die Feinde des Kaisers wollten noch immer nicht recht trauen. Oberst Anton Schlieff schrieb zwar von Pilsen am 13. Februar 1634: „Der Herzog von Friedland will sich ihrer (der Obristen) noch mehr versichern und einen vesten ohnauflöslichen band mit ihnen machen, das weder vom Kaiser noch Spanien wird können getrennt werden." [3] Ganz ähnlich berichtete auch Herzog Franz Albrecht zu Sachsen an den Kurfürsten von Sachsen (Pilsen, 13. Februar) und spricht am 17. Februar die Ueberzeugung aus: „Nun seindt Gott lob undt dank die bewusten sachen annoch in sehr guten terminis und wehre dahero hoch von nöten, daß Ihr Exc. (Arnim) nicht länger verzöge, sondern dero ankunft maturiren thete, damit nicht etwa durch verzugk die Sachen, so allbereit weit kommen, schaden leiden möchten." [4] Noch dringender schreibt er am folgenden Tage (Pilsen, 18. Februar) an Arnim: „Der Herzog ist willens, sein Volck bey Prage zum theils zu sammeln, denn er besorget sich, Sie möchten ihm ein theils Regimenter abspennig machen . . . Auch hat mich bethen, Sie wolten doch etliche 1000 Pferde an den Böhmischen Grenzen in Meißen sammeln lassen, im Fall es von nöthen, daß sie ihm zu Hülfe kommen könnten. Dem Haßfeldt, alten Collorado trauet er nicht, deßwegen lasset er sie abfordern und gibt Schaffgozschen das Commando. Auch hat er Schaffgozschen befohlen, zu sehen, welche es mit ihm halten wollen in der Marck und Schlesien, den andern soll er die Hällß brechen. Bittet gleichfalls,

[1] Aretin nach Lettres et Negociations de Feuquières II, 214. Später, am 20. Februar, schrieb Kinsky wiederum an den Gesandten und drängte auf Beeilung des Abschlusses (Aretin S. 84). Ein französischer Cavalier, der alle Vollmachten hatte, mit Wallenstein abzuschließen, kam zu spät. Vgl. Raschins Bericht, Gädeke S. 331.

[2] Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolfs ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Stuttgart 1842. I, 124. 129.

[3] Gädeke S. 271. [4] A. a. O. S. 272.

wenns nöthig were, alldorten zu assistiren, denn es muß izo biegen oder brechen, denn ich merke wohl, er will denen auf den Hals gehen, so mit Altringer halten wollen. Er verlasset sich itzo auf uns, und die nicht mit dem Herzog halten, fürchten dies wie den Teuffel . . . bitte nochmals um Gotteswillen, Sie eilen soviel menschlich und möglich ist. . . Ich habe ihm versprochen, daß Sie und ich bei ihm leben und sterben wollen, ist sehr content, Ich hoffe wills Gott balde wieder hierzusein, und J. E. aufzuwarten, Es gehe wie es wolle, es ist ein gemachtes essen vor uns, aber bey Gott, wir müssen den Herzog nicht lassen, es sind noch die meisten officirer hier, die sind alle fix." [1]

Am 19. Februar hatte der Herzog Franz Albrecht Pilsen verlassen, um nach Regensburg zu gehen und Bernhard von Weimar zu schleunigem Vorrücken aufzufordern. Am 24. Februar schrieb Herzog Franz Albrecht von Sachsen aus Regensburg an Jlow: „Sein Schreiben habe ich empfangen; höre ungern, daß die Sachen nit alle so gehen, wie ich wohl gehoffet, hat aber nichts zu bedeuten. Wir wollen den meineidigen Vögeln stattlich die Hälse brechen. Jhr Liebden Herzog Bernhard lassen dero ganze Armada an der Grenz zusammen kommen, kommt auch noch sonsten ein großes Volk aus Thüringen und dero Orten. So hab ich auch an den Churfürsten (von Sachsen) und Herrn General-Leutenant (Arnim) geschrieben, eilend das Volk an den Grenzen zusammen zu führen; welches alles in wenig Tagen beschehen kann; also daß wir den Vögeln genugsam gewachsen sein werden. Wegen Pilsen, bitte ich den Herrn gar hoch, sich dessen wohl zu versichern, noch zu dem Hämmerle einen zu legen, der von keinem, als vom Herzog dependirt: so auch Frankfurt, Landsberg und die Oerter in der Laußnitz; weiln sich die Vögel solches mit Macht unterstehen dörfen, förchte ich, sie werden auch ferner an alle Orten dergleichen schreiben, hoffe aber nit, daß sie alle vom Herzoge aussetzen sollen. Ich will meinen Weg nach Eger zu nehmen, und im Fall der Herzog, oder von denen, die mit ihm halten, da sein, auch herkommen, bitte aber aus Pfreumbt ein Trompeter zu schicken, damit ich sicher gehe, und nicht erdapt werde." [2]

Alles Drängen stieß auf zu tief gewurzeltes Mißtrauen, und so blieb Wallenstein allein. Nach der Katastrophe schrieb Oxenstierna an den Kurfürsten von Sachsen am 3. März: „Ob nun wole billich zu bethauern, daß derselbe (Herzog zu Friedtland) nit länger das leben haben sollen,

---

[1] Gädeke S. 281 f. [2] Rudhart, Wallensteins Schuld. S. 33.

sondern also schnel, und ehe dann Er seinen dessein ins Werck richten, und sich mit der Evangelischen Parthy conjungiren (konnte) . . . aus dem Weg geraumet worden. Nachdem es jedoch durch Göttliche Verhengnuß nunmehr also geschehen, so bleibt es billich dahin gestelt." [1]

Nach diesen wenigen Stellen aus dem Briefwechsel der Feinde des Kaisers kann jeder selbst beurtheilen, ob es wirklich eine Verleumdung ist, zu behaupten, Wallenstein habe den Abfall vom Kaiser, d. h. den Verrath an seinem Herrn geplant. Wenn noch ein Zweifel daran bleiben könnte, so wird dieser zerstört durch die nackte Anführung der Ereignisse aus den letzten Monaten. Wallenstein läßt den Hochverräther Thurn, der in seine Gefangenschaft gerathen, frei. Durch die Schuld Wallensteins fiel Regensburg am 14. November 1633 in die Hände Bernhards von Weimar; Befehle und Bitten des Kaisers hatten ihn nicht zur Hilfeleistung vermocht. Trotz der wiederholten Bitten des Kaisers blieb Wallenstein in Böhmen. Die kaiserlichen Instructionen werden vom Feldherrn einem Kriegsrathe von Obersten zur Kritik unterbreitet, der Präsident dieses Rathes, der gewissenlose „Wascher" Ilow, sorgte für eine Wallenstein günstige Antwort [2].

Am 14. December 1633 kam Wallenstein nach Pilsen. Es ergingen die Einladungen an die Generale und Obersten, mit Ausnahme derer, die als unerschütterlich kaisertreu angesehen wurden. Am 12. Januar 1634 waren in Pilsen 49 Generale und Obersten versammelt; die beiden bedeutendsten, Gallas und Aldringer, fehlten. An diesem Tage wurde „der erste Pilsener Schluß" von allen Obersten, von den meisten wohl im guten Glauben, unterschrieben. Nachdem die Obersten hervorgehoben, daß sie Wallenstein, der wegen „hoch schmerzlicher Injurien und wider Sie angestellter gefährlicher Machinationen, sowohl verweigerter nothwendiger, unentbehrlicher Unterhaltung der Armada die Waffen zu quittiren und

---

[1] Gädeke S. 297.

[2] Man darf wohl fragen, warum nimmt Wallenstein jetzt gerade so besonders die Dienste Ilows in Anspruch, des Mannes, welchen er einst selbst in einem Briefe vom 18. September 1626 an Harrach also charakterisirt hat: „Der Ilau ist nur etlich wenig Tag hier gewest, hat mir viele Wascherei zwischen den Befehlichshabern angericht . . . ich mag seiner (Ilow) wegen vieler Ursachen nicht, erstlich daß er ein stolzer aufgeblasener Kerl ist, des ander daß er viel Verhetzungen unter den Befehlichshabern gern macht und dahier allbereit ganz fleißig sich drumb bearbeit hat, zum dritten so kann ich's auf mein Gewissen sagen daß unter den holsteinischen Befehlichshabern keiner solche extorsiones wie er gemacht hat; drumb mag ich seiner ganz und gar nicht." (Tadra S. 439.)

sich zu retiriren gänzlich entschlossen" gewesen, zum Heil des Heeres und besonders der Officiere zum Bleiben bewogen, schließen sie: „Also thun wir auch hingegen uns sämmtlich und ein Jeglicher insonderheit kräftigster beständigster Form Rechtens und anstatt eines körperlichen Eids hiemit verpflichten, bei hochgedachter Ihro fürstl. Gnaden diesfalls ehrbar und getreu zu halten . . . auf keinerlei Weise uns von derselben zu separiren, zu trennen und trennen zu lassen, sondern alles dasselbe, so zu Ihrer und der Armada Conservation gereichet, nebst ihrer fürstl. Gnaden äußerster Möglichkeit zu befördern und beinebenst und für dieselbe alles Unsere bis den letzten Blutstropfen ungespart darauf zu setzen, wie wir dann auch, im Falle Einer oder der Andere unseres Mittels diesem zuwiderhandle und sich absondern wollte, sämmtlich und ein Jeder insonderheit den oder dieselben wie treulose, ehrvergessene Leute zu verfolgen und an dessen Hab' und Gütern, Leib und Leben uns zu rächen schuldig und verbunden sein sollen und wollen." [1] An Stelle der von uns eingefügten Punktenreihe soll in dem ersten Entwurf die Clausel gestanden haben: „solang Ihro fürstlichen Gnaden in kaiserlichem Dienst verbleiben". Obgleich nun das Unterschieben eines andern Documentes nicht bewiesen werden kann, so steht doch durch die Aussage des kaiserlichen Obersten Mohr von Waldt fest, daß die mündliche Proposition wirklich des Kaisers Erwähnung that. Mohr sagt: „Und ob zwar in dero von dem Ilo gethaner Proposition Ihrer Majestät jederzeit gedacht, so wehre doch folgends in dem von dem Neumann aufgesetzten Concept, als es öffentlich verlesen worden, auch des Röm. Kaysers keine Meldung geschehen, worauf dann Herr Veldt Marschalk Lieutenant Mohrwaldt zu ihme, Ilo getreten und gefragt warum denn die wort, daß Ihr Kays. Maj. dienst angesehen, nicht darin bemeldt sey, habe Ilo geantwortet, solches hette keine Bedenken, weiln es vorhin schon angezogen, und sich ohne dessen also verstünde, als wehre nichts daran gelegen." [2]

Ueber die Tragweite des Reverses, inwiefern sich daraus eine Schuld Wallensteins ergibt, bemerkt sehr treffend Oberst Wetzer, dem wir die beste Monographie über die Vorgänge in Pilsen verdanken [3]: „Wenn Waldstein wirklich die Absicht gehabt zu resigniren, so bedurfte er gewiß

[1] Aretin, Urkunden Nr. 31.

[2] Dudik, Des kaiserl. Obristen Mohr von Mohrwaldt Hochverraths-Proceß, im Archiv für österr. Gesch. XXV, 360.

[3] Mittheilungen des k. k. Kriegs-Archivs. Wien 1884: Waldstein und die Pilsener Reverse.

nicht der Einberufung der Obersten, um sich durch sie von seinem Entschlusse wieder abwendig machen zu lassen, und doch hat er selbst die Obersten nach Pilsen berufen. Er ist es, der ihnen durch Ilow die Idee einer schriftlichen Verpflichtung einflößt oder nach der Angabe des Mohr von Waldt direct verlangt; nicht den Obersten wird es überlassen, das Maß dieser Verpflichtung festzustellen, sondern die von Waldstein selbst inspirirte, von seinem eigenen vertrauten Secretär verfaßte, fertiggestellte Schrift wird den Obersten einfach zum Unterschreiben vorgelegt und die Unterschrift wieder durch die getreuen Anhänger Waldsteins, durch Ilow und Trczka, durchgesetzt. Die Absicht Waldsteins liegt klar, sich seines hauptsächlichsten Machtmittels, des Heeres, in einer Weise zu versichern, die über jenes Maß hinausgehen sollte, welches durch die kaiserliche Autorität von selbst dem Oberbefehlshaber gewährleistet und gegeben war. Ueber dieses Maß hinaus konnte aber die Ergebenheit des Heeres nur dann einen Zweck haben, wenn das Heer gegen den Kaiser selbst ausgespielt werden sollte, und darum liegt in dieser, von Waldstein und seinen Vertrauten inscenirten Verpflichtung der Commandanten gegen den Herzog ein entscheidend belastender Vorwurf gegen ihn."

Graf Aldringer schreibt am 14. Februar an den Kurfürsten von Bayern, daß er auf Befehl des Herzogs sich „gegen Pilsen zu erheben" aufgebrochen, aber sich nur in der Nähe aufgehalten, um besser „das angesponnene Uebel" verhüten zu helfen. Es sei „hoche, ja mehr als hoche Zeit, dem bevorstehenden Uebel nunmehr mit Ernst zu begegnen, zumalen die Sachen leider schon so weit khomben, daß man täglich gewertig sein müssen, daß des Herzogs unchristlichs verkhertes gemhüet los breche, wie denn von dem Gegentheil unterschiedliche Personen sich zu Pilsen befinden. Herr General Leittenant Graf Gallaß hatte sich anfangs retirirt, hat aber sich nit einbilden können, daß ein solch Uebel wahr sei, bis er es entlichen anhören und greifen müssen, auch sich nit absentirn dürfen, so hatte ihn der Herzog auch nit von sich gelassen, wenn er ihm Herrn Graf Gallassen nit vertraut, und sich die Hoffnung gemacht, Er würde mich gewinnen und dahin bewegen können, mit ihme alda hinein zeraisen, Wir aber gedenkhen lieber zu sterben, alß an unser schuldigkheit zu manchirn." [1]

Wallenstein erließ am 18. Februar den Befehl an die Truppen-Commandanten, mit ihren Regimentern am 24. Februar in Prag ein-

[1] Aretin, Urkunden Nr. 37.

zutreffen. Am 19. Februar erschienen auf seine Berufung die Obersten zu neuer Berathung in Pilsen, diesmal aber in geringerer Anzahl; es fehlten die bedeutendsten, u. a. Piccolomini, Suys, Diodati, Rauchhaupt, Gordon. Die meisten der Obersten — von 32 sind es 22 — verlangten für die Erklärung der Treue gegen den Herzog die Bedingung: falls nichts wider der römisch-kaiserlichen Majestät Hoheit vorgenommen werde. Dadurch sah sich Wallenstein verlassen. Von weitergehenden Forderungen konnte keine Rede sein, wollte man nicht den offenen Abfall der Obersten von Wallenstein noch in Pilsen provociren. Deshalb erscheint nun auf der Bildfläche der bedeutungslose Revers vom 20. Februar, der von Wallenstein mitunterzeichnet einen Protest enthält: „daß uns niemals in Sinn kommen, das Geringste Ihrer Kaiserlichen Majestät zuwider zu gestalten noch weniger selbst zu practiciren". In seiner kritischen Lage versuchte Wallenstein noch einmal Unterhandlungen mit Wien; er sandte den Obersten Mohr mit einer Botschaft zu Eggenberg. Aber es war bereits zu spät. Am 18. Februar war in Prag das Absetzungsdecret veröffentlicht und die Stadt selbst von treuen Truppen besetzt worden. Die Generale und das Heer waren dem Kaiser treu geblieben. Nur Schaffgotsch in Schlesien hielt mit dem Friedländer. Noch am 23. Februar schrieb er an Trczka: „Wie unsere Sachen jetzt stehen, bitte ich Nachricht, insonderheit wie die Tractaten mit den Churfürsten und den Schweden stehen, denn sind wir da richtig, hat es mit den anderen keine Noth. Sehr gut wäre es, daß ich es bald wissen könnte, und müßte es auch bald des Feindes Garnisonen von den ihren notificirt werden, damit desto sicherer man gehen und dem, was etwa aus Mähren oder Ungarn kommen wollte, begegnen möchte." [1] Am 22. Februar will Friedland nach Prag aufbrechen; aber da er vernommen, daß die dortigen Truppen ihm den Gehorsam verweigern, zieht er nach Eger, wo er am 24. mit wenigen Soldaten ankommt. An eben diesem 24. steht Bernhard von Weimar, der dem Drängen Ilows nachgegeben, nur noch wenige Stunden von Eger. Sollte Eger nicht in Feindesgewalt fallen, so drängte die Entscheidung. Eger war den kaiserlichen Obersten Gordon [2] und Leslie anvertraut; Oberst Butler war auf dem Wege von Wallenstein zum Mitziehen genöthigt worden. Diese Obersten beschlossen in ihrer ent-

---

[1] Hallwich II, 481.

[2] Nach dem Bericht Raschins verließ man sich auf Gordon, „weile er Calvinisch gewesen". Gädeke S. 330.

setzlichen Lage die düstere und blutige That. Am Abend des 25. Februar 1634 stürzten die Butler'schen Dragoner in den Bankettsaal, und unter dem Rufe: „Wer unter Euch ist gut kaiserlich" machten sie Ilow, Treczka, Kinsky und Neumann nieder, den Herzog erstachen sie in seinem Zimmer. Der Generalwachtmeister Bubna soll zu Raschin die Aeußerung gethan haben: „Wann Gott einmal einen salbe, so könne man ihn so leicht nit vertilgen; So sei des Friedländers, der einmal dem Kaiser geschworen, und von demselben so groß gemacht worden, und dannenhero billich treu bleiben sollen, intention, man sag was man wolle, ein Schelmstuckh."

Wir können die entsetzliche That bedauern — Wallenstein aber konnte sich nicht beklagen; er ging zu Grunde durch seine eigene Schuld: er hatte sich aufgelehnt gegen die Autorität, seine eigene Autorität fiel als erstes Opfer; er hatte gespielt, lange gespielt mit dem Feuer des Hochverrathes, und dieses Feuer verschlang ihn in dem Augenblick, wo er vielleicht glaubte, dasselbe noch einmal dämpfen zu können. Ein furchtbar tragisches Geschick! Was hätte Wallenstein Deutschland und seinem Kaiser werden können, wenn er seinen Egoismus, seinen Ehrgeiz, seine Habsucht entschieden zu bemeistern vermocht! Mehr als einmal lag es in seiner Hand, den Krieg, der Deutschland verwüstete, zu beendigen. Er hätte die schwedische Invasion verhindern oder sie unschädlich machen können. Er hat nicht gewollt. Welcher Jammer, welche Noth, wieviel Schrecken des Krieges, der nach seinem Tode noch vierzehn lange Jahre deutschen Boden mit deutschem Blute tränkte, wäre Millionen erspart geblieben? Nehmen wir dazu all das Elend, welches die Folgen des grausigen Krieges fast zwei Jahrhunderte lang über unser Vaterland gebracht — was alles hätte nicht vermieden werden können, wenn Wallenstein es immer ehrlich gemeint! So aber haben seine ungebändigten Leidenschaften in dem brausenden Aufschäumen ihrer Kraft nicht nur sein eigenes Glück, sondern auch das Glück einer ganzen Nation verschlungen. Soviel vermag der freie Wille eines Einzigen.

B. Duhr S. J.

Lehrlingsvereine und Lehrlingsasyle.

Die guten alten Zeiten, wo der Lehrling Familienglied und Hausgenosse des Meisters war, sind leider vorüber. Das Wiederaufleben der Innungen bietet zwar die Aussicht auf Besserung, aber eben auch nur die bloße Aussicht, solange der Handwerkerstand nicht wieder ganz und voll von echt christlicher Gesinnung durchdrungen ist.

Wie gut zuweilen in Fortbildungsschulen für die technische Weiterbildung der Lehrlinge gesorgt sein mag, fast allen Lehrlingen fehlt der so nothwendige religiöse Unterricht. Namentlich in den großen Städten findet überdies ein nicht unbedeutender Theil dieser jungen Leute keine Unterkunft beim Lehrherrn und hat darum, wenn nicht gerade die Eltern am selben Orte wohnen, keine ordentliche Schlafstelle und kein passendes Kosthaus. Ist in dieser doppelten Hinsicht hinreichend gesorgt, so fehlt doch wenigstens für den Sonntag die nöthige Aufsicht. Unlängst starb in einem Hospitale zu Wien ein Lehrling an den Folgen ausschweifenden Lebens. Er erzählte, sein Meister habe ihm jeden Sonntag einen Gulden geschenkt, aber nicht verlangt, daß er vor Morgen nach Hause komme. Die einzige Forderung, welche der Meister stellte, war die, daß der Lehrling am Montage „arbeite". Es ist dies ein Fall, der sich tausendfach wiederholt. Knaben, welche in einem Alter stehen, das der Erziehung, insbesondere der religiösen Erziehung, sehr bedarf, bleiben ganz sich selbst überlassen und gehen dabei unfehlbar zu Grunde.

Als Kolping den Gesellenverein gründete, waren die Gefahren für den Gesellenstand größer und mehr unmittelbar, als für die Lehrlinge. Es gab ja in den Gegenden, in welchen der Gesellenverein zuerst blühte, noch recht viele christliche Meister, welche die religiöse und gewerbliche Erziehung, die genaue Beaufsichtigung der Lehrlinge als Gewissenspflicht betrachteten. Der Geselle dagegen war herausgehoben aus dem Verbande der christlichen Meisterfamilie. Er stand isolirt da in einem Alter, welches nur zu leicht der eigenen Leidenschaft und fremder Verführung zum Opfer fällt. Hier nun trat der Gesellenverein helfend ein. Er sammelte die Vereinzelten, gewährte ihnen in dem organischen Ganzen eines von christlichen Grundsätzen getragenen Vereins einen festen sittlichen Halt, aber auch gewerbliche Ausbildung und materielle Unterstützung für die Zeit der Krankheit und Noth. Der Gesellenverein ward

für den Gesellen eine traute Heimat, von der er nie sich trennt, die ihm selbst auf der Wanderschaft und in der Fremde nahe bleibt. Vor wenigen Monaten fuhr ein katholischer Geistlicher in Böhmen mit einem jungen Manne zusammen, der anscheinend dem Handwerkerstande angehörte. Bald waren beide im Gespräch miteinander. Der junge Mann erzählte, daß er nach Wien fahre, um bei einem Meister Stellung als Geselle zu nehmen. „Haben Sie schon bestimmte Aussicht auf eine solche Stelle?" — „Nein!" — „Sie haben doch Bekannte in Wien?" — „Nein! Ich kenne niemanden dort, aber ich bin Mitglied des Gesellenvereins. Da werde ich Herberge und Auskunft über alles, was mir nöthig ist, erhalten."

Auch heute sind die Gefahren für den Gesellenstand unmittelbare geblieben. Wollte der Gesellenverein seine mehr als 100 000 Pfleglinge aus der Hand geben — ein großer Theil derselben würde nur zu bald der Socialdemokratie zum Opfer fallen. Allein die Noth ist heutzutage auch für die Lehrlinge eine dringende geworden.

Wir möchten nun im folgenden an einigen Beispielen zeigen, wie man katholischerseits dieser neuen Noth zu steuern sich bemüht.

Je mehr die Meisterfamilie in den Städten ihren christlichen Charakter einbüßte, je mehr auch der Lehrling aus der Verbindung mit ihr herausgehoben und in eine für dieses Alter doppelt unnatürliche Isolirung und Selbständigkeit gebracht wurde, um so sorgfältiger begann man nach den verschiedensten Mitteln sich umzusehen, um dem neuen Nothstande abzuhelfen.

Es ist bekannt, was Dom Bosco in dieser Hinsicht geleistet hat. Als dieser edle Menschenfreund in seinem 73. Lebensjahre starb, waren bereits 150 Anstalten errichtet, in welchen die von ihm gegründete Congregation der Salesianer 130 000 Knaben und Jünglinge erzog. Jährlich verlassen etwa 18 000 vollständig ausgebildete Handwerker ihre Anstalten, um in den Kampf des Lebens einzutreten, wohlausgerüstet mit den nothwendigen Kenntnissen, aber auch tiefgegründet in echt christlicher Frömmigkeit.

In Deutschland war es vor allen Alban Stolz, welcher bereits vor vielen Jahren in einem Unterrichte über den St. Vincenzverein auf die heutigen Bedürfnisse des Lehrlingsstandes aufmerksam machte. „Insbesondere haben es die Lehrlinge nothwendig, daß sich christlich gesinnte Männer um dieselben annehmen. Wo es sich thun läßt, sollen alle Lehrlinge, welche hierfür gewonnen werden können, an Sonntag-Abenden versammelt werden; es sollen dann einige Vereinsmitglieder sich

bemühen, ihnen durch Belehrung, Erzählung, Vorlesen, Gesang, zuweilen auch durch einen Spaziergang eine angenehme, nützliche Unterhaltung zu verschaffen." Dieser Mahnruf blieb nicht unbeachtet. Bereits im Jahre 1854 betonte der Generalpräsident der Vincenzvereine in einem Circular die hohe Bedeutung der Fürsorge für die Lehrlinge: „Nach dem Armenbesuche folgt als zweites seiner Wichtigkeit nach das Werk der Beaufsichtigung der Lehrlinge." Die Jahrbücher der Vincenzvereine konnten bald von den segensreichen Erfolgen der Unternehmung berichten. So lesen wir im dritten Hefte des Jahrgangs 1888, S. 59: „Paris hat 2072 Kinder und junge Leute in seinen Schutz genommen, Chartres 125 Lehrlinge und junge Arbeiter, Havre 625, Bordeaux in seinen 16 Häusern 1150 Lehrlinge, Brüssel zählt 5 Patronagen. In Lüttich beträgt die Zahl der Schüler und Lehrlinge 5248."

Lehrlingsschulen und Lehrlingsvereine wurden von den Vincenzconferenzen auch in Mainz, Freiburg, Breslau, Graz u. s. w. gegründet. Mancherorts, wie z. B. in Mainz, waren die Patronatshäuser nicht nur an Sonntagen den Lehrlingen geöffnet, sondern dienten zugleich als Lehrlingsasyle, indem diejenigen jungen Arbeiter, welche bei ihren Meistern keine Verpflegung fanden, im Lehrlingshause Kost und Wohnung hatten.

Vor etwa sieben Jahren bildete sich in Köln ein besonderer Verein, welcher sich den Schutz junger Arbeiter und Lehrlinge, sowie deren weitere Ausbildung zum Ziele setzte. Der Verein begann in dem St. Josephsasyle unter der Leitung des Herrn Kaplan Dr. Joseph Drammer seine segensreiche Wirksamkeit. Heute bestehen bereits fünf Zweigvereine in Köln, welche mehr als 1000 Lehrlingen sittliche Förderung, nützlichen Unterricht und unschuldige Erholungen verschaffen. An den Abenden der Wochentage findet der Fortbildungsunterricht statt, insbesondere im Zeichnen, Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Geographie und Geschichte u. s. w. Im St. Josephsasyle sind etwa 40 junge Arbeiter untergebracht, welche daselbst Wohnung und vollständige Verpflegung finden.

In München wurde im Jahre 1885 ein ähnlicher Verein unter dem Namen „Lehrlingsschutz" von Herrn Joh. Nep. Werner gegründet. Eine der Aufgaben dieses Vereins ist die Beschäftigung von Lehrlingen in ihrer freien Zeit. Zu diesem Zwecke sind bereits vier größere Versammlungslokale geöffnet. Dort finden die Lehrlinge unter der Aufsicht bewährter Lehrer und anderer Vereinsmitglieder zunächst eine angenehme und nützliche Unterhaltung mit Spiel, Lectüre, Gesang, Decla-

mationen u. dgl. Hierauf folgt ein gemeinsames Vesperbrod. Ein kurzer, belehrender Vortrag und ein gemeinschaftliches Gebet für die Wohlthäter bilden den Schluß der jedesmaligen Versammlung. Auch die Vereinssparkasse wird fleißig von den Lehrlingen benützt. Die Gründung von Asylen für Lehrlinge und jugendliche Arbeiter gehört ebenfalls zum Zwecke des Vereins „Lehrlingsschutz“. Es wurde bereits ein solches Asyl, welches zunächst für 40—50 Lehrlinge Unterkunft bietet, eröffnet.

Aehnliche Bestrebungen, wie in Köln und München, machten sich auch in anderen Städten in und außerhalb Deutschlands, so z. B., wie wir vernehmen, in Aachen, Berlin, Salzburg, Linz an der Donau u. s. w. in erfreulicher Weise und mit gutem Erfolge geltend.

Nicht unerwähnt darf hier das seit einigen Jahren in Paris bestehende sogenannte Oeuvre de Saint Nicolas bleiben, ein nach dem hl. Nicolaus benanntes Lehr- und Wohlthätigkeitsunternehmen, welches die religiöse und technische Ausbildung von Handwerkslehrlingen zu seinem besondern Zwecke gemacht hat. In drei Anstalten werden 2500 Knaben beherbergt und unterrichtet. Zur Gründung einer vierten Anstalt für 800 Kinder hat der edle Duc de Cadore sein ganzes Vermögen vermacht, nachdem auch er bereits vor seinem Tode das Oeuvre de Saint Nicolas freigebigst unterstützt hatte.

Ebenfalls nicht nur Lehrlingsasyl, sondern zugleich auch ein mit der vollständigen technischen Ausbildung der Lehrlinge betrautes Institut ist das sogenannte Johanneum in Prag. In Erkenntniß der Nothwendigkeit, für diejenigen Knaben ein Asyl zu schaffen, welche fern vom Elternhause in einer fremden und großen Stadt durch Erlernung eines Handwerkes sich für ihren fernern Lebensberuf heranbilden wollen, hatte Graf Ernst von Sylva-Tarouca auf der obern Neustadt in Prag ein geräumiges Haus gekauft und nebst entsprechender Einrichtung dem katholischen Lehrlingsvereine „Johanneum“ behufs Aufnahme von 100 Personen zur Verfügung gestellt.

Die Anstalt enthält sieben Werkstätten zur Ausbildung der Lehrlinge. Im übrigen steht sie unter der Leitung zweier Weltpriester, die mit größter Aufopferung dem Dienste der Kinder sich widmen. Gegenwärtig befinden sich im Johanneum 98 Zöglinge. Dieselben stehen um $^3/_4$5 Uhr auf, verrichten gemeinschaftlich das Morgengebet und wohnen sodann der heiligen Messe bei. Um $^3/_4$6 Uhr frühstücken sie und begeben sich hierauf in ihre Werkstätten. Um $^1/_4$1 Uhr ist das Mittagessen, um 4 Uhr eine Erfrischung und um 8 Uhr Abendessen. Um $^3/_4$9 Uhr be-

geben sich die Kinder, nachdem sie gemeinsam ihr Abendgebet gesprochen, zur Ruhe.

Mit dem Johanneum ist eine Fortbildungsschule verbunden. Es wird in zwei Klassen unterrichtet. Religion ist natürlich das Hauptfach.

Für Böhmen scheint dieses Institut zum Mittelpunkt einer Reihe ähnlicher Anstalten werden zu sollen. Gerade in den letzten Monaten constituirte sich ein dem Johanneum affiliirter Lehrlingsverein mit Lehrlingsasyl zu Mariaschein unter der Leitung des hochw. P. Bernhard Schäfer S. J.

Im Januar 1872 unternahm der katholische Meisterverein in Wien die Gründung eines Lehrvermittlungs-Institutes. Das Institut verfolgte als Zweck, die Kinder gut katholischer Eltern zu christlich gesinnten Meistern in die Lehre zu bringen, um einerseits erstere vor dem allseitig drohenden Verderben in religiös-sittlicher Hinsicht sicherzustellen, andererseits aber auch letzteren wohlerzogene Knaben zur Erlernung des Handwerkes zuzuführen. Die Gründung dieses ersten Lehrvermittlungs-Institutes in Wien fiel in jene unglückliche Zeit, in welcher das christliche Leben in der Oeffentlichkeit durch liberale Grundsätze verdrängt und der Religionsunterricht für Lehrlinge in den früher gesetzlich angeordneten Christenlehren als „überflüssig" beseitigt wurde.

Um den unheilvollen Folgen dieser Aenderung seinerseits nach Kräften entgegenzuarbeiten, unternahm der katholische Meisterverein als zweites Werk seiner Fürsorge für die Lehrlinge die Veranstaltung eines sonntäglichen Religionsunterrichtes, bei welchem stets einige Meister persönlich die Aufsicht führen.

Allein auch dieses genügte der liebevollen Sorgfalt jener braven Meister noch nicht. Schon bei Gründung des Lehrlingsvermittlungs-Institutes war der Plan gefaßt worden, für jene Knaben, welche in der Familie ihrer Lehrherren ein passendes Unterkommen nicht finden konnten, ein den vollen Bedürfnissen entsprechendes Lehrlingshospiz einzurichten.

Der Plan ist nunmehr zur Ausführung gelangt, und das neugegründete Lehrlingsasyl konnte im September 1889 eröffnet werden.

Einer der schönsten Beweise der Fülle von Lebenskraft, welche die heilige katholische Kirche in sich birgt, ist die Thatsache, daß sie den jeweiligen Bedürfnissen der Zeit entsprechend immer neue Anstalten, Vereine, ja sogar ganz neue Ordensgenossenschaften hervorzubringen vermag. Bereits erwähnten wir die von Dom Bosco gestiftete Congregation der Salesianer, welche sich der armen verlassenen Jugend annimmt.

Rühmlichst bekannt ist ferner die im Bisthum Grenoble gegründete neue Frauencongregation der Petites soeurs des Ouvriers (nicht zu verwechseln mit den Petites soeurs des Pauvres). In den Arbeiterwohnungen übernehmen diese guten Schwestern die Rolle der Mutter und Hausfrau. Sie pflegen die kranken Glieder der Arbeiterfamilie, erziehen die Kinder, besorgen Küche und Wäsche. In ähnlicher Weise, wie die „Kleinen Arbeiterschwestern" in Frankreich, wirkt in Oesterreich die Congregation der „Dienerinnen des göttlichen Herzens Jesu" (Mutterhaus in Wien III, Landstraße 137). Nach ihren Constitutionen haben dieselben sich dem geistlichen und leiblichen Wohle der ärmeren und arbeitenden Klassen geweiht. Sie gründen Zufluchtshäuser für verlassene und verwaiste Kinder, Arbeits- und Haushaltungsschulen, um die Kinder aus Arbeiterfamilien in den Obliegenheiten einer Arbeiterhausfrau u. dgl. zu unterrichten. Außerdem übernehmen sie das Patronat über junge Arbeiterinnen in Fabriken oder bei Arbeitgebern, insbesondere um jene an freien Tagen und Stunden zu vereinigen, sittlich zu beschützen und zu fördern. Die Vermittlung guter Lectüre, die Ermunterung zum öfteren Empfang der heiligen Sacramente, geistliche Uebungen, kurz: die Pflege der religiösen Interessen, zunächst bei der arbeitenden weiblichen Jugend, sodann auch innerhalb der Arbeiterfamilien, — das alles umfaßt der Zweck dieser Genossenschaft.

Am 24. November 1889 wurde abermals eine neue Congregation für Männer in Wien gegründet und canonisch errichtet, die insbesondere dem christlichen Handwerk zum Segen und dessen Gliedern zur Beförderung ihres zeitlichen und ewigen Wohles gereichen soll. „Die Versammlung", heißt es in den Regeln dieser Ordensgenossenschaft, „führt den Namen ‚Institut Calasantinum' (zu Ehren des hl. Joseph von Calasanza) oder Congregatio Piorum Operariorum (‚Versammlung der frommen Arbeiter')."

„Ihr Zweck ist:

a) im allgemeinen die Ausübung aller Liebeswerke, sowohl der leiblichen als auch der geistlichen, zum zeitlichen und ewigen Wohle der männlichen Arbeiter, gleichviel, ob diese einfache Taglöhner oder Handwerker sind — und zwar in jedem Alter und jedem Grade (Lehrlinge, Gesellen und Meister).

b) im besonderen: die Uebernahme und Ausübung jeder Thätigkeit, welche eben mit dem allgemeinen Zwecke vereinbar ist und denselben fördert.

So: 1. Die Ertheilung des Religionsunterrichtes in Volksschulen für Knaben;

2. die Lehrvermittlung;

3. die Errichtung von Lehrlingsasylen, in welchen theils armen Knaben, bis für sie ein passender Lehrplatz gefunden ist, theils wirklichen Lehrlingen, die beim Lehrmeister Wohnung und Verpflegung nicht haben, diese und christliche Erziehung geboten wird;

4. die Errichtung von sogenannten Oratorien, welche den Lehrlingen an Sonn- und Festtagen in ihren freien Stunden zur geselligen Versammlung ein Heim bieten und zur Heranbildung eines christlichen Handwerksstandes verhelfen;

5. die Gründung katholischer, gewerblicher Privatschulen und die Ertheilung des Religionsunterrichtes in den bezüglichen Staatsschulen;

6. die geistliche Leitung von katholischen Handwerker- und Arbeitervereinen;

7. Arbeits- und Dienstvermittlung;

8. literarisch-christlich-sociale Thätigkeit;

9. die Leitung von Arbeitshäusern und Besserungsanstalten;

10. die seelsorgliche Thätigkeit der Versammlung zur Befestigung des Arbeitervolkes im katholischen Glauben und Anleitung zu einem wahrhaft christlichen Lebenswandel u. a. m.

Diese und andere zweckentsprechende Thätigkeit wird die Versammlung ausüben, stets mit Beobachtung der diesbezüglich geltenden staatlichen und kirchlichen Vorschriften."

Bereits wirkt das Calasantinum in segensreichster Weise durch Lehrvermittlung, Unterricht und Unterhaltung der Lehrlinge in ihrer freien Zeit, endlich als Lehrlingsasyl.

So hat man sich denn allseitig mit edelster Aufopferung an das Werk gemacht, um dem Nothstande, in welchem die Lehrlinge sich vielfach befinden, abzuhelfen. Die Stiftungen einzelner Privaten, die Anstalten, welche bereits bestehende oder neugegründete besondere Vereine geschaffen, die katholischen Meistervereine, die Jünglingsvereine, schließlich eigens für diesen Zweck gegründete Ordensgenossenschaften, alles wirkt zusammen, um dem christlichen Handwerk einen gesunden christlichen Nachwuchs zu verschaffen. Möchten bald auch wieder dort, wo noch nicht gesorgt ist, die ehemals so segensreich wirkenden Marianischen Congregationen für Handwerkslehrlinge zu neuer Blüte gelangen. **Heinrich Pesch** S. J.

Die Fühler der Insekten.

(Fortsetzung.)

Viele Insekten tasten mit ihren Fühlern, manche hören vielleicht überdies mit ihnen. Dies ergibt sich aus dem bisher Gesagten. Eine Hauptrolle der Insektenfühler ist aber die Geruchsthätigkeit: zu den Fingern und Ohren an den Antennen kommen noch Nasen. Viel, sehr viel ist über den Geruchssinn der Insektenfühler bereits beobachtet, experimentirt und geschrieben worden, und doch denkt auch hier wohl mancher, es sei nicht schwer festzustellen, ob ein Insekt mittelst seiner Fühler riechen könne oder nicht.

Eine Wespe leckt soeben an einigen Krümchen Zucker. Ich nehme einen Pinsel, dessen Spitze mit Alkohol befeuchtet ist, und nähere ihn dem einen Fühler der Wespe. Schon auf mehrere Millimeter Entfernung zieht sie den Fühler zurück und zwar immer weiter, je näher ich ihr mit dem Pinsel komme. Lasse ich dagegen den Riechstoff weg, so kann ich die Fühler der Wespe mit dem Pinsel leise berühren, ohne daß sie dieselben zurückzieht. Darauf nehme ich eine große Ameise von ruhigem Temperamente, die gewohnt ist, ihren Weg durch vorsichtige Fühlerbewegungen zu recognosciren [1], und lasse sie auf einem Papierstreifen voran laufen. Ich nähere ihr nun einen geruchlosen Pinsel. Sie marschirt dicht neben demselben vorbei, mehrmals nacheinander, ohne ein Zeichen zu geben, daß sie ihn bemerke. Tauche ich aber die Spitze des Pinsels in Schwefeläther und nähere denselben ihr wieder, so erhebt die Ameise schon auf 8 bis 10 mm Entfernung von der Pinselspitze plötzlich ihre Fühler; dieselben zittern lebhaft, und die Ameise kehrt rasch um. Ich halte ihr nun den Pinsel von der anderen Seite entgegen. Sie wiederholt dasselbe Benehmen, so oft der Pinsel in die erwähnte Nähe ihrer Fühler gelangt ist. Hierauf kommt ein Blatthornkäfer (Geotrupes typhoeus) an die Reihe.

---

[1] Ich wählte Myrmica rubida für diesen Versuch. Die lebhaften Formica-Arten, die überdies ziemlich gut sehen, springen auf den vorgehaltenen Gegenstand los, beißen hinein u. s. w. und lassen eine genaue Controlle deshalb nicht zu. Die Experimente Lubbocks (Ameisen, Bienen und Wespen. Leipzig 1883. S. 197) werden durch obige Beobachtungen bestätigt. V. Grabers Versuche mit Formica rufa (Biologisches Centralblatt. V. S. 398) vermögen das Ergebniß derselben nicht zu entkräften. Vgl. auch Lubbock, On senses etc. p. 45. note 2.

Ich lasse ihn auf dem Tische umherlaufen und nähere dann einer seiner vorgestreckten und ausgebreiteten Fühlerkeulen einen geruchlosen Pinsel. Der Käfer geht ruhig weiter, solange ich ihn nicht berühre. Nun benetze ich die Spitze des Pinsels mit Carbolsäure und nähere ihn abermals dem einhermarschirenden Käfer. Noch ist die Spitze des Pinsels 5 bis 6 mm von der betreffenden Fühlerkeule entfernt, so wird letztere schon eingeklappt und zurückgezogen. Ebenso geht es bei dem andern Fühler, wenn ich ihm den verhängnißvollen Pinsel nähere. Aber auch nur die Fühler geben ein Zeichen von der Annäherung des Riechstoffes; selbst die Taster zieht dieser Käfer nicht zurück, bis die Carbolsäure dieselben berührt. Nach Amputation der Antennen spaziert der Käfer seines Weges, ohne den riechenden Pinsel zu bemerken, bis er ihn berührt. Dies sind einige der von mir angestellten Versuche.

Perris experimentirte auch mit großen Bockkäfern. Wenn er den riechenden Pinsel erst auf einen Centimeter den äußersten Fühlerspitzen genähert hatte, zeigten sich schon die merkwürdigsten Reactionserscheinungen. Aehnlich, wenn auch nicht immer so auffallend, waren die Ergebnisse der zahllosen anderen Versuche, die von Perris, Hauser, Graber u. s. w. über diesen Gegenstand angestellt worden sind. In weitaus den meisten Fällen zeigten sich die Fühler empfindlich für die Annäherung von Riechstoffen, und zwar entweder die Fühler allein oder überdies die Taster, bei manchen Insekten — z. B. bei der Maulwurfsgrille nach Graber [1] — sogar vorzugsweise die letzteren. Beim Hirschkäfer fand Graber, daß die Taster und Fühler nicht für alle Riechreize gleich empfänglich waren, sondern daß die Taster auf einige derselben heftiger reagirten, auf andere in gleicher Weise wie die Fühler.

So hat man denn Rosenöl, Nelkenöl, Rosmarinöl, Lavendelöl, Birnäther und Senföl, Methylalkohol, Aethyläther, Nitrobenzol, Butylmerkaptan und stark verdünntes Chlorpikrin, Ammoniak, Buttersäure, Ameisensäure, Carbolsäure und Assa foetida und noch eine Menge anderer unser Geruchsorgan afficirenden Stoffe den Fühlern der Insekten genähert; man hat aufgezeichnet, auf wie viele Millimeter Entfernung und nach wie vielen Sekunden die Fühler auf jene Reize reagirten; man hat dann den Thierchen ihre Fühler amputirt oder exstirpirt oder mit einem Ueberzuge von Gummi, Lack oder Paraffin versehen und für die Einwirkung jener Reize unempfindlich gemacht, und dann hat man abermals versucht, ob die

---

[1] Biologisches Centralbl. V. S. 398.

Insekten noch auf jene Riechstoffe reagirten und mit welchen Organen. Dabei hat z. B. Graber gefunden, daß bei manchen Arten sogar die Beine oder die Hinterleibsanhänge durch die Annäherung stark duftender Essenzen in Zuckungen geriethen; — doch was darf man aus all diesen Versuchen folgern?

Namentlich Graber[1] und Forel[2] heben mit Recht hervor, daß man unterscheiden müsse zwischen der Empfindlichkeit eines Organs für sogen. starke Riechreize und zwischen dem eigentlichen Geruchsvermögen, das zur Wahrnehmung und Unterscheidung bestimmter Gerüche dient. Erstere kann vielfach eine reine Gefühlsempfindlichkeit sein. Unser Auge ist bekanntlich kein Geruchswerkzeug, und doch reagirt es, wenn man ihm einen mit Chloroform benetzten Pinsel oder eine Zwiebel nähert; es fühlt einen unangenehmen Reiz und schließt sich unwillkürlich. Aehnlich verhält es sich wahrscheinlich mit vielen zart gebauten nervösen Endorganen am Insektenkörper, mögen dieselben nach ihrer eigentlichen Bestimmung Geruchsorgane sein oder Tastorgane oder irgend etwas anderes. Allerdings ist zu bemerken, daß die Fühler den Riechstoff meist auf weitere Entfernung wahrnahmen als irgend ein anderes Organ, und daß in manchen Fällen allein die Fühler die Annäherung desselben bemerkten: diese Beobachtungen bieten eine nicht zu verachtende Wahrscheinlichkeit für die Annahme, daß die Fühler die eigentlichen Geruchswerkzeuge seien. Aber auch sie sind nicht ganz entscheidend für unsere Frage. Welchen Weg sollen wir also einschlagen? Wir müssen die natürlichen Lebensverhältnisse der Insekten berücksichtigen; wir müssen beobachten, ob sie durch bestimmte Gerüche geleitet werden beim Aufsuchen der Nahrung und bei anderen ihrer gewöhnlichen Lebensaufgaben; wir müssen zusehen, ob sie dabei ihre Fühler gebrauchen und ob diese ihnen dazu unentbehrlich sind. Dadurch können wir herausfinden, ob die Antennen die eigentlichen und die einzigen Geruchsorgane bei den betreffenden Thierchen sind.

Hier stehen wir wiederum vor einer solchen Fülle von Beobachtungen und Versuchen, daß wir nur wenige näher anführen können.

Wenn die Todtengräber (Necrophorus) aus beträchtlicher Ferne herbeigeflogen kommen, um einen todten Maulwurf zu verscharren und ihre Eier in demselben abzulegen, so werden sie in ihrem gesundheitspolizeilichen Berufe durch den Geruchssinn geleitet. Und wenn die zahlreichen Aaskäfer (Silpha u. s. w.) sowie deren Concurrenten aus der Familie

[1] Biologisches Centralbl. V. S. 385 f.   [2] Expériences II. p. 183.

der Kurzflügler (Aleochara, Creophilus, Philanthus u. s. w.), die theils selbst Aaskost lieben, theils die Larven von Fliegen und andere kleine Aasfresser sich zur Beute erkoren haben, mit den Todtengräbern an derselben Tafel sich einfinden, so hat auch sie der Geruchssinn dort zusammengeführt. Durch denselben Sinn werden die Fliegen zu dem faulen Fleische geleitet, in dem sie ihre Sprößlinge, seien es nun Eier oder Larven, absetzen müssen. Die Aehnlichkeit des Geruches hat sie sogar schon dazu verführt, den stark duftenden Blüten der Stapelien ihre Brut anzuvertrauen. In den Blüten unseres Aronstabes (Arum maculatum) trifft man häufig Fleischfliegen, Stutzkäfer und Kurzflügler, die durch den Aasgeruch dieser Blume angelockt wurden [1]. Daß die Fühler ausschließlich oder doch vorzugsweise es sind, die hier als Geruchsorgane dienen, haben Hauser [2], Forel [3] und andere Forscher durch zahlreiche Versuche bewiesen. Ihrer Antennen beraubte Aaskäfer vermochten ihr Formalobject nicht wiederzufinden, wenn sie nicht zufällig auf dasselbe stießen; Aasfliegen, denen Forel die Fühler abgeschnitten, saßen auf einem verwesenden Maulwurf so ahnungslos wie auf einem Stück Holz, während der Verlust des Augenlichtes, der Vorderbeine und der Flügel sie nicht daran hinderte, an dem Maulwurfe zu saugen und ihre Brut in denselben abzulegen. Der Mangel der Fühler war für sie gleichbedeutend mit dem Vergessen all jener Lebensaufgaben, zu denen sie durch den Geruchssinn angeleitet werden.

Die Schärfe des Spürvermögens, das manche Insektenmännchen beim Aufsuchen der Weibchen bekunden, ist erstaunlich groß. Gueinzius [4] erzählt aus Natal einige Beispiele, die unglaublich erschienen, würden sie nicht durch ähnliche Vorkommnisse in der einheimischen Insektenwelt gestützt. Das schärfere Geruchsvermögen der Männchen findet oft in der Fühlerbildung seinen sichtbaren Ausdruck; es ist allbekannt, daß beim Maikäfer und bei anderen Blatthornkäfern die Männchen eine größere Fühlerkeule haben als die Weibchen. Besonders fein ist der Geruchssinn jener Männchen, deren Fühler seitlich zart verästelt oder gleichsam zu Federbüschen ausgebildet sind. Solche Antennen treffen wir bei Mitgliedern

---

[1] Vgl. Blanchard, Moeurs et Metamorphoses des Insectes. p. 103.

[2] Physiologische und histologische Untersuchungen über das Geruchsorgan der Insekten. Leipzig 1880. S. 7. (Zeitschrift für wissensch. Zoologie. XXXIV.)

[3] Expériences II. p. 202 ss.

[4] On the habits of Paussidae (Proceedings Entomol. Society. London 1858—1859. p. 2).

verschiedener Insektenordnungen, bei Zweiflüglern (Tipuliden), bei Käfern (Corymbites, Lampyriden), bei Blattwespen (Lophyrus), vorzüglich aber bei manchen Nachtschmetterlingen (Bombyciden, Psychiden). Bereits mehrere ältere Forscher hatten die Federbuschantennen der Spinnermännchen in genanntem Sinne gedeutet. Wie richtig diese Deutung ist, zeigen unter anderem einige Beobachtungen Forels. Lassen wir ihn selber sprechen [1]. „Wenn ich beweise, daß ein Männchen von Saturnia, welches die Wälder oder wenigstens das Land bewohnt, herbeigeflogen kommt, um ein Weibchen zu suchen, das in meinem Zimmer mitten in einer Stadt sich befindet; wenn es kommt und buchstäblich an mein geschlossenes Fenster klopft, um in mein Zimmer zu gelangen; wenn es nicht bloß ein Männchen ist, sondern ein ganzer Schwarm von Männchen des kleinen Nachtpfauenauges (Saturnia carpini), der auf solche Weise mein Fenster belagert: so glaube ich mit gutem Rechte bewiesen zu haben, daß bei diesen Insekten ein besonderer Sinn vorhanden ist, der unserem Geruchsvermögen entspricht. Diese Beobachtung habe ich in Lausanne gemacht an dem kleinen Nachtpfauenauge, von dem ich eine Anzahl in meinem Zimmer aufgezogen hatte. Der Schwarm von Männchen, der von außen herzukam und mein Fenster blockirte, war so groß, daß er eine Zusammenrottung der Straßenjugend zur Folge hatte. Diese suchte die schönen Falter zu fangen und konnte sich nicht satt daran sehen, wie die Schmetterlinge alle an mein Fenster klopften und, als ich dasselbe öffnete, in das Zimmer eindrangen." „Wenn ich nun", so fährt Forel fort, „überdies beweise, daß der Verlust eines bestimmten Organs regelmäßig den Verlust jener Sinnesfähigkeit nach sich zieht, so habe ich bewiesen, daß dieses das eigentliche Geruchsorgan ist, auch für den Fall, daß die Thiere nach Verlust desselben auf schmerzhafte chemische Reize oder selbst auf andere angenehme ‚Riechreize' noch reagiren." Dieses Schlußverfahren ist durchaus zwingend, und Forel ist den Beweis für den Untersatz nicht schuldig geblieben. Männchen des Seidenspinners (Bombyx mori) vermochten, nachdem er ihnen die Fühler amputirt, ihre Weibchen nicht mehr aufzufinden, bis er sie unmittelbar neben dieselben setzte.

Auch an Wespen (Polistes und Sphex) hat Forel Versuche gemacht über die Bedeutung der Fühler als Geruchswerkzeuge [2]. Im Besitze ihrer Antennen verfolgten sie gierig den bis auf ein Centimeter genäherten und

[1] Expériences II. p. 185 et 205.
[2] Der Giftapparat und die Analdrüsen der Ameisen (Zeitschrift für wissensch. Zoologie. XXX. S. 61 Anm.).

dann allmählich entfernten Honig; nach dem Verluste jener Organe bemerkten sie den Honig erst dann, wenn er in unmittelbare Berührung mit ihrem Munde gebracht wurde. Dagegen gelang es Wespen und Hummeln, denen die Fühler abgeschnitten worden, noch mit vollkommener Sicherheit, die Blüten aufzusuchen[1]. Hieraus zieht Forel mit Recht den Schluß, daß für letztere Aufgabe mehr das Gesicht als der Geruch diene.

Man muß sich überhaupt wohl hüten, nach einem Beispiele alle übrigen beurtheilen zu wollen. Der Grundsatz „ex uno disce omnes“ erfordert auch bei den Insekten eine sehr vorsichtige Anwendung. Denn manche sind vorzugsweise Gesichtsthiere, wie die Libellen, andere Geruchsthiere, wie die Ameisen, viele andere stehen in der Mitte. Selbst bei nahen Verwandten zeigen sich oft erhebliche Unterschiede. Nach Lubbock und Forel sehen die Bienen gut, riechen aber schlecht; bei den Wespen verhält es sich gerade umgekehrt. Auch für verschiedene Lebensbedürfnisse desselben Thieres sind nicht selten mehrere Sinne in ihrer Art die wichtigsten. Der Geruchssinn der Antennen ist z. B. den Fleischfliegen unentbehrlich, um ihre Nahrung und die Wiege für ihre Brut ausfindig zu machen. Die Augen sind ihnen dazu jedoch mittelbar ebenso nothwendig, nämlich als Orientirungsorgane beim Fluge. Sind die Netzaugen überklebt, so stößt die Fliege an die Decke und an die Wände an und fällt schließlich zu Boden; hiergegen schützt sie der Besitz ihrer Fühler nicht.

Die Fühler sind also wirklich die specifischen (eigenthümlichen) Geruchsorgane bei vielen Insekten; aber darum sind sie noch nicht die einzigen. Vorzüglich unter den Käfern gibt es Belege in Menge, daß vielfach auch die Taster als eigentliche Werkzeuge des Riechvermögens sich bethätigen. Bereits Newport war es aufgefallen, daß die Taster von Schwimmkäfern (Hydaticus) und von Aaskäfern (Silpha) in lebhafte Vibrationen geriethen, wenn er ihnen ein Stückchen Fleisch näherte; die Fühler fuhren indessen fort, sich gleichgiltig nach allen Seiten hin zu bewegen. Plateau[2] hat zwar auf Grund von Amputationsversuchen erklärt, die Taster der nagenden Insekten seien für die Lebenszwecke ihrer Besitzer fast bedeutungslos. Andere Forscher sind jedoch bei ähnlichen Versuchen zu dem entgegengesetzten Schlusse gelangt. Vor allem muß eine Thatsache aus der vergleichenden Morphologie dieser Organe berücksichtigt

---

[1] Expériences I. p. 26; II. p. 206.

[2] Palpes des insectes broyeurs. Bulletin Societ. Zoolog. France 1885. Vgl. das Referat von Moewes im Biolog. Centralbl. VI. Nr. 1.

werden, auf die ich schon an anderer Stelle aufmerksam gemacht habe [1]. Bei jenen Insekten, die der selbständigen Nahrungssuche dadurch enthoben sind, daß sie von anderen gefüttert werden, sind die Taster regelmäßig kleiner und oft gleichsam verkümmert im Vergleiche zu ihren nächsten systematischen Verwandten, die sich ihre Kost selber suchen müssen. Wir finden diese Erscheinung bei manchen „sklavenhaltenden" Ameisen und bei jenen Käfern, die als „echte Gäste" in Gesellschaft von Ameisen und Termiten leben. Dies deutet darauf hin, daß die Taster eine nicht unwichtige Rolle beim Aufsuchen der Nahrung spielen.

Ueber die Bedeutung, die den Fühlern und den Tastern der Käfer als Werkzeugen des Geruchssinnes zukommt, habe ich eine Reihe von Versuchen angestellt, deren einige hier mitgetheilt werden sollen. Dieselben dürften zeigen, daß auch hier nicht eines für alle sich schickt, und daß selbst unter ähnlichen Lebensverhältnissen die Aufgaben, die jenen Organen zufallen, verschieden sein können.

Zwischen den Wasserpflanzen unserer stehenden oder langsam fließenden Gewässer lebt ein großer, plumper Geselle, an Körpermasse der gewichtigste einheimische Käfer, ein wahres Nilpferd unter den Wasserinsekten; sein Name ist der pechschwarze Wasserkäfer (Hydrophilus piceus). Die mit einer glänzenden Silberschicht belegte Unterseite des Käfers bietet einen schönen Anblick, wenn er langsam seines Weges schwimmt oder unter der Pflanzendecke eines Aquariums umhersteigt. Das Silber ist Luft; dieselbe wird durch ein öliges Haarkleid festgehalten, und sie gelangt dorthin durch die Fühler. Von Zeit zu Zeit sieht man den Käfer an den Wasserspiegel kommen und einen oder beide Fühler über denselben erheben; dann folgen in langsamem Rhythmus die Athemzüge. Durch das Ausdehnen und Zusammenziehen der Tracheenöffnungen wird ein Luftstrom erzeugt, der die alte Luft über die Fühlerspitze hinabführt und neue auf demselben Wege zuführt. Dies ist aber auch der einzige Gebrauch, den ein Hydrophilus von seinen Fühlern macht; sonst ruhen sie immer an der Unterseite des Kopfes und werden nie zur Prüfung irgend eines Gegenstandes hervorgeholt; man könnte deshalb die Antennen dieser Käfer eher Athmungsorgane als Sinnesorgane nennen. Um so wichtiger sind in letzterer Rücksicht die Taster. Nach dem Verluste der Taster war kein Hydrophilus mehr im Stande, sein Futter zu finden; die Käfer mußten das Fressen aufgeben und verhungern. Hier sind also nicht die

[1] Zur Bedeutung der Palpen bei den Insekten (Biolog. Centralbl. IX. Nr. 10).

Fühler, sondern die Taster die Geruchswerkzeuge, die dem Käfer die Nähe der Nahrung verkünden.

Ganz anders veranlagt sind die räuberischen gelbrandigen Schwimmkäfer (Dytiscus und Cybister), diese Wölfe und Hyänen unserer Teiche und Tümpel. Bei ihnen haben die Fühler nichts zu schaffen mit dem Athmungsvorgang, sondern sind bloß Sinneswerkzeuge. Zwar gerathen bei ihnen die Taster in lebhafte Bewegung, wenn sie einer Beute sich nähern; aber sie vermögen noch nach dem Verluste sämmtlicher Taster ihr Futter zu finden, allerdings langsamer als vorher. Soll man hieraus vielleicht schließen, der Geruchssinn sitze bei ihnen nur in den Fühlern? Das wäre verkehrt; denn ein großer Gelbrand (Dytiscus marginalis), dem ich die Fühler entfernt und nur die Taster gelassen hatte, fand mehrmals nacheinander die Beute ebenso rasch, wie jene seiner Vettern, die Taster und Fühler besaßen. Erst wenn beide ihnen genommen waren, verhielten sich diese Käfer völlig theilnahmslos gegen ihr früheres Lieblingsfutter. Die mikroskopischen Untersuchungen stimmen mit diesen Beobachtungen überein. Ich fand den Leydig'schen „Geruchskegeln" entsprechende Gebilde sowohl an Fühlern als an den Lippentastern von Dytiscus.

Die Käfer leiden sonach keinen Mangel an Nasen. Es scheint sogar, daß ein und derselbe Käfer verschiedene Geruchsorgane für verschiedene Geruchswahrnehmungen besitzen könne. Einige ungebetene Ameisengäste aus der Gattung Myrmedonia[1] legen diesen Gedanken nahe. Nach dem Verluste ihrer Fühler weichen sie den Ameisen, die zugleich ihre Verfolger und ihre Beute sind, nicht mehr vorsichtig aus, sondern mengen sich unter dieselben ohne Scheu. Die Ameisen als gefährliche Angreifer scheinen für sie nicht mehr zu existiren, wohl aber noch die Ameisen als wohlschmeckende Beute. Meine fühlerlosen Myrmedonien fraßen in acht Tagen beinahe doppelt so viele Ameisen auf als dieselbe Anzahl ihrer Vettern, die noch Fühler besaßen[2]. Es scheint also, daß hier die Witterung der Beute vornehmlich durch die Taster, die Witterung der Feinde vornehmlich durch die Fühler vermittelt wird, beides infolge verschiedener Geruchswahrnehmungen. Ueberdies zeigt der gute Appetit der Versuchsthiere, daß die Amputation der Antennen keine so schmerzhafte Operation ist, wie manche Gegner der Vivisection sich vielleicht vorstellen.

---

[1] Ueber deren Lebensweise siehe Näheres in der Deutschen Entomolog. Zeitschr. 1886, S. 61 ff., in der Wiener Entomolog. Ztg. 1889, S. 156 ff., und in der Tijdschrift voor Entomologie 1890. p. 31.

[2] Die näheren Einzelheiten werde ich nächstens im Biolog. Centralbl. mittheilen.

Unser Geruchsorgan hat den Vortheil, daß es mit den Athmungswegen in Verbindung steht. Die in der Luft enthaltenen Riechstoffe kommen dadurch in Berührung mit den Schleimhäuten, welche die Geruchswahrnehmung vermitteln. Diesen Vorzug genießen die Geruchswerkzeuge der Insekten nicht; denn sie stehen ferne von den Mündungen der Luftröhren (Tracheen). Dafür sind sie aber in anderer Beziehung unserem Geruchsorgan überlegen: sie sind beweglich, während unsere Nase unbeweglich festsitzt. Dies dürfte wohl ein Hauptgrund sein, weshalb bei vielen Insekten eine uns gänzlich fehlende, merkwürdige Vereinigung von Tastsinn und Geruchssinn sich findet, welche Forel Berührungsgeruch (odeur au contact) nennt. Die Insekten mit den beweglichsten Fühlern sind mit diesem Vermögen am besten ausgestattet, vornehmlich die Raub-, Schlupf- und Zehrwespen und die Ameisen.

Bei den Zehrwespchen (Chalcidier und Proctotrupier) sind die Antennen fast nie in Ruhe, sondern in unermüdlicher Zitterbewegung. Ich sah wiederholt eine kleine, flügellose Zehrwespe (Diapria?) im Nestinnern einer ebenso kleinen gelben Ameise (Solenopsis fugax), die ich zur Beobachtung im Zimmer hielt. Der Schmarotzer spazierte in den Nestkammern der Ameise auf den Häufchen junger Larven umher und berührte jede derselben mit seinen vibrirenden Fühlern. Er schien in ihnen eine geeignete Brutstätte für seine Nachkommenschaft zu suchen und zwar mittelst der Fühler. Der Sinn, der neben dem Tastsinn hier in Thätigkeit tritt, hat unter den uns bekannten Sinnesvermögen wohl am meisten Aehnlichkeit mit dem Geruchssinn. Größere Beispiele werden dies klarer zeigen. Eine Riesenschlupfwespe (Rhyssa) ist an einem alten Eichenstamm auf der Suche und geht an demselben auf und ab, mit ihren Fühlerspitzen wirbelnd und die Rinde peitschend. Sie wittert mit diesen feinen Organen nicht bloß die Stelle, wo eine Bockkäferlarve tief im Holze verborgen sitzt, sondern sie erfährt auch, ob dieselbe schon von einer andern Schlupfwespe mit einem Ei beschenkt worden ist oder nicht. Das klingt nahezu fabelhaft, und doch sind ähnliche Beobachtungen an unseren Schlupf- und Raubwespen fast alltäglich zu machen. Henri Fabre hat in seinen Souvenirs entomologiques (II. Bd., Kap. 2 und 3) meisterhaft geschildert, wie eine Sandwespe (Ammophila) die tief in der Erde ruhende Raupe aufzuspüren weiß. Drei Stunden lang hatte Fabre mit mehreren Gehilfen nach jenen Erdraupen gegraben, doch vergeblich. Da kam ihm endlich der Gedanke, an jenen Stellen nachzugraben, an denen die das Terrain mit ihren Fühlern sondirende Sandwespe stehen blieb und zu

scharren versuchte. Und siehe da, jedesmal, fünfmal nacheinander, fand er eine Erdraupe an der Stelle, welche die Wespe ihm angab. Die Raupen hatten sich wegen der Trockenheit so tief in den Boden zurückgezogen, daß die Wespe sie nicht auszugraben vermochte. Aber ihre Anwesenheit hatte sie durch die unfehlbaren Fühler entdeckt, obwohl mehrere Zoll Erde sie von dem Beutethiere trennten und äußerlich keine Spur von demselben zu bemerken war. Der Sinn, der in dem zitternden Fühlerspiele waltet, dürfte, wie gesagt, am ehesten mit einem äußerst scharfen Geruchsvermögen sich vergleichen lassen. Perris hatte einst den Nesteingang einer anderen Grabwespe (Dinetus) eine Zeitlang mit seiner transspirirenden Handfläche bedeckt. Als die Wespe nach Hause kam, zog er die Hand zurück und beobachtete nun, wie sie sich benehmen würde. Das arme Thierchen war in großer Verlegenheit. Es lief an der behexten Stelle hin und her und schlug den Boden mit seinen Fühlern. Aber es fand den Nesteingang nicht. Es scharrte hier und scharrte dort mit seinen Vorderfüßen und steckte die Fühler in den Sand, immer vergebens. Endlich flog es davon, und erst bei der zweiten Rückkehr vermochte es nach langem Suchen die gewünschte Oeffnung zu finden; wahrscheinlich hatte unterdessen der fremdartige Geruch sich verzogen, der sie vorhin so sehr verblüffte. Wenn Perris dagegen mit einem Hölzchen den Nesteingang verscharrte, fand die heimkehrende Wespe denselben ohne Mühe wieder.

Vermuthlich haben unsere Leser schon selbst gesehen, wie manche Ameisen, vorzüglich die Arten der Gattung Lasius, in langer Kette ihres Weges ziehen, im Gänsemarsche eine hinter der andern laufend und stets denselben schmalen Pfad einhaltend. Fährt man da mit dem Finger quer über die Straße, so entsteht gleich große Rathlosigkeit bei den nachfolgenden. Sie berühren die verdächtige Stelle mit den Fühlerspitzen, ja stoßen und schlagen ihre Fühler auf dieselbe mit einem Ruck des ganzen Körpers. Ihre Geruchsfährte ist unterbrochen; sie wagen es nicht, die unbekannte Grenze zu überschreiten und laufen an derselben hin und her, bis endlich eine halb zufällig über dieselbe hinausgelangt und auf der anderen Seite die alte Spur wiederum entdeckt. Nun folgen allmählich auch die übrigen, hinter jener her, die den Uebergang über den Rubico zuerst gewagt hat. Doch nicht alle Ameisen lassen sich in demselben Grade durch den Berührungsgeruch leiten und verleiten. Die großen Waldameisen (Formica rufa und pratensis), die viel besser sehen als die erwähnten Verwandten, werden durch dasselbe Fingermanöver in der Fortsetzung ihres Weges kaum aufgehalten. Für sie ist der Geruchssinn der Fühler schon nicht

mehr das einzige Orientirungsmittel. Dagegen haben die Antennen nicht bloß bei allen Ameisen, sondern bei allen gesellig lebenden Hautflüglern eine allgemeine, äußerst wichtige Bedeutung als Verkehrsorgane. Es ist dies die wunderbarste und geheimnißvollste Function der Insektenfühler.

Stumm und doch beredt ist die sogenannte „Fühlersprache" der staatenbildenden Insekten. Sie dient an erster Stelle dazu, um Freund und Feind zu unterscheiden, als „Parole". Wagt sich eine Biene in einen fremden Stock, so ist sie gleich nach den ersten Fühlerschlägen als Fremdling verrathen und wird hinausgeworfen. Durch Berührung mit den Fühlern erkennen sich die Hunderttausende, die in einem Haufen der Waldameise wohnen, als Mitglieder derselben Kolonie und vermögen jede ihrer Zugehörigen von den Hunderttausenden zu unterscheiden, die in einem fremden, wenige Meter entfernten Haufen wohnen. Berührungsgeruch scheint es zu sein, was diesem Erkenntnißvermögen zu Grunde liegt. Hat eine Ameise zufällig einen fremdartigen Geruch bekommen, ist sie z. B. von einer feindlichen Ameise mit Gift bespritzt worden, so wird sie manchmal von ihren eigenen Nestgenossen nicht mehr aufgenommen, sondern feindlich mißhandelt und getödtet. Fühlerlose Ameisen werden von den Ihrigen noch erkannt, vermögen aber ihrerseits nicht mehr, Freund und Feind zu unterscheiden. Dies möge hier genügen, um zu zeigen, daß eine Geruchswahrnehmung, nicht aber eine eigentliche Zeichensprache jener sogenannten Parole zu Grunde liegt. Eine tiefere Erörterung des Problems, wie die Ameisen sich gegenseitig und wie sie ihre Gäste erkennen, würde eine eigene Abhandlung erfordern.

Man liebt es heutzutage nur zu sehr, Ausdrücke aus dem Menschenleben auf das Thierleben zu übertragen, wenngleich die Begriffe, die jenen Worten entsprechen, nur eine schwache Aehnlichkeit besitzen. Wer daran Freude hat, mag also auch bei Ameisen von Heimatsschein und Nationale sprechen; aber er darf nicht vergessen, daß diese Documente wahrscheinlich nur einen bestimmten Geruch enthalten, der durch Berührung mit den Fühlern wahrgenommen wird.

Die Antennen der Ameisen vermitteln und übertragen noch eine Reihe anderer Wahrnehmungen und Affecte, die für das Gesellschaftsleben dieser Thiere eine hohe Bedeutung haben. Fühlerschläge sind das Zeichen, durch welches eine Ameise ihren Nestgenossen kundgibt, daß sie eine gute Beute gefunden, und sie auffordert, ihr an die Fundstätte zu folgen. Fühlerschläge sind das Signal, welches die Ankunft des Feindes verkündet und Tausende zum todesmuthigen Kampfe hinaussendet. Was

Trompetenschall und Trommelwirbel in den Kriegen der Menschen, das sind die Fühlerschläge in den Kämpfen der Ameisen; sie sind zugleich auch die Uniform, durch welche Freund und Feind sich unterscheiden. Die Fühler dienen den Ameisen aber auch für friedliche Künste. Ihr sanftes Streicheln entlockt den Blattläusen Honig, eine wichtige Nahrungsquelle für viele Ameisenarten.

Da wir Menschen keine Fühler haben, können wir uns auch nicht recht vorstellen, wie es einer fühlerlosen Ameise zu Muthe ist. Jedenfalls macht sie den Eindruck einer ruinirten Existenz. Nahrungssuche, Brutpflege, Nestbau, Unterscheidungsvermögen für Freund und Feind — alles ist dahin. Die einen, z. B. die Arten der Gattung Formica, werden gleichsam blödsinnig und sitzen theilnahmslos da. Die anderen, z. B. die Arten der Gattung Myrmica, geberden sich wie tobsüchtig und beißen und stechen blind auf alles los, was ihnen begegnet [1]. Kurz, eine fühlerlose Ameise ist wie ein kopfloser Mensch.

So groß und so vielseitig wie bei den Emsen ist die Bedeutung der Fühler wohl bei keinem anderen Insekt. Die Fühler sind bei ihnen nicht bloß Sinnesorgane, sondern auch zu mannigfachen Zwecken bestimmte Verkehrswerkzeuge. Sanfte Fühlerschläge dienen zur Beschwichtigung aufgeregter Gemüther, rasche und leise Fühlerschläge sind ein Bittgesuch um Speise und Trank. Diese Seite des Fühlerverkehrs haben den Ameisen auch manche ihrer Gäste abgelauscht und verwerthen sie vortrefflich für ihr Schmarotzerdasein. Die vielgliedrigen, äußerst beweglichen Antennen von Atemeles und Lomechusa verstehen sich auf dieses Handwerk ebenso gut, wie die kurzen, derben Fühler der Keulenkäfer (Clavigeriden), die wie Tactstöcke aussehen und auf dem Kopfe ihrer Wirthe wirksamen Tact zu schlagen vermögen, wenn ein Keulenkäfer Hunger hat. Demselben Zwecke scheinen auch die keulenförmigen Fühler mancher Geostiden und Paussiden gewidmet zu sein. Die Mehrzahl der abenteuerlichen Fühlergestalten in letzterer Familie [2] fügt sich aber einer so einfachen Erklärung noch nicht. Die breiten, vielfach gezackten Fühlerkolben sehen in den meisten Fällen aus, als ob sie den Ameisen einen bequemen Anhaltspunkt bieten sollten, um die Paussiden in ihre Nester zu führen [3]. Manche Paussus tragen

[1] Versuche hierüber habe ich an Formica sanguinea, rufa, pratensis und Myrmica scabrinodis angestellt. Ich fand dabei Forels Angaben bestätigt (Fourmis de la Suisse p. 119, und Expériences II. p. 193 et 200).

[2] Vgl. diese Zeitschrift (Der äußere Bau der Insektenfühler) Bd. XL. S. 83 f.

[3] Vergleichende Studien über Ameisengäste und Termitengäste. S. 44.

überdies gelbe Haarpinsel an den Fühlern, ganz ähnlich jenen, an denen Keulenkäfer und andere echte Gäste von den Ameisen beleckt werden[1]; ohne Zweifel ist dies auch hier ihre ökonomische Rolle. Afzelius[2] glaubte sogar, in dem Fühlerkolben eines Paussus (P. sphaerocerus) eine selbstleuchtende Laterne entdeckt zu haben; doch weder er selbst noch andere Forscher fanden es später bestätigt, daß diese Kolben im Dunkeln leuchten; daher ist diese Function einem Insektenfühler einstweilen noch nicht zuzuschreiben.

Die Antennen der Ameisengäste bieten übrigens schon gegenwärtig genug des Merkwürdigen. Bei mehreren Begleitern brasilianischer Wanderameisen (Eciton), die ich als Ecitochara und Ecitomorpha beschrieben habe[3], obwaltet ein bestimmtes Verhältniß zwischen der Größe des Käfers und der Gestalt seiner Fühlhörner. Je kleiner der Käfer, desto dicker und massiver sind diese Organe; je größer er ist, desto dünner und schlanker gestalten sie sich, bis ihre Gestalt schließlich der Fühlerform der Ameisen selber gleicht. Hierin liegt eine Andeutung, daß auch diese Käfer den Ameisen gegenüber Gebrauch von den Fühlern machen, wenigstens zur Täuschung und Beschwichtigung derselben. Der Gesichtssinn der genannten Wanderameisen ist sehr schwach; sie haben nämlich im besten Falle bloß einfache Punktaugen. Daher kann es den Käfern um so leichter gelingen, die Ameisen durch ihr Fühlerspiel zu hintergehen. Wer mit solchen Räuberhorden lebt, wie die Eciton sind, hat in der That besondere Vorsichtsmaßregeln von nöthen, wenn er nicht selber aufgefressen werden will. Diese Maßregeln liegen in den Gesetzen, nach denen die Fühler und der ganze Körper dieser kleinen Wesen gebaut sind, und in den Instinkten, nach denen sie ihre Organe bewegen. Mit Vernunft und freier Willkür hat die Thätigkeit der Insektenfühler ebenso wenig zu schaffen als irgend eine andere noch so zweckmäßige Einrichtung im Thierleben.

---

[1] Vergleichende Studien 2c. S. 45 ff.

[2] Transactions Linn. Soc. IV. p. 261.

[3] Deutsche Entomolog. Zeitschr. 1887 u. 1889. Siehe auch Vergleichende Studien 2c. S. 86 ff.

(Schluß folgt.)

E. Wasmann S. J.

Ein Besuch in Philadelphia.

In wenigen Stunden gelangt man von Baltimore nach Philadelphia, dem Hauptsitze historischer Erinnerungen der Amerikanischen Republik. Es war hauptsächlich die Münze, welche schon vor einiger Zeit diese „Stadt der Bruderliebe" in das Programm einer meiner Reisen zog. Die Besichtigung dieser einzigen Regierungsanstalt in der großen Stadt ist aber mit großen Schwierigkeiten verbunden, theils wegen der großen Wachsamkeit, welche hier vonnöthen ist, theils wegen der Menge von Besuchern, deren sich in einem Jahre oft über 40 000 einstellen.

Begibt man sich zwischen 9 und 12 Uhr vormittags nach der Münzwerkstätte, welche auf zwei Straßen eine Länge von 123 Fuß mißt und im griechischen Stile aus weißem Marmor aufgeführt ist, und deren Kupferdach von einem rauchenden Kamine überragt wird, und tritt dann zwischen den sechs jonischen Säulen in die Vorhalle, so findet man sich in einem Gedränge von Fremden, welche nur auf die Zurückkunft einer schon eingetretenen Abtheilung warten. Mit großer Freundlichkeit ruft der Führer der Menge zu, ihm zu folgen, und führt sie dann zur Linken an dem Zimmer des Kassenführers vorbei zum Wägezimmer, wo schon Gold im Werthe von anderthalb Milliarden Dollars abgewogen wurde, von welchem 90 Procent aus Californien kam. Die Wagen, deren Gewichte von drei Milligramm bis zu 15 Kilogramm laufen, werden alle zwei Tage geprüft, aber nur zum Abwägen der rohen Metalle gebraucht. In eisernen Kisten gelangt das gewogene Metall in den Schmelzraum, wo es von zwei Männern mit verschiedenen Schlüsseln erschlossen und zum Schmelzen in eiserne Formen gebracht wird. Vier Schmelzöfen befinden sich in diesem Raume, und der Boden besteht aus eisernen Platten, welche wabenartig ausgefurcht sind, um die kostbaren Abfälle aufzunehmen und vor den Schuhen der Arbeiter zu schützen. Der Kehricht der ganzen Werkstätte wird nämlich jedes Jahr um den Werth von 4—5000 Dollars verkauft. Von hier geht das umgegossene Metall in das Wägezimmer zurück, und erst nachdem von jedem Stück ein Theilchen chemisch untersucht ist, wird es dem Ueberbringer nach Schrot und Korn, d. h. nach Gewicht und Feinheit bezahlt.

Solche Klumpen von umgegossenem Silber sieht der Besucher hin und wieder an den Wänden der Gänge wie Backsteine aufgeschichtet und mit Drahtnetzen von weiten Maschen umgeben, scheinbar unbewacht. Nirgends steht eine Schildwache oder auch nur ein Aufseher; nur erinnert sich der Besucher, daß gleich beim Eingange eine Anzahl von Beamten einen forschenden Blick auf alle Persönlichkeiten warfen, und daß an beiden Enden der Eintrittshalle zwei blankgeputzte mitrailleusenartige Maschinen standen, die Läufe gegeneinander gerichtet.

Neben diesem Schmelzraume ist das Amt des Münzwardeins, der die Scheidungen, Legirungen und Schmelzproben vorzunehmen hat, aber keine Besucher zuläßt. Die unter ihm stehenden Räume nehmen den größten Theil der Westseite im zweiten Stockwerke ein. Nach seinem Berichte werden die unreinen Metalle nach dem ersten Umschmelzen mit Salpetersäure behandelt, welche sie alle auflöst, außer Gold. Damit aber das Silber nicht vom Golde geschützt werde, legt man erst reines Silber zu, bis dieses zwei Drittel, oder nach der älteren Methode drei Viertel, der ganzen Masse beträgt; daher der Name Scheidung in die Quart oder Quartation. Schüttet man die Lösung ab, so bleibt das reine Gold auf dem Grunde. Mischt man dann die abgeschüttete Lösung mit Kochsalz, so schlägt sich Chlorsilber nieder, welches mit Zink reducirt, d. h. in reines Silber verwandelt wird. Die in der Lösung zurückbleibenden unedlen Metalle werden meist als werthlos weggeschüttet.

Das gediegene Gold und Silber wird dann in Wasser gewaschen und kommt in den Trocknungskeller, wo durch einen Druck von einigen 80 Tonnen alles Wasser ausgepreßt wird. Von da gelangt es in den Schmelzofen zurück, wird heiß getrocknet und in Stangen umgegossen.

Der Feingehalt der Gold- und Silbermünzen wird, wie in Deutschland, England und Frankreich, nach Tausendtheilen geschätzt und ist gesetzlich, wie der der deutschen Reichsmünzen, auf 900 festgesetzt. Für Silbermünzen erlaubt das Gesetz eine Schwankung von $\pm$ 3 Einheiten. Gewöhnlich jedoch ist das Silbergeld zu fein, d. h. zwischen 900 und 903. Die Beschickung der Goldmünzen beträgt 75 Theile Silber und 25 Theile Kupfer, die der Silbermünzen 100 Theile Kupfer. Außerdem gibt es noch Nickelmünzen, die aus 75 Procent Kupfer und 25 Procent Nickel bestehen, und Bronzemünzen mit 5 Procent Zinn und Zink.

Die Legirung geschieht im untern Stocke in einem größern Raume mit sieben Schmelzöfen, von deren jeder in einem Tage 500 Pfund Metall zu bewältigen vermag. Der Besucher sieht durch die offene Thüre das flüssige Metall im Ofen, aus welchem die Arbeiter mit Kellen schöpfen und in eiserne Formen gießen, die zusammengebunden auf dem Boden stehen. Ein Arbeiter zeigt auch wohl die gegossenen Zaine von 12 Zoll Länge, $^1/_2$ Zoll Dicke und 1 bis $2^1/_2$ Zoll Breite. Das untere Ende ist keilförmig zugespitzt, und das obere rohe Ende wird abgestemmt. Der Werth eines solchen Silberstabes beträgt gegen 60 Dollars und der eines Goldstabes zwischen 600 und 1400.

Die Schmelzprobe, durch welche die Richtigkeit der Legirungen geprüft wird, besteht im wesentlichen in der oben beschriebenen Scheidung der Metalle mit Gewichtsbestimmung der einzelnen Theile. Die Scheidung kleiner Quantitäten geschieht meistens durch Cupellation, d. h. durch Mischung mit Blei und Ausschmelzen in einem Tiegel von ausgelaugter Asche und gebrannten Knochen, der sogen. Cupelle. Das schmelzende Blei oxydirt alle unedlen Metalle und zieht dieselben in die poröse Masse der Cupelle. Von einer Silberlegirung bleibt dann reines Silber übrig, von einer Goldlegirung nur Gold und Silber, welche noch der Scheidung in die Quart bedürfen. Silbermünzen werden jedoch meistens auf nassem Wege geprüft, indem sie erst in Salpetersäure aufgelöst

und dann mit Kochsalz behandelt werden. Da man weiß, daß 5,4274 Gramm Kochsalz in Wasser gelöst genau 1 Gramm Silber aus seiner Lösung fällen, so hat man nur die Salzlösung abzuwägen, um zu wissen, wieviel Silber die Münze enthielt. Im Jahre 1884 fand die Prüfungscommission als durchschnittliche Feinheit von 49 Goldmünzen 899,5 und von 960 Silbermünzen 900,6.

Im Vorbeigehen sieht man eine durch beide Stockwerke gehende Dampfmaschine von 160 Pferdekräften, welche diese Zaine in klingende Münze zu verwandeln hat. Wir kommen ins Walzzimmer, wo vier Streckwerke stehen, jedes mit einem schweren Schwungrade und einem stählernen Walzpaare versehen und von zwei Männern bedient. Die Zaine werden mit dem scharfen Ende zwischen die Walzen gesteckt und acht- bis zehnmal durchgezogen, wodurch sie um das Sechsfache verlängert werden. Um aber die Brüchigkeit zu vermeiden, werden dieselben zwischen den einzelnen Zügen in einem rechts danebenstehenden Ofen ausgeglüht.

Vom Streckwerke gelangen die Metallstäbe in den Zainenzug, d. h. auf eine lange Bank mit zwei aufrechtstehenden unbeweglichen Cylindern, ähnlich einem Drahtzuge. Das dünnere Ende der Zaine wird mit der Hand durchgesteckt und auf der andern Seite von einer Zange gepackt, die auf einem Rollwägelchen vor- und rückwärts läuft. Jeder dieser Züge wird von einem einzigen Arbeiter bedient.

Die nun völlig glatten und auf die Normaldicke gebrachten Metallstäbe werden gewaschen und dann auf dem Durchschnitt in Münzscheiben ausgestückelt. Der Arbeiter schiebt die Zaine über eine kreisrunde Bohrung in stählerner Unterlage, über welcher ein scharfkantiger Stempel abwechselnd auf- und niedergeht. Die Scheiben sind etwas größer als die Münzen und fallen aus dem Durchschnitt in eine Kiste, 225 in der Minute. Alle werden gewogen, die zu schweren abgefeilt, die zu leichten zugleich mit den durchlöcherten Stäben umgegossen.

Ein paar Schritte weiter, und wir sind am Zimmer des Stempelschneiders, dürfen aber nicht eintreten. Die Arbeit ist von derselben Art wie im Bureau für Gravirung in Washington. Wie dort, ist auch hier eine geometrische Drehbank, auf welcher die Wappen und Inschriften von einem größeren Modelle in verkleinertem Maßstabe auf die Stempel übertragen werden. Da ein Stempelpaar nur zwei Wochen brauchbar ist, so werden die gravirten nicht zum Prägen, sondern nur zum Abdruck neuer Stempel gebraucht.

Mehr Interesse für die täglichen Besucher hat die Werkstätte des Münzmeisters, ein schöner Saal auf der Ostseite des ersten Stockwerkes, in welchen man bis zu einem Drahtgitter, das vom Boden nur drei Fuß Höhe mißt, eintreten kann. Hier zum erstenmal sieht man sich einem Aufseher gegenüber, der officiell die Gesichter und Hände der Besucher beobachtet, ein schlanker, großer Mann mit schwarzen, funkelnden Augen und gekreuzten Armen, der durch Plaudern mit seinem Nachbar die Aufmerksamkeit von sich abzulenken sucht. Von der nächsten Maschine tropfen die blanken Münzen in einen Korb so nahe am Drahtgitter, daß der Besucher sich nur zu bücken brauchte, um eine Handvoll herauszunehmen. Es stehen hier zweierlei Maschinen. Die

einen sehen aus wie dreifüßige Tischchen von starkem Eisen, deren Platten mit einem Rande versehen sind, innerhalb dessen eine horizontale Stahlscheibe sich um etwa 90 Grad hin- und herdreht. Der Raum zwischen der Stirnseite dieser Scheibe und dem äußern Rande ist etwas kleiner als die Breite der Münzscheiben, und wenn die letzteren aus den beiden Füllröhren hereinfallen, werden sie durch Rollen kreisrund gepreßt, während ihr äußerer Rand sich erhöht. Dieser erhöhte Münzrand hat den doppelten Zweck, daß sich das Gepräge nicht so bald abschleift und die Münzen aufeinandergeschichtet stehen bleiben. Von größeren Münzen gehen in jeder Minute 120 durch diese Rändelmaschine.

Die Prägemaschine, deren zehn an der Zahl sind, hat die Gestalt eines kleinen aufrecht stehenden Pianos, vor welchem eine Frau anscheinend müßig sitzt und nur von Zeit zu Zeit eine Rolle Münzscheiben in die Füllröhre legt. Auf einem Untergestelle ruht ein aufrecht stehender Rahmen von schwerem Gußeisen aus einem Stücke, mit einem Ausschnitte in der Mitte, in welchem sich die beiden Stempel auf- und abbewegen. Der Oberstempel hängt an einem Kniehebel, der von einer Kurbel hinter der Maschine abwechselnd gebogen und gerade gestreckt wird; der Unterstempel hingegen ruht in dem sogen. Prägeringe, der den Münzrand ausbildet, bewegt sich aber um die Dicke der Münzen auf und ab, um die geprägten Münzen auszustoßen und die Metallscheiben aufzunehmen. Die letzteren fallen leicht in den Prägering hinein, da sie kleiner sind als die Münzen. In anderen Ländern, wo der Rand eine die Hauptfigur der Münze erklärende Umschrift (Legende) erhalten soll, besteht der Prägering aus zwei Hälften, die sich abwechselnd öffnen und schließen. Ein horizontaler Schlitten holt die Metallscheiben mit einer fingerartigen Zange aus der Füllröhre und schiebt zugleich die fertigen Münzen weg. 80 bis 100 derselben fallen jede Minute in den nebenstehenden Korb. Trotz der 160 Pferdekräfte, die hauptsächlich in diesem Saale zur Verwendung kommen, arbeiten diese Münzpressen fast geräuschlos und ohne zitternde Bewegung. Im Zählungszimmer werden die Münzen theils einzeln, theils auf einem Rechenbrette, das einem Waschbrett ähnlich sieht, abgezählt und dann in Säcken von 1000 bis zu 5000 Dollars verpackt. Die Münzen, welche innerhalb der gesetzlichen Grenzen zu schwer oder zu leicht sind, werden getrennt geprägt, aber in den Säcken so vermischt, daß die Lieferungen an den Schatzmeister das volle Gewicht haben.

An den Haupteingang zurückgelangt, werden die Besucher eine Marmortreppe hinauf in das Cabinet geführt, das sein Licht von einer Glaskuppel borgt und zugleich durch eine Oeffnung im Boden in die Eingangshalle hinuntersendet. Rings um diese Oeffnung ist ein Geländer mit vier Säulen und einer kreisförmigen Reihe von flachen Glaskästen. Aufrechte Schränke stehen längs den Wänden. Der Inhalt derselben besteht aus Münzen, Gedenkstücken, Mineralien und Büchern. Die alten Münzen liegen in den hohen, die modernen in den flachen Kästen. Zu den Gedenkstücken zählt man eine Abschrift des Congreßgesetzes, welches die Münze ins Leben rief, und einige ältere und ausländische Prägemaschinen. Die Sammlung macht keinen An-

spruch auf Ebenbürtigkeit mit ähnlichen Cabinetten in Europa, wird im Gegentheile anderen Regierungsämtern als Muster der Genügsamkeit hingestellt.

Unterirdisch sind noch zwölf Gewölbe mit doppelten Thoren und Combinations- und Zeitschlössern, wie im Schatzamte zu Washington; der Zutritt wird aber hier nicht so leicht gestattet wie dort.

Ein Holzgebäude im offenen Hofraum verdient noch Erwähnung, als Wohnung des Agenten der Adams-Expreßcompagnie, welcher die Gold- und Silberbarren herbeibringt und das geprägte Geld fortschafft.

Ueber dreihundert Personen sind hier angestellt mit einer Gesammtbesoldung von 40 000 Dollars, die sich in zwei gleichen Hälften auf die Beamten und die Arbeiter vertheilt. Die Gesammtausgaben eines Jahres belaufen sich aber auf 5—600 000 Dollars, einschließlich Reparaturen, Verlust an Metall und Versendung der Münzen. Das Einkommen hingegen ist fünfmal größer und erreicht nicht selten die Summe von drei Millionen. Die Hauptquelle desselben besteht in dem Gewinne, den die Regierung bei der Prägung der Silbermünzen macht, sowie im Schlagen von Medaillen und in der Bearbeitung der Barren für Gold- und Silberschmiede.

Die Münze ist die älteste Einrichtung der Vereinigten Staaten und wurde vom Congresse am 2. April 1792 ins Leben gerufen. Nachdem die Regierung nach Washington übergesiedelt war, beschloß sie am 3. März 1801, die Münze bis 1803 in Philadelphia zu lassen. Dieser Beschluß wurde dann auf Termine von je fünf Jahren erneuert, aber im Jahre 1828 dahin abgeändert, daß die Münze daselbst bleiben solle, bis etwas anderes angeordnet werde.

Die Münzen sollten nach dem Gesetze von 1792 auf der einen Seite Emblem und Aufschrift der „Freiheit“ tragen, mit dem Jahre der Prägung, und auf der andern einen Adler mit der bekannten Aufschrift U. S. A. Schon das Jahr zuvor waren sogen. Washington-Pfennige geprägt worden mit dem Bildnisse Washingtons, zum großen Mißfallen dieses uneigennützigen Präsidenten.

Zum ersten Director der Münze wurde der Astronom David Rittenhouse, von Philadelphia gebürtig, ernannt. Am 31. Juli 1792 legte er den Grundstein zu dem Backsteinhause, das noch steht und als Schreinerei benutzt wird, nachdem es vierzig Jahre seinem ersten Zwecke gedient hatte. Am 7. September setzte Rittenhouse die Blasebälge in den „Schoppen“, und drei Tage später machte er den ersten Ankauf von Metall, welcher in sechs Pfund alten Kupfers bestand. Am 25. September langten drei Münzpressen aus England an, und im October begann die Arbeit. Um dem ersten Bedürfnisse zu genügen, wurden noch in demselben Jahre kleine Scheidemünzen in Dimes und Half-Dimes geprägt, zwei Jahre darauf die Silber-Dollars und Half-Dollars, und erst im Jahre 1795 Goldmünzen, nämlich 400 Eagles und 744 Half-Eagles. Die Ausmünzung betrug bis zum Jahre 1800 $2^1/_2$ Millionen Dollars, stieg aber bis zum Jahre 1830 auf 37 Millionen. Im Jahre 1829 mußte der Grundstein zu dem jetzigen Marmorgebäude gelegt werden, das in Form eines Viereckes einen offenen Hof umschließt und bereits wieder zu klein ist.

Dampfpressen waren schon im Jahre 1816 an Stelle der Handpressen eingeführt worden. Das neue Gebäude wurde aber mit den französischen, von Thonnelier erfundenen Pressen versehen, deren Schraubenspindel jedoch sehr unruhig arbeitete und schließlich im Jahre 1874 durch die Kniehebelpresse ersetzt wurde. Das neue Gebäude kam mit seiner damaligen Maschinerie auf etwas über 200 000 Dollars.

Bisher hatte die Münze in Philadelphia die Aufsicht über alle übrigen Münzen in New-Orleans, Charlotte, Dahlonega, San Francisco, Carson, Dallas und Denver; seit dem neuen Münzgesetze von 1873 aber stehen alle Münzen unter einem Director in Washington. Doch behielt die in Philadelphia das ausschließliche Recht der Stempelgravirung. Ueber 1500 derselben werden jedes Jahr verfertigt. 60 davon gingen im Jahre 1884 nach New-Orleans, 49 nach Carson und 160 nach San Francisco. Damit wurden in demselben Jahre Münzen im Werthe von nahezu 58 Millionen Dollars geprägt. Die Goldprägung übertrifft im allgemeinen diejenige in Silber, obwohl die Silberproduction um die Hälfte größer ist als die des Goldes.

Die folgende Tabelle über den Geldumlauf in den Vereinigten Staaten wurde von dem Director der Münze für den 1. November 1884 entworfen.

	Gold.	Silber.	Papier.	Summe.
In Schatzamt u. Banken	278 Mill.	185 Mill.	187 Mill.	650 Mill. Dollars
Unter dem Volke	308 „	90 „	493 „	891 „ „
Geld im Lande	586 Mill.	275 Mill.	680 Mill.	1541 Mill. Dollars

Danach belief sich der Geldumlauf ungefähr auf anderthalb Milliarden Dollars, wovon mehr als die Hälfte in klingender Münze bestand.

Ein ebenso eigenthümliches wie verwickeltes Bild bietet die nachstehende Uebersicht, welche das Geldwesen der Vereinigten Staaten für den 1. Januar 1889 zur Darstellung bringt. Es befanden sich

	im Schatzamte	in den Nationalbanken	in anderen Banken und im Umlaufe	Zusammen
Metallgeld:		Dollars		
Goldmünzen	227 854 212	78 224 188	301 527 286	607 605 686
Gold in Barren	97 456 289	—	—	97 456 289
Standard-Silberdollars	254 406 869	7 086 626	53 792 695	315 286 190
Zur Prägung bestimmtes Silber	11 355 334	—	—	11 355 334
Silber-Scheidemünze	23 655 458	3 276 200	49 943 574	76 875 232
Zusammen	614 728 162	88 587 014	405 263 555	1 108 578 731
Repräsentatives Geld:				
Legal-Tender-Noten	41 125 859	82 555 060	223 000 097	346 681 016
Gold-Certificate	36 127 702	75 334 420	45 554 028	157 016 150
Silber-Certificate	3 958 567	8 812 844	237 407 155	250 178 566
Noten der Nationalbanken	4 068 046	24 212 370	205 379 611	233 660 027
Diverses	470 479	9 848 387	7 377 467	17 696 333
Zusammen	85 750 653	200 763 081	718 718 358	1 005 232 092

Sollte die Stadt Philadelphia ihre letzte Regierungsanstalt auch noch verlieren, so bleibt ihr doch ein unveräußerliches Vorrecht im Besitze zweier Gebäude, die man die Geburtsstätte der Amerikanischen Union nennt. Es sind dies die Zimmermanns-Halle und das alte Staatshaus.

Die Zimmermanns-Halle ist ein Zunft-Gebäude aus Ziegelsteinen, das durch einen Rasenplatz von der Straße getrennt ist und mit seinem Portal, den hohen Fenstern und dem Dachreiter fast das Aussehen einer Kapelle hat. Der ganze untere Stock besteht aus einem einzigen Saale, von zwei Säulen gestützt. Eine Tribüne rechts mit erhöhtem Präsidentenstuhl und alten hölzernen Sitzen rings im Saale verrathen die historische Bedeutung des Lokals. Die Wände sind reich behangen mit dem „sternbesäeten Banner“, mit den Wappen der Zunft und Photographien der Mitglieder. In einem Glasschranke liegt das Tagebuch des ersten Kolonial-Congresses, und auf dem Präsidentenstuhl steht die Inschrift: „Continentaler Congreß 1774.“ An der Wand hängt ein Bild, „das erste Gebet im Congreß“ darstellend. 31 Patrioten knieen oder stehen an den Tischen und Stühlen umher, einer den Hut auf dem Kopfe, und lauschen aufmerksam auf den Prediger, der von seiner Kniebank aus ein begeistertes Gebet spricht, ohne auf Papier und Bibel in seiner Hand zu schauen. Die Geschichte hat die Namen der meisten hier dargestellten Männer aufbewahrt. Der Quäker mit dem breitrandigen Hute hieß Hopkins, und der Kaplan war Rev. Duche von der Episkopalkirche in Philadelphia. Unter den Betenden befindet sich der zukünftige „Vater seines Landes“, George Washington, ebenso der gewaltige Redner Patrick Henry, der künftige Präsident Adams und der Vorsitzende Hancock, die ihre Mitbürger zur Erhebung gegen das Mutterland aufforderten. Gerade an diesem Morgen lief die Nachricht von der Beschießung Bostons durch die englische Flotte ein. Der Gouverneur von Pennsylvanien, Penn, war royalistisch gesinnt, und darum wurde der erste Congreß, wie auch die städtischen Versammlungen, in oder vor diesem Hause abgehalten. Am Tage vorher, am 5. September 1774, hatten sich die Abgeordneten der Kolonien im Kaffee-Hause der Kaufleute eingefunden und waren, mit Erlaubniß der Zimmerleute, in Procession in dieses Gebäude gekommen, mit dem Bewußtsein, daß ihr Leben dabei auf dem Spiele stand. Hier war es, wo sie den bekannten Beschluß faßten, nichts aus Großbritannien einzuführen oder zu kaufen, bis die Steuergesetze vom Parlamente zurückgenommen würden.

Zwei Jahre später waren englische Truppen in der Zimmermanns-Halle einquartirt und nahmen die Wetterfahne auf dem Dachreiter zur Zielscheibe ihrer Uebungen.

Später diente das Gebäude für Kriegsvorräthe, für Bankgeschäfte, auch dem Amte für öffentliche Ländereien, dem Franklin-Institute und anderen öffentlichen Zwecken, jetzt aber nur noch als Denkwürdigkeit für Besucher, deren sich bei der Centenarfeier der Unabhängigkeitserklärung an 15 000 einfanden.

Im oberen Stocke sind kleinere Zimmer für Comitéversammlungen und eine Specialbibliothek für Baukunst.

Der Verein wurde im Jahre 1724 ausschließlich für Meister im Handwerke gegründet, zu dem doppelten Zwecke der Ausbildung in der Baukunst

und der gegenseitigen Unterstützung im Unglück. Das Gebäude wurde im Jahre 1770 errichtet und ist noch in gutem Zustande.

Der zweite Congreß der Abgeordneten tagte, da Gouverneur Penn im Jahre 1775 nach England abgereist war, im Staats-Hause, einem alterthümlichen Steingebäude aus dem Jahre 1729 mit einem Thurme, der 20 Jahre später gebaut wurde. Links vom Eingange ist der Saal, worin bis zum Jahre 1783 die Congreßsitzungen tagten und wo auch die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erklärt wurde. Der Saal, von einer Doppelreihe von Säulen getragen, nimmt die ganze Breite des Gebäudes ein und ist schön decorirt. Ueber dem erhöhten Präsidententische hängt ein Kronleuchter, und rings im Saale stehen die Lehnsessel, die den ersten Patrioten des Landes so wenig Ruhe verschafften. Die Fensterscheiben sind sehr klein und mit schweren Vorhängen bedeckt. Die Menge der täglichen Besucher ist jetzt durch ein Holzgeländer von den nationalen Schätzen getrennt. Vor dem Präsidentenstuhl steht noch derselbe Tisch, auf welchem der Vorsitzende Hancock das von Jefferson vorgelegte Schriftstück am Abende des 4. Juli 1776 unterzeichnete. Die übrigen Delegaten unterschrieben erst einen Monat später, nämlich am 2. August, nachdem die Urkunde in größerem Maßstabe auf Pergament ausgeführt war. Seitdem heißt dieser Saal und auch das ganze Gebäude die „Freiheitshalle".

Der untere Theil des Thurmes ist eine hohe, viereckige Halle, gut beleuchtet, mit Treppen, die sich rings an den weißen Wänden hinaufwinden bis zur „Freiheitsglocke", die mitten von der Decke herabhängt. Sie ist nicht so groß, daß sie nicht von einem Knaben könnte geläutet werden. Infolge eines großen Sprunges ist sie jedoch völlig unbrauchbar geworden. Die Glocke war im Jahre 1751 für den neuen Thurm des Staatshauses bestellt und in England gegossen worden. Von welchem Geiste schon damals die „Freien Männer" von Pennsylvanien beseelt waren, zeugt die Inschrift, die von dem englischen Glockengießer verlangt wurde und auf das große Jubeljahr der Juden anspielte: „Verkünde Freiheit (Erlaß) allen Bewohnern deines Landes" (Lev. 25, 10). Die Glocke zerbrach beim ersten Versuche im Thurme zu Philadelphia. Mehrere Güsse wurden in Amerika versucht, bis einer, mit Hinzufügung von nur wenig Material, im Jahre 1753 gelang. Dieselbe Inschrift kann jetzt noch von der Treppe aus gelesen werden.

In Sagen und Gedichten, Schulbüchern und Novellen wird die Erfüllung der prophetischen Inschrift am 4. Juli 1776 gefeiert. Der alte Thurmmeister soll den ganzen Tag im Thurme gesessen und seinen Enkel beauftragt haben, ihm von der Straße aus ein Zeichen zu geben, wenn der Congreß unten im Saale die Freiheit verkündige. Mehrmals soll er kopfschüttelnd gesagt haben: „Die werden's nie thun", bis endlich am Abende der Knabe in die Hände klatschte und dem Großvater zurief: „Läute! Läute!"

Geschichtlich steht so viel fest, daß die Freiheitserklärung, sobald Hancock sie unterzeichnet hatte, von der hohen Steintreppe des Portals aus dem wartenden Volke vorgelesen wurde, und daß, wie John Adams sich ausdrückt, „die Glocken den ganzen Tag und beinahe die ganze Nacht hindurch läuteten".

Fünf Jahre später wurde die Glocke im Thurme tiefer gehängt und dann nur noch bei feierlichen Gelegenheiten geläutet, z. B. im Jahre 1828 bei der Emancipation der Katholiken durch das britische Parlament, im Jahre 1832 bei der Centenarfeier George Washingtons und im Jahre 1835 bei der Uebertragung der Ueberreste des Obersten Richters, Marshall. Bei dieser Gelegenheit erhielt die Glocke einen Sprung von 8 bis 10 Zoll Länge, der sich am 22. Februar 1843 so vergrößerte, daß man den Ton auch auf eine kurze Entfernung nicht mehr hören konnte.

Rechts vom Eingange in das Staatshaus, also der „Freiheitshalle" gerade gegenüber, ist ein Museum mit zahlreichen Andenken aus der Revolutionszeit, namentlich mit Geräthen und Oelgemälden der Patrioten, welche die Freiheitserklärung unterzeichnet oder sich im Kriegs- und Staatsdienste jener Zeit ausgezeichnet hatten. An eine Eintheilung dieser Gegenstände der verschiedensten Art ist kaum zu denken. Der Sache nach gehören sie eigentlich in das National-Museum zu Washington, wo eine ähnliche Sammlung angelegt ist; allein Philadelphia wird sich die Erinnerungen an die Wiege der amerikanischen Freiheit nicht rauben lassen und seinen späteren Bürgern die Freiheitshalle und Freiheitsglocke als nationalen Schatz für immer bewahren.

J. G. Hagen S. J.

Recensionen.

Psalterium s. liber psalmorum iuxta vulgatam latinam et versionem textus originalis hebraici cum notis introductionalibus et cum argumentis exegeticis, quibus harmonia utriusque versionis demonstratur. Exaravit Prof. Dr. **Melchior Mlčoch.** VII et 517 p. Lex.-8⁰. Olmütz, 1890. Selbstverlag des Verfassers. Preis: *M.* 10.

Von dem Buch der Psalmen schreibt Weitenauer: Nullum est divinorum voluminum quod simul et usurpetur frequentius et sacra sua caligine impediat legentem molestius quam liber psalmorum. Und selbst Muret, der berühmte Latinist, der in den letzten Jahren seines Lebens Priester war, machte beim Breviergebet recht unliebsame Erfahrungen. Subiniquo interdum ferebam animo, klagt er in einem Briefe an Gilbert Genebrardus, tam multa esse quae intellegentia consequi non possem.

Tausende machen täglich die gleiche Erfahrung, stoßen auf dieselbe Schwierigkeit. Wird sie gelöst? Ist wenigstens das Verlangen nach Lösung vorhanden? Das sind sehr wichtige Fragen, die jedenfalls bei der Heranbildung des jungen Clerus die ernsteste Erwägung verdienen. Von vornherein stehen wir daher jedem Versuche auf diesem Gebiete sympathisch gegenüber, zumal da hier von Ueberproduction gar keine Rede sein kann. Daß aber dabei auf manche Anforderungen, die vielen vielleicht hoch, zu hoch erscheinen, nicht verzichtet werden kann, liegt in der Natur des Gegenstandes.

Was die neuere Philologie geleistet hat zum bessern Verständniß des Vulgatalateins, sollte unter Angabe der Quellen allseitig verwerthet werden. In kritischer Beziehung wird die Uebersetzung der Siebenzig, sowie die anderen alten Uebersetzungen nebst den Citationen der Kirchenväter so oft zu berücksichtigen sein, daß für Citationen, die nur als Curiositäten Werth haben, kein Raum mehr bleibt.

Auch dem ästhetischen Verstehen und Genießen soll Rechnung getragen werden. Es gibt doch manches Gymnasium, in dem Horaz und Sophokles nicht mehr als Fundgrube grammatischer Regeln, stilistischer Anmerkungen, lexikalischer Spitzfindigkeiten behandelt, sondern vorzugsweise als Dichter erklärt und dem ästhetischen Verständniß erschlossen werden: wie schade, wenn dem Theologen, der als Primaner sich für die heidnischen Classiker begeistert

hat, nie Gelegenheit geboten würde, die erhabenere Lyrik der Psalmen ästhetisch zu würdigen! Freilich ist hier noch vieles zu thun, und es fehlen manche Vorarbeiten. Man wird es daher mit dieser Forderung bei einem Werke, wie dem vorstehenden, nicht allzu strenge nehmen dürfen. Wenn aber z. B. zum 18. Psalm, den nicht bloß Protestanten als Conglomerat aus zwei Bruchstücken zufällig zusammengewürfelt betrachten, sondern auch manche katholische Exegeten ähnlich aufzufassen geneigt sind, auch mit keinem Worte dieser Auffassung gedacht und die Einheit, die mit Recht behauptet wird, nicht mit Gründen erhärtet wird, so scheint uns diese Unterlassung doch tadelnswerth.

Neben den eben bezeichneten Zielen, die der Verfasser auch wohl anstrebt, scheint er es jedenfalls in erster Linie darauf abgesehen zu haben, einem mit möglichst bescheidenen Vorkenntnissen ausgerüsteten Hörer oder Leser alles, was derselbe aus der hebräischen Grammatik, der Einleitung in die Heilige Schrift, dem Lexikon &c. wissen oder wenigstens darin zu finden verstehen sollte, möglichst mühelos an die Hand zu geben. Das Ganze trägt insofern mehr den Charakter einer Schülerpräparation. In schroffem Gegensatz dazu steht freilich die äußere Ausstattung. Papier und Druck sind kostspielig, ohne jedoch wirklich schön und gefällig zu sein. Auf einer Seite dreierlei lateinische Typen, dazu hebräische, deutsche, griechische, und noch etwa 20 oder gar mehr Alinea's — das ermüdet und verwirrt doch das Auge wegen des Uebermaßes von Vorkehrungen, die auf Uebersichtlichkeit abzielen. Eine Vereinfachung des Druckes wäre für fernere Auflagen sehr erwünscht. Dabei würden außerdem die im Hebräischen, in den Transscriptionen und dem Lateinischen ziemlich häufigen Versehen und Druckfehler zu tilgen sein. Der Einfall, daß gittith zu erklären sei als Infinitivus von nâgan mit angehängter Endung -ith, sollte dann auch ohne Zögern über Bord geworfen werden.

Wenn das Buch auch dem Ideal einer Psalmenerklärung noch ziemlich ferne bleibt — vielleicht liegt in den concreten Verhältnissen, für die der Verfasser schreibt, die uns aber unbekannt sind, die volle Entschuldigung und Rechtfertigung der eingehaltenen Methode —, so stehen wir doch nicht an, zu erklären, daß das Buch recht vieles enthält, was gar vielen, die es wissen sollten, unbekannt ist, also immerhin in diesen Kreisen weite Verbreitung und Beachtung verdient. J. K. Zenner S. J.

Der Materialismus. Gewürdigt durch Darlegung und Widerlegung. (Zur Wehr und Lehr.) Von **G. M. Schuler.** 294 S. 8°. Berlin, Actien-Gesellschaft der „Germania", 1890. Preis: *M.* 3.

Die auf Seite 272 ausgesprochene Absicht des verdienten Herrn Verfassers ist, den Leser „in den Stand zu setzen, die Blendwerke der materialistischen Sophistik zu vernichten". Dem Titel entsprechend „wehrt" er der Atomenlehre und der darwinistischen Entwicklungstheorie und „lehrt" das Dasein eines persönlichen, überweltlichen Gottes erschließen aus der Bewegung und der Zweckmäßigkeit in der Welt, aus den Organismen und dem Geistesleben — nicht in knapper, schulgemäßer Darlegung, sondern in der freieren und breiteren Form von 18 Essays. Wer über einschlägige Fragen populär-

wissenschaftliche Vorträge zu halten hat, findet hier aus mehr als einem Grunde eine ergiebige Quelle.

Ueber 231 Autoritäten werden angeführt, Philosophen und Naturforscher, Staatsmänner und Dichter, Heilige und Gottesläugner, Lucretius Carus und eine Aeußerung des österreichischen Ministers Falkenhayn vom Mai vorigen Jahres. Ein Namensverzeichniß der citirten Autoren erleichtert das Wiederauffinden. Der Verfasser selbst liebt pikante Wendungen, Gegensätze, Gleichklang, Wortspiele, kurz alles, was den Gedanken leichter einschlagen und tiefer haften läßt, wie: man muß speculiren, nicht pulverisiren; das Urei im Urbrei, Urkeime im Urschleime; ein ungefährliches Ungefähr; Gott ist nach Plato Töpfer, nicht Schöpfer; der Ungläubige glaubt das Unglaubliche. Die Sprache hantirt der Verfasser leicht und dreist; fehlt das gewünschte Wort im vorhandenen Sprachschatz, so schafft er ohne Bedenken neue: die Nichtse, Mehrzahl von „das Nichts", Unzureichenheit, Erlittenheit, ein Genothwendigtes, Standhaltigkeit, Vereinerleiung, das Undenkende, Weltzweckmäßigkeitsläugnung, vernämlichen, verleitgaben. Seine Betheuerungsweise ist kräftig: „Die Erschaffung donnert uns ein millionenfaches Nein zu." Die Behauptung, daß „zahllose andere ätherische und himmlische Wesen sich auf den für uns unsichtbaren Sternen ergötzen", wenn auch als rhetorische Frage verkleidet, dürfte mancher gar zu zuversichtlich finden. Im großen und ganzen aber wird die Leichtigkeit, Frische, Lebendigkeit und die wiederholt hervortretende Kühnheit der Darstellung auch den Leser fesseln, der nicht gerade jeder Argumentation folgen oder beipflichten kann, und ihn gern mindere Unebenheiten übersehen lassen, wie die Wiederholung desselben Citates S. 15 und 111, S. 249 und 262, oder daß die Streitfrage, ob die Heiden den Begriff „Schaffen" hatten, S. 21 bejaht, S. 62 und 68 verneint wird.

Der Druck ist im allgemeinen correct. Doch ist S. 29 unten „Erheischt und fordert" zu streichen; S. 192 steht „wird" statt „werden sie (die Grundstoffe) beherrscht"; S. 195 „gemischt" statt „chemisch". Ob es auch ein Druckfehler ist, wenn der Schlußsatz lautet: „Das Dasein Gottes ist kein Glaubensartikel, sondern eine Vernunftwahrheit" statt „ist nicht bloß Glaubensartikel, sondern auch eine Vernunftwahrheit"? Das credo in Deum schließt doch wohl credo Deum in sich. Das Kölner Provinzial-Concil von 1860 sagt: Fidei firmitas .. ipsa Dei auctoritate primum cognita, dein etiam credita nititur.

A. Perger S. J.

Child, Gilbert W., Church and State under the Tudors. Green London, Longmans, 1890. Preis: 15 *Sh.*

Gewandtheit der Darstellung, Glätte des Ausdrucks, vor allem Keckheit des Urtheils verleihen dem Buche einen gewissen Reiz, so daß man es mit Spannung weiter liest, so oft man auch über die grundlosen Behauptungen und tollen Gedankensprünge des Verfassers den Kopf schütteln muß. Wir haben hier das ganz unreife Product eines Dilettanten vor uns, der aus einigen neuen und alten Autoren das, was ihm behagte, zusammengelesen und als seine eigene Weisheit auf den Markt gebracht hat. Für die gewöhnlichen

historischen Thatsachen sind, wie uns Child in der Vorrede sagt, Hallam, Stubbs, Froude und Green zu Rathe gezogen worden, das einleitende Kapitel ist der Hauptsache nach Hook und Stubbs entnommen; der größte Theil des Werkes soll aber auf selbständiger Quellenforschung beruhen. Referent muß gestehen, daß er in den Citaten wenige Verweise auf die Quellen gefunden, dagegen in hunderten von Fällen den klarsten Beweis, daß Child allgemein zugängliche Publikationen und Schriften nicht kennt. Für seinen Plan, die traditionelle Auffassung der englischen Reformation, wie sie durch Gilbert Burnet und John Strype ausgebildet wurde, wieder zu Ehren zu bringen, waren die Forschungen eines Brewer, Pocock, Gairdner, Dixon, Gasquet, Stevenson, Morris und Bridgett wenig geeignet; sie werden daher vornehm ignorirt oder, wenn eine Berücksichtigung ihrer Gründe sich nicht vermeiden läßt, durch allgemeine Redensarten und kecke Behauptungen zurückgewiesen.

Die Polemik gegen das überaus verdienstliche Werk von Dixon (History of the Church of England, 4 Bände) ist der rothe Faden, der die Darstellung Childs durchzieht. Dixon ist der Vorkämpfer des hochkirchlichen Standpunktes, der Vertheidiger der englischen Kirche, des Weltclerus und der Orden. Dixon geht mit Heinrich VIII., Cromwell und seinen Werkzeugen streng ins Gericht, während er die dem alten Glauben treu gebliebenen Männer, wie die seligen Fisher und More verherrlicht. Daß ein Neuling wie Child einem so tüchtigen Forscher und so trefflichen Stilisten wie Dixon durch seine Angriffe wenig schaden werde, ist selbstverständlich. Nur in einem Punkte müssen wir Child gegen Dixon Recht geben. Dixon behauptet nämlich infolge einer vorgefaßten Idee, allen geschichtlichen Thatsachen zum Trotz, die anglikanische Kirche von heute sei einfach eine Fortsetzung der altenglischen nationalen Kirche, die nie unter dem Papste gestanden, die immer, einige Fälle ausgenommen, ihre Unabhängigkeit bewahrt habe. Hiergegen macht Child mit Recht geltend: die enge Verbindung der englischen mit der römischen Kirche, die Appellationen an die Entscheidungen des römischen Stuhles, die Erhebung des Peterspfennigs, die vom Staate zugelassene Besteuerung durch die Päpste, die Besetzung von Pfründen seitens des römischen Stuhles, die Erfolglosigkeit aller Statuten, welche bestimmt waren, die Macht des Papstes zu beschränken, die mit dem Papst von der Krone getroffenen Vereinbarungen. Manche Punkte hätten indes viel schärfer gefaßt werden können; leider hat der Verfasser die gelehrten Ausführungen von Sidney Smith (The Month, Jahrg. 1888) nicht benützt, der die Einwürfe der Gegner viel eingehender behandelt hat.

Strenge Beweisführung, Eingehen auf die Schwierigkeiten anderer, selbständiges Nachdenken sind nicht die starke Seite des Verfassers. Dieser Mangel berührt um so unangenehmer, je zuversichtlicher der Ton ist, den Herr Child anschlägt. Ueber die Ungiltigkeit der Ehescheidung Heinrichs von Katharina und über die Beweggründe dieser Scheidung besteht bei protestantischen und katholischen Forschern der Neuzeit kein Zweifel mehr. Ihnen allen wirft Child übermüthig den Fehdehandschuh hin. „Der alte Glaube,“ heißt es S. 61, „die Ehescheidung sei vorgenommen worden, um Heinrichs Launen zu befriedigen, die Gewissensscrupel hätten einfach seine schlimmen Absichten beschönigen sollen,

muß aufgegeben werden von jedem, der auch nur den geringsten Anspruch macht auf Unparteilichkeit oder die Fähigkeit, die Gründe abzuwägen." Nach einer solchen pomphaften Ankündigung erwartet man eine gründliche Beweisführung, Aufzeigung neuer Gesichtspunkte, welche den Zeitgenossen und Späteren entgangen, eine Widerlegung de Lagarde's und anderer Exegeten, welche dargethan, daß das Verbot der Ehe mit der Wittwe des verstorbenen Bruders nicht begründet sei, eine Auseinandersetzung mit Friedmann und Gairdner (cf. English Historical Review, July 1890), welche zeigen, daß Heinrich VIII. beim Papst um eine Dispensation von gerade dem Ehehinderniß eingekommen, welches seine Ehe mit Katharina ungiltig machte. Child kennt offenbar diesen Entwurf einer Dispensation, die wirklich nach Rom geschickt wurde, nicht, sonst hätte er sich bescheidener ausgedrückt. Thatsache ist, daß Heinrich sich in Liebeshändel mit Mary, der älteren Schwester Anna Boleyns, eingelassen, vielleicht auch mit der Mutter; Thatsache, daß eine Vollziehung der Ehe des Prinzen Arthur nie stattgefunden, daß Heinrich VIII. selbst es nie gewagt, die Aussage Katharinas in Abrede zu stellen. Wenn Katharina nie die rechtmäßige Gattin Heinrichs, wenn Maria von Anfang an ein Bastard war, wie Child behauptet, so gilt dies noch mehr von Anna Boleyn und ihrer Tochter.

Neuere Schriftsteller sehen in Thomas Cromwell nur den Abenteurer, das gefügige und gewissenlose Werkzeug Heinrichs VIII., den hab- und ehrsüchtigen Emporkömmling, dem jede höhere Weihe, jeder Geistesschwung fehlt. Child dagegen nennt ihn einen der größten und originellsten Staatsmänner. Wir erwarten den Beweis. Eitle Erwartung! Child, der eben Gedankensprünge liebt, führt gleich darauf aus, Cromwells Staatskunst sei nichts anderes als eine Nachahmung, ein Weitergehen auf der von Wolsey betretenen Bahn. Das haben alle schon längst gewußt. Child hätte uns die Verdienste Cromwells schildern sollen; statt dessen verwickelt er sich in Widersprüche. Wenn er ferner behauptet, Heinrichs Ausschweifungen seien nicht größer gewesen als die Franz' I. und Karls V., so spricht er hierin Stubbs nach, hat aber nichts bewiesen. Karl V. war, wie bekannt, ein zärtlicher Gatte; eine Maitressenwirthschaft wie in Frankreich und England war an seinem Hofe nicht zu finden; auch Franz I. hatte wenigstens so viel Anstand, daß er seine rechtmäßige Gattin einer Maitresse zulieb nicht insultirte, wie Heinrich, dessen Charakter von unserem Verfasser ganz und gar verzeichnet ist.

Wir könnten Child mit Recht Fox redivivus nennen; denn die Verdrehungen, Uebertreibungen und Lügen des fanatischen Martyrologisten werden wieder aufgewärmt. Es ist dem Verfasser ein wahres Herzensbedürfniß, Licht in Schatten und Schatten in Licht zu verwandeln, alle Resultate der neuesten Forschung umzustoßen. Am guten Willen fehlt es nicht, wohl aber an dem Geschick und dem ausdauernden Fleiß.

Gegenüber den Zeugnissen, welche Dixon, Gasquet, Gairdner, Jessopp für die Unschuld der vielverleumdeten Orden und des Weltclerus, beibringen, führt Child einen Fall an, der freilich schlimm genug ist. Udall, ein Lehrer des Collegs in Eton, wird der Mitschuld an einem Diebstahl angeklagt; er wird von diesem Verbrechen zwar freigesprochen, aber der allerhäßlichsten Versündigung

mit seinen Schülern überführt und gleichwohl später wieder als Lehrer angestellt. Zum Unglück für die Beweisführung des Herrn Child ist dieser Udall ein Licht des Protestantismus, ein eifriger Reformator. Bei Lyte (History of Eton College), der citirt wird, hätte Child die nöthigen Aufschlüsse gefunden, scheint es jedoch der Mühe nicht werth erachtet zu haben, die Stelle nachzulesen. Es war viel bequemer, die in gewissen Oxforder Kreisen herrschende Ansicht über die Reformation aufs Papier zu werfen, als jede Behauptung durch Quellenbelege zu stützen. Der historischen Schule in Oxford macht ein solches Buch, das alle die Fehler und keinen der Vorzüge Froudes hat, keine Ehre.

Referent, der jüngst eine Schrift über Maria die Katholische veröffentlicht hat (48. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach"), war natürlicherweise begierig, die Darstellung Childs über Maria zu lesen. Aber was fand er? Alle die Verdrehungen und Verzerrungen Froudes waren noch weit überboten. Hier mögen einige Proben folgen. „Maria entbehrte ganz und gar jener persönlichen Reize, welche einen Mann wie Philipp angezogen haben würden. Ihr Geist war zweifellos anziehender als ihre Person, oder hätte es sein können, denn Maria war eine wohlunterrichtete vollendete Dame; aber sie war eine religiöse Enthusiastin, sie war ein Typus der engherzigsten fanatischen Religiosität und sie hatte sich das Dogma (sic!) ‚der Zweck heiligt die Mittel' dermaßen angeeignet, daß sich kaum eine auch noch so grausame und verrätherische Methode denken ließ, die sie nicht unbedenklich im Interesse ihres Glaubens adoptirte" (S. 147). Die Berichte der venetianischen Gesandten sagen das gerade Gegentheil und können die Milde und Gerechtigkeitsliebe Maria's nicht genug rühmen. Wer wird es Maria verargen, daß sie die von den Reformatoren dem Landesherrn eingeräumte Obergewalt über die Kirche zu Gunsten der Katholiken gebrauchte, die protestantischen Bischöfe absetzte, alle Polemik der beiden Religionsparteien bis auf weiteres verbot? Maria glaubte sich zur Unterdrückung des Protestantismus berechtigt, weil sie die während der Minderjährigkeit ihres Bruders eingeführte religiöse Neuerung als ungesetzlich betrachtete, weil die Mehrheit des Volkes und das Parlament eine Wiederherstellung der alten Kirchenordnung wünschten. Ein Mann, der Cecil als Minister Maria's bezeichnet, der nicht weiß, daß auf Maria's Verwenden hin der Papst die Eigenthümer von eingezogenem Kirchengut im Besitz desselben ließ, der die katholische Reaction nur von Maria ausgehen läßt und nicht ebenso von Clerus und Volk, ist ganz unfähig, ein Urtheil über die Regierung Maria's zu fällen. Maria war, sagt uns Child, so absolutistisch, so wenig beschränkt durch ihren Rath und ihre Parlamente, daß sie wie Ludwig XIV. sagen konnte: L'état c'est moi. Die größte Schwierigkeit Maria's war, wie ich anderswo gezeigt habe, ihre Machtlosigkeit gegenüber dem Rathe, der ihre Pläne kreuzte, somit fällt das Argument des Verfassers. Nächst der Königin ist es besonders Philipp von Spanien, über welchen der Verfasser die Schale seines Zornes ausgießt. Derselbe ist blaß, schwach, feig, abstoßend in seinen Gesichtszügen und in seinem Benehmen, schon jetzt ein vollendeter Wollüstling. Ein verabscheuungswürdigerer, aller guten Eigenschaften mehr barer Charakter läßt sich kaum denken (S. 150).

Eine solche Sprache richtet sich selbst. Nur Unwissenheit und Voreingenommenheit kann eine solche Sprache führen.

Nach Child (S. 161) lag Stephan Gardiner wenig daran, ob der Papst oder der König als Oberhaupt der Kirche bezeichnet werde, was ihn interessirte, waren seine bischöflichen Rechte und Einkünfte. Der Mann, der unter Eduard VI. für seine Ueberzeugung Kerkerhaft und Entbehrungen aller Art erduldet, verdient einen solchen Vorwurf nicht. Er hat jedenfalls sein Mäntelchen nicht nach dem Winde gedreht und um zeitlicher Vortheile willen seine wahre Gesinnung verläugnet, wie manche protestantische Bischöfe beim Regierungsantritt Maria's. Der Verfasser findet es seltsam, daß Maria nicht Gardiner und Cranmer mit demselben Hasse verfolgt habe, da sich beide doch mit gleichem Eifer an dem Ehescheidungsproceß ihrer Mutter betheiligt hätten. Die Antwort hierauf ist einfach die: Maria ließ sich nicht von persönlichen Beweggründen bestimmen; zudem wußte sie recht wohl, daß Gardiner wie Cranmer nur Werkzeuge ihres Vaters gewesen. Aber Gardiner hatte für die Erhaltung der katholischen Lehre gearbeitet und gelitten, Cranmer hatte sie auszurotten gesucht und nach dem Regierungsantritt der Königin das Volk zum Widerstand aufgereizt. Weder Maria noch Cardinal Pole suchten den Tod Cranmers, setzten vielmehr alle Hebel in Bewegung, um ihn zum Abschwören seines Irrthums zu vermögen. Der milde Pole wird von Child ein engherziger Fanatiker genannt, eine Hauptursache der Verfolgung der Protestanten, Cranmer dagegen reingewaschen. Ein aufmerksames Studium der Quellen würde gezeigt haben, daß die Hauptschuld den königlichen Rath trifft und besonders die Mitglieder desselben, welche sich während der Regierung Elisabeths als eifrige Protestanten ausspielten. Die Darstellung der Regierung Elisabeths bietet wenig neues, es sei denn die Entdeckung, daß dieselbe eine tiefreligiöse Natur gewesen sei, daß sie den Katholiken keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben. Die bösen, undankbaren Katholiken haben ihre Milde mit dem schwärzesten Undank gelohnt und sie gezwungen, eine Verfolgerin zu werden. Wir bezweifeln sehr, ob Child neben Froude sich behaupten kann, der dieselben Geschichtslügen mit viel mehr Geist und Geschick vorgetragen hat.

A. Zimmermann S. J.

Luis de Camoens Leben. Nebst geschichtlicher Einleitung von **Wilh. Storck.** XVI u. 702 S. 8⁰. Paderborn, Schöningh, 1890. Preis: *M.* 8.

Im Verein mit Christian Bernhard Schlüter hat W. Storck 1853 die sämmtlichen Dichtungen des Luis Ponce de Leon, 1864 ausgewählte Gedichte Jacopone's da Todi, 1869 die sämmtlichen Idyllen des Camoens in trefflicher deutscher Uebersetzung herausgegeben; selbständig übersetzte er schon 1854 die Gedichte des hl. Johannes vom Kreuze und der hl. Theresia, später (1885) hundert altportugiesische Lieder, eine Blütenlese der schönsten ältern portugiesischen Lyrik und führte in 78 Sonetten des Anthero de Quental ein sehr charakteristisches Bild aus dem neuesten Geistesleben Portugals vor (siehe diese Zeitschrift Bd. XXXIV. S. 591 ff.). Sein verdienstvollstes Hauptwerk ist aber die meisterhafte Verdeutschung der sämmtlichen Werke des Camoens

(in 6 Bänden. Paderborn, Schöningh, 1880—1885), eine Leistung, mit der sich in den letzten Jahren nur die Uebersetzung der sämmtlichen Autos Calderons durch F. Lorinser an Werth und Umfang messen kann. In glücklichster Weise vereinigt Storck alle Eigenschaften eines gründlichen Philologen und Kritikers mit jenen eines phantasiereichen und formgewandten Dichters; sein „Camoens" ist darum kritischer und zuverlässiger als irgend eine portugiesische Ausgabe, die Uebersetzung aber bei großer Treue doch so fließend und schön, daß sie einigermaßen den Genuß des Originaltextes zu ersetzen vermag. Der vorliegende Band nun krönt dieses Werk deutschen Fleißes und poetischen Talentes mit einer Biographie, welche alle bisherigen biographischen Arbeiten über den portugiesischen Dichter in Portugal selbst wie im Auslande weit überflügelt. Der Verfasser ist an dieselbe erst herangetreten, nachdem er jedes einzelne Gedicht gewissermaßen unter die Lupe der sorgfältigsten Kleinforschung genommen und bereits nach seiner etwaigen biographischen Bedeutung erwogen hatte. Dann erst untersuchte er ebenso scharfsichtig und gewissenhaft die bereits vorhandenen Lebensbeschreibungen und deren Quellen und zog zur Erwägung und Vergleichung alles übrige erreichbare biographische Material, sowie die weitere politische, literarische und Cultur-Geschichte jener Zeit heran. So ist denn ein Werk erwachsen, das man mit jenem Scartazzini's über Dante vergleichen kann. Denn wie dieses zeichnet es nicht nur den Dichter und seine Zeit bis in die geringsten Einzelheiten hinein, sondern erschließt theils in der Darstellung selbst, theils in dem reichen Schatze der Anmerkungen nahezu alle irgendwie einschlägige Literatur. Uebersetzung und Biographie zusammen bilden das reichhaltigste standard work, das dermalen über Camoens vorhanden ist.

Die Schwierigkeit der Biographie lag hauptsächlich darin, daß die unmittelbaren Nachrichten über Camoens von ihm selbst und seinen Zeitgenossen überaus spärlich sind (anstatt einer Autobiographie oder Tagebücher nur ein paar Briefe und 24 Urkunden), während seine Gedichte dagegen eine Fülle von mehr oder weniger dunkeln Anspielungen bieten, die durch glückliche Combination dieses oder jenes kleinere Lebensräthsel theilweise aufzuhellen vermögen. Dazu sind auf etwa 500 echte Gedichte etwa 130 unecht oder zum wenigsten zweifelhaft, von den Urkunden mehrere ebenfalls unecht oder unsicher. Noch weit mehr Verwirrung hat aber der Umstand angerichtet, daß kein zeitgenössischer Vertrauter das Leben des Dichters genauer aufgezeichnet hat, von den drei ältesten Biographen aber nur Manoel Severim de Faria (geb. 1585, gest. 1655) mit Umsicht und Urtheil aus den vorhandenen Nachrichten und Ueberlieferungen geschöpft hat, die zwei anderen dagegen, Pedro de Mariz (geb. um 1550, gest. 1615) und Manoel Faria e Sousa (geb. 1590, gest. 1649 zu Madrid) die kargen Nachrichten verstellt, abgeändert und willkürlich ausgeschmückt haben. Wie es scheint, hat Sousa sogar an den Gedichten Camoens' willkürliche Aenderungen vorgenommen, ihnen Gedichte von anderen Verfassern zugesellt und Nachrichten gefälscht.

Bei dieser Sachlage gestaltet sich die vorliegende Biographie nicht zu einem harmonischen, künstlerisch sich entwickelnden Lebensbilde, sondern zu einer Reihe von vorwiegend kritischen Einzeluntersuchungen, welche die Spreu vom Weizen sondern und, wo directe Nachrichten fehlen, aus den vorhandenen An-

deutungen wenigstens den wahrscheinlichen Sachverhalt zu combiniren suchen. Die Untersuchung wird jeweilen bis in die kleinsten Einzelheiten, mit genauester Quellenangabe vorgeführt, und das betreffende Resultat aufs einläßlichste begründet. Die gewonnenen Ergebnisse, meist am Schluß eines jeden Kapitels kurz zusammengefaßt, sind der Hauptsache nach die folgenden:

Der Vater des Dichters war Simao Vaz de Camoens, aus Coimbra gebürtig, die Mutter Anna de Macedo; Luis war ihr einziges Kind. Sein Geburtsort läßt sich mit absoluter Gewißheit nicht feststellen; für Coimbra, gegen Lissabon, spricht indes die Ansässigkeit der Familie in ersterer Stadt, die Anhänglichkeit des Dichters an dieselbe und eine Stelle in seiner IV. Canzone. Sein Geburtsjahr fällt in die Mitte der zwanziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts; genauer ließ es sich trotz der umfassendsten Forschungen nicht bestimmen. Wahrscheinlich starb die Mutter bei Luis' Geburt; Simao Vaz ging darauf eine zweite Ehe mit Anna de Sa ein, fuhr als Capitän, vermuthlich in königlichen Diensten, nach Indien, scheiterte an der Küste von Goa, rettete sich in diese Stadt, starb aber daselbst um 1552. In dem romantischen Coimbra wuchs das mutterlose Kind auf unter der Obhut einer leichtsinnigen Amme, von der es frühe die alten Volkslieder kennen lernte, und der frommen Stiefmutter, die es religiös und sorgsam zu erziehen bemüht war. Wie sich so bereits in der Kindheit entgegengesetzte Einflüsse geltend machten, so wirkten auf den Knaben einerseits sein Vetter Simao Vaz, ein wilder, aufbrausender junger Romanheld, und andererseits sein Onkel Bento de Camoens, geb. 1500, seit 1527 erster Prior, seit 1539 Generalprior der Augustiner Chorherren (conegos regrantes) von Santa Cruz, ein durch Gelehrsamkeit und heiligen Lebenswandel ausgezeichneter Prälat, von Ende 1539 bis zu seinem Tode (1547) auch Kanzler der Universität Coimbra. Die Regular-Canoniker von Santa Cruz leiteten eine höhere Studienanstalt mit zwei Abtheilungen, dem St. Michaelscollegium, welchem Jünglinge des hohen und höchsten Adels angehörten, und dem Collegium Allerheiligen für die „ehrsamen armen Studirenden" und zehn Studienklassen, welche von den ersten Elementen des Unterrichts bis zum Studium der Rhetorik und der schwierigeren lateinischen Redner, Dichter und Geschichtschreiber emporführten. An dieser Schule und zwar im Allerheiligen-Colleg machte Camoens seine ersten Studien, zeichnete sich durch Anlagen, Fleiß und Fortschritte aus und trat auch mit Jünglingen aus der höhern Abtheilung, z. B. dem jungen Grafen Don Gonçalo da Silveira, dem spätern Jesuiten und Martyrer (16. März 1561 in Monomotapa erdrosselt), in nähere Beziehung. Von dem Gymnasium trat Camoens in die Hochschule von Coimbra über; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er zeitweilig Theologie gehört hat, aber sich schließlich nicht zum Priesterstande berufen fühlte. Aus seinen Dichtungen hauptsächlich ergibt sich, daß er sich tüchtige Sprachkenntnisse und eine große Belesenheit in griechischen, alt- und neulateinischen, portugiesischen, spanischen und italienischen Schriftstellern erwarb, sich mit der allgemeinen wie mit der portugiesischen Geschichte in hohem Grade vertraut machte, in seinen eigenen dichterischen Versuchen der Kunstlyrik huldigte, aber auch alle volksthümlichen Literaturelemente, Sage, Märchen,

Legende, Sprichwort, Lied und Romanze, auf sich wirken ließ. Ein früher Liebeshandel scheint ihn mit Don Bento entzweit zu haben, so daß er ohne Aussicht auf eine gesicherte Lebensstellung die Universität verließ. Er versöhnte sich jedoch wieder mit seinem treuen, wohlmeinenden Gönner Don Bento, ging, von seinen Segenswünschungen begleitet, nun nach Lissabon, um sich daselbst eine Lebensstellung zu suchen, und fand eine solche, wahrscheinlich durch dessen Empfehlung, als Hauslehrer oder Hofmeister in der hochadeligen Familie des Don Francisco de Noronha, der ihm 1543 seinen siebenjährigen Knaben Antonio zur Erziehung übergab. Im Grafenhaus lehrend und lernend, vermehrte er sein bereits vielseitiges Wissen, übte sich in ritterlichen Künsten, trat mit der höhern Lissaboner Gesellschaft in Berührung, wurde als Gesellschafter und Stegreifdichter in derselben beliebt, verfaßte Lustspiele, spielte in dramatischen Gesellschaftsabenden mit und zog auch die Aufmerksamkeit der jungen Damenwelt auf sich. Das Noronha'sche Herrenhaus lag in Xabregas am Tejo; die Familie war indes mit den angesehensten Familien verwandt und stand mit dem hohen Adel der Hauptstadt und auch mit dem Hofe in Verbindung. Auf ausdrückliche Bitte ward Camoens durch das Haupt der Familie selbst bei Hofe eingeführt und entfaltete nun in den höchsten Kreisen dieselben geselligen Talente, die ihm bereits im engeren Familienkreise der Noronha's viele Herzen gewonnen hatten. Die Poesie war in diesen Kreisen beliebt und hochgeschätzt. Das Leben selbst bot eine Fülle von Anregungen, und so ging für Camoens denn der erste dichterische Frühling auf. Eine Menge von Redondilhen, Glossen, Sonetten, Eklogen und anderen Gedichten stammen aus dieser hoffnungsfreudigen Erstlingszeit. In dieselbe fallen auch die Lustspiele „Filodemo“, „Die Amphitryone“ und der wohl aus Plutarch geschöpfte „Polterabendscherz, König Seleukus“ auf die Vermählung des Estacios da Fonseca.

In den Liebesgedichten des gewandten Kunstlyrikers kommen an die fünfzig verschiedene Frauennamen vor. Wer war aber die bevorzugte, die eigentliche Herzensdame des Dichters? Verschiedene Umstände weisen auf den Namen Katharina de Ataide hin, und verwickelte Untersuchungen führen mit ziemlicher Sicherheit zu dem Ergebniß, daß von den drei Damen, welche bei Hofe diesen selben Taufnamen und Familiennamen führten, die Geliebte des Dichters die jüngste unter denselben war, die Tochter des Don Antonio de Lima und seiner Gemahlin Donna Maria Bocca Negra, um das Jahr 1530 geboren, also etwa fünf Jahre jünger als der Dichter. Er sah sie zuerst am Charfreitag 1544, nachdem sie kurz zuvor Hofdame der Königin Donna Katharina geworden war. Sie starb unvermählt im Anfang des Jahres 1556. Des Dichters Liebe wurde von ihrer Seite erwiedert; er mußte es indes schwer büßen, daß er so hoch geblickt. Denn kaum wurde das Verhältniß bekannt, so erwachte Neid und Eifersucht; mahnende und warnende wie gehässige und verleumderische Stimmen bemühten sich, es zu zerstören. Katharina de Ataide sah sich gezwungen, dem Dichter vielfach abstoßend zu begegnen, während er durch leidenschaftliche Eifersucht und Erregtheit sich noch mehr und herbere Feinde schuf. Wer diese waren, ist nicht bekannt, ebenso wenig, ob es zu schroffen Händeln oder gar zu Zweikämpfen gekommen ist. Alle

älteren Biographen nahmen indes an, daß Camoens infolge dieses Liebesverhältnisses vom Hofe verwiesen wurde. Das bestätigen auch diese neueren Untersuchungen, begründen aber die Bestrafung des Dichters näher dahin, daß ihm die Wahl seines Herzens zwar an sich bei Hofe nicht verübelt wurde, daß sie ihm aber mächtige Feinde schuf, und daß der aufbrausende Camoens durch allzugroße Schlagfertigkeit mit Schwert und Feder seine Stellung bei Hofe selbst untergrub und durch Unklugheiten seinen Gegnern die Waffen zu seinem Sturz in die Hand lieferte. Wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 1549 wurde er vom Hofe verbannt.

Er hielt sich nun sechs bis acht Monate am Ribatejo, vermuthlich zu Santarem bei Verwandten seiner Mutter auf. Die Noth veranlaßte ihn aber endlich, als Soldat Dienst zu nehmen, und so kam er als Garnisonssoldat nach Ceuta, wo er sich zwei Jahre tapfer hielt, mehrere Gefechte mitmachte und dabei ein Auge verlor. Im Spätherbst 1551 kehrte er nach Lissabon zurück und hoffte nun hier eine Anstellung im Civildienst zu finden. Er sah sich jedoch schwer enttäuscht. Niemand wollte etwas von ihm wissen. Brodlos und mittellos, wie er war, gerieth er in eine seiner durchaus unwürdige Gesellschaft. Bei einer Rauferei am Fronleichnamstag 1552 zog er den Degen gegen den königlichen Beamten Gonçalo Borges, wurde verhaftet und in das Lissaboner Stockhaus (tronco) gebracht. Neun Monate schmachtete er in dem elenden Kerker, bis ihn der König endlich begnadigte, doch unter der Bedingung, daß er in Indien Kriegsdienste nehme.

Die Fahrt nach Goa dauerte ungefähr ein halbes Jahr (vom 26. März, Palmsonntag, bis Anfang September 1553). Umgeben von allen Schrecknissen und Herrlichkeiten des Meeres, auf dem Seewege, den Vasco de Gama entdeckte, gestaltete der Dichter den bereits gefaßten Plan einer großen Portugiesischen Epopöe zu dem einer Meer-Dichtung, welche vor allem die Seefahrten der Portugiesen verherrlichen sollte. Die, wie es scheint, schon früher gedichtete Partie aus der ältern Geschichte (Gesang 3 und 4) ordnete er als Episode dem neuen Plane ein.

Die Eindrücke Goa's schildern ein erhaltener Brief des Dichters, sowie manche seiner kleineren Dichtungen. Die Stadt war und blieb ihm ein „Babel", Lissabon dagegen sein „Sion". Nach einiger Rast zu Goa machte er einen Zug nach Chembe (an der Küste von Malabar), dann einen nach Mecca (d. h. an das Rothe Meer) mit. Im Frühjahr 1556 fuhr er von Goa nach Malacca ab und diente zwei Jahre in den Molukken. Auf Banda dichtete er, von schwerer Wunde genesend, die VI. Canzone. Im März 1558 verließ er Malacca, um das prosaische Amt eines Obergüterverwalters in Macao anzutreten. Vor Ablauf der dreijährigen Dienstzeit, die er im Juli 1558 begann, wurde er durch einen mit der Aufsicht über die ferne Kolonie beauftragten Schiffscapitän betrügerischer und schlechter Verwaltung angeklagt und im Januar 1560 zur Untersuchung nach Goa eingeschifft. Das Schiff scheiterte aber im März an der Mündung des Mekong. Camoens rettete außer dem Leben nichts als die Handschrift seiner Lusiaden, lebte einige Zeit bei Buddhisten in Cambodscha, von wo er im November über Malacca wieder nach Goa zurückgelangte. Hier gelang es ihm, die Gunst des Vicekönigs Don

Constantin de Bragança und dessen Nachfolgers Don Francesco Coutinho zu gewinnen. Bei der gerichtlichen Untersuchung der gegen ihn erhobenen Anklage wurde er im Frühjahre 1562 freigesprochen. Der Vicekönig Coutinho interessirte sich für seine Dichtung und verschaffte ihm wahrscheinlich genügenden Unterhalt, ohne daß er weitere Kriegsdienste zu leisten brauchte, vielmehr sein begonnenes Epos fortsetzen und vollenden konnte. Heimweh und der Wunsch, sein Werk drucken zu lassen, trieben ihn jedoch nach Portugal, und als der Capitän Pedro Barreto ihm (September 1567) anbot, ihn unentgeltlich mit nach Mozambik zu bringen, nahm er die Einladung an. In Mozambik wurde Camoens zu längerm Verweilen genöthigt und zwar nicht wegen Schuldforderungen des Pedro Barreto, sondern wahrscheinlich durch andauernde Krankheit. Der Geschichtschreiber Couto fand ihn dort in den dürftigsten Verhältnissen. Er und einige andere Freunde statteten ihn mit dem Nöthigsten, Kleidern, Leibwäsche u. s. w. aus, damit er weiter nach Lissabon reisen konnte, einer beköstigte ihn auf der Seereise. Sein ganzer Reichthum bestand in der Handschrift seiner Lusiaden; denn diejenige eines andern Werkes „Parnaso" war ihm in Mozambik gestohlen worden. So arm kam er nach siebzehnjährigem Aufenthalt in Indien anfangs April 1570 in Lissabon an. Am 24. September 1571 erhielt er die nachgesuchte königliche Druckerlaubniß für seine Lusiaden. Die Censurbehörde machte keine Ausstellung daran, sondern approbirte und erklärte sogar in verständigster Weise die angewandte Göttermaschinerie (inbegriffen die Zauberinsel). Am 12. März 1572 erhielt Camoens auch vom König ein Jahresgehalt von 15 000 Reis (ungefähr 75 Mark) für drei Jahre zugesagt, und die Verwilligung wurde am 28. Juli schriftlich ausgestellt.

Das Gehalt war nicht gerade glänzend, aber doch für jene Zeit nicht unbeträchtlich (Storck führt zum Vergleich höchst merkwürdige Daten an, S. 668 u. 669). Zu darben brauchte der Dichter nicht, sondern konnte sich allenfalls noch einen Diener oder Laufburschen halten. Im August 1575 wurde das Gnadengehalt auf drei Jahre erneuert, im Juni 1578 abermals. Der unglückliche Feldzug nach Afrika und der Tod des Königs Sebastiao betrübten den Dichter aufs tiefste; er mußte aber auch noch den Tod seines Nachfolgers D. Henrique (31. Jan. 1580) erleben. Im Frühjahr griff die Pest in Lissabon um sich. Wahrscheinlich wurde Camoens von ihr befallen und deshalb in das Gesinde-Hospital im Maurenviertel gebracht, wo er von dem Barfüßer-Mönch Joseph Indio zum Tode vorbereitet, nach frommem Empfang der heiligen Sterbesacramente, am 10. Juni 1580 starb.

Das sind in Kürze die Hauptresultate der Forschung. Auf bloße Unterhaltung hat es der Verfasser nicht abgesehen. Die Biographie wahrt von Anfang an bis zu Ende ihren streng wissenschaftlichen Charakter. Dennoch ist sie ebendeshalb in hohem Grade interessant. Aus dem Wirrwarr widersprechender Nachrichten, Ansichten, Muthmaßungen, aus der Untersuchung ihres Werthes, aus hundert verstreuten Notizen tritt das Charakterbild des Dichters mit stets klarerer Deutlichkeit hervor; wir lernen seine Freunde und Gönner, zum Theil auch seine Feinde kennen; das Halbdunkel, das über seinem Liebesroman und über seiner Verweisung vom Hofe waltet, wird zwar nicht

völlig gelüftet, doch wird sein trauriges Schicksal wenigstens einigermaßen erklärt. Nicht nur zahlreiche einzelne Gedichte, sondern der ganze Entwicklungsgang des Dichters tritt dabei in ein helleres Licht, vor allem die Entstehungsgeschichte der Lusiaden, für deren richtige Auffassung ein gedrängter Abriß der portugiesischen Geschichte (S. 31—89) die werthvollsten Aufschlüsse zusammenstellt. Ueberaus interessant sind die culturgeschichtlichen Abschnitte, welche das Studienwesen zu Coimbra, die Verhältnisse am Lissaboner Hof, die indische Kolonialverwaltung, das Leben und Treiben in Goa, die Zustände in Macao, die Folge der verunglückten Expedition nach Marocco u. s. w. schildern. Für die Charakteristik des damaligen Goa sind namentlich Barros, Couto, Ficalho und die alten Reiseberichte des Niederländers van Linschoten verwerthet, vielleicht wäre es nützlich gewesen, auch die Briefe des hl. Franz Xavier heranzuziehen, der nur ein Jahrzehnt vor Camoens, 1542 bis 1552, in Indien wirkte und mit den Zuständen daselbst sehr wohl vertraut war. Auch über die Thätigkeit der Jesuiten in Portugal sind die Schriftsteller des Ordens unberücksichtigt geblieben, obwohl die Darstellung hier den Wunsch rechtfertigt: Audiatur et altera pars. Weshalb (S. 286) König Joao III., der hochherzigste Gönner und Förderer der überseeischen Missionen, nicht „fromm", sondern „frömmelnd" genannt wird, ist aus den angeführten Daten nicht ersichtlich, es dürfte sich auch schwerlich nachweisen lassen. An Camoens selbst hat der König wahrhaft großmüthig und edel gehandelt. Daß Camoens „den heimländischen Bestrebungen des Ordens", d. h. der Gesellschaft Jesu abhold gewesen sein soll, folgt aus der hiefür angeführten Stelle der Lusiaden (X, 119) nicht, da die Strophe sich auf die Priesterschaft im allgemeinen bezieht, die ausländische Missionsthätigkeit der Jesuiten aber, welche „des Dichters völligen Beifall" fand (S. 281), ohne die Stütze der heimländischen gar nicht möglich gewesen wäre. Auch die Strophen IX, 28 und X, 150 treffen nur allgemein den damaligen Priesterstand in Portugal; daß der Orden, der gerade die Verweltlichung des Priesterstandes durch Wort und Beispiel aufs nachdrücklichste bekämpfte, dessen Provinzial D. Gonçalo da Silveira der Dichter in den Lusiaden (X, 93) und in seinen Sonetten feierte, allgemein unter jenen Tadel fallen sollte, ist ohne triftigen Beweis nicht anzunehmen, und der Beweis fehlt. Ein gewisser Gegensatz besteht allerdings zwischen den Jesuiten jener Zeit, welche unter unsäglichen Mühen im fernen Indien an der Bekehrung der Heiden arbeiteten und dem Dichter, der durch eigene Schuld aus glänzender Weltstellung als Abenteurer in jene entlegenen Regionen hinausgetrieben war, dort nicht ganz frei von sittlicher Verwilderung blieb und erst nach langen Leiden, seine Verirrungen betrauernd, als braver Katholik starb. Aber er ist nicht nur als solcher gestorben, er hat auf seiner vielbewegten Weltfahrt seinen Glauben stets festgehalten und darin Licht und Kraft gefunden, um sich über die eigene Schwäche und Leidenschaft zu den edelsten Idealen emporzuringen. Wie Lope, Calderon und Tasso gehört er ganz und gar der katholischen Renaissance an, und ein Jesuit hat darum nicht den mindesten Grund, ihn als einen Gegner zu betrachten. Derselbe Dichter, welchen Humboldt als den größten Seemaler feiert, welchen Storck als einen der

größten Epiker und Lyriker aller Zeiten bezeichnet, ist nicht nur der Dichter der Entdeckungen, sondern auch in gewissem Sinn des Weltapostolats, das durch jene Entdeckungen ins Leben trat. Wir können darum freudig die Begeisterung theilen, mit welcher der Verfasser in diesem trefflichen Werke den Sänger der Lusiaden gezeichnet hat. **A. Baumgartner** S. J.

Der Königin Lied. Von Emilie Ringseis. Erstes Buch: Magnificat. 240 S. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis: *M.* 3.50; geb. *M.* 5.

Siebenzehn Jahre ist es nun her, seit die einzig jetzt noch lebende Vertreterin des ersten katholischen Dichterfrühlings uns nicht mehr mit einer Gabe ihrer Muse beschenkt hatte, so daß sie, die einst mit Molitor und Redwitz zu den frühesten katholischen Dichtern Deutschlands zählte und in aller Gebildeten Munde war, nunmehr vor den Neueren völlig zurücktrat und bereits der Literaturgeschichte anheimgefallen schien. Jetzt aber steht sie wieder mit ihrer letzten Schöpfung mitten in der ersten Reihe der Neuesten, und was mehr heißen will, sie nimmt es an Frische und Schwung mit den Neuesten auf, während andererseits eine vollsaftige süße Reife diese Spätlingsfrucht vortheilhaft vor manchem Sang der Jüngeren auszeichnet.

Das Werk soll drei Bücher umfassen, von denen bis jetzt nur das erste vorliegt. Stoff und Gegenstand des Ganzen bildet das Marienleben, jedoch mit einer ebenso natürlichen als bedeutsamen Hineinziehung des Erlösers, so daß man das Gedicht auch füglich eine Messiade nennen könnte. Der gegenwärtige erste Band ist „Magnificat" betitelt und umfaßt das Leben der allerseligsten Jungfrau von ihrer Geburt bis zum ersten Auftreten des Erlösers. Es zerfällt wieder in drei Abtheilungen („Reihen" nennt es die Dichterin): Die allerseligste Jungfrau — Die Magd des Herrn — Die jungfräuliche Mutter.

In jedem „Reihen" wechselt die historische Erzählung mit mystischer Lyrik, die bald die Beziehungen des Alten zum Neuen Testament, bald jene der Jungfrau zur Kirche, bald endlich der Geheimnisse zur christlichen Seele behandelt. Ein geschickter Wechsel des Versmaßes und eine wohlgetroffene Auswahl selbständiger, in sich abgeschlossener Momente lassen den Leser diesen häufigen Wechsel nicht im mindesten unangenehm empfinden. Im allgemeinen entfällt auf die erzählenden Theile auch ein gleiches durchgehendes Metrum, das sich von der alten Nibelungenstrophe eigentlich nur dadurch unterscheidet, daß der achte Halbvers statt vier Hebungen deren fünf aufweist. Eine zweite, halb erzählende halb betrachtende Strophe ist die spanische Trochäen-Vierzeile. Im übrigen aber wechselt in den rein lyrischen Theilen eine große Mannigfaltigkeit der Form des Versmaßes sowohl als der Strophe, und zwar im allgemeinen sehr glücklich. Die Dichterin sagt darüber: „Da beim Leser die — wenigstens summarische — Kenntniß der heiligen Geschichte vorausgesetzt wird, so durfte dem epischen Faden zum öftern gestattet werden, unter der Oberfläche hinzulaufen, indem der Geist des Lesers das Unausgesprochene ergänzt", und dazu die Note: „Um so größerer Spielraum blieb für lyrische Betrachtung. Daher auch die Besonderheit der Form. Wenn Epik, Betrachtung und Lyrik in unserem Gedicht sich zu vielfach ineinander verweben,

als daß wir dem epischen Theil ein bestimmtes Versmaß hätten vorbehalten können [?], so meinen wir doch auch in der Form die epische Einheit angedeutet zu haben durch häufige Wiederkehr gewisser Maße, gleichsam Grundfarben, auf welche die von der Natur der Lyrik veranlaßte Mannigfaltigkeit der übrigen Versmaße wie Blumen eingestickt erscheint."

Was nun die Quellen anbelangt, aus denen die Dichterin ihren Stoff geschöpft, so ist vor allem anzuerkennen, daß sie sich in erster Linie an die Heilige Schrift und deren legitime Erklärerin, die Kirche, gehalten hat. Ein oberflächlicher Blick zeigt dem Kundigen, daß ein eindringendes Studium der Liturgie und der besten Schrifterklärer dem Gedicht zu Grunde liegt. Dieser Umstand sichert dem Werk einen allgemeinen und dauernden Werth und macht es zu einer geistvollen, gedankenreichen und gesunden Erbauungslectüre nicht bloß für den gewöhnlichen Christen, sondern auch für den Theologen; ja letzterer wird erst recht die ganze Schönheit und Reichhaltigkeit zu verkosten im Stande sein. Sehr mäßig, und mit Recht, sind Privatoffenbarungen verwerthet, ausdrücklich im Grunde wohl nur eine einzige. Sage und Legende kommen ebenfalls nur in sehr untergeordnetem Maße zur Sprache. Und trotz all dieser Einschränkung in den Quellen trägt das ganze Gedicht durchaus den Stempel der Neuheit und Originalität, die überall die Langeweile ebenso fern hält als die Abgenutztheit und Gewöhnlichkeit. Dies hat seinen Grund eben in der dichterischen Durchdringung der Quellen, in dem Betrachtetsein der allbekannten Stoffe, denen die durch das Studium gesättigte Phantasie und das tiefgläubige, begeisterte Gemüth immer wieder verborgene oder minder bekannte Seiten abgewinnt. Nicht wenig freilich trägt dazu auch die poetische Eigenart der Dichterin und ihre männlich kräftige, reiche Sprache und Bilderfolge bei. Ueber einige wenige theologisch nicht ganz zutreffende Ausdrücke wollen wir hier nicht reden, weil wir es eben mit einem Gedicht zu thun haben. Nicht das Ich-sein begründet das Wesen der Persönlichkeit, sondern das Für-sich-sein S. 78; ein „Kindeshaupt" ist doch nicht „Gott und Menschengeist zugleich" S. 96, u. dgl.

In dem epischen Theile tritt eine wahre Virtuosität in der eigenthümlichen Behandlung der Nibelungenstrophe zu Tage. Man fühlt, daß auch hier ein eingehendes, bewußtes Studium der alten Form dem Schaffen vorausging und diesem Schaffen seinen unverkennbaren Stempel der Echtheit aufdrückt. Die Dichterin geht in ihrer Nachbildung sogar, ebenso kühn als glücklich, so weit, daß sie nur nach Hebungen scandirt, unbekümmert, ob diese Hebungen dicht nebeneinander fallen oder durch zwei Senkungen getrennt sind, z. B.:

Von Davids Königsstamme
Wohl das Mägdlein war;
Spiegel aller Tugend
Schien sie jedem klar:
Doch ihr höchstes Vorrecht,
Unaussprechlich an Ruhm,
War ein aller Augen
Tiefverborgenes Wunderheiligthum.

Mit außerordentlichem Glücke sind auch diejenigen Stellen behandelt, welche Uebersetzungen aus dem Hohen Liede bringen. Ein Beispiel wird dies besser als viele Worte darthun:

. . . Hinter der Mauer steht,
Welcher durchs Fenster blickt.
Schimmernd durchs Gitter sieht,
Der dich erquickt.

‚Eilig, dem Hirschlein gleich,
Das über Klüfte setzt,
Kam Ich — vom Thau der Nacht
Locken benetzt!‘

„Herrlichster, wie mir dies?
Bin ich doch sonnverbrannt!
Auge des Königes
Hab' ich gebannt!“

‚Mit deiner Blicke Strahl
Wunden du schlugest Mir,
Locke des Halses dein
Fesselt Mich hier.‘

„Da durch mein Gitter du
Hast deine Hand gestreckt,
Ward all mein Innerstes
Sehnend geweckt.“

‚Gleichwie im Dornenhag
Lilie sich hebt empor,
So in der Töchter Kreis
Die, so Ich kor.‘

„Wie vor Waldbäumen blüht
Lieblich ein Apfelbaum,
So des Geliebten Kost
Süß meinem Gaum.“

‚Heerden von Galaad,
Fruchtbar und schlank gebaut,
Gleicht Meine Liebliche,
Gleicht Meine Braut.‘

„Aus Gärten Engaddi's
Traube von Cyperwein
Drückt mein Geliebter mich,
Feurig und rein.“

‚Köstlich erscheinest du,
Freundin, im Königskleid,
Herrlich dein Angesicht,
Schön dein Geschmeid'.‘

„Hold deine Linke mir
Unter dem Haupte liegt,
Ruht deine Rechte sanft
Um mich geschmiegt.“

‚Ringsher dem Ruhebett
Dessen, So dein gedacht,
Heerschaar gerüstet hält
Heilige Wacht.‘

„Liegst beim Gelage du,
Steigt meiner Narde Duft,
Mein König Salomo,
Süß in die Luft.“

‚Komm, meine Schwester Braut,
Lebenden Wassers Quell,
Rauschend vom Libanon
Herrlich und hell!‘

„Labet mit Blüten mich,
Kinder der Himmelsstadt,
Weil ich vom Wonneschwall
Kraftlos und matt!“

(Chor der Himmlischen:)

Auf, o du Hirtenkind,
Fürstlich im Wandelschritt
Wallest du anmuthreich,
O Sulamith!

Stark wie das Prachtgespann
Am Wagen Pharao's
Ist deiner Liebe Macht,
Braut Salomo's!

Ströme nicht löschen, Herr,
Die mir im Busen loht,
Liebe, die Liebe ja
Stark wie im Tod.

Königsbraut, Sulamith,
Du mein Verlangen,
Siehe, die Menschheit darf
Gottheit umfangen. (S. 42 ff.)

Nicht überall freilich hat die Poesie wie in dieser und vielen, ja den überwiegend meisten anderen Stellen auch das letzte Stäubchen Prosa abgestreift; es begegnen uns Strophen, besonders im Anfang des Buches, die fast wie eine vorläufige halbprosaische Uebersetzung aus einer fremden Sprache aussehen, welche die Dichterin später nur in wirkliche Poesie umzusetzen vergessen hätte. Möge der Leser sich durch diese Schwächen von dem Genuß des Buches nicht abhalten lassen, besonders aber — und das ist unser allererster Rath — möge er die neun bis zehn ersten Seiten überschlagen und mit der Geschichte selbst beginnen. Die Dichterin hat es nämlich mit einer wahren Virtuosität verstanden, ihren Blumenhain mit einer neunfachen Dornenhecke zu umzäunen, die wohl nur ein gewissenhafter Kritiker zu durchbrechen die Kraft hat. Da haben wir Vorsprüche, Widmungen, Anrufungen, Motti, nochmals Anrufungen u. s. w. u. s. w., dabei Erklärungen der Beziehungen der Eintheilungen des Gedichtes in dreimal drei Reihen zu Ehren des neungetheilten Chors, daß einem schließlich gar leicht der Muth gebricht, in das Labyrinth zu treten, dessen Zugang schon von Ariadnefäden so verwirrt ist.... Dabei macht sich gerade hier vor lauter Gedankenüberfülle ein Prosaismus bemerklich, der erkältend wirkt. Wir sagen dies hier so unverhohlen, damit kein Leser sich in die Gefahr begebe, durch diese Hecken von dem Eintritt in den Blumenhag sich abschrecken zu lassen. Es thäte uns das um den Leser leid, der eines hohen Genusses verlustig ginge, aber auch um des Buches willen, das eine sehr weite Verbreitung verdient und auf die Dauer auch erlangen wird, da es zu den nicht zahlreichen sehr guten Büchern gehört.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Lehre des Alten Testamentes über die Cherubim und Seraphim. Von Dr. theol. Johannes Nikel. 100 S. 8°. Leipzig, G. Fock, 1890. Preis: *M.* 1.50.

Die Schrift handelt über Gestalt, Wesen, symbolische Bedeutung der Gestalt, Ursprung der Idee von Cherubim und Seraphim und über die Etymologie der Namen. Für die Darstellung im Tempel wird wohl mit Recht als Grundgestalt des Cherubs die menschliche angenommen. Aus der Erwägung der betreffenden Bibelstellen wird bündig der Beweis erbracht, daß die Cherubim himmlische Wesen seien, die zur Herrlichkeit des Herrn in besonderer Beziehung stehen. Aus der Betrachtung und symbolischen Deutung der Cherubsgestalt ergibt sich im allgemeinen, daß die Cherubim nach alttestamentlicher Anschauung den Herrn begleiten, seine strafende,

schützende oder gnadenvolle Anwesenheit oder sein Kommen zum Gericht verkünden. Ueber die zahlreichen abweichenden Auffassungen, die über Gestalt, Wesen, Bedeutung der Cherubim vorgetragen wurden (z. B. von Riehm, Schultz, Vatke, Hengstenberg, Thenius, Dillmann, Hitzig, D. Michaelis, Smend, Züllig, Hoffmann u. a.), wird Heerschau abgehalten und auf das Hinfällige, das Mangelhafte und Einseitige der Erklärung aufmerksam gemacht. Kritik und Widerlegung können als zutreffend bezeichnet werden. Der Herr Verfasser sagt S. 99, himmlischen Wesen werde bekanntlich in der Heiligen Schrift sehr oft das Merkmal des feurigen Glanzes beigelegt. Es ist daher auffallend, daß er S. 45 behauptet, es liege ein logischer Fehler vor in der Annahme, daß die Cherubim, weil sie bei Ezechiel lichtschimmernd geschildert werden, himmlische Wesen seien. Es ist doch klar, daß die Cherubim bei Ezechiel von Gott unterschieden werden, dessen Erscheinung freilich auch als lichtschimmernd geschildert wird; ebenso wenig kann man versucht sein, sie mit dem Satan, der sich nach dem hl. Paulus auch in einen angelus lucis umgestalten kann, zu verwechseln. Wer tritt sonst noch in den Erscheinungen der Heiligen Schrift als lichtschimmernd auf? Niemand. Es liegt also in der getadelten Erörterung dieser Zeitschrift (Bd. XVII. S. 278) durchaus nicht „offenbar ein logischer Fehler" vor. Wohl aber findet sich ein solcher beim Herrn Verfasser; nach S. 19 „widerspricht es dem klaren Texte", bei Ezechiel das hebräische panim nicht als Antlitz, sondern als Gestalt überhaupt zu nehmen und die Cherubim als Thiercompositionen anzusehen, so zwar, daß bei jedem Cherub die vier Gestalten vereinigt seien; ebenso S. 22 wird wieder der „klare Text" angerufen, daß bei Ezechiel die menschliche Gestalt die Grundgestalt sei; und ebenso sind S. 32 die Hände der Cherubim in „ganz unzweideutiger Weise" für das Vorwalten des menschlichen Körpers in Anspruch genommen. Aber S. 81 lesen wir, daß der Ansicht, panim heiße Erscheinung, Gestalt, die Cherubim bei Ezechiel hätten nicht vier Gesichter, sondern ein Menschengesicht, Stier- und Löwenleib sowie Adlerflügel, „nichts Stichhaltiges und Durchschlagendes" entgegenstehe. — Js. 6, 5 beklagt der Prophet durchaus nicht, daß er schweigen müsse (S. 86).

Amwâs, das Emmaus des hl. Lucas, 160 Stadien von Jerusalem. Von M. J. Schiffers. Mit Titelbild, einem Grundplan und einer Karte von Judäa. VIII u. 236 S. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis: *M.* 3.

Ein erfreuliches Zeichen des allmählich bei den Katholiken immer mehr erstarkenden Interesses am Heiligen Lande und der wissenschaftlichen Erforschung desselben. Den Beweis der im Titel ausgesprochenen These erbringt der Verfasser unter staunenswerth ausgedehnter Benützung der Literatur alter und neuer Zeit. Die Darstellung ist durchweg frisch und lebhaft. Hie und da wäre vielleicht etwas mehr Ruhe und „wissenschaftliche Kühle" erwünscht gewesen, wie sie z. B. Guerins kurze und zumal in ihrer Uebersichtlichkeit classische Behandlung derselben Frage auszeichnet (Description de la Palestine. I, 293—308). Semitisten werden einige linguistische Bemerkungen beanstanden; zum Glück sind diese Kleinigkeiten für das Ganze nicht von Belang.

Der Masorah-Text des Koheleth. Von S. Euringer. VIII, 136 u. 48 S. 8°. Leipzig, Hinrichs, 1890. Preis: *M.* 6.

„Obgleich in unserem Jahrhunderte sehr viel für Textkritik geschieht, so ist doch meines Wissens bis jetzt der hebräische Grundtext noch keines einzigen biblischen Buches nach wissenschaftlichen Grundsätzen kritisch bearbeitet worden.

Ich sage: nach wissenschaftlichen Grundsätzen; denn die moderne Hyperkritik, welche sich namentlich des Pentateuchs bemächtigt hat, ist weit entfernt, den biblischen Text festzustellen, sie zerstört ihn vielmehr" (Vorrede S. I). Da wir nicht annehmen mögen, der Verfasser breche so kurz und leicht über Werke wie Cornills „Ezechiel" in Bausch und Bogen als „unwissenschaftliche Hyperkritik" den Stab, so schließen wir aus vorstehender Aeußerung, daß der Verfasser dieses Werk nicht kannte. Wir bedauern diese Unkenntniß; sowohl bezüglich der Methode als der heranzuziehenden Literatur wäre dort viel Treffliches zu lernen gewesen; desgleichen bei P. de Lagarde. Letzterer wird nur als Herausgeber der Targum citirt. Wenn dabei sein Text als das letzte Wort in dieser Frage hingenommen wird, so ist aus Symmicta II, 33 (vgl. Mittheilungen II, 291) zu ersehen, daß dieses Vorgehen keineswegs Lagarde's Anschauungen und Absichten entspricht. Daß Tischendorf und Nestle uns einstweilen den kritischen Apparat zu einer kritischen Ausgabe geliefert haben (S. 9), klingt bedenklich. Nach dem S. 16 über die aus inneren Gründen ändernden Commentare Gesagten ist es überraschend, daß S. 18 der Verfasser noch glaubt, ehe er seine eigentliche Arbeit in Angriff nehme, „obliege es ihm, zu der Hypothese Bickells, welche unsern Text betrifft, Stellung zu nehmen". — Das Detail müssen wir Fachzeitschriften überlassen. Das Bestreben des Verfassers hat unsere volle Anerkennung; auch das muß anerkannt werden — und wir thun es mit Freuden —, daß der Verfasser über viele schöne Kenntnisse verfügt. Durch Vertiefung seiner Studien wird der geehrte Verfasser mit der Zeit in der Lage sein, auf diesem von Katholiken so wenig gepflegten Gebiete Ausgezeichnetes zu leisten. — Die Schreibung „Masorah" müssen wir für unrichtig halten, trotz der vielen Muster, auf die man sich berufen könnte.

Praktische Einführung des Kindes in den Geist der Feste und Festzeiten des Kirchenjahres. Ein Beitrag zur sittlich-religiösen Erziehung der Kinder. Für Lehrer und Lehrerinnen, sowie für alle, welche durch ihr Amt an der Erziehung der Jugend zu arbeiten haben. Von einem katholischen Lehrer. Mit Genehmigung des hochw. Bischöflichen Ordinariats. 192 S. kl. 8°. Paderborn, Bonifatius-Druckerei, 1890. Preis: *M.* 1.

Wie schon der Titel sagt, ist das Büchlein nicht für die Kinder selbst, sondern für die Lehrer und Erzieher geschrieben. Es ist sehr erfreulich, daß es so wackere Lehrer gibt, welche solche Anweisungen, wie das Büchlein sie enthält, ertheilen und andere, welche dieselben entgegennehmen. Gebe Gott, daß deren Zahl mit der Zahl der katholischen Lehrer überhaupt sich immer mehr decke; dann werden unsere katholischen Volksschulen eine Pflanzstätte wahrer Bildung sein, weil sie das Herz der Kinder nach den Grundsätzen des Glaubens und nach dem kirchlichen Geiste wahrer Tugend und Frömmigkeit umbilden. Das Büchlein will nicht wissenschaftlich sein; es gibt die Bedeutung der kirchlichen Feste und Festzeiten in kurzer, dem Verstande der Schulkinder angepaßter Erklärung, fast immer an der Hand der Liturgie, besonders der einschlägigen Meßformulare. Als Hauptsache galt es dem Verfasser, praktische Winke zu geben, in welcher Weise der Lehrer innerhalb seiner Lehrthätigkeit und innerhalb des Rahmens der Schulübungen die Kinder in den Geist des Kirchenjahres und der jeweiligen Festfeier einführen kann und soll, um das katholische Kind katholisch denken und fühlen zu lehren. Nur wenige kleine Unrichtigkeiten haben sich eingeschlichen.

Das katholische Kirchenjahr. Für den katholischen Religionsunterricht auf höheren Lehranstalten bearbeitet von Dr. G. J. Malkmus. Neu herausgegeben und verbessert von einem Priester der Erzdiöcese Freiburg. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Zweite Auflage. XII u. 90 S. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis: 60 *Pf.*

Zum zweitenmal wird das Büchlein durch fremde Hand dem Publikum wieder zugänglich gemacht. Als Grundlage für die im Titel angegebene Partie des Religionsunterrichtes ist es recht geeignet. Die nothwendigen Angaben über Entstehung und Bedeutung der kirchlichen Zeiten und Feste, wie sie jeder gebildete Katholik wissen soll, sind klar und verständlich gegeben; andererseits aber hat sich der Verfasser an eine so einfache Kürze gehalten, daß es dem Religionslehrer nicht schwer ist, die einzelnen Partien zu erweitern und bei Benützung des Büchleins dem lebendigen Worte dennoch voll und ganz sein Interesse zu wahren. Zuweilen möchte es selbst zu knapp und zu mager gehalten sein. Auch einige sachliche Ausstellungen wären zu machen.

Die heiligen Zeiten, Handlungen und Gebräuche der katholischen Kirche. Mit einem Anhange über die Andachten, Belehrungen und Gebete in Kirche und Haus. Mit Approbation des hochw. Herrn Bischofs von Kulm neu bearbeitet von Franz Loeper, Priester der Kulmer Diöcese. Zweite Auflage. VIII u. 418 S. 8°. Danzig, H. F. Boenig, 1890. Preis: *M.* 2.70.

In diesem Werke haben wir zunächst eine Erweiterung dessen, was gedrängt in der vorhin angezeigten Schrift von Malkmus geboten wird; vor allem sind es die einzelnen Feste, welche nach ihrer ascetischen Bedeutung näher erklärt werden. Gerade wo obiges Büchlein beim Unterricht zu Grunde gelegt ist, wird dieses Buch von Loeper dem Lehrer recht gute Dienste leisten können. Der Verfasser selbst gibt als Zweck der Bearbeitung an: „In erster Linie ist dieses Buch für das katholische Haus. . . . Neben dieser Benützung in der Familie ist es in zweiter Linie für die Lehrer an den Elementar- und Mittelschulen berechnet.“ Diesem doppelten Zwecke ist es durchaus entsprechend. Es geht aber über die Erörterung des Kirchenjahres mit seinen heiligen Zeiten und Festen hinaus. Die zweite Hälfte ist den heiligen Handlungen und Gebräuchen gewidmet: der Inhalt und die Bedeutung des heiligen Meßopfers, der heiligen Sacramente, der gebräuchlicheren Sacramentalien und Andachten werden in allgemein faßlicher Weise erklärt. Aber wir haben es nicht mit einer bloß wissenschaftlichen Erklärung zu thun; eine aus fühlendem Herzen, aus Andacht und innerster Ueberzeugung fließende Anregung und Erbauung ist gewissermaßen die Atmosphäre, in welcher die unterrichtende Partie des Buches sich bewegt. Bei mehreren Einzelangaben hätten wir eine größere Genauigkeit gewünscht, z. B. wenn der sel. Petrus Canisius als „heilig“ bezeichnet wird (S. 162); wenn (S. 344) als äußeres Zeichen beim Ehesacrament nebst der Willenserklärung der Brautleute auch „der Segen des Priesters“ gilt; wenn (S. 345) gesagt wird, daß das kirchliche Aufgebot zur „Giltigkeit“ der kirchlichen Eheschließung erforderlich sei u. dgl. m. Doch diese Ausstellungen verschwinden vor dem Trefflichen und Lobenswerthen, welches wir an dem Buche hervorheben zu müssen glaubten.

Choralschule. Ein Handbuch zur Erlernung des Choralgesanges. Bearbeitet von P. Ambrosius Kienle, Benediktiner der Beuroner Congregation. Zweite, verbesserte Auflage. VIII u. 141 S. u. 27 S. Notenbeispiele. Freiburg, Herder, 1890. Preis: *M.* 2; geb. *M.* 2.40.

Mit Freuden bringen wir die zweite Auflage dieses vortrefflichen Handbuches zur Anzeige, das wir bereits bei seinem ersten Erscheinen (Bd. XXVIII dieser Zeitschrift, S. 447) aufs wärmste begrüßten. Die Beuroner Congregation hat durch ihre hingebende und verständnißvolle Pflege des Gregorianischen Chorals sich in Deutschland und Oesterreich einen ähnlichen Ruf erworben, wie die Schwestercongregation von Solesmes in Frankreich. Die Theorie der Beuroner Schule, soweit sich dieselbe von der Praxis loslösen und dem Papiere anvertrauen läßt, findet der Leser in Kienle's Choralschule niedergelegt. Die Kapitel, welche vom Choralrhythmus handeln und denen eine weitergehende Umarbeitung zugedacht war, hat der Verfasser wenig erfreulicher Erfahrungen des verflossenen Jahres (1889) halber einstweilen belassen; den so frei gewordenen Stoff beabsichtigt er demnächst in einer eigenen Broschüre zu behandeln. Wir sehen derselben mit großer Erwartung entgegen.

Der Socialdemokrat, oder: Wie einer ins Elend geräth. Erzählung aus dem Arbeiterleben der Gegenwart von Leonz Niederberger. 62 S. 8⁰. M.-Gladbach, A. Riffarth, 1891. Preis: 25 *Pf.*

Eine anmuthige und ergreifende Erzählung mitten aus dem Leben des Volkes, dabei hübsche Ausstattung und billiger Preis, die der rührigen Verlagshandlung alle Ehre machen. Das Schriftchen entstammt einer bereits rühmlich bekannten Feder. Leonz Niederberger hat als Verfasser zahlreicher Volkserzählungen in verschiedenen Blättern und Kalendern bei einem weitverbreiteten Leserkreis sich Beliebtheit und Ansehen erworben und hat namentlich durch geschickte und geschmackvolle Redaction das illustrirte Familienblatt „Die katholische Welt" in kurzer Zeit wesentlich gehoben und demselben viele Freunde und ehrende Anerkennung verschafft. Der Apparat der Erzählung ist einfach, wie es dem Gesichtskreis des gewöhnlichen Mannes entspricht. Aber die Verschlingung der Handlung ist recht gut: Interesse und selbst Spannung wird rege erhalten und nimmt zu bis zum Schluß. Die stärkste Seite bilden die das Gemüth ergreifenden Momente; man könnte es die „Gemüthsmalerei" nennen. Die Belehrung des Verstandes wird keineswegs vernachlässigt, aber nicht erzielt durch Rede und Begründung, sondern durch die Handlung selbst, und was die Hauptsache ist: der ganze Mensch wird gepackt. Ueberdies ist die Erzählung von hohem sittlichen und — ohne daß es gesucht hervorträte — von wahrhaft erbauendem Gehalt. Solcher Volkserzählungen sollten wir mehr haben und sie sollten in Hunderttausenden von Exemplaren unter das Volk gebracht werden. In ihrer Verbreitung läge ein gutes Stück höchst wirksamer Seelsorge.

Wandlungen der Seele. Gesammelte Erzählungen für gebildete Kreise von S. H. 441 S. 8⁰. Stuttgart, Actiengesellschaft „Deutsches Volksblatt", 1891. Preis: *M.* 3.60; elegant geb. mit Goldschnitt *M.* 4.80.

Selten haben wir ein ähnliches Buch mit so ungestörter Befriedigung, ja mit solcher Erbauung aus der Hand gelegt, wie diesen Kranz von 16 Skizzen, Charakterbildern, kleineren und größeren Erzählungen, welche hier unter dem durchaus passenden Titel „Wandlungen der Seele" vereinigt sind. Wandlungen der Seele werden hier nicht nur erzählt, sondern mögen durch dieses Buch mit der Gnade Gottes

auch wohl bewirkt werden. Ganz besonders gefallen haben uns: „Zwei katholische Mütter", von denen die eine durch Wort und Beispiel die andere zur Pflichterfüllung führt; „Die Stiefmutter", welche nicht nur selbst durch den Unterricht, den sie dem Stiefkinde ertheilt, katholisch wird, sondern auch den Gemahl aus einem lauen in einen eifrigen Katholiken verwandelt; „Eine Katholikin", die aus Liebe zu ihrem katholischen Glauben eine glänzende Verbindung ausschlägt; „Ein Duell", das uns mit der ergreifenden Bekehrungsgeschichte zweier Officiere bekannt macht; „Die Erbprinzessin", welche zum Glauben ihres Kindes sich bekehrt; „Die Wittwe", welche lieber Noth und Elend erduldet, als ihre Kinder zum Protestantismus übertreten läßt. Die meisten dieser Erzählungen lassen die traurigen Mißtöne erkennen, welche in der Natur der gemischten Ehen liegen, und sind um so werthvoller, als sie nicht Phantasiestücke, sondern Erlebtes bieten, wie wiederholt versichert wird. Die Darstellung zeichnet sich durch edle Einfachheit und Schönheit der Sprache aus. Fast alle Erzählungen spielen in den höchsten Gesellschaftskreisen, in denen der Verfasser (oder die Verfasserin) vollkommen zu Hause ist, und für die das schöne Buch vorzüglich bestimmt ist. Wir würden es aber bedauern, wenn es seinen Weg nicht auch in die breiten Massen des Volkes fände.

Legende der Heiligen. Von Joseph Jungnitz, Subregens des Priesterseminars in Breslau. Mit bischöflicher Gutheißung. Dritte Auflage. XIV u. 366 S. 8°. Breslau, Goerlich, 1890. Preis: geb. *M.* 2.

Für jeden Tag des Jahres wird die stets eine Druckseite füllende Geschichte eines Heiligen erzählt. Das Buch eignet sich sehr für fromme Christen oder geistliche Genossenschaften, welche statt des weiteren Kreisen weniger verständlichen römischen Martyrologiums, das im allgemeinen die Kenntniß des Lebens der Heiligen voraussetzt, Tag um Tag einen Abschnitt aus einer Heiligenlegende lesen. Wäre es nicht vielleicht wünschenswerth, daß bei einer neuen Auflage zum 25. December ein kurzer Bericht über Christi Geburt gegeben würde, statt des Lebens eines ziemlich unbekannten Seligen, und daß Lesungen für die beweglichen Feste des Kirchenjahres in einem Anhange beigefügt würden, welche für den betreffenden Tag zur Verwendung kommen könnten? So würde das Buch für Pensionate, Seminare und Klöster noch brauchbarer, denen es übrigens auch schon in vorliegender Gestalt gute Dienste leisten wird.

La vie de Saint Ignace de Loyola d'après Pierre Ribadeneira, son premier historien, par le P. Charles Clair S. J. Mit 15 Vollbildern und zahlreichen Textillustrationen. IV u. 459 S. gr. 8°. Paris, Plon, 1891. Preis: *Fr.* 20.

P. Clair hat hier einen neuen Weg eingeschlagen, der jedenfalls viel für sich hat. Nur zu oft trägt der Verfasser eines Heiligenlebens persönliche Anschauungen in sein Werk hinein und gibt so ein Bild, das zwar dem Urbilde gleicht, aber auch Züge enthält, welche dem Charakter und der Handlungsweise des Heiligen nicht vollständig entsprechen. Niemand wird besser im Stande sein, wahrheitsgetreu zu schildern, als ein vertrauter Lebensgefährte, der von anderen wohlunterrichteten Zeitgenossen gewissermaßen beaufsichtigt und in Schranken gehalten wird. Einen solchen Biographen hat der hl. Ignatius in Ribadeneira gefunden, den er in sein Haus aufnahm, erzog, bildete und als Vertrauten behandelte. Ribadeneira hat beim Canonisationsproceß betheuert, in allem gesucht zu haben, nach gründlicher Forschung lautere Wahrheit zu berichten; der hl. Franz Borgia hat dessen Arbeit durch hervorragende Ordensgenossen, welche den hl. Ignatius genau gekannt hatten, prüfen

lassen; endlich haben die zu einer Generalversammlung nach Rom gekommenen vorzüglichsten Glieder des Ordens nur 19 Jahre nach dem Tode des Stifters sich das Werk vorlesen lassen und dessen Inhalt gebilligt. Trotz aller Bemühungen bleibt jeder Geschichtschreiber hinter dauernder Vollkommenheit zurück, weil er in und für seine Zeit schreibt. So hat auch Ribadeneira für unser Jahrhundert manches zu kurz oder zu unvollständig, anderes zu breit gegeben. P. Clair hat darum den Text nicht wörtlich übersetzt, sondern anders eingetheilt und oft verkürzt, zur Entschädigung aber am Ende eines jeden Kapitels in kleinerem Druck beigefügt, was zur genauern Kenntnißnahme erwünscht schien. Eine große Zahl älterer und neuerer Bilder in Phototypie oder Aetzung kommen der Phantasie zu Hilfe und geben dem Bericht mehr Klarheit und Bestimmtheit. Wir erhalten infolgedessen ein Buch, das einen großen Heiligen so schildert, wie er war. Größe und Würde des Inhaltes liefern den Maßstab für den des Werkes, so daß jede weitere Empfehlung unnöthig erscheint.

Geschichte der christlichen Kirche. Von Professor Dr. Mathias Robitsch. Vierte Auflage, neu bearbeitet von Const. Joh. Vidmar, Doctor der Theologie, Benediktiner des Stiftes Schotten in Wien, k. k. Professor an der Staats-Lehrerbildungsanstalt in Krems an der Donau. Zweite Abtheilung: Die Neuzeit. XII u. 616 S. 8⁰. Regensburg, Manz, 1891. Preis: *M.* 6.

Was über den früher erschienenen ersten Theil dieses Werkes lobend hervorgehoben wurde (Bd. XXXVIII. S. 250), gilt in erhöhtem Maße von dem vorliegenden zweiten. Uebersichtlich in der Anordnung, klar und einfach in der Sprache, reich und vielseitig an Gehalt, durchweht von Liebe zur Kirche und von Begeisterung für alles Große, eignet er sich ebenso zur nutzreichen Lectüre für den Laien in der Wissenschaft, wie zum brauchbaren Leitfaden für den Studirenden. Weniger günstig berührt das wörtliche Herübernehmen ganzer Stücke aus anderen neueren Handbüchern, selbst ohne Citat und, wie es scheint, auch wohl ohne eigene Nachprüfung. Sachliche Verbesserungen wären auch in diesem Bande gar manche anzubringen, doch zum größeren Theil in Dingen von untergeordneter Bedeutung. Bemerkungen wie die S. 299 über die Schlüsselgewalt der Bischöfe und die „directe oder indirecte Gewalt“ wären jedenfalls besser weggeblieben; ebenso S. 55 die an dieser Stelle historisch unzutreffende Bemerkung über „das Nachtheilige des Centralisirens“. Die Erklärung der Lehre von der gratia congrua (S. 282) wird wohl nur von wenigen richtig verstanden werden. Zu den am wenigsten befriedigenden Abschnitten gehört neben jenen über den Reichstag von Worms und den Culturkampf auch die Uebersicht über die theologische Wissenschaft, wo durch Betonung der „Ergebnisse der besseren neuen Speculation“, der „Fort- und Weiterbildung der scholastischen Lehre“, die Kleutgen nicht gekannt habe, die Spannung wachgerufen, aber nicht befriedigt wird. Nicht an vielen, aber doch an einzelnen Stellen verräth sich, daß der Verfasser hier und dort Vorlagen vor Augen hatte, die von einem unkirchlichen oder selbst kirchenfeindlichen Geiste nicht frei sind. — Recht praktisch sind die Tabellen, namentlich die (2.) der allgemeinen Concilien.

Sebastian von Rostock, Bischof von Breslau. Von J. Jungnitz, Subregens des fürstbischöflichen Clerical-Seminars in Breslau. Mit dem Portrait Rostocks. 232 S. 8⁰. Breslau, Aderholz, 1891. Preis: *M.* 3.

Rostock entstammte einer einfachen Handwerkerfamilie. 1607 geboren, ward er 1633 zum Priester geweiht, 1635 Pfarrer von Neisse, 1649 Archidiakon der Bres-

lauer Kathedrale und Domprediger, 1653 Generalvikar und Official. Im Jahre 1664 erwählte das Kapitel ihn zum Bischof, obwohl fast das ganze 17. Jahrhundert hindurch meist Prälaten aus regierenden Häusern den Breslauer Stuhl innehatten. Das Buch zeigt, daß viele schlesische Pfarren der Entschiedenheit, womit Rostock die ihm durch das damalige Recht gewährleistete Macht benützte, protestantische Prediger und Lehrer zu entfernen, die Erhaltung und Erneuerung des katholischen Glaubens schulden. Weniger klar läßt es erkennen, warum Rostocks Bischofswahl in Rom beanstandet wurde, ob der Bischof im Auftreten gegen einzelne Orden nicht weiter ging, als er berechtigt war, und wie die den Abend seines Lebens verdunkelnden Anklagen bei Kaiser und Papst zu beurtheilen sind. Alles in allem betrachtet bleibt das Buch ein wahrheitsgetreues Lebensbild. Durch objective Darlegung vieler Thatsachen und durch Verwerthung mancher ungedruckten Quellen bereichert es die schlesische Kirchengeschichte in dankenswerther Weise.

Hilfsbuch für den Unterricht in der alten Geschichte. Von Dr. Martin Mertens, ord. Lehrer am Realgymnasium in Köln. IV u. 152 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis: *M.* 1.40.

Wer sich das treffliche Werkchen näher ansieht, wird es dem Herrn Verfasser gern glauben, daß es nicht über Nacht entstanden, vielmehr „eine Frucht mehrjähriger Erfahrung und reiflichen Nachdenkens" ist und daß „aufmerksame Theilnahme von Freunden und Fachgenossen es bei seinem Entstehen begleitet" hat. Der Verfasser will zum mündlichen Vortrage des Geschichtslehrers zunächst in Quarta, weiterhin auch in Secunda, ein Hilfsbuch bieten, das dem Schüler seine Lesung anziehend, Verständniß und Behalten leicht macht. Das ist gelungen durch Ausscheiden des Entbehrlichen bei Auswahl von Thatsachen, Namen und Jahreszahlen, durch scharfe, in die Augen springende Gliederung des Stoffes, durch „Auflösung der Geschichte in Geschichten", welche übrigens so geschickt miteinander verknüpft sind, daß dem pragmatischen Moment ausreichend Genüge geschieht, durch Kürze des Satzbaues und Verdeutschung sämmtlicher Fremdwörter. Kleindruck charakterisirt das minder Bedeutende. Die wichtigeren Jahreszahlen finden sich auf einer angehängten „Zeittafel"; die wichtigsten stehen auf dem Rande.

Die confessionslose Schule vom theologischen Standpunkte betrachtet. Fälle und Fragen von zwei Priestern, Doctoren der Theologie. Nach der dritten Auflage aus dem Französischen übersetzt von C. Stemlin, Priester der Diöcese Basel. XXXII u. 112 S. kl. 8°. Solothurn, Burkard u. Frölicher, 1890.

Die Schrift ist zunächst auf die Zustände in Frankreich berechnet, erörtert aber so viele der principiellen und der praktischen Fragen, daß sie sehr wohl auf die Zustände unserer modernen Welt im allgemeinen, wenn auch nicht überall in gleichem Maße, paßt und eine Uebersetzung wohl verdient hat. Schade, daß man zuweilen die Uebersetzung zu stark herausfühlt. Die Verfasser decken zuerst die Verlogenheit auf, welche vielfach in der Benennung neutraler oder confessions- und religionsloser Schulen steckt, da dieselben in der Absicht ihrer Hauptverfechter und in der Wirklichkeit durchgängig religionsfeindlich sich gestalten. Wenn schon die Religionslosigkeit genügt, so drückt die Religions- und Christusfeindlichkeit der Schulen mit doppelter Schwere auf das Gewissen der Eltern und der berufenen Vertreter der kirchlichen Interessen; es wird ihnen die hohe Pflicht so recht fühlbar, die Jugend vor jener Gefahr und vor jener geistigen Vergiftung zu bewahren, mit aller Ausdauer und

mit allen zu Gebote stehenden Mitteln für wahrhaft christliche Erziehung und Unterweisung zu sorgen, zumal an der Errichtung von freien katholischen Schulen, wo diese statthaft sind, ungeachtet der noch so hohen Opfer zu arbeiten, unter Umständen auch trotz Erduldung der empfindlichsten Strafen durch Nichtbeschickung der confessionslosen Staatsschulen diese zu bekämpfen und brachzulegen. Das sind die Hauptgedanken, welche in dem Büchlein entwickelt werden; die zahlreichen Zustimmungsschreiben von den Bischöfen Frankreichs geben für seine Correctheit eine erhöhte Garantie. Gott verhüte, daß die jetzt in Preußen an die Volksvertretung gelangte Schulgesetzvorlage nicht ein verhängnißvoller Schritt werde zu ähnlichen Zuständen confessionsloser Staatsschulen; sie würden die Gewissen der dortigen Katholiken in eine noch weit ärgere Nothlage versetzen, als dieselbe für Frankreich besteht.

Miscellen.

Katholische Jugendhorte in der Diöcese Salford. Bereits früher (Bd. XXXIV. S. 487) berichteten wir über ein neues, segensreiches Unternehmen des durch seinen Seeleneifer und seine Thatkraft ausgezeichneten Bischofs von Salford (Manchester), Dr. Herbert Vaughan. Die Katholiken Englands hatten es mit tiefem Schmerze sehen müssen, wie protestantische Emissäre auf arme katholische Kinder Jagd machten und dieselben in protestantischen Anstalten unterzubringen suchten, um sie dort protestantisch erziehen zu lassen. Um diesem gewissenlosen Treiben mit Erfolg begegnen zu können, war es unerläßlich, daß katholischerseits entsprechende Kinderherbergen errichtet würden, in welchen die verwahrlosten, von ihren Eltern verlassenen Kinder katholischer Confession Aufnahme und entsprechende Erziehung fänden. Zu diesem Zwecke gründete der hochw. Bischof Vaughan die „Salford Protection and Rescue Society“, welche sofort in einer so ausgedehnten Weise ihre Thätigkeit entfaltete, daß schon im Anfange des Jahres 1888, kaum zwei Jahre nach Gründung des Vereins, nicht weniger als 9430 katholische Kinder gerettet und in passender Weise untergebracht waren. Die Gesellschaft zählte damals ungefähr 700 Mitglieder. Nach dem jüngst ausgegebenen vierten Jahresbericht zählt sie heute bereits 2000 active Glieder. Die Zahl der Homes (Kinderheime) ist auf sieben gestiegen. In 9830 Fällen wurde während des letzten Jahres theils vom Central-Comité, theils von den verschiedenen District-Comités Hilfe geleistet. 536 Kinder fanden Aufnahme und Pflege in den verschiedenen Anstalten der Gesellschaft, während eine große Anzahl in katholischen Familien oder in sonstigen katholischen Anstalten untergebracht werden konnte.

Erfreulich ist die Thatsache, daß neuerdings seitens der Behörden im allgemeinen keine Schwierigkeit gemacht wird, wenn es sich um die Ueberweisung von Kindern an die Salford Protection and Rescue Society handelt. Die Gesellschaft hat ihre Agenten bei den verschiedenen Polizeigerichten ihres

Wirkungskreises. Kinder katholischer Confession, welche wegen Landstreicherei und sonstiger Vergehen von der Polizei aufgegriffen wurden, oder deren Eltern im Zuchthause sind, ferner von den Eltern verlassene oder unmenschlich mißhandelte Kinder werden von den Behörden der Gesellschaft bereitwillig zur Verwahrung und Erziehung überantwortet. Dazu kommen die Kinder, welche Mitglieder des Vereines in den verschiedenen nicht-katholischen Anstalten oder im Hause der Eltern gänzlich verwahrlost auffinden. Ja es geschieht sogar, daß Kinder sich selbst zur Aufnahme anmelden. So enthält beispielsweise der letzte Jahresbericht (S. 19) den Brief eines Knaben von etwa 14 Jahren, in welchem derselbe seine trostlose Lage also schildert: „Ich schreibe Ihnen diese wenigen Zeilen in der Hoffnung, daß Sie mich in eines Ihrer Homes aufnehmen, denn ich habe keine eigene Heimat mehr, da mein Vater und meine Mutter immer betrunken sind und streiten, und manche Nacht muß ich auf der Straße schlafen.... Ich verlor meine rechte Hand, und man hat mir eine künstliche Hand gemacht, damit ich arbeiten könne. Aber ich konnte keine Arbeit bekommen. Ich kann schreiben mit der linken Hand — das ist meine Schrift —; aber wenn ich nicht aufgenommen werde, muß ich ins Gefängniß, weil ich draußen geschlafen habe.... Ich kam gestern Abend nach Haus und als ich heute Morgen aufstand, fand ich, daß man mir meine Kleider weggenommen hatte, um sie zu versetzen und das Geld zu vertrinken. Ich hoffe, Sie werden mir antworten, sobald als möglich." Der Knabe wurde aufgenommen. Es ist wohl das traurigste Zeichen des sittlichen Niederganges in unserer Zeit, daß derartige Fälle nicht mehr zu den Seltenheiten gehören. Man wird in späteren Jahrhunderten nur mit Schaudern an das Ende des heute noch so gepriesenen 19. Jahrhunderts denken, wo es besonderer Gesetze bedurfte, um die Kinder gegen die Grausamkeit ihrer eigenen Eltern zu schützen. Unter der Herrschaft der ökonomischen „Naturgesetze" scheint die menschliche Natur mit ihren edleren Regungen gänzlich zu Grabe getragen zu sein. Das weltbeherrschende, aber sittlich verdorbene Rom mußte durch gesetzliche Begünstigungen zur Gründung von Familien, zum Eheschluß, antreiben. England, das reiche und doch so arme England, die erste Handelsnation der Welt, sieht sich genöthigt, in umfassender Weise seine Kinder gegen die Brutalität ihrer eigenen Erzeuger in Schutz zu nehmen. Rom hatte seine leges Julia et Papia-Poppaea, England reiht am Ausgange des Jahrhunderts der Bildung, der Cultur, der Humanität, seiner Gesetzessammlung die „Prevention of Cruelty to Children Act" ein. — Aber neben dem Abgrunde sittlicher Verkommenheit erblühen um so herrlicher die Werke der christlichen Barmherzigkeit. Ist es nicht ein erhebendes Bewußtsein für den edlen Bischof von Salford, Tausende von Kindern, von armen, verlassenen Kindern, welche bisher nur Schmerz, Schande, Elend gekannt, welche eher fluchen lernten, bevor sie ihre Hände zum Gebete falten konnten, diese armen Kinder für Gott, für die Ewigkeit, für die menschliche Gesellschaft gerettet zu haben? 234 ehemalige Pfleglinge der Catholic Protection and Rescue Society sind in Canada bei guten katholischen Pflegeeltern untergebracht, um dort zu tüchtigen Kolonisten herangebildet zu werden. Die übrigen fanden in Eng-

land ein passendes Unterkommen und Gelegenheit zur weitern Ausbildung. Insbesondere bleiben die aus den Homes entlassenen Mädchen noch längere Zeit Gegenstand der besondern Fürsorge des Vereins, und es ist die besondere Aufgabe eines zu diesem Zwecke errichteten Damen-Comité's, diese Mädchen zu überwachen und zeitweilig zu religiösen Vorträgen, sowie zu Spiel und Kurzweil zu versammeln. Wir haben nur den Wunsch, daß Gott seinen reichsten Segen diesem schönen Werke christlicher Liebe spenden und daß dasselbe in immer weiteren Kreisen Wohlthäter und Gönner finden möge.

Zahl der Indianer in den Vereinigten Staaten. Die Indianerkämpfe in Süd-Dakota haben jüngst wieder in höherem Grade die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Indianer der Nordamerikanischen Union gelenkt. Darum dürften die folgenden genauen Zahlenangaben nicht unerwünscht sein. Nach dem Censusamt lebten am 1. Juni vorigen Jahres in den Vereinigten Staaten 249 259 Indianer. Davon kommen auf die fünf civilisirten Stämme im Indianergebiet 66 289, also ein gutes Viertel. Von den übrigen wohnen 133 382 auf Reservationen. Auf die verschiedenen Staaten und Territorien vertheilen sich die Indianer wie folgt:

Staaten und Territorien.	Gesammtzahl.	Auf Reservationen.	Nicht auf Reservationen.	Staaten und Territorien.	Gesammtzahl.	Auf Reservationen.	Nicht auf Reservationen.
Arizona . . .	16 740	15 414	1 326	Nebraska . . .	3 864	3 751	113
Californien . .	15 283	5 020	10 263	Nevada	4 956	1 552	3 404
Colorado . . .	1 034	985	49	New-Mexiko . .	20 521	20 521	—
Connecticut . .	24	—	24	Pueblos . . .	8 278	—	—
Florida	215	—	215	New-York . . .	28	—	28
Georgia . . .	2	—	2	Sechs Nationen .	5 304	—	—
Idaho	3 909	3 640	269	Nord-Carolina .	231	—	231
Illinois . . .	1	—	1	Cherokees . . .	2 885	—	—
Indiana . . .	71	—	71	Nord-Dakota . .	7 952	7 812	140
Indianer-Territo-				Oklahoma . . .	5 689	5 683	6
rium	8 708	8 708	—	Oregon	4 282	3 708	574
Fünf civilisirte				Süd-Dakota . .	19 845	19 068	777
Stämme . . .	66 289	—	—	Tennessee . . .	10	—	10
Iowa	397	397	—	Texas	258	—	258
Kansas	1 437	1 016	421	Utah	2 489	1 854	635
Louisiana . . .	132	—	132	Washington . .	10 827	7 938	2 889
Maine	140	—	140	Wisconsin . . .	8 896	7 915	981
Massachusetts . .	145	—	145	Wyoming . . .	1 802	1 801	1
Michigan . . .	6 991	—	6 991	Kriegsgefangene			
Minnesota . . .	7 065	6 263	802	Apaches, Mt.			
Mississippi . . .	1 404	—	1 404	Vernon Baracken	384	—	—
Missouri . . .	14	—	14	Indianer i. bürger-			
Montana . . .	10 573	10 336	237	lichen Gefängniß	184	—	—



Windthorst.

In memoriam.

So brach dies Herz, das für uns alle schlug, —
Es schweigt der Mund, der uns're Sache führte, —
Starr ist die Hand, die unser Schicksal trug, —
Entfloh'n der Geist, der noch kein Alter spürte, —
Windthorst ist todt! — — So klingt in allen Gau'n
Erschütternd, leidensvoll die Trauerkunde,
In Männeraugen Thränen sind zu schau'n,
Papst, Kaiser, Volk vereint die Schmerzensstunde
Bewegt am Sarge dieses einz'gen Mannes,
Der sie befreit vom Joch unsel'gen Bannes.

Des Volkes Anwalt war er, frei und frank,
Ein deutscher Mann vom Scheitel bis zur Sohle,
Dem vor Gewalt'gen nie der Muth entsank,
Wenn sie gerüttelt an des Volkes Wohle.
„Das darfst Du nicht!" so scholl sein mahnend Wort,
„Ein ewig Recht zieht Schranken den Gewalten,
Ein ew'ger Gott ist auch des Schwachen Hort,
Nur Recht und Freiheit kann uns Glück gestalten!
Mit Feuerschlünden bloß, mit Bajonnetten
Könnt nimmer ihr das Heil der Völker retten!"

Der Kirche Ritter war er, furchtlos, treu,
Im größten Kampf, den das Jahrhundert schaute,
Da alten Zwiespalts Flamme schrecklich neu
Das junge Reich zerriß, das kaum gebaute,
Da in der alten Kirche heil'ger Macht
Deutschland den Erbfeind seiner Größe wähnte,
Und zwischen Freunden, Brüdern frisch entfacht
Der Haß aufflackerte, der Abgrund gähnte,
Da wehrlos vor den mächt'gen Herrn der Erde
Der Hirt der Hirten stand mit seiner Heerde.

Da hat in langer, banger Leidensnacht
Der Windthorst kühn sein Manneswort erhoben,
Den Wahn bekämpft, den Seinen Trost gebracht,
Der Eintracht Band untrennbar fest gewoben.
Vergeblich schien's. Sein Wort blieb ungehört.
Schlag fiel auf Schlag. Man achtete den Welfen
Nur als Rebellen, der sich frech empört,
Um fremden Mächten auf den Thron zu helfen:
Als Reichsfeind ward des Volkes Freund geächtet,
Mit ihm und seiner Schaar kaum mehr gerechtet.

Und nun? — — Wo sind die mächt'gen Dränger hin?
Wer wagt den Vorwurf an des Greises Bahre,
Der als des Reiches treuer Paladin
Geschlossen hat des Kampfes lange Jahre?
Im Tod noch für des Kaiserpaares Heil
Fleht fiebernd er und faltet seine Hände,
Und mit des Papstes Segen wird zu theil
Dem Sterbenden des Herrschers Liebesspende.
So brach dies Herz, das keinen Menschen haßte,
Altar und Thron in gleicher Lieb' umfaßte.

Ein Paladin war er, treu seinem Herrn,
Wie Roland einst an Karls des Großen Throne,
Und Millionen standen froh und gern
Um ihn geschaart zu Kaiser, Reich und Krone,
Als wieder gleiches Recht auch sie beglückte,
Nicht mehr als Schuld der Väter Glaube galt,
Nicht mehr das Joch des Priesters Nacken drückte,
Als Volk und Kirche frei ward von Gewalt,
Gerechtigkeit und Lieb' vereint im Frieden,
Die früh'rer Zeiten Haß und Kampf geschieden.

O ruh' im Frieden, treue, liebe Seele!
Du hast nicht Dich, nur and'rer Heil gesucht,
Mitleid gefühlt mit fremder Schuld und Fehle,
Dem übermüth'gen Gegner nie geflucht.
Wie oft hast Du in wildempörter Schlacht
Gesänftigt klug des Kampfes Sturmeswogen,
Den Streitern den Olivenzweig gebracht,
Entrafft aus ihren Händen Pfeil und Bogen,
In heiterm Scherz des Feindes Gunst gefunden,
Den Haß in Liebe freundlich überwunden.

Du bleibst bei uns! Was auch die Zukunft bringt:
Das Licht, das Dich umstrahlt, kann nicht verblassen,
Dein Geist lebt fort, Dein Name weiterklingt,
Es steht Dein ruhmreich Banner nicht verlassen.
Der Thurm, den fest und fester Du gefügt,
Ruht auf des Glaubens tiefem Felsengrunde,
Des Herrn Verheißung nimmer wankt noch trügt,
In Hoffnung wandelt sie die Trauerstunde;
Was Du vertheidigt, kann nicht untergehen,
Auch fürder wird Dein Banner siegreich wehen!

Was sterbend Du geträumt, soll es sich nicht
Erfüllen zu des Reiches vollem Segen?
Soll nicht die Kirche wieder fromm und schlicht
Der Sitte Keim im Herz der Jugend hegen?
Soll nicht, was wack'rer Ahnen Glaube schuf,
Zum Blütenflor, zur gold'nen Ernte reifen?
Soll nicht versöhnt den hehrsten Weltberuf
Ein einig Deutschland jubelnd noch ergreifen:
Der haßzerriss'nen Welt nach langem Ringen
Im Kreuzesglauben Licht und Heil zu bringen? — —

Mag nicht Dein letzter Traum auch friedlich dann
Erfüllen sich? Was haben sie verschuldet,
Auf denen heut' noch lastet Acht und Bann,
Die Deutschland nicht in seinen Marken duldet?
Reichsfeinde sind sie! Ja, — in Deiner Art,
Sie litten treu mit Dir die langen Jahre,
Dein Gegner war auch stets ihr Widerpart,
Mit Deutschland trauern sie an Deiner Bahre,
Im Herzen Deinen letzten Wunsch sie tragen:
Mög' Deutschland bald der volle Friede tagen!

So ruhe sanft! Ob Deinem Leichenschreine
Wölbt sich das Gotteshaus, das Du gebaut,
Strahlt hehr im Bild die Königin, die reine,
Zu der hilfflehend Du so oft geschaut.
Ihr Königsmantel breitet seine Falten
Weitwallend um das Volk, das Du geliebt;
Das Kindlein, das der Mutter Arme halten,
Dem weiten Weltall seinen Segen gibt,
Und hoch vom Thurm der Glocken Töne schweben:
„Wer Mich gefunden, der fand Heil und Leben!"

Die geistigen Waffen der Socialdemokratie.

I.

„Wir haben seit der Aufhebung des Socialistengesetzes sehr viel von dem ‚Kampf mit geistigen Waffen‘ gehört — so viel, daß das Wort zum Spotte geworden ist. Die Vertreter der besitzenden und angeblich ‚gebildeten‘ Klassen sind es gewesen, welche den ‚Kampf mit geistigen Waffen‘ erfanden und ihn der Socialdemokratie, den Arbeitern, anboten und aufdrängten. Wohlan, im Munde dieser Herren war diese Art des Kampfes von vornherein nur eine Redensart; und außerdem liegt es in der Natur der Dinge, daß es gegen den Socialismus, der eine Wissenschaft ist, ‚geistige Waffen‘ nicht geben kann — höchstens die gefälschten Nachbildungen einer gewissenlosen Sophistik und Rabulistik.“ [1]

Herr Liebknecht wollte vielleicht, als er aus „der Natur der Dinge“ die Machtlosigkeit geistiger Waffen gegenüber dem Socialismus als einer „Wissenschaft“ behauptete, den „unglücklichen Advokaten des Kapitalismus“ zugleich seinerseits ein abschreckendes Beispiel jener Sophistik und Rabulistik vor Augen führen, welche sie fürderhin im Kampf mit den wissenschaftlichen Größen des Socialismus allen Ernstes zu vermeiden hätten. Allein mehr noch, wie die merkwürdige Verwechslung von Wahrheit und „Wissenschaft“, muß in den Worten Liebknechts das stolze Selbstbewußtsein auffallen, welches lebhaft an die souveräne Verachtung erinnert, mit der bis zur Stunde die Vertreter der liberalen Wissenschaft auf alles niederblicken, was anders denkt, als sie.

Ein besonderes Geschick hat es nun gefügt, daß in derselben Nummer der socialistischen Zeitschrift „Die Neue Zeit“, in welcher Liebknecht den Socialismus als gefeit gegen alle „geistigen Waffen“ verherrlichte, aus dem Nachlaß von Karl Marx eine geradezu vernichtende Kritik des socialdemokratischen Parteiprogramms veröffentlicht wurde. Allerdings bekämpft Marx in dieser Kritik keineswegs den Socialismus schlechthin, sondern nur die besondere Form und Gestaltung, welche derselbe im Gothaer Programm, unter Liebknechts Mitwirkung, angenommen hat.

[1] „Die Neue Zeit“ Nr. 18. 1890—1891. Stuttgart, Dietz. S. 583. „Brief aus Berlin“ von W. Liebknecht.

Geistreich und ehrlich, wie immer, zergliedert Marx den ganzen Programmentwurf und deckt schonungslos alle die Halbheiten und Irrthümer desselben auf. Er verwirft das heuchlerische Versteckenspielen des Vulgärsocialismus, spricht offen von einer politischen Uebergangsperiode, die nichts anderes sein könne als „die revolutionäre Dictatur des Proletariats". Ebenso geht er scharf ins Gericht mit der Forderung nach „Gewissensfreiheit". Die Arbeiterpartei hätte bei dieser Gelegenheit ihr Bewußtsein darüber aussprechen müssen, daß „die bürgerliche Gewissensfreiheit nichts sei außer der Duldung aller möglichen Sorten religiöser Gewissensfreiheit, und daß sie (die Arbeiterpartei) vielmehr die Gewissen vom religiösen Spuk zu befreien strebe"[1]. Damit wird also auch das neue Pronunciamento des „Vulgärsocialismus": „Religion ist Privatsache" vom „wissenschaftlichen" Socialismus im voraus gerichtet. Marx zufolge ist der Socialismus wesentlich atheistisch, und nicht seine letzte Aufgabe wird es sein, die Religion zu vernichten, „die Gewissen vom religiösen Spuk zu befreien".

Wir werden uns im folgenden damit begnügen, auf die wuchtigen Schläge hinzuweisen, die Marx gerade denjenigen volkswirthschaftlichen Grundsätzen und Forderungen versetzt, welche der Vulgärsocialismus als seine festen „wissenschaftlichen" Grundlagen pries und zur Stütze seiner Agitation benutzte.

Es sind deren drei: das Princip von der alleinigen Productivität der Arbeit, die Verheißung des „vollen", „unverkürzten Arbeitsertrages", endlich das Lassalle'sche eherne Lohngesetz. Das Princip von der alleinigen Productivität der Arbeit wird von Marx als „falsch" bezeichnet, der „unverkürzte Arbeitsertrag" in der collectivistischen Gesellschaft als „hohle Phrase", das „eherne Lohngesetz" in Lassalle'scher Fassung und Begründung als unrichtig und verwerflich.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit den einzelnen Punkten zu.

Gleich der erste Satz des Gothaer Programms verkündet, daß nur die Arbeit productiv sei, Werthe schaffe, Reichthum bilde.

1. „Die Arbeit ist die Quelle alles Reichthums und aller Cultur!" Herrliches Wort! Wie überzeugend konnte man aus dieser unmittelbar einleuchtenden Wahrheit darthun, daß also niemand in der Gesellschaft sich Reichthum aneignen könne, außer als Product der Arbeit.

---

[1] „Die Neue Zeit" a. a. O. S. 575.

Doch unerbittlich nimmt Marx diese „geistige Waffe“ dem „Vulgärsocialismus“ aus der Hand: „Die Arbeit ist nicht die Quelle des Reichthums. Die Natur ist ebenso sehr die Quelle der Gebrauchswerthe, als die Arbeit. . . Jene Phrase findet sich in allen Kinderfibeln (Lehrbüchern der liberalen Oekonomik) und ist insofern richtig, als unterstellt wird, daß die Arbeit mit den dazu gehörigen Gegenständen und Mitteln vorgeht.“ [1]

Ebenso kategorisch weist Marx die Behauptung zurück, daß nur in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft nutzbringende Arbeit möglich sei. „Ein Wilder — und der Mensch ist ein Wilder, nachdem er aufgehört hat, Affe zu sein —, der ein Thier mit einem Steine erlegt, der Früchte sammelt ꝛc., verrichtet ‚nutzbringende‘ Arbeit.“ Gebrauchswerthe erzeugen konnte auch ein Robinson Crusoe. Dazu bedurfte es der Gesellschaft nicht. Indessen läugnet Marx nicht nur, daß die Gesellschaft unerläßliche Voraussetzung der „nutzbringenden“, Gebrauchswerthe erzeugenden Arbeit sei, er bestreitet mit Recht ebenso sehr, daß der Arbeitsertrag der Gesellschaft gehöre, wo und insofern diese wirklich den Erfolg der Arbeit bedingt. Ist es doch gerade die Schlußfolgerung als solche, welche Marx bekämpft, die Schlußfolgerung nämlich, daß der Arbeitsertrag deshalb der Gesellschaft gehöre, weil „nutzbringende Arbeit nur in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft möglich sei“. Es ist dies von Belang für das richtige Verständniß der weiteren Auseinandersetzungen: Die vereinzelte Arbeit kann zwar Gebrauchswerthe schaffen, unabhängig von der Gesellschaft, aber nur die gesellschaftliche Arbeit wird zur Quelle von Reichthum und Cultur. Man könnte dem gegenüber allerdings darauf hinweisen, wie Marx kurz vorher in seinen Randglossen zum Programm der deutschen Arbeiterpartei selbst behauptet hatte, daß der sachliche Reichthum aus Gebrauchswerthen bestehe. Da er nun überdies die Entstehung von Gebrauchswerthen als unabhängig von der Gesellschaft bezeichnet hatte, so versteht es sich schwer, wie er hier wiederum nur die gesellschaftliche Arbeit schlechthin als Quelle des Reichthums hinstellt. Allein, was uns an dieser Stelle zunächst interessirt, sind nicht die wirklichen oder scheinbaren Widersprüche, in welche Marx sich selbst verwickelt, sondern vor allem, wie er es als eine „hohle Phrase“ verwirft, wenn man allein aus dem Umstande, daß die Gesellschaft Bedingung für

[1] „Die Neue Zeit“ a. a. O. S. 563.

die Arbeit sei, schlechthin einen Anspruch der Gesellschaft auf den Arbeitsertrag herleiten will. „In der That ist dieser Satz auch zu allen Zeiten von den Verfechtern des jedesmaligen Gesellschaftszustandes geltend gemacht worden. Erst kommen die Ansprüche der Regierung mit allem, was daran klebt; denn sie ist das gesellschaftliche Organ zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung; dann kommen die Ansprüche der verschiedenen Sorten von Privateigenthum; denn die verschiedenen Sorten von Privateigenthum sind die Grundlagen der Gesellschaft ꝛc. Man sieht, man kann solche hohle Phrasen drehen und wenden, wie man will.“ [1]

Der Schlag, welchen Marx mit dieser seiner Beweisführung den Vorkämpfern des Socialismus versetzt, ist empfindlicher, als es auf den ersten Augenblick scheinen möchte. Zugegeben auch, daß Grund und Boden, die Productionsmittel überhaupt, in einem gewissen ursächlichen Verhältniß zur Erzeugung von Gebrauchswerthen stehen, so blieb dennoch immer die Ausrede offen, kein ökonomischer Werth könne zur Existenz gelangen ohne die Arbeit; die Arbeit müsse überall dabei sein, sogar zur Occupation der von der Natur gebotenen Güter, Früchte u. s. w. sei irgend welche Arbeit erforderlich; die natürliche Fruchtbarkeit z. B. des Bodens nütze nichts, wenn nicht Arbeit, sogar „gesellschaftliche“ Arbeit, hinzutrete. Somit scheine es denn doch, daß die Arbeit als eigentliche Quelle ökonomischer Güter, Werthe betrachtet werden müsse. Allein diese ganze Beweisführung krankt an demselben Verstoß gegen die Gesetze logischen Denkens, welchen Marx dem Gothaer Programm vorwirft: der Verwechslung von Bedingung und Ursache. Der Umstand, daß die natürliche Fruchtbarkeit von Grund und Boden u. s. w. in ihrer Wirksamkeit bedingt ist durch die Arbeit, verleiht der letztern an und für sich noch keinen Anspruch auf das Product, welches das Ergebniß zweier Factoren ist, der Natur ebenso wohl wie der Arbeit. Dieses kommt der Arbeit nur in der Voraussetzung rechtlich zu, daß sie zugleich über den Besitz der Productionsmittel juristisch verfügt. Trotzdem würde man sich täuschen, wenn man glauben wollte, Marx trete durch Bekämpfung des allgemeinen Satzes: „Die Arbeit ist die Quelle alles Reichthums und aller Cultur“, durch die Anerkennung der Natur als einer Quelle der Gebrauchswerthe, irgendwie für die heutige Gesellschaftsordnung mit ihrem Privateigenthum an den Pro-

[1] „Die Neue Zeit“ a. a. O. S. 564.

ductionsmitteln in die Schranken. Im Gegentheil, das, was ihn im Grunde genommen bei der Kritik des Vulgärsocialismus leitete, war die Ueberzeugung von der bessern Begründung und der höhern Brauchbarkeit der von ihm selbst erfundenen Werththeorie. Zwar ist auch die Natur eine Quelle des Gebrauchswerthes (der Nützlichkeit eines Dinges zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse), aber eben dieser Gebrauchswerth verhält sich zum Tauschwerthe (dem Verhältniß, in welchem die Waaren gegeneinander umgesetzt werden) nicht wie ein den Tauschwerth innerlich constituirendes Element, sondern lediglich als Voraussetzung, als Träger des Tauschwerthes. Das, was den Tauschwerth innerlich ausmacht, das ist ausschließlich die Arbeit, die im Product „vergegenständlicht" ist, die „abstract menschliche Arbeit", „die gesellschaftlich nothwendige Arbeit". Die Begründung, welche Marx dieser Theorie beifügt, ist ein offenkundiger Trugschluß: Das Gemeinsame, welches die Gleichsetzung zweier Güter im Tausche voraussetze, könne nur in der abstract menschlichen Arbeit, die in jenen Gütern krystallisirt vorliege, gesucht werden; denn die geometrischen, physischen, chemischen Eigenschaften begründeten nur die Verschiedenheit der fraglichen Güter. Der Tauschwerth, als Ausdruck der Gleichheit, enthalte somit kein Atom Gebrauchswerth, welch letzterer eben von den natürlichen, verschiedenen Eigenschaften abhänge. — Uebersehen ist bei dieser Beweisführung, daß die den beiden Gütern gemeinsame Eigenschaft, überhaupt menschlichen Bedürfnissen dienen zu können, einen Vergleich derselben zulasse. Hätte Marx bei der Aufstellung seiner Werththeorie das alltägliche Leben zu Rathe ziehen wollen, so würde er sogar erkannt haben, daß gerade die natürliche Qualität der Waare zumeist über ihren Tauschwerth entscheidet. Die Waare, welche besser ist, wird höher geschätzt, eben darum weil sie besser ist, ohne Rücksicht auf das Arbeitsquantum, das sich in ihr „vergegenständlicht" hat. — Diese Marx'sche Werththeorie, das πρῶτον ψεῦδος des „wissenschaftlichen" Socialismus, bildet nun die Grundlage aller weiteren Erörterungen über den Waarentausch, Tauschwerth der Arbeitskraft, kapitalistische „Plusmacherei" u. s. w.

Eben weil Marx den Gebrauchswerth gänzlich aus dem Tauschwerth entfernt, kommt er zu dem falschen Schlusse, daß durch den bloßen Umtausch von Waaren kein Mehrwerth erzeugt werden könne. Auch die christliche Sittenlehre fordert Werthgleichheit im Tauschverkehre. Allein diese Gleichheit bezieht sich nur auf den allgemeinen Tauschwerth der vertauschten Güter. Der besondere Gebrauchswerth für die

Tauschenden selbst kann sehr verschieden sein, ja sogar der besondere Tauschwerth, nämlich dort, wo der Tauschende das Geschäft nur wegen eines ferneren Tausches eingeht.

Falsch ist es sodann, daß der Tauschwerth der Arbeitskraft den Gebrauchswerth derselben gar nicht berücksichtige, sondern nur nach dem Tauschwerthe der Güter, die den nothwendigen Lebensunterhalt ausmachen, also nach den Productionskosten der Arbeitskraft berechnet werde. Damit fällt aber die ganze Lehre von der „Plusmacherei" in der heutigen, auf Privateigenthum gegründeten Gesellschaftsordnung zusammen. Wir läugnen nicht, daß heutzutage der Kapitalprofit auf Kosten der Arbeit eine zu große Ausdehnung angenommen, daß die Tendenz des Kapitals in der „freien" Wirthschaftsperiode dahin ging, den Lohn auf die Grenzen eines Existenzminimums für den Arbeiter herabzudrücken; aber wir verwerfen mit aller Entschiedenheit die Behauptung, daß diese Tendenz mit dem Privateigenthum an den Productionsmitteln wesentlich verknüpft, logisch, nothwendig aus der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung sich ergebe. Wenn Marx einzig verlangt hätte, daß im Lohn der wirkliche Gebrauchswerth der Arbeit besser, gerechter berücksichtigt werde, so würde er damit nur eine Forderung ausgesprochen haben, welche von seiten der christlichen Socialreform als durchaus berechtigt anerkannt wird. Verlangt er aber auf Grund seiner Deductionen den Umsturz der heutigen Gesellschaftsordnung, so entbehrt diese Forderung jeder „wissenschaftlichen" Grundlage, schwebt ebenso in der Luft, wie alles, was Marx bei Gelegenheit der Kritik des Gothaer Programms über die letzte, höchste Phase der communistischen Gesellschaft gesagt hat.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nunmehr der zweiten „geistigen Waffe" des „Vulgärsocialismus" zu.

Die Forderung des „gerechten", „vollen", „unverkürzten Arbeitsertrags" war bekanntlich ein beliebter Kampfesruf, dessen sich die socialdemokratische Agitation immer wieder bediente. Man hätte erwarten sollen, daß Marx gegen diese Forderung nichts einzuwenden habe, um so weniger, da es doch die eigentliche Aufgabe seines berühmten Werkes war, nachzuweisen, wie das Kapital „von Kopf bis Zeh aus allen Poren blut- und schmutztriefend" zur Welt komme[1], durch unentgeltliche Aneignung, Vorenthaltung jener Mehrwerthe entstehe, welche die Verausgabung von Arbeitskraft in der heutigen Production thatsächlich bilde.

[1] Das Kapital. I. Bd. 2. Aufl. S. 790.

Allein Marx wollte mit dieser seiner Theorie nur die Unhaltbarkeit der jetzigen kapitalistischen Productionsweise darthun, während Bebel, Liebknecht u. s. w. aus der Kritik ein Programm, Verheißungen machten, welche in der socialistischen Gesellschaft unmöglich erfüllt werden können, deren Gewährung aber andererseits, soweit nichts mehr als der wirklich gerechte Lohn gefordert wird, vermittelst einer durchgreifenden Reform auch auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung bewerkstelligt werden kann.

Zunächst wendet sich die Kritik, welche Marx rücksichtslos, aber mit dem ihm eigenthümlichen Scharfsinn übt, gegen den Begriff „Arbeitsertrag". Er bezeichnet ihn als eine lose Vorstellung, die Lassalle an die Stelle bestimmter ökonomischer Begriffe gesetzt habe: „Was ist ‚Arbeitsertrag'? Das Product der Arbeit oder sein Werth? Und im letztern Fall der Gesammtwerth des Products oder nur der Werththeil, den die Arbeit dem Werth der aufgezehrten Productionsmittel neu zugesetzt hat?" [1]

Bedenklicher noch, als der unbestimmte Begriff „Arbeitsertrag", erscheint Marx die Forderung einer „gerechten" Vertheilung des Arbeitsertrages, im Gegensatze zu der heutzutage üblichen Vertheilung. Wer von „gerechter" und „ungerechter" Vertheilung der Güter spricht, erkennt damit stillschweigend eine höhere Norm an, nach welcher jene Vertheilung sich zu regeln hat. Es bedeutet dies aber in der That geradezu den Abfall vom Socialismus, eine Läugnung seiner Zulässigkeit. Denn wer immer eine über den ökonomischen Verhältnissen stehende, diese regelnde, beherrschende, messende Gerechtigkeit — so wie sie im Gesetze Gottes, in der Vernunft und dem Gewissen sich offenbart — annimmt, kann nie und nimmer Socialist sein. Er wird auf den ersten Blick erkennen, daß der Socialismus mit den obersten Grundsätzen des Rechts und der Sittlichkeit im schroffsten Widerspruch steht. Der wahre Socialist kennt darum auch keine Rechtsbegriffe, welche die ökonomischen Verhältnisse zu regeln bestimmt sind. Für ihn bilden die ökonomischen Verhältnisse die einzige Quelle des Rechtes. — Interessant ist es, wie die innere Verwandtschaft zwischen Socialismus und Smithianismus auch hier wieder zu Tage tritt. Der Smithianismus läugnet genau so wie Karl Marx die Regelung der ökonomischen Verhältnisse nach höheren, ethischen Gesichtspunkten. Beide sind wesentlich atheistisch. Im Smithianismus

[1] „Die Neue Zeit" a. a. O. S. 565.

sind es die ewigen, unwandelbaren Naturgesetze der Wirthschaft, denen Gesetz und Recht sich unterordnen müssen. Im Socialismus ist es das unwandelbare Naturgesetz der historisch nothwendigen Entwicklung der Gesellschaft zur collectivistischen Wirthschaft hin, welches allein alle Rechtsverhältnisse beherrscht, heute diese, morgen jene Normen, nach der jeweiligen Entwicklungsstufe, erfordert. Die „Bourgeois" behaupten, die heutige Vertheilung sei „gerecht", und großmüthig gesteht Marx zu, daß in einer Gesellschaft, in welcher die sachlichen Productionsbedingungen „Nichtarbeitern" unter der Form von Kapital und Grundeigenthum zugetheilt sind, die heutige Vertheilung der Consumtionsmittel allerdings sich von selbst ergebe [1]. Allein in dem Zustande, welchen der Socialismus anstrebt, wo die sachlichen Productionsbedingungen genossenschaftliches Eigenthum der Arbeiter selbst seien, da ergebe sich natürlich ebenso gerecht eine von der heutigen verschiedene Vertheilung der Consumtionsmittel.

Wie aber, wenn Marx sich täuschte, wenn die heutige, in mannigfacher Hinsicht mangelhafte Vertheilung der Consumtionsmittel sich nicht so ganz von selbst aus der heutigen Gesellschaftsordnung mit ihrem Privateigenthum an den Productionsmitteln ergäbe, wenn es nicht zur historisch nothwendigen Entwicklung der Gesellschaft gehörte, daß das Kapital „von Kopf bis Zeh aus allen Poren blut- und schmutztriefend" zur Welt käme, vielmehr es sich hier nur um abstellbare Mißbräuche handelte, die mit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge durchaus nicht wesentlich verknüpft sind? Dann wäre allerdings der Socialismus eine große Lüge, einerlei, ob er nun mit dem Gothaer Programm die socialistische Gesellschaftsordnung wegen der „gerechtern" Vertheilung der Consumtionsmittel, oder mit Marx direct ihrer selbst, ihrer Productionsweise wegen anstrebt. — Wir werden später auf diesen Gedanken zurückkommen. Hier möge es genügen, noch kurz darauf hinzudeuten, wie schonungslos Marx die beliebte Phrase vom „vollen", „unverkürzten" Arbeitsertrag ins rechte Licht rückt. Der Antheil am gesellschaftlichen Gesammtproduct, welcher bei der Vertheilung den individuellen Producenten in der socialistischen Gesellschaft zukommen würde, dürfte wohl kein Prädicat weniger verdienen, wie das des „unverkürzten" Arbeitsertrags. Vom genossenschaftlichen Arbeitsertrage im Sinne des gesellschaftlichen Gesammtproductes wären nämlich abzuziehen: die Deckung zum Ersatz der

[1] „Die Neue Zeit" a. a. O. S. 568.

verbrauchten Productionsmittel, ein zusätzlicher Theil für Ausdehnung der Production, Reserve- oder Assecuranzfonds gegen Unfälle, Störungen durch Naturereignisse u. s. w. „Diese Abzüge vom unverkürzten Arbeitsertrag sind eine ökonomische Nothwendigkeit, und ihre Größe ist zu bestimmen nach den vorhandenen Mitteln und Kräften, zum Theil durch Wahrscheinlichkeitsrechnung, aber sie sind in keiner Weise aus der Gerechtigkeit calculirbar."[1] Aber auch vom übrig bleibenden Theile des Gesammtproductes, der nicht der Production, sondern als Consumtionsmittel zu dienen bestimmt ist, müssen weitere, sehr bedeutende Abzüge gemacht werden. Hierher sind zu rechnen die allgemeinen, nicht zur Production gehörigen Verwaltungskosten, ferner die Kosten für Einrichtungen, welche zur gemeinschaftlichen Befriedigung von Bedürfnissen bestimmt sind, wie Schulen, Gesundheitsvorrichtungen u. s. w., endlich Fonds für Arbeitsunfähige 2c., kurz, was heute der officiellen Armenpflege gehört. Dabei hat sich der „unverkürzte" Arbeitsertrag unter der Hand schon in den „verkürzten" verwandelt, und dieser bedeutend verkürzte Arbeitsertrag kommt dann endlich dem Producenten „in seiner Eigenschaft als Privatindividuum" zu. Wer die menschliche Natur, wer den Widerwillen der meisten Menschen gegenüber erzwungenen oder erzwingbaren Beiträgen für Staat und Gesellschaft kennt, der kann sich lebhaft vorstellen, wie die Zufriedenheit nicht gerade die Haupttugend der „Genossen" in der socialistischen Gesellschaft sein wird.

Indessen Marx geht noch weiter in seiner Kritik. Nur in der ersten Phase der communistischen Gesellschaft wird das individuelle Arbeitsquantum, welches der einzelne der Gesellschaft gibt, den Maßstab bilden bei der Vertheilung des um viele Abzüge verminderten gesellschaftlichen Gesammtproductes. In der höhern Phase verliert das Wort „Arbeitsertrag" überhaupt jeden Sinn. Ist es ja doch der vollkommenen socialistischen Gesellschaft eigenthümlich, die absolute Gleichberechtigung aller Menschen herzustellen, nicht nur alle Klassenunterschiede, sondern auch alle natürlichen Privilegien zu beseitigen. Die Vertheilung der Consumtionsmittel nach dem Maßstabe des individuellen Arbeitsquantums aber erkannte stillschweigend die ungleiche individuelle Begabung und Leistungsfähigkeit als natürliche Privilegien an. Dieses „Recht der Ungleichheit" wird der neuen communistischen Gesellschaft, wie sie unmittelbar aus der kapitalistischen hervorgeht, noch eine Zeitlang als

[1] „Die Neue Zeit" a. a. O. S. 565 f.

„Mißstand" verbleiben. Aber in der höhern Phase, nachdem die knechtende Unterordnung der Individuen unter die Theilung der Arbeit, damit auch der Gegensatz geistiger und körperlicher Arbeit verschwunden ist; nachdem die Arbeit nicht nur Mittel zum Leben, sondern selbst das erste Lebensbedürfniß (natürlich bei allen Gliedern) geworden; nachdem mit der allseitigen Entwicklung der Individuen auch die Productionskräfte gewachsen sind und alle Springquellen des genossenschaftlichen Reichthums voller fließen — erst dann kann der enge bürgerliche Rechtshorizont überschritten werden und die Gesellschaft auf ihre Fahne schreiben: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen![1] Marx verfügt, wie man sieht, nicht nur über einen durchdringenden Verstand, sondern auch über reiche Phantasie-Anlagen. Für unsern Zweck genügt es, dargethan zu haben, wie der Lehrer seinen Schülern das Spielzeug aus der Hand nimmt, dessen sie sich als „geistiger Waffe" bedienen wollten. Bebel, Liebknecht und Genossen sind Karl Marx zufolge nicht Vertreter des wissenschaftlichen Socialismus, sondern jenes unklaren Vulgärsocialismus, der mit „hohlen Phrasen" operirt und bei jedem Schritte sich selbst verneint. Die Forderung eines „gerechten", „vollen", „unverkürzten Arbeitsertrages" kann Sinn und Bedeutung haben auf dem Boden der gegenwärtigen Wirthschaftsordnung — im Munde eines Socialisten sind es bedeutungslose Redensarten.

Eine andere beliebte „Waffe" des vulgären Socialismus war endlich das „eherne Lohngesetz". Auch Karl Marx lehrt, daß heutzutage der Tauschwerth der Arbeitskraft sich bestimme durch den Werth der Lebensmittel, die zur Ernährung und Fortdauer der Arbeitskraft gewohnheitsmäßig erforderlich sind. Allein er verwirft die Lassalle'sche Fassung und insbesondere die herkömmliche Begründung des „ehernen Lohngesetzes". Hierin pflichten wir Marx durchaus bei. — Von seinem Standpunkte aus hat er ferner auch Recht, wenn er die Forderung, „das heutige Lohnsystem mit dem ehernen Lohngesetz" sei zu beseitigen, als einen „empörenden Rückschritt" bezeichnet.

„Es ist, als ob unter Sklaven, die endlich hinter das Geheimniß der Sklaverei gekommen und in Rebellion ausgebrochen, ein in veralteten Vorstellungen befangener Sklave auf das Programm der Rebellion schriebe: Die Sklaverei muß abgeschafft werden, weil die Beköstigung der

[1] „Die Neue Zeit" a. a. O. S. 567.

Sklaven im System der Sklaverei ein gewisses niedriges Maximum nicht überschreiten kann." [1]

Veraltet ist es, das Lohnsystem deshalb zu bekämpfen, weil der Lohn als Preis der Arbeit nur ein Existenzminimum gewähre. Auer, Bebel, Liebknecht zählten wenigstens früher zu jenen in „veralteten Vorstellungen befangenen Sklaven", als sie in Gotha auf das „Programm der Rebellion" die Forderung schrieben, die Sklaverei der Lohnarbeit müsse wegen mangelnder Beköstigung der Sklaven beseitigt werden. Sie hatten noch nicht verstanden, was der Altmeister gelehrt, daß der Arbeitslohn keineswegs das ist, was er zu sein scheint, nicht der Preis der Arbeit, sondern nur „eine maskirte Form für den Werth resp. Preis der Arbeitskraft" und somit des Menschen selbst. — Marx meint hiermit den eigentlichen und tiefern Grund der Unhaltbarkeit des heutigen Lohnsystems, überhaupt der ganzen kapitalistischen Productionsweise gefunden zu haben. In dieser Voraussetzung muß ihm dann unzweifelhaft die einseitige Betonung des ehernen Lohngesetzes als ein Rückschritt erscheinen. Indessen der Vater des „wissenschaftlichen" Socialismus verfällt auch in seiner Art, das heutige Lohnsystem zu beurtheilen, genau demselben Fehler welcher der ganzen socialistischen Beweisführung eigenthümlich ist. Was hier geschlossen wird, ergibt sich nicht aus den Prämissen. Der Socialismus, sogar nach Marx'scher Fassung, ist darum nichts weniger als eine Wissenschaft, er ist nur ein: stat pro ratione voluntas! Nicht nur die unverkennbaren Uebelstände, nein, die ganze heutige Gesellschaftsordnung muß beseitigt, muß „umgewandelt" werden. Warum? „Weil wir es so wollen!"

---

[1] „Die Neue Zeit" a. a. O. S. 571.

(Schluß folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Erzbischof Mac Hale [1], ein Vorkämpfer für die christliche Schule.

Im Westen von Irland liegt eine kleine uralte Stadt. Auf ihrem Marktplatz erhebt sich das imposanteste jener kunstvollen Steinkreuze, die als Denkmäler der Vorzeit der Insel eigenthümlich sind. Vor der Kathedrale steht das marmorne Standbild eines Kirchenfürsten, der für manches Jahrzehnt das Städtchen Tuam in der Welt berühmt gemacht hat, dessen Name stets mit Ehren genannt sein wird in einer der wichtigsten Fragen, die in gegenwärtiger Zeit die christlichen Völker bewegen. Als man am 13. November 1881 seine Leiche an dem Denkmal vorüber zur Begräbnißfeier trug, war — zum erstenmal wohl seit den 900 Jahren seines Bestandes — das alte Kreuz umflort; die Stadt und weithin das Land war in außergewöhnliche Trauer gehüllt; die große Trauerfahne, die vom Rathhaus wehte, trug die Inschrift: „Irlands größter Sohn John ist todt.“ Es war der große Patriarch des Westens, der „Löwe vom Stamme Juda“, wie sein Freund O'Connell mit Vorliebe ihn genannt hatte, bis vor wenigen Tagen der Senior des Episkopates auf dem katholischen Erdkreise, Johannes Mac Hale, Erzbischof von Tuam. Am 7. November 1881 hatte er sein thatenreiches Leben geschlossen, im 91. Jahre seines Alters, im 56. seines Episkopates, im 67. seines Priesterthums.

Noch unter dem Banne der alten barbarischen Strafgesetze war er geboren, auf Quinquagesima-Sonntag 1791, in der Dorfschaft Tubbernavine am Ostabhang des Nephin, der mit seinem wolkenumkrönten Haupte weithin das Land von Connaught beherrscht. Seines Vaters Haus, die

[1] Vgl. John Mac Hale, Archbishop of Tuam, His Life, Times and Correspondence by R. R. B. O'Reilly, DD. D. Lit. Lav. New-York and Cincinnati, Fr. Pustet, 1890. 2 voll. (XXVIII, 658 p. and XX, 695 p.; Preis: *M.* 21), ein prachtvoll ausgestattetes Werk, dessen Inhalt zum großen Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß Mac Hale's, in der That allgemein lehrreich und insbesondere für die Geschichte der katholischen Kirche in Irland und England im 19. Jahrhundert von hohem Interesse ist. Leider hat es sich von Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit nicht frei gehalten, selbst bis zur ungerechten Beurtheilung kirchlich hochverdienter Persönlichkeiten. Das Werk als Ganzes, wenn es auf richtiger Darstellung beruhte — was kaum zugegeben werden kann —, wäre ein weit weniger günstiges Zeugniß für Irlands Hierarchie und Volk, als der Verfasser solches geglaubt und beabsichtigt hat.

Gastwirthschaft an der Poststraße und das Kaufhaus für alle nothwendigen Gegenstände des täglichen Lebens, war ein Sammelplatz für die Bewohner der ganzen Nachbarschaft. Hier wurde unter den Erzählungen der Dorfesältesten der Geist des Knaben großgenährt mit den Erinnerungen an Irlands Ruhm und Irlands Leiden, und früh schon hatte er unauslöschlich tief das Bewußtsein in sich aufgenommen, daß er einer edlen Rasse angehöre und einem heiligen, hochehrwürdigen Glauben, daß seine Vorfahren einst in dem schönen Eiland frei geherrscht, aber von den Bewohnern eines fremden Landes, von harten Menschen einer andern Rasse und eines andern Glaubens, ihres Besitzrechtes und ihrer Freiheit beraubt worden seien.

Der erste erschütternde Eindruck seiner Kindheit war es, der dem siebenjährigen Knaben vielleicht die Richtung gab für sein ganzes Leben, daß der fromme Seelsorger der Gemeinde, an dem er mit schwärmerischer Verehrung gehangen, von der englischen Behörde nach sehr summarischem Verfahren an einem Baumaste aufgeknüpft wurde in der Nähe der öffentlichen Schenke, in der man ihn gerichtet hatte. Bei der Invasion der französischen Truppen 1798, als die Bewohner entsetzt vor den Sansculotten flohen, war der Priester pflichtgemäß an seiner Stelle geblieben. Die feindlichen Officiere hatten beim Vorüberziehen ihn aufgesucht; er hatte das zugelassen, weil er es nicht abwehren konnte, vielleicht auch um für sein armes Volk um Schonung zu bitten. Das war sein Verbrechen. Als die Franzosen vertrieben waren, wurde er gerichtet. Vom Urtheilsspruch bis zur Hinrichtung ließ man ihm nicht eine Stunde Zeit. Das Volk aber verehrte ihn wie einen Martyrer.

Damals soll der kleine John im stillen ein Gelübde gemacht haben, wenn Gott ihm Leben, Tüchtigkeit und eine Stellung in der Welt verleihe, so wolle er die Schandthaten derer aufdecken, die Irland beherrschten, und die Gesetze an den Pranger stellen, die solche Gewaltthaten ungeahndet ließen. Auch den Entschluß faßte er schon damals, möglichst Vieles über die ganze Zeit der Gewaltherrschaft kennen zu lernen, und aus jenen Tagen stammte sein Feuereifer, alles über die Geschichte seines Volkes zu lesen und zu lernen, dessen er nur irgend habhaft werden konnte.

Dem Kinde, das auf Quinquagesima geboren, am Abend vor Beginn der Fastenzeit getauft war, und von dessen Tauffeier weg die Verwandtschaft am frühen Morgen zur Kirche gewandert war, um das Aschenkreuz zu empfangen, hatten die Propheten und Prophetinnen des Ortes die kirchliche Laufbahn vorausgesagt. Schon mit vier Jahren begann daher der

kleine John neben den melodischen Lauten seiner gälischen Muttersprache auch die Geheimnisse des englischen Alphabetes zu erlernen.

Noch waren die Zwangsgesetze nicht aufgehoben, die es für den katholischen Irländer zur Felonie machten, lesen und schreiben zu lernen, und Tod und Verbannung darauf setzten, ihn solches zu lehren oder ein solches Unterfangen zu begünstigen. Aber die Dämmerung einer mehr menschenwürdigen Freiheit war doch seit 1782 angebrochen. Es waren Schulen entstanden, meistens Winkelschulen — „Heckenschulen" genannt, weil fast immer im Freien gehalten, am Abhang eines Hügels, am Saum einer Dornhecke, wenn nicht Regenschauer zur Flucht in die elende Hütte des Schulmeisters zwangen. In einer solchen „Heckenschule" lernte John lesen und schreiben. Mit dem ganzen fieberhaften Heißhunger nach Wissen und Lernen, wie er damals nach so langer zwangsmäßiger Beraubung das irische Volk im großen ergriffen hatte, begann der talentvolle Knabe seine Schülerlaufbahn. Etwas höhere Studien ermöglichte ihm nach einigen Jahren die Schule, die in dem nahen Städtchen Castlebar ein wohlunterrichteter Irländer zu eröffnen gewagt hatte. 1807 verschaffte ihm der Bischof von Killala eine Freistelle in dem 1795 neugegründeten Maynooth-College, das der Heranbildung des einheimischen Clerus bestimmt war.

Noch hatte John Mac Hale hier seinen Studiencursus nicht vollendet und noch die Diakonatsweihe nicht erhalten, als ihm mit Rücksicht auf die schwindenden Kräfte des bisherigen Lehrers der Dogmatik die Vorlesungen der dogmatischen Theologie übertragen wurden für diejenigen, die bis zur Stunde seine Mitschüler gewesen waren. Einige Monate später, am 26. Juli 1814, empfing er aus der Hand Dr. Murray's, Coadjutors des Erzbischofs von Dublin, die Priesterweihe. Zehn Jahre lang war es ihm vergönnt, hier im „National-Colleg", an der Seite jener feingebildeten und wissenschaftlich geschulten französischen Priester, die als Emigranten daselbst einen neuen Wirkungskreis gefunden hatten, als Inhaber der wichtigsten und angesehensten Lehrkanzel seine eigenen Kenntnisse zu erweitern, seine Gabe der Mittheilung zu üben und zu vervollkommnen, und auch als Schriftsteller die besten Erfolge zu erringen. Unter dem Pseudonym „Hierophilos" begann er im Januar 1820 eine Reihe von Briefen über verschiedene zeitgemäße Gegenstände erscheinen zu lassen, die sich bald hohes Ansehen verschafften. Am 8. März 1825 ernannte Leo XII. auf die Empfehlung der angesehensten irischen Bischöfe und auf die Bitten des Bischofs von Killala den 34jährigen Professor zu des letzteren Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge, unter dem Titel eines Bischofs von

Maronia. Am 5. Juni 1825 ertheilte ihm der Erzbischof von Dublin unter Assistenz des Erzbischofs von Tuam und des Bischofs von Achonry die bischöfliche Weihe.

Die neu übernommenen Pflichten und Arbeiten in seiner Heimatsdiöcese an der Seite seines alternden Bischofs, mit dem er gemeinsam dasselbe ärmliche Haus bewohnte, verzögerten, aber verhinderten nicht die Vollendung eines größeren theologischen Werkes, an dem er schon in Maynooth gearbeitet hatte. Es erschien 1828 unter dem Titel: „Die Beweisgründe und Lehren der katholischen Kirche, Nachweise über die Ueberzeugungskraft der erstern und die Wichtigkeit der letzteren für das Heil der menschlichen Gesellschaft.“ Nicht nur in Irland und England erregte das Werk berechtigtes Aufsehen, sondern es fand auch — eine Seltenheit bei einem derartigen Werke — in deutscher Uebersetzung[1] Verbreitung in unserm Vaterland. Es mag dies die Veranlassung gewesen sein, daß Mac Hale in seinen späteren Jahren noch die deutsche Sprache erlernte.

Angegriffene Gesundheit, wie Anliegen der Diöcese veranlaßten 1832 seine erste Romreise. In der Hauptstadt der Christenheit kam er mit Männern wie Montalembert, Lacordaire, auch de Lamennais in Berührung; an Gregor XVI. erwarb er sich für die Zeit seines Lebens einen warmen Gönner; zum Abschied schenkte ihm der Papst einen schönen goldenen Kelch. Die Predigten, die Mac Hale auf Wunsch des Papstes während des Winters für die englische Colonie in Rom hielt, wurden von dem Abbate Ant. de Luca (später Cardinal-Bischof von Palestrina, † 1883) sofort ins Italienische übersetzt; die Briefe, die er über seine Reise in die Heimat schrieb, wurden alsbald im „Freemans Journal“ gedruckt und später zu einem gehaltvollen und vielgelesenen Bande vereinigt.

In die Heimat zurückgekehrt, vollendete er mit unglaublichen Mühen und Sorgen den früher von ihm selbst angeregten und begonnenen Bau der Kathedrale seiner Bischofsstadt Ballina. Der plötzliche Tod seines Oberhirten am 20. Mai 1834 machte ihn zum Bischof von Killala und legte die gesammte Verwaltung allein in seine Hände. Kurz zuvor, am 18. April desselben Jahres, war der Metropolit der Provinz Connaught, Dr. Kelly, Erzbischof von Tuam, in Italien gestorben. Unter den drei Namen, welche die Bischöfe der Kirchenprovinz für die Wahl eines Nachfolgers nach Rom eingesandt hatten, stand an erster Stelle der Mac Hale's.

---

[1] Nach der zweiten, verbesserten und vermehrten Auflage deutsch von J. A. Mor. Brühl. Regensburg, Manz, 1845.

Aber bereits war er, namentlich durch seine publicistische Thätigkeit, der englischen Regierung sehr mißliebig geworden; sie bot alles auf, seine Ernennung zu verhindern. Der Premier-Minister Lord Melbourne ließ es dem Papst als den besondern Wunsch der Regierung bezeichnen, daß Mac Hale nicht gewählt werde: jeden andern möge man bestimmen, nur nicht ihn. Doch Gregor XVI., sonst durchaus gefällig gegen die britische Regierung, ließ sich das nicht anfechten, und am 31. August 1834 theilte er durch Breve dem Bischof von Killala mit, daß er ihn zum Erzbischof von Tuam ernannt habe.

Dank seinen hervorragenden Eigenschaften, seiner Aufopferung während der Zeit der Hungersnoth, namentlich aber seinen patriotischen Kundgebungen und Bemühungen in der Presse war Mac Hale schon jetzt ein Liebling des irischen Volkes. Sein Umzug in die Erzdiöcese (13.—15. Oct. 1834) setzte den ganzen Westen der Insel in Bewegung und glich mehr einem Triumphzuge als einer Reise. Ueber 47 Jahre lang blieb er von jetzt an unermüdlich thätig für Verwaltung und Hebung seiner neuen Diöcese, oft unter den allerschwierigsten Verhältnissen. Im Januar 1849, noch unter den Nachwehen der mehrjährigen furchtbaren Hungersnoth, unternahm er es nach 32 Jahren zuerst wieder unter den irischen Metropoliten, eine Provinzialsynode zu versammeln, welche schon deshalb von großer Bedeutung ist, weil sie der Vorläufer war zu dem glänzenden Nationalconcil von Thurles im Jahre darauf, und zu den späteren Provinzialsynoden, welche er selbst 1854, 1858, 1869 versammelte, oder welche die anderen Metropoliten im Lauf der nächsten Jahre beriefen.

Noch mehrmals weilte er in kirchlichen Angelegenheiten in Rom, so 1854 zur Feier der Verkündigung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängniß, 1870 zum Vaticanischen Concil, wo er der Deputation für Disciplinarangelegenheiten beigesellt wurde. Im Gegensatz zum Erzbischof von Dublin, Cardinal Cullen, und Dr. Leahy, dem gelehrten Erzbischof von Cashel, und fast der Gesammtheit der irischen Bischöfe, bekämpfte er die Promulgation der päpstlichen Unfehlbarkeit als unzeitgemäß und sprach dagegen in zwei Reden, die er vor versammeltem Concile hielt. Noch in der Generalcongregation vom 13. Juli gab er dagegen seine Stimme ab, erklärte aber sofort nach der Verkündigung des Dogmas seine volle und aufrichtige Zustimmung, vor dem Papste in Person, wie unmittelbar nach seiner Rückkehr von der Kanzel seiner Kathedrale aus, sodann in einem eigenen Hirtenschreiben, wie in verschiedenen feierlichen Acten und Erklärungen in der Folgezeit.

Ausgezeichnet vor allem durch eiserne Festigkeit des Willens und von seltener Unabhängigkeit des Geistes bis zum Ende seines Lebens, schwärmte er für die Freiheit der Kirche von weltlichen Fesseln.

„Wir müssen auf unserer Hut sein", schrieb er nach dem Tode seines großen Freundes und Mitpatrioten O'Connell 1847, „vor den Rathschlägen derer, die, während sie ungestüm nach bürgerlicher Freiheit schreien, die Freiheit der Kirche gern in Fesseln schlagen möchten. Nur dadurch, daß er (O'Connell) die religiöse Freiheit erlöste von der politischen Tyrannei, die sie erdrückte, gelang es ihm, bürgerliche Freiheit zu erhalten für das Volk. Und durch das frevelhafte Beginnen, der Kirche die Fesseln wieder anzulegen, die er gelöst hat, hoffen die offenen oder versteckten Feinde des Volkes es wieder in die Sklaverei zu bringen, von welcher es durch seine mächtige Thatkraft befreit worden ist.

„Unter diesen Feinden gibt es solche, die sich zu unserem eigenen Glauben bekennen, werthlose, käufliche Egoisten, Feinde der Freiheit des Tempels Gottes und der Freiheit der Schule, Leute, die darauf ausgehen, des Menschen unsterbliche Seele derselben politischen Vorsteherschaft zu unterwerfen, von der sein leibliches Leben beherrscht ist, unsere Hierarchie herabzudrücken zu einem höfischen, politischen Vasallenthum, anstatt einer fesselfreien Abhängigkeit von dem Felsen Petri, — als ob das Wort Gottes ausgegangen wäre von den Palästen der Könige und nicht aus dem Herzen des Allerhöchsten. Oder als ob diejenigen, welche er gesandt hat zu lehren, zu unterweisen, zu erziehen und der christlichen Gesellschaft ihre Gestalt zu geben, ihre Sendung erhalten hätten von einem elenden Sanhedrin von Pharisäern und Sadducäern, von solchen fremden Sectirern, wie sie versammelt waren am Hofe des Herodes und nach dessen Rathe geleitet wurden, aber nicht von dem, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, und der ferne bleibt den Schleichwegen politischer Feilheit. Dies sind unsere größten Feinde in der gegenwärtigen furchtbaren Krisis von Irlands Schwäche und Irlands Wittwenschaft — jene Männer, die eine weltliche und politische Gestalt geben möchten der göttlichen Braut Christi und sie so fesseln und hindern möchten durch antikatholische Einflüsse und Verbindungen, daß sie dadurch große Einbuße erleiden müßte an ihrer Würde, ihrer Freiheit und ihrer Macht, Gutes zu wirken."

Der Gedanke, daß die Regierung durch Vertrag mit der Curie irgendwie maßgebenden Einfluß gewinnen könnte auf die Ernennung katholischer Bischöfe, oder daß sie durch Auswerfen von Gehältern für die katholische Geistlichkeit diese von sich abhängig machen könnte, war dem eifrigen Kirchenfürsten ein Greuel, und unter Gregor XVI. wie unter Pius IX. bot er seinen ganzen persönlichen Einfluß auf, um die diesbezüglichen Schritte der englischen Regierung in Rom zu durchkreuzen.

Eben um die Zeit, da er in Maynooth auf das Priesterthum sich vorbereitet, hatte der große Kampf gewogt über das „Quarantotti-

Rescript"; er war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Die trostlose Lage Pius' VII. in den letzten Zeiten von Napoleons Gewaltherrschaft hatten die Minister Georgs III. zu benutzen gewußt, um ihm das Zugeständniß eines Vetorechtes in Bezug auf die irischen Bischofswahlen abzuringen. Die gesammte irische Hierarchie widersetzte sich dem wie ein Mann. Ganz Irland war in Aufruhr. Dr. Murray, der Coadjutor des Erzbischofs von Dublin, und Bischof Dr. Murphy von Cork eilten nach Rom, sobald der Papst dahin zurückgekehrt war, die Aufhebung der verderblichen Maßregel zu erlangen. Angesehene Vertreter der Geistlichkeit, wie Dr. Milner in England, R. Hayes O. S. Fr. in Irland, einflußreiche Laien, wie Dr. Lanigan, der berühmte Historiker, und O'Connell, boten alles auf, das unheilvolle Zugeständniß rückgängig zu machen. Lange zögerte man in Rom, vielleicht eben wegen des Ungestüms, mit dem der irische Episkopat sich widersetzte. Noch war die Sache nicht entschieden, als am Charfreitag 1815 Dr. Murray in der Kathedrale von Dublin die Angelegenheit zum Gegenstand seiner Predigt machte, und die Anwälte des Veto mit den Henkern verglich, die Christus den Herrn an die Säule gebunden.

Von diesem Geist war auch Mac Hale noch erfüllt, als er 1832 in Rom weilte. Bei seiner Abschiedsaudienz am 15. August beschwor er den Papst in seinem eigenen Namen wie in dem vieler irischen Bischöfe, nie zu einer Besoldung der katholischen Priester durch die englische Regierung seine Zustimmung zu geben. Gregor XVI. gab ihm volle Beruhigung: nie und nimmer werde er in diese oder irgend eine andere diplomatische Maßregel einwilligen, die verletzend sein würde für die Empfindungen der irischen Hierarchie, welche ihm so theuer sei durch ihre heroische Anhänglichkeit an den katholischen Glauben. In der ersten öffentlichen Rede, die Mac Hale nach seinem feierlichen Einzug in Tuam hielt (1834), kam er auf den Plan von der Besoldung der Priester zurück: so sehr lag ihm die Sache am Herzen.

Der Mann nach seinem Herzen war Clemens August von Köln, auf den er wiederholt auch in öffentlichen Schreiben hinwies. Während der schrecklichen Hungersnoth 1847 hatte die katholische Rheinprovinz dem Erzbischof ein reiches Almosen von mehr als 500 Pfund Sterling zugesandt.

„Es war eine Quelle von Trost für uns," schrieb dafür dieser in einer berühmten Streitschrift gegen den Earl von Shrewsbury, „solche Theilnahme für unsere armen Dulder zu finden bei den Gliedern einer Kirche, die erst vor kurzem verherrlicht wurde durch den Eifer und die Unerschrockenheit eines

Droste, Erzbischofs von Köln, eines Kirchenfürsten, der im Kampf gegen weltliche Zwingherrschaft den Namen eines neuen Athanasius in der Kirche sich erworben hat."

Auch in John von Tuam lag etwas von der Kraft und dem Bewußtsein von der erhabenen Würde des Bischofs, wie es bei den heiligen Vätern, einem Athanasius, einem Ambrosius so imposant hervortritt. Man hat ihn oft den „Propheten des Westens" genannt, wohl nur wegen der staunenswerthen Voraussicht, die er in politischen, wie in kirchlich-politischen Fragen wiederholt bekundet hat; aber mehr noch verdient er diesen Namen wegen des Feuereifers, mit dem er die religiösen, wie die zeitlichen Interessen seiner Heerde gegen die Ungerechtigkeiten der weltlichen Gewalt verfochten hat. Ein Elias konnte kaum glühender und wuchtiger die Stimme erheben gegen Achab und Jezabel, wie John von Tuam es so oft gethan hat gegenüber den englischen Premiers und den Vicekönigen von Irland.

Bischof zugleich und politischer Vorkämpfer seines Volkes, wirkte er als Bischof für seinen Sprengel, als Metropolit für seine Kirchenprovinz, als Patriot für ganz Irland, mächtig und eingreifend überall. Für ihn selbst verschmolzen Religion und Vaterland, Irland und die Kirche zu einem Gedanken. Dem irischen Volke den katholischen Glauben lebendig und unverfälscht erhalten, war ihm gleichbedeutend mit der Erhaltung und Rettung der Nation; die Hebung und Befreiung seines Volkes aus unwürdigen Sklavenketten hieß in seiner Auffassung: das herrlichste, edelste, begabteste aller Völker in seiner Vollkraft der Kirche zurückerstatten.

„Ich war gleichmäßig entzückt", sprach er bei dem Monstre-Meeting zu Clifden in Connemara in Gegenwart O'Connells zu den versammelten Volksmassen, „durch die Betrachtung der wundervollen Landschaft eurer Heimat, wie durch das friedliche und geordnete Verhalten eures Volkes... Auch ich bin großgenährt worden inmitten solch erhabener Landschaftsbilder. Ich konnte mich dem Eindruck nicht entziehen, wie wohl doch das sittsame Antlitz der Frauen von Connemara gleich den Seen ihres Landes die stille Reinheit des Himmels wiederspiegele, wie die stolze Haltung, die wohlgeformten Glieder, der hohe Wuchs der Männer trefflich passen zu der ernsten Majestät eurer Berge. Hier ist eine Rasse, die gleich dem kostbaren Marmor ihrer eigenen Berge nur ans Tageslicht gebracht werden, nur eine Gestaltung erhalten muß, würdig des ihr innewohnenden Reichthums, um die Augen des Beschauers mit staunender Bewunderung zu erfüllen."

So kam es, daß er noch mehr als Patriot hervortrat, denn als Bischof; alle großen Bewegungen seines Volkes hat er mit durchlebt.

Seite an Seite mit O'Connell hat er die Emancipation erkämpft, die Agitation für die Aufhebung der „Union" (Repeal-movement) geleitet. Nach O'Connells Tod war er es, der den Muth aufrecht hielt und alle Kraft einsetzte, eine unabhängige irische Partei im britischen Parlamente zu schaffen. Er war die Seele der tenant-right-association zum Schutze der Interessen der armen Pächter. Als endlich 1869 die ebenso kostspielige als nutzlose Hochkirche Irlands entstaatlicht wurde und von der Bildfläche verschwand, der „Moloch", der „Fluch des Landes", gegen den er Jahr für Jahr furchtlos und schonungslos seine Stimme erhoben, beglückwünschte man John von Tuam, als ob er das Werk vollbracht hätte, welches Gladstone's Namen trug.

„Geboren in den Tagen der Zwangsgesetze, lebte er, um eine Fessel nach der andern zerschellen zu sehen," schrieb nach seinem Tode ein irisches Blatt, „und der machtvollste und einschneidendste von denen, die da losschlugen auf das drückende Eisen der Vergewaltigung in Religion und bürgerlichem Leben, war — auf der Lehrkanzel von Maynooth wie auf dem bischöflichen Throne — John Mac Hale.

„Er sah drei Erhebungen des Volkes, ein Jahrzehnt der Grundbesitzagitation, mehr als eine große Hungersnoth, den Kampf gegen den Kirchenzehnten, das Ringen um die Emancipation, den Krieg gegen den Proselytismus, die große Repeal-Bewegung, den Kampf aufs Messer zwischen Religion und Religionslosigkeit, die homerule-Forderung im Namen der Nation. Von der ersten Reife seiner feurigen und geisterfüllten Mannesjahre bis zum letzten Augenblicke seines Lebens waren seine nimmermüden Hände hoch erhoben zu dem Gott der Schlachten um Segen, aber auch zu kraftvoller Hilfeleistung für die Sache des Heimatlandes und des Glaubens. Er war der gesalbte Mitkämpfer O'Connells, der Widerpart eines Derby, Russell und Palmerston; die Geschichte seines Lebens ist die Geschichte Irlands für den größten Theil unseres Jahrhunderts. Unvergänglichen Strahlenglanz hat er ausgegossen über den uralten Bischofssitz Jarlaths durch die Reinheit seines Lebens, den Lichtschein seines Talentes, seine unerschütterlichen Grundsätze."

Den nationalen Sinn seiner Irländer zu erhalten, war er bestrebt, auch ihre gälische Muttersprache für sie zu retten, die schon infolge der neugegründeten Schulen mehr und mehr von der englischen verdrängt wurde. Zwar prägte er den Kindern des Westens auch unermüdlich ein, sie sollten englisch lernen zum Zwecke des bürgerlichen Verkehrs und Handels, aber „Irisch" sollte für sein Volk die Sprache der Religion sein. „Behaltet das Irische," mahnte er sie, „das eure eigene Sprache ist, und lernt das Englische, das der Sachsen Sprache ist." Katechismus und Gebetbuch wurden vom Erzbischof selbst in gälischer Sprache verfaßt

und in starken Auflagen verbreitet. Er hielt viel darauf, daß die Kinder in seiner Diöcese den Katechismus gälisch lernten, und pflegte sie vor der Firmung selbst zu überhören. Nicht nur eine Reihe der volksthümlichsten Andachten übersetzte er in die heimische Sprache, auch die beliebtesten kirchlichen Hymnen, wie das Stabat Mater oder das Dies irae, suchte er kunstgerecht und der Melodie entsprechend in gälische Laute zu kleiden. In einer der römischen Sitzungen, die 1854 der Verkündigung der Unbefleckten Empfängniß vorausgingen, trug er denn auch vor den versammelten Kirchenfürsten einen von ihm selbst verfaßten Hymnus zu Ehren dieses Gnadenvorzugs der Mutter des Herrn in gälischer Sprache vor, als Zeugniß für den Glauben seiner Kirche, und er hatte dabei die Freude, wenigstens von einem seiner Zuhörer, dem Cardinal Mezzofanti, verstanden zu werden. Gewöhnlich hielt er des Sonntags in der Neunuhrmesse eine gälische Predigt „für die Armen"; die reichen Leute, die kein Gälisch verstanden, meinte er, könnten sich mit Erbauungsbüchern helfen. Auch pflegte er mit dem Volke stets in gälischer Sprache zu verkehren. Bis zum Ende seines Lebens bestand er darauf, daß die Charfreitagspredigt in seiner Kathedrale in der alten Sprache des Landes gehalten werde. Es lag ihm viel daran, daß auch beim Schulunterricht das Gälische nicht ganz vernachlässigt werde. Sein Werk war es, wenn die Provinzialsynode von Tuam 1858 erklärte[1]:

„Es hat uns lebhaft bekümmert, zu sehen, daß aus unseren Pfarrschulen der Unterricht in unserer nationalen Sprache ausgeschlossen ist oder doch nur oberflächlich und nebenbei zur Geltung kommt. Die größte Schande wäre es, wenn in unseren Tagen jene Sprache der Vergessenheit anheimgegeben würde, in der unsere verklärten Apostel und ihre heiligen Nachfolger unseren Vätern das Wort des Glaubens gepredigt haben, durch die unter dem Wüthen unerhörter Verfolgungen derselbe Glaube ohne Runzel und Makel bis auf uns überliefert worden ist. Jedermann weiß, daß diese von unseren Vorfahren ererbte Sprache noch jetzt weit und breit bei uns im Gebrauch und daß sie das wirksamste Mittel ist, die Herzen der Gläubigen zu erweichen, für Tugend und Frömmigkeit zu entflammen, von den Lastern und Irrthümern mächtig abzuschrecken. Nur die Jugend fängt an, die Sprache der Heimat nicht mehr zu verstehen. Es wurden nun von gewisser Seite bedeutende Anstrengungen gemacht, fromme Bücher in unserer Sprache zu veröffentlichen und um ganz billigen Preis überall zu verbreiten, eine Arbeit, deren bedeutende Frucht allgemein anerkannt ist. In den Händen der Priester liegt jetzt das Loos unserer alten, in so vieler Hinsicht ehrwürdigen Muttersprache. Bemüht euch also, ihr, unsere Priester, und strengt muthig eure Kräfte an, daß in den Pfarreien,

[1] Collectio Lacensis III, 879.

wo noch die irische Sprache herrscht, in jeder Schule ein eigener Unterricht in derselben ertheilt werde, welchem alle beiwohnen müssen. Die Kinder, die sich durch Fleiß vor den anderen auszeichnen, sollen mit besonderen Preisen belohnt werden, damit sie mit mehr Lust und Freude in diesem Studium fortschreiten, ihren Mitschülern als Beispiel vorleuchten und sie in frohem Wettstreit mit sich fortreißen."

Als es sich später um die Gründung einer nationalen Universität für Irland handelte, war es für Mac Hale ein großes Anliegen, einen eigenen Lehrstuhl für die gälische Sprache errichtet zu sehen.

Durch das barbarische Verbot jeder Schulbildung und die Eindrängung eines fremden Idioms in den Tagen der Zwangsgesetze war das völlig vernichtet, was man eine „einheimische Literatur" zu nennen pflegt. Mac Hale legte Hand an, eine solche neu zu schaffen. Die fünf Bücher Moses übertrug er ins Gälische, und bis zu seinem 80. Jahre arbeitete er an einer Uebersetzung der Ilias. Er kam nur bis zum VIII. Buch, das zehn Jahre vor seinem Tode im Druck erschien. Thomas Moores Irische Volksweisen („Irlands eigene Weisen"), die dieser gemüthvolle Dichter im traulichen Verkehr dem irischen Landvolke abgelauscht, ließ der Erzbischof zu des Dichters großer Freude auch in gälischer Sprache erscheinen. Die 80 Lieder, die er zur Uebersetzung auswählte, wurden mit Enthusiasmus aufgenommen und mußten in wiederholten Auflagen gedruckt werden.

Noch als Erzbischof, bereits im Niedergang seiner Jahre, verschmähte er es nicht, sich Unterricht ertheilen zu lassen im Klavier- und auch im Harfenspiel, dem alten Ruhm seines Volkes, um im Stande zu sein, die alten Heimatweisen auch selbst zu spielen. Nach ermüdenden Arbeiten oder aufregenden Vorgängen liebte er es gar wohl, am Abend allein für sich zur Harfe ein gälisches Lied zu singen. Die einheimischen Balladensinger, Harfenspieler, Fiedler und Sackpfeifer, die sich als Ueberbleibsel aus alter Zeit im Westen vereinzelt noch erhalten hatten, fanden an ihm den wärmsten Gönner. Er ließ sich gern zur Erholungsstunde am Abend von ihnen irische Volksmelodien vorspielen, und im erzbischöflichen Hause waren sie häufige und gern gesehene Gäste. Namentlich einer der Sackpfeifer war sein besonderer Liebling und hieß beim Volke nur „des Erzbischofs Sackpfeifer". Der ungewöhnlich talentvolle Musikant begleitete den hohen Gönner selbst auf den bischöflichen Visitationsreisen, zum besonderen Vergnügen von Stadt und Land, wohin er kam, um überall die Liebe zum alten Volksthum neu zu wecken.

Das irische Volk, namentlich im Westen, war seiner weitaus größeren Mehrheit nach ein Volk von Armen, und Liebe zu den Armen war des Erzbischofs Leidenschaft. Er erklärte es als seine Lebensaufgabe, den Armen zu dienen und gegenüber der Gewaltthätigkeit der Machthaber ihre Sache zu führen. „Wenn ich für die Sache der Armen einstehe," erklärte er, „so erfülle ich nur den Bund, den ich mit Gott und meinem Volk geschlossen habe." „Wenn ich die Ansprüche der Armen vertrete, so behaupte ich nicht, daß ich eine andere Verpflichtung dazu habe als die, welche jedem Bischof obliegt kraft seiner bischöflichen Weihe." Es war ihm ausreichend Gelegenheit gegeben, diese Liebe zu den Armen zu bethätigen. Wenigen Menschen ist es beschieden, solches Elend mit Augen zu schauen, wie er während der furchtbaren Hungerjahre tagtäglich es geschaut hat. Während die ergiebige Getreideernte von den Landlords und den anglicanischen Pfründeinhabern ins Ausland zum Verkauf abgeführt wurde, hungerte das Volk, dem sein einziges Nahrungsmittel, die Kartoffel, durch Mißwachs entzogen war, und Hungerfieber und Hungertod rafften Hunderttausende dahin, während, um das nackte Leben zu retten, Millionen als Bettler ins Ausland flohen. So war es schon 1831, dann wieder 1833, 1835, 1842, 1846—1849.

Mac Hale pflegte nicht zu warten, bis das Unheil hereingebrochen war; er sah es lange vorher, schrieb erst privatim, dann in offenen Briefen an den Premierminister, an den Vicekönig, an die öffentlichen Blätter, um die Aufmerksamkeit wach zu rufen, zu warnen und rechtzeitig Maßregeln in Vorschlag zu bringen. Zugleich benutzte er diese Gelegenheiten, um auf die großen Mißstände in der Legislatur aufmerksam zu machen, bei deren Fortbestehen solche Zeiten der Noth unausbleiblich immer wiederkehren müßten. Irland wäre durch sie, meinte Mac Hale, immer dazu verdammt, als Bettler an Englands Thüren um Brod zu bitten, während die reiche Frucht der eigenen Arbeit gerade von England ihm geraubt werde.

Es sind furchtbare Wahrheiten, die er in diesen Schreiben den englischen Staatsmännern zu hören gibt, dazu eine kraftgeschwellte Sprache voll Blitz und Donner, wie die heutige Welt mit ihrer erkünstelten Glätte, wie vor allem die Männer der Diplomatie sie nicht mehr zu hören und zu verstehen gewohnt sind. Man glaubt manchmal, man höre den Synesius von Kyrene, wie er umgeben von seinen Bischöfen auf der Synode von Ptolemais gegen den oft gemahnten Statthalter, den herzlosen Volksbedrücker Andronicus, seinen furchtbarsten Bannfluch schleudert.

Aber es waren auch herzzerreißende Scenen, unter deren Eindruck er seine Briefe schreiben mußte. Bei dem armen Landvolke des Westens hatte jede Unterscheidung des Eigenthums aufgehört; was einer hatte, theilte er mit den übrigen, und der eine sparte sich am Munde ab, um den anderen zu geben. Familien, die einst in besseren Verhältnissen gelebt, jetzt aber infolge der Hungersnoth völlig verarmt waren, schlossen sich ein in ihren Häusern, nachdem der letzte Heller ausgegeben war, um ungesehen von der Welt dem Tod durch Hunger und Fieber entgegenzuharren. Gerade der Entdeckung und Rettung solcher Familien wendete der Erzbischof seine besondere Sorgfalt zu. Massenhaft erlag das arme Volk dem Hunger; auf den Landstraßen fand man die Leichen umherliegen. Die Hunde nährten sich von ihnen, und dieselben Hunde hinwieder wurden geschlachtet, um den Menschen zur Nahrung zu dienen. Es war noch viel, wenn man sich Fleisch von Pferden verschaffen konnte; andere sammelten ungesunde, giftige Kräuter von den Feldern, andere das Seegras am Meeresufer, um es in krampfhaftem Hunger zu verschlingen. Eines Tages, da der Erzbischof wieder zu einem seiner Samariterausflüge über Land fuhr, kam ihm ein kleiner Knabe entgegengelaufen mit feinen Gesichtszügen, aber ganz blaß und abgezehrt. „Habt Erbarmen, gnädiger Herr," schrie er dem Bischof zu, „mir ist so schwach, ich bin so hungrig." Mac Hale blickte ihn an: „Du siehst wirklich elend aus", sagte er. „O ja, gnädiger Herr," fuhr der Knabe fort, „mein Vater und meine Mutter sind auch elend und haben Hunger. Es ist ganz gewiß wahr, wir haben heute den ganzen Tag noch nichts zu essen gehabt als Brennnesseln." Der Bischof ließ sich die Wohnung sagen, schickte den Knaben gleich mit Geld fort, um Essen zu kaufen, und sagte ihm, so oft sie wieder Hunger hätten, möge er ihn im Bischofshaus aufsuchen. Der Knabe kam noch oft und war bald ein Gegenstand des Neides für die Hungrigen von Tuam; die Familie wurde gerettet. Das Bischofshaus stand den ganzen Tag offen für die Armen und Hungrigen von Tuam und Umgebung; alle Hände im Hause waren von früh bis spät beschäftigt, Brod zu backen, Suppe zu kochen und die Nahrungsmittel an die Massen, die das Haus umdrängten, zu vertheilen, was bei dem Gedränge und dem Ungestüm der Nothleidenden oft große Schwierigkeiten hatte. Und doch konnte damit, wie mit den Almosen, die dem Erzbischof von auswärts zukamen, das Entsetzlichste nicht abgewendet werden.

„Zahlreiche Menschen in der nächsten Umgebung", schrieb der Erzbischof am 24. Juni 1842 an den Premierminister, „legen sich des Abends nieder,

ohne während des ganzen Tages auch nur einen Bissen gekostet zu haben, und manche sind dazu verurtheilt, auch noch den folgenden Tag so hinzubringen."

„Unter diesen zahllosen Opfern der allerunchristlichsten Politik, die jemals von einer Staatsregierung ausgegangen ist, unter diesen Opfern, welche jetzt auf den Landstraßen umherliegen," schrieb er im April 1849, „fand ich gestern Abend bei meiner Rückkehr von Ballinrobe in der Nähe des Städtchens Kilmain einen Menschen entseelt an der Seite der Straße; er hatte oft um Hilfe nachgesucht, aber vergebens, bis er — so bezeugten mir zwei Skelette, in welchen eben noch etwas Leben übrig war — hinsank und starb auf der offenen Straße... Ich zweifle nicht, daß, auf welcher Straße und in welcher Richtung ich auch reisen würde, ich auf Scenen stoßen müßte, die nicht minder schmerzlich und entsetzlich sind. Ja die Gleichgiltigkeit und Empfindungslosigkeit, mit der die Ueberlebenden von der Art seines Todes sprachen — nicht die Folge angeborener Gefühllosigkeit, sondern die Folge der brutalen Behandlung, welche sie von seiten der legalen Menschenmörder gewohnt sind — zeigt in erschreckender Weise, wie jene menschlichen Gefühle, die sonst so ursprünglich und warm im Herzen des armen Irländers sich regen, in seiner Brust zertreten worden sind."

„Letzte Woche, da ich eine abgelegene Pfarrei dieser Diöcese besuchte," schrieb er im April 1831 an Lord Grey, „erfuhr ich die betrübende Nachricht, daß infolge des Hungers eine ansteckende Seuche weithin verbreitet sei, daß in einem Falle Vater, Mutter und drei Kinder zusammen niedergestreckt lagen, ohne einen Bissen Nahrung, ohne einen Heller Geld, sich solche zu verschaffen, und ohne ein menschliches Wesen, um für sie Hilfe und Rettung bei anderen zu suchen. Diese wurde erst gebracht durch den zufälligen Besuch wohlthätiger Nachbarsleute. Der kranke Gatte las die erste Nachricht von dem Tode seiner Lebensgefährtin von den Lippen des Säuglings, die mit Blut befleckt waren, welches das Kind statt der Milch von der Brust der todten Mutter gesogen. — Ich will kein weiteres Wort hinzufügen.... Es war ein Fieber, verursacht durch Mangel an Nahrung, Kleidung und Reinlichkeit und die übrigen Gefährten der äußersten Armuth."

„Ein junges Mädchen," so erzählt er um Pfingsten 1849 einen Vorfall, der wenige Tage zuvor sich ereignet hatte, „das ängstlich bemüht war, seiner alten Mutter, die eben an der Cholera gestorben, ein christliches Begräbniß zu verschaffen, suchte vergebens nach einem Menschen, der ihr dazu helfen könnte. Wenige Tage vor ihrer Verwaisung war der brave junge Priester, der sonst immer zu jeder Hilfe bereit war, der priesterlichen Hingabe für seine Heerde zum Opfer gefallen.... Inmitten der Einöde, welche die Hütte umgab, trug das Mädchen, dem die Pietät des Kindes mehr als natürliche Kräfte verlieh, den Leichnam der todten Mutter über eine Meile weit und begrub ihn in einem Grabe. Einen Tag später legte man sie selbst an die Seite ihrer Mutter, ein Opfer der furchtbaren Krankheit, oder besser, ihrer heldenmüthigen Kindesliebe. Andere Scenen, auf welche unser Auge traf, standen mit diesem Vorfall in trauriger Uebereinstimmung."

Mac Hale wurde durch diese Schrecken weder gebrochen noch entmuthigt. Es war ein zu gewaltiger Mann, dieser alte Erzbischof von Tuam, dem Körper nach so unverwüstlich, daß er noch in seinem 91. Jahre und trotz der Anstrengung der bischöflichen Functionen die ganze Fastenzeit mit derselben Strenge hielt, wie in der Vollkraft des Mannesalters; aber unvergleichlich kraftvoller und unbeugsamer war sein Geist. Die Lenker des Staates, wie die Häupter der katholischen Aristokratie in England mußten erfahren, daß es eine gefährliche Sache sei, mit ihm anzubinden. Einen „Mann von Eisen" nannte ihn Cardinal Franchi, als er ihn, den 86jährigen, bei seiner Anwesenheit in Dublin 1876 zum Besuch empfangen hatte; die Engländer hießen ihn den „Feuerbrand", die Irländer aber feierten ihn als den „Thurm der Stärke", das „Licht des Westens", während er selbst sich gern als den „Wächter auf der Warte" bezeichnen ließ. Er war es zuerst, dem bei Gelegenheit seines bischöflichen Jubiläums 1875 von einem gefeierten irischen Parlamentsmitgliede (A. M. Sullivan) der Ehrenname beigelegt wurde, der jetzt für Gladstone die stehende Bezeichnung geworden ist: „the grand old man."

Bei der Verehrung für den Priester und der glühenden Vaterlandsliebe, wie sie dem Irenvolke vor anderen eigen sind, begreift es sich, daß ein Mann, der so große Eigenschaften des Priesters und Patrioten in sich vereinte, der Abgott seines Volkes war. Der politische Gegner, selbst der von ihm so furchtbar angeklagte „Sachse", bewunderte ihn, sein Volk aber vergötterte ihn, und der Name des großen Erzbischofs galt als eine Art Familienstück in jedem irischen Haushalt. Man wußte, daß er die Herzen des irischen Volkes in seiner Hand hielt; jede Partei und jede Politik mußte mit ihm rechnen. Die ersten politischen Führer, die Leiter der angesehensten Blätter wie „Freeman", „Tablet", „Nation" achteten ihn als einen der scharfblickendsten, jedenfalls aber als den einflußreichsten und entschiedensten Politiker der grünen Insel. Patrioten wie Ch. G. Duffy, G. H. Moore, Isaac Butt, A. M. Sullivan oder Dr. Gray blickten zu ihm auf wie zu einer Größe und einer Macht höherer Ordnung.

Mac Hale rühmte sich seiner „leidenschaftlichen Liebe" zu seinem Lande; er wolle gern, sagte er, alle „Schroffheit einer naturwüchsigen Heimatsliebe" beibehalten. Als einmal der Secretär der Propaganda, der spätere Cardinal Barnabo, nicht gerade im lobenden Sinn, von ihm gesagt hatte, er sei ein „Irländer, doppelt in der Wolle gefärbt", da empfand Mac Hale selbst die größte Freude und dankte dem Prälaten eigens für dieses Wort und rühmte sich desselben in den öffentlichen Versammlungen des Volkes.

Dafür ist ihm aber auch von seiten seiner Iren, nicht nur innerhalb der Grenzen seines Sprengels, sondern in ganz Irland und von den weit über die Welt verbreiteten Söhnen der grünen Insel eine Liebe und Verehrung zu theil geworden, wie solcher nur ein Irenherz fähig ist. Als er 1875 zum Centenarium der Geburt O'Connells in Dublin erschien, als er 1876 zweimal in kirchlichen Angelegenheiten die Stadt besuchte, besonders aber als er 1879, ein 90jähriger Greis, zum letztenmal dort erschien, um das Denkmal seines Freundes, des Patrioten Dr. Gray, (protestantischer Herausgeber des „Freeman Journal") zu enthüllen und ein letztes Mal von erhabenem Platze aus zum Volk von ganz Irland zu sprechen, da war der Jubel und Enthusiasmus ein ganz unbeschreiblicher. Ihm selbst hatte das dankbare Irenvolk schon zur Feier seines bischöflichen Jubiläums ein würdiges Denkmal aufgerichtet; zehn Jahre hindurch war in Irland, England, Amerika und Australien dafür gesammelt worden. Der Bischof von Meath enthüllte die schöne Marmorstatue am 10. Juni 1875. „Sie wird euch noch lange", sprach damals Sullivan vor dem versammelten Volke, „das Edle seines Antlitzes und seiner Gestalt ins Gedächtniß rufen, sie wird euch einen Mann in Erinnerung bringen, welcher der Stolz und der Ruhm der irischen Kirche, einen Mann, der die Verkörperung der edelsten Eigenschaften des Priesters war, einen der größten Irländer, die je auf unserer heimischen Erde gewandelt sind."

Viel und groß waren die Kämpfe dieses Mannes auf kirchlichem wie auf politischem Gebiet. An Schlagfertigkeit, Kraft und Consequenz hat es ihm dabei niemals gefehlt. Aber nicht immer waren seine Bemühungen von Erfolg gekrönt, vielleicht auch nicht immer getragen von jener Leidenschaftslosigkeit und Unbefangenheit des Urtheils und jener weisen Mäßigung und gewinnenden Milde, die jede erhabene Stellung, vor allem aber die des Kirchenfürsten zieren. Aber ein Ruhmesblatt ist in der Geschichte seines Lebens, wo jeder derartige Gedanke schwindet, wo für ihn der Kampf nur Verdienst und der Sieg ungetrübten Ruhm gebracht hat, es war dies der doppelte Kampf um die christliche, die confessionelle Schule.

Schon als junger Professor im Maynooth-College, beim Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn, hatte er der Schulfrage sein besonderes Augenmerk zugewendet. Die eben beginnende größere Freiheit des Unterrichts hatten alsbald die wohlorganisirten und wohlbemittelten Bibelgesellschaften der Methodisten sich zu nutze gemacht, bevor noch bei der herrschenden Armuth die katholische Geistlichkeit Zeit und Mittel gefunden hatte, den

neuen Verhältnissen genügend Rechnung zu tragen. Unter dem gewinnenden Scheine, dem armen herabgekommenen Irenvolke billigen Unterricht zu theil werden zu lassen, verbreiteten sich proselytisirende Schulen über das ganze Land. In Kildare-Street in Dublin hatten sie ihren Mittelpunkt. Die Geistlichkeit der irischen Hochkirche, angesehene Mitglieder der Aristokratie, manche edle Menschenfreunde, auch wohlhabende Katholiken und selbst katholische Priester und Prälaten wandten dem wohlorganisirten Unternehmen ihre Unterstützung zu; auch die Regierung leistete jährlich einen bedeutenden Beitrag, die Schulgesellschaft bezog an öffentlichen Geldern jährlich 25000 Pf. St. Aber es war in der That nichts anderes, als ein im großen Stile geplantes Unternehmen, die irische Jugend ihres katholischen Glaubens verlustig zu machen und so auf Ummegen durch den Unterricht zu erreichen, was vormals die Zwangsgesetze nicht vermocht hatten. Dagegen erhob nun 1820 John Mac Hale seine Stimme, nicht als Feind wahrer Geistesbildung, aber als scharfblickender Beargwöhner alles dessen, was von England kam, und als geharnischter Gegner des Proselytismus. Er forderte öffentlich die Priester und Bischöfe Irlands auf, durch Gründung eigener katholischer Schulen und durch Verbreitung von Katechismen für die Jugend dem Uebel entgegenzuwirken, und der junge Priester von Maynooth rief die gesammte Hierarchie Irlands auf zu gemeinsamen entschlossenen Schritten. Seine Darlegungen erregten Aufsehen, lebhafte Erörterungen erfolgten während der nächsten Jahre, die Geister wurden aufgerüttelt, die Ideen klärten sich. Angesehene Männer, wie der Herzog von Leinster, zogen sich von dem Unternehmen zurück, und 1828 mißbilligte das britische Parlament selbst den Mißbrauch öffentlicher Unterstützung zur Proselytenmacherei [1].

„Ich möchte in Vorschlag bringen," hatte Mac Hale 1820 dem irischen Clerus vorgehalten, „den gegenwärtigen günstigen Augenblick der Thronbesteigung Sr. Majestät (Georgs IV.) euch zu nutze zu machen. Bringt vor den Thron den aufrichtigen Ausdruck eures Beileids und eures Glückwunsches und vor das Parlament eine Petition um einen Theil der Bewilligungen, die für Unterrichtszwecke ausgeworfen sind. Würde jedem der katholischen Bischöfe nur eine kleine Geldsumme in die Hand gegeben, so könnten Schulen für die Heranbildung der katholischen Kinder errichtet, und einige Bücher mit dem Inbegriff der christlichen Glaubens- und Sittenlehre unter ihnen verbreitet werden. Würde die gesetzgebende Gewalt dem Verlangen einer solchen Petition nachkommen, ich bin gewiß, sie würde ihren eigenen Vortheil darin

[1] Vgl. F. Rieß, Der moderne Staat und die christliche Schule. Freiburg 1868. S. 63 ff.

wahrnehmen, in der wachsenden Anhänglichkeit des Volkes für solch ein wahrhaft freisinniges und versöhnliches Verfahren."

Bald war Mac Hale selbst Hirte eines Sprengels und beeilte sich, nach den hier niedergelegten Grundsätzen auch zu handeln. Die Gründung unvermischt katholischer Schulen war eine seiner wichtigsten Hirtensorgen. Aber gerade während der eifrige Coadjutor-Bischof von Killala in Italien weilte, zwei Jahre nachdem die Emancipation der Katholiken im britischen Reiche errungen war, trat der Plan der Lords Stanley und Cloncurry für Errichtung der confessionslosen sogen. „Nationalschulen" ins Leben. Wie schon früher über die Schulen der Kildare-Street-Gesellschaft, so war auch jetzt der irische Episkopat getheilter Meinung. Die einen, an ihrer Spitze Mac Hale's Metropolit, der alte Erzbischof von Tuam, Dr. Kelly, sahen darin nur die größten Gefahren, den klug angelegten Versuch, das irische Volk auf dem Umwege des religiösen Indifferentismus und Liberalismus zu denationalisiren und zu protestantisiren. Die andern, geführt von dem Erzbischof von Dublin, wollten nur die höchst günstige Gelegenheit erkennen, das arme Volk durch eine gute und kostenfreie Jugendbildung zu heben und es dadurch auch in politischer Hinsicht wieder mündig zu machen. Das falsche Princip, auf dem die neue Schule beruhte, verwarfen auch sie. Aber sie glaubten, daß es bei der weit überwiegenden und sehr entschiedenen katholischen Mehrheit im Volke kaum irgend etwas zu schaden vermöge; wenigstens könnte durch die Wachsamkeit der Priester der Gefahr vorgebeugt werden. Den Kindern eines armen, verhungernden Volkes aber, das so lange der Wohlthat der Schulbildung völlig beraubt war, und das mit den Pfennigen seiner Armuth Gotteshäuser, Priester, Bischöfe und Seminarien allein unterhalten mußte, würde so ein wichtiges geistiges Gut und eine materielle Erleichterung zugewendet.

So dachten selbst solche, die im übrigen der englischen Regierung mißtrauten; aber nicht so Mac Hale. Was er 1848 in einem amtlichen Memorandum dem Papste schrieb: „Time Anglos et dona ferentes" („Sei auf der Hut vor den Engländern, auch wo sie Wohlthaten anbieten"), das war ihm selbst so tief in die Seele eingeprägt, daß ihm von Anfang an das Unternehmen lebhaft widerstrebte. Er verkannte nicht, daß manche der Betheiligten von menschenfreundlicher und wirklich liberaler Gesinnung geleitet seien; aber daß man ein System annehme, welches auf falschen Grundsätzen sich aufbaue, das schien ihm für die Folgezeit unausbleiblich verderbenbringend zu werden. Es war sein Entschluß, das System der Nationalschule aus allen Kräften zu bekämpfen, es zu über-

wachen und alle Schäden und Schatten schonungslos an die Oeffentlichkeit zu bringen. Er sah voraus, daß es bei der confessionslosen Elementarschule nicht bleiben werde, er erkannte darin nur die ersten Grundzüge eines weitausblickenden Planes religionsloser, oder, wie man es nannte, „gottloser" Erziehung.

Wie harmlos man auf katholischer Seite vielfach von dem neuen Unterrichtssystem dachte, zeigen die Worte Cardinal Wisemans[1] an den belgischen Minister A. Dechamps 1854:

„Was die Nationalerziehung in Irland betrifft, so scheint sie allerdings in der Theorie eine gemischte zu sein. Aber da die Bevölkerung sozusagen ganz katholisch ist, so sind es auch die Schulen, und ihr Besuch seitens der Protestanten bildet nur eine höchst seltene Ausnahme. In den Gegenden, in denen der Protestantismus mehr verbreitet ist, finden sich, soviel ich weiß, die Schulen confessionell getrennt nebeneinander."

Die Erzbischöfe von Dublin, Armagh und Cashel und 15 Bischöfe hatten sich denn auch zu Gunsten der Nationalschule entschieden, und in den drei Kirchenprovinzen hatte sie unbeschränkten Eingang gefunden. Manche dieser Kirchenfürsten, anerkannt fromme und eifrige Seelenhirten, die auch ernster auf diese Sache blickten, schwiegen wenigstens und ließen sie geschehen, nur um nicht dem wankenden Ministerium neue Schwierigkeiten zu bereiten und dadurch um so schneller einer für die Kirche und für Irland weit gefährlicheren Partei zur Herrschaft zu verhelfen.

Aber unerschütterlich fest gegen alle stand Mac Hale, seit 1834 Erzbischof von Tuam, und treu ihm zur Seite die Mehrzahl seiner Suffragane. Entscheidend für ihn war der Gedanke, den er in einem Briefe an O'Connell (vom 26. April 1838) aussprach:

„Soviel ist gewiß, daß eine antikatholische Regierung daran arbeitet, ein grundlegendes Princip umzustoßen und das Recht sich anzumaßen, Unterricht in der Religion zu ertheilen durch Schulbücher und Schullehrer ihrer ausschließlich eigenen Wahl. Ich könnte für immer schweigen über den „Repeal" und über den (anglicanischen) Kirchenzehnten mit seinem ganzen fluchwürdigen Anhängsel; aber wenn ich sehe, daß eine Regierung als Bedingung ihrer Unterstützung eine Bloßstellung und Preisgabe der Religion verlangt ... dann kann ich keinen Grund mir vorstellen, der ein solches Mittel rechtfertigen könnte."

Im System der Nationalschule erhielten nur diejenigen Lehranstalten Staatsunterstützung, die sich dem „National-Erziehungsrathe" unterord-

[1] Lettres sur l'Instruction publique ... par A. Dechamps. 2. éd. Bruxelles 1856. p. 58.

neten und die Statuten genau innehielten. Eigene Inspectoren hatten sie dafür zu beaufsichtigen. Jede dieser Schulen mußte für Kinder aller Confessionen zugänglich sein. Religionsunterricht, religiöse Uebungen, wie alle auf die Religion hindeutenden Gegenstände waren aus der Schule verbannt. Der katechetische Unterricht war nach Maßgabe der von den Eltern kundgegebenen Willensmeinung den betreffenden Religionsgesellschaften anheimgestellt. Nur die biblische Geschichte, d. h. wörtliche Auszüge aus der Bibel, mußten in der Schule gelesen werden, und der Erziehungsrath hatte das Buch dafür zu bestimmen. Das Seminar in Dublin zur Heranbildung der Lehrer war gleichfalls ohne bestimmte Confession und für Candidaten aller Bekenntnisse gleichmäßig geöffnet. Die Anstellung der Lehrer lag, wie es scheint, anfangs in den Händen des Erziehungsrathes, später jedenfalls in der des „Patrons" der betreffenden Schule.

Der National-Erziehungsrath, in dessen Hände so ausgedehnte Befugnisse gelegt waren, bestand aus Männern der verschiedensten Richtung und Confession. Da war neben dem wohlwollenden Herzog von Leinster der bigotte anglicanische Erzbischof von Dublin Dr. Whately, derselbe, der sich nach der großen Hungersnoth gerühmt hat, daß er nie auf der Straße einem Hungernden ein Almosen gegeben habe, aus Furcht, es könne am Ende einem papistischen Priester zu Gute kommen. Derselbe Mann war die eigentliche Seele dieser Schulbehörden. Neben ihm war in dem Comité ein feingebildeter presbyterianischer Prediger, dem auch die Abfassung des Schulbuches für biblische Geschichte übertragen war, neben ihm ein Socinianer. In einem Lande, das zu neun Zehntel, d. h. mit Ausnahme einer einzigen Provinz fast ganz katholisch war, befanden sich in der obersten Schulbehörde nur zwei Katholiken, ein Mr. Blake, wegen seines religiösen Indifferentismus und stark liberalisirender Richtung bekannt, der sogar im Verdachte völligen Unglaubens stand, und der Erzbischof von Dublin, Dr. Murray, ein hochverdienter Kirchenfürst, dem jedoch das vorgerückte Alter vielleicht den Scharfblick und die Kraft gegenüber den diplomatischen Künsten der Regierung geschwächt hatte. Von einer Commission des britischen Parlamentes wurde ihm das Lob „ausnehmender Nachgiebigkeit" gespendet. Mac Hale äußerte sich im Februar 1838:

„Die größere Zahl der gegenwärtigen Mitglieder des Comité's sind ausgesprochene Ungläubige; die Bücher, welche sie den Kindern in die Hände geben, sind darauf berechnet, ihren Glauben zu erschüttern oder wenigstens ihre Ehrfurcht vor dem Glauben ihrer Väter zu vermindern, und durch das ganze System wird bezweckt, wie ein competenter Gewährsmann (Mr. Blake)

es anerkannt hat, die religiöse Erziehung der Katholiken in die Hände der Krone zu legen."

Ueber das Lehrerseminar hatte er schon früher an O'Connell (am 22. Februar 1838) geschrieben:

„Ich begnüge mich gern mit dem alten, schlichten Glauben, der uns von den Heiligen überliefert wurde, und ich bin entschlossen, niemals die religiöse Erziehung auch nur eines einzigen Kindes in meiner Diöcese einem Lehrer anzuvertrauen — ob Katholik oder Protestant —, dessen Glaube gemodelt wurde durch solche Vorlesungen, wie sie in dem Lehrerseminar des National-Erziehungsrathes gehalten wurden und wahrscheinlich noch fernerhin gehalten werden."

Deshalb drang er (am 27. Februar 1838) in O'Connell:

„Es gibt noch etwas im Bereich der Interessen unserer Religion, in Bezug auf das Sie unschätzbare Dienste thun könnten. Es wäre, daß Sie für die getrennte Erziehung der katholischen Kinder einen Staatszuschuß durchsetzten. Dies ist ein Gegenstand, und zwar der einzige, zu dem die katholischen Bischöfe Irlands ihre feierliche und einmüthige Zustimmung gegeben haben. Dazu muß es kommen... Ich weiß, daß confessionelle Schulbildung gegenwärtig der Regierung nicht behagt; ich weiß auch, daß manche aus einem verkehrten Begriff von Freisinnigkeit dem System der gemischten Erziehung günstig sind. Aber ich möchte die Religion so frei haben, wie die weite Luft — und das ist die einzig wahre Freisinnigkeit."

Auch in der Oeffentlichkeit glaubte der Erzbischof gegen das falsche Princip, das der neuen Schule zu Grunde lag, die Stimme erheben zu müssen. Am 12. Februar 1838 schrieb er in einem offenen Briefe an den Premierminister Lord John Russell:

„Das Parlament scheint unter dem Eindruck zu sein, daß es ihm zustehe, vermittelst der Thätigkeit von Behörden seiner eigenen Wahl die volle Controle über die Erziehung und selbst die religiöse Erziehung des Volkes an sich zu reißen und auszuüben. Das ist ein Irrthum, der ebenso verhängnißvoll sein würde für den Staat, wie für die Reinerhaltung der katholischen Religion. Es ist nicht mehr als recht, Ew. Lordschaft darauf aufmerksam zu machen, daß die katholischen Bischöfe und die katholischen Bischöfe allein das Recht haben, die Auswahl der Bücher zu treffen, aus denen die Gläubigen für Frömmigkeit und gesunde Lehre Nahrung ziehen sollen. Ich erlaube mir deshalb, Lord Stanley und anderen, welche wünschen, die katholische Kirche dem Einfluß des Ministeriums des Tages unterthänig zu machen, die Versicherung zu geben, daß ich keiner Autorität auf Erden, den Papst allein ausgenommen, die Bücher unterbreiten werde, aus denen die Kinder meiner Diöcese religiöse Belehrung schöpfen sollen."

Am 12. März schrieb er abermals an den Minister:

„Ein gutes Theil Widerspruch habe ich erfahren, dafür, daß ich jene Pflichten für mich geltend gemacht habe, die naturgemäß mit meinem heiligen

Amte verbunden sind, und denen ich nicht entsagen kann, ohne das Pfand preiszugeben, das der Fürst der Hirten mir anvertraut hat. In Bezug auf die Bücher, die zum religiösen Unterricht meiner Heerde gebraucht werden sollen, habe ich schon erklärt, daß ich selbst, ohne Rücksicht auf irgend eine Behörde, ausschließlich und unbedingt die Controle üben werde. Es mag jetzt nothwendig sein, hinzuzufügen, daß ich nie und nimmer die religiöse Erziehung einem Menschen anvertrauen werde, der sich zu einem andern Glauben bekennt, oder dessen Glaube gelitten hat (befleckt ist) durch die religiöse Erziehung, die er selbst von einem Bekenner andern Glaubens empfangen hat. Kein Lehrer soll je die Beaufsichtigung haben über diese religiöse Erziehung (meiner Heerde), der nicht mit meiner ausdrücklichen Zustimmung ernannt wurde, und der nicht infolge meiner Vorstellungen absetzbar ist."

Hätte der muthige Erzbischof erst klar gewußt, welche Absichten und Gedanken die Mitglieder des Erziehungsrathes wirklich beseelten! Die Lebensbeschreibung des einflußreichsten und thätigsten derselben, des anglicanischen Bischofs Whately, hat es viele Jahre später enthüllt. „Die Erziehung, wie der National-Erziehungsrath sie gibt," äußerte dieser im Vertrauen, „ist daran, den gewaltigen Bau der katholischen Kirche Schritt für Schritt zu unterminiren." „Ich glaube," schrieb der anglicanische Prälat ein anderes Mal, „daß die gemischte Erziehung die Volksmassen allmählich aufklärt, und daß, wenn wir (die Protestanten) sie aufgeben, wir damit die einzige Hoffnung aufgeben, das irische Volk von den Mißbräuchen des Papstthums loszureißen. Aber ich darf das nicht offen aussprechen. Ich kann nicht offen den Erziehungsrath vertheidigen (gegen protestantische Angriffe) als ein Werkzeug der Conversion (zum Protestantismus). Ich muß für ihn kämpfen mit der einen Hand, während mir die andere, stärkere auf den Rücken gebunden ist."

Aber mochte Mac Hale dies auch nicht mit solcher Deutlichkeit wissen, es trieb ihn die geheime Ahnung und es gab genug Wetterzeichen, die er verstand. Vor seinen Augen stand ebenso lebhaft die Gefahr der gemischten Schule, wie die Ungerechtigkeit, einer fast ausschließlich katholischen Bevölkerung ein solches System aufzwingen zu wollen. Er und die Bischöfe, die seine Anschauung theilten, entschlossen sich, die Frage dem Papste zur Entscheidung vorzulegen. Sie hofften mit Zuversicht ein Verbot der gemischten Schule durch die römische Behörde, und damit wäre die schmerzlich vermißte Einheit des irischen Episkopates wiederhergestellt gewesen.

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Die Fühler der Insekten.

(Schluß.)

3. Die Anatomie der Insektenfühler [1].

Mannigfaltig und vielgestaltig fanden wir den äußern Bau der Fühler, bedeutungsvoll und reich an Geheimnissen zeigte sich uns ihre Aufgabe im Insektenleben, räthselhaft und unerforschlich sind die Tiefen ihrer anatomischen Structur und deren Zusammenhang mit den einzelnen Sinnesthätigkeiten. Dieses Gebiet ist selbst für Anatomen und Physiologen vom Fach ein wahres Labyrinth voll dunkler, verworrener Pfade. Dennoch müssen wir es versuchen, unsere Leser auch in dieses Labyrinth hinein- und glücklich wieder herauszuführen.

Nehmen wir einmal an, wir wüßten nicht aus eigener Erfahrung, daß unsere Haut ein Gefühlsvermögen besitzt und daß unsere Finger die vorzüglichsten Organe des Tastsinnes sind. Bei dieser Annahme müssen wir uns allerdings in die sonderbare Lage versetzen, daß unsere Haut nicht uns gehöre, sondern einem fremden Wesen, welches den Gegenstand unserer wissenschaftlichen Untersuchungen bildet. Wir beobachten also dieses „Mensch" geheißene Wesen und bemerken, daß es mit seinen sogen. Fingerspitzen die Gegenstände zu berühren pflegt und dadurch gewisse Wahrnehmungen erhält, nach denen es seine Handlungsweise einrichtet. Die anatomische Untersuchung der Fingerspitzen führt uns hierauf zur Entdeckung einer großen Menge von eigenartigen Papillen, die wir Meißner'sche Körperchen nennen und in denen eine geschlängelte Nervenfaser endet. Eine andere Klasse von ähnlichen Gebilden, die sogen. Pacini'schen Körperchen, treffen wir ebenfalls in den Händen besonders zahlreich an. Aber andererseits scheinen sie an manchen anderen Körperstellen zu fehlen, die ein feines Gefühl besitzen, und an anderen vorhanden zu sein, denen ein feines Gefühl nicht zukommt. Immerhin glauben wir mit hinreichender Wahrscheinlichkeit auf Grund jener Beobachtungen und Untersuchungen annehmen zu dürfen, daß die Meißner'schen und die Pacini'schen Körperchen des Menschen in besonderer Beziehung zum Tastsinn stehen. Wir haben

[1] Siehe die Tafel am Schluß des Artikels.

jedoch bei diesem Vergleich eine große Inconsequenz, eine petitio principii uns zu Schulden kommen lassen. Es wurde stillschweigend vorausgesetzt, daß wir beim Studium der Fingerspitzen des Menschen bereits wissen, was Tastsinn sei; wüßten wir das nicht, so blieben die Meißner'schen und die Pacini'schen Körperchen für uns ein ewiges Räthsel.

Die Anwendung auf die Sinnesorgane der Insekten liegt nahe. Die zusammengesetzten Netzaugen sind mit unseren Augen wenigstens analog, Organe der Gesichtswahrnehmung, obgleich ihre Functionsweise von derjenigen unserer Augen sehr verschieden sein muß. Aber bei allen übrigen Sinneswerkzeugen der Kerbthiere fehlt ein zuverlässiger Anhaltspunkt in der Aehnlichkeit des Baues. Da finden wir bei anatomischer Untersuchung viele Dutzend sonderbarer Wärzchen, Stäbchen, Härchen und Grübchen, nicht selten vier bis fünf verschiedenartige Formen an einem Fühler oder an einem Taster. Was sind das für Gebilde? Welchen Sinnen dienen sie? Da ihrer mehrere an einem Fühler stehen, läßt uns die Beobachtung im Stich; wir wissen ja nicht, mit welchem jener Gebilde das Insekt die Wahrnehmung gemacht hat, deren Werkzeug die Fühler waren. Doch selbst wenn wir dies wüßten, so bliebe es noch fraglich, ob jene Wahrnehmung mit einer unserer Sinneswahrnehmungen übereinstimme. Wir fühlen ja nicht, was das Insekt bei derselben empfindet. Ein von den unsrigen so verschieden gebautes Organ kann kaum dieselbe Function haben, höchstens eine entfernt verwandte. Und selbst im günstigsten Falle, wenn wir genau wüßten, welcher unserer Sinnesenergien die Thätigkeit jedes Wärzchens und jeder Grube am Insektenfühler entspräche, — was wüßten wir dann über den Zusammenhang, der zwischen dem anatomischen Bau jenes Organs und seiner Function besteht? Noch so gut wie nichts. Wir kennen ja noch nicht einmal den Vorgang des Schmeckens genau, der auf unserer eigenen Zunge sich abspielt, und sind über die Bedeutung, welche die „Geschmacksknospen" für denselben haben, noch nicht sicher unterrichtet. Erst über die physiologischen Gesetze unseres Sehens und Hörens haben wir etwas genauere Kenntniß, sowie über deren Berührungspunkte mit den physikalischen Gesetzen der Optik und Akustik, obwohl es auch hier noch viele dunkle Punkte gibt. Wie endlich Aetherschwingungen in Farbenwahrnehmung und wie Schallwellen in Gehörswahrnehmung sich umsetzen, dieses tiefere Wie bleibt schließlich ein für uns unerforschliches Geheimniß; es ist eben die Natur der Sinneswahrnehmung selbst, die wir nie werden durchschauen können, solange wir sinnenbegabte Wesen sind.

Wie sollen wir uns also zurechtfinden in der fremden Welt, die das Mikroskop an und in den Fühlern der Kerbthiere uns enthüllt? Die Schwierigkeit ist um so größer wegen der Kleinheit jener Gebilde. Selbst die stärksten Mikroskope und die vollkommensten Hilfsmittel der histologischen Technik lassen sie nur bis zu einem gewissen Grade der Deutlichkeit erkennen. Es ist immerhin ehrenvoll für die moderne Wissenschaft, daß sie es versteht, selbst eine Fühlerspitze oder einen Taster von 1 mm Länge mit bestimmten Farbstoffen zu imprägniren, durch welche die einzelnen Gewebe und Gewebselemente sich klar voneinander abheben, andere ebenso gefärbte Präparate von denselben Fühlern oder Tastern sodann in Paraffin einzubetten und durch das Mikrotom in zahlreiche Längs- oder Querschnitte zu zerlegen, die imprägnirten Objecte als Dauerpräparate kunstgerecht einzuschließen und sie endlich unter dem Mikroskop bis zu einer zweitausendfachen Vergrößerung mit Muße zu studiren, um aus ihnen ein getreues Gesammtbild von der Lage, von dem äußern und innern Baue der fraglichen Sinnesorgane zu gewinnen. Die Hindernisse, die dem Forschungsdrange des Menschengeistes auf diesem Gebiete sich entgegenstellen, lassen die trotzdem errungenen Erfolge nur um so werthvoller erscheinen.

Kirby und Spence (Introduct. to Entomol. vol. IV. p. 253) hatten am Beginne dieses Jahrhunderts die Hoffnung ausgesprochen, es werde den Fühlern der Insekten ein Anatom erstehen, der mit dem Scharfsinn und der Tiefe eines Cuvier und Savigny die Hand und das Auge eines Lyonnet verbinde. Diese Hoffnung hat sich schon zum Theil erfüllt. Erichson war der erste, der den mikroskopischen Bau der Insektenfühler eingehender studirte, wenn auch noch unvollkommen; denn die mikroskopische Technik hat erst nach dem Erscheinen der Erichson'schen Arbeit (1847) ihre größten Fortschritte zu verzeichnen. Er fand, daß die Fühlerglieder von zahlreichen feinen Poren durchbohrt sind, die ein Häutchen verschließt. Seitdem hat man dem Gegenstande größere Aufmerksamkeit geschenkt; Burmeister, Leydig, Hicks, Forel, Hauser, Kräpelin und andere fleißige Forscher haben nach und nach eine beträchtliche Menge neuer Sinnesgebilde an und in den Insektenfühlern entdeckt. Forel beschrieb [1] an den Fühlern der Ameisen fünf verschiedene Formen derselben, drei äußere und zwei innere. Weil das Ende der genannten Sinnesorgane meist mehr oder minder einem Härchen ähnlich ist, hat man diese Gebilde

---

[1] In seinen Fourmis de la Suisse und Études Myrmécologiques en 1884.

im allgemeinen als Trichome (Haarbildungen), die mit einem Nervenknoten in Verbindung stehen, zu erklären versucht. An Haare im gewöhnlichen Sinne darf man dabei selbstverständlich nicht immer denken. Allerdings gibt es an den Fühlern der Insekten auch oft wirkliche Haare, und zwar mancherlei. Die Fühler eines unserer Ameisengäste (Lomechusa strumosa) zeigen unter dem Mikroskop nicht weniger als vier verschiedene Sorten von Härchen. Zwei derselben scheinen Drüsenhaare zu sein, eine zu den Schutzhaaren und eine zu den eigentlichen Sinneshaaren zu gehören; letztere sind wahrscheinlich Tastborsten. Unter diesem Haarkleide liegen erst jene feineren Gebilde verborgen, die nur der Anatom noch zu den Haaren rechnet. Sind keine anderweitigen Haare vorhanden, oder bilden sie wenigstens nicht einen dichten Pelz, so ist es natürlich leichter, die haarähnlichen Sinnesorgane zu entdecken. Die beigefügten Abbildungen geben einige Proben derselben, um das Vorstellungsvermögen unserer Leser zu unterstützen. Da sieht man gerade oder gebogene Härchen, die frei auf der Fühleroberfläche stehen (Fig. 1, a, b und c), während andere bloß mit ihrer Spitze aus Grübchen der Chitinhaut hervorsehen (Fig. 2, p und q; Fig. 3, k und k_1); andere sind ganz versteckt in Gruben oder Spalten (Fig. 1, d und f e). Manche dieser „Haare“ sehen eher aus wie kegelförmige, kolbenförmige oder lanzettförmige Wärzchen (Fig. 1, a; Fig. 2, p und q; Fig. 3, k und k_1); in anderen Fällen sind sie so klein, daß sie kaum mehr sichtbar sind und nur eine Grube übrig bleibt (Fig. 2, g). Eines ist jedoch (nach Kräpelin) allen gemeinsam: sie erheben sich auf einem feinen Häutchen (Kuppelmembran), das einen sogen. Porenkanal verschließt. Dieser Kanal, der die Chitinhaut (cu = Cuticulaschicht, in Fig. 1 und 3) durchbohrt, vermittelt die Verbindung des Endorganes mit dem Nervenstamme, der vom Schlundnervenring, dem Gehirn der Insekten, in den Fühler oder in den Taster entsandt wird. Deshalb ist in dem Porenkanal stets ein Nervenfaden verborgen, manchmal auch deren mehrere (Fig. 3, n und n_1 unter k). Der Porenkanal ist, wie die letzterwähnte Abbildung zeigt, manchmal sehr breit und enthält zarte epitheliale Gebilde, innerhalb deren man die Nerven nach dem Endorgane verlaufen sieht. Als untergeordnete Centralstation für die Sinnesthätigkeit des letztern dient ein Nervenknoten (Ganglion), den Fig. 3, k_1 (g = Ganglion) uns veranschaulicht.

Nach diesen allgemeinen Winken über den anatomischen Bau der Sinnesorgane an den Fühlern und Tastern der Insekten treten wir an die Frage heran, welchen physiologischen Zwecken sie dienen. Darüber herrschen

leider noch großentheils verschiedene, ja entgegengesetzte Meinungen. Bezüglich der Tasthaare (Fig. 1, b) gehen die Ansichten wohl am wenigsten auseinander. Wenn aber solche Haare nicht beweglich eingelenkt sind, sondern festsitzen, so hält sie Lubbock für Werkzeuge des Gehörs, für Hörhaare. Solche Härchen stehen in großer Zahl an den fein gefiederten Fühlern der männlichen Stechmücken und Mosquitos. Man hat durch sinnreiche Versuche festgestellt, daß sie auf gewisse Töne gestimmt sind, deren Schwingungszahl mit der Tonhöhe des Summens der weiblichen Mücken fast genau übereinkommt [1]. Mehrere andere Gebilde, vorzüglich die Kegel und die Papillen (Fig. 1, a; Fig. 2, p und q; Fig. 3, k und k_1), vermitteln wahrscheinlich eine Geruchsempfindung. Vielleicht kommt den letzteren Organen aber auch eine dem Geschmackssinne ähnliche Thätigkeit zu [2], und obendrein können sie gleich den vorigen möglicherweise einem sehr feinen Tastvermögen dienen [3]. Ueberhaupt nähern sich die meisten äußeren Sinneswerkzeuge an den Fühlern und Tastern der Kerbthiere mehr demjenigen, was wir als Tastorgane zu betrachten geneigt sind, als unseren Geruchs- und Gehörsorganen. Sind es vielleicht fremdartige, dem Tastsinne verwandte Sinnesenergien, die durch dieselben wirken? Wir wissen es nicht.

Noch größere Dunkelheit als bei diesen äußeren Sinnesorganen herrscht bei den im Innern der Fühler liegenden. Die von Hicks zuerst beschriebenen langhalsigen Flaschen (Fig. 1, e f) und Forels champagnerpfropfenförmige Organe (Fig. 1, d) sind, wie letzterer in seinen neueren Mittheilungen darlegt [4], „physiologische Räthsel". Bei beiden ist noch nicht nachgewiesen, daß sie mit einem Nerv in Verbindung stehen, und man weiß noch nicht, ob sie beide Sinnesorgane sind oder eigenthümliche drüsenartige Gebilde. Geruchsorgane, wofür sie anfangs gehalten wurden, sind sie wohl kaum. Lubbock sprach die Vermuthung aus, die flaschenförmigen Organe seien mikroskopische Stethoskope [5]. Hoffentlich gelingt es künftigen Forschungen, einen Lichtstrahl zu werfen in diese räthselhaften Spalten der Insektenfühler.

---

[1] Lubbock p. 116 sq.

[2] Als eigentliche Geschmacksorgane der Insekten gelten nach Meinert, Forel und Will feine Chitinröhrchen oder Grübchen an der Zunge oder an den Unterkiefern.

[3] Forel, Expériences II. p. 208.

[4] Forel, Études Myrmécol. en 1884, p. 15 ss. und Expériences II. p. 208.

[5] Lubbock p. 58.

Die Zahl, in der manche Fühlersinnesorgane bei gewissen Insekten vertreten sind, ist beträchtlich. Nach Hauser[1] hat die gemeine Hornisse (Vespa crabro) an jedem Fühler zwischen 13 000 und 14 000 Geruchsgruben und etwa 700 Kegel! Nach demselben Forscher[2] hat der Maikäfer im weiblichen Geschlechte 35 000, im männlichen sogar 39 000 Grübchen an jedem Fühler! Da liegt die Frage nahe: Wozu dienen diese unzähligen Grübchen? Sind sie Geruchsorgane? Aber die schlecht riechende Honigbiene hat ja deren 20 000! Sind sie Gehörorgane? Aber sie kommen ja auch bei vielen Insekten vor, die gar kein Gehör zu haben scheinen, und man möchte fast mit Forel ausrufen: „Wozu so viele Ohren für so taube Leute?"[3] Wenn wir aber auch kaum zu ahnen vermögen, welchen Sinnen diese Gebilde dienen, so können wir doch wenigstens begreifen, wie feine Wahrnehmungen durch eine so große Zahl von zarten Organen ermöglicht werden. Viele Erscheinungen im Instinctleben der Insekten, die von oberflächlichen Beobachtern als hochentwickelte Intelligenz gepriesen werden, dürften wohl richtiger auf die mannigfachen und zahlreichen mikroskopischen Sinnesorgane der kleinen Thierchen zurückzuführen sein.

Wir ersuchen nun unsere Leser, nochmals die Abbildungen anzusehen. Fig. 1, der Längsschnitt durch den Fühler einer Ameise, ist mit seinen einzelnen Schichten und Organen schon im obigen hinreichend erklärt worden. Aber es mag unseren Lesern immerhin schwer fallen, sich in einen Längsschnitt hineinzudenken; deshalb bietet Fig. 2 die unversehrte Fühlerspitze eines großen gelbrandigen Schwimmkäfers (Dytiscus marginalis), so wie sie bei 350facher Vergrößerung[4] unter dem Mikroskope sich darstellt. Damit die Zeichnung nicht zu verwickelt werde, ist von den an der äußersten Fühlerspitze befindlichen Gruben, in denen Papillengruppen (q) sitzen, nur e i n e näher ausgeführt. Die weiter gegen die Mitte des Fühlergliedes gelegenen Gruben, aus deren kraterförmig erhöhtem Rande man einen größern eingeschnürten Kegel (p) aufsteigen sieht, sind nicht so gehäuft. Sie stehen in der Sechszahl rings um dieses Fühlerglied und finden sich auch in der Nähe der Spitze der sieben vorher-

---

[1] Physiologische und histologische Untersuchungen über das Geruchsorgan der Insekten. S. 27.

[2] A. a. O. S. 19. [3] Expériences II. p. 225.

[4] Es braucht wohl nicht bemerkt zu werden, daß dieser Maßstab auf die lineare Vergrößerung sich bezieht, daß somit in diesem Falle die Flächenvergrößerung über 120 000 beträgt.

gehenden Glieder, wo sie allmählich aufhören. Einige der scheinbar einfachen Grübchen[1], die in sehr großer Zahl nahe beisammen an der Innenseite der Fühlerglieder stehen, sind bei g gezeichnet.

Während wir an den Fühlern dieses Schwimmkäfers nur die zwei genannten, schon von Hauser erwähnten Formen von Sinnesorganen entdecken können, zeigen sich an den Tastern desselben Käfers ähnliche Gebilde in größerer Mannigfaltigkeit. Sowohl an den Kiefertastern als an den Lippentastern sind deren mehrere verschiedene Formen vorhanden, an letzteren noch mehr als an ersteren. An den Lippentastern von Dytiscus marginalis konnten wir, zum Theile allerdings erst durch Färbung mit Hämatoxylin und Eosin und durch Querschnitte mittelst des Mikrotoms, sieben verschieden gestaltete Sinnesgebilde entdecken. Einige derselben, z. B. die zarten Papillen, die an der Spitze eines jeden Tasters zu vielen Hunderten stehen, sind beiden Tasterpaaren gemeinsam, andere jedem derselben eigenthümlich. Unsere Figur 3 stellt zwei jener Lippentasterorgane dar. Das eine derselben (k_1) gehört zu denjenigen, die beiden Tasterpaaren gemeinsam sind und überdies nicht auf eine bestimmte Tasterstelle oder auf ein bestimmtes Tasterglied beschränkt erscheinen, obwohl sie am Innenrande am zahlreichsten stehen. Dagegen ist der größere, eingeschnürte Kegel (k) ein ganz charakteristisches Organ für die Innenseite des zweiten Gliedes der Lippentaster (von Dytiscus und Verwandten) und nur in geringer Zahl vorhanden. Die Abbildung ist nach einem mit Borax-Carmin getränkten Taster bei 350facher Vergrößerung entworfen. Derselbe bietet in natura auch ein ästhetisch wohlthuendes Bild durch die schönen rothen Zeichnungen auf lichtgelbem Grunde. Auf den Porenkanal, der die Hautschicht durchbricht, auf den Nerv (n und n_1) im Innern des zarten Gebildes, das den Porenkanal ausfüllt, sowie auf den Nervenknoten (g) haben wir unsere Leser schon früher aufmerksam gemacht. Es sei nur noch bemerkt, daß der größere der beiden Kegel (k) sehr ähnlich ist den an den Fühlern befindlichen Kegeln (Fig. 2, p) und auch dieselbe Größe besitzt. Er ist ungefähr $^2/_{100}$ mm lang (von der Stelle, wo der eintretende Nerv oberhalb n verschwindet, bis zur Spitze), schon eine ganz ansehnliche Größe im Vergleich zu den hundertmal kleineren Papillen an der Spitze der Taster. Wahrscheinlich dienen die genannten großen Kegel

[1] In Wirklichkeit sind diese Gruben nicht einfach, sondern enthalten, wie Schnittpräparate uns zeigten, ein feines Gebilde, das mit einem Kranze äußerst zarter Wärzchen endet.

an den Fühlern und Lippentastern als Geruchswerkzeuge. Hieraus erklärt sich, daß diese Schwimmkäfer auch nach Verlust der Fühler noch mit Hilfe ihrer Palpen die Nahrung aufzufinden vermögen [1]. Der feine Bau und die große Mannigfaltigkeit der Tastersinnesorgane läßt auf die hohe physiologische Bedeutung der Taster schließen, eine Bedeutung, die mindestens bei manchen Insekten ebenso groß sein dürfte, wie jene der Fühler.

Wir müssen nun unsere Betrachtungen über die Insektenfühler schließen. Für das Auge des Alltagsmenschen haben die Fühler einer Fliege oder eines Maikäfers nichts Beachtenswerthes. Auch der entomologische Systematiker findet an ihnen nicht viel, nur einige Merkmale zur Unterscheidung mancher Familien und Gattungen, Arten und Geschlechter. Unsere Leser haben jedoch gesehen, daß diese unscheinbaren Gebilde mehr, viel mehr enthalten. Sie umschließen eine ungeahnte Fülle interessanter Erscheinungen und weisen auf eine noch größere Menge nicht minder interessanter Geheimnisse hin, die hinter den ersteren verborgen liegen. Mancher Schleier wird sich noch lüften, und manches, was uns jetzt ein Räthsel ist, wird uns später begreiflich sein. Aber je weiter die menschliche Erkenntniß auf diesem Gebiete fortschreitet, desto klarer wird sich andererseits zeigen, daß wir hier einer fremden Welt gegenüberstehen. Wir Menschen haben eben keine Fühler und keine Taster, und wir werden trotz aller Entwicklungstheorien niemals solche bekommen. Daher wird es uns auch nimmermehr gelingen, die eigentliche Natur der Sinnesorgane an den Fühlern und Tastern und deren eigenartige Thätigkeiten so zu erkennen, wie sie wirklich sind; denn wir müssen immer den Vergleich mit unseren Sinnesorganen und mit ihren Thätigkeiten als Schlüssel für unser Verständniß derselben benützen, und dieser Schlüssel paßt nicht in das fremde Schloß, und er wird niemals passen. Ja wir weise Menschenkinder mit all unseren ausgezeichneten Mikroskopen und mikroskopischen Techniken, wir müssen schließlich vor den Insektenfühlern Halt machen als vor einem Ding, das uns wesentlich unverständlich ist. Die Wahrheit des alten Satzes: Nihil est in intellectu, quod prius non fuerit in sensu, vermag uns sogar ein Insektenfühler eindringlich klar zu machen.

Und wie es uns mit den Insektenfühlern deshalb so geht, weil wir fünf Sinne und zwar nur deren fünf haben, und weil wir nichts von

---

[1] Die betreffenden Beobachtungen wurden im vorhergehenden Abschnitte dieser Abhandlung erwähnt (S. 325).

der Außenwelt zu erkennen vermögen, wozu uns nicht der Stoff durch diese Sinne geboten wird: so geht es uns auch mit allem übrigen, was uns hier auf Erden umgibt. Wir stehen nur durch unsere Sinnesorgane in Beziehung zu der materiellen Welt; wer wollte behaupten, daß die Materie nur jene Eigenschaften und nur jene Gesetze habe, die wir durch diese engen beschränkten Fensterchen wahrnehmen können? Und wenn wir selbst von den stofflichen Dingen, die unser körperliches Wesen so nahe berühren, bloß einen winzigen Bruchtheil zu schauen vermögen, was sollen wir dann erst von der geistigen Welt sagen, die durch die Sinne gar nicht wahrgenommen werden kann? Wie thöricht wäre es, sie deswegen zu läugnen, weil wir sie nicht sehen und nicht fühlen können! Bezüglich der Annahme bestimmter kleinster Theilchen der Materie, die doch ebensowenig Gegenstand unserer Sinneswahrnehmung sind, wie ein rein geistiges Wesen, macht kein Forscher sich einer solchen Thorheit schuldig. Wer aber das Dasein der menschlichen Seele deshalb läugnet, weil sie dem Secirmesser des Anatomen und dem Reagenzgläschen des Chemikers noch nicht begegnet ist, handelt mindestens ebenso unvernünftig. Das Denken des menschlichen Verstandes muß zwar seinen Ausgang nehmen von der Sinneswahrnehmung. Aber unsere Erkenntniß wäre bettelarm, wenn sie sich darauf beschränkte. Die logischen Schlußfolgerungen, die, auf den Thatsachen fußend, immer höher und höher hinaufsteigen von den Wirkungen zu deren Ursachen, haben auch einen objectiven Werth; denn sind sie leere Abstractionen, so gibt es keine Naturwissenschaft mehr, so ist das ganze Wissen des Menschen gleichwerthig mit jenem Grade der Naturerkenntniß, den auch die höheren Thiere mittelst derselben fünf Sinne besitzen.

E. Wasmann S. J.

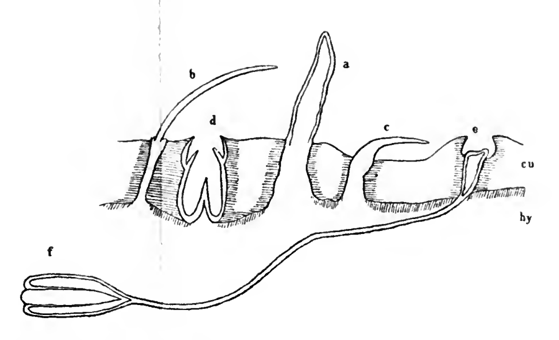


Fig. 1. Längsschnitt durch die Fühlergeißel von Formica. (Nach Kräpelin.)
a Riechkegel. b Tastborste. c Gekniete Haar. d Champagnerpfropfenorgan. e f Flaschenorgan.
cu Cuticulaschicht (Hautschicht). hy Hypodermschicht (Unterhautschicht).

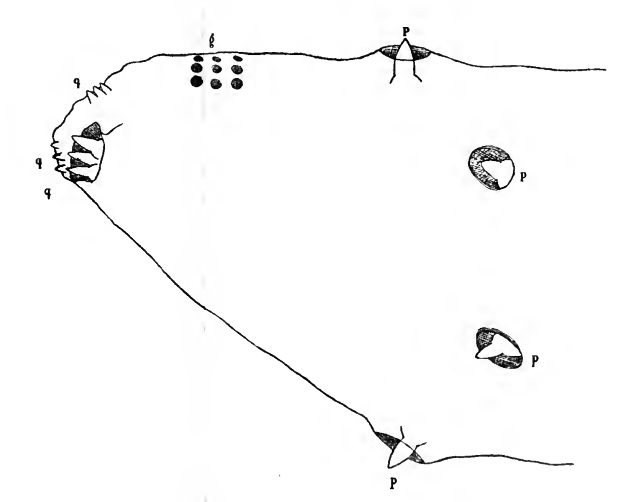


Fig. 2. Fühlerspitze von Dytiscus marginalis.
(Vergrößerung 350 : 1.)
p und q Eingeschnürte Riechkegel. g Gruben.

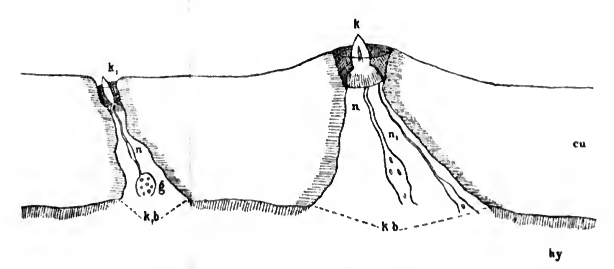


Fig. 3. Längsschnitt durch das zweite Lippentasterglied von Dytiscus marginalis.
(Vergrößerung 350 : 1.) (Borax-Carmin.)
k und k_1 Kegelförmige Papillenenden. k b und kb_1 Unteres Ende der Porenkanäle. n und n_1 Nervenfäden. g Nervenknoten. cu Cuticulaschicht. hy Hypodermschicht.
(Fig. 2 und 3 sind mit Mikroskop Zeiß, System D, und Camera lucida Abbe gezeichnet.)



Das Wunder von Tipasa noch einmal.

Zwei Fragen sind bei Beurtheilung eines Wunders zu unterscheiden. Zunächst fragt es sich, ob die berichtete Begebenheit auch wirklich geschehen, d. h. also, ob sie eine geschichtliche Thatsache ist; an zweiter Stelle ist sodann die Frage nach dem übernatürlichen Charakter dieser Thatsache zu beantworten.

Auf diese Unterscheidung wurde bei Behandlung des Wunders von Tipasa (diese Zeitschrift Bd. XXXVII, S. 270 ff.) ausdrücklich aufmerksam gemacht. Eingehend wurde dort die geschichtliche Wahrheit des Ereignisses von Tipasa erwiesen, und durch die unanfechtbaren Aussagen von fünf Augenzeugen festgestellt, daß im fünften Jahrhundert zu Tipasa, nahe dem heutigen Algier, durch die arianischen Vandalen einer nicht unbedeutenden Zahl von Katholiken die Zunge ausgeschnitten wurde, und daß die also Verstümmelten dennoch fortfuhren zu sprechen, so deutlich und fließend wie früher.

Die zweite Frage nach dem Wundercharakter der Thatsache blieb so gut wie unerörtert, und nur zum Schluß wurde die Bemerkung gemacht, daß, da artikulirtes Sprechen ohne Zunge natürlicherweise nicht möglich sei, ein übernatürliches Eingreifen angenommen werden müsse.

Hiergegen wurden dem Verfasser des Aufsatzes von verschiedener Seite Bedenken mitgetheilt, welche in dem Satze gipfelten: Artikulirtes Sprechen, auch beim vollständigen Verlust der Zunge, ist auf natürlichem Wege nicht bloß möglich, sondern in zahlreichen Fällen thatsächlich erwiesen. Und das ist richtig.

Ist nun aber deshalb das Ereigniß von Tipasa aus der Reihe der kirchengeschichtlichen Wunder zu streichen? Gewiß nicht.

Es handelt sich nämlich hier nicht um irgend eine Art des Sprechens, welche man allenfalls auch noch „artikulirtes Sprechen" nennen könnte, sondern es handelt sich um vollkommen artikulirtes Sprechen.

Da die hier angeregte Frage für die apologetische Wissenschaft nicht ohne Bedeutung ist, wird ein näheres Eingehen auf dieselbe nicht unwillkommen sein.

Was lehrt also die heutige Wissenschaft über das Sprechen ohne Zunge? Auf weitläufige Untersuchungen brauchen wir uns nicht einzu-

lassen; es liegen Thatsachen vor. Das physiologische „Wie" ihrer Erklärung ist nicht unsere Sache. Die verbürgtesten dieser Thatsachen müssen wir anführen und dann sehen, ob die Thatsache von Tipasa ihnen gegenüber ihren übernatürlichen Charakter behält.

In einem höchst interessanten Buch aus dem Jahr 1873 hat der Engländer Edward Twisleton zwölf Fälle artikulirten Sprechens ohne Zunge zusammengestellt[1]; einen dreizehnten Fall bietet die medicinische Zeitschrift „The Lancet" in ihrer Januarnummer des Jahres 1888. Zu bemerken ist noch, daß diesen dreizehn Fällen gleichfalls, wie bei Tipasa, Aussagen von Augen- und Ohrenzeugen zu Grunde liegen.

Erster Fall: Jakob Roland, Leibarzt des Herzogs von Orleans, eines Bruders Ludwigs XIII., berichtet, daß im Jahre 1630 zu Saumur ein sechsjähriger Knabe lebte, welcher trotz des vollständigen Verlustes der Zunge dennoch deutlich sprach; allerdings nicht ohne jede Schwierigkeit: „(La perte de la langue) ne l'empesche à présent que fort peu de ... parler etc."[2]

Zweiter Fall: Der holländische Arzt Nicolaus Tulp hörte im Jahre 1652 einen Mann deutlich und artikulirt sprechen, welchem türkische Seeräuber den vordern beweglichen Theil der Zunge abgeschnitten hatten. Nach dieser Verstümmelung blieb er drei Jahre lang vollständig stumm, bis er plötzlich, infolge des Schreckens über einen niederfahrenden Blitzstrahl die Sprache wieder erlangte[3].

Dritter Fall: In einem ausführlichen Gutachten vom Jahre 1718 an die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Paris erzählt Anton v. Jussieu, Director des botanischen Gartens zu Paris, daß er ein siebenzehnjähriges portugiesisches Mädchen, welches ohne Zunge geboren war, einer genauen Untersuchung unterzogen habe, deren Ergebniß er in die Worte zusammenfaßt[4]: „La fonction de parler se fait chés elle si distinctement et si aisément, que l'on ne pourroit croire que l'organe de la parole lui manque, si l'on n'en était prévenu ... Je remarquai néantmoins que parmi les consonnes il y en a certaines, qu'elle prononce plus difficilement

---

[1] The tongue not essential to speech. London 1873. p. 51—162.

[2] Aglossostomographie, ou description d'une bouche sans langue. Saumur 1630. Chap. 1.

[3] Nicolai Tulpii observationes medicae. L. 1. c. 41. Amstelredami 1652.

[4] Mémoires de l'Académie royale des sciences. Janvier 1718.

que d'autres, comme le C. F. G. L. N. R. S. T. X. et le Z., et que lorsqu'elle est obligée de les prononcer lentement ou séparément, la peine qu'elle prend pour les faire sonner, se manifeste par une inflexion de tête."

Vierter Fall: Margaretha Cutting verlor in ihrem vierten Jahr die Zunge durch eine krebsartige Krankheit. Die Königliche Medicinische Gesellschaft in London erklärte nach genauer Untersuchung, daß Margaretha deutlich spreche und lese. „Sie las uns aus einem Buch sehr deutlich vor; doch bemerkten wir, daß sie zuweilen die Wortendungen ath als et, end als emb, ad als eib aussprach. Aber man mußte genau Acht geben, um selbst diese Verschiedenheit des Tones zu bemerken." [1]

Fünfter Fall: Sir John Malcolm erzählt in seinen „Skizzen aus Persien", daß er häufig mit einem Manne verkehrte, welcher ohne Zunge sprach, „zwar undeutlich aber doch für solche verständlich, welche an sein Sprechen gewohnt waren." [2]

Sechster Fall: In einem Briefe des englischen Generalconsuls von Tunis an Mr. Twisleton, datirt Tunis den 2. December 1872, findet sich folgende Stelle: „Im Jahre 1832 sah ich den Emir Faris zu Bou Abdo im Libanon. Trotzdem, daß seine Zunge verstümmelt war, artikulirte er beim Sprechen deutlich genug, um verstanden zu werden [3].

Siebenter Fall: Sir John Mac Neill, außerordentlicher Gesandter Englands in Persien, theilt in einem gleichfalls an Mr. Twisleton gerichteten Briefe mehrere Fälle mit von Sprechen ohne Zunge. Sein zusammenfassendes Urtheil hierüber lautet: Jeder, der hier in Persien diese Strafe des Ausreißens der Zunge erlitten hat, und mit dem ich persönlich zusammenkam, konnte wenigstens so sprechen, daß es für seine guten Bekannten verständlich war [4]. Mr. Twisleton übersandte den Bericht Mac Neills dem berühmten Londoner Arzt Sir Benjamin Brodie, mit der Bitte, sich über die mitgetheilten Thatsachen zu äußern. Aus der Antwort Brodies interessirt uns nur das Folgende: „Die Artikulation der Stimme wird vorzugsweise bedingt durch den Gaumen, die Zunge, die Lippen und auch durch die Zähne und die

---

[1] Philosophical transactions. vol. 43. p. 143—153.
[2] Twisleton a. a. O. S. 100. [3] A. a. O. S. 103.
[4] A. a. O. S. 106.

Backen. Die Verstümmelung irgend eines dieser Theile wird auch insoweit das Sprechen beeinflussen, als dieser Theil bei der Wortbildung betheiligt ist. Es wird also dadurch die Sprache mehr oder weniger undeutlich gemacht, aber nicht völlig zerstört."[1]

Achter Fall: Der anglikanische Missionär Dr. Joseph Wolff hatte als Lehrer des Arabischen einen Araber, welchem die Zunge ausgeschnitten worden war. Dieser Mann sprach mit Schwierigkeit, aber artikulirte deutlich und brachte alle arabischen Laute hervor, mit Ausnahme des Ghain[2].

Neunter Fall: Mr. Ritchie Dickson, Arzt bei der britischen Gesandtschaft in Teheran, untersuchte zwei Perser, welchen die Zunge fehlte. Vom ersten sagt er: „Er sprach schwerfällig, aber ganz verständlich, mit Ausnahme der folgenden Consonanten, welche er nur unvollkommen hervorbringen konnte: D sprach er wie B aus; L konnte er gar nicht aussprechen; statt N sagte er M, statt T sprach er P." Der zweite Verstümmelte sprach alles ganz deutlich mit Ausnahme des Buchstaben R[3].

Zehnter Fall: Im Jahre 1861 wurde durch den Oberarzt des Krankenhauses zu Leeds, Mr. Thomas Nunneley, einem Kranken mit Namen Robert Rawlings die ganze Zunge mit der Wurzel ausgeschnitten. Nachdem die Wunde geheilt war, ließ Mr. Twisleton den Verstümmelten nach London kommen, unterwarf ihn selbst einer genauen Untersuchung und bat dann die Professoren Sir Charles Lyell, Huxley, Owen und Faraday, auch ihrerseits den Robert Rawlings auf sein Sprechvermögen zu prüfen. Wir müssen uns begnügen, die Aussage von Professor Huxley hier auszüglich mitzutheilen: „Seine (Rawlings) Worte waren fast immer verständlich und meistens auch gut ausgesprochen. Die einzigen Consonanten, welche er gar nicht aussprechen konnte, waren L und D, sowohl am Anfang als am Ende eines Wortes. Er machte aus diesen Buchstaben F, P, V oder Sch. So wurde tin zu fin, tack zu fack oder pack, dog zu shog, dine zu vine, dew zu thew, mad zu madf, cat zu catf. G am Ende wurde stets zum Kehllaut, wie das deutsche ch. So wurde big zu bich, pig zu pich. Mr. Rawlings Aussprache ließ sich voraussagen aus der Kenntniß, welche wir besitzen über die Antheilnahme der Zunge bei der

[1] A. a. O. S. 108. [2] A. a. O. S. 113. [3] A. a. O. S. 118 f.

Bildung der verschiedenen Consonanten."[1] Es mag noch beigefügt werden, daß Mr. Twisleton selbst gesteht, Rawlings habe alle Buchstaben des Alphabets aussprechen können, außer D und T[2].

Elfter Fall: Professor Syme in Edinburg schnitt im Januar 1866 einem Herrn W. aus Manchester die Zunge mitsammt der Wurzel aus mit folgender Wirkung für das Sprechvermögen: „Alle Vocale auch innerhalb der Worte werden tadellos ausgesprochen, ebenso die Consonanten: B, C, F, H, K, L, M, N, P, Q, R, V, W. Statt D spricht der Kranke ‚dthe', statt T ‚the', und statt S ‚sjee'. S hört sich als Gelispel an."[3]

Zwölfter Fall: Der berühmte noch lebende Chirurg Sir James Paget berichtet, daß alle, denen er selbst die Zunge mit der Wurzel ausgeschnitten hatte, deutlich sprechen konnten. „Natürlich fehlte ihnen aber das Vermögen jene Laute hervorzubringen, welche die Zungenspitze erfordern, wie d, t, th."[4]

Dreizehnter Fall: Im Jahre 1885 vollzog Dr. W. Whitehead zu Manchester die Operation des Zungenausschneidens an einem andern Arzt. Whitehead gibt darüber in der medicinischen Zeitschrift „The Lancet" (Januar 1888, S. 168) folgende Mittheilung: „Unter die Gründe für vollständiges statt theilweisen Ausschneidens der Zunge gehört auch die Thatsache, daß das Sprechen besser geht, wenn die ganze Zunge, als wenn nur ein Theil derselben entfernt wird. Es bedarf keiner ausführlichen Beweise, zu zeigen, daß die Fähigkeit zu sprechen nicht wesentlich beeinträchtigt wird durch ein völliges Ausschneiden. Vor drei Jahren nahm ich an einem Collegen und alten Freund diese Operation vor. Er lebt noch und befindet sich vortrefflich. Auf der letzten Versammlung der ‚British Association' zu Manchester sahen ihn mehrere englische und ausländische Aerzte und sie konnten aus seiner Sprache nicht entnehmen, daß ihm die Zunge gänzlich fehlte."

Wie man sieht, bilden die zwölf von Mr. Twisleton berichteten Fälle eine für unsere Frage höchst werthvolle Zusammenstellung. Sie umfassen einen Zeitraum von mehr als 230 Jahren; Holland, England, Frankreich, Portugal, Syrien, Arabien, Persien, und somit die verschiedensten Sprachen sind unter ihnen vertreten, kurz es ist ein reichhaltiges und ausreichendes Beobachtungsmaterial. Im dreizehnten Fall

[1] A. a. O. S. 144. [2] A. a. O. S. 140.
[3] A. a. O. S. 155. [4] A. a. O. S. 158.

erhalten wir eine willkommene Ergänzung und Abschließung aus der allerneuesten Zeit.

Welches allgemeine Urtheil gestatten nun diese Fälle über das Sprechen ohne Zunge? In allen zwölf Fällen ohne Ausnahme hat sich das artikulirte Sprechen als möglich erwiesen, aber ebenso zeigte sich in allen zwölf Fällen, daß durch das gänzliche oder theilweise Ausschneiden der Zunge die Deutlichkeit und Vollkommenheit der Aussprache vermindert wurde; meistens ging sogar die Fähigkeit, gewisse Consonanten zu bilden, ganz verloren [1]. Was sich so unmittelbar aus der ständigen Erfahrung ergeben hat, ist, wie wir oben gesehen haben, auch theoretisch von berufenster Seite ausgesprochen worden. Sir Benjamin Brodie (7. Fall), Sir James Paget (12. Fall) und vor allen Huxley, Professor der Physiologie und vergleichenden Anatomie zu London (10. Fall), stimmen darin überein, daß ohne Zunge die Bildung mehrerer Laute entweder gar nicht, oder nur höchst unvollkommen geschehen könne. Auch jedes größere Handbuch der Physiologie lehrt dasselbe [2].

Jetzt noch eine nicht unwesentliche Bemerkung über die Art, wie die Strafe des Zungenausschneidens vollzogen wurde.

Weder das heidnische, noch das christliche Alterthum bietet uns — soweit wir wenigstens ausfindig machen konnten — darüber eine genaue Beschreibung. Nur bei Eusebius von Cäsarea findet sich eine gelegentliche Nachricht, woraus hervorzugehen scheint, daß damals wenigstens die meisten an den Folgen dieser Tortur starben [3]. Ob das Ausschneiden der Zunge durch die Mundöffnung oder durch eine unter dem Kinn angebrachte Oeffnung geschah, wissen wir mit Sicherheit nicht. Erstere Art

---

[1] Auf den ersten Blick könnte es scheinen, daß der zweite und der dreizehnte Fall doch nicht so ganz mit dem allgemein ausgesprochenen Urtheil übereinstimme, sondern daß hier ein vollkommen deutliches Sprechen vorliege. Allein es ist wohl zu beachten, daß der Berichterstatter für den zweiten Fall ausdrücklich bemerkt, der Verstümmelte sei nach der Verstümmelung drei Jahre lang vollständig stumm geblieben. Auch im dreizehnten Fall liegt in den Worten Dr. Whiteheads deutlich ausgedrückt, daß keine allseitig vollkommene Sprechfähigkeit vorhanden war. Es heißt ja dort, die Sprechfähigkeit sei „nicht wesentlich" vermindert worden.

[2] Landois, Lehrbuch der Physiologie des Menschen. 1880. Zweite Hälfte. S. 612; Grützner, Handbuch der Physiologie der Bewegungsapparate. Leipzig 1879. Zweiter Theil. 7. Kapitel; Natur und Offenbarung. XXXI. Bd. S. 481 ff.

[3] De resurrectione l. 2 (Migne, P. Gr. t. XXIV. col. 1099). Vgl. auch Ruinart, Acta Martyrum. Martyrium s. Romani.

scheint aber, wie wir sehen werden, die üblichere gewesen zu sein; zumal, da bei den unvollkommenen Blutstillungsmitteln der Alten und bei ihrer mangelhaften Kenntniß vom Unterbinden der Arterien, wohl jedesmal der Tod eingetreten wäre, wenn man den Einschnitt von außen vorgenommen hätte. Der schon erwähnte englische Gesandte am persischen Hof, Sir John Mac Neill gibt, nach dem Bericht von Augenzeugen, folgende Beschreibung von dem Verfahren beim Zungenausschneiden in Persien: „Die Art und Weise, wie diese Operation als Strafe vor sich geht, läßt auch ziemlich deutlich erkennen, wie viel von der Zunge entfernt wird, wenn es heißt, die Zunge sei mit der Wurzel ausgeschnitten worden. Ein Haken wird durch die Zungenspitze getrieben, und mit ihm das Glied so weit wie möglich herausgezogen, dann wird die Zunge an der Zahnreihe, entweder innerhalb oder außerhalb derselben abgeschnitten." [1] Auf ganz die gleiche Weise schildert Oberst Churchill das Zungenausschneiden bei den Stämmen des Libanon [2]. Bei der Beharrlichkeit, mit welcher die orientalischen Völker an ihren Gebräuchen festhalten, ist es keine ungegründete Vermuthung, diese Art und Weise, die genannte Strafe zu vollziehen, sei auch im Alterthum üblich gewesen. Es würde also das sogen. Ausschneiden der Zunge mit der Wurzel, nur ein theilweises Abschneiden dieses Gliedes bedeuten. Damit stimmt das Urtheil Sir Benjamin Brodies überein: „Die morgenländischen Henker, so vollständig sie auch die Zunge ausschneiden wollen, lassen doch stets ein größeres Stück der Zunge übrig, als sie entfernen." [3] Im Zusammenhang hiermit sei wiederum erinnert an den oben gehörten Ausspruch einer medicinischen Autorität, daß bei möglichst vollständiger Entfernung der Zunge das Sprechen verhältnismäßig leichter und deutlicher gehe als bei nur theilweiser Verstümmelung [4]; ein Ausspruch, welcher durch die eigenen Wahrnehmungen Sir John Malcolms und Mr. Dicksons bestätigt wird [5].

Wenden wir uns jetzt zum Ereigniß von Tipasa. Alle Elemente zur Beantwortung der Frage nach seinem Charakter, ob natürlich oder übernatürlich, sind im vorstehenden enthalten.

1. Mit ziemlicher Sicherheit läßt sich annehmen, daß den Bekennern von Tipasa die Zunge von der Mundöffnung aus ausgeschnitten wurde.

---

[1] Twisleton a. a. O. S. 108.

[2] Mount Libanon: a ten years' residence. London 1853. vol. 3. p. 384.

[3] Twisleton a. a. O. S. 109. [4] The Lancet. January 1888. p. 168.

[5] Twisleton a. a. O. S. 100. 116.

Abgesehen von dem erbrachten Nachweis, daß diese Art der Strafvollziehung im Orient die gewöhnliche, ja, wie es scheint, einzige ist, läßt sich für diese Annahme noch Folgendes anführen. Die Strafe wurde öffentlich auf dem Forum von Tipasa vollstreckt. Nun ist es aber durchaus unwahrscheinlich, daß der vandalische Henker hinreichende chirurgische Kenntniß besaß, um, ohne den Tod der Betreffenden herbeizuführen, die Zunge herauszunehmen, sei es durch eine Oeffnung unterhalb des Kinns, sei es nach Durchsägung des untern Kiefers. Man lese nur, was Professor Syme und Dr. Nunneley schreiben über die Schwierigkeit und große Gefährlichkeit dieser Art des Zungenausschneidens, trotz aller Hilfsmittel der heutigen Chirurgie [1]. Auch hätte ohne Zweifel Victor von Vita eine solche Vermehrung der Qual nicht verschwiegen, sondern ähnlich wie Eusebius das Ueberstehen derselben als ein zweites Wunder hervorgehoben. Ferner heißt es in den Berichten über das Martyrium des hl. Romanus übereinstimmend, der Martyrer habe den Mund geöffnet und die Zunge freiwillig dargeboten [2].

2. Wurde das Ausschneiden durch die Mundöffnung in der oben beschriebenen Weise vollzogen, so ist der Ausdruck der Augenzeugen, die Zunge sei den Bekennern „mit der Wurzel" abgeschnitten worden (radicitus, ἐκ ῥιζῶν), nicht buchstäblich zu verstehen, sondern muß in dem weitern Sinn genommen werden, wie er auch jetzt noch gang und gebe ist, zur Bezeichnung nämlich, daß die Zunge sehr tief ausgeschnitten wurde.

3. Es befanden sich also die Bekenner von Tipasa in der für das Sprechen verhältnißmäßig ungünstigen Lage — nach der Erklärung von Professor Whitehead —, daß ein nicht unbedeutender Theil der Zunge ihnen geblieben war.

4. Aber auch selbst in dem Falle, daß die Zunge nicht durch den Mund, und nur theilweise, sondern durch eine von außen gemachte Oeffnung, und gänzlich ausgeschnitten oder ausgerissen wurde, bleiben die Bedingungen für artikulirtes Sprechen der zu Tipasa Verstümmelten die denkbar ungünstigsten. Nicht die geschickte Hand eines sorgsam operirenden Arztes war nämlich dort thätig, sondern die rohe Faust eines peinigenden Henkers. Und Professor Owen bemerkt über das rücksichtslos-gewaltsame Entfernen der Zunge: „Allerdings in Fällen, wo die Zunge gewaltsam

---

[1] A. a. O. S. 123.

[2] Eusebius, De Martyr. Palaestinae (Migne, P. Gr. t. XX col. 1468); Aurelius Prudentius, Peristephanon X (Migne, P. L. t. LX, col. 511).

herausgerissen wird, tritt leicht eine Beschädigung des Kehlkopfs und damit Unfähigkeit zu artikulirtem Sprechen ein." [1]

Und dennoch lesen wir von den verstümmelten Bekennern Christi zu Tipasa: „Und als dies geschehen, sprachen und sprechen sie noch, wie sie auch früher redeten;" „sie sprachen klarer als vorher;" „sie hatten den vollen Gebrauch ihrer Stimme, ohne irgend etwas durch diese Verstümmelung zu empfinden, sie waren im Stande abgerundete Reden fließend vorzutragen." [2] Das sind die Worte von Augen- und Ohrenzeugen. Enthielten diese Aussagen auch nur annähernd die Wahrheit, wenn die Verstümmelten von Tipasa etwa in der Weise artikulirt gesprochen hätten, wie die Zungenlosen in den von Mr. Twisleton angeführten zwölf Fällen? Nehmen wir z. B. den sehr eingehend beschriebenen zehnten Fall und lassen wir in dem zungenlosen Mund der afrikanischen Bekenner mit den nämlichen Consonanten die gleichen Veränderungen vor sich gehen, wie sie nach dem wissenschaftlichen Zeugniß des Professor Huxley in dem zungenlosen Mund des Robert Rawlings vor sich gingen. Wie hätte sich das Sprechen der Tipasaner gestaltet? Ein Satz, welchen die Bekenner vielleicht, ja wahrscheinlich wortwörtlich an jenem Tage häufig äußerten: fides autem catholica haec est, ut unum Deum in Trinitate et Trinitatem in unitate veneremur, dieser Satz hätte dann folgendermaßen gelautet: Fifes aufem cafoica haec esf, uf unum Feum in Frinifafe ef Frinifafem in unifafe veneremur. Würde man von dieser Aussprache haben sagen können, sie war wie früher, klarer als früher, sie war zum fließenden Vortrag abgerundeter Reden geeignet?

Es bleibt also, was Deutlichkeit und Vollkommenheit der Aussprache angeht, ein wesentlicher Unterschied zwischen den Zungenlosen von Tipasa und zwischen den zwölf (oder dreizehn) Zungenlosen, welche aus drei Jahrhunderten und sieben verschiedenen Völkern ausgewählt, ein Urtheil gestatten über Sprech- und Artikulationsfähigkeit bei Zungenlosen überhaupt. Woher nun dieser wesentliche Unterschied?

Von sogen. Zufall kann hier keine Rede sein. Es handelt sich ja nicht um das Ausschneiden der Zunge bei einem einzigen, bei dem diese Verstümmelung vielleicht zufällig derartig unvollkommen und wirkungs-

[1] Twisleton a. a. O. S. 148.

[2] Für den lateinischen und griechischen Wortlaut dieser Zeugnisse des Victor von Vita, Aeneas von Gaza und Procopius von Cäsarea verweisen wir auf unsern frühern Artikel (diese Zeitschrift Bd. XXXVII, S. 270—283).

los vorgenommen würde, daß ihm die Fähigkeit des klaren Artikulirens verblieb; sondern eine nicht unbedeutende Anzahl hatte diese Strafe zu bestehen. Die genaue Zahl ist allerdings von Augenzeugen nicht festgestellt; aber ein altes Menologium gibt 60 an[1], und es scheint diese Ziffer keineswegs zu hoch gegriffen. Victor von Vita erzählt nämlich, die ganze Einwohnerschaft von Tipasa sei zu Schiff nach Spanien entflohen, und nur jene wären zurückgeblieben, welche auf den Schiffen keinen Platz mehr gefunden. Wären dies nun bedeutend weniger als 60 gewesen, so hätte eine so geringe Zahl doch gewiß noch in den Schiffen untergebracht werden können, zumal bei einer so kurzen Ueberfahrt wie die von Algier nach Spanien. Nun aber ist sicherlich die Annahme ausgeschlossen, daß bei der Verstümmelung der Zungen von einem halben Hundert Menschen, bei jedem Einzelnen ganz der gleiche günstige Zufall obgewaltet habe. War aber kein unerklärlicher Zufall vorhanden, sondern wurde, wie ein Augenzeuge berichtet[2], zum mindesten ein großes Stück der Zunge entfernt, so hätte natürlicherweise die Sprache und Artikulation der Verstümmelten merklich unvollkommen sein und bleiben müssen. Das geht hervor sowohl aus den vorgelegten Thatsachen gleicher Verstümmelung während fast drei Jahrhunderten, als auch aus dem allgemein ausgesprochenen Urtheile von Aerzten und Physiologen, über die Nothwendigkeit der Zunge für vollkommen deutliches Sprechen. Es sprachen aber die Bekenner von Tipasa vollkommen deutlich, also liegt bei ihnen das Eingreifen einer höhern, übernatürlichen Macht vor.

Dieser Beweis läßt sich wesentlich verstärken. Nach den unwidersprochenen Berichten aller Augenzeugen, wurde damals das deutliche und unbehinderte Sprechen dieser Bekenner als etwas Wunderbares angesehen. Also stand es damals fest, wie auch heute noch, daß das Ausschneiden der Zunge entweder den gänzlichen Verlust der Sprache nach sich zog, oder doch die Vollkommenheit der Aussprache wesentlich beeinträchtigte. Denn sonst hätte kein christlicher Apologet, ohne Widerspruch zu erfahren, auf das deutliche Sprechen nach einer solchen Verstümmelung, als auf etwas Wunderbares sich berufen können. Man hätte ihm eben entgegnet: Das ist ja etwas sehr Häufiges.

Die Richtigkeit dieser Erwägung wird bestätigt durch die Ansicht von drei gewichtigen Zeugen des Alterthums, über die gewöhnliche Wirkung

---

[1] Ruinart, in seiner Ausgabe des Victor von Vita.

[2] Aeneas von Gaza; vgl. den früheren Artikel.

des Zungenausschneidens. In seiner Lobrede auf den hl. Romanus sagt der hl. Chrysostomus [1]: „Was thut der Richter? Er läßt ihm die Zunge abschneiden, damit die Schüler des heiligen Martyrers, seiner Stimme, seines Zuspruchs und seiner Ermahnung beraubt, zaghafter würden, weil sie keinen mehr hätten, der sie aufrichten und ihnen Muth einflößen könnte. Sehet da die Bosheit des Teufels. Dem Johannes schnitt Herodes das Haupt ab; dieser zweite Herodes schneidet nicht das Haupt, sondern nur die Zunge ab. Warum? Aus übergroßer Bosheit und Verkehrtheit. Schneide ich ihm das Haupt ab, so sagte er sich, dann ist er todt, und sieht nicht mehr den Abfall seiner Brüder. Ich will aber, daß er Zeuge sei des Falles seiner Kampfgenossen. Er soll aus Seelenschmerz sterben, indem er zwar den Fall der Seinigen sieht, aber sie nicht mehr aufmuntern kann, weil mit der Zunge ihm auch die Sprache fehlt." Dann preist der Heilige in begeisterten Worten die Macht Gottes, welche wunderbarerweise dem Martyrer auch ohne Zunge die deutliche Sprache erhielt. Sieben Jahre vor der Geburt des hl. Chrysostomus starb der Geschichtschreiber Eusebius. In seinem Bericht über das Martyrium desselben hl. Romanus stellt auch er das völlig unbehinderte Sprechen des Blutzeugen ohne Zunge als etwas ganz und gar Außergewöhnliches, Wunderbares dar [2]. Ein Gleiches finden wir bei dem Dichter Aurelius Prudentius [3]. Nehmen wir nun das Zeugniß dieser drei Männer zu der Aussage des Victor von Vita hinzu, so erhalten wir für die Thatsache, daß das Alterthum das vollkommen deutliche Sprechen ohne Zunge als etwas Uebernatürliches betrachtete, ein Gesammtzeugniß, welches vom Jahre 270—490 reicht, und Syrien, Byzanz, Nordafrika und Spanien umfaßt, also wiederum die genügende Grundlage zu einem allgemeinen Urtheil bietet.

Gerne geben wir zu, der oft hervorgehobene Umstand, daß, wie Marcellinus berichtet [4], einer der Bekenner vor dem Ausschneiden der Zunge stumm war, nach der Verstümmelung aber sprach, biete keinen stichhaltigen Beweis für den Wundercharakter des ganzen Vorgangs; denn mit der Zunge wurde eben auch das Band entfernt, welches sie hinderte. Wohl aber fällt hier ein anderer Umstand, welchen selbst der ungläubige Procopius aufzuzeichnen für werth hielt, schwer ins Gewicht. Er schreibt:

[1] Migne, P. Gr. t. L. col. 609. 610.
[2] De resurrectione, l. 2 (Migne, P. Gr. t. XXIV. col. 1098. 1099).
[3] Peristephanon, hymnus X (Migne, P. L. t. LX. col. 444 sqq.).
[4] Chronicum ad ann. 484 (Sirmondus, Opp. var. t. II. p. 370).

„Noch zu meinen Lebzeiten befanden sich einige von den in Tipasa Verstümmelten zu Byzanz und hatten den vollen Gebrauch der Sprache. Als zwei von diesen sich mit Buhldirnen abgaben, vermochten sie für die Zukunft keinen Laut mehr hervorzubringen." [1] Immerhin mag man betonen, daß geschlechtliche Vergehen eine theilweise Lähmung gewisser Bewegungsmuskeln, also auch jener für das Sprechen nothwendigen, nach sich ziehen können und thatsächlich nach sich ziehen: hier, bei der gänzlichen und immerwährenden Sprachlähmung zweier Personen infolge eines sittlichen Vergehens, wird aber niemand die Strafe Gottes verkennen. Die bisheran das volle Sprachvermögen wunderbar erhaltende Hand Gottes zog sich zurück, die Dinge gingen wieder ihren natürlichen Lauf, und die der außerordentlichen Wohlthat Gottes Unwürdigen wurden stumm.

Endlich sei noch auf Folgendes hingewiesen. Die Bekenner von Tipasa fuhren fort unbehindert zu sprechen, als ob nichts mit ihrer Zunge geschehen wäre, während die Physiologie über den natürlichen Sprachgebrauch bei Züngenverstümmelungen lehrt: „Doch sollen Menschen selbst mit bedeutenden Zungendefecten sich eine verständliche Sprache wieder erworben haben." [2] Und Aerzte einer bedeutenden Universitätsstadt bestätigten uns dies mit den Worten, „daß einzelne Zungenlose mit viel Uebung und Ausdauer sich allerdings eine mehr oder weniger verständliche Sprache wieder aneignen."

Und nun zum Schluß! Der übernatürliche Charakter des Ereignisses von Tipasa steht fest. Er liegt nicht in der Thatsache, daß die damals Verstümmelten überhaupt noch sprachen, sondern daß sie vollkommen deutlich sprachen. Mr. Twisletons Buch, geschrieben, um das Wunder von Tipasa zu zerstören, dient zum Erweise dieses Wunders und ist, wider Willen des Verfassers, ein werthvoller Beitrag zur katholischen Apologetik.

---

[1] De bello Vandal. I, 8 (ed. Dindorf, Bonnae 1838. vol. I. p. 344).

[2] Landois a. a. O.

Paul von Hoensbroech S. J.

Die geistlichen Dichtungen Verdaguers.

Neben der Abfassung der „Atlantis“ liefen manche kleinere Dichtungen her, vorwiegend lyrischen Inhalts. Nachdem das große Werk vollendet war und eine ganz unerwartet günstige Aufnahme gefunden hatte, wandte der Dichter seine Sorgfalt auch diesen kleineren Erzeugnissen zu, feilte und verbesserte daran, vermehrte die Zahl derselben, schied weniger Bedeutendes und Gelungenes aus und ließ der „Atlantis“ ungefähr nach Jahresfrist (1879) eine kleine Sammlung mit dem Titel folgen: Idilis y Cants mistichs (Mystische Idyllen und Lieder).

Im Jahre 1880 veröffentlichte Verdaguer dann eine andere kleine Sammlung: „Lieder vom Montserrat“, die von D. Luis Ginestá in Musik gesetzt wurden, und „Die Legende vom Montserrat“, welche bei Gelegenheit der Millenialfeier des berühmten Wallfahrtsortes in einem poetischen Wettkampf den Siegespreis — die goldene und silberne Cither — davontrug; die siebente Centenarfeier des hl. Franziskus von Assisi 1882 veranlaßte den Sänger des Montserrat, diesen Heiligen in einem Romanzenkranz (Salteri Francisca) zu besingen; 1885 erschien die Gedichtsammlung „Caritat“, 1888 eine andere unter dem Titel „Patria“, 1886 „Canigó“, eine Legende aus den Pyrenäen, 1887 eine größere Dichtung: „Der Traum des hl. Johannes“, Leo XIII. zu dessen Priesterjubiläum gewidmet, und endlich 1890 „Nazareth“, 1891 „Bethlehem“, zwei Kränze von Liedern über die Kindheit Jesu.

Man sieht schon hieraus, daß der priesterliche Sänger, dessen tiefreligiöse Gesinnung auch aus der „Atlantis“ hervorleuchtet, sich nunmehr auf das ihm eigenste Gebiet, das religiöse, zurückzog.

So klein und unscheinbar aber auch die erste Sammlung ausfiel, erkannte die Kritik doch bald ihren innern Werth, und der spanische Historiker Menendez Pelayo fühlte sich sogar gedrängt, dieselben höchst ehrenvoll in der Rede zu erwähnen, welche er bei seiner Aufnahme in die königlich spanische Akademie hielt.

„Aus leicht begreiflichen Gründen“, sagte er, „habe ich nicht von den wenigen mystischen Dichtern des gegenwärtigen Jahrhunderts gesprochen. Es sei mir indes, wenn auch nur in Form einer kurzen Bemerkung, verstattet, aus Gerechtigkeitsgefühl, nicht aus Freundschaft, eine Ausnahme zu machen zu Gunsten der kostbaren Sammlung ‚Mystische Idyllen und Lieder‘ des Herrn Jacinto Verdaguer, welche der catalanischen Literatur zu hohem Ruhme gereichen und, nach meinem Dafürhalten, sein so berühmtes Gedicht ‚Atlantis‘ übertreffen. Ohne Uebertreibung kann ich sagen, daß ein beliebiger Dichter unserer großen Blüteperiode es nicht unter seiner Würde halten dürfte, seinen Namen unter irgend ein Stück dieses Bandes zu setzen: so mächtig ist die christliche Begeisterung, so auserlesen die Feinheit der Form und der Ideen, die darin hervorleuchten.“

Dieses Lob ist wohl verdient. Das Büchlein ist wie ein lieblicher Wonnegarten, in welchem uns die reinsten und holdesten Bilder der Natur umgeben. Die Sterne, diese Blumen des Himmels, blicken freundlich herab zu den Blumen, diesen Sternen der Erde. Palmen beschatten die wunderbare Blütenpracht, und aus dem Grün des Orangenbaumes tönt uns der Schlag der Nachtigall entgegen. Engel schweben durch die duftigen Blumengefilde und einen ihr süßes Loblied dem tausendstimmigen Lobgesang der Natur. In diesem seligen Gefilde der Liebe wandeln sich alle Dornen in Rosen, und das Kreuz wird zum wunderbaren Paradiesesbaum, dessen Hauch die kranke Seele gesund macht. Da findet das verirrte Schäflein seinen Hirten, Magdalena den Auferstandenen, der Wanderer nach langer, beschwerlicher Weltfahrt seine Seligkeit. Im Schatten des verklärten Kreuzesbaumes hält die Seele trautes Zwiegespräch mit ihrem Heiland und Erlöser, schöpft neuen Muth, stählt sich zur heldenmüthigen Nachfolge des Gekreuzigten. Klänge aus dem Hohen Lied ertönen, geweiht und vergeistigt durch die Geheimnisse des Kreuzes, ein Brautlied der Opferliebe, die in Schmerz und Leid alles für den Geliebten dahingibt, aber auch ein Brautlied der triumphirenden Liebe, welche den Menschen für ewig beseligend in Gott versenkt.

Dann verschwindet wieder die bezaubernde Vision in ahnungsvolle Ferne. Der Erdenpilger wird sich seines Looses bewußt, und sehnsüchtig blickt er empor zu dem Sternenhimmel, der wie ein Schleier sein einstiges Glück verhüllt.

An die Sterne. (Als estels.)

Heu quam sordet tellus, cum coelum aspicio.
(Sanct Ignaci.)

Nie welke Blumen! Spür' ich eure Düfte,
Ist mir der Erde Garten freudenleer.
Schwing' ich mich auf in eure hellen Lüfte,
Ist alles hier mir Nacht und trüb und schwer.

Wie herrlich seid ihr, wenn im Morgenschimmer
Euch Rosenhauch und Himmelsblau umkränzt!
Und löst die Sonne sich im letzten Flimmer,
Ein Perlenthau vom Abendhimmel glänzt.

Ein Riesenstrom scheint dann des Himmels Bogen,
Der über weite Welten mächtig fließt,
Ihr Gold- und Silbersand, der aus der Wogen
Meertiefem Grunde blitzend Licht ergießt.

Festkerzen seid ihr, die uns leuchtend prangen
Am Pfade des Triumphs, der uns bereit,
Freundliche Lampen, von Gott aufgehangen,
Zu leiten unsern Flug zur Seligkeit.

Tief unter mir werd' ich euch einst erblicken,
O Sterne, wie jetzt dieser Blumen Zier,
Und ihnen gleich träum' ich dann voll Entzücken,
Und Lied und Liebe wird zum Leben mir.

Wie Vöglein, die ans moos'ge Nest gewöhnet,
Sing' jubelnd ich denselben Freudenlaut,
Und süßer noch die gold'ne Leier tönet,
Die holde Engelhand mir anvertraut.

O, mit der Mutter jubeln dort und singen
Schon meine jüngsten Brüder traut und schön.
Den Vater treff' ich, und die Freunde bringen
Rasch alle, alle zu den lichten Höh'n.

Dort darf mein Herz sein trautes Nest sich bauen,
Bei Jesus selber, meiner Liebe Stern,
Und seine, meine Mutter werd' ich schauen — —
Ach, wär' ich dort, was thu' ich hier noch fern!

Weh! Wolken thürmen rings sich, trüb und trüber.
Wie trostlos eng kommt mir mein Kerker vor!
Und schau' ich in die sel'gen Höh'n hinüber,
Unmöglich scheint's, zu klimmen dort empor!

Gib, Liebe, Flügel mir, hinaufzuschweben
Gleich einer Taube, sehnend himmelwärts,
Und ew'ge Rast zu finden für mein Leben
In des Erlösers lieberfülltem Herz!

In Strömen fließt mir dann der Liebe Bronnen,
Von dem ein Tröpflein schon mein Sehnen stillt;
Dann werd' ich singen erst voll Liebeswonnen,
Indessen hier mein Lied nur trauernd quillt.

O Liebessehnsucht, laß mich segelnd fliegen
Durch jenen Ocean von Glorienschein,
Mich sanft auf seinen Strahlenwellen wiegen,
Laß seinen süßen Duft mich athmen ein!

O Blumen in des Lammes heil'gem Garten,
Ob auch für mich bald euer Lenz erscheint?
Ihr Engel, sagt, muß ich noch lange warten,
Bis reiner sich mein Lied dem euern eint?

Ward ich zum Flug noch lauter nicht befunden?
Und weine büßend doch bei Tag und Nacht,
Und ist um mich entblättert längst entschwunden
Im Grabesschoß so vieler Rosen Pracht!

Rosen des Himmels! Ach, mit euch zu singen,
Ist noch die Zeit gekommen nicht für mich.
Nur trauernd kann mein Auge zu euch bringen
Aus weiter Fern' und füllt mit Thränen sich.

Diese Sehnsucht nach dem Himmel, ein Grundaccord aller christlich-religiösen Lyrik, kehrt in mannigfachen, ebenso tief empfundenen Variationen wieder, so in dem längern Gedicht „Anyoransa del Cel“ (Verlangen nach

dem Himmel), in den Oden „A mon Deu“ (An meinen Gott), „Volada de l'anima“ (Flug der Seele), „Anyoransa“ (Verlangen) u. a.

Der Dichter gibt sich aber nicht in vermessener Ueberhebung einem schwelgerischen Traum einstiger Seligkeit hin, noch begnügt er sich, in unfruchtbarem Sehnen um das verlorene Paradies zu klagen; in inniger, kindlicher Andacht betrachtet er die Geheimnisse der Sünde, der Erlösung, des Kreuzes. Mit wunderbarer Innigkeit umschreibt er den Ruf des Erlösers: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken“ (Jesus als pecadors), und die Antwort des reuigen Sünders spiegelt den tiefsten, wahrsten Reueschmerz (Lo pecador á Jesus):

Saboreje Joan vostres abrassos;
jo, com la Magdalena pecador,
que m'he esmunyit dels amorosos brassos,
á vostres plantes vull morir d'amor.

Andere Lieder verweilen mit tiefer Andacht bei dem Kreuze des Herrn, bei seinen fünf Wunden, bei seinem Erlösungstod; wieder andere bei der Auferstehung und dem Triumphe über Tod und Hölle. Großartig faßt ein Gedicht: „Wer ist wie Gott?“ (der katholischen Jugend von Barcelona gewidmet) die Majestät Gottes auf, wie sie sich in der Schöpfung der Welt, in den Strafgerichten des Alten Bundes, in der Ordnung und Schönheit des Weltgebäudes, im Himmel und auf Erden spiegelt, so daß der Ruf der entarteten Menschheit: „Krieg gegen Gott!“ als namenloser Aberwitz und Greuel erscheint.

Dem Wort „Idyll“ auf dem Titel der Sammlung entsprechen zumeist jene Stücke, welche sich in schlichter, beschaulicher Einfalt mit dem Geheimnisse der Kindheit Jesu befassen. Eines derselben mag als Probe hier seinen Platz finden:

Die Flucht nach Aegypten.

Als gen Aegypten Maria floh,
Zog mit der Engelein Schaar;
Die einen ebnen den steinigen Weg,
Die andern ihn zieren mit Grün,
Die dritten streuen Blumen darauf,
Doch die Mutter benetzt ihn mit Thränenthau,
Daß seinen Gott das Volk bedroht,
Das er vor allen geliebt.
Still zieht vor ihr Sanct Joseph her
Mit dem blühenden Lilienzweig,
Und wechselt, daß sie rasten mag,
Mit der Jungfrau die süße Last.
Den Engelein ist das nicht gewährt,
Doch sie weben ein goldenes Zelt,
Daß nicht der Wüste Sonnenbrand
Das Himmelskind berührt.
Und wie sie kommen zum mächtigen Nil,

Da rüsten sie ihm ein Boot,
Sie breiten als Ruder die Arme weit,
Als Segel die Schwingen aus.
Die Lotosblume erschließt ihr Aug',
Das Jesuskind zu schau'n;
Der heilige Ibis, aufgescheucht,
Zu den Pyramiden flieht,
Zu künden den Göttern den nahen Fall,
Zu künden den Göttern den Untergang.
Indes sie fahren über den Nil,
Die Abendsonne sinkt;
Am Ufer einen Palmenbaum,
Den wählen sie zur Rast;
Der senkt herab die Fächer weit
Und wölbt sich zum schirmenden Dach,
Wie ein weites, schönes, grünes Zelt,
Da läßt sich sicher ruh'n.
Und durchs Gezweige der Eng'lein Schaar
Schwebt singend hin und her,
Und Geigen tönen und Citherklang
In trauter Harmonie,
Und lullen das Kindlein in süßen Schlaf;
Doch die Mutter schlummert nicht:
„Singet ihr Eng'lein, singt und spielt,
Und flieget von Zweig zu Zweig.
Auf meinem Schoß das liebe Kind
Im Schlummer träumt und weint.
Es träumt zu schauen auf einem Berg
Errichtet ein hohes Kreuz.
O singet ihr Eng'lein, singt und spielt,
Bis uns der Morgen graut."
Und die Jungfrau wieget und wieget,
Die Engelein singen und singen,
Und gar so lieblich ist das Lied,
Noch trauter die Melodie.

Besänft'ge, Nachtigall, den Schlag, den vollen!
Dies Kind ist Gott. O wecke es nicht auf!
Laß stiller, Bächlein, deine Wellen rollen!
Sei ruhig, Wind, und zügle deinen Lauf!
Schlumm're und träume, Maria's Kind,
Liebliche Träume selig und lind.

Mit süßem Duft die Rosen für dich blühen,
Die Töchter Sions seufzen auf nach dir;
Denn öffnest du die Wimpern, wird erglühen
Ihr Morgenlicht, des schönsten Tages Zier.
Schlumm're und träume, Maria's Kind,
Liebliche Träume selig und lind.

Die Götzen zittern. Ihre Weihelieder
Verstummen nun. Die Stunde ist nicht fern.
Der Himmel steigt mit dir zur Erde nieder,
In dir erstrahlet Jakobs Freudenstern.
Schlumm're und träume, Maria's Kind,
Liebliche Träume selig und lind.

Gleich Moyses steigst du aus des Niles Wellen,
Und eine Königsbraut im Arm dich hält,
Aegypten wird zum Herrscher dich bestellen,
Rom reicht das Scepter dir der ganzen Welt.
Schlumm're und träume, Maria's Kind,
Liebliche Träume selig und lind.

Das klingt wie ein Nachhall aus einem mittelalterlichen Marienleben, etwas modern angehaucht und mit mehr künstlerischer Feinheit ausgeführt, aber unbeschadet des herzlichen, kindlich frommen Grundtons. Das Gedicht entspricht in dieser Hinsicht einer gar lieblichen Composition des Düsseldorfer Malers Müller, welche denselben Stoff behandelt, nur daß das Jesuskind hier nicht schlummert, sondern freudig der Musik des Engels lauscht.

Aus der Heiligenlegende hat Verdaguer in jener ersten Sammlung verhältnißmäßig wenige Stoffe ausgewählt, und zwar nur von mehr lyrisch-idyllischem, als epischem Charakter. Es sind geistliche Minnelieder, in den Mund oder in den Charakter der betreffenden Heiligen gelegt. So die „Mystische Verlobung der hl. Katharina", das Martyrium der „Hl. Cäcilia", ein Zwiegespräch zwischen „Jesus und St. Gertrud", der „Tod des hl. Franziskus von Assisi", der „Tod der hl. Gertrud". Sie athmen alle eine engelgleiche Zartheit, die an die Bilder des Fra Angelico erinnert. Der „goldenen Legende" ist die folgende Scene aus dem Leben des sel. Gottfried entnommen:

Süßer Besuch.

In der Klosterkirche Chor
Singt Gofredo mit den Mönchen,
Singt die Mette um die Stunde,
Da die Nachtigall sie singt.
Wie die Bien' im heil'gen Garten
Er von Blum' zu Blume schwebt,
Von der Antiphon zur Lesung,
Von der Lesung zum Versikel.
Scheint ihm dieser Himmelsnektar,
Jene süßer noch als Honig.
Doch der Psalm, von allen Strömen,
Scheint ihm, gibt die meisten Thränen,
Ist die perlenreichste Woge,
Ist des Goldes reichste Mine.
Seiner reinen, schönen Seele
Ist Gebet der Lebensodem,
Und noch süßer ist's Gofredo,
Da Marientag ist heute.

Doch sie selbst muß daran finden
Süßen, lieblichen Geschmack.
Denn vom Himmel steigt sie nieder,
Um es nah, recht nah zu hören.
Es erscheint ein Licht, herunter
Schwebt es still vom Hochaltare,
Es erscheint der Stern des Morgens,
Den gewohnten Platz vertauschend.
Durch der Mönche Reihen zieht sie,
Wie der Gärtner zwischen Blumen,
Allen lächelnd freundlich zu,
Jedem traut ein Wörtchen lispelnd,
Lispelnd in der Engel Sprache,
Die im Himmel nur man lernt;
Süße Sprache, die auf Erden
Nimmermehr versteh'n die Sünder.
Als sie alle hat besucht,
Schwebt sie durch des Chores Pforte,
Läßt ihn traurig, gleich der Erde,
Wenn des Tages Licht verschwand.
Schritt für Schritt folgt ihr Gofredo,
Hingerafft von heil'ger Liebe,
Und er drücket sein Brevier
An das Herz wie einen Zweig,
Einen Zweig von Lenzesrosen
Von dem Rosenstrauch der Liebe.
Da die Jungfrau das gewahrt,
Lächelt sie, eh' sie entschwindet,
Wie ein holder Stern beim Scheiden
Noch einmal ihm mildreich zu,
Grüßend ihn mit diesen Worten,
Die ihm sind gleich gold'nen Pfeilen:

„Lieber Gofredo,
Kehre zurück
Betend zum Chore,
Wie der Schwan zu dem Bache,
Die Biene zur Rose,
Der Schnitter zur Saat;
Denn gut ist die Sichel.
Mir aufwärts zu folgen,
Ist noch nicht die Stunde,
Sie ist noch nicht da.
Doch naht sie sich, freudig
Mit ewigen Blumen
Umkränzend die Stirn." —

Da die Stunde gekommen,
Da weint er vor Freude,
Ein armer Gefang'ner,

Dem aufgeht der Kerker,
Ein armer Verbannter,
Der heimgeht zum Himmel,
Ein nächtlicher Erdkreis,
Dem taget der Morgen.
Wenn dieses heißt sterben,
Wie süß ist der Tod dann!
Zu Häupten den Heiland,
Zur Seite Maria,
Weit offen vor Augen
Des Himmels Glanz.

Ein anderes dieser geistlichen Idylle ist aus der Legende der heiligen Aebtissin Juliana geschöpft. Es ist Weihnachten. Ein furchtbarer Wintersturm hat die ganze Gegend unter Wasser gesetzt und hindert die Nonnen ihres Klosters, zur Weihnachtsmesse in die nahe Kirche zu gehen. Da erscheint ihnen ein Engel und fragt sie: „Was wollt ihr jetzt?" — „„Nur eine Barke, um zur Messe zu fahren."" — „Der Schatz, den ich euch bringe, ist aber mehr werth." — „„So bringst du uns eine goldene oder silberne Brücke, die wie die Milchstraße über das blaue Meer führt?"" — „Der Schatz, den ich euch bringe, ist aber mehr werth." — „„Bringst du uns Flügel, um nach Bethlehem zu fliegen?"" — „Den Schatz, den ich euch bringe, bezahlt der Himmel nicht. Seht hin, das Jesuskind, das diese Nacht soeben geboren ist, die heilige Jungfrau gibt es euch zur trauten Gabe." — Und der Engel legt der hl. Juliana das Jesuskind auf den Arm, wie eine Biene auf die Blume, wie einen Kelch auf den Altar. Und nun folgt ein Minnelied voll seligen Entzückens an das Christkind, das die Sehnsucht seiner frommen Verehrerinnen so wunderbar belohnt hat.

Ueberraschen und erfreuen wird es den deutschen Leser, unter den verschiedenen Liedern auch eines zu finden, das man als Umdichtung eines frommen deutschen Volksliedes bezeichnen kann. Es ist eine Lobpreisung des allerheiligsten Altarssacramentes, die in viele Gesangbücher Aufnahme gefunden hat. Dieses schlichte Lied, das in seinen sieben Strophen die ganze Natur zur eucharistischen Feier zart und sinnig herbeizieht, lautet in der neucatalanischen Bearbeitung Verdaguers folgendermaßen:

Alabanses al Santíssim.

1. Himmelsau, licht und blau,
Wie viel zählst du Sternelein?
Ohne Zahl! So vielmal
Sei gelobt das Sacrament.

(1) Nit de Juny ¿quántes estrelles
veus sortir com flors novelles
al jardí del firmament?
Tantes vegades
alabanses sian dades
al santíssim Sagrament.

2. Gottes Welt, wohl bestellt,
Wie viel zählst du Stäubelein?
Ohne Zahl! So vielmal
Sei gelobt das Sacrament.

(5) ¿Quántes son tes ones totes,
mar? cada ona ¿quántes gotes
que remous eternament?
Tantes vegades
alabanses sian dades
al santíssim Sagrament.

3. Sommerfeld, uns auch meld',
Wie viel zählst du Gräselein?
Ohne Zahl! So vielmal
Sei gelobt das Sacrament.

(4) ¿Quánts brins d'herba té l'herbatge?
¿quántes fulles té 'l boscatge?
quánts remors escampa 'l vent.
Tantes vegades
alabanses sian dades
al santíssim Sagrament.

4. Dunkler Wald, grün gestalt't,
Wie viel zählst du Zweigelein?
Ohne Zahl! So vielmal
Sei gelobt das Sacrament.

(3) ¿Quántes flors com jardinera
té la hermosa primavera
per mostrar al sol naixent?
Tantes vegades
alabanses sian dades
al santíssim Sagrament.

5. Tiefes Meer, weit umher,
Wie viel zählst du Tröpfelein?
Ohne Zahl! So vielmal
Sei gelobt das Sacrament.

(2) Univers, ¿quánts grans de terra
tens del pla fins á la serra,
de Llevant fins á Ponent?
Tantes vegades
alabanses sian dades
al santíssim Sagrament.

6. Sonnenschein, klar und rein,
Wie viel zählst du Fünkelein?
Ohne Zahl! So vielmal
Sei gelobt das Sacrament.

(7) ¿Quánts anys tens, y dies y hores
eternitat, que devores
los segles com un moment?
Tantes vegades
alabanses sian dades
al santíssim Sagrament.

7. Ewigkeit, lange Zeit,
Wie viel zählst du Stündelein?
Ohne Zahl! So vielmal
Sei gelobt das Sacrament [1].

(6) ¿Quánts raigs tens, o sol bellísim,
quan com l'Hostia del Altíssim
vas alsante en Orient?
Tantes vegades
alabanses sian dades
al santíssim Sagrament.

Wie man sieht, hat der Catalane die Strophen des deutschen Liedes in folgende Reihenfolge umgestellt: 1, 5, 4, 3, 2, 7, 6. Er beginnt mit dem Meere, dann erst läßt er Wald, Garten, Erde folgen, und während der Deutsche in mehr philosophischer Weise Zeit und Ewigkeit an den Schluß rückt, versetzt er die Sonne mit ihren Strahlen dahin, vergleicht ihren Aufgang sinnreich mit der Erhebung der Hostie beim heiligen Opfer und lenkt so in einem herrlichen, sinnenfälligen Bilde zur eucharistischen Feier selbst zurück.

Es würde zu weit führen, auf alle die kleineren Sammlungen Verdaguers im einzelnen einzugehen. Zu den meisten ist der Ansatz schon in der ersten gegeben. Der Tod des hl. Franciscus entwickelt sich zu einem ganzen Romanzenkranz über diesen Heiligen, die zarten Idylle aus dem Jugendleben des Heilandes zu einem ähnlichen Romanzenkranz über die Kindheit Jesu, vereinzelte Marienlieder zu einer umfassenden Marienlegende des Montserrat.

---

[1] Heinrich Bone, Cantate! Paderborn, Schöningh, 1872. 6. Aufl. S. 278.

Die letztere schließt sich an die bereits gegebene Gestaltung der Legende an, führt sie aber in echt poetischer Weise und mit hoher Formvollendung weiter aus. Den Inhalt haben wir schon früher erwähnt und brauchen hier nur hinzuzufügen, daß Verdaguer in Verherrlichung des berühmten Wallfahrtsortes mit den tüchtigsten Dichtern seiner Heimat um die Palme ringt und in Tiefe der religiösen Auffassung wohl die meisten überflügelt.

Ganz neu und eigenartig ist aber eine seiner letzten Dichtungen, „Der Traum des hl. Johannes", in welcher er den Versuch gemacht hat, die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu in einem ähnlichen geistlichen Romanzenkranz zum Ausdruck zu bringen, wie er es bereits bei anderen religiösen Geheimnissen gethan. Die Dichtung ist dem Papste Leo XIII. gewidmet, der gleich seinem Vorgänger auf dem Apostolischen Stuhle jene früher vielbestrittene, von manchen Gläubigen nicht genug gewürdigte Andacht der ganzen christlichen Welt wiederholt angelegentlichst empfohlen, durch gewichtige Erlasse und Privilegien gefördert hat. Auf dem Gebiete der darstellenden Kunst hat diese Andacht schon viele hervorragende Meister inspirirt und beschäftigt. Bedeutende Musiker haben für das zum allgemeinen Kirchenfeste erhobene Herz-Jesu-Fest Messen, Hymnen, Motetten, Lieder componirt. In der Poesie aber ist es bis dahin bei kleinen lyrischen Dichtungen geblieben. Verdaguer ist unseres Wissens der erste, der sich die Aufgabe gestellt hat, dem göttlichen Herzen eine größere Dichtung zu widmen.

Seine Andacht hat ihn dabei auf den schönen, tiefsinnigen Gedanken geführt, den Jünger der Liebe selbst, den Evangelisten Johannes, zum Hauptträger derselben zu wählen. Er versetzt sich im Geiste an das letzte Abendmahl, in den Augenblick, wo Johannes, nach dem Berichte des Evangeliums, an der Brust Jesu ruhte. Er läßt ihn da entschlummern, und er erzählt uns seinen Traum, und dieser Traum ist die Geschichte des göttlichen Herzens Jesu, von jenem denkwürdigen Augenblick der Einsetzung des heiligen Altarssacramentes bis zum letzten der Tage. Es ist das Eigenartige der prophetischen Vision, daß sie, gleich dem Schauen der Ewigkeit, in einem Moment die entlegensten Zeiträume vereinigen kann. Aber die Fiction enthält darum nichts Widersprechendes oder Unwürdiges, vielmehr ergibt sie sich aus liebevoller Betrachtung ganz ungezwungener- und ungesuchterweise. Sie ist und bleibt natürlich Poesie — ein Traum; aber ein Traum, der jedes gläubige, liebende Gemüth unwillkürlich fesseln muß und in gewinnendstem Bilde die Andacht lehrt und einflößt, aus der er selbst hervorgegangen. Lassen wir indes den Dichter selber sprechen.

Der Traum des hl. Johannes.

Als zum letzten Ostermahle
Jesus alle seine Jünger
Sah vereint um seine Tafel,
Lauschend seiner süßen Stimme:
Da er immer sie geliebt,
Liebte er sie bis zum Ende.

Drum, umgürtet mit dem Linnen,
Kniete er vor ihnen nieder
Und wusch jeglichem die Füße,
Thränen mischend mit dem Wasser.
Dann, als alle er gewaschen,
Hub er an mit diesen Worten:
„Sehnlich hat es mich verlangt,
Dieses Fest mit euch zu feiern,
Meiner unbegrenzten Liebe
Heil'ge Satzung euch zu geben:
Wie ich alle euch geliebt,
Also liebet ihr einander!"
Seinen Leib gibt er zur Speise
Und zum Trank sein heilig Blut,
Und berauscht von diesem Trank,
Fühlt Johannes sel'ge Wonne,
Neigt sich an des Heilands Herz,
Wie ein Sänger an die Harfe,
Und der Liebe mächt'ger Schlag
Tief durchzittert seine Seele.
Bei dem süßen Himmelsklang
Wie ein Kindlein er entschlummert,
Und die Träume, die er träumte,
Waren süßer noch an Lust.
Denn im Traume Adlerschwingen
Sah zum Flug er sich verliehen,
Und vom Herzen Christi schwebt' er
In den Schoß des ew'gen Vaters,
Schaut die unermess'ne Sonne,
Der ein Strom des Lichts entflutet,
Und der Sonne und dem Lichte
Ew'ger Liebe Glut entquillt.
Aus dem unerforschten Borne
Schwebt er nieder dann zur Erde;
Denn der Lichtstrom ist das Wort
Und das Wort ist Fleisch geworden,
Und er schaut es hoch am Kreuz
Auf dem Gipfel eines Berges
Erd' und Himmel mit den Armen
Süß zu ew'gem Bund umschlingen.

Den Adam glaubt im Traum er zu erblicken,
Den ird'schen nicht, des Himmels ersten Sohn;
Dort ruht er an dem kahlen Felsenrücken,
Und Tod umfängt ihn als der Liebe Lohn.

Die Arme streckt er aus, dich zu umfangen,
Zum Kuß sein Haupt er voller Liebe senkt;

Dich zu erkaufen — kannst du mehr verlangen? —
Sein Leben und sein Blut zum Pfand er schenkt.

Fahl starrt sein Antlitz, welk und schmerzdurchdrungen,
Doch auf den Lippen die Versich'rung schwebt:
Ich schlumm're, doch mein Herz wacht unbezwungen;
Todt ist mein Leib, doch meine Liebe lebt.

Es ist vollbracht! Der Erde harte Scholle
Ist mit des Schöpfers Sühneblut getränkt;
Aus Händen, Füßen dringt der Strom, der volle,
Der seiner Liebe Durst nicht Stillung schenkt.

Er schwimmt in Blut; aus jeder seiner Wunden
Entquillt die göttlich reiche Segensflut.
Wo ist der Quell, drin Ursprung sie gefunden,
Drin sie durchdrungen ward mit Purpurglut?

Von jedem Dorn und Nagel Bächlein fließen;
Ganz wird die heil'ge Traube ausgepreßt;
Der edle Wein, aus dem die Jungfrau'n sprießen,
Er wird gekeltert bis zum letzten Rest.

Grausame Henker! Gräber dieser Mine!
Was grabt ihr draußen? In das Inn're dringt!
Da funkeln erst die köstlichsten Rubine.
Oeffnet das Herz, aus dem das Heil entspringt!

Verschloss'ner Born, o laß dich weit ergießen —
Die Welt sehnt sich nach deiner Wogen Strahl!
Verschloss'ner Garten, laß den Wohlduft fließen,
Der stillen kann des Menschenherzens Qual!

Wie Moyses einst den Stab, zu mächt'gem Stoße
Longinus schwingt den Speer — und auf sich thut
Der heil'ge Fels: gleich Thau aus seinem Schoße
Das letzte Wasser quillt, das letzte Blut.

Die Liebe, die der Augen Glanz verloren,
Ihr Innerstes der Menschheit nun vertraut,
Und aus der Brust des Schlummernden geboren
Die Kirche tritt, des Heilands ew'ge Braut.

Wie schön strahlt sie, die Erbin seiner Freuden,
Entsproßt dem Kreuzesstamm in Todesschmerz.
Er schmückt mit seinem Ruhm sie, seinen Leiden,
Und pflanzt in ihre Brust sein eig'nes Herz.

Vom Todesschlummer dann zu sich gekommen,
Grüßt er die Braut verklärt in Himmelszier:
„Fleisch du von mir, Gebein, von mir genommen,
Ein Herz und eine Seele bleiben wir!"

Aus dieser Liebe reinem Bund entsprungen,
Erfüllt der Christen Volk die weite Welt,
Und wie den Nestling hält das Nest umschlungen,
Ist ihnen Christi Herz ein schirmend Zelt.

Daß offen stets die reiche Quelle bliebe,
Zum gold'nen Schlüssel ward der Lanzenschaft:
Da trinken Glauben sie, Hoffnung und Liebe,
Da schöpft die Menschheit neue Jugendkraft.

Getränkt von diesen Fluten, wird zum Garten
Aegyptens öder, unfruchtbarer Sand,
Um Asiens Stamm, den abgedorrten, harten,
Grünt eines neuen Lenzes Festgewand.

Einöden blüh'n in weißem Lilienflore,
Und Menschen leben reinen Engeln gleich,
Die Sterne neigen sich, dem Jubelchore
Zu lauschen froh im ird'schen Gottesreich.

Zum Abgrund flieh'n die finstern Nachtgestalten,
Nicht Haß, nicht Trauer mehr Verzweiflung schürt;
Denn Licht und Leben, Trost und Freude walten,
Wo Jesu Herz der Liebe Scepter führt.

O Dämmerung des Reiches ew'ger Wonne,
Der Liebe Meer! Tauch uns in deine Flut!
Die ganze Welt, o Paradiesessonne,
Erleucht', entflamme, segne deine Glut!

Dieser Wunsch erfüllt sich, nicht auf einmal, wohl aber im Verlaufe der Jahrhunderte, nach dem ewigen Rathschluß Gottes. Das göttliche Herz, diese Sonne der Geister, am Kreuze scheinbar untergegangen, erhebt sich zu neuem Laufe und erleuchtet vor allem Seelen, die, gleich Bergen, hoch über die Menschheit emporragen. Einsam strahlt darum in seiner Strahlenfülle zuerst Maria, seine makellose Mutter. Dann aber steigt das herrliche Gestirn, breitet immer weiter sein Licht aus, und in wunderbarer Procession sieht der hl. Johannes die Helden der Liebe, die auserwählten Lieblinge Christi einherschreiten.

Die Dichtung löst sich nun, wie bei anderen Werken Verdaguers, in einen Kranz von kleineren, romanzenartigen Gedichten auf, von denen jedes einen jener bevorzugten Verehrer des göttlichen Herzens kurz und treffend charakterisirt. Dem angewandten Hauptvergleich entsprechend, sind sie in drei Gruppen getheilt: „Sternenglanz" (Celistia), „Morgendämmerung" (Albada), „Sonnenaufgang" (Sol-ixent). Bei den Heiligen der ältern christlichen Kirche und des Mittelalters findet sich schon das Wesen der Herz-Jesu-Andacht, aber nicht ausdrücklich zur besondern Andacht entwickelt; darum vergleicht sie der Dichter mit dem Sternenlicht, welches das volle Licht der Sonne nur theilweise, nicht mit voller Klarheit für uns wiederstrahlt. An die allerseligste Jungfrau, welche dem Monde gleich zwischen den anderen Gestirnen einherzieht, reiht sich

zunächst der Völkerapostel; dann folgen die Kirchenväter St. Ambrosius und St. Augustin; die Ordensstifter St. Benedikt, St. Bernhard, St. Franciscus von Assisi und St. Dominicus; die großen Theologen St. Thomas von Aquin und St. Bonaventura; der apostolische Missionär St. Vincenz Ferrer. Zwischen sie ist der Catalane Raimund Lull gereiht, der noch heute in Spanien vielfach als ein heiligmäßiger Mann verehrt wird, und Dante, der größte Dichter des Mittelalters. Es folgen dann die heiligen Jungfrauen Gertrud, Mechthild, Luitgard, Katharina von Siena und Magdalena von Pazzi.

Nach der Zeit der großen Glaubenstrennung tritt die Andacht zum göttlichen Herzen deutlicher hervor, aber noch nicht von anderen älteren Andachten gesondert. Diese „Morgendämmerung" spiegelt sich in den Schriften und im Leben der hervorragendsten Heiligen der nächsten Zeit, aus welchen der Dichter die folgenden hervorhebt: den hl. Johannes vom Kreuz, die hl. Theresia, die hl. Rosa von Lima, den hl. Ignatius von Loyola, den hl. Franz Xavier, den sel. Petrus Canisius, den hl. Aloysius von Gonzaga, den hl. Philipp Neri, den hl. Michael de Santi, den hl. Vincenz von Paul und den hl. Franz von Sales.

Den „Sonnenaufgang", d. h. die ganze und volle Gestaltung der Andacht zum göttlichen Herzen Jesu, bezeichnet die sel. Maria Margaretha, deren Auserwählung, Aufgabe und Thätigkeit deshalb in einem längern Gedichte gefeiert wird. In dieser Andacht erneuern, erfüllen und erschöpfen sich gewissermaßen alle früheren Liebeserweise Christi an die Menschheit. Alle Liebe ist ja diesem Herzen entströmt, und zu diesem Herzen ruft er nun alle, um die starre, kalte Welt mit Liebe zu entzünden. Doch gerade diese neue Offenbarung seiner Liebe führt eine neue Scheidung der Geister herbei. Die Traumvision des Liebesjüngers tritt aus der Klosterzelle von Paray-le-Monial hinaus in die heutige moderne Welt, in der sich alle christusfeindlichen Mächte zu neuem Kampfe wider Christus und seine Liebe vereinigt haben.

Zwei Riesen gleich sieht er waffenstarrend
Haß und Liebe im Kampf sich gegenübersteh'n.
Und der Haß ist das gewalt'ge Thier,
Das seinen Becher voll Gift und Galle
Den alten Völkern Europa's reicht,
Die Liebe einst gezeugt und großgezogen;
Und es hetzt sie auf zum Streit
Wider Christus und sein Heiligthum,
Und auf gen Himmel
Reckt trotzig es die mißgestalten Köpfe
Und speit mit Sturmeswuth
Gift und Galle aus.
Und von lichten Höhen
Sinkt die Welt und stirbt,
Und stirbt, weil sie nicht liebt.

Johannes weint und weint — —
Geschlossen schaut er auf dem Altar
Das heilige Buch, beschrieben von innen und außen.
Es öffnen sich sechs Siegel, eines nach dem andern,
Und Erd' und Himmel und die Engel beben.
Das siebente thut sich auf, und eine Stunde
Ruht die Welt, und St. Johannes weint nicht mehr.

„Apokalypse" ist dieser letzte Theil überschrieben, und mit Recht. Denn mit den Bildern und großentheils mit den Worten der johanneischen Apokalypse wird nun der Ausgang des großen Weltkampfes, das letzte Gericht, der Triumph des göttlichen Herzens, die Erneuerung der Welt und das ewige Reich der Herrlichkeit geschildert. Dann erwacht Johannes. Die Stunde von Gethsemani naht. Judas ist schon weggegangen; es ist eine schwarze Nacht. Alle weinen. Um seinen Herrn zu trösten, fragt ihn Johannes, ob er der Welt die Wunder seiner Liebe verkündigen dürfe. Jesus antwortet:

Ihnen dieses Herz zu zeigen,
Ist noch nicht die Stunde da.
Wie ein Baum die Kirche wächst
An den Ufern eines Stromes;
Noch zu schwach sind ihre Zweige,
Diese Frucht darauf zu tragen.
Verbum caro factum est,
Sollst für jetzt du ihnen sagen;
Und sie mögen tausend Jahre
Dies Geheimniß wohl betrachten.

Dann erst soll die Andacht zum göttlichen Herzen langsam emporbämmern und endlich sich zum vollen Sonnenglanze entfalten, dieses Herz in der Brust der Menschheit schlagen und mit seiner Liebe sich die ganze Welt erobern. Damit schließt die Dichtung, ganz dem Grundgedanken entsprechend. In der Ausführung enthält sie da und dort Stellen, welche dem deutschen Geschmack weniger zusagen werden. Doch ist das Ganze ungemein poetisch gedacht und kann höchstens solche unbefriedigt lassen, welche sich von der Herz-Jesu-Andacht und ihrer Stellung in dem gesammten Heilsplan keine richtige Vorstellung machen. Die schönsten Momente in der Entwicklung dieser Andacht sind zu einem höchst lieblichen Kranze verwoben, und der „Traum des Johannes" wird jeden, der ihn andächtig liest, mit Liebe für denjenigen erfüllen, dessen Liebe die Seele aller religiösen Dichtung ist.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Psallite sapienter. „Psalliret weise!" Erklärung der Psalmen im Geiste des betrachtenden Gebetes und der Liturgie. Dem Clerus und Volk gewidmet von Dr. **Maurus Wolter** O. S. B., Erzabt von St. Martin zu Beuron. Fünf Bände gr. 8°. Freiburg, Herder, 1871—1890. I. Band: Psalm I—XXXV. (XVI u. 603 S.) Preis: *M.* 6; geb. *M.* 8. II. Band: Psalm XXXVI—LXXI. (II u. 716 S.) Preis: *M.* 8; geb. *M.* 10. III. Band: Psalm LXXII—C. (II u. 567 S.) Preis: *M.* 6; geb. *M.* 8. (Die zweite Auflage von Band I—III ist in Vorbereitung.) IV. Band: Psalm CI—CXX. (II u. 624 S.) Preis: *M.* 6; geb. *M.* 8. V. (Schluß-) Band: Psalm CXXI—CL. (IV u. 515 S.) Preis: *M.* 5; geb. *M.* 7.

Weitaus die Hauptmasse dieser fünf Bände und 3051 Seiten fassenden Psalmenerklärung ist der „liturgisch-mystischen Anwendung" der Psalmenworte gewidmet (z. B. zu Ps. 31 S. 483—500; Ps. 32 S. 513—530; Ps. 33 S. 540—562; Ps. 40 S. 103—121; Ps. 50 S. 307—333; Ps. 68 S. 630 bis 653). Mit großer Sorgfalt wird zu den einzelnen Psalmen und Psalmenversen angegeben, eine wie vielfache Verwendung sie in Brevier und Missale, im Pontificale und Rituale gefunden haben. Durch erläuternde Umschreibung oder umdeutende Erklärung wird sodann gezeigt, welch herrliche Gedanken und ascetische Lichtblicke sich für die Feste des Herrn, seiner gebenedeiten Mutter, der heiligen Martyrer, Bekenner und Jungfrauen, sowie für die verschiedenen kirchlichen Festzeiten aus den Psalmenworten gewinnen lassen, und in welchem Sinn und Geist die einzelnen Versikeln sich der jedesmaligen liturgischen Verwendung einfügen und im Pontificale und Rituale bei den mannigfaltigsten Ceremonien, Weihen und Anläßen einen entsprechenden erhabenen Gedankeninhalt darbieten. Hier entwickelt der hochw. Herr Verfasser ein durch tiefes Studium und durch innige Andacht gereiftes Verständniß der kirchlichen Festzeiten, der Liturgie, der Ceremonien, und die weihevolle, nicht selten in edle Begeisterung aufflammende Darstellung ist vortrefflich geeignet, auch den Leser zu erwärmen und ihn zur Bewunderung und Würdigung der in den kirchlichen Officien niedergelegten Schätze anzuleiten. Er mag lernen, mit welchen Anmuthungen und Gefühlen er einen und denselben Psalm an den Festen des

Herrn und denen seiner Heiligen beten kann, und welcher Reichthum von Ideen und Anwendungen und Belehrungen sich aus den Psalmenworten gewinnen läßt, wenn diese im Lichte des kirchlichen Gebrauches betrachtet und als beredte Sprache kirchlicher Ceremonien aufgefaßt werden. Neben der liturgischen und rituellen Beziehung sind meistens noch für den Priester und Religiosen moralische Ausdeutungen gegeben, die zeigen, welchen Nutzen und welche Lehre er für seine Berufsarbeiten, für die Zeit der Kämpfe und Leiden u. s. f. aus dem Psalmengebete schöpfen könne und solle.

Im Anschlusse an die kirchliche Verwendung der Psalmen ist auch des öftern eine Beschreibung der Ceremonien und liturgischen Functionen eingeflochten; wir nennen beispielsweise die Aussegnung der Wöchnerin, Charfreitag und Charsamstag; Altarweihe, Abt- und Bischofsweihe, Reconciliation der Kirchen, Kerzenweihe, Processionen, Einkleidung der Novizen, Königskrönung, Taufwasserweihe. Bei diesem Anlasse werden mehrmals interessante geschichtliche Bemerkungen mitgetheilt, so gelegentlich der Ceremonie der Fußwaschung, der Ausschließung öffentlicher Sünder (II, 256. 315) u. s. f. Ebenso werden gelegentlich der Psalmworte dogmatische und moralische Lehrsätze bündig und klar auseinandergesetzt; auch Ursprung und Quelle theologischer Schulausdrücke wird manchmal aufgezeigt, so z. B. II, 452 für gratia praeveniens, concomitans, subsequens. Dieses und vieles andere, kurz den vielseitigen reichen Schatz dogmatischer, ascetischer, geschichtlicher Belehrung machen leicht zugänglich die den Bänden beigegebenen Register: Bd. II (für I und II): liturgisches Register, Namen- und Sachregister; Bd. III, IV je ein Sachregister; Bd. V Namen- und Sachregister.

Vor der liturgisch-mystischen Anwendung ist stets an erster Stelle der Text des Psalmes mitgetheilt, lateinisch mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung. Dabei wird durchgängig eine Abtheilung in Versgruppen zur Erleichterung des Ueberblickes über den Inhalt gemacht. An diese schließt sich die Erklärung und Erörterung des buchstäblichen Sinnes des Psalmes an und zwar so, daß nach der ersten Versgruppe zunächst über die Veranlassung des Psalmes, dessen geschichtliche Grundlage gehandelt wird. Freilich läßt sich diese mit Sicherheit nicht gar oft feststellen. Aber der hochw. Herr Verfasser ist doch redlich bemüht, aus dem Inhalte der Psalmen, falls die überlieferten Aufschriften keinen Anhaltspunkt gewähren, eine mehr oder minder wahrscheinliche Veranlassung zu gewinnen und einen geschichtlichen Rahmen aufzuspüren, in den die Stimmung des Psalmes hineinpassen möchte. Um ein Lied verstehen und würdigen zu können, muß allerdings der lyrische Standpunkt genau ermittelt werden; leider sind wir da bei den Psalmen oft nur auf mehr oder minder ansprechende Vermuthungen angewiesen. In diese Erörterungen sind ziemlich eingehende geschichtliche und geographische Bemerkungen verwoben; anderswo, wenn es der Inhalt des Psalmes zu erheischen schien, treffen wir sinnige Naturbetrachtungen, dichterische Schilderungen in gehobener und glänzender Sprache an. Ob dieses Blumengewinde nicht doch manchmal den Wortsinn des Verses so sehr umrankt, daß er mehr verdeckt als klar hervorgehoben wird?

Die Uebersetzung ist im ganzen als gut gelungen zu bezeichnen. Einzelne Härten und Unebenheiten hätten leicht vermieden werden können. So: für Geißeln bin ich fertig (II, 32), Gott, kehr uns um (converte nos III, 137 u. ö.). Ausdrücke wie: nach der Seele trachten, die Seele mir nehmen (I, 453; II, 31. 362) schließen sich zwar eng an anima der Vulgata an; allein, da sonst anima mit Leben, Willen, Lust, der Seele Lust übersetzt wird (I, 362. 571; II, 54. 96. 362; III, 89 u. s. f.), so wäre auch dort eine unserem Sprachgefühl mehr verständliche Wiedergabe zu wünschen. Da das Latein nicht die Originalsprache ist, in der die Psalmen abgefaßt sind, so sollte bei der Uebertragung eben jene Bedeutung des lateinischen Wortes gewählt werden, welche dem hebräischen Worte am meisten entspricht. Dasselbe gilt von ganzen Redensarten. Convertere animam ist z. B. I, 200 die Seele bekehren, I, 269 die Seele laben; letzteres entspricht dem Hebr.; aemulari Ps. 36, 1 ist nach dem Hebr. nur sich entrüsten, sich ereifern, wie es 36, 7. 8 wiedergegeben ist, nicht beneiden, was wir 36, 1 in der Uebersetzung lesen, während doch die gleichfolgende Erklärung den Neid nicht berührt, sondern an dessen Stelle die Entrüstung setzt. Daß für infernus (Scheol) so oft Hölle gesetzt wird, sollte vermieden werden; aber niemals ist infernus soviel als Grab. Das qui non accepit in vano animam suam Ps. 23, 4 ist I, 298 richtig übersetzt nach dem Sinn des Hebr.: wer nicht an Eitles seine Seele hängt; aber warum dann bald darauf S. 309: die Seele nicht nutzlos empfangen?

In der Einleitung lesen wir: „Der heutige hebräische Text des Psalters ... gibt ziemlich genau und unverfälscht den Urtext wieder. Die griechische Uebertragung ist eine sklavische und minder verläßliche. Diese hat mit allen Fehlern wiedergegeben die alte lateinische Uebersetzung (Itala), welche durch den hl. Hieronymus eine doppelte Verbesserung erhielt, die eine im Psalterium Romanum ..., die andere in unserem Vulgatatext“ (I, S. X. XI.). Und ebenda: „Die unmittelbar dem Text folgende Auslegung gibt vorwiegend den Literalsinn oder die ursprünglichen Ideen und Empfindungen des Verfassers“. Allein zu diesem Satze müssen zwei weitreichende Einschränkungen gemacht werden. Erstens wird in vielen Fällen der hebräische Text da nicht berücksichtigt und erklärt, wo er offenbar einen andern Sinn gibt, als die lateinische Uebertragung; zweitens wird vorwiegend der lateinische Wortlaut erklärt, und aus ihm werden Ideen und Empfindungen entwickelt, auch an den Stellen, die vom Sinn des hebräischen Textes sich weit entfernen. Das muß der Leser vor Augen haben, sonst kann er durch jene Sätze der Einleitung leicht in Irrthum geführt werden. So erfährt der Leser nichts von der Verschiedenheit des hebräischen Textes z. B. 4, 3; 10, 6 qui diligit iniquitatem, odit animam suam, aber hebräisch den Gottlosen und Unrecht Liebenden haßt seine (Gottes) Seele; so 18, 6; 21, 2 verba delictorum meorum, hebräisch aber ist nichts von delicta mea, auf welche Worte doch in der dem Text folgenden Auslegung so großes Gewicht gelegt wird, sondern: Worte meines Flehens; so 21, 31. 32; 24, 21; 34, 20; 42, 4 ad Deum qui laetificat iuventutem meam; im Hebr. steht nichts von Jugend, und daß גִּיל auch nicht Jugend

heißt, sondern exsultatio, wie das Wort z. B. Ps. 44, 16 übersetzt ist, wird auch durch Is. 16, 10, Jer. 48, 33, Joel 1, 16 u. a. klar. Ebenso fehlen Bemerkungen zu 43, 13; 49, 11 pulchritudo agri; da steht im Hebr. derselbe Ausdruck, der 79, 14 mit singularis ferus gegeben ist; nur zu letzterer Stelle ist III, 143 angemerkt: Getümmel der Felder (Hebr.), unbändiges Wüstenwild; 49, 18. 22; 54, 11. 22; 58, 5. 13. 14; 59, 10 olla spei meae, von spes mea ist nichts im Hebr., sondern bloß „mein Waschbecken"; 61, 5 cucurri in siti, aber hebräisch: sie haben Gefallen an Lügen, und demnach ist die Erklärung: „ich laufe, setze mit äußerster Anstrengung die Flucht fort, dürstend, heißbegehrend nach göttlicher Hilfe" nicht die ursprüngliche Idee und Empfindung des Verfassers des Psalmes, wie man nach obigen Worten der Einleitung schließen müßte. Aehnliches gilt von 62, 2 sitivit in te anima mea, quam multipliciter tibi caro mea; daß das Fleisch vielfach verlangt, ist nicht im Hebr., und es könnte selbst auffallend erscheinen, wenn dem Fleische ein multipliciter sitire, der Seele ein einfaches Dürsten nach Gott beigelegt würde. Ebenso vermißt man eine Bemerkung zu 63, 7. 8; neben anderem ist dem Leser nicht gesagt, warum defecerunt scrutantes scrutinio II, 516 übersetzt ist: sie sind fertig mit dem fein ersonnenen Plan; aber S. 525: sie wurden zu Schanden mit den Erfindungen ihrer Bosheit. Das distulisti, hebräisch du entrüstest dich, ist angemerkt zu 88, 39; es hätte auch zu 77, 21 bemerkt werden sollen. Doch genug der Beispiele.

Ganz gut wird II, 354 zu Ps. 52, 6 (quoniam Deus dissipavit ossa eorum qui hominibus placent, hebräisch Gott zerstreut die Gebeine deines Belagerers) gesagt: die Lesart des lateinischen Textes wird auf die irrthümliche Verwechslung eines Buchstabens zurückgeführt u. s. f. Hätte es doch dem hochwürdigen Herrn Verfasser gefallen, bei den vielen Stellen, in denen der lateinische Wortlaut einen ganz andern hebräischen Text als den heutigen vorauszusetzen scheint, durch ähnliche Bemerkungen das wahre Sachverhältniß klarzulegen. Denn was scheint verschiedener als z. B. accedet homo ad cor altum et exaltabitur Deus; sagittae parvulorum factae sunt plagae eorum und das hebräische: das Innere des Mannes und das Herz ist tief, und schießen wird sie Gott mit dem Pfeile; plötzlich entstehen ihre Wunden? Und doch liegt derselbe Consonantentext zu Grunde, nur daß LXX statt פתאם lasen טפים. Fast immer aber stellt der hochwürdige Herr Verfasser beide dem Wortlaute nach so verschiedenen Texte einfach und unvermittelt nebeneinander. Dem Leser müssen daraus wahre Räthsel erwachsen, besonders wenn er sich an das in der Einleitung I. S. XXI. Gesagte erinnert; er muß schließlich glauben, dem griechischen Uebersetzer (dem ja der Lateiner genau folgt) habe wohl an sehr zahlreichen Stellen ein ganz anderer Text vorgelegen, sehr verschieden von dem heutigen. Aber in Wahrheit ist es oft derselbe, oder nahezu derselbe Consonantentext, anders gelesen, anders verbunden, hie und da mit Verwechslung ähnlicher Buchstaben u. dgl. m. So lesen wir Ps. 87, 11 aut medici suscitabunt; dazu finden wir III, 278 die Anmerkung: der Urtext hat für Aerzte Rephaim, die Riesen, oder richtiger die Schwachen, die kraftlosen Schatten. Gut; aber der Leser wird sich fragen: wie kommt medici

in den Text? Darauf Antwort zu geben, war doch so leicht und, scheint uns, auch nützlich. Die gleiche Bemerkung wäre zu vielen Stellen zu machen; z. B. Ps. 15; 20, 13: in reliquiis tuis praeparabis vultum eorum, hebräisch mit deinen Sehnen zielest du auf ihre Gesichter; 28, 6 et comminues eos tamquam vitulum Libani et dilectus quemadmodum filius unicornium, hebräisch er macht sie hüpfen wie ein Kalb; den Libanon und Schirjon wie einen jungen Büffel; und zu 29, 6; 31, 4. 7; 57, 8; 73, 5; 75, 11. 83, 7. 8; 84, 9; 87, 19; 89, 3. 5. 8. 9; 90, 6; 109, 3 u. s. f. Hier sind genau die Verschiedenheiten beider Texte verzeichnet; aber vergebens sieht man sich nach einer Erklärung um, die in all diesen Fällen gar leicht gegeben werden konnte. Diese wäre, scheint es, für die richtige Auffassung und Würdigung des überlieferten Textes und der Uebersetzung wichtiger gewesen, als die vielen etymologischen Versuche über lateinische Wörter, die doch manchmal weder der Wissenschaft noch der Frömmigkeit dienen.

An anderen Stellen hat der griechische Text noch das mit dem Hebr. übereinstimmende Wort, ist aber vom lateinischen Uebersetzer mißverstanden worden. Auch diese Fälle sind interessant und lehrreich. Leider wird auch hierüber dem Leser kein Aufschluß gegeben. Das Wort ὑπόστασις z. B. Ps. 38, 8 hat noch dieselbe Bedeutung, wie das entsprechende hebräische, nämlich Vertrauen; der Lateiner gibt es mit substantia, was ὑπόστασις auch bedeutet, aber das hebräische Wort nicht. Ps. 131, 1 memento, Domine, David et omnis mansuetudinis eius ist V, 178 übersetzt: gedenke . . . all seiner Mildigkeit; S. 182 wird Milde in „Mühewaltung" umgedeutet. Wie so? wird der Leser fragen; ist das nicht ein Spiel mit Worten und Begriffen? Ein Hinweis auf das Original und die Art der Uebersetzung hätte die Sache klar gemacht.

Das sind einige Wünsche, die ich gern in dem Buche zum Nutzen der Leser verwirklicht gesehen hätte, zumal dieselben auch innerhalb des vom hochw. Herrn Verfasser gezogenen Rahmens fallen. Denn er spricht es selbst aus, daß zwar die kritische, bloß wissenschaftliche Erforschung der Psalmen nicht eigentlich seine Aufgabe sei, daß sie aber doch dem Werke den festen Boden und sein sicheres, anspruchslos zurücktretendes Fundament geben solle. Zudem soll die dem Text folgende Auslegung den Literalsinn bieten.

Einige kleinere Versehen wären noch zu bemerken; z. B. II, 36 ist Js. 1, 6 als Weissagung auf den leidenden Heiland angeführt; II, 714 lesen wir: Sendung der drei göttlichen Personen, da doch die Theologen einmüthig lehren: Pater nunquam mittitur.

Doch all dieses thut dem Hauptwerthe des Buches keinen Eintrag. Der hochw. Herr Verfasser hatte die Absicht, hauptsächlich der Erbauung ein reiches und herrliches Material zu erschließen, er wollte zeigen, „wie die Kirche den heiligen Liedern in der Liturgie einen neuen, tiefen Sinn gegeben, ihnen, wie Weihgefäßen einen überaus reichen mystischen Inhalt eingegossen, durch die Anwendung auf Christus sie zu ihrer höchsten Schönheit, Vollendung und Verklärung gefördert hat" (I, S. VIII). Und das hat der hochw. Herr Verfasser wirklich in vorzüglicher Weise, in einer edlen und innig frommen und be-

geisternden Sprache, mit einem staunenswerthen Reichthum von tiefen Gedanken und allseitigen Ausblicken auf das Leben geleistet — hierin liegt der bleibende Werth des umfangreichen Werkes. Wie sehr es dem Prediger und Asceten nützlich sein kann, ist damit hinlänglich gesagt. Die Arbeit ist die Frucht der Betrachtung, des Gebetes und des Studiums vieler Jahre — und sturmbewegter Jahre —, die für den hochverdienten Leiter der Beuroner Congregation mit schweren Sorgen reich versehen waren; die Vorrede ist datirt vom Feste des hl. Benedikt (21. März) 1869; der Schlußband zeigt das Jahr 1890.

Joseph Knabenbauer S. J.

Compendium theologiae dogmaticae specialis concinnatum ab **Jeremia Dalponte**, s. theologiae Doctore et in seminario Tridentino theol. dogm. Professore. VII et 815 p. 8⁰. Tridenti, typ. ed. „Artigianelli" Instituti Filiorum Mariae, 1890. Preis: 4 *Fl.*

Nach der Studienordnung, welche in den österreichischen Seminarien beobachtet wird, ist der speciellen Dogmatik, d. h. dem ganzen dogmatischen Lehrstoff, mit Ausnahme der sogen. Fundamentaltheologie, nur die kurze Zeit eines einzigen Schuljahres zugewiesen. Diesem Schulplane mußte der hochw. Herr Verfasser des vorliegenden Compendiums Rechnung tragen, wenn er seinen Zuhörern ein Lehrbuch bieten wollte, dessen sie sich bei seinen theologischen Vorlesungen bedienen könnten. Er hatte daher die nicht leichte Aufgabe, den weitläufigen Stoff in bündiger Kürze zu behandeln, ohne jedoch der nöthigen Vollständigkeit Eintrag zu thun oder einen für den angehenden Theologen wissenswerthen Lehrpunkt zu übergehen. Indem er aber diesen Zweck vor Augen hielt, hofft er gleichwohl auch auf seine Zuhörer anregend zu wirken, indem er durch Angabe von Werken bewährter Autoren ihnen den Weg für eingehendere Studien zeigt.

Was die Methode betrifft, so wurde mit Recht nach alter Schulsitte die für den Unterricht so geeignete Form von Thesen gewählt. Die einzelnen Thesen, welche sich durch bündige und präcise Fassung auszeichnen, werden sowohl durch Kennzeichnung der entgegenstehenden Irrthümer als durch eine kurze Darlegung ihres Sinnes näher erklärt. Auch unterläßt der Verfasser es nicht, die theologische Geltung des betreffenden Lehrpunktes jedesmal genau zu bestimmen und durch Angabe der kirchlichen Beschlüsse zu begründen. Weitere Folgerungen aus den Thesen sind in Form von Corollarien beigefügt, und über die hauptsächlichsten Controversfragen der Theologen werden die Zuhörer in beigegebenen Scholien hinlänglich unterrichtet.

Zur Orientirung für den angehenden Theologen dient eine kurzgefaßte Einleitung in die Theologie, worin die nothwendigen Vorbegriffe auseinandergesetzt werden. Der dogmatische Lehrstoff wird in 14 Tractaten behandelt. Wir unterlassen es, den Inhalt im einzelnen vorzuführen, da derselbe jedem Theologen bekannt ist, erlauben uns aber, einige Bemerkungen vorzulegen, die wir uns bei Durchlesung des Werkes aufgezeichnet haben.

In dem Kapitel über das Erkennen Gottes wird auch in Kürze von dem Medium des göttlichen Wissens gehandelt (p. 83 sq.). Mit Recht wird der Satz aufgestellt, daß Gott die geschaffenen Dinge in seinem eigenen Wesen erkennt. Controvers aber ist die Frage, ob Gott die geschaffenen Dinge auch in ihnen selbst erkennt. Alle Theologen stimmen darin überein, daß alle Dinge ihrem eigenthümlichen Sein nach, so wie sie in sich sind, Terminus und materiales Object des göttlichen Erkennens sind; aber es fragt sich, ob Gott die erschaffenen Dinge nicht bloß in seiner eigenen Wesenheit als medium quo und medium in quo, sondern auch in ihnen selbst unmittelbar, ohne medium in quo, erkennt. Den Theologen, welche diese Frage bejahen, wird auch Franzelin beigezählt. Allein wir finden nicht, daß der Cardinal diese Ansicht vertritt. — Wichtiger ist die Controverse zwischen Thomisten und Molinisten, wie Gott die freien Handlungen der Geschöpfe, sowohl die absolut als die bedingt zukünftigen, erkennt. Natürlich erlaubten die engen Grenzen eines Compendiums dem Verfasser nicht, diese Controverse eingehender zu behandeln. Er begnügt sich daher, die verschiedenen Ansichten vorzuführen, ohne sich für die eine oder andere bestimmt zu entscheiden, hierin der Darlegung Kleutgens in seinem trefflichen Werke de Deo ipso folgend. Nun hat bekanntlich letzterer nicht bloß die thomistische Theorie verworfen, sondern auch die gewöhnliche Ansicht der Molinisten, wonach die freien Acte der Geschöpfe in se ipsis oder in objectiva eorum veritate von Gott erkannt werden, für unbefriedigend erklärt. Der Verfasser scheint sich die Bedenken Kleutgens zu eigen zu machen, und da auch einige andere neuere Autoren das Ansehen des verdienten Vertheidigers der Theologie und Philosophie der Vorzeit gegen die molinistische Lösung geltend machen, so möchte es am Platze sein, hier über die von ihm erhobenen Schwierigkeiten einige Bemerkungen zu machen. Wenn Suarez, Didacus Ruiz und mit ihnen die Mehrzahl der Molinisten behaupten, daß Gott die zukünftigen freien Acte in ihnen selbst oder in ihrer objectiven Wahrheit erkenne, so wollen sie damit nicht sagen, daß diese Acte das göttliche Wissen derselben bewirken oder ursächlich beeinflussen. Die freien Acte sind vielmehr bloß der Terminus, der materiale Gegenstand des göttlichen Erkennens, und es soll nicht geläugnet werden, daß die göttliche Wesenheit das bestimmende Princip und das Formalobject ist, weshalb das unendliche Wissen Gottes wie überhaupt alles Erkennbare, so auch die Wahrheit der zukünftigen freien Handlung nothwendig in sich begreift. Das Erkennen der zukünftigen freien Handlung von seiten Gottes setzt aber als conditio sine qua non voraus, daß die Existenz dieser Handlung von Ewigkeit eine bestimmte Wahrheit ist. Während jedoch die Wahrheit der bloß möglichen Dinge mit der göttlichen Wesenheit an und für sich und die Wahrheit der infolge eines göttlichen Willensbeschlusses nothwendig existirenden Dinge mit diesem Willensentschluß von selbst gegeben ist, ist die Wahrheit der freien Handlungen durch die Entscheidung des geschöpflichen Willens bedingt. Also kann der objective Grund von seiten des Terminus des göttlichen Wissens, warum nämlich das ewige unveränderliche Erkennen Gottes vielmehr die Existenz der freien

Handlung, als deren Nichtexistenz zum materialen Gegenstand hat, nur die objective Wahrheit dieser Entscheidung des freien Willens oder der freien Handlung selbst sein. In diesem Sinne sagen die Molinisten, daß Gott die zukünftigen freien Handlungen in ihnen selbst oder in ihrer objectiven Wahrheit erkennt. Damit das göttliche Erkennen sich auf diese Handlungen erstrecke, bedarf es nicht eines dazwischen tretenden Mittels, welches mit der Existenz dieser Handlungen in nothwendigem Zusammenhange steht, wie die Thomisten ein solches behaupten, und es kann eines solchen Mittels nicht bedürfen, weil es sich um freie Acte handelt, sondern die Existenz dieser Handlungen vorausgesetzt, erschaut vielmehr das unendliche Wissen Gottes die objective Wahrheit derselben in ihnen selbst. Dadurch ist aber, wie gesagt, nicht ausgeschlossen, daß die göttliche Wesenheit auch für dieses Erkennen als das bestimmende Princip (medium quo) und das Formalobject (medium in quo) zu betrachten ist.

Gegen diese Ansicht nun macht Kleutgen hauptsächlich zwei Gründe geltend, weshalb sie nicht befriedigend erscheine. Erstens betont er, sie umgehe den Fragepunkt; denn die göttliche Wesenheit, die doch die causa exemplaris jeglicher Wahrheit sei, repräsentire die zukünftigen Handlungen nur, insofern sie möglich seien; man müsse also zeigen, unter welcher Rücksicht betrachtet die göttliche Wesenheit sie als actu oder conditionate künftige repräsentire. Wir antworten: Die objective Wahrheit der zukünftigen Handlung vorausgesetzt, muß das Wesen Gottes als erstes und unmittelbares Object jeglichen göttlichen Erkennens die freien Handlungen nicht bloß als möglich, sondern als actu oder conditionate zukünftig repräsentiren. Wenn aber gefragt wird, unter welcher Rücksicht betrachtet das erkannte göttliche Wesen diese Handlungen erkennbar mache, so behaupten die Molinisten: insofern sie der absolute Spiegel jeglicher Wahrheit ist. Denn dadurch, daß Gott sich selbst als die absolute Wahrheit erkennt, muß er auch alles, was wahr ist, erkennen.

Zweitens meint Kleutgen, daß obige Ansicht der Molinisten contradictorische Sätze enthalte. Behaupten, daß Gott die zukünftigen freien Acte in ihnen selbst und in ihrer objectiven Wahrheit erkenne, und dennoch läugnen, daß das göttliche Erkennen durch dieselben ursächlich bestimmt werde (moveri), heiße widersprechende Sätze vereinigen wollen. Denn das Axiom: a cognoscente et cognito paritur cognitio, müsse zwar nicht bezüglich jedes erkannten Objectes, aber doch bezüglich der Objecte, die nicht in einem andern, sondern in sich selbst erkannt würden, festgehalten werden. Darauf ist zu erwiedern, daß von einem ursächlichen Beeinflussen der göttlichen Erkenntniß überhaupt nicht die Rede sein kann. Denn das Erkennen Gottes ist reiner Act, lauteres, actuales Wissen, ohne alle Potentialität, mit dem Wesen Gottes selber identisch. Daher kann man ja auch von dem Erkennen, wodurch Gott sein eigenes Wesen begreift, im eigentlichen Sinne nicht sagen, daß es durch sein Object ursächlich determinirt werde. Auf das göttliche Wissen angewandt, kann also obiges Axiom nur den Sinn haben, daß das Erkennen der freien Acte nur denkbar ist, insofern die objective Wahrheit dieser Acte als Ter-

minus des Erkennens und als conditio sine qua non vorausgesetzt wird. Darin aber liegt kein Widerspruch, daß Gott, die absolute Wahrheit, diese Acte als Terminus und materialen Gegenstand erkennt, ohne von denselben ursächlich beeinflußt zu werden. Gleichwohl bleibt es wahr, was auch Kleutgen nach dem Vorgange Bellarmins bemerkt, daß die Art und Weise, wie Gott die freien Handlungen vorhersieht, für uns Menschen mit einem geheimnißvollen Dunkel umgeben ist, gemäß dem Worte des Psalmisten: „Mirabilis facta est scientia tua ex me; confortata est et non potero ad eam“ (Ps. 138, 6).

Was die Controverse über die unfehlbare Wirksamkeit der Gnade betrifft, so bekennt sich der Verfasser zur Ansicht Molina's, dessen Begriff von der hinreichenden Gnade durchaus festgehalten werden müsse (S. 461). Gleichwohl glaubt er, außer der gratia efficax im molinistischen Sinne außerdem eine gratia ex se efficax annehmen zu sollen. Die Kraft nämlich zum gottgefälligen Handeln, welche durch die Gnade verliehen werde, sei nicht immer die gleiche, sondern dem Grade nach verschieden, und sie könne so gesteigert werden, daß die Zustimmung des Willens unbeschadet der Freiheit mit moralischer Gewißheit erfolge. Daher könne man eine doppelte wirksame Gnade unterscheiden, die eine, welche ex voluntatis consensu, die andere, welche ex sese atque intrinsecus wirksam sei. Jene werde für die leichteren Werke, besonders für das Gebet gegeben, und wenn der Mensch dieselbe gut gebrauche, so erlange er die gratia ex sese efficax für die schwierigen Werke und für die vollkommene Bekehrung. Recensent hat schon früher über dieses sogenannte synkretistische System seine Meinung geäußert (vgl. diese Zeitschr. 1886, Bd. XXX, S. 217). Ohne Zweifel kann Gott die moralische Kraft, wodurch die Gnade den Willen beeinflußt, so steigern, daß der Mensch mit moralischer Nothwendigkeit der Anregung der Gnade folgt; wir haben auch nichts dagegen, wenn man annimmt, daß die Bekehrung der hl. Magdalena, des hl. Paulus, des Zachäus, des guten Schächers durch eine solche Gnade zu Stande kam. Allein erstens, wie könnte bewiesen werden, daß die schwierigen Heilshandlungen und die Bekehrung des Sünders immer oder auch nur gewöhnlich die Wirkung einer solchen moralisch nöthigenden Gnade seien? Die Schriftstellen, welche dafür angeführt werden, und die Lehre des hl. Augustin beweisen das nicht. Dann aber, was ist mit der Annahme einer solchen gratia ex se efficax für die Lösung unserer Controverse gewonnen? Es handelt sich darum, den unfehlbaren Zusammenhang der wirksamen Gnade mit der Zustimmung des Willens, welchen Gott mit absoluter Gewißheit von Ewigkeit vorausgesehen hat, zu erklären. Trotz der moralischen Nöthigung der Gnade soll, wie vorausgesetzt wird, die Zustimmung des Willens mit Freiheit erfolgen, so daß der Wille auch nicht zustimmen könnte. Wenn aber dem so ist, so kann Gott unmöglich aus der innern Beschaffenheit der Gnade allein mit jener absoluten Unfehlbarkeit, die seinem Vorherwissen eigen ist, den Erfolg der Gnade erkennen. Wir können also auch für eine solche moralisch nöthigende Gnade der scientia media nicht entbehren, um deren unfehlbare Wirksamkeit

und die absolute, metaphysische Gewißheit, womit Gott den Heilsact voraussieht, zu erklären. Der Verfasser meint, eine solche gratia ex se efficax, wie er sie beschrieben hat, lege uns die Heilige Schrift nahe, wenn sie uns auffordere, die wirksame Gnade von Gott zu erflehen. Wir geben zu, daß vor allem das Gebet nach der Absicht Gottes das Mittel sein soll, um die wirksame Gnade für die schwierigen Werke und für die Bekehrung zu erlangen. Aber daraus folgt nicht, daß die wirksame Gnade, um welche wir beten, eine moralisch nöthigende ist, und nicht vielmehr eine solche, welche trotz aller Schwierigkeiten, trotz jeder etwaigen Abneigung die Zustimmung des Willens hervorbringt. Auch die in der Note S. 463 angezogenen Ausführungen des neueren Autors, der weder Thomist noch Molinist sein will, können uns nicht befriedigen; denn sie scheinen uns eine Umgehung des Fragepunktes zu sein.

In der Abhandlung über den Endzweck der Schöpfung (S. 182 f.) vermissen wir die Unterscheidung zwischen finis cui und finis qui, die, wie uns scheint, von der größten Wichtigkeit ist.

Die Beweisführung ist solid und klar; nur hätte hie und da bei den Beweisen der Lehrpunkt, auf den es ankommt, schärfer ins Auge gefaßt werden sollen. So z. B. wäre in der These von der Nothwendigkeit der Gnade zu den Heilsacten (S. 433) speciell die Nothwendigkeit der innern Gnade zu beweisen. Bei dem Schriftbeweise für die Ablässe (S. 696) kommt es darauf an, zu zeigen, daß die zeitlichen Sündenstrafen auch außer dem Sacrament nachgelassen werden können. Daß die eingegossenen Tugenden des Glaubens und der Hoffnung durch die entgegenstehenden Sünden verloren gehen, möchte sich aus der Erfahrung wohl nicht beweisen lassen. Zum Beweise, daß der Diakonat ein Sacrament sei, wird angeführt (S. 720), daß vom hl. Stephanus nach seiner Weihe (Apg. 6) gesagt wird, er sei voll Gnade und Kraft; aber die zu Weihenden werden schon vorher als Männer voll Weisheit und voll des Heiligen Geistes gerühmt. Die für die Ewigkeit der Höllenstrafen angeführten Argumente (S. 763) sollen wohl nicht alle als stricte Beweise gelten. Ueber die Beweiskraft dieser Argumente wäre Lessius De perfect. div. XIII. 25 n. 165 sq. zu vergleichen.

In der Beantwortung einer Schwierigkeit (S. 445) wird einfachhin gesagt, daß der hl. Augustin Röm. 2, 14 von den zum Glauben bekehrten Heiden verstehe. Allein der Kirchenvater spricht vielmehr hypothetisch, indem er den Pelagianern gegenüber zeigt, daß die Worte des Apostels gegen die Nothwendigkeit der Gnade nichts beweisen, man möge dieselben so oder anders verstehen.

In der Frage über die Formalursache der göttlichen Kindschaft tritt der Verfasser auf die Seite des Lessius. Ohne auf die Controverse einzugehen, bemerken wir nur, daß es wohl nicht angeht, die Stellen der Heiligen Schrift und der Väter, worin von der Einwohnung des Heiligen Geistes in den Gerechten die Rede ist, einfachhin als Beweise für diese Ansicht anzuführen. Auch sollte diese Einwohnung nicht als physica unio bezeichnet werden.

Es ist wohl ein Versehen, wenn einigen Theologen die Ansicht zugeschrieben wird, in der heiligen Eucharistie sei die refectio animae per augmentum gratiae als Form des Sacramentes zu betrachten (S. 625). Wenigstens Becanus sagt so etwas nicht. Freilich ist die wirksame Bedeutung der refectio animae die metaphysische Form, aber es handelt sich um die Form im physischen Sinne.

Das S. 691 in der Anmerkung Gesagte ist wohl nicht genau ausgedrückt. Die sacramentale Genugthuung, welche nebst Reue und Beicht die Materie des Bußsacraments ausmacht, besteht nicht in dem Willen oder Vorsatz, die vom Priester auferlegten Bußwerke zu verrichten, sondern in diesen Bußwerken selbst. Freilich ist sie nicht pars essentialis, sondern nur pars integralis des Sacraments.

Für eine zweite Auflage wäre zu wünschen, daß das Werk von den vielen entstellenden Druckfehlern gereinigt würde. Die am Schlusse angebrachten Correcturen hätten noch um vieles vermehrt werden können.

Doch genug der einzelnen Bemerkungen. Wenn wir uns einige geringfügige Aussetzungen erlaubten, so sollte dadurch der Werth des Werkes nicht geschmälert werden. Wir stimmen vielmehr mit Freuden dem Urtheile des kirchlichen Censors bei, der das Compendium mit den Worten empfiehlt: „scholasticis praelectionibus valde accommodum esse, ab importuna prolixitate haud secus ac a nimis compendiosa brevitate pariter remotum, nihilque in eo censura dignum contineri, imo et doctrinas, quae in scholis theologicis maiori suffragio tenentur, fideliter dilucideqne proponi."

J. B. Sasse S. J.

Katholische Apologetik für Gymnasial-Prima. Von Dr. theol. **P. Hake**, Oberlehrer und Religionslehrer am Kgl. Gymnasium zu Arnsberg. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. XII u. 221 S. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis: *M.* 2.40.

Auf dieser gehaltvollen Schrift ruht der Doppelsegen freudigen Gehorsams und unverdrossener Arbeit. Was dem hochw. Herrn Verfasser die Feder in die Hand gab, ist Wunsch und Wink des Vaticanconcils: Eos, qui... docendi munere funguntur, per viscera Jesu Christi obsestamur necnon ejusdem ... auctoritate jubemus, ut ad hos errores a Sancta Ecclesia arcendos et diminuendos atque purissimae fidei lucem pandendam studium et operam conferant. Die vorliegende Apologetik für Prima des Gymnasiums ist die reife Frucht nicht bloß langjähriger Lehrthätigkeit, sondern auch erneuter schriftlicher Durcharbeitung des Stoffes, da sie sich nach ihrem wesentlichen Inhalte und Gange mit dem in diesen Blättern, Bd. XXXV, S. 190 ff., skizzirten und empfohlenen „Handbuch der allgemeinen Religionswissenschaft" desselben Verfassers deckt.

Einer neuen Skizzirung des Inhaltes sind wir also überhoben, glauben aber auf den streng logischen Gang der Entwicklung im großen und ganzen, wie im engeren Rahmen jedes einzelnen Abschnittes, eigens aufmerksam

machen zu sollen. So unerbittlich man strenge Consequenz von jedem Apologeten fordern muß, so schwierig ist es, dieser Forderung durchweg gerecht zu werden. Dem Herrn Verfasser ist es gelungen. Er führt seinen Adepten an erfahrener Hand, immer sicher voranschreitend, schritt- und niemals sprungweise von der Betrachtung der sichtbaren Welt und dem Einblick in das eigene Gewissen bis zur Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit des katholischen Lehramtes, wo er sagen muß: ich halte alles unzweifelhaft für wahr, was Gott mir durch seine Kirche zu glauben vorstellt. Und der Verfasser hat unzweifelhaft Recht: „Durch eine continuirlich fortschreitende Entwicklung wird dem Studirenden die Geistesarbeit nicht erschwert, sondern beträchtlich erleichtert."

Weitere Vorzüge sind Uebersichtlichkeit und Durchsichtigkeit, wozu das Aeußere viel beiträgt. Die Hauptgedanken nämlich, knapp gefaßt in Thesenform, sind durch größere Schrift hervorgehoben; Entwicklung und Begründung (in Petitdruck) ist scharf gegliedert mit Zuhilfenahme der Ziffern, wie des lateinischen und des griechischen Alphabetes. Die Sprache ist wohl besorgt und edel, immer durchsichtig klar, stellenweise schwungvoll. Jedem Abschnitt, jedem Satze sieht man Durcharbeitung und Feile an. Der häufige Gebrauch von Fremdwörtern, die in der Regel erklärt werden (Ausdrücke wie „Taurobolien", „Goëten", vielleicht auch „Kardiognosie" dürften wohl auch den einen oder den andern Primaner eines humanistischen Gymnasiums nach dem Lexikon langen lassen) geht wohl aus dem dankenswerthen Streben hervor, den jugendlichen Leser in die wissenschaftliche Terminologie einzuführen.

Soll Recensent nach altem Brauch und zum Beweis, daß er nicht blindlings oder einseitig lobt, auch angeben, was ihm weniger befriedigend oder verbesserungsbedürftig vorkommt, so wäre das hauptsächlich folgendes.

Die katholische Religion, als Lehre aufgefaßt, ist nicht allein die Gesammtheit derjenigen Lehren, die von der katholischen Kirche als von Gott geoffenbarte Wahrheiten zu glauben vorgestellt werden. Das Vaticanum erklärt an der S. 4 citirten Stelle nur, was fide divina et catholica zu glauben sei. Zur katholischen Religion als Lehre gehört aber auch alles, was fide ecclesiastica für wahr zu halten ist. — Die natürliche Erkenntniß Gottes und der Unsterblichkeit würde S. 8, 14, 15, 51 besser nicht als „Glaube" bezeichnet werden. — Der Schwerpunkt im Beweise für das Dasein Gottes als des unendlich vollkommenen Wesens, der Schluß vom ens a se auf ens realissimum, S. 11, dürfte für den gedachten Leserkreis wohl kaum faßlich sein. — S. 47 hat sich leider die seiner Zeit in diesen Blättern beanstandete Bezeichnung des menschlichen Gehirns als „Organ und Medium des Denkens und aller geistigen Functionen" wieder eingeschlichen. — Js. 11, 10 würde S. 142 besser gestrichen als Prophetie der Grabesherrlichkeit des Messias, da erst Hieronymus durch Substituirung des bestimmten sepulcrum statt des allgemeinen „requies", Ort der Ruhe, des Wohnens, „ut manifestum legenti sensum faceremus," es zu einer solchen gemacht hat. — Nicht das jüdische Priesterthum, sondern das Prophetenthum war die ordentliche Lehrautorität im Alten Bunde (S. 177, 218); die Verheißung Deut. 18, 15. 18 ist, wie S. 90 und 105 bemerkt wird, unzweifelhaft messianisch, aber nicht ausschließlich messianisch, sondern stellt auch eine ununterbrochene Prophetenreihe als Lehrer der Wahrheit und verlässige

Berather in Aussicht; vgl. Knabenbauer, Erklärung des Propheten Isaias, S. 2 f. — Läßt sich a priori schließen: Petrus war Bischof einer Einzelkirche und Primas der Gesammtkirche in einer Person; also ist sein Nachfolger im römischen Episkopat auch sein Nachfolger im Primat (S. 193)? — Ist einmal zugegeben, wie es nach Vatic. sess. 4 c. 3 zugegeben werden muß, daß „die Bischöfe . . . auch in ihrer Vereinigung (sive in concilio sive extra concilium) unter dem Papste stehen", dann läßt sich der gleichwerthige Satz, daß der Papst über einem allgemeinen Concil steht, nicht beanstanden (S. 198). — Die Wahrheit, daß ein bestimmter Theil der Heiligen Schrift, etwa die Apokalypse, canonisch ist, muß zu den förmlich und unmittelbar geoffenbarten Wahrheiten gerechnet werden. Die kirchliche Fixirung des Bibelcanons (S. 213) zählt also zu den Entscheidungen in Betreff förmlich und unmittelbar geoffenbarter Wahrheiten.

Druckfehler von irgend welchem Belang wird auch das geübteste Auge schwerlich erspähen. Geringere Versehen sind: S. 90 aussonderten statt ausgesonderten, S. 100 untergeschoben statt unterschoben, S. 121 vorausgesetzt statt vorausgesagt S. 148 Vatic. sess. 3 cap. 3 al. 4 statt al. 5, S. 156 Anschar statt der weit gebräuchlicheren Schreibweise Ansgar. S. 151 würde es statt: „Es war . . . geschehen, wenn . . . eingriffen", besser heißen: „Es wäre geschehen gewesen, wenn . . ., ohne wirksamem Widerstand zu begegnen, hätten eingreifen . . . können."

Daß der hochw. Verfasser sich der doppelt schwierigen Ansgabe unterzogen hat, eine Apologetik gerade für unsere Primaner zu schreiben, dafür wird ihm nicht bloß mancher Collega Dank wissen. Es ist dem Recensenten aus innerster Seele geschrieben, wenn es S. VII heißt, „der Apologetik sei eine hervorragende Stellung einzuräumen wegen ihrer besonderen Wichtigkeit, zumal als nothwendiger Armatur der Primaner für die gefahrvolle neue Laufbahn, die sie schon bald betreten (Ephes. 6, 13)." Jeder katholische junge Mann, der mit dem Reifezeugniß versehen die Hochschule bezieht, muß sich und jedem andern Rechenschaft darüber zu geben wissen, warum er Christ und Katholik ist. Soll er bestehen gegen die Angriffe von seiten des Rationalismus und Skepticismus oder auch der protestantischen Theorie von der inneren Erfahrung, dann muß ihm in Fleisch und Blut übergegangen sein, was der Verfasser S. 5 sagt: „Damit wir glauben können, was und weil es von Gott geoffenbart ist und durch die Kirche zu glauben vorgestellt wird, müssen wir erst eine vernünftige Gewißheit davon haben, daß Gott nicht nur existirt und absolut wahrhaft ist, sondern auch jene Lehre wirklich geoffenbart und die Kirche als Lehrerin der geoffenbarten Wahrheit bestellt und bevollmächtigt hat."

Wissenschaftliche Gewißheit von den genannten Grundlagen der katholischen Religion dem Primaner zu vermitteln, ist vorliegende „Apologetik" vortrefflich geeignet. Kann sie ihm vielleicht nicht dienen „zur Vorbereitung, wenigstens zur Orientirung über die Hauptpunkte" (S. VII), so doch zur Wiederholung und Verarbeitung dessen, was das lebendige Wort des Lehrers bereits grundgelegt hat. Mag auch der Stoff so reichhaltig sein, daß er sich schwerlich in zwei Jahren mit Durchschnitts-Primanern bewältigen läßt, so hat doch der Herr Verfasser sich ohne Zweifel von der richtigen Ueberzeugung leiten lassen, daß der gebildete Mann in späteren Jahren gern und mit großem Nutzen

zu dem einmal verstandenen und liebgewonnenen Leitfaden seiner ersten religiös-wissenschaftlichen Studien zurückgreifen wird, um durch Selbststudium sich Aufklärung über verschiedene Detailfragen und je nach Bedürfniß Lösung etwaiger Zweifel zu verschaffen.

Schließlich sei noch ein Vorschlag bezüglich einer — hoffentlich baldigen — zweiten Auflage gestattet. Wie oben angedeutet, ist nur der jedesmalige Lehrsatz, also nur ein verschwindender Bruchtheil des Werkes mit Corpusschrift, alles andere dagegen Petit gedruckt. Dies ermüdet das Auge. Wäre es nicht angezeigt, auch Entwicklung und Begründung mit Corpusschrift zu drucken und den Petitdruck nur bei mehr abseitsliegenden Erörterungen anzuwenden? Die Thesen müssen nach wie vor hervortreten; aber das ließe sich ja wohl auf anderem Wege, etwa durch Sperrdruck erreichen. Würde der Preis sich so höher stellen, wäre andererseits für das Auge viel gewonnen.

A. **Perger** S. J.

Die Legende Karls des Großen im 11. und 12. Jahrhundert. Herausgegeben von **Gerhard Rauschen.** Mit einem Anhange über Urkunden Karls des Großen und Friedrichs I. für Aachen von **Hugo Loersch.** VII. Publication der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde. XVIII u. 223 S. 8⁰. Leipzig, Duncker & Humblot, 1890. Preis: *M.* 4.80.

Kurz nach der Canonisation Karls, im letzten Drittel des zwölften Jahrhunderts, schilderte ein Cleriker, der in St. Denys, mehr noch in Aachen verweilt hatte, die Thaten und Wunder jenes Kaisers, um dessen Heiligkeit darzulegen. Etwa ein Jahrhundert früher soll ein Mönch von St. Denys den Bericht (Descriptio) geschrieben haben, worin erzählt wird, „wie Karl d. Gr. einen Nagel und die Krone des Herrn von Constantinopel nach Aachen gebracht, und wie Karl der Kahle beide Reliquien nach St. Denys übertragen habe". Rauschen veröffentlicht jene Vita Caroli hier in einer den heutigen Anforderungen entsprechenden Weise und läßt die Descriptio zum erstenmale abdrucken. Fünf Excurse behandeln dann die Gründe der Canonisation Karls und dessen Verehrung, die Glaubwürdigkeit der Einweihung des Aachener Münsters durch Leo III., die Zweifel an der Echtheit der Bulle Hadrians IV. für die Aachener Pfalzkapelle, den sagenhaften Zug Karls nach Jerusalem und Constantinopel, endlich räthselhafte Ausdrücke eines angeblichen Briefes des Kaisers von Constantinopel an Karl.

Nach Ort und Zeit, Inhalt und Absicht stehen zur neu edirten Vita Caroli in enger Beziehung zwei von Karl und Friedrich I. für Aachen erlassene Urkunden. Beide werden von Geheimrath Professor Loersch S. 149 bis 215 eingehend besprochen. Karls Diplom, worin die Ehren, Rechte und Freiheiten Aachens in rhetorischer Weise empfohlen sind, wird als eine gleich der sagenhaften Vita infolge der Heiligsprechung (1165) Karls noch im zwölften Jahrhundert zu Aachen angefertigte Fälschung erwiesen. Dagegen

wird aber auch dargethan, daß die Urkunde Friedrichs I., worin jenes karolingische Diplom vollständig aufgenommen ward, trotz gewichtiger Bedenken angesehener Gelehrten echt ist. Sie ist nämlich schon in der Vita Caroli erwähnt und bei Anfertigung des am Aachener Karlsschreine angebrachten Auszuges aus Karls Urkunde benutzt worden. Ueberdies bietet sie bei gründlicher Untersuchung des Inhaltes und der Form zu gegründetem Zweifel keinen Grund. Im Jahre 1244 ertheilte Friedrich II. der Stadt Aachen, welche eine Verpfändung an den Grafen Wilhelm von Jülich befürchtete, zur Beruhigung einen großen Privilegienbrief, worin er das echte Privileg Friedrichs I. und das in letzterem enthaltene falsche Diplom Karls wörtlich aufnahm. Auch dies dritte Actenstück wird von Loersch gründlich untersucht und gewürdigt.

Für die Geschichte Aachens ist das vorliegende Buch von hervorragender Bedeutung. Es reicht trotz des verhältnißmäßig geringen Umfanges durch seine immer gründlichen, oft erschöpfenden Untersuchungen weit hinaus über das Maß des Gewöhnlichen. Für die Kenntniß der Verfassungsentwicklung des Krönungsortes, für manche dunkle sein Münster und dessen Reliquien betreffende Fragen, somit auch mittelbar für die Geschichte der deutschen Städteverfassung und der Reliquienverehrung ist hier eine neue und bedeutende Quelle eröffnet. Wegen der Wichtigkeit der Publication wäre eine sicherere Datirung der Abfassungszeit der Descriptio sehr erwünscht. Prüfen wir die beigebrachten Gründe, wonach sie nicht vor Ende des zehnten Jahrhunderts, aber vor dem ersten Kreuzzug geschrieben sein soll. Rauschen führt (S. 99) aus, in der Descriptio fänden sich „gut ausgebildete leoninische Verse, welche in Deutschland nicht vor dem Jahre 1030, in Frankreich nicht vor 1060 vorkommen". Er beruft sich dafür auf die Vita Caroli und vergißt zu sagen, wo solche Verse in der Descriptio stehen. Verse nach Art der angeführten bieten aber der Codex Egberti, die Evangelienbücher von Gotha und Bremen, sowie andere um 1000 ausgemalte Codices. Daß eine klare Anspielung auf den ersten Kreuzzug fehlt, ist freilich beachtenswerth, aber die Descriptio bewegt sich so sehr in Kreuzzugsideen (vgl. z. B. S. 112 Zeile 4), daß die ausdrückliche Erwähnung des ersten Kreuzzuges fehlen konnte. Ein für die Datirung wichtiger Umstand scheint darin zu liegen, daß die Vita (S. 65 f.) ebenso wie die Descriptio (S. 120) von der Voraussetzung ausgeht, die Quatemberfasten des Sommers würden in der zweiten Woche des Juni gehalten. Beide betonen, die Zeigung der Reliquien sei von Karl auf den Mittwoch dieser Fasttage festgesetzt worden, weil niemand ohne Fasten so heilige Gegenstände sehen dürfe. Außerdem bemerken sie, die Volksschaaren seien am 13. Juni nach Aachen gekommen. Rauschen fügt bei: „Dieser Brauch (die Quatember im Juni zu halten) wurde geändert unter Papst Gregor VII., der sie in die Woche nach Pfingsten verlegte. Den Anstoß dazu gab eine Synode zu Mainz (Hefele, Conciliengeschichte V, S. 163; vgl. Kessel, Geschichtliche Mittheilungen u. s. w. S. 170)." Demnach müßte die Vita und erst recht die von ihr benutzte Descriptio vor jener Mainzer Synode (1085) und vor

Gregors Tod (1085) entstanden sein. Indessen ist dieser Beweisgang unzureichend. Kessel sagt freilich: „Erst im Jahre 1085 verlegte die Synode von Mainz dieselben (die Quatemberfasten des Sommers) auf die Pfingstwoche, und dabei ist's bis heute geblieben." Bei Hefele finde ich in der zweiten Auflage (V, S. 182) bei Behandlung der Mainzer Synode von 1085 nichts über Quatembertage, wohl aber sind dort ähnliche Bestimmungen in dem Bericht über die Synoden von Quedlinburg (1085), Konstanz (1094), Piacenza (1095) und Clermont (1095). Es erhellt aus diesen Decreten nur, daß in Deutschland, Italien und Frankreich gegen Ende des elften Jahrhunderts der Versuch gemacht wurde, endlich einmal in der Feier der Quatembertage Einheit zu erzielen, und allen zu befehlen, die Quatemberfasten des Sommers in der Pfingstwoche zu halten. Jedenfalls läßt sich daraus ein Schluß auf die Entstehung der Vita oder der Descriptio nicht machen; denn schon in karolingischer Zeit wurden an vielen Orten die Sommerquatember in die Pfingstwoche verlegt. Im Comes des Ada-Codex (VI. Publication der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde S. 22) sind sie für die Pfingstwoche und vor den 2. Juni angesetzt. Gleiches ist der Fall sowohl im Comes des karolingischen als in dem des ottonischen Codex des Aachener Münsters, ferner in einem karolingischen Codex des Dr. Wings zu Aachen, im Comes des elften Jahrhunderts zu Süstern, im großen Evangelienbuch von Essen, das noch mit irischem Flechtwerk verziert ist, also der karolingischen Zeit nahe steht, im Comes des reich ausgemalten Evangelienbuches des hl. Bernward von Hildesheim und in einer Reihe anderer alter Perikopenverzeichnisse. Ich brauche sie hier nicht alle anzuführen, weil das Gesagte genügt, um zu zeigen, daß man aus jener Verordnung der genannten Concilien Schlüsse für die Entstehungszeit der in Rede stehenden Schriften nicht so machen kann, wie versucht worden ist. Auch die anderen Gründe, welche beweisen sollen, die Descriptio sei vor 1110 bekannt gewesen, haben mich nicht überzeugt. Ich schließe aus ihnen nur, daß manche in der Descriptio erwähnten Dinge vor 1110 oder vor 1124 bekannt waren. Konnten sie nur durch die Descriptio zur Kenntniß der Betreffenden kommen? Bietet die Descriptio nicht in den betreffenden Stellen das, was auch ihr Verfasser sah und hörte?

Eine erneute Untersuchung über die Abfassungszeit der Descriptio wäre erwünscht, weil in ihr die Zeigung und Verehrung der Reliquien in so ausgebildeter, praktischer Art und Weise erscheint, daß der sichere Nachweis, sie stamme aus dem elften Jahrhundert, nicht nur für die Aachener Heiligthumsfahrt, sondern für katholische Reliquienverehrung überhaupt dankenswerth wäre. Da die älteste Handschrift der Vita kurz nach 1179 entstand (S. 7) und der Verfasser der Vita die Descriptio benutzte (S. 66, Anm. 62), überdies die älteste Handschrift der Descriptio aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts stammt, ist sie wohl vor Karls Heiligsprechung verfaßt, deren keine Erwähnung geschieht. Letzteres könnte aber auch durch den Umstand erklärt werden, daß die Canonisation auf Geheiß eines in Frankreich nicht anerkannten Papstes vollzogen ward.

St. Beissel S. J.

Die deutsche Emin-Pascha-Expedition von Dr. **Carl Peters**. Mit 32 Vollbildern und 66 Textabbildungen, dem Portrait des Verfassers und einer Karte in Farbendruck. VIII u. 560 S. Lex.-8⁰. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1891. Preis: *M.* 14; geb. *M.* 16.

Ein vornehmer, stattlicher Band, dessen künstlerische Ausstattung schon Stanley's „Im dunkelsten Afrika" weit übertrifft, dessen Inhalt mindestens ebenso interessant und neu ist und dessen stilistische Formgewandtheit die oft sehr mangelhafte Uebersetzung des englischen Reiseberichtes selbstredend siegreich überstrahlt. Das Buch wird auch über die Kreise hinaus, welche für die deutschen Kolonien in Afrika begeistert sind, eine weite Verbreitung finden; es verdient dieselbe durch die angeführten vortrefflichen Eigenschaften, obschon es auch Seiten hat, die uns nicht sympathisch ansprachen, wie man aus unserem Referate entnehmen wird.

Der Hauptzweck des Zuges, den Dr. Peters kühn leitete und gewandt beschreibt, war die Rettung Emin Pascha's. Er deckt sich also mit demjenigen, den auch Stanley angibt; aber wenn der Engländer unter diesem vorgeschobenen Zweck offenbar ganz andere kolonialpolitische Ziele zu erreichen strebte, so war es auch dem Deutschen erlaubt, mit der Lösung der Hauptaufgabe diejenige mancher Nebenfragen zu erstreben. Stanley glückte es, Emin Pascha aus Madelai nach der Küste zu bringen, während seine kolonialpolitischen Bestrebungen keineswegs erfolgreich waren; umgekehrt konnte Dr. Peters am linken Tanaufer, am Baringosee, in Kawirondo und Uganda wichtige Verträge schließen, die freilich später durch den englisch-deutschen Grenzvertrag hinfällig wurden. Dieser letztere Umstand und noch mehr die Schwierigkeiten, welche England der Landung Dr. Peters' in der begründeten Annahme, derselbe werde zu Gunsten der deutschen Gesellschaften die Interessen der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft durchkreuzen, durch sein Blockadegeschwader entgegenstellte, erklären den überaus gereizten Ton, den das vorliegende Buch anschlägt, so oft von England oder einem Engländer die Rede ist. In der That wäre es dem Admiral Fremantle beinahe gelungen, die deutsche Expedition schon an der Küste völlig zum Scheitern zu bringen; es bedurfte der ganzen Thatkraft und Waghalsigkeit des Dr. Peters, um die Landung seiner Krieger und seiner Kriegscontrebande in der Kwaihubucht durchzusetzen. Nach einer kurzen Einleitung über das Zustandekommen der deutschen Emin-Pascha-Expedition erzählt uns der Verfasser überaus spannend die Durchbrechung der englischen Blockade. Am 17. Juni 1880 stand Dr. Peters mit 60 Trägern und 27 Soldaten auf dem Boden des Sultanats Witu, das damals als deutsch-ost-afrikanisches Gebiet galt. Die Kaufmannsgüter aber, welche der Expedition als Tauschwaaren dienen sollten, wurden von den Engländern zusammt der „Neera" beschlagnahmt. Dadurch sah sich Dr. Peters von vornherein vor die Alternative gestellt, entweder auf den Zug durch die kriegerischen Länder der Massais zu verzichten, oder sich den Durchgang mit Waffengewalt zu erzwingen. Stanley war der Meinung gewesen, das letztere sei

nur an der Spitze von wenigstens 1000 Europäern möglich; man wird also Dr. Peters gewiß ein hohes Maß von Kühnheit zuerkennen müssen, da er an der Spitze nur einer Handvoll Leute (er zählte nur 33 Krieger) sich dennoch zu diesem Zuge entschloß.

Nachdem die Karawane in Witu gebildet und zur Noth ausgerüstet war, begann anfangs Juli von Ngao aus der Marsch den Tana aufwärts. Den ersten großen Schwierigkeiten begegnete er bei den Gallas von Oda-Boru-Ruwa, etwa 250 km von der Tanamündung, dort wo der Fluß von Westen nach Süden umbiegt. Dr. Peters beschloß, die Gallas deutscher Oberhoheit zuzuführen, und brachte wirklich den Sultan Hujo am 20. September zur Unterzeichnung eines diesbezüglichen Vertrages. Aber die Freundschaft dauerte nicht lange, und die Art und Weise, wie Dr. Peters bei diesem ersten blutigen Zusammenstoß voranging, ist charakteristisch. Man hatte ihm gemeldet, die Gallas hielten eine stürmische Berathung und hätten den Angriff des Lagers beschlossen. „Ich habe nun von vornherein auf der ganzen Expedition die Taktik gehabt, wenn ich einmal einen Kampf für unvermeidlich hielt, dann meinerseits anzugreifen, um mir die moralischen Vortheile der Initiative zu sichern. Ich war viel zu schwach, um Nachgiebigkeit gegenüber kriegerischen Gelüsten der stolzen Stämme des nördlichen Ostafrika üben zu können, und ich bin überzeugt, daß wir alle verloren gewesen wären, falls ich versucht haben würde, durch solche Nachgiebigkeit die Kampflust der Gegner zu stärken und den Muth meiner eigenen Leute herabzuschwächen. Griffen die Gallas in der That am 6. October in der Nacht mein Lager an, so war es ja sehr wahrscheinlich, daß sie zurückgeschlagen wurden. Indessen kostete ein solches Zurückschlagen vermuthlich viel mehr Patronen als ein Angriff meinerseits... Ich entschloß mich demnach sofort, diese ganze Sache nunmehr von meiner Seite aus noch in derselben Nacht zur Entscheidung zu bringen" (S. 132).

Dr. Peters ging also, ohne den Versuch einer Ausgleichung der Mißverständnisse zu machen, in das Lager der angetrunkenen Gallas, freilich mit dem Rufe „Friede!" — eröffnete jedoch, da ihm ein Galla mit gezücktem Speere entgegentrat, sofort das Feuer. „Die Sache war einen Augenblick kritisch; aber nachdem wir etwa im ganzen sechs Salven abgefeuert hatten, durch welche der Sultan und sieben seiner Großen niedergestreckt wurden, war die Sache in drei Minuten entschieden und der ganze Stamm auseinandergesprengt.... Als das Gefecht beendet war, empfand ich zwar den ganzen stolzen Rausch des Siegers, aber auch eine heftige Nervenerregung im Hinblick auf das erste vergossene Menschenblut" (S. 133).

„Nervenerregung" wird hier wohl ein neuartiger Ausdruck für das altfränkische „Gewissensunruhe" sein. „Indes," fährt Dr. Peters fort, „zu solchen Erregungen war keine Zeit, die Verhältnisse zwangen zum Handeln. Ich erkannte sofort, daß es für die Sicherheit meiner Expedition von der größten Bedeutung sei, wenn ich gegen weitere Unternehmungen der Gallas mich durch ein Faustpfand sicherte, und somit ließ ich die sämmtlichen im Kraal versteckten Weiber, 23 an der Zahl, aus ihren Häusern herausholen, um sie mit mir

in mein Lager überzuführen. Ich fand auch einige Männer, welche ich ebenfalls als Kriegsgefangene mitführte. Ich mußte auch einsehen, daß es nun wahrscheinlich nicht mehr möglich sein werde, Getreide durch Kauf von den Gallas zu erstehen, und bemächtigte mich noch in der Nacht der sämmtlichen vorgefundenen Vorräthe, zu denen ich in den nächsten Tagen immer noch weitere Bootsladungen voll zu mir herüberholen ließ. Im ganzen gelang es mir, gegen 80 Bootsladungen Getreide in meinem Lager aufzuhäufen" (a. a. O.).

Man muß gestehen, daß Dr. Peters seinem Wahlspruche „Oderint, dum metuant", den er an einer andern Stelle anführt, mit großer Entschiedenheit folgte. Er blieb ihm auch in der Folge nur zu treu. Am 19. October wurde der Vormarsch fortgesetzt, und am 26. erreichte die Karawane die Stelle, wo der Tana in brausenden Wasserfällen und Stromschnellen über die erste Staffel des afrikanischen Hochplateau's herniederbraust. Da hört der Fluß auf, schiffbar zu sein; der Marsch wurde beschwerlich, die Landschaft wild und prachtvoll. Einige der Wasserfälle, die durch vortreffliche Bilder veranschaulicht werden, zählt Dr. Peters zu den herrlichsten der Erde. Am 28. October traf er mit dem Hirtenstamme der Wandorobbo zusammen. Er ließ ihnen eine Anzahl Mädchen wegfangen (S. 156), um sie zu zwingen, seine Forderungen anzunehmen, und der Zwist, der sich daraus entspann, endete damit, daß er ihnen einen großen Theil ihrer Herden wegtreiben ließ. „Nun ging es an ein großes Schlachten und Schmausen; immer fünf Mann erhielten ein Schaf oder zwei Mann ein Zicklein. Freude, heiterer Tanz und Sangeslust zogen bei uns ein. Wir hatten 250 Stück Kleinvieh in Händen, und damit hatte die Hungerleiderei in der deutschen Emin-Pascha-Expedition ein für allemal aufgehört. Das Erfreuliche für mich an den Vorgängen dieses Tages war, daß erstens gar kein Menschenblut dabei vergossen wurde, und sodann, daß ich mich moralisch so vollständig im Rechte fühlte zu der von mir eingeschlagenen Handlungsweise" (S. 166).

Ebenso erging es ein paar Tage später den Wadsagga; als Strafe für die Wegnahme eines Trägers und für einen Diebstahlsversuch befahl Dr. Peters, soviel Vieh von den benachbarten Weiden ins Lager zu treiben, „als sich auf friedlichem Wege ergreifen ließe." „Dieser Befehl wurde schnell ausgeführt, und bis $^1/_2$5 Uhr hatten wir 600 Stück Schafe und etwa 60 Ochsen in der Umzäunung" (S. 174). Da Dr. Peters sich weigerte, die Schafe wieder herauszugeben, kam es zum Kampfe. „Von allen Seiten, mehr als 1000 Mann stark, griffen die Wadsagga unser Lager an... Mit einem Male erfuhren die Wadsagga, was für eine Art Knüppel unsere Flinten seien. Eine Reihe von ihnen schossen plötzlich kopfüber den Hügel herunter; die andern blieben zunächst verdutzt stehen; aber da einer nach dem andern heruntergeholt ward, zogen sie sich plötzlich in wilder Flucht zurück... Ich wandte mich nun in die benachbarten Dörfer der Wadsagga, um noch vor Einbruch der Nacht den Leuten eine ernstliche Lection zu ertheilen. Bei unserm Anmarsch wurden auch die Dörfer schnell verlassen. Ich befahl, alles, was für uns von Werth war, schnell herauszuräumen, und ließ dann nacheinander sechs von diesen

Dörfern in Brand stecken. Es schien mir nöthig, den Leuten klar zu machen: C'est la guerre, weil darauf die Sicherheit unsers weitern Vormarsches in letzter Linie allein beruhte. Als die Sonne sank, lohte der Schein der Flammen über das weite Hügelland hin... Schwer beladen kehrte ich mit meiner Schaar ins Lager zurück, aus welchem mir die übrigen Leute tanzend und singend entgegenkamen... Jetzt kam mehr und mehr die Stimmung in meiner Expedition auf, welche ich als die ‚Kupanda Scharo-Stimmung' zu bezeichnen pflegte" (S. 176).

Kupanda Scharo, d. h. Erklimmer von Befestigungen, nannten die Somal Dr. Peters. Wir können das Aufkommen dieser Stimmung nur sehr bedauern und müssen durchaus unserm Zweifel Ausdruck geben, ob es denn wirklich nöthig und infolge dessen objectiv gerechtfertigt war, eine derartige ‚Lection' über die Schrecken des Krieges zu ertheilen. Ein solcher Zweifel scheint um so begründeter, als Dr. Peters uns von Dsagga und dessen Bewohnern ein überaus freundliches Bild entwirft. „An den Abhängen des lieblich geschwungenen Landes reiht sich Plantage an Plantage, zwischen denen große Viehherden von Ochsen, Schafen und Ziegen in friedlichen besonnten Gruppen weiden. Das Ganze, vom Tanastrom durchzogen, gewährte einen idyllischen Eindruck, und wir vermeinten, als wir am 8. November diesen Leuten zum erstenmal gegenübertraten, in ein ‚friedliches Hirtenvölkchen' gelangt zu sein." In der That hatte selbst das eigenmächtige Eingreifen Dr. Peters', der das zum Kaufe gebrachte Futter, um des lästigen Feilschens überhoben zu sein, einfach beschlagnahmte und willkürlich vergütete, noch keinen Friedensbruch zur Folge. „Die Beziehungen blieben ganz freundschaftlicher Natur. Die Wadsagga stellten freiwillig einen Wegführer... Am Morgen des 9. November" (der für die armen Leute so schrecklich endete) „zogen wir, freundlich begrüßt von allen Seiten, durch das herrliche Land. Jetzt an Dörfern vorbei, aus denen Männer und Frauen hervoreilten, uns anzuschauen, dann auf schön gehaltenen Waldwegen, hügelauf, hügelab, bis wir gegen Mittag schließlich in einen zweiten District des Dsagga-Landes hineingelangten. Bevor wir die Grenze überschritten, verabschiedeten sich noch Hunderte der nunmehr vertraulich gewordenen Wadsagga von uns" (S. 172. 173). Und wenn nun auch wirklich, wie wir annehmen wollen, was aber die Wadsagga läugneten, ein Träger überfallen wurde, kann man dann derartige Repressalien eine „entsprechende" Züchtigung nennen? Und noch am darauffolgenden Marschtage heißt es: „Was an Dörfern der Wadsagga erreichbar war während des Marsches, wurde in Brand gesteckt" (S. 178).

Anfangs December hatte die Expedition Kikuyu, eine Mulde der Hochebene südlich vom Kenia, erreicht, etwa 1500 m über dem Meere. Am 9. December „stand zum erstenmal der stolze und vornehme Berg Kenia in seiner ganzen keuschen Reinheit im Sonnenlicht vor uns da mit seinen Schneefeldern, welche im Glanze funkelten." „Kikuyu ist ein Land, welches seinen Mann ernährt, in welchem thatsächlich Milch und Honig fließt. Ein Gebirgsland mit sanft abfallenden Formen, reich bewässert, grün und frisch in seiner ganzen Erscheinung... Hier fand ich eine Baumart, welche ganz an unsere

europäischen Eichen erinnerte. Hier fand ich den frischen grünen Klee norddeutscher Marschen, an welchem Esel, Ziegen und Schafe sich gütlich thaten. Klare Bäche strömten in jeder Senkung mit einer Durchschnittstemperatur von nur 14—15° C... Die Wege führen hier meistens an den weitgestreckten Hügeln entlang. Hatten wir die Höhe erreicht, dann wurde uns allmorgenlich der Ausblick auf die stolzen und ernsten Formen des Kenia vergönnt, welcher immer greifbarer im Norden hervortrat. Die Wakikuyu griffen gierig nach den bunten und weißen Stoffen, welche wir noch mit uns führten und brachten uns dafür Massen von Hühnern, Milch und Honig, auch Getreidemassen aller Art ins Lager, und Weiße und Schwarze labten sich an den Schätzen dieses herrlichen Landes. Kikuyu ist ohne Frage die Perle des englischen Besitzes, wenn man von Uganda absieht. Es ist nur schade, daß dieses kühle und fruchtbare Land so weit von der Küste liegt, sonst würde es sich ohne jede Frage zur Ansiedlung für europäische Bauern eignen" (S. 197 ff.).

Nach dem Zuge durch dieses idyllische Bergland folgte der Marsch über das schauerliche Leikipia-Plateau. Hören wir die Beschreibung Dr. Peters'; wir werden aus ihr ersehen, daß es ihm an Phantasie keineswegs gebricht. „Dieses ganze Land hat etwas Gespensterhaftes und Ueberirdisches an sich. Wir befinden uns hier vielleicht auf dem ältesten Stück Erde, welches sicherlich seit Millionen Jahren der Sonne zugekehrt war. Leikipia stand über der Meeresfläche, seitdem Südamerika zweimal in den Grund der Wellen hinuntertauchte, und so starrt es auch den schauenden Wanderer an. Ein uraltes, runzeliges Weib, lebensmüde und ausgedörrt, bereit, auch seinerseits lieber heute als morgen hinunterzutauchen von neuem in den erquickenden Abgrund des Todes. Zur Rechten wie zur Linken hat es seine gleichartigen, ebenfalls uralten Söhne aufgesetzt, Subugu la Poron und den Kenia. Aber der Kenia ist der Erstgeborene. Er trägt die Königskrone, welche gleich Diamanten funkelt, und auf ihm ist der Sitz der dunklen Urweltgestalten, welche hier ihr Unwesen treiben. Auf dem Kenia wohnt, nach der Anschauung der Massais, die Gottheit selber, und unnahbar schließt sich dieser Göttersitz von jeder Berührung des Endlichen starr ab. Ihn zu ersteigen mit seinen 23000 Fuß Höhe wird ein Problem sein, welches nur unseren kühnsten und beherztesten Alpinisten gelingen dürfte. Keusch zieht er um sich den dreifachen Gürtel starrenden, undurchdringlichen Urwaldgestrüpps, wüsten Gerölls und endlich ehernen Gletschereises. Hätten die Hellenen den Kenia erblickt, sie würden den Olympus entthront und hierher die Behausung der Ewigen verlegt haben. Wäre Shakespeare auf diesem Plateau gewandelt, hier hätte er die Hexenscenen aus dem Macbeth sich abspielen lassen: hier, nicht auf den schottischen Hochplateaus, ist der großartigste Hintergrund für die Gestalten Ossians" (S. 206 f.).

Wir wollen mit dem kühnen Reisenden weder über die Höhe des Kenia noch über die Millionen Jahre des Leikipia rechten; aber soviel scheint uns ausgemacht: hätte Stanley seiner Einbildungskraft beim Ruwenzoni so die Zügel schießen lassen, so würde Dr. Peters ihn wahrlich mit der Geißel seines Spottes nicht verschont haben. In der schauerlichen Gebirgswelt des Leikipia

nun spielten die blutigen Kämpfe mit den wilden, kriegerischen, überaus tapfern Massais, denen die Karawane trotz aller Repetiergewehre und Doppelbüchsen beinahe erlegen wäre. Nach dem Grundsatze, den uns Dr. Peters oben mittheilte, ging er auch hier selbst zuerst zum Angriffe über, da er einen Kampf für nothwendig hielt. Beim ersten Zusammentreffen waren die Massais ganz freundlich. Dr. Peters legte auf die Gruppe an und hielt den Revolver bereit. „Die Massais sahen kaum diese Maßnahme, als sie ihrerseits Schilder und Speere niederlegten und unbewaffnet in freundschaftlicher Weise auf mich heranschritten" (S. 216). „Von allen Seiten kamen Krieger herbeigeeilt, um uns zu begrüßen, und neugierig drängten sich auch die Massaimädchen heran, welche uns ebenfalls mit Händedruck willkommen hießen" (S. 217). Selbst als Dr. Peters die Leute durch Niederschießen eines ihrer Bullen geärgert, sind sie noch friedfertig. Sie wollen ihn durch einen Kriegsgesang erfreuen. Als ein Massaiältester ihm das Schießen verbieten wollte, feuerte er zum Trotz seinen Büchsenlauf zweimal über dessen Kopf ab, ließ sämmtliche Massais aus dem Lager weisen und verweigerte das übliche Geschenk an die jungen Krieger — das letztere brachte den Bruch und mit ihm die überaus blutigen Kämpfe herbei, welche zur Zerstörung des Hauptkraals, zur Einäscherung einer Reihe anderer Dörfer und zur Niederschießung von wohl mehreren Hunderten von Kriegern führte. „Als die Adventsglocken in Deutschland zur Kirche riefen, prasselten die Flammen über das große Kraal an allen Seiten gen Himmel. Ein kurzes Triumphgefühl für uns u. s. w." (S. 225).

Es hätte nach unserm Empfinden der christlichen Adventsglocken nicht bedurft, um den schmerzlichen Mißton fühlbar zu machen, den diese grausigen Kämpfe in der Seele eines jeden christlich denkenden und menschlich fühlenden Lesers hervorrufen müssen. Wir sind mit Dr. Peters herzlich froh, wenn endlich die unwirthlichen Steppen der Massais überwunden sind, und wenn schönere und freundlichere Bilder, an denen das Buch reich ist, sich vor unsern Augen öffnen.

Am 5. Januar 1890 erreichte Dr. Peters den Baringosee. „Dunkelblau schlägt der Baringo sein Auge dem Himmel entgegen," rief Dr. Peters aus, als er ihn vom Rande der Hochebene erblickte. Doch fand er das Thal nicht so reizend, wie es Thomson geschildert hatte. Er nahm die Leute, die ihn als den Sieger über ihre Feinde, die Massais, hoch schätzten, unter den Schutz des deutschen Reiches, was, wie schon bemerkt, durch den spätern Vertrag hinfällig wurde. Ende Januar traf er in Kawirondo, am Nordostende des Victoriasee's ein und hißte auch in diesem schönen und fruchtbaren Lande ebenso vergeblich die deutsche Flagge. Dort kam ihm auch die erste Kunde, daß Emin Pascha mit Stanley bereits nach der Küste abgezogen sei, und daß also der Zweck seiner Expedition aufgehört habe zu bestehen. Noch glaubte er aber dieser Nachricht nicht; erst in Wachore im Lande Usoga, nördlich vom Victoriasee und nur mehr etwa 200 km von den Grenzen der Provinz Emin Pascha's entfernt, wurde ihm am 13. Februar die sichere Kunde von der bereits erfolgten Rettung des Pascha's. Jetzt entschloß er sich, der Einladung

der katholischen Missionäre Folge zu geben und seinen Weg durch das vom Kriege verwüstete Uganda zu nehmen.

Am 20. Februar überschritt Dr. Peters etwas oberhalb der Riponfälle den Nil, der hier seinen alten Namen von den Tagen der Pharaonen her noch bewahrt hat; „Nyero" nennen ihn die Uferbewohner, und in ihrer Sprache sind r und l kaum verschieden. Sechs Tage später hatte er Mengo (Rubaga) erreicht. Muanga, der König von Uganda, hatte seinen Gegner Karema, das Haupt der mohammedanischen Partei, zwar besiegt und war in seine zerstörte Hauptstadt zurückgekehrt, erwartete aber einen neuen Angriff der Araber. So war der Besuch des kühnen Siegers über die Massais Muanga hochwillkommen. „Ich habe gehört, daß ihr die Massais geschlagen habt", sagte er bei der ersten Begrüßung, „und ich weiß, daß die Deutschen den Krieg kennen und alle Soldaten sind" (S. 360). Mit Hilfe P. Lourdels, des Oberen der katholischen Mission in Rubaga, kam ein für Deutschland überaus vortheilhafter Vertrag zu Stande, in welchem Muanga die deutsche Schutzherrschaft anerkannte. Es ist in hohem Grade erhebend, zu sehen, wie bei dieser und bei jeder folgenden Gelegenheit in den katholischen Missionären der Franzose hinter dem Katholiken völlig zurücktritt; in der That kein Deutscher hätte auch auf kolonial-politischem Gebiete Dr. Peters größere Dienste leisten können. Auf der andern Seite gereicht es Dr. Peters zur Ehre, daß er sich nach dem Beispiele Major von Wissmanns nicht scheute, bei jeder Gelegenheit den katholischen Glaubensboten das höchste Lob zu spenden. Heben wir die eine oder andere dieser Stellen aus:

„Am Nachmittage machten Herr v. Tiedemann und ich in unsrer Uniform einen Besuch auf der katholischen Mission (Rubaga). Hier lernten wir außer unserm Bekannten vom vorhergehenden Tage, dem Père Lourdel, auch den Pater Deniot kennen. Während Père Lourdel ein außerordentlich energisch aussehender Mann war mit robusten Zügen, so trat uns in Père Deniot, der 30 Jahre zählen mag, eine Art Johannes-Erscheinung entgegen, ein weiches und mildes Gesicht, umrahmt von einem dunkeln Bart, mit schwärmerischen Augen und einem sehr weich geformten Mund. Beide gehörten der Mission d' Algers, den sogen. „Weißen Brüdern" an, und Père Lourdel arbeitete bereits seit zehn Jahren hier in Uganda. Auf meine Frage, ob er nicht Sehnsucht habe, einmal nach Frankreich in seine Heimat zurückzukehren, erklärte er: ‚Wir sind hierher gekommen, um zu sterben; wir kehren niemals in die Heimat zurück.' Er ahnte damals wohl nicht, wie bald dieses sein Wort in Erfüllung gehen sollte. Er pflegte auch zu sagen: ‚Si nous sommes en bonne santé, nous ne voulons pas, et si nous sommes malades, nous ne pouvons pas retourner!' Ich sprach ihm meine Bewunderung aus für den Opfermuth seines Ordens. In den Jahren, wo derselbe an dem See gearbeitet hat, hat er 50 % seiner Brüder durch Krankheit verloren. Ich sagte zu Père Lourdel: ‚Man spricht so viel von uns Reisenden, von Emin Pascha, Stanley und anderen; was Sie hier thun, ist doch im Grunde weit heroischer, und Sie thun es ausschließlich für ihre großen Ideale. Ihre Namen sind uns in Europa kaum genannt. Der Ehrgeiz, welcher andere antreibt,

kommt für Sie nicht in Frage.' ‚Unsere Belohnung erwarten wir nach dem Tode, wenn es dem Herrn gefällt.' — Ich habe die Schöpfungen dieser katholischen Mission um den ganzen See herum, in Uganda, auf den Sesseinseln und in Usukuma kennen gelernt, und ich muß meine aufrichtige Bewunderung über die Leistungen dieser Männer aussprechen. Gerade weil sie das Gelübde der Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit abgelegt haben, weil sie weder eigenen Besitz sammeln können, noch jemals dauernd in die Heimat zurückkehren, haben sie ein doppeltes Interesse, ihre Stationen möglichst bequem einzurichten; und da sie von Europa aus wenig Unterstützung finden, sind sie gezwungen, die natürlichen Hilfsquellen des Landes nach Kräften zu entwickeln. Da die protestantischen Missionäre am Victoriasee dort eigentlich nur vorübergehend arbeiten gegen Bezahlung, da sie das Verlangen haben, früher oder später nach England zurückzukehren, um dann auch ein kleines Vermögen in London vorzufinden, stecken sie weniger in die Missionsanlage selbst hinein, sie verwachsen nicht so mit dem Lande und können dem Lande infolge dessen auch weniger nützen. Was ich von den englischen (protestantischen) Anlagen gesehen habe, steht hinter den französischen (katholischen) auch in jeder Beziehung zurück" (S. 364, 365).

In Msgr. Livinhac fand Dr. Peters „eine auffallend schöne und ehrwürdige Erscheinung", „einen sehr feinfühlenden, durch und durch gebildeten und vorurtheilsfreien Mann, begeistert für die Sache, welcher er diente, und zugleich mit einem weiten Blick für die großen Wandlungen, welche sich zur Zeit in den afrikanischen Dingen vollziehen" (S. 381). Ebenso vortheilhaft zeichnet er uns Msgr. Hirth (S. 462) und ohne Ausnahme alle Patres und Brüder.

Ueberaus interessant ist die Charakterschilderung der Waganda und deren Beziehungen zur altägyptischen Cultur. Dagegen hat uns Dr. Peters' Polemik gegen Stanley in Betreff des Mondgebirges weniger befriedigt. „Unjamwesi" mag ja immerhin „Mondland" bedeuten; da aber alle alten Karten, auch die in dem vorliegenden Buche abgebildeten, von einem Mond**gebirge** (mons, montes lunae) reden und Unjamwesi ein Flachland ist, scheint uns die Ansicht Stanley's, der das Mondgebirge im Ruwenzori erblickt, von welchem die Quellseen des Nils thatsächlich ihre bedeutendsten Zuflüsse erhalten, zum mindesten ebenso annehmbar wie die Aufstellung unseres Verfassers.

Schön schildert Dr. Peters seine Abfahrt von Uganda: „Ich erwiederte den Abschiedsgruß (P. Lourdels), und nun zischten die Boote in die blaue See nach Süden zu. Das war in der That ein herrliches Schauspiel, wie es einem selten geboten wird. Der Morgen war kühl nach dem Regenguß der Nacht, und die Sonne durch flockenartig vorüberziehende Wolken abgeschwächt. Rechts und links die scharfen Conturen der mit Wald oder Plantagen bestandenen Küste Uganda's aus der sich ausweitenden Murchisonbucht hinaus. Vor uns in weiter Ferne eine Inselbildung, von welcher nur zunächst die Berge über dem Horizont sichtbar waren. Und da schossen sie dahin, die phantastischen Boote, gleich den Rossen des Meeres im Wettlauf miteinander ringend. Ein leichter Wind vom Süden her erfrischte die Sinne und Nerven.

Er vermochte die Oberfläche des Wassers heute nur leicht zu kräuseln; noch verspürten wir nichts von dem oceanartigen Wellenschlag, welcher auch bei nicht eben schwerem Winde den flachen Victoriasee so schnell in Bewegung setzt. Beweglich wie das Minenspiel eines geistreichen Gesichts ist das Aeußere des Victoria-Nyansa. Heute schlägt er das blaue Auge sinnend zum tiefen Himmelsfirmament empor, in lieblicher Jugendfrische erstrahlend, die Seele zu heiterer Anschauung bewegend. Funkelnd im glänzenden Sonnenlicht erstreckt er sich vor uns ins scheinbar Unermeßliche hin. Am Horizont schimmert eine grüne Insel oder auch die Bergkrone einer Insel gleich einer lieblichen Fata Morgana... Auf der tiefblauen Flut bewegen sich weiße Schwäne... So im Sabbatsgewande liegt der Victoriasee vor uns da; nur von Zeit zu Zeit gleich einer Erscheinung aus dem Traumgefilde zieht der Schatten einer Wolke phantastisch darüber hin... Mein großes Fahrzeug, welches durch 26 Ruderer getrieben wird, mit der großen schwarz-weiß-rothen Flagge darauf, schießt voran, den übrigen den Weg weisend" (S. 423).

Glücklich erreichte Dr. Peters anfangs April Usukuma, das Südufer des Victoriasee's, dessen Flächenraum ungefähr dem Bayerns gleichkommt, und genoß daselbst fast einen Monat die Gastfreundschaft — und während schwerer Erkrankung er sowohl als H. v. Tiedemann die aufmerksamste Pflege — in den katholischen Missionsstationen. Anfangs Mai waren beide so weit hergestellt, daß sie den Weitermarsch nach der Küste fortsetzen konnten. Wir wollen aus diesem Abschnitte nur noch einen Zwischenfall herausheben, den Kampf mit den Wagogo.

Die Wagogo hatten stets von durchziehenden Karawanen Tribut, den sogen. Hango gefordert, und selbst Stanley, „an der Spitze von 1000 Mann mit einem Maximgeschütz bewaffnet" hatte sich „diese Frechheit der Wagogo" gefallen lassen, was ihm Dr. Peters sehr übel nimmt. Dr. Peters war von vornherein entschlossen, keinen Tribut zu zahlen und dem Sultan Makenge den Begriff beizubringen, daß sich die Deutschen nicht so viel gefallen ließen, als die Engländer.

„Wir saßen noch beim Frühstück," so erzählt Dr. Peters den Beginn des Streites, „als sich flegelhafte Wagogo vor unserm Zelte drängten und einer sich frech an den Eingang meines Zeltes stellte. Auf mein Ersuchen, sich davonzuscheren, grinste er dreist, blieb aber stehen. Da sprang Herr v. Tiedemann, welcher der Zeltthüre zunächst saß, auf, packte den Burschen und schleuderte ihn abseits. Ich sprang ebenfalls auf und rief Hussein zu, ihn zu greifen und ihm eine Lection mit der Flußpferdpeitsche zu ertheilen. Dieselbe wurde unter Wehegeheul vollzogen, während die Wangwana (Araber) meldeten, daß der betreffende der Sohn des Sultans des Landes sei" (S. 499). Es kam nun natürlich zu Reibereien, doch erfolgte kein ernster Angriff; im Gegentheil, obschon Dr. Peters bereits einen Wagogo niedergeschossen und einen zweiten verwundet hatte, schickte Makenge am folgenden Morgen Boten mit der Meldung: „Unser Sultan läßt Dir sagen, er wünscht den Frieden mit Dir. Er wünscht der Freund der Deutschen zu sein, und Du sollst ihm keinen Tribut in seinem Lande bezahlen." „Sagt eurem Sultan", erwiederte

Dr. Peters, „wenn er Freund der Deutschen und unser Freund sein will, so möge er Geschenke mit mir austauschen" (S. 500). Aber noch während der Verhandlungen wurden die Feindseligkeiten, wie es scheint, von beiden Seiten, wieder eröffnet, und nun gab Dr. Peters heftig erzürnt den Befehl zum Angriff. „Das Fatale für mich war, daß meine Leute mit dem zerfeilten Draht nur auf kurze Distanzen schießen konnten, und daß dadurch die Ueberlegenheit unserer Feuerwaffen ein wenig aufgehoben wurde. Dagegen wirkten meine Doppelbüchse und die Repetiergewehre der Somalis in alter bewährter Vorzüglichkeit. Nach der alten Massaitaktik ließ ich einigemal feuern, um erst mehrere von den Kriegern niederzumachen. Dann ging es mit Hurrah vorwärts" (S. 501).

Als der Angriff auf die Dörfer erfolgen sollte, schickte Makenge abermals eine Botschaft: „Der Sultan wünscht Frieden mit Dir; er will Dir Tribut zahlen an Elfenbein und Ochsen."

Was antwortete Dr. Peters? Man traut seinen Augen nicht.

„Ich sagte: ‚Der Sultan soll Frieden haben, und zwar den ewigen Frieden. Ich will den Wagogo zeigen, was die Deutschen sind.' So ging es gegen das erste Dorf, in welchem die Wagogo sich zunächst zu vertheidigen suchten. Als jedoch mehrere von ihnen niedergestreckt waren, ergossen sie sich in wilder Flucht aus dem südlichen Thore, und das Dorf war in unsern Händen. ‚Plündert das Dorf und werft Feuer in die Häuser hinein, zerschlagt alles, was nicht brennen will!' Leider stellte sich alsbald heraus, daß die Wagogodörfer selbst nicht gut brennen, da sie Holzbauten mit Lehm beworfen darstellen, welche nach außen ringartig abgeschlossen sind. Ich ließ große Massen trockenen Holzes in die Häuser hineinlegen und systematisch Feuer anzünden. Zu gleicher Zeit arbeiteten die Aexte, welche ich aus dem Lager nachholen ließ, um die Wände einzuschlagen, so daß das erste Dorf alsbald zerstört war" (S. 502). „So wurden bis $^1/_2 5$ Uhr zwölf Dörfer verbrannt" (S. 503). „Bevor ich von den Dörfern der Wagogo zurückgekehrt war, hatte ich ihnen zugerufen: ‚Jetzt kennt ihr Kupanda Scharo und die Deutschen ein wenig besser als heute morgen, aber ihr sollt sie noch in ganz anderer Weise kennen lernen. Ich bleibe jetzt bei euch in diesem Lande, so lange als noch ein Mensch von euch lebt, so lange als noch ein Dorf von euch dasteht und ein Stück Vieh von euch zu erbeuten ist!' Im Lager ging jetzt ein gewaltiges Schlachten los (man hatte 200—300 Stück Vieh erbeutet), überall war eine freudig bewegte Stimmung um die Lagerfeuer herum... Um 9 Uhr schickte Makenge seine Söhne. Dieselben brachten einiges Elfenbein, welches einen Reinwerth von etwa 1000 Mark darstellte, als ersten Tribut und verlangten, meine Friedensbedingungen zu wissen. ‚Sagt eurem Sultan, daß ich mit ihm keinen Frieden will. Die Wagogo sind Lügner und müssen vernichtet werden von der Oberfläche der Erde. Wenn der Sultan aber der Sklave der Deutschen werden will, so können er und die Seinen leben. Dann schicke er mir morgen als Zeichen eurer Unterwerfung Tribut an Rindern und Schafen und Ziegen, er schicke mir Milch und Honig, dann wollen wir weiter unterhandeln.' In der Nacht fiel ich in

festen Schlaf, aus welchem ich indes schon vor Sonnenaufgang durch das Gebrüll von Rindern geweckt wurde. Makenge hatte 38 Schlachtochsen geschickt und außerdem eine Anzahl von Kleinvieh. Im Verlaufe des Tages kamen noch Milch und Honig und andere Einzelheiten hinzu. Nunmehr ließ ich mich dazu herbei, ihm einen Vertrag zu bewilligen, durch welchen er unter die deutsche Oberhoheit gestellt wurde. Die Flagge versprach ich zu schicken, sobald ich Mpuapua erreicht habe" (S. 505).

Das ist der nach unserer Beurtheilung überaus traurige Zusammenstoß mit den Wagogo, die ungerechtfertigtste unter den vielen Kampfesscenen, deren Lesung uns mehr als peinlich war und die Freude an dem sonst schönen Buch uns vielfach vergällte. Daß Dr. Peters die Ueberzeugung hegte, er sei bei seinem Vorgehen im Recht, soll von uns nicht in Abrede gestellt werden. Nach Schopenhauer, den er so oft citirt, mag sich das rechtfertigen lassen. Aber ebenso gewiß ist, daß das Naturrecht und das christliche Sittengesetz ganz andere Forderungen erheben. So durfte nicht einmal ein Kriegsherr wiederholt um Frieden Bittende behandeln, geschweige denn ein bloßer Privatmann. Vom politischen Standpunkt aus scheint es uns zudem unklug, einen derartigen „Begriff von den Deutschen" den Negern beizubringen, daß sie glauben müssen, „das eigentliche Geschäft der ‚Badutschi' sei das Morden von Menschen", wie man Dr. Peters schon im Norden des Victoriasee's sagte (S. 335). Das Dichterwort, das Dr. Peters den Engländern vorhält, scheint uns auch hier am Platze: „Aber sie treiben's toll; ich fürcht', es breche. Nicht jeden Wochenschluß macht Gott die Zeche."

Nach dem Zusammenstoße mit den Wagogo erreichte Dr. Peters die Ostküste Afrika's ohne Unfall. Bei Mpuapua traf er Emin Pascha, und auf dem Zuge durch Usagara finden sich noch einige freundliche Scenen aus den katholischen Missionsstationen eingestreut.

Die Illustration des interessanten Buches ist vornehm, nicht nur in der künstlerischen Ausführung, sondern auch in der Auswahl. Nuditäten, die sonst derartige Bücher für den katholischen Familientisch ungeeignet machen, sind fast völlig vermieden. Das farbige Bild auf der Vorderseite des Einbands verdient indes dieses Lob nicht.

Jos. Spillmann S. J.

Neue Accorde. Poesien von **Heinrich Freimuth.** Zweite vermehrte Ausgabe der „Gedichte". Paderborn, Ferd. Schöningh, 1891. 330 S. kl. 8⁰. Preis: *M.* 4.

Wir haben seinerzeit die „Gedichte" des Verfassers besprochen und ihrer poetischen Eigenart gerecht zu werden versucht. Die „Neuen Accorde" sind gegen die „Gedichte" aber so vermehrt, daß wir es sozusagen mit einem neuen Buch zu thun haben und sie deshalb auch an dieser Stelle kurz besprechen müssen. Gegen früher tritt beim Dichter — denn das ist Freimuth durch und durch — ganz besonders e i n e Seite stark hervor, oder es ist, um im Bilde des Dichters zu bleiben, ein ganz bestimmter Grundaccord, der sich durch

alle neuen Lieder hindurchzieht. Schon das Motto auf dem Titelblatt schlägt denselben in einer wirklich herausfordernden Weise mit den Worten an:

„Der Dichter ist ein Phonograph,
Nicht mehr, nicht minder:
So wie das Leben zu ihm spricht,
Klingt der Cylinder."

Das ist sehr modern realistisch gesagt und ebenso modern realistisch gedacht. Aber falsch bleibt es darum doch. Der Dichter ist ebensowenig ein Phonograph als eine photographische Camera, wenigstens nicht der echte Dichter. Naturalistisch mag es sein, auch die falschen Noten in ihrer ganzen schrillen Kraßheit wiederhallen zu lassen, wie das Leben sie in den Apparat hineingellt: künstlerisch ist es, dieselben harmonisch aufzulösen oder zu ergänzen. Wir wollen hier nicht die ganze gewaltige Streitfrage des sogen. „Realismus" erörtern; sie würde leichter gelöst sein, wenn man sie richtiger stellte und von „Realismus" im Gegensatz zum „Akademismus", d. h. von lebendiger Wahrheit im Gegensatz zum todten Gemachten, zur Phrase, zur Schablone, zur Hohlheit und Lüge, zum Stilisirten, zum Operiren mit hergebrachten Formeln oder mit ausgelebten Kunststückchen spräche, und andererseits den „Brutalismus" in Gegensatz brächte zur durchgeisteten Kunstschöpfung, d. h. zum richtigen Idealismus. Jede wahre Kunst ist idealistisch-realistisch, d. h. sie bietet uns die ins Gebiet der Schönheit erhobene Realität, ob nun der Dichter von der Idee ausgeht und sie in der Realität verkörpert, oder ob er sich von dem Beschauen der Realität zur Idee emporschwingt. Und so steht jede wahre Kunst inmitten des „Brutalismus", der nur in der möglichst treuen Wiedergabe des Objectes in seiner äußern Erscheinungsform mit all seinen Zufälligkeiten und Widerlichkeiten seine Aufgabe erblickt, und des „Akademismus", der in dilettantenhafter Handwerksmäßigkeit lustig mit fertigen Phrasen, Schablonen und Schnörkeln drauf los wirthschaftet, dem das tönende Wort die Gedankenharmonie, die angelernten stereotypen Bilder die lebendige Natur, die künstlich erzeugte oder erheuchelte Begeisterung das innere lebendige Ergriffensein ersetzt, jenes „Akademismus", der nur in Zeiten der zweiten Nachblüte einer kräftigen Kunstepoche zu Tage tritt, und aus dem sich dann naturgemäß als Reaction der „Brutalismus" entwickelt, bis schließlich wieder die wahre Kunst in ihre Rechte tritt. Uebrigens stehen wir mit diesen Andeutungen vollständig auf dem Standpunkt Freimuths, der in seinen „Leuchtkugeln" mehr wahr als elegant sagt:

„Kunst ohne Wahrheit — gewiß, dieser mangelt etwas;
Kunst ohne Reinheit — die Perle im Kothe ist das.
‚Wahrheit vor allem? trotz allem?' — Gut, wem es gefällt!
Aber für die dank ich sehr, die der — Spucknapf enthält." (206)

Im Hinblick auf diese Vierzeile wäre also das „phonographische" Motto besser fortgeblieben, zumal es auch gegen das Buch selbst ein unbegründetes Vorurtheil erwecken muß. Mit dem Realismus des Dichters, der besonders

in den neuhinzugetretenen Stücken sich bethätigt, können wir durchaus einverstanden sein. Am meisten freilich liebt Freimuth die Poesie des Gegensatzes, die ja eine sehr ansprechende, aber doch nicht ganz so leicht ist, als man wohl denken sollte, weil es doch mit dem bloßen Gegenüberstellen nicht immer gethan ist. Sehen wir uns die Hauptstücke des Neuhinzugekommenen etwas näher an.

„Das Drama im Tann“ führt uns den Blitz vor, der von dem Waldkönig einige hundert Soldaten, d. h. Tannen, verlangt, welche dieser nicht geben will. Schließlich klärt der Blitz ihn auf:

„Daß ich mehr noch als Zerstörung, Gutes wirke, weißt du nicht.
Eine Fessellast von Drähten hält mich Freien längst gebändigt,
Drin ein Pol sich mit dem andern durch ein Funkenwort verständigt.

Ja ich bin modern geworden, bin ein Musterrealist,
Dien' als polyglotter Dolmetsch allen Ländern lange Frist;
Bin am Telephon ein Schwätzer und am Telegraph ein Schreiber,
Und selbst durch die Oceane bin ich der Gedankentreiber.

Durch metallne Adern schlagen mir des Lebens Pulse heiß,
Millionen Tannen dienen rings mir um den Erdenkreis —
Darum muß ich Forste zehnten; so auch heisch ich deine Steuer;
Drum vom Tausend gib mir hundert, oder loh in meinem Feuer!

Gibst als Schiffsmast, Vogelstange, oder gar als nüchtern Brett
Du die deinen, mach' ich reichlich ihnen solche Ehren wett.
Deine Truppen sollen tragen meine Zunge, meine Feder,
Und für eine Welt von Geistern eine Säule wird ein jeder.

Wo die Lebenswogen fluten, sie als Lebensträger steh'n,
Ueber Schienenweg und Heerstraß' werden die Kolonnen geh'n
Durch Gebirge, über Flüsse, selbst bis an der Wüste Weiten
Hin zu Nordlandsfjorden werden sie mein Wundernetz verbreiten.

Paladine, wenn auch todte, um des Blitzes Flammenthron
Sollen diese hundert werden u. s. w.“

Worauf denn der Waldkönig seine Zustimmung gibt. Die Wirkung dieses Gedichtes würde eine noch bessere sein, wenn der Anfang nicht zu lang und durch die socialpolitische Vermengung nicht so verwickelt wäre.

„Der Reiter von Johnstown“ ist ein packendes Gemälde der schrecklichen Katastrophe von 1889. Ein Reiter sprengt vor der Flut ins Thal hinab, um die Bewohner zu warnen. Diese glauben ihm natürlich nicht und halten ihn für wahnsinnig. Aber nur zu bald erkennen sie ihren Irrthum; „der See kommt“ und holt endlich auch den Reiter ein, den er verschlingt. Wir bedauern, daß der Dichter für diese sehr glückliche Idee nicht ein anderes Versmaß gewählt hat. Der jetzige Vers soll augenscheinlich das Hastige, Wogende, Athemlose andeuten; aber dazu war nicht nöthig, daß er ohne feste Cäsur so lang dahinstrudelt.

„Eine Tramfahrt“ zeigt uns den Dichter in seinem eigensten Element. Ein geschmückter Trammwagen bringt eine Gesellschaft Städter hinaus in die Sonntagsfrische; alles ist eitel Lust und Sonnenschein. Nur in der Ecke sitzt ein stummes hageres Weib im Werkeltagskleid mit ihrem kranken schlummernden Kind. „Wohin“, hat der Kutscher sie gefragt. „Ans End“, hat sie geantwortet und einen Groschen hingeworfen. „Den muß ich zweimal haben“, bemerkt der Kutscher. Sie drauf: „Ich hab nicht mehr“, und drückt sich verzweifelt in die Ecke. Eine junge Braut aus der Gesellschaft zahlt den fehlenden Groschen:

... „nun fahre, du Arme, bis — — ans Ende!“

Da bricht des Weibes rasender Schmerz aus — in glühenden Worten schildert sie ihr Elend als eine verlassene Gattin, deren Mann „durchgegangen mit einem schlechten Weib...“ Sofort wird im Wagen eine Sammlung für sie veranstaltet; man legt ihr das Geld in den Schoß, sie ist zu sehr gebrochen, um auch nur „Gott lohn's“ zu sagen. Da hält der Wagen:

„Am Ziele sind wir andern. Nur sie fährt dort, allein,
Die düstre Bahn ... am Sonntag ... im Maiensonnenschein;
Des Glückes bunte Kutsche rollt dort als — Leichenwagen ...
Ans End — ans bitt're End das arme Weib zu tragen.“

Die „Realisten“ im modernen Sinn mögen uns bei diesem Gedicht eine Frage erlauben. Wozu eigentlich ein solcher Aufwand an Schilderung? Denn mehr als Schilderung ist das Gedicht ja nicht und sind es so viele der neuen Art nicht. Die Poesie sollte doch weitergehen, meinen wir, als bloß eine solche Scene abzuconterfeien; sie sollte uns, wenn auch nicht in Worten, so doch durch geschickte Anlage, das versöhnende Element solcher Gegensätze zeigen. Der Arzt reißt keine Wunde auf, ohne sie nachher wieder zu verbinden. Das System der socialistischen Dichter à la Henckell mag ja packend und aufregend sein; aber dazu ist die Poesie nicht berufen, uns das Elend und den Zwiespalt der menschlichen Gesellschaft, das uns an allen Enden entgegengrinst, auch noch in Verse zu bringen, welche keinen andern Erfolg haben können, als aufzureizen. Die Kunst soll versöhnen, und der Dichter ist eben nur Dichter, insofern sein Inneres harmonisch gestimmt ist. Nur dem moralisch Schlechten darf er die versöhnungslose Strafrede halten; denn Haß und Zorn gegen das Schlechte und Gemeine ist eben auch Harmonie. Wir meinen also, daß ein solcher Gegensatz, wie der Dichter ihn uns hier vorführt, sehr wohl Anlaß zu einem Gedicht geben kann, daß er selbst für sich aber noch keine Poesie ist.

Recht kraß und bis zum Aeußersten durchgeführt, darum als Beispiel recht lehrreich, ist „das Gespenst“. Ein Gefangener, der vor 40 Jahren wegen eines Mordes zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt wurde, ist eben vom König begnadigt worden und tritt nun gegen Abend in die Stadt. Außerordentlich anschaulich und packend ist das Staunen und das unheimliche

Befremden des Mannes geschildert, wie er mit den ihm ganz neuen, unglaublichen Verhältnissen: Gas, elektrisches Licht, Telephon, Eisenbahn, Tram u. s. w. in Berührung kommt. Er hält es in dieser Mitte nicht einen Abend aus; er schenkt sein Erspartes einem armen Weib, begeht einen Taschendiebstahl, um sich wieder fassen zu lassen und — schläft wieder in seiner trauten Gefängnißzelle. Was den Dichter bei diesem Stoff reizte, sieht jeder ein. Aber der Schluß ist darum nicht berechtigt. Wie ganz anders würde das Gedicht schließen, wenn Freimuth auch die andere Seite des Fortschrittes gezeigt und die christliche Charitas sich dem Aermsten hätte nahen und ihn, den Obdach- und Freundlosen aufnehmen lassen. Ist der jetzige Schluß in Wirklichkeit so realistisch, d. h. wahr und wahrscheinlich, als die Modernen uns glauben machen wollen? Wäre der andere nicht wenigstens ebenso wahr? Es gibt Gegensätze, die den Trost, den poetischen Balsam in sich tragen, z. B. eine weltliche Braut und eine junge Nonne wie in „Kaiserbraut und Himmelsbraut" (119); es gibt andere, die einen moralischen Gedanken enthalten, z. B. eine Leiche im Faschingsanzug (vgl. „Aus tollen Tagen" 77 ff.); andere dagegen enthalten weder das eine noch das andere, und bei ihnen muß die Kunst entweder nachhelfen oder — vorübergehen.

Der „Monolog eines Menagerielöwen" ist eine pessimistische Boutade, die man sich jedoch zur „Abwechslung" und des „Gegensatzes" halber gern einmal gefallen läßt.

In dem „weißen Fächer", der eine chinesische Anekdote recht anmuthig erzählt, hätte es nicht geschadet, wenn der Dichter etwas „realistischer" gewesen wäre. Es ist nämlich nicht anzunehmen, daß an einem Tag, wo die eine Frau „mit des Kruges Fluten einen Grabflor kühlt, der dürr von Sonnengluten", eine andere junge Wittwe auf dem Nachbargrab sitzen muß, um mit dem Fächer die Erde zu trocknen. So ganz frisch kann der Hügel nicht sein, da seit dem Tode des Gatten die Wittwe doch Zeit hatte, einen neuen Liebeshandel anzuknüpfen. Das chinesische Original weicht übrigens, soviel uns bekannt, darin auch von des Dichters Darstellung ab, daß es die Wittwe nicht das Grab, sondern die Leiche befächeln läßt.

„So ist es gerecht" bringt einen Raubmörder mit einem Kriegshelden in Gegensatz. Der erstere hat nur einen Mord aus höchster Noth begangen, und er soll sterben, „so ist es gerecht!" — während der andere aus Ehrgeiz Tausende ums Leben gebracht hat und ihm die Schaaren zujubeln: „Er lebe! So ist es gerecht!" Auch dieser Gegensatz ist pseudorealistisch: erstens gibt es auch gerechte Kriege, und zweitens wird in dem Falle, den der Dichter erzählt, die Menge nie schreien, ein solcher Mann solle sterben. Das Volk wie die Richter werden der Gerechtigkeit wohl ihren Lauf lassen, aber mit Trauer und Mitleid im Herzen.

„An der Grenze" ist eine echt Freimuth'sche Träumerei voll Originalität über „jene Linie", die zwei Völker trennt. Ebenso originell ist der „Todte Pfau", wiederum eine Poesie der Gegensätze, die aber im letzten Vers ihre poetische Berechtigung erhalten. Sehr gut ist auch „Sic transit gloria mundi", die Geschichte der Krone der Kaiserin Eugenie, welche nahezu das

Diadem der Diva geworden wäre. Die drei patriotischen Gedichte (122 ff.) hätten ebenso gut in der Mappe bleiben dürfen, trotzdem sie ihrer Zeit recht wohl ihren Zweck erfüllt haben mögen. Originell ist wieder „Der greise Fellah“. Doch wir müssen hier unsere Rundschau beschließen und verweisen nur noch kurz auf „Im Atelier“, „Job White“, das gelungene „Hildegards Kittel“ und die sechs Nummern „Eifelblumen“. Das Spruchhafte kommt zum oft treffenden Ausdruck in den „Leuchtkugeln“, von denen der Dichter sagt:

„In jedem Spruche noch so klein
Muß eine Rakete enthalten sein.“

Den Schluß des reichhaltigen Bandes bilden „Die Jüdin von Tanger“ und eine Reihe formgewandter, aber nicht immer sehr glücklich gewählter Uebersetzungen aus dem Spanischen, Französischen, Englischen.

Im allgemeinen reihen sich die neu hinzugekommenen Stücke einheitlich und harmonisch den älteren Sachen ein. Wir fügen deshalb noch einige allgemeine Bemerkungen über die Freimuth'sche Muse bei.

In einer eigenen Strafrede wendet sich der Dichter an die „Wohlklangs-fanatiker“.

„Die ihr den Klang zum Fetisch habt erhoben,
Und innere Leere für die Form verzeiht —
Den Knitter gönnt, die Falten mir am Kleid . . .

Seh ich mir Bild und Ton davon gewinnen,
Bleibt ruhig mir der Knorren steh'n am Ast;
Zu mancher Stirn die Runzel trefflich paßt;
Und frank: Ich mag mitunter darauf *sinnen*.

Die ihr die Feile als Symbol erkoren —
Mit ihr zurecht auch kommet leiblich ihr,
Wollt ihr gewähren eine Bitte mir:
Lest mit dem Geiste mehr als mit den Ohren.“ (182)

Freimuth fühlt also, daß er in Puncto „Formglätte“ kein ganz reines Gewissen hat, und deshalb sucht er ein bischen zu dogmatisiren, wobei dann richtig eine halbe literarische Ketzerei zu Tage kommt. Zehnmal hat er Recht, wenn er es verurtheilt, daß man für eine glatte Form die innere Leere verzeiht; das kommt leider nur zu oft vor. Aber darum braucht man nun nicht gerade in den entgegengesetzten Fehler zu fallen und gar auf Runzeln und Knorren zu *sinnen*. Zur Kunst gehört innere wie äußere Harmonie, und ein Vers, über den die Zunge stolpert, hat wohl selten dem Geist die Flügel zum Höhenschwung gelöst. Wir reden hier natürlich nicht von den seltenen Fällen, wo es sich um Wort- und Tonmalereien handelt, sondern vom „laufenden“ Vers.

„Und goldne Räder, drauf fuhr mit Juchhei
Ich im Traum durch die Welt gleich Magnaten.“ (7)

„Mein schimmernd Palais hat zwölf Schuh im Geviert.“ (8)

„Dir am mageren Stamm jetzt vergreifen.“

„Hier Schrecken, dort Ruf: ‚Kaltes Blut nur, der Mensch ist ja toll.‘“

„Zur Höh! vom wild klappernden Thier schreit der Warner hinaus.“
„Das Schwache und Starke im Erduntergeh’n.“

„Der Schrei von Falk und Geier.“
„Und Rüdengebell aus mir spricht.“
„Und Liebchenpaar Rappe und Hund“ u. s. w.

Hier wird es niemanden einfallen zu behaupten, daß die schlechten Daktylen: „Erduntergeh’n“, „Welt gleich Magnaten“ u. s. w. zur Schönheit oder Charakteristik des Gedankens beitragen. Es sind eben bloß schlechte Verse in schönen Gedichten. Manchmal kommen solche Versehen einfach aus Mangel an Aufmerksamkeit, weil eben der Dichter selbst nicht genug „mit dem Ohr liest“; anderemale dagegen mag wohl auch insofern Absichtlichkeit im Spiel sein, als eben Freimuth zu viel Gedanken und Nebenbeziehungen und Anspielungen in seine Verse bringen will, wobei dann die Sprache ihre Elasticität schließlich doch erschöpft sieht und platzt. Das eben ist eine andere Eigenthümlichkeit der Freimuth’schen Muse, daß sie in dem löblichen Streben, der Phrase, diesem knochen- und formlosen Quallenunthier der poetischen Gewässer, nicht anheimzufallen, sich nun ihrerseits in allerlei Sprüngen und Schwüngen gefällt, die Sucht nach Kraft und Originalität übertreibt und, um nichts Gewöhnliches zu sagen, das Ungehörige sagt. Es fehlt der Originalität bisweilen der gerade ihr so nöthige Regulator des classischen Maßhaltens. Nicht bloß in der „Jüdin von Tanger“ weht eine orientalische Luft, die auch die entferntesten Dinge noch sich nahegerückt erscheinen und die gewagtesten Vergleiche erblühen läßt. Etwas weniger wäre in manchen Gedichten bedeutend mehr gewesen. In die Kategorie der gewagten Beziehungen rechnen wir es auch, wenn der Dichter religiöse Gegenstände zur Ausschmückung ganz profaner Gedanken heranzieht. Wie gut übrigens weiß der Dichter auch den einfachen Ton zu treffen in Liedern und Erzählungen! Hier nur eine kurze Probe:

„Beim Ankerlichten.

Wenn sich dem Port das Schiff entwand,
Das Menschen trägt an fernen Strand,
Dann sprechen, die am Hafen steh’n:
‚Ob jemals wir sie wiederseh’n?‘

Und die da sind an Schiffes Bord,
Zieh’n mit der andern Frage fort:
‚Sind bei der Heimkehr einst noch da,
Die eben unser Auge sah?‘“

Wie fein die Pointe dieser beiden so einfachen Strophen! Soll dieser Ton aus dem Herzen nicht bessere Realistik sein, als so mancher moderne Vers aus dem Phonographen? Wir glauben, auch bei Freimuth trifft ein, was er so wahr als treffend sagt:

„In einem fand ich jeden Autor blind:
Sein Geisteskrüppel war sein liebstes Kind.“

Wenn seine „realistischen“ Sachen auch nicht im mindesten „Geisteskrüppel“ sind, so stehen sie doch hinter manchen übrigen schlichten und rechten Dichtungen seines poetischen Gemüthslebens unserer Ansicht nach zurück; sie blenden mehr als sie erwärmen, und wir würden es bedauern, wenn Freimuth aus Liebe zum System seinem schönsten Können untreu würde.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

1. **Socialdemokratie und Volksschule.** Ein erweiterter Vortrag von L. Habrich, Seminarlehrer in Boppard. 60 S. kl. 8°. Paderborn, F. Schöningh, 1891. Preis: 60 *Pf.*

2. **Das Paradies der Socialdemokratie,** so wie es wirklich sein wird. Nach socialdemokratischen Schriften für alle besonnenen Arbeiter dargestellt von E. Klein. Vierte Auflage. 24 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis: 10 *Pf.*

3. Katholische Flugschriften zur Wehr und Lehr. Nr. 18. **Kann ein Katholik Socialdemokrat sein?** Von L. v. Hammerstein S. J. 55 S. 16°. Berlin, Verlag der „Germania“, 1891. Preis: 10 *Pf.*

4. Dass. Nr. 22. **Die katholische Landbevölkerung im socialdemokratischen Zukunftsstaate.** Von einem Missionspriester. 54 S. 16°. Preis: 10 *Pf.*

5. **Was will die Socialdemokratie?** Weckruf an das christliche Volk von Phil. Laicus. 35 S. 12°. Gladbach, Riffarth, 1891. Preis: 20 *Pf.*

1. Was das Schriftchen auszeichnet, ist der schaffensfreudige Muth, den der Verfasser in demselben bekundet, und das Praktische der Winke und Andeutungen, mit

denen er für ein sofortiges Handeln den Lehrerstand unterstützt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Schule, auch die Volksschule, sehr viel thun kann, das Gift der socialdemokratischen Umsturzideen wirksam oder unwirksam zu machen. Der glaubenstreue Katholik weiß, daß Gott „die Völker heilbar gemacht" hat, daß also alles darauf ankommt, in aufopfernder Arbeit und mit den rechten Mitteln dem Verderben entgegenzutreten und so, wenn nicht alles, doch vieles zu retten. — Die praktischen Mittel, welche der Verfasser dem Lehrer anempfiehlt zur Bekämpfung oder Abwehr der socialdemokratischen Ideen bei den Kindern, lassen sich in dem Satze zusammenfassen: Wirke überall in Unterricht und Erziehung als katholischer Lehrer im Anschluß an die Kirche, d. h. nicht nur in den Fächern, wo ausdrücklich die religiösen Wahrheiten den Unterrichtsstoff bilden, sondern auch gelegentlich und nebenbei in den anderen Fächern. Des nähern gibt der Verfasser an, wie die Jugend gegen den krassen Unglauben der Gottesläugnung geschützt werden müsse; wie die verschiedenen Unterrichtsgegenstände Gelegenheit bieten, die zarten Herzen der Kinder mit Abscheu gegen die Laster und Untugenden zu erfüllen, welche der Nährboden der Umsturzideen sind: Trunksucht, Neid, Ungenügsamkeit u. s. w., und mit Liebe zu den entgegenstehenden Tugenden. Man sieht, der Verfasser hat die hohe Aufgabe des Volkslehrers vom Standpunkte des christlichen Glaubens erfaßt: möge das Büchlein recht vielen eine Belehrung und Bestärkung auf diesem Standpunkte sein.

2. Wer den christlichen Glauben noch nicht ganz über Bord geworfen oder wenigstens noch einige vernünftige Ueberlegung sich bewahrt hat, der kann, sollte ihn je eine Lust nach Verwirklichung der socialdemokratischen Ziele anwandeln, durch die hier angezeigte Flugschrift gründlich ernüchtert werden. Sie ist in frischem Ton geschrieben und belegt alle Sätze mit authentischen Aussprüchen von Führern der Socialdemokraten. Die Verheißungen der Socialdemokraten werden sehr richtig auf folgende Punkte zurückgeführt: Befreiung von mühevoller Arbeit, Befreiung vom Joch des Staates — also thörichte Schwärmereien; ferner Befreiung von Religion, Befreiung von Sitte und Ehrbarkeit — also Gottlosigkeit auf die Spitze getrieben. Gefordert wird vom zukünftigen Bürger des socialdemokratischen Staates das Opfer des Eigenthums und des Rechts auf Eigenthum, gefordert das Opfer der Freiheit, gefordert der Verzicht auf den Himmel und das jenseitige Glück, gefordert der Verzicht auf Sittlichkeit und Familienglück. Kann irgend ein vernünftig nachdenkender Mensch mit solchen Opfern den socialistischen Traum erkaufen? Wir empfehlen das Schriftchen sehr zur Verbreitung unter die Männerwelt des Arbeiterstandes.

3. Die Broschüre nimmt unter den Flugschriften gegen die Socialdemokraten unseres Erachtens einen Ehrenplatz ein. Die Zeichnung des Socialistenstaates kann jedem zu recht belehrender Warnung dienen. Die Gesprächs- und Erzählungsform gibt dem Ganzen etwas Frisches, Anziehendes und Fesselndes, so daß Belehrung mit Unterhaltung prächtig gepaart ist.

4. Hier wird dasselbe Ziel verfolgt, nur mit besonderer Rücksicht auf die ländlichen Kreise. Die Zwecke und Mittel der Socialdemokraten werden, vielfach mit den Worten ihrer Führer, aufgedeckt, ihren unausführbaren Bestrebungen die allein richtigen Bestrebungen der christlichen Socialreform entgegengestellt. Man möchte das Büchlein einen Katechismus über Socialdemokratie für das katholische Landvolk nennen.

5. Das Schriftchen empfiehlt sich schon durch den Namen des Verfassers. In kerniger und überzeugender Sprache legt derselbe die Ziele der Socialdemokratie bloß: in politischer Beziehung die allgemeine Einführung der Republik, in ökono-

mischer Beziehung den Sociaïsmus, in religiöser Beziehung den Atheismus; bei jedem einzelnen derselben zeigt er kurz und bündig ihre praktische Unausführbarkeit, ihren Gegensatz zum Sittengesetze und das maßlose Unglück, welches sie statt des verheißenen Glückes bringen würden.

Der internationale Socialismus von 1885—1890. Von L. Winterer, Pfarrer und Canonicus in Mülhausen i. E., Mitglied des Deutschen Reichstages. Genehmigte Uebersetzung aus dem Französischen von J. Berg. VIII u. 188 S. 8°. Köln, J. P. Bachem, 1891. Preis: *M.* 2.

Die französische Broschüre selbst wurde Bd. XXXIX. S. 553 dieser Zeitschrift besprochen und empfohlen. Sachlich können wir daher auf jene Empfehlung verweisen. Die Uebersetzung steht dem Original würdig zur Seite; auch die Ausstattung ist vortrefflich. Wir dürfen darum wohl dieser deutschen Ausgabe dieselbe Verbreitung wünschen, wie der französischen. Es ist ein wirkliches Verdienst des Uebersetzers, die höchst lesenswerthe Schrift einem weitern Leserkreis zugänglich gemacht zu haben.

Weltgeschichte von Dr. Joh. Bapt. v. Weiß, k. k. Regierungsrath und o. ö. Professor an der k. k. Universität Graz. Dritte, verbesserte Auflage. Erster Band: Geschichte des Orients. Zweiter Band: Hellas und Rom. Dritter Band: Das Christenthum. — Die Völkerwanderung. (Lieferung 1—27.) LXXXVIII u. 688; VIII u. 912; VIII u. 840 S. gr. 8°. Graz und Leipzig, Verlagsbuchhandlung „Styria", 1890/91. Preise: *M.* 6.80, 8.20 und 7.65.

Es ist eine wahre Freude, daß ein so gediegenes Werk, wie das vorliegende, trotz seines bedeutenden, noch immer sich mehrenden Umfanges bereits in dritter Auflage verbreitet wird. Als die Herausgabe dieser neuen Auflage begann, war die vorhergehende, die 1876 ihren Anfang genommen, buchstäblich bis zum letzten Exemplar vergriffen. Ein gutes Zeichen für den gesunden Sinn, der noch immer bei einem großen Theile unserer gebildeten Klassen vorherrscht, ist dies zugleich die schönste Anerkennung für den hochverdienten Verfasser, dem es so vergönnt ist, die großartige Arbeit seines Lebens noch immer mehr zu bereichern und zu vervollkommnen. Auch bei dieser dritten Auflage hat er es nach Kräften gethan. Die neuesten Erscheinungen im Gebiete der historischen Literatur sind fleißig benutzt; es ist kein Band und kaum ein größerer Abschnitt, der nicht Bereicherungen und Verbesserungen erfahren hätte. Aeußerlich ist die Zerlegung jedes der umfangreichen Bände der frühern Auflage in je zwei selbständige Bände recht vortheilhaft, die Ausstattung ist noch gefälliger als die frühere, die Umwandlung des Titels von „Lehrbuch der Weltgeschichte" in „Weltgeschichte" eine sehr berechtigte. Wir behalten uns vor, das Werk in seiner Eigenschaft als wissenschaftliche Leistung und das Verdienst der Darstellung später eingehender zu besprechen. Hier soll es nur allen Geschichtsfreunden, die noch in Christus den Mittelpunkt der Weltgeschichte sehen, zur Benützung und Verbreitung aufs wärmste empfohlen sein. Vor allem aber sei es empfohlen der studirenden Jugend, für die es durch den christlichen Sinn, der es durchweht, durch die Begeisterung für alles Große und Edle, wie durch das Frische und Fesselnde der Darstellung die anregendste und nutzreichste Lectüre und geradezu von unschätzbarem Werthe ist.

Drei geschichtliche Vorträge. Karl der Große. Gustav Adolf in Deutschland. Rußland und Polen vor hundert Jahren. Von Johannes Janssen. 4. Aufl. 133 S. kl. 8°. Frankfurt a. M. und Luzern, A. Fösser Nachfolger, 1891. Preis: *M.* 1.80.

Als der eine dieser Vorträge, „Karl der Große", 1867 zum erstenmal erschien, hatten es die Frankfurter Broschüren auf 30000 Abonnenten gebracht. An Verbreitung hat es demselben mithin nicht gefehlt. „Solche Charakteristiken", meinte damals A. Reichensperger, „sollte der Verein mehrere erscheinen lassen (z. B. Gregor VII., der hl. Bernhard, die hervorragendsten Kirchenväter, der hl. Thomas von Aquin), damit die gebildete Welt nach und nach auch die christlichen Heroen kennen lernt, die in den Schulen, hohen und niederen, durchweg ignorirt zu werden pflegen." Obwohl seither 24, bezw. 26 und 27 Jahre verflossen, haben die drei Vorträge, auf gediegener Forschung beruhend und ungemein anziehend geschrieben, noch heute ihren Werth. Die Nebeneinanderstellung Karls d. Gr. und Gustav Adolfs gibt Stoff zu heilsamen Betrachtungen, zumal es auch heute noch immer nicht an Leuten fehlt, welche den letztern als „evangelischen" Helden verehren. Auch die Geschichte des russischen Vernichtungskampfes gegen Polen besitzt für die Gegenwart nach manchen Seiten hin ein sehr actuelles Interesse.

Acts of English Martyrs hitherto unpublished. By John H. Pollen. With a Preface by John Morris. London, Burns, 1891. Preis: 7 *Sh.* 6 *P.*

Diese bisher nie veröffentlichten Acten der englischen Martyrer waren Bischof Challoner unbekannt; sie verbreiten neues Licht über die Leiden der Katholiken, welche in den Gefängnissen und in ihren eigenen Häusern Verfolgungen und Plackereien aller Art zu erdulden hatten. Geradezu abscheuerregend zeigt sich die diabolische Verschmitztheit der englischen Richter und hohen Beamten, welche ihre armen Opfer physisch und moralisch zu Grunde zu richten suchten, um dann der Verführten als Spione sich zu bedienen. Einige dieser Spione haben, wie wir aus den mitgetheilten Acten zum erstenmal erfahren, sich aufgerafft und durch den Martyrertod ihre schwere Schuld gesühnt, andere Spione wurden von den Katholiken nie entdeckt. Die neuen, zum Theil höchst erbaulichen Züge, welche Pollen aus den Quellen beibringt, verdienen volle Beachtung. Eine Volksausgabe mit Weglassung des gelehrten Apparates wäre gewiß wünschenswerth. In der Vorrede wird ein Neudruck der von Challoner für seine Geschichte der englischen Martyrer benutzten seltenen Schriften versprochen. Möge der Verfasser dies Versprechen bald erfüllen.

Geschichtsel. Mißverstandenes und Mißverständliches aus der Geschichte, gesammelt und erklärt von Dr. Simon Widmann. XXIV u. 298 S. kl. 8°. Paderborn, Schöningh, 1891. Preis: *M.* 2.80.

Ein geheimnißvoller Titel und eine nicht eben durchsichtige Vorrede von XXIV Seiten verhüllen ein ganz nützliches und interessantes Werkchen. Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gestellt, „die in die Geschichte eingedrungenen Fabeln, die auf unrichtiger Herleitung eines Wortes beruhenden Erdichtungen, die an geschichtliche Begriffe und Namen sich knüpfenden Mißverständnisse und Verwechslungen" zu sammeln und zu berichtigen. Er thut es als Mann von Geist und erstaunlich vielseitigem Wissen. Die Zusammenstellung ist zwar „kunterbunt", aber sehr reich-

haltig, und die Benützung als Nachschlagebuch wird durch ein treffliches Wörterverzeichniß erleichtert. Bei der Ausbreitung, welche eine moderne Durchschnittsbildung nehmen muß, und der dadurch herbeigeführten Oberflächlichkeit, bei dem Haschen nach Pikantem, nach gelehrten und classischen Anklängen im Ausdruck, wie es bei Gebildeten und Halbgebildeten so gern hervortritt, kann ein solch gründliches Durchcorrigiren der landläufigen Begriffe und „Stückchen" nur vortheilhaft belehrend wirken. Bloße Vermuthungen von Irrthum wären vielleicht besser weggeblieben, und mit Rücksicht auf den minder denkgewandten Leser möchte man zuweilen klarere Darstellung wünschen. In manchen Einzelheiten könnte man wohl auch anderer Ansicht sein. So benennt sich z. B. das „Inquisitions"-Verfahren nicht im Gegensatz zu „tumultuarischem Verfahren", sondern zum „Verhandlungsverfahren", das sich auf das Princip der Anklage gründete und durch die Form des römischen Strafprocesses als das ordentliche Proceßverfahren eingebürgert war. Die Erklärung des „aus dem ff." durch Verstümmelung eines griechischen Buchstabens bringt mehr Zweifel als Belehrung. Vering (Gesch. u. Inst. des röm. Privatrechtes. 3. Aufl. 1870. S. 56) schreibt dagegen wohl richtiger: „Statt D(igesta) setzte man ff., entstanden aus einem verschlungenen D mit einem Querstrich zum Zeichen der Abkürzung." Das „ff" wurde denn auch von den Scholastikern, wie vom hl. Thomas, citirt, und aus dem ff argumentiren galt als Zeichen gründlicher Gelehrsamkeit. Uebrigens sind sachliche Ausstellungen oder Zweifel ganz verschwindend gegenüber dem Reichthum des Inhaltes.

Edward von Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für christliche Kunst. Aus ihren Briefen geschildert von A. M. v. Steinle. (Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft.) 104 S. 8°. Köln, J. P. Bachem, 1890. Preis: *M.* 2.

In den „Erinnerungen an Eduard Ritter von Steinle" (siehe diese Zeitschrift Bd. XXXII, S. 467. 468) hat Dr. August Reichensperger seinem dahingeschiedenen Freunde ein Denkmal gesetzt, das für dessen Biographie immer ein Hauptdocument bleiben, ja in Bezug auf die wesentliche Charakteristik des großen Künstlers auch von einer ausführlicheren Darstellung kaum überholt werden wird. In liebenswürdiger Bescheidenheit hat der geistvolle Kunstschriftsteller und Parlamentarier sich indes bei der Schilderung des gemeinsamen Wirkens ganz hinter den geliebten Freund, den Künstler, zurücktreten lassen. Freudig begrüßen wir darum die vorliegende Schrift, welche hier ergänzend eintritt. Steinle's Sohn, trotz seiner juristisch-finanziellen Lebensstellung eine tiefpoetisch und künstlerisch veranlagte Natur, mit der Künstlerlaufbahn und Künstlerthätigkeit des Vaters aufs innigste vertraut, eröffnet uns in dieser Schrift einen ausgedehnteren Einblick in den Briefwechsel und dadurch in das gemeinsame Geistesleben der beiden Freunde, besonders aus den Jahren 1841—1849, während von da an die Mittheilungen kürzer, aber nicht weniger interessant sind. Die Kunst bildet dabei den hauptsächlichen Berührungspunkt; aber als christliche Kunst und als praktische Kunstübung ließ sie sich von religiösen, politischen und persönlichen Beziehungen der beiden Briefsteller nicht so ablösen, daß die Individualität beider nicht auch in ihrer anziehenden, concreten Vielseitigkeit und Harmonie lebendig zu Tage träte. Der Dom von Köln, dessen künstlerische Ausschmückung die beiden Männer im Jahre 1841 einander näher brachte, erinnert unwillkürlich an ein anderes Freundespaar, das ebenfalls einst zur Förderung christlicher Kunst in Deutschland zusammenwirkte, und von dem ebenfalls ein höchst

interessanter Briefwechsel vorliegt: Sulpiz Boisserée und Friedrich v. Schlegel. An die Stelle jener ersten Pioniere, des Kunstsammlers und des Kunsttheoretikers, treten aber in diesem neuern Freundschaftsbunde der erfahrene Kunstpraktiker und der Künstler selbst, an die Stelle unsichern Tastens und Suchens deutliche und bestimmte Erkenntniß, an die Stelle des romantischen Dämmerlichtes die volle Klarheit einer durch und durch katholischen Kunstanschauung. Die beiden ersteren haben den Kölner Dom und die christliche Kunst aus ihren Trümmern wieder hervorgezogen und eine Neubelebung angeregt; die zwei anderen haben zur Durchführung und Vollendung mitgewirkt und den Dom vollendet geschaut, mit dem freudigen Bewußtsein: quorum pars magna fui. In Reichensperger und Steinle stehen sich aber zwei ungleich interessantere Gegensätze gegenüber: der feste, unbeugsame Anwalt der Gotik, der energische Politiker, der feurige Redner, der thatkräftige Organisator und Sprecher der wiedererstandenen Bauhütten, und dann der stille, sinnige, träumerische Maler, in vielem an Fiesole und wohl auch an Raphael gemahnend, oft lieblich spielend in Brentano's Märchenwelt, dann Shakespeare, Dante, Wolfram in Farbe wiederzaubernd, endlich ernst und mächtig sich emporschwingend zu den erhabensten Schöpfungen kirchlicher Monumentalmalerei. Ueber die große Aufgabe der Kunst, Sinn und Richtung derselben finden sich die zwei so verschieden gearteten Männer aber in allen wesentlichen Punkten im schönsten Einklang zusammen. Ueber das Verschiedenste (man vergleiche z. B. ihre Aussprüche über Shakespeare oder Munkaczy) urtheilen sie völlig gleich, weil dieselbe tiefe religiöse Weltanschauung die Ideen beider beherrscht.

E. F. A. Münzenberger. Eine Lebensskizze von A. M. Benevolus. 35 S. 8⁰. Frankfurt a. M. und Luzern, A. Fösser Nachfolger, 1891. (Beigedruckt: Trauerrede auf den verstorbenen Stadtpfarrer Münzenberger, von A. Abt, Domkapitular. 11 S.)

Geboren am 5. Juli 1833 zu Düsseldorf, kam Ernst Franz August Münzenberger in seinen Knabenjahren von Weeze aus öfter nach Kevelaer und faßte da schon mit 17 Jahren den Entschluß, sich ganz Gott zu weihen und Priester zu werden. Der berühmte niederdeutsche Wallfahrtsort blieb durch sein ganzes Leben seine Lieblingsstätte. Nachdem er das Gymnasium in seiner Vaterstadt absolvirt, dachte er im Herbst 1852 daran, Jesuit zu werden; der Plan zerschlug sich jedoch, und er studirte nun Theologie in Münster (1852/53), Tübingen (1853/54) und Bonn (1854/55). Ein Jahr verweilte er dann im Seminar zu Köln und empfing am 30. August 1856 die heilige Priesterweihe. Erst einige Zeit Kaplan zu Kettwig an der Ruhr, wurde er bald als vierter Kaplan an der Andreaskirche zu Düsseldorf angestellt, entwickelte aber durch seine apostolische Rührigkeit für Seelsorge, charitative Werke, Vereine aller Art, Erziehung und Unterricht, Ordensleben, Presse, Literatur und Kunst eine Thätigkeit, die weit über seine Kaplanei hinausreichte. Im Sommer 1868 berief ihn Bischof Blum von Limburg an der Lahn als Subregens an sein Priesterseminar, machte ihn bald darauf zum Regens und sandte ihn 1870 als Pfarrverwalter nach Frankfurt am Main. Nach längeren Streitigkeiten zwischen dem Bischof von Limburg und dem Stadtmagistrat wurde er endlich von dem letztern als Stadtpfarrer angenommen und erhielt damit die Aufgabe, die umfangreiche und schwierige Pfarrei (die schon bei seinem Amtsantritt 24000 Seelen zählte), während der schweren Jahre des Culturkampfes und dann weiter, im ganzen 20 Jahre lang, zu leiten. In seltener Weise verband er die innigste, tiefste Religiosität, der Mystik

und Kunst des deutschen Mittelalters seelenverwandt und ganz von ihr durchdrungen, mit einem praktischen Verständniß der modernen Welt, ihrer Strebungen, Schwächen, Nöthen und Bedürfnisse, wie man sie nur bei modernen Geschäftsleuten zu finden pflegt, und mit einer unermüdeten Rastlosigkeit, die ganz nur der Gegenwart anzugehören schien. Mit Personen des höchsten und niedersten Ranges, Gelehrten und Kindern, Mönchen und Juden, Protestanten und Katholiken, Jesuiten und modernen Heiden, Künstlern und rohen Arbeitern wußte er mit gleicher Liebe und gleichem Tacte umzugehen, alle in seine Sphäre des Glaubens und der Liebe, oder wenigstens doch in jene des Wohlthuns hineinzuziehen. Er hat die Ehre gehabt, Kaiser Wilhelm I. selbst in den prächtig restaurirten Kaiserdom einzuführen. Aber weit großartiger als dieses künstlerische Restaurationswerk sind die zahllosen Werke des Seeleneifers und der Barmherzigkeit, die der unermüdliche Priester während seines kurzen Lebens ins Dasein rief. Er gönnte sich kaum ein paar Stunden Schlaf; seine einzige Ruhe war Wechsel der Thätigkeit; er hat sich förmlich aufgezehrt im Dienste Gottes und seiner Mitmenschen. Die vorliegende, bei aller Kürze treffende, inhaltreiche Lebensskizze ist darum ein Charakterbild, das niemand ohne geistigen Gewinn wird lesen können. Ordens- und Weltpriester können sich diesen Mann zum Vorbild nehmen.

Theodor Wibaux, Zuave und Jesuit. Von P. du Coëtlosquet S. J. Autorisirte Uebersetzung von Prinzessin Francisca zu Löwenstein. 384 S. 8⁰. Wien und Leipzig, Verlag „Austria" (Drescher & Comp.), 1891. Preis: *M.* 7.

Daß das vorliegende Buch in den katholischen Kreisen Frankreichs, welche ihre Liebe und Treue der Kirche gegenüber noch bewahrt haben, begeisterte Aufnahme und ungetheilten Beifall erzielte, ist wahrlich nicht zu verwundern. Sowohl sein Gegenstand als die Art und Weise der Behandlung verdienten es, daß dasselbe auch in deutscher Sprache erscheint, und die vortreffliche Uebersetzung, die ihm zu theil geworden, wird ihm gewiß auch in Deutschland eine weite Verbreitung verschaffen. Wir wünschen das von Herzen; denn wer immer noch Sinn für begeisterte Liebe zu unserer heiligen Kirche hat, wird die kurze, aber ergreifende Lebensgeschichte dieses „Zuaven und Jesuiten" nicht ohne Rührung und nachhaltigen Nutzen lesen. Theodor Wibaux wurde am 13. Februar 1849 zu Roubaix im Schoße einer wahrhaft christlichen Familie geboren, bekam eine vortreffliche Erziehung und reiste, erst 16 Jahre alt, nicht ohne ernste Vorbereitung und Selbstprüfung mit Erlaubniß seiner Eltern 1866 nach Rom, um sein Leben der Vertheidigung Pius' IX. und des von Garibaldi bedrohten Apostolischen Stuhles zu weihen. Es handelte sich bei ihm nicht um das Strohfeuer jugendlicher Begeisterung, sondern um ein Opfer, das mit der Selbstverläugnung eines Heiligen gebracht und durchgeführt ward. Seine Aufzeichnungen und Briefe erschließen uns sein ganzes Herz voll Reinheit und Lauterkeit, voll Liebe zu seinen Eltern und Hingabe an den Papst, voll echter Frömmigkeit. Die Prosa der Kaserne und des ermüdenden Dienstes vermag seine Begeisterung nicht auszulöschen. Es kommen die Tage beständiger Unruhe; wir sehen ihn am Bette der Cholerakranken, im Gefechte von Mentana, und treu harrt er aus, bis Pius IX. vor der Uebermacht einer kirchenräuberischen Regierung die Waffen strecken muß. Mit blutendem Herzen muß er Rom verlassen; daß er tausendmal lieber auf der Walstatt geblieben wäre, ist in seinem Munde keine hohle Phrase. Frankreich, in das er heimkehrt, ist inzwischen von den siegreichen deutschen Heeren hart bedrängt;

selbstverständlich zieht er auch zur Vertheidigung seiner Heimat den Degen, und die Schilderungen seiner Theilnahme an den Kämpfen der Loire-Armee unter Oberst Charette zählen mit zu den interessantesten Kapiteln des Buches. Nach Beendigung des Krieges trat er zu St. Acheul in die Gesellschaft Jesu ein. Mit derselben Begeisterung, mit der er unter der Fahne der Zuaven für die Kirche gekämpft, führte er auch jetzt den ernsten Geisteskampf unter dem Banner des hl. Ignatius, bis er, vom Boden Frankreichs mit seinen Ordensbrüdern verbannt, am 10. Juni 1882, erst 33 Jahre alt, eines heiligmäßigen Todes starb. Das ganze Lebensbild ist aus den Briefen und sonstigen Aufzeichnungen des Seligen in geschicktester Weise so zusammengestellt, daß man es in der That eine Selbstbiographie nennen könnte, und daß der Verfasser in der Vorrede mit Recht sagen konnte: „Dir, lieber Bruder, kommt die Ehre dieser Zeilen zu: dein sind sie durch ein doppeltes Recht; denn du bist gleichzeitig ihr Held und ihr Autor."

Das Heilige Land. Illustrirter Auszug aus dem „Besuch bei Sem, Cham und Japhet". Von Alban Stolz. 190 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis: *M.* 2.

Die klassischen Schilderungen der heiligen Stätten durch Alban Stolz in seinem „Besuch bei Sem, Cham und Japhet" sind, sowohl was topographische Genauigkeit und tiefes christliches Verständniß als plastisch klare Zeichnung angeht, unübertroffen und von bleibendem Werthe. Dieselben sind ganz zu einem Palästina-Volksbuch geeignet, dessen Herstellung die Verlagshandlung mit diesem reich illustrirten Auszuge bezweckte. Der Preis ist mit Rücksicht auf das halbe Hundert Bilder und die beiden Karten in Farbendruck nicht zu hoch gestellt.

Katholische Elementar-Katechesen über die zwölf Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Von Dr. Theodor Dreher, Religionslehrer. VI u. 130 S. 8°. Sigmaringen, Liehner, 1889. Preis: *M.* 2.

—— über die Sittenlehre. Von demselben. IV u. 125 S. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis: *M.* 1.20.

—— über die Gnadenmittel. Von demselben. VI u. 138 S. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis: *M.* 1.40.

Bereits in dem „Leitfaden der katholischen Religionslehre für höhere Lehranstalten" bekundete der hochw. Herr Verfasser, Religionslehrer des kgl. Gymnasiums zu Sigmaringen, ein nicht gewöhnliches katechetisches Talent. In den vorliegenden Elementarkatechesen kommt dasselbe zur vollen Entfaltung. Dreher versteht es wie kaum ein anderer, mit skizzenartiger Kürze und reichem Inhalt eine überraschende Klarheit und Einfachheit zu verbinden. Mit ein paar kurzen, kernigen Worten bringt er, gleichsam wie mit einem Pinselstrich, die abstracten Wahrheiten so klar und anschaulich zum Ausdruck, daß selbst ein Kind von 10—12 Jahren sie ohne Mühe auffassen kann. Hierzu dienen ihm namentlich zahlreiche und treffende Vergleiche, sowie die geschickte Herbeiziehung von Erfahrungen, welche das Kind selbst bereits in und um sich gemacht hat. Das Originelle und Volksthümliche der Darstellung erinnert, wie mehrfach mit Recht bemerkt worden ist, unwillkürlich an Alban Stolz, von dessen Eigenart der Verfasser ein gutes Theil besitzt. Dabei bleibt er stets edel, natürlich und kindlich. Ein besonderer Vorzug ist noch die ungesuchte

und ansprechende Art, die vorgetragenen Lehren auf das sittliche Verhalten der Kinder anzuwenden und in den jugendlichen Herzen echte Religiosität und Frömmigkeit zu wecken. Dahin gehört auch die passende Verwerthung der bekannteren Kirchenlieder und die gelegentliche Anknüpfung an die Zeiten des Kirchenjahres. — Inhaltlich schließen sich die Katechesen ziemlich eng an den mittlern Deharbe'schen Schulkatechismus an, ohne jedoch eine bestimmte Ausgabe desselben zu Grunde zu legen. Dementsprechend wird durchgehends nur eine Sacherklärung, keine Worterklärung gegeben, und ist der Stoff nach Paragraphen statt nach Fragen abgetheilt. Die Anordnung der Gedanken in den einzelnen Paragraphen ist sehr übersichtlich. — Wenn wir etwas zu wünschen hätten, so wären es hauptsächlich zwei Punkte. Erstens hätte wohl auch der Ausdruck des zu Grunde gelegten Katechismus etwas mehr berücksichtigt werden können, da ja die verschiedenen Ausgaben desselben hierin nur wenig voneinander abweichen. Der Katechet muß nun einmal seine Erklärung an den Ausdruck des Katechismus anknüpfen und soweit als möglich die Sacherklärung mit der Worterklärung in Verbindung bringen. Zweitens scheint uns der verehrte Verfasser im Streben nach einem kindlichen Ausdruck sich zuweilen etwas zu tief herabgelassen zu haben zu den Unvollkommenheiten der Kindersprache und den Redeweisen der schwäbischen Mundart; z. B.: „Als Gott den Menschen schuf, hat er sich abgemacht" (= ein Bild von sich gemacht). Hie und da an einen dialektischen Ausdruck erinnern und sich der Sprechweise des Kindes etwas nähern, halten wir keineswegs für unstatthaft, besonders bei Landkindern; aber dergleichen einfach adoptiren, dürfte sich schon deshalb nicht empfehlen, weil die Kinder auch in die gebildete Sprache der Predigt und der religiösen Erbauungsschriften allmählich eingeführt werden müssen. — Dieser kleinen Ausstellungen ungeachtet werden wir Dreher fortan zu unseren besten Katecheten zählen.

Handpostille oder christkatholische Unterweisungen auf alle Sonn- und Feiertage des ganzen Jahres. Enthaltend Text und Auslegung der Evangelien, nebst vielen Glaubens-, Trost- und Lebenslehren. Aus der Heiligen Schrift und den Vätern gezogen durch Leonard Goffine, Prämonstratenser-Ordens, Canonicus in Steinfeld. Neue Volksausgabe. VIII u. 296 S. 8°. Aachen, R. Barth, 1890. Preis: *M.* 1.

Die altbewährte und allbeliebte Handpostille von Goffine bedarf einer weitern Empfehlung nicht; als volksthümliches, echtes Erbauungsbuch hat sie längst das Bürgerrecht erlangt und fortwährend behauptet. Die vorliegende Ausgabe schließt sich nahe dem alten Text an, gibt ihn zwar insofern nur auszüglich, als sie sich fast ausschließlich auf die Evangelien und deren Auslegung und Nutzanwendung beschränkt. Da dies jedoch das Wesentlichste ist, was der katholische Leser in einer Postille sucht, so dürfte wegen des durch Kürzung erzielten billigen Preises gerade eine derartige Ausgabe besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Erklärung katholischer Kirchenlieder. Ein Hilfsbuch für Lehrer und Seminaristen, herausgegeben von Heinrich Galle, kgl. Seminarlehrer. Dritte, verbesserte Auflage. 124 S. 8°. Breslau, Görlich, 1891. Preis: *M.* 1.

Vorliegendes Büchlein erklärt 50 katholische Kirchenlieder, welche den für die Grafschaft Glatz — also Prager Erzdiöcese — vorgeschriebenen Liederschatz bilden.

Bei vier Liedern ist diese Erklärung, so wie sie in der Schule vorzunehmen, bis ins Detail ausgearbeitet. Die Methode verdient allen Beifall. Bei den anderen Liedern sind nur die Gegenstände berührt, die vorzubringen sind, ohne daß die sokratische Form durchgeführt erschiene. Daß das Büchlein einem wahrhaften Bedürfnisse entgegenkommt, da man damit begonnen hat, die Exegese des Kirchenliedes auch schulplanmäßig zu sichern, ist selbstverständlich. Die Auswahl der Lieder ist bei einem Buche wie das vorliegende nicht frei. Die Ausstellungen, die sich hier machen ließen, würden den Sammler der Lieder, nicht deren Erklärer treffen. Aehnlich verhält es sich mit Bemerkungen, die sich betreffs der Erläuterung selbst aufdrängen. Ist bisweilen der Inhalt dünn, so kommt das in erster Linie dem Dichter des Liedes, in zweiter dem Sammler auf Rechnung. Wenn man meist mehr Detail zur Geschichte des Liedes wünscht, so erklärt sich dieser Mangel aus dem Umstand, daß das Interesse für das Kirchenlied und seine Pflege sehr jungen Datums ist und wenig verbreitet. Es geht dazu meist so sehr in der praktischen Seite auf, daß für die historische fast nichts mehr übrig bleibt, obschon doch die Geschichte mit ihrer Fackel der Praxis vorzuleuchten hätte. Der beste Beweis ist wohl der Umstand, daß wir noch immer auf den dritten Band von Bäumkers verdienstlichem Werke „hoffen und harren". So lange werden wir auch vergeblich auf historische Notizen über die jüngeren Kirchenlieder zu harren und zu hoffen haben. Wenn trotz dieser ungünstigen Verhältnisse das vorliegende Büchlein warmes Lob verdient, so ist das eine doppelte und dreifache Empfehlung.

Die Gnadenvorzüge des hl. Joseph. Von Pater Binet S. J. Nach der von Pater Jenesseaux verbesserten Ausgabe aus dem Französischen übersetzt. 158 S. 12°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1891.

Verehrern des hl. Joseph hat der Uebersetzer einen guten Dienst geleistet. P. Binets Schrift, welche 1639, dem Todesjahr dieses fruchtbaren ascetischen Schriftstellers, erschien, hat in der Geschichte der Josephsandacht eine gewisse Berühmtheit. Sie ging dem bekannten Buche des P. Paul v. Barry noch um ein Jahr voraus, und trug durch ihre Verbreitung in Frankreich und Italien zugleich mit jenem nicht unerheblich zu dem Aufschwung bei, welchen die Andacht und namentlich die besondere Literatur über den hl. Joseph seitdem genommen hat. Die originelle Auffassung und die Vertrautheit P. Binets mit der ascetischen Literatur wahren dem Buch auch heute noch, neben so vielen neueren Werken, seinen Werth. Ist auch die Uebersetzung zu getreu, um den Ursprung der Schrift aus fremdem Land und ferner Zeit immer ganz vergessen zu lassen, so verdient sie doch Lob, ebenso wie die beigefügten Anmerkungen und die saubere Ausstattung.

Gedichte von Eduard Eggert. 156 S. 12°. Paderborn, F. Schöningh, 1891. Preis: *M.* 2.

Es ist nicht zu läugnen, daß Eggert eine schöne poetische Sprache besitzt. Eine prosaische oder steife Wendung, mühsames Haschen nach Reimen u. dgl. wird man bei ihm vergebens suchen. Ferner steht ihm ein reiches poetisches Fühlen zu Gebot, das die in den Stoffen schlummernden Motive herausfindet und weckt. Und doch will es uns bedünken, daß die ersten zwei Drittel des Büchleins nicht auf der richtigen künstlerischen Höhe des letzten Drittels stehen. Wir können das, was uns zu fehlen scheint, nicht besser ausdrücken, als wenn wir sagen: Gegenstand und Gefühl, statt

mit knappem, schlagendem Wort sich der Phantasie und dem Gemüth aufzuzwingen, lösen sich gar zu sehr in poetische Umschreibung und Beschreibung auf. Es ist nicht das stramme Vorwärtsschreiten der neuern Zeit und Poesie, sondern das weiche weite Schlängeln und Schweifen der ältern Schule. Sieht man genau zu, so ist das Einzelne ganz schön, vielleicht trefflich gesagt und empfunden. Einigemal freilich wird es schwer halten, den rechten Sinn auch bei wiederholtem Lesen zu fassen. An wen wendet sich z. B. das Gedicht: Im stillen Kirchhofswinkel? — Der Dichter selbst hat schließlich seine bessere Seite gefunden in den Stücken, in denen er uns irgend einen Charakter, eine Situation, eine geschichtliche Figur drastisch vorzuführen sucht. So entstanden: Die Verlorene — Einer Chansonnettensängerin — Noch diese Nacht vielleicht — Petrus und Paulus — Der Schlaflose — Der Sünderin Weihenacht — Herodes' Tod. „Die Verlorene" hat den Uebelstand, daß sie auf dem falschen Gedanken beruht, der Dichter habe das Mädchen heiraten müssen, um es vor dem Fall zu bewahren. Andererseits ist die Vermengung des Subjectiven mit dem Objectiven hier gar nicht nöthig; die Wirkung würde ohne diese Vermengung sogar noch kräftiger sein. Im übrigen sind wir der Ansicht, daß sowohl dieses Gedicht als auch die „Chansonnettensängerin" und „Der Sünderin Weihenacht" doch zu sehr an die Stoffwahl der neuesten Ultrarealisten erinnern und es besser wäre, wenn die katholische Poesie derlei Persönlichkeiten nicht in den Bereich ihrer Darstellungen einbezöge wenigstens nicht als Hauptpersonen. „Petrus und Paulus" ist ein sehr schönes Stück bis auf den etwas zu eiligen Schluß. „Der Schlaflose" bietet uns ein ganz ergreifendes Gemälde, das in einer etwas straffern Einfassung noch mehr wirken würde. Es berührt nämlich seltsam, daß „Der Schlaflose" gerade doch den eigentlichsten Inhalt des Gedichtes träumt: „Der Traum ist aus", „an seine Thüre pocht's, und er erwacht". Unserer Ansicht nach gebührt dem letzten Gedicht, „Herodes' Tod", die Palme, da es nach Inhalt und Form ein tadelloses Geschichtsbild ist. Nach der Richtung solcher Geschichts- und Charakterbilder großen Zuges scheint uns denn auch die nicht gewöhnliche Begabung des Dichters zu liegen.

Der Gottversprochene. Von Wilhelm von Wartenegg. 96 S. kl. 8°. Paderborn, F. Schöningh, 1890. Preis: *M.* 1.20.

Es ist eine echte und rechte Rittergeschichte, die uns hier in Blankversen unter Zugabe von lyrischen Intermezzos recht flott von sprachgewandtem Munde erzählt wird. Ist es nun das vorwaltende, nicht gehörig motivirte Element des Wunderbaren und Sagenhaften, oder ist es die summarische, von Prosaismen nicht freie Erzählungsart, die selten in die tieferen Conflicte einführt, welche den eigentlich poetischen Genuß nicht recht aufkommen läßt? Thatsache ist, daß nur in dem letzten Drittel das Interesse einigermaßen wach wird und wir zeitweilig mit den Helden fühlen und bangen. Die lyrischen Zugaben dagegen treffen nicht selten einen zu Herzen dringenden Ton; dazu rechnen wir auch einige Stellen aus dem letzten Gesang, z. B.:

„Das Glück? Der Erde Glück? O such es nicht.
Auf allen Wegen forschest du vergebens.
Es ist ein Traum im Träumen unsres Lebens.
Nie sieht man's kommen, und doch stets verschwinden.
Man kennt's vom Suchen, aber nicht vom Finden." (94)

Dann die Schlußworte:

„Vergänglich sind die Freuden dieser Erde,
Der Ruhm, das Glück, der Liebe süße Lockung.
Vergänglich ist in diesem Leben alles,
Das Leben selbst mit seiner kurzen Frist.
Das Grab nur scheinet sicher in der Erde;
Vergänglich aber ist die Erde selbst,
Der Himmel nur bewahret, was er hält.“ (96)

Ein realistischerer Stoff mit mehr psychologischer Entwicklung und kräftigerem Herausarbeiten der einzelnen Motive sind dem Dichter sehr anzurathen; denn bei seiner Sprachgewandtheit bedauert man die Verschleuderung eines so schönen Könnens an längst veraltete Gegenstände.

Sela, oder: **Die drei Perlen.** Eine Dichtung von August Maaßen. 72 S. 16⁰. Paderborn, F. Schöningh, 1890. Preis: *M.* 1.

Ohne auf eigentlichen höhern Kunstwerth Anspruch erheben zu können, erfüllt das Büchlein vollkommen seinen Zweck, eine erbauliche, besonders das Kindes- und Frauengemüth anregende Lesung abzugeben. Die Sprache ist edel, die Verse sind sehr glatt, die Reime tadellos, das Uebergreifen in die folgende Strophe kommt selten vor, kurz, die äußere Form ist durchaus anerkennenswerth. Auch die Gedanken sind immer klar, richtig und angenehm ausgesprochen; die schöne Grundidee tritt würdig in den Vordergrund. Als ein Geschenk für Erstcommunicanten und heranwachsende Mädchen eignet sich das Büchlein ganz vortrefflich, und wir empfehlen dasselbe durchaus statt minder passender Novellen und Romane.

Maud. Ein Gedicht von A. Tennyson, übersetzt von Fr. W. Weber. Zweite, verbesserte Auflage. 110 S. 16⁰. Paderborn, F. Schöningh, 1891. Preis: *M.* 1.50.

Es muß für jeden Gebildeten ein wahrer literarischer Festschmaus sein, zwei anerkannte Meister des Gesanges zugleich zu genießen, durch das Wort des einen in das Verständniß des andern eingeführt zu werden. Wer die vorliegende Uebersetzung liest, würde niemals wegen ihrer selbst auf den Gedanken kommen, sie sei keine Originaldichtung. Das scheint uns das beste Lob zu sein, das ihr gespendet werden kann, und wir sind Weber dankbar dafür, daß er durch sein autoritatives Beispiel der Nachdichtung statt der Wortübersetzung das Wort redet. So viel über die Uebersetzung. Aber warum wählte Weber gerade dieses Werk zum Verdeutschen? Wer des englischen Dichters „Maud“ nicht kannte, wird beim Umwenden des letzten Blattes ganz enttäuscht sein über den abgebrochenen Schluß, der überhaupt kein künstlerischer Schluß, sondern ein ganz materielles Aufhören, ja gewaltsames Abbrechen mitten in der Sache ist. Er wird sich fragen, wie Weber gerade zu diesem Werke Tennysons griff statt zu anerkannteren Meisterwerken. Die Antwort dürfte nicht schwer fallen. „Maud“ enthält besonders in der ersten Hälfte zahlreiche Stellen, die so vollständig dem Gedankenkreis und der poetischen Domaine des deutschen Nachdichters angehören, daß sie hinreichend die tiefsten Sympathieen des Uebersetzers gerade für dieses Gedicht erklären. Man lese nur gleich I 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, oder IV 3—10, oder X 1, 2, 3 u. s. w, und man wird sofort an Parallelstellen aus Dreizehnlinden

oder den Sprüchen in den „Gedichten" denken müssen. Diese und einige andere Einzelstücke sind es denn auch, die uns „Maud" als lesenswerth erscheinen lassen, während im übrigen unser Urtheil dahin geht, Weber hätte denselben Stoff in seiner Originalweise besser und künstlerisch abgerundeter besungen. Der Fehler des englischen Originals ist es jedenfalls auch gewesen, daß diese Weber'sche Frühàrbeit trotz ihrer vollendeten Sprache so viele Jahre auf eine zweite Auflage warten mußte, und daß erst Dreizehnlindens Erfolg sie wieder an die Oberfläche brachte.

Gesammelte Blätter. Gedichte von Rosine Stiefenhofer. 78 S. 16⁰. Paderborn, F. Schöningh, 1890. Preis: *M.* 1.

Am besten sind der Verfasserin einige religiöse Erhebungen und Bildchen aus der Natur gelungen.

Zwölf Heilige und Selige aus dem Franziskanerorden. Gezeichnet von H. Commans, herausgegeben von Franz Rangette und Söhne. Düsseldorf, 1891.

„Schlecht und billig" oder „bunt und stillos", das waren die traurigen Urtheile, welche nur zu viele bis vor etwa einem Jahrzehnt für unser Volk in den Handel gebrachten religiösen Bilder verdienten. Manches ist besser geworden. Der ungeheure Absatz, die Concurrenz, die endlich einmal an vielen Orten laut gewordene Kritik und der geläuterte Geschmack haben schöne Erfolge gezeitigt. Aber ein so entschiedener Schritt zum Guten und Besten, wie ihn die Verlagshandlung von Rangette in den vorliegenden Bildern gewagt hat, überrascht selbst denjenigen, welcher den modernen Bildermarkt und dessen Erzeugnisse kennt. Die Zeichnungen des mit Recht hoch angesehenen Historienmalers H. Commans in Düsseldorf sind hier in photolithographischer Weise so gut wiedergegeben, als man nur verlangen kann. Ueberdies sind die größeren Blätter auffallend billig; kostet doch bei Abnahme von 50 Stück ein Blatt erster Größe (192/330 mm) nur 5 *Pf.*, zweiter Größe (254/145 mm) nur 4 *Pf.* Ein Bild dritter Größe (175/100 mm) wird zu 3 *Pf.* und eines vierter Größe (130/175 mm) zu 2 *Pf.* angeboten. Die Bilder erster und zweiter Größe sind tadellose und sehr empfehlenswerthe Leistungen, selbst des Einrahmens würdig. Auf den kleineren Bildern hat infolge der bedeutenden Verkleinerung die auf den großen kräftig wirkende Zeichnung etwas von ihrer Kraft und Klarheit verloren. Die in Aussicht gestellte Ausgabe in Farbendruck berechtigt zu hohen Erwartungen. Möchten alle, welche echte und ungeschminkte christliche Kunst lieben, vor allem der Clerus, diesem neuen Unternehmen die erbetene „hinreichende Unterstützung" bieten, damit es sich lebenskräftig erweisen könne, vervollkommne und für unser Volk, besonders für die Kinder, gute, stilgerechte, farbige und billige Bilder auf den Markt bringe.

Miscellen.

Die Lehre von der Person Christi ist bei den Protestanten wieder in den Vordergrund der Discussion getreten. Eine neue Veranlassung dazu bot eine Schrift des sächsischen Oberstlieutenants v. Egidy: „Ernste Gedanken", in welcher dieser nunmehr eben wegen seiner Schrift verabschiedete Officier ohne Bemäntelung seines Standpunktes klar und offen die Gottheit Christi läugnet. Es ist ein höchst trauriges Zeichen der Zeit, daß seine Schrift und Lehre so viel Anklang gefunden. Nach der „Protestantischen Kirchenzeitung" (1891, Nr. 8, S. 187) fallen seinen „weder neuen noch tiefen Gedanken" die Gebildeten, welche „noch im Kampfe um die Weltanschauung stehen", „in hellen Haufen zu". Beyschlag sagt („Deutsch-evangelische Blätter", 1891, S. 140), sein Exemplar gehöre dem fünften Zehntausend an, und als einen Grund, weshalb das Schriftchen trotz seiner Gedankenarmuth und anderen Mängel eine so große Anziehungskraft habe, nennt er den „Wiederhall, den dasselbe in den Herzen von tausend und tausend Gebildeten findet". Dreyer tadelt v. Egidy's Satz: „Christus war ein Mensch". Das sei auch Kirchenlehre. Hiermit sei „der christlich-religiösen Erfahrung nicht genügt, wofür Herrn v. Egidy das Verständniß zu fehlen" scheine („Protestantische Kirchenztg." 1891, Nr. 4, S. 80, Anm.). Egidy will offenbar sagen, Christus sei einzig Mensch und nicht in Wahrheit Gott, und der gerade Soldat mag weder gewillt noch im stande sein, den ihm mit Dreyer gemeinsamen grundstürzenden Irrthum in so schöne Phrasen zu hüllen, wie dieser. Darin wird wohl der Unterschied zwischen beiden bestehen. Ohne diese Umhüllung verräth sich auch jene Lehre, welche Dreyer mit dem Christenthum vereinbaren will, sofort als die Negation des Christenthums.

Die „Protestantische Kirchenzeitung", deren Mitarbeiter Dreyer ist, empfiehlt in einer der neuesten Nummern (1891, Nr. 8, S. 187 ff.) den Amtsgenossen freierer Richtung die Schrift des badischen Pfarrers Wimmer: „Im Kampfe um die Weltanschauung", als ein Muster für die Art und Weise, den „denkenden und darum (!) auch zweifelnden Gemeindemitgliedern", „die mit der altorthodoxen Mythologie gebrochen haben", „in möglichst wenig schulmäßiger Weise" die Lehre von der Person Christi nahezubringen. Das Blatt theilt sodann einen Abschnitt aus dieser Schrift mit, in welchem Wimmer mit ähnlichen schönen Phrasen über Christus und seine Religion spricht, wie Dreyer in seinem „Undogmatischen Christenthum". Der Schluß aber lautet: „So muß ich die Lehre der Kirche von der Gottheit und dem Verdienste Christi zurückweisen, und weiß mich damit in voller Uebereinstimmung mit ihm selbst." Dreyer, welcher in seinem „Undogmatischen Christenthum" (S. 9) erklärte, es sei „nicht zu dulden, daß in der einen Gemeinde dies, in der andern jenes

verkündigt wird" (vgl. oben S. 189), scheint diese seine Ansicht wenigstens insofern geändert zu haben, als er nun doch seine Lehre über die Person Christi „gebildeten Gemeindemitgliedern" vorgetragen hat. Wir finden nämlich einen von ihm vor gebildeten Gemeindegliedern gehaltenen Vortrag: „Das Dogma von der Person Christi und seine religiöse Bedeutung", in der „Protestantischen Kirchenzeitung" (1891, Nr. 4, S. 77 ff.). In demselben legt Dreyer seine Lehre über Christi Einssein mit Gott sehr deutlich dar, weshalb einige seiner Ausführungen hier folgen mögen.

„Ich gehe dabei (bei Entfesselung der Wahrheit über Christi Person aus den Banden des Dogmas) von der Frage aus: Gibt es nicht wirklich ein Einswerden Gottes mit dem Menschen, des Menschen mit Gott? Erleben wir es nicht selbst? Keiner, dem die Frömmigkeit nicht etwas ganz Fremdes geworden ist, wird anstehen, diese Frage zu bejahen. In den Augenblicken des rechten Gebetes haben auch wir es doch wohl schon dahin gebracht, daß wir uns selbst mit unseren kleinen Anliegen und Bedürfnissen ganz abgestreift und uns so in die Gemeinschaft mit Gott versenkt haben, daß unser Wille kein anderer mehr als der seinige war, haben wir es andererseits erfahren, daß sein Geist und seine Kraft, alles Irdisch-Menschliche überwindend, uns mächtig durchströmte ..." Aber wir müssen alle „von unserem Einssein mit Gott das Folgende aussagen: es ist in seiner vollen Wahrheit selten es ist für gewöhnlich getrübt, und es ist abgeleitet". Anders bei Christus. „Bei ihm war die völlige Einheit mit Gott nicht selten, nicht schwankend, nicht getrübt, sondern stetig, fest und klar; sie war auch nicht abgeleitet wieder von einem andern, sondern völlig original." Also die Vereinigung mit Gott war in Christus der Art nach gerade dieselbe, wie bei jedem andern Menschen, nur accidentell ist sie verschieden. Er war ebensowenig Gott, wie wir zu Zeiten besonderer Andacht Gott sind.

Worin unterscheidet sich nun Dreyers Lehre von der von ihm so wegwerfend beurtheilten Lehre Egidy's: „Christus war (einzig) Mensch"? Sie ist ganz dieselbe; nur verdeckt Dreyer die unendliche Kluft, welche zwischen ihr und der wahren Kirchenlehre besteht, mit schönen Worten, durch die er sich aber in die offenbarsten Widersprüche mit der Heiligen Schrift und mit sich selbst verwickelt. Woher weiß z. B. Dreyer, daß der Mensch Christus ununterbrochen in jener hohen Vereinigung mit Gott gelebt? Die Heilige Schrift sagt uns über dasjenige, was der Mensch Christus in den ersten 30 Jahren seines 33jährigen Lebens durchgemacht hat, äußerst wenig, und wenn wir mit Dreyer seine wahre Gottheit läugneten, so wüßten wir nicht, wodurch wir berechtigt wären, jene Lebensperiode Christi als eine Periode ununterbrochenen höchsten Verkehrs mit Gott anzusehen.

Und wie stellt sich Dreyer zur Lehre der Heiligen Schrift? Nach ihm wird Christus als bloßer Mensch geboren und erst später durch seinen Verkehr mit Gott Sohn Gottes. Nach der Heiligen Schrift, die er die einzige und ihrem ganzen Umfange nach unantastbare Quelle der Glaubenslehre nennt, hat umgekehrt Christus schon vor seiner menschlichen Geburt existirt,

und nicht er, der vorher schon auf Erden lebende Mensch, wird Sohn Gottes, sondern der Sohn Gottes wird Mensch. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch," betheuert der Heiland den Juden, „bevor Abraham geboren wurde, bin ich" (Joh. 8, 58). Und zu Gott betet er: „Du, Vater, verherrliche mich bei dir durch die Herrlichkeit, welche ich bei dir hatte, bevor die Welt war" (Joh. 17, 5). „Im Anfange war das Wort," bezeugt Johannes (1, 1 ff.), „und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort". „Alles ist durch dasselbe gemacht, was gemacht worden." „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt" (1, 14). Nicht der vorher existirende Mensch Christus also wurde später Gott, sondern Gott wurde Mensch. Er, der „Sohn Gottes", „durch den Gott die Welt erschaffen", „der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Bild seiner Wesenheit, welcher das All trägt durch sein mächtiges Wort" (Hebr. 1, 2 f.), er, „Gott über alles gelobt in Ewigkeit" (Röm. 9, 5), „der es nicht für einen Raub erachtete, Gott gleich zu sein", „entäußerte sich selbst und nahm die Gestalt eines Knechtes an" (Phil. 2, 6 f.). Dies ist die Lehre der Heiligen Schrift. Und die Lehre Dreyers? — — —

Dr. Dreyer, bis dahin Superintendent zu Gotha, ist zum Oberkirchenrath in Meiningen ernannt und wird am 1. Mai dahin übersiedeln als der erste Geistliche des Landes und der Stadt Meiningen („Protestantische Kirchenzeitung" 1891, Nr. 7, S. 166). Auch das gibt zu denken.

Zur Naturgeschichte des Duells. In einer rechtshistorischen Untersuchung über Gottesurtheil und Eid bringt Dr. A. H. Post (Das Ausland, Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde, 1891, S. 85 ff., 101 ff.) neben manchen Schiefheiten in den Grundanschauungen eine Reihe von Daten aus dem Völkerleben, welche auf Natur und Ursprung der noch heute nicht überwundenen Unsitte des Duells einiges Licht zu werfen geeignet sind.

Gerichte, wie wir sie kennen, gibt es auf den tiefsten Culturstufen nicht. Ein Rechtsbruch erzeugt auf jener tiefen Bildungsstufe in der Regel einen Kampf des Verletzten gegen den Rechtsbrecher. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod, und wo überdies geschlechterrechtliche Organisation bei einer Völkerschaft vorhanden ist, so daß der Beleidiger wie der Beleidigte von seinen Blutsfreunden geschützt wird, da kommt es zur Blutfehde zwischen beiden Geschlechtern. Doch tritt auch schon bei nicht sehr hoch entwickelten Völkern die von der Vernunft dictirte Neigung hervor, blutige Händel zu vermeiden und sich in irgend einer Form miteinander zu vergleichen. Ein weitverbreitetes Ausgleichsverfahren besteht darin, daß der Rechtsbrecher sich einen Racheact des Beleidigten gefallen läßt, ohne dabei Widerstand zu leisten. Abgesehen von derartigen Ausgleichsacten finden wir bei tiefstehenden Völkern eine Menge Formen eines geregelten Kampfes, durch welche Rechtsbrüche erledigt werden. So finden sich bei geistig sehr niedrig stehenden Völkern zum Ausgleich bestimmter Rechtsbrüche z. B. Kämpfe mit langen Knüppeln, bei denen die vorkommenden Verletzungen nicht erheblich zu sein pflegen. Oder der Rechtsbrecher setzt sich wehrlos, etwa lediglich mit einem Schilde bewaffnet,

einer Anzahl Speerwürfen des Verletzten und seiner Freunde aus; sind dieselben abgegeben, so ist der Rechtsbruch gesühnt, gleichviel, welchen Erfolg sie gehabt haben. Oder die Parteien schlagen abwechselnd mit Keulen oder sonstigen Werkzeugen aufeinander los, bis die eine derselben es nicht mehr aushalten kann. Bei den Dajaks auf Borneo werden die Parteien in Futterale von Nibonplatten gestellt, die ihnen bis zur Brust reichen. Auf ein gegebenes Zeichen beginnen sie, sich mit zugespitzten Bambusstöcken wie mit Lanzen zu werfen, bis die eine von beiden verwundet ist. Auf Nias stechen sich die Betheiligten mit Messern, bis Blut geflossen ist. Bei den Battak auf Sumatra findet sich ein geregeltes Duell durch Schießen (Wilken, Het strafrecht by de volken van het mal. ras, S. 61); bei den Tungusen werden Pfeile gewechselt. Im alten Polen wurden derartige Zweikämpfe unter Bauern noch mit Stöcken ausgefochten, nur der Adel bediente sich des Degens. Bei den Redjang auf Sumatra half man sich, wo das Urtheil des Schiedsrichters zur Herstellung der Ehre nicht ausreichend schien, durch einen Kampf mit Steinewerfen, bis eine der beiden Parteien dabei den kürzern gezogen hatte. Es ist jedesmal eine Probe physischer Kraft, deren Erfolg theils von der Muskelstärke, Sicherheit und Gewandtheit der Kämpfer, theils von einer Reihe von Zufälligkeiten abhängt, was eine Beeinträchtigung in der moralischen Ordnung sühnen und ausgleichen soll. Nicht zufällig ist es, daß solche Arten, die Beleidigung zu sühnen, gerade bei den Völkern und auf den Culturstufen sich finden, wo auch Rechtsfragen über Mein und Dein, über Schuldig und Unschuldig durch Kraftproben entschieden werden. So müssen z. B. bei den Völkerschaften des Malayischen Archipels wie bei vielen anderen der Kläger wie der Beklagte im Wasser an Pfählen untertauchen; wer zuerst an die Oberfläche kommt, hat verloren. Bei den Dajaks auf Borneo wird der Proceß auch durch Wettlauf entschieden. Bei den Igorroten werden die streitenden Parteien mit einem spitzen Bambus- oder Holzsplitter am Hinterkopfe geritzt, und wer dabei am meisten Blut vergießt, ist unterlegen. Bei den Birmanen findet sich ein Kampf mit Reisessen: beide Theile haben ein Quantum Reis zu kauen, und es siegt der, welcher zuerst gekaut hat. Es deuten allerdings solche Arten rechtlicher Ausgleichung auf eine ungemein tiefe Stufe sittlicher Auffassung, wo die Begriffe von Schuld, Recht und Ehre völlig zurückzutreten scheinen, wenn nicht der abergläubische Wahn vorauszusetzen ist, daß eine höhere Macht stets zu Gunsten des Rechtes unmittelbar eingreifen müsse. Nur ein solcher Aberglaube allein kann den Ursprung einer Sitte erklären, die ohne diese Voraussetzung zu der gesunden Vernunft in directem Gegensatze steht.

Die socialistische Presse in der Alten und der Neuen Welt. Der Almanach de la Question sociale et de la Libre Pensée pour 1891 gibt am Schlusse eine Zusammenstellung der socialistischen Zeitungen und Zeitschriften der Alten und der Neuen Welt. Auf Vollständigkeit und volle Zuverlässigkeit wird dieselbe keinen Anspruch erheben können. Aber auch so ist sie ein Beweis für die Rührigkeit, welche der Socialismus allenthalben in der Presse

entfaltet. Wir geben nachstehend die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften, welche der Almanach für die einzelnen Länder namhaft macht. Frankreich zählt deren 62, Deutschland 39, Italien 37, Holland 11, Oesterreich 3, die Schweiz 10, Belgien 24, England 11, Dänemark 3, Schweden und Norwegen 4, Spanien 25, Portugal 10, Griechenland 2, Rumänien 5, Serbien und Bulgarien 2, die Vereinigten Staaten von Nordamerika 47, Mexiko 10, Südamerika 44, die Antillen 6, die Azoren 3, Französisch-Ostindien 1, Australien 2. Zudem werden als Tageblätter der Freidenker und Republikaner 30 angegeben.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katholische Gebetbücher.

Gediegene Texte, hübsche Ausstattung und billige Preise.

Bendel, Dr. A. v., Der junge Christ im Gebete. Eine Sammlung von Gebeten für die Jugend. Mit Stahlstich und Farbentitel. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Fünfzehnte Auflage. Ausgabe Nr. XII. 48⁰. (XII u. 318 S.) 60 *Pf.*

Färber, W., Lasset uns beten! Ein vollständiges Gebetbuch für katholische Christen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Dritte Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck. Ausgabe Nr. X. kl. 32⁰. (XVI u. 510 S.) *M.* 1.10.

— Erbarme Dich unser! Ein Gebetbuch für katholische Christen. Auszug aus „Lasset uns beten!" Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit einem Titelbild in Farbendruck. Ausgabe Nr. VIII, **mit großem Druck.** 24⁰. (X u. 422 S.) 80 *Pf.*

Kaulen, Dr. F., Brod der Engel. Katholisches Gebetbuch. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Sechste, unveränderte Auflage. Mit Stahlstich und Farbentitel. Ausgabe Nr. X. kl. 32⁰. (XVI u. 472 S.) *M.* 1.

Krebs, P. J. A., C.SS.R., Die heiligsten Herzen Jesu und Mariä, verehrt im Geiste der Kirche und der Heiligen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und mit Genehmigung der Obern. Mit zwei Stahlstichen. Ausgabe Nr. X (Auszug). kl. 32⁰. (VIII u. 424 S.) *M.* 1.

Lambruschini, J. B., Führer zum Himmel. Ein Gebetbuch. Aufs neue aus dem Italienischen übersetzt und bearbeitet von **Dr. A. v. Bendel.** Mit bischöflicher Approbation. Mit einem Stahlstich und Farbentitel. Neunte Auflage. Ausgabe Nr. X. kl. 32⁰. (XX u. 415 S.) 80 *Pf.*

Pesch, T., S. J., Das religiöse Leben. Ein Begleitbüchlein mit Rathschlägen und Gebeten **zunächst für die Männerwelt.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Fünfte Auflage. Mit einem Stahlstich. kl. 32⁰. (XX u. 554 S.) *M.* 1. Congreganisten, sowie Mitglieder der katholischen kaufmännischen Vereine erhalten das „Religiöse Leben" mit einer 24 Seiten starken Beigabe ohne Preiserhöhung.

Stolz, A., Der Mensch und sein Engel. Ein Gebetbuch für katholische Christen. Ausgabe Nr. VIII. Mit farbigem Titelbild. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Achte Auflage. 24⁰. (X u. 492 S.) 90 *Pf.*

Vorstehende Gebetbücher sind auch gebunden, von d. einfachsten bis zu d. feinsten Einbänden, zu beziehen.

Gebetbücher-Katalog der **Herder'schen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau.** Januar 1891. 8⁰. (28 S.) Gratis.

Für das heilige Pfingstfest.

Andenken an das heilige Sacrament der Firmung. Mit einem Bilde: „Die Ausgießung des Heiligen Geistes." 16⁰. (8 S.) (Schwarz- und Rothdruck.) 4 *Pf.*

Coulin, F. X., Der Heilige Geist. Betrachtungen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und einem Anhange von Hymnen und Gebeten zum Heiligen Geiste versehen von Dr. **J. Ecker.** Mit einem Titelbild. 12⁰. (XXXII u. 948 S.) *M.* 6; geb. in Leinwand *M.* 6.40.

Meschler, M., S. J., Die Gabe des heiligen Pfingstfestes. Betrachtungen über den Heiligen Geist. 8⁰. (VIII u. 439 S.) *M.* 3; geb. in Halbleder mit Goldtitel *M.* 3.80.

Zardetti, Dr. O., Die kirchliche Sequenz: Komm, Heiliger Geist! (Veni, sancte Spiritus) in fromme Betrachtungen erweitert. Mit einem Titelbild. kl. 12⁰. (XXXII u. 156 S.) 80 *Pf.*; geb. in Leinwand mit Goldtitel *M.* 1.50.

Werke über das allerheiligste Altarsacrament.

Balthasar, P. B., Das Geheimniß aller Geheimnisse im allerheiligsten Sacramente des Altars. In Betrachtungen auf jeden Tag des Monats. Aus dem Lateinischen. Zweite, umgearbeitete Auflage. 12⁰. (XVI u. 570 S.) *M.* 3; geb. in Leinw. mit Rothschnitt *M.* 3.70.

Giordano, J. B., Das eucharistische Leben und das ewige Königthum Jesu Christi. Vier Vorträge. Aus dem Italienischen. kl. 8⁰. (IV u. 160 S.) 80 *Pf.*

Kinane, T. H., Der wahre Pelikan oder die Liebe Jesu im allerheiligsten Altarssacramente. Nach der zwanzigsten Auflage des Originals mit Genehmigung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt. 12⁰. (XXIV u. 356 S.) *M.* 2; geb. in Leinw. mit Deckenpressung und Rothschnitt *M.* 3.

Klostermann, P. M., O. S. F., Besuchungen des heiligsten Sacramentes des Altares für jeden Tag im Monate. Mit einem Titelbild. Zweite Auflage. 16⁰ (X u. 235 S.) 60 *Pf.*; geb. in Leinwand mit Rothschnitt *M.* 1.

Lercari, P. X., S. J., Jesus mein Alles. Der eucharistische Monat. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. J. Ecker. Zweite Auflage. 12⁰. (VIII u. 64 S.) 60 *Pf.*; geb. in Leinw. mit Goldpressung *M.* 1.20.

Manna. Gebetbuch zur Verehrung des allerheiligsten Altarssacramentes. Mit einem Titelbild in Farbendruck. kl. 32. (XII u. 439 S.) *M.* 1.10; geb. zu *M.* 1.40, 1.70 und 2.20.

Der hl. Aloysius und sein Mahnwort an unsere Zeit.

Zur Festfeier des 21. Juni 1891.

„Recte et immobiliter."
Ehrlich und treu.
St. Aloysius.

Am 20. Juni werden es dreihundert Jahre, seit im Collegium der Gesellschaft Jesu zu Rom der Erstgeborene eines der zahlreichen, mehr oder minder unbedeutenden norditalienischen Dynasten jener Tage das Zeitliche segnete, nachdem er siebenzehn Jahre in der vornehmen Welt als Kind auf dem väterlichen Schloß oder als Schüler und Page an verschiedenen Fürstenhöfen und endlich fünf Jahre als Novize und Studirender im Orden gelebt hatte.

Die sogen. Weltgeschichte hat keine einzige seiner Thaten verzeichnet, und die engere Geschichte seines Geschlechtes und Landes weiß von ihm nur zu berichten, daß er zu Gunsten seines Bruders auf die Erbfolge verzichtete; in den Jahrbüchern des Ordens findet sich ebenso wenig hinter seinem Namen die Erwähnung irgend einer auffallenden Thätigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft, Verwaltung oder Seelsorge. Und doch ist heute der Name des Hingeschiedenen nicht bloß zu einem geschichtlichen, sondern zu einem katholischen und volksthümlichen geworden, ja er zählt zu den wenigen großen Namen, die eine Idee, ein Ideal aussprechen und als solche in den Schatz aller christlichen Sprachen übergegangen sind.

In der That, wo wäre die Kirche und Schule zu finden, in welcher in diesem Jahre der Name des hl. Aloysius von Gonzaga nicht ausgesprochen, in seiner vollen Bedeutung als Ideal christlicher Jugend nicht gefeiert würde? Man wäre versucht, mit dem hl. Ambrosius zu fragen, was denn noch Würdiges zum Lobe dessen gesagt werden könne, dessen Name selbst schon eine Lobrede sei. Oder ist etwa dieser Name nicht zum kürzesten, bezeichnendsten Ausdruck für einen reinen, heiligen, vollkommenen Jüngling geworden? Ein Aloysius sein, sagt das nicht das Schönste,

was von einem christlichen jungen Manne gesagt werden kann? Dieser Name strahlt auf der Fahne, welche die christliche Jugend, die Hoffnung des christlichen Heeres, zu Kampf und Sieg führt; dieser Name verklärt noch die Ruinen des alten Markgrafenschlosses auf der Höhe von Castiglione und macht sie zum Zielpunkt von Wallfahrern, die unter dem besondern Segen des obersten Hirten der Kirche die Stätte besuchen, welche ihr Patron dereinst durch eine heilige Kindheit geweiht hat. „Es ist uns verkündet worden", sagt der Heilige Vater, „daß infolge des günstigen Anlasses (der dreihundertjährigen Gedächtnißfeier des seligen Todes des hl. Aloysius) die Herzen der heranwachsenden Christen in wunderbarer Liebe und frommem Eifer erglüht sind. Sie hielten wie selbstverständlich eine derartige Gelegenheit für die beste, um ihre Hingebung und Verehrung gegen den Schutzheiligen der Jugend durch vielfache Kundgebung zu bezeugen. Und dieses scheint nicht nur für jene Gegend zuzutreffen, welche den hl. Aloysius der Erde und dem Himmel geschenkt hat, sondern weit und breit, überall ist der Name des hl. Aloysius und der Ruf seiner Heiligkeit bekannt geworden. Wir, die wir schon von zarter Jugend auf gewöhnt waren, den englischen Jüngling mit eifrigster Frömmigkeit zu verehren, haben Uns von ganzem Herzen bei dieser Kunde gefreut. Mit Gottes Hilfe vertrauen Wir aber, daß solche Festfeiern nicht ohne Frucht verbleiben werden bei den christlichen Männern, namentlich den Jünglingen, die durch die festlichen Ehren, welche sie ihrem Schutzpatrone erweisen, leicht zur Betrachtung der herrlichsten Tugenden geführt werden können, durch die jener Heilige zu Lebzeiten allen zum Beispiel so sehr hervorragte. Wenn sie diese Tugenden bei sich erwägen und bewundern, so steht zu hoffen, daß sie mit Gottes Hilfe auch suchen werden, Herz und Geist nach denselben zu bilden und sich bestreben, durch Nacheiferung besser zu werden. Und gewiß kann den katholischen Jünglingen kein vortrefflicheres und an jenen Tugenden, durch deren Ruhm man das Jünglingsalter so gerne glänzen sehen möchte, reicheres Vorbild zur Nachahmung empfohlen werden. Aus dem Leben und dem Charakter des hl. Aloysius können ja die Jünglinge zahlreiche Beispiele entnehmen, aus denen zu lernen ist, mit welcher Besorgniß und Wachsamkeit die Reinheit des Lebenswandels bewahrt werden muß — mit welcher Beharrlichkeit der Leib gezwungen werden muß, die Glut der Leidenschaften zu dämpfen; wie der Reichthum zu verachten und Ehren zu verschmähen sind; mit welcher Gesinnung man sich einerseits den Studien widmen, andererseits alle Pflichten und Obliegenheiten seines Alters erfüllen und, was in unseren Zeiten

das Wichtigste ist, mit welcher Liebe und Treue man der Mutter Kirche und dem Apostolischen Stuhle anhängen soll."

Es sei uns nun gestattet, auch an dieser Stelle auf die seeleneifrigen Absichten des Heiligen Vaters einzugehen, und nach dessen bezeichnenden Andeutungen das Charakterbild des heiligen Jünglings zu betrachten. Da dieses aber schon so oft bloß vom Standpunkt der christlichen Jugend geschehen ist, möchten wir bei unserer Darlegung einen allgemeinern Aussichtspunkt gewinnen, in dem wir auch die Beziehungen des hl. Aloysius zu den christlichen Männern oder noch mehr zu den Christen überhaupt in Betracht ziehen und uns fragen, in welcher Hinsicht die Feier des großen Heiligen von Castiglione für unser gesammtes modernes christliches Leben wichtig und sozusagen zeitgemäß genannt werden muß.

Sehen wir beim hl. Aloysius von den einzelnen Tugenden ab, die sich vielleicht mehr dem einen oder andern Stande, diesem oder jenem Alter anpassen, und fragen wir uns nach demjenigen, was diesen Tugenden zur treibenden Kraft diente, was den heiligen Jüngling mehr noch als seine engelhafte Reinheit, seine übergroße Buße und sein glühender Gebetseifer charakterisirte, so antwortet uns die hl. Magdalena von Pazzi: „Aloysius besitzt eine so große Glorie, weil er innerlich thätig war. Wer vermag den Werth und die Bedeutung des innern Lebens zu erklären! Es gibt gar keinen Vergleich zwischen dem innern und dem äußern Leben. Aloysius hat in seinem irdischen Leben den Einsprechungen des Wortes sein Gehör geliehen, und deshalb ist seine Glorie so groß. Aloysius war ein unbekannter Martyrer."

So ungewöhnlich diese Charakteristik des Heiligen auch klingen mag, sie ist eben so tief als richtig; sie läßt uns bis an die eigentliche Wurzel aller jener Blüten und Früchte schauen, die sonst meist unsere bewundernden Blicke gefangen halten.

„Innerliches Leben, innerliche Thätigkeit", das drückt in der That am besten und vollsten dasjenige aus, was in dem Gesammtbilde des hl. Aloysius den tiefern Beobachter am meisten in Staunen setzt. Das innerliche Leben ist das Leben der Seele durch den ihr — in und mit der heiligmachenden Gnade — innewohnenden Heiligen Geist, also das Leben aus Gott und in Gott. Innerlich thätig sein heißt wirken mit den durch die übernatürliche Gnade der Seele verliehenen Kräften und Fähigkeiten, den durch das Gnadenlicht erleuchteten, göttlich aufgeklärten Verstand und den durch himmlischen Beistand zu höherer Wirkung befähigten Willen; es heißt wirken und thätig sein, um das innere Leben zu entwickeln, handeln

nach dem Lichte der übernatürlich erkannten Wahrheit, streben nach dem übernatürlichen Ziel durch übernatürlich beseelte Handlungen. Das vollendete innere Leben im christlichen Sinne bedeutet nicht bloß die volle Herrschaft der Seele über die Sinne, der Vernunft über das Fleisch, sondern es bedeutet die Oberherrschaft Gottes über Vernunft und Willen, so daß Gott einzig und allein der Ausgang, die Norm und das Endziel aller Handlungen, Worte und Gedanken des Menschen bildet.

Der ungetaufte Philosoph mag noch so sehr der Vernunft entsprechend leben, den Sinnen jeden verbotenen Genuß versagen, er mag noch so sehr seine Wonne und Befriedigung in wissenschaftlichen Forschungen, in geistiger Thätigkeit finden, es ist immer nicht das innere Leben des Christen, eben weil ihm das höhere Lebensprincip des Heiligen Geistes, die heiligmachende Gnade fehlt. Wie aber das Leben eines menschlich idealen Heiden an menschlicher Würde und Größe über das eines Sinnenmenschen erhaben, ja erst voll den Namen eines menschlichen Lebens verdient, so steht das übernatürliche, innere Leben der Gnade über aller menschlichen Vollkommenheit, ja ist schon kein bloß menschliches Leben mehr, weil alles an ihm gewissermaßen göttlich ist: das Lebensprincip, das Lebensziel, die Lebenskraft, die Lebensnorm, die Lebensruhe und -Freude, eine solche innige Lebensverbindung des innersten Menschen mit Gott, daß selbst die Heilige Schrift nicht ansteht, diese Verbindung als eine Theilnahme an der göttlichen Natur zu bezeichnen. Der innere Mensch lebt nicht bloß nach der Vernunft, sondern nach der durch den Glauben erleuchteten, vervollkommneten Vernunft; er sucht nicht irdische Glückseligkeit in Befriedigung seiner natürlichen Kräfte, und wären es auch die höchsten und reinsten des Geistes, sondern seine immer innigere Vereinigung mit Gott, dem Urquell aller Glückseligkeit; er lebt nicht nach seinem Geist und dessen Willen, sondern nach dem Geist und Willen Gottes in ihm. „Mein Gerechter lebt aus dem Glauben,“ sagt die Heilige Schrift. „Durch den Glauben,“ schreibt der Apostel, „haben sie (die Heiligen) Königreiche erobert, jede Gerechtigkeit geübt, die Verheißungen erlangt, den Rachen der Löwen verschlossen, des Feuers Kraft ausgelöscht. Durch den Glauben sind sie aus Schwachen zu Helden geworden, kraftvoll im Streit, siegreich über alle Heere der Feinde.“ Lautet das nicht wie ein kurzer Lebensabriß des heiligen Jünglings von Castiglione? Es gilt freilich von einem jeden Heiligen und Gerechten, daß er aus dem Glauben lebe, aber die Umstände sind doch derart, daß gerade bei Aloysius sich die besondere Energie dieses Lebens dem Auge des Beschauers vorzüglich aufdrängt.

Es gibt Abhandlungen und Reden, welche durch sonstige glänzende Eigenschaften, insbesondere durch den Schwung der Darstellung den Geist so vollständig gefangen halten, daß er sich des logischen Fortschreitens der Gedanken kaum bewußt wird, daß er wenigstens erst in zweiter Linie diese strenge siegreiche Logik bewundert; in anderen Fällen dagegen ist es gerade die Logik, das stramme Ineinandergreifen, das Sichauseinanderentwickeln der Gedanken, welches den Kenner entzückt und seinen Geist beschäftigt. Aehnlich ergeht es bei den Heiligen. Große und glänzende Thaten, heldenmüthige Tugendacte, Wunder und außerordentliche Gnaden oder ganz besonders hervorragende Charakterseiten bieten uns bei gar manchen aus ihnen so viel Stoff zur Bewunderung, daß wir nur mit einer gewissen Arbeit zum allgemein einheitlich treibenden Lebensprincip vordringen. Wie viele Heiligen müssen außerdem nicht mit Augustinus klagen: Sero te amavi! Bei dem einfachen, ganz in Stille und Ruhe verlaufenden Leben des hl. Aloysius dagegen liegt dieses innere Princip vom ersten Augenblick klar zu Tage, es drängt sich uns bei einiger geringen Aufmerksamkeit schon sehr nachdrücklich zu einer Zeit auf, wo ein logisches, folgerichtiges Handeln noch fast zu den wunderbaren Ausnahmen gehört. Das Kind hat einmal und zwar durch Gottes Barmherzigkeit schon sehr frühzeitig das Verhältniß des Menschen zu Gott in der Beleuchtung der christlichen Offenbarung kennen gelernt, und vom nämlichen Augenblick an wird diese Erkenntniß zur Richtschnur aller seiner Gedanken, Worte und Werke. Es zieht sich fortan durch alle Lebensäußerungen des Knaben und Jünglings der große einheitliche Gedanke: Das übernatürliche Leben der Gnade, die ewigen Güter der Seele sind in jedem Falle allen natürlichen, zeitlichen Vortheilen, Annehmlichkeiten und Anforderungen unbedingt, ohne Bedenken und Zaudern vorzuziehen. Auch der kleinste Vortheil und Gewinn auf dem höhern geistlichen Gebiete kann durch kein zeitliches Opfer und Mühen zu theuer erkauft werden; kein noch so anscheinend kleiner Fortschritt auf dem Wege zum wahren Glück ist zu verschmähen, zu vernachlässigen oder sein Unterlassen leicht zu verschmerzen. „Particula boni doni ne te praetereat!“

Was gewöhnlich als Wahlspruch des Heiligen angegeben wird: Quid hoc ad aeternitatem? („Was soll dies oder jenes bedeuten im Vergleich zur Ewigkeit?“ — oder: „Was nützt dieses für die Ewigkeit?“) und was der Heilige selbst einmal mit den Worten bezeichnet: „Nell interiore tu procurerai guidarti secundum rationes aeternas e non secundum temporales“ („Du wirst Sorge tragen, dich innerlich nach ewigen und

nicht nach zeitlichen Rücksichten zu leiten“): das war durch eine besondere Gnade Gottes vom ersten klaren Erkennen des richtigen Verhältnisses sein Leben und Streben: „Deo recte et immobiliter servire“, Gott dienen ehrlichen und geraden Herzens und ohne Wanken, also ohne Selbstbetrug und ohne Feigheit. Aloysius nimmt die Gebote Gottes und die Grundsätze des Glaubens in einfachem Sinne auf, deutelt nicht an ihnen, sucht nicht, sie zu mindern und abzuschwächen je nach Laune oder Leidenschaft; er verschmäht es als schändliche Thorheit, Unmögliches möglich zu machen, zugleich Gott und der Welt dienen, den Ruf der Gnade und die Lockungen der Sinne versöhnen zu wollen. Er ist zu klar und zu ehrlich, sich selbst zu täuschen, und zu vernünftig, Gott täuschen zu wollen. Er will Gott dienen, koste es, was es wolle.

Zu dem ersten klaren und festen Vorsatz kommt die mit einer seltenen Energie gepaarte, im Kinde doppelt staunenswerthe Folgerichtigkeit und Standhaftigkeit der Ausführung. Man weiß eben kaum, was von beiden am meisten hervorzuheben und zu betonen ist: die Logik und Consequenz des Denkens oder diejenige des Handelns und Ausführens. Es ergreift selbst den reifen Mann eine Art Beschämung vor der, man möchte sagen, unbarmherzigen, rücksichtslosen Verständigkeit und Vernünftigkeit des Knaben und Jünglings Aloysius, dieser zwingenden Folgerichtigkeit seiner Lebensäußerungen, die man nur bei einem äußerst kalten leidenschaftlosen Herzen für möglich halten würde, wüßte man nicht, daß das Ziel und die Kraft dieser Consequenz und Energie doch wieder die erkannte und gesuchte Liebe der höchsten Schönheit war.

Als Kind suchte er der einmal erkannten Regel von dem übernatürlichen Zweck des Menschen auf Erden nachzukommen, indem er sich durch das Gebet möglichst oft und innig mit Gott zu vereinigen bestrebte. Ist Gott wirklich der Urheber alles wahren Glückes und Trostes, ist sein Umgang die höchste Ehre, kommt von ihm alle Kraft und Stärke, ist er der Urheber alles Guten in und um uns, wie der Glaube lehrt, so kann es kein höheres Glück, keine ausgesuchtere Ehre, kein besseres Stärkungsmittel, keine edlere Pflicht geben, als im Gebete sich ihm zu nahen, mit dem Herzen und Geiste in ihm zu leben, ihn um Beistand zu bitten, ihm zu danken, — kurz im Geiste und in der Wahrheit zu beten. Bietet das Gebet diese Vortheile, so kann man sich ihrer nicht oft genug theilhaftig machen; es gibt nichts, was dem Gebete vorgezogen werden könnte an Bethätigung menschlicher Kräfte. Nach diesen Glaubensregeln handelte nun Aloysius mit staunenswerther Folgerichtigkeit und Beharrlichkeit.

Das gewöhnliche christliche Gebet, Morgen-, Abend-, Tischgebet und die tägliche heilige Messe, genügten ihm nicht. Jede Minute, die er der Arbeit und dem nothwendigen Verkehr mit den Seinen entziehen kann, gehört Gott und dem Umgang mit ihm. Wie andere Kinder nach dem Spiel, so verlangt Aloysius aus innerstem Herzen nach dem Gebet; hier findet er Ruhe, Erholung, Freude und volles Glück. Er geht bald weiter und versucht, der gewöhnlichen körperlichen Ruhezeit Minuten und Stunden zu entziehen, um dem Drange seines Herzens Genüge zu leisten. Und wie er sich das Gebet selbst etwas kosten läßt! Wie er überzeugt ist und nach der Ueberzeugung handelt, daß der Preis und die Ehre eines echten reinen Verkehrs mit Gott aller Anstrengung würdig ist! Die Natur fordert ihr Recht, die Phantasie ist noch nicht ganz dem Willen unterthan — Ermüdung und leichte Zerstreuungen stellen sich ein —: aber Aloysius will beten und will es ernstlich. Der Kampf wird siegreich enden, und sollte er stundenlang dauern.

Hat endlich die Seele den süßen Ruhepunkt in Gott gefunden, wer will es dann dem vernünftigen Kinde verübeln, wenn es sich den höhern Genuß auf Kosten des niedern so oft wie möglich gewährt, wenn es auf dem fürstlichen Schaugerüst das äußere Auge schließt und von den Herrlichkeiten der Pferderennen und Soldatenspiele, der Aufzüge und theatralischen Darstellungen nichts gewahrt, um während dieser Zeit die Seele und das Herz an den Ausstrahlungen ewiger Schönheit, Allmacht und Güte zu weiden? Ein solcher Tausch ist vernünftig; er ergibt sich als ein solcher aus den einfachsten Grundwahrheiten, wenn sie einmal lebendig erfaßt und thatkräftig aufgegriffen sind. Es ist keine Uebertreibung, keine Unnatur, ja man möchte sagen nicht einmal etwas Ungewöhnliches, wenn nicht leider bei uns Menschen die volle Consequenz der Handlungen zu den ungewöhnlichen Dingen gehörte, sobald es sich um Uebernatürliches handelt.

Aloysius erkennt das Gebet und sein Glück als ein Gut über alle Sinnengüter; er sieht aber auch und fühlt es an sich, wie die Sinnengüter und die Welt, welche sie bietet, dem Fluge des Geistes hinderlich sind, wie der Verkehr mit den Menschen abzieht vom Verkehr mit Gott. Wer will es da mißbilligen, wenn der heilige Knabe daraus den vernünftigen Schluß zieht und ihn zum Entschluß macht, sich vom Umgang mit der Welt, so viel als nur immer erlaubt und möglich ist, zurückzuziehen, die Einsamkeit aufzusuchen, um Gott leichter zu finden? Wäre es nicht Inconsequenz, wenn Aloysius anders urtheilte, und feige Halbheit, wenn er anders handelte? Recte et immobiliter! Aufrichtig und fest!

ist seine Losung, und so sehen wir denn mit zunehmendem Alter auch die Weltflucht des Fürstensohnes wachsen und in einer weltlich gesinnten Umgebung immer mehr auffallen. Und doch, hätte es, christlich gesprochen, nicht auffallender sein müssen, daß eine Umgebung, die vorgab, dasselbe zu glauben, was Aloysius glaubte, nicht ebenso handelte wie er?

Mit den Jahren nimmt der Kreis, auf welchen die Consequenz des heiligen Kindes sich erstreckt, natürlicherweise zu. Es hat auch bisher an kleinen Abtödtungen und Entsagungen nicht gefehlt; das christliche Bewußtsein drängt dazu. Aber die Seele ist doch noch nicht zur klaren Erkenntniß gekommen, wie weit sie in diesem Stücke über den Leib verfügen kann. Da tritt die Krankheit ein; die Aerzte selbst entscheiden, was dem Körper streng genommen zukommt. Das ist für Aloysius eine Art Offenbarung. „Wenn ich mit soviel Nahrung auskommen kann, warum soll ich mehr nehmen?“ Und fortan ist nicht mehr das gefühlte natürliche Bedürfniß das Maß seiner Ernährung, sondern die bedürfnißlose Vernunft, welche von vornherein wie mit kalter Wage abmißt, was und wie viel nothwendig ist. Sind die Sinne befriedigt oder nicht — was kümmert's den Geist, der reichlich seine Nahrung findet gerade in dem Klagen der Sinne? „Wenn ich aus Liebe zur körperlichen Gesundheit mir jene Entbehrungen auferlegen konnte und wollte, warum sollte und könnte ich es nicht, um zu erstarken am Geiste? Wenn die Kraft der Krankheit durch das Maßhalten in Speise und Trank gebrochen wurde, warum soll ich dieses Maßhalten nicht fortsetzen, um die Kraft der Leidenschaften zu brechen?“ Ja, warum nicht? Wissen wir eine Antwort auf diese so naheliegende, so vernünftige Frage? Wir werden ebenso wenig eine solche finden wie Aloysius, und werden ihm also wenigstens keinen Vorwurf machen dürfen, wenn er, der Vernunft und der Leitung des Heiligen Geistes folgend, so gut er es vermochte, nach der erkannten Wahrheit handelte.

Betrachten wir die gleiche Consequenz in demjenigen Theile dieses friedlichen Jugendlebens, welcher schon mehr eine dramatische, fast tragische Verwicklung aufweist; wir meinen die Berufsgeschichte. Es ist gewiß nicht ohne besonders gütige Absicht Gottes geschehen, daß in der Berufsangelegenheit dieses für tausend und abertausend Jünglinge und Jungfrauen zum Vorbild in der Berufswahl gewordenen Heiligen gerade das Vernunftelement, die auf der Gnadenerkenntniß weiter fortschreitende Consequenz, so besonders deutlich und erkennbar zu Tage tritt. Der wirkliche Beruf, mag er kommen wie er will, ist immer ein Ruf Gottes. Aber oft gibt der Himmel eben nur das Samenkorn ins Herz, das dann der Mensch

durch natürliche und übernatürliche Mittel hegen und ziehen muß bis zur vollen Entfaltung. So geschah es bei Aloysius. Das Samenkorn war sein Gelübde ewiger Jungfräulichkeit, das der zehnjährige Fürstensohn in überwallender Liebe zur Unbefleckten vor dem Altare in der Santissima annuntiata zu Florenz ablegte. Er kannte die Tragweite dieses Gelübdes, das ihn ein für allemal ausschied aus der Reihe der Fortsetzer seines erlauchten Geschlechtes, das seinen Beziehungen zur Welt, ihren Vergnügen und Geselligkeiten, besonders in Bezug auf das andere Geschlecht, eine neue Richtung gab. Er zog sofort alle die Folgerungen daraus für sein tägliches Leben und handelte darnach, ehrlich und treu. Er wollte den Zweck ehrlich und wendete consequent alle Mittel der Abtödtung der Sinne, der Eingezogenheit des Wandels und der Vorsicht im Verkehr mit einer solchen Strenge an, daß er sich den Namen des Weiberfeindes zuzog. Es hat reine und keusche Heilige gegeben, die bei aller Sorgfalt um Bewahrung der Tugend nicht so weit gingen wie Aloysius, ja es wird sein, daß Aloysius selbst in diesem Punkte weiter ging als es streng nothwendig gewesen wäre, um jede Gefahr zu meiden; aber daß er so weit ging, zeigt doch wieder den Grundzug des Charakters: consequente Energie des Handelns nach dem einmal erkannten Princip, der rücksichtslosen Anwendung der Mittel zum gewollten Ziele.

Es konnte nicht lange bei dem ersten Schritt auf dem Wege zum Beruf sein Bewenden haben. Das Samenkorn ging auf. Durch das Gelübde ausgesondert aus der Reihe der großen Menge, fühlte sich Aloysius bald hingezogen zum Priesterthum. Dieser Stand bietet ihm für sein Gelübde größere und sicherere Gewähr; er gibt seinem Leben ein höheres Ziel und seiner Seele die Aussicht reicherer Gnaden. Er ist ein Stand höherer Vollkommenheit, innigerer Vereinigung mit Gott: also soll er mit Gottes Hilfe sein Stand werden. Leichten Herzens zieht er daraus den Schluß, der ihn ein Fürstenthum kostet, nach dem er niemals verlangt und um dessen Preis er die Gnade des katholischen Priesterthums nicht zu theuer erkauft glaubt. Von dieser Stunde an ist er nicht mehr Sohn und Erbe des Markgrafen, sondern demüthiger Candidat des Heiligthums; nach dieser Auffassung sind seine Beziehungen fortan geregelt, und sein standesgemäßer Umgang ist, soviel an Aloysius liegt, nicht mehr der Adel, sondern der Clerus und die Ordensleute.

Indes muß eben dieser Umgang ihm eine weitere Frage aufdrängen: welchem der beiden Heerestheile der katholischen Priesterschaft will er sich anschließen? — dem Welt- oder dem Ordensclerus? Auch bei Beantwortung

dieser Frage tritt wieder so recht die durch nichts zu bestechende Logik und Energie des Knaben hervor. Man lese jene Betrachtung, die er eines Tages anstellte, um in seiner Frage zu einem Entschluß zu kommen, und man wird über die Klarheit und Entschiedenheit des Charakters staunen, womit er eine so wichtige Sache so ruhig und fast kaltblütig entscheidet, als ob es sich um einen andern handelte. „Die Ordensleute sind es, welche in der Einrichtung ihres Lebens die Vernunft zur Führerin wählen und sich nicht der Herrschaft der Sinne und der Begierlichkeit unterwerfen ... Was aber thust du, was denkst du, weshalb kannst du diese Lebensweise nicht erwählen? ..." Er führt sich nun die Gefahren und Nichtigkeiten des Weltlebens und des Lebens in der Welt vor ohne Selbsttäuschung und von seinem hohen Standpunkte aus auch ohne Uebertreibung. Dann schließt er: „Trittst du aber in einen Orden, so wirst du alle diese Fesseln mit einem einzigen Schlage brechen, allen Hindernissen Thür und Thor verschließen, dich befreien von allen irdischen Rücksichten und dich in Stand setzen, dich immer eines vollkommenen Friedens zu erfreuen und Gott mit aller Vollkommenheit zu dienen." Er hätte nicht Aloysius sein müssen, wenn er aus dieser Gegenüberstellung der beiden Stände nicht ohne Schwanken und Zaudern zum Entschluß gelängt wäre, auch seinerseits sich denjenigen anzuschließen, welche „in ihrer Lebenseinrichtung die Vernunft zur Führerin wählen". Nur die eine Frage stellt er sich: Was ist vernünftig? wo ist der Weg, auf dem ich sicherer und besser zu meinem Ziele komme? Alles andere sind Nebenfragen, die für einen Geist, wie den seinen, entweder gar nicht oder nur sehr vorübergehend beachtet werden. Ist der Ordensstand schwieriger oder unangenehmer für die Natur, als der Weltstand? — bietet der Weltstand nicht auch erlaubte Vergnügen und Ehren? — auf das alles kommt es nicht an, die Sinne und Leidenschaften haben vom Standpunkte des heiligen Knaben auch in erlaubten Dingen nur zu reden, wenn die Vernunft im Lichte des Glaubens entschieden hat. Also Aloysius wird Ordensmann werden. An diesem Vorsatz wird er nicht mehr rütteln; nach diesem Vorsatz wird er künftighin sein Verhalten regeln, seine Beziehungen zur Welt noch mehr einschränken — denn wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen, besonders wenn man Aloysius ist und so klar weiß, was man will.

Aber nun erhebt sich doch einen Augenblick eine Schwierigkeit in diesem klaren Geist und energischen Herzen. Welchem Orden soll er sich anschließen? Alle sind sie heilig und Schulen der Heiligkeit; in allen ist der Weg wesentlich derselbe: die drei Gelübde des Evangeliums. Aber

in Gegenwart der Verschiedenheit der Blütengärten, die alle doch so schön und anziehend sind, die alle mehr oder minder sich durch eine Hauptblume auszeichnen, welche eine Lieblingsblume des heiligen Jünglings ist — welchen auswählen zur ewigen Ruhestätte? Hier, scheint es, hatte eigentlich der Verstand nichts mehr zu sagen, das Herz mußte wählen, und das Herz zog zum Dornengarten der Abtödtung und Strengheit. Und doch, nachdem sich das Herz schon zur Wahl bereit gemacht, tritt der Verstand wieder in sein Recht: er zeigt dem Herzen Schwierigkeiten in dieser Wahl, und da nun einmal größte Sicherheit vor der Welt und ihren Ehren das Hauptaugenmerk bei der Auswahl eines Ordens abgab, so mußte dieser Rücksicht selbst die Liebe zu den Bußübungen weichen, und die auch wegen anderer Eigenschaften anziehende Gesellschaft Jesu trat jetzt vollends als festeste Burg und Schutzwehr gegen die gefürchteten Ehren in den Vordergrund. Da aber der Weg zur Entscheidung trotzdem noch nicht ganz klar ist, so wendet Aloysius die vom Glauben vorgeschriebenen Mittel an: Gebet, Empfang der Sacramente, Berathung mit dem Beichtvater. Nun endlich folgt mit dem Licht von oben auch die letzte Entscheidung: er will Mitglied der Gesellschaft Jesu werden, weil er das als seinen Beruf, d. h. als den Ruf Gottes erkannt hat.

Bisher hat Aloysius die Frage des Berufes als eine innere Angelegenheit, die nur Gott und ihn betrifft, auch nur mit Gott oder seinem Stellvertreter berathen. Er wollte durch Rücksichten und fremde Meinungen und Leidenschaften nicht gestört sein in einer Sache, die er dereinst allein verantworten mußte, in der kein Mensch ihm die Verantwortung abnehmen konnte. Auch in dieser Handlungsweise zeigt sich wieder so glänzend die über das kindliche Alter hinausgehende Vernünftigkeit. Weder der Mutter, die dem Ordensstande gewogen, noch dem Vater, der demselben, für seinen Erstgeborenen wenigstens, abgeneigt war, noch dem Bruder, der wegen der Erbfolge so nahe betheiligt war, offenbart er vor der Zeit eine Silbe über das, was ihn bewegt; erst wo der Entschluß „klar und unentwegt“ gefaßt ist, tritt Aloysius wie mit einer vollendeten Thatsache vor diejenigen, die bei der Ausführung desselben nunmehr in Betracht kommen, und zwar zunächst den Vater.

Aloysius hat schon wiederholt Gelegenheit gehabt, in kleineren Dingen das von ihm klar erkannte Gute und Bessere gegen das Drängen und Treiben seiner Eltern, besonders des weltlicher gesinnten Vaters auszuführen, und zwar mit einer Festigkeit, die an Starrheit grenzen würde, wenn ihr nicht das Gefühl der Pflicht gegen einen höhern Herrn und

wohl auch der Mangel geistlicher Leitung mildernd zur Seite gestanden hätte. Aber was sollen die Wünsche des Vaters in Bezug auf reichlichere Nahrung, standesmäßigere Kleidung und Erlernung ritterlicher und gesellschaftlicher Künste gegen desselben Vaters Entsetzen und Widerstand bei der Nachricht von dem Entschluß des Erstgeborenen, seine Tage in einem Kloster zuzubringen, aus dem es nicht einmal einen Ausweg zu Ehrenstellen in der Kirche gab! Wir haben hier nicht die Jahre andauernden Hindernisse, die mannigfachsten Versuche, den Zorn und den Schmerz, die Drohungen und die Bitten im einzelnen zu betrachten, welche von seiten des Vaters dem Sohne kamen, und welche dieser mit einer Ruhe über sich ergehen ließ, die wiederum seinen klaren energischen Charakter ins hellste Licht stellten. Ihn beirren keine Gründe, mögen sie anscheinend noch so zwingend sein, mögen sie aus dem Gebiet des Glaubens, der Vernunft oder des Herzens stammen: Aloysius erkennt sie von seinem hohen klaren Standpunkt als Täuschungen und Scheingründe; was er im Lichte des Glaubens unter Zustimmung des Seelenführers einmal als richtig erkannt hat, das wird er ausführen, weil er es als Gottes Willen ausführen zu müssen glaubt. Von Zeit zu Zeit tritt er mit der Ruhe eines Gerechtigkeit und Recht heischenden Mannes vor den Vater und verlangt, wie einst Moses von Pharao, im Namen Gottes die Zustimmung des Markgrafen zu seinem Auszug aus Aegypten. Er wird vertröstet oder abgewiesen, er wartet, betet und kreuzigt sein unschuldiges Fleisch, um den Willen der Menschen zu brechen; aber er schwankt und zweifelt keinen Augenblick in seinem eigenen Willen. Ein letztes Mal tritt er endlich vor den kranken Markgrafen: „Ich bin in deiner Gewalt, Vater, und du kannst über mich verfügen. Aber wisse, Gott ruft mich zur Gesellschaft Jesu, und du widerstehst dem Willen Gottes, wenn du meinem Berufe widerstehst." Das waren seine einzigen Worte; sie enthielten in der für Aloysius so charakteristischen Kürze alles, was er zu sagen hatte: den Grund seines Festhaltens und den Grund, warum der Markgraf nachgeben mußte.

„Gott will es," vor diesem einen Wort hat Welt und Fleisch, Liebe und Haß, Furcht und Hoffnung zu schweigen. Ihm gab denn auch endlich, wenn auch mit gebrochenem Herzen, der Vater nach und willigte in den Beruf des Sohnes. Aloysius ist mit seiner Klarheit und Entschiedenheit durch Gottes Gnade Sieger geblieben über die Hindernisse und Schwierigkeiten; er ist endlich frei, und die letzte Fessel wird mit Freuden abgestreift, wenn es auch die goldene Kette eines deutschen Reichsfürsten ist. Was soll die Niederlegung einer Markgrafenkrone an einem Tage, wo es ihm

gestattet ist, das Kleid der Jünger Loyola's, die Ehrenzeichen seines Heilandes anzulegen? Was soll die sichtbare Unterzeichnung der Abdankungsurkunde für denjenigen bedeuten, der diese Abdankung schon Jahre lang im Herzen vollzogen hat! „Was meinst du, Rudolf," sagt er dem Bruder, „wer von uns beiden ist nun froher, ich oder du? Ganz gewiß ich!" Wie schlägt sein Herz nun von Ungeduld, bis er die Reise „in die heilige Stadt antreten kann, damit er dort theilnehmen könne an dem heiligen Umgang so vieler heiliger Männer und Nutzen ziehe aus ihren Ermahnungen, um sich zu bessern, sich umzuformen nach ihrem Beispiel mit Gottes Hilfe zu einem neuen Menschen"; wie verlangt er „aufgenommen zu werden in den Hafen der Rettung, und zwar baldigst". Sein Abschied von der Welt ist rasch genommen; wo die Pflicht es nicht anders verlangt, wird er gewiß nicht viel Worte und Besuche machen. „Ich bete für sie", läßt er sagen, und das ist sein Valet an die Welt, das ist die kürzeste Bezeichnung seiner künftigen Beziehungen zur Welt und allen, die in der Welt sind. Er weiß, was der Herr gesagt, daß es zur vollkommenen Nachfolge Christi gehört, Vater und Mutter, Schwester und Bruder zu verlassen. Er will nicht mit halbem Herzen in die neue Familie und den neuen Beruf eintreten: „Ich bete für sie alle." Seine Liebe zu den Eltern und Geschwistern ist künftighin eine rein geistige, die nichts mehr kennt von der Anhänglichkeit des Fleisches und Blutes. Das alles sind Folgerungen, die sich für jeden Gläubigen aus dem Beruf ergeben; Aloysius erfaßt sie nur klarer und handelt entschiedener darnach, als die Welt dies je begreifen will. Sie klagt ihn der Herzlosigkeit an, wo er doch nur das Wort des Herrn buchstäblich befolgt, weil er an der ewigen Wahrheit nicht deuteln will. Der Vater empfängt bald genug den Lohn seines Opfers — er stirbt mit allen Zeichen eines Geretteten. Aloysius weint einen Augenblick, „er fühlt sich nach der ersten Nachricht erst erleichtert, nachdem er dem Schmerze sein Recht ließ, wie es die menschliche Natur fordert"; denn die Gnade will nicht den Tod der Natur, sondern den ihrer Ungeregeltheit. Dann aber findet er sofort „Grund sich aufzuheitern in dem Gedanken, daß er ihn jetzt wirklich Vater nennen kann, und unserm Herrn zu danken, daß Er ihn zu seinen himmlischen Freuden zugelassen hat". Im übrigen ist er so gelassen, daß selbst seine Mitbrüder sich darüber wundern. Er antwortet ihnen, wenn er bedenke, daß es so Gottes Wille sei, so dürfe und könne ihm nicht unangenehm sein, was Gott gefalle. Ist das nicht ganz wieder der logische Aloysius, auf dessen Fragen die Welt immer ohne Antwort bleiben wird?

Im übrigen war sein Geist so losgetrennt von denen, die er verlassen, daß er sich erst förmlich besinnen mußte, um die Zahl seiner Geschwister anzugeben. Er wollte eben ganz aus der Welt herausgegangen sein, er wollte ganz Christo im Orden und seiner neuen geistlichen Familie angehören. Er hatte alle die Opfer nicht gebracht, um nun eine Halbheit im Kloster zu werden, deren andere, bessere Hälfte in der Welt blieb. Es war ein rechtes Manneswort, was er von seinem Vater gehört und sich zur Richtschnur genommen: was man sei, müsse man ganz sein, und darum wurde er eben ein ganzer Ordensmann, d. h. ein Mann seiner Regel und seines Institutes.

Aloysius hatte jetzt nicht mehr selbst alles mit sich abzumachen, für sich und sein Heil und seinen Fortschritt ängstlich die Wege selbst zu wählen: er stand jetzt unter der doppelten Führung seiner Regeln und seiner Oberen. Sein einziger großer Entschluß lautete daher: Gehorsam. Und er, der bisher in Fragen der Abtödtung und des Verkehrs selbst seinen Eltern nicht nachgeben zu dürfen glaubte, er unterwirft sich jetzt kindlich, ehrlich und standhaft der Leitung derer, die er als Stellvertreter Gottes an seiner Seele verehrt. Körperliche Strengheiten und Gebetsübungen nimmt er künftig nur vor, wann und wie weit es ihm der Gehorsam gestattet. Auch hierin zeigt sich wieder sein ganzer Charakter; er sieht ein, daß der Befehl der Oberen der Ausdruck des Willens Gottes ist; was gegen diesen heiligen Willen oder ohne ihn geschieht, mag anscheinend noch so gut und heilig sein, es ist kein wirklicher Seelengewinn und Fortschritt dabei, es bringt die Seele Gott nicht näher — darum fort damit! Wo ihm aber der Gehorsam keine Schranke zieht, da überläßt er sich nun um so ungehinderter dem Zuge seines Herzens im Verkehr mit dem Geliebten seiner Seele, in den sein Geist sich bald so verliert, daß er mit Gewalt zur Außenwelt gezogen werden muß. Meinte doch der Heilige dafür ins Kloster getreten zu sein, um einzig der Liebe der höchsten Schönheit zu leben, ganz dem Geliebten anzugehören. Nur der Gehorsam erinnerte ihn daran, daß er auch Pflichten gegen die Erde habe, solange er noch auf Erden lebte. Es ist vielleicht kaum etwas so geeignet, uns in die tiefste Seele des heiligen Jünglings schauen zu lassen, wie sein mit den Jahren zunehmender Eifer für das geistliche Gespräch. Wessen das Herz voll ist, sagt das Sprichwort, dessen fließt der Mund über. Aloysius hatte sein Herz ganz und ungetheilt Gott gegeben; wenn es auf Erden etwas gab, was ihn noch interessirte, so waren es Gottes Interessen auf Erden. Was also darf es Wunder nehmen, wenn er nun in den Stunden,

welche von der Ordensregel der gemüthlichen Erholung und Abspannung zugemessen sind, von diesem einzigen Gegenstand seiner Liebe und Sehnsucht und Interessen redete und reden hören wollte? Für ihn war Gott und was auf Gott Bezug hat kein Studienobject, von dessen Ergründung man ausruhen muß; keine Beschäftigung, der man einen Theil des Tages widmet und die man dann gern beiseite läßt; nichts Angezwungenes, das man froh ist, eine Stunde vergessen zu können; nichts was man auch thun muß: sondern das Eine und Ausschließliche und Ständige, die große, alle Stunden, alle Lagen, alle Gewohnheiten umfassende Hauptbeschäftigung; das tiefste, innerste Herzensbedürfniß, an das denken, von dem reden, in dem sich freuen zur Natur geworden wie das Athmen. Wie vernünftig, ja selbstverständlich, und doch wie bewundernswerth, weil so selten: von Gott und geistlichen Dingen zur Erholung reden, für anderes, was nicht gerade die Pflicht erheischt, kein Interesse haben. So ist es bei Aloysius, der entweder das Gespräch von irdischen Dingen auf Gott überzulenken weiß, oder wo dies nicht geschehen kann, durch sein Schweigen die ganze Gleichgiltigkeit darthut, die er anderen Stoffen entgegenbringt. Das ist keine Frömmelei, nichts Angelerntes oder Erzwungenes, das ist Herzenssache und vernünftige Folgerung aus der Thatsache, daß er allem gestorben, um einzig in Christo für Gott zu leben. Und wie standhaft, gleichmäßig er diese Folgerung zieht! Ob er mit seinen Mitnovizen oder mit Cardinälen und Bischöfen, mit einfachen Laienbrüdern oder mit fürstlichen Personen umgeht, er glaubt annehmen zu müssen, daß auch diese als Christen kein höheres Interesse und keinen bessern Unterhaltungsstoff kennen als Gottes Vollkommenheit und die Wege zu ihm.

Die ganze zielbewußte Energie des heiligen Jünglings tritt auch dem blödesten Auge in jener Episode seines Lebens entgegen, die ihn aus der Stille des Ordenshauses noch einmal mit der Welt in unangenehme Berührung brachte. Er ist auf Befehl seiner Oberen als ein Friedensbote in seine Heimat gegangen und hat dort unerwartet einen schweren Stein des Anstoßes gefunden, ein schlechtes Beispiel an bevorzugter Stelle. Ohne Zögern und Vertuschen hat er dem Bruder seine Pflicht gewiesen, ihm gesagt, *was* zu thun ist. Aber wie entschieden lautet die Aufforderung, dieser einmal erkannten, nicht mehr zu umgehenden Pflicht nun auch zu genügen! „Mir erübrigt nichts,“ schreibt er dem jungen Markgrafen, „als Sie zu bitten, und ich füge bei: um der Liebe Gottes und des Herzens Jesu Christi und der seligsten Jungfrau willen zu bitten, mich nicht in der Erwartung zu täuschen, die ich bis zu diesem Augenblick von

Ew. Durchlaucht gehegt und in der Sie mich durch einen Schwur bekräftigt haben. . . . Thun Sie das, so werde ich mich freuen, Sie zum Bruder in Christo zu haben, und wie ich immer geholfen und verlangt habe, Ihnen zu dienen, so werde ich auch in Zukunft niemals unterlassen, Ihnen behilflich zu sein; ja ich wünsche, es möge mir eine Gelegenheit geboten werden, selbst mein Leben für das Heil Ew. Durchlaucht zu wagen. Das Verlangen nach Ihrem Wohl hat mich angetrieben, von Rom abzureisen, und mich auf Kosten meiner Studien diesen Winter in der Lombardei aufzuhalten. Das alles würde mir wenig scheinen, wenn ich dadurch Dich, meinen in Christo vielgeliebten Bruder, für ihn gewinnen kann. Wenn ich aber das nicht erreiche, so erkläre ich, daß ich Sie als Bruder allein dem Fleische nach nicht kenne, und nicht wiedererkennen will, da es bereits mehr als vier Jahre her ist, daß ich als solcher für Sie gestorben bin. Es würde mich vor mir selbst aufs tiefste beschämen, wenn ich, nachdem ich aus Liebe zu Christus alles andere und mich selbst verlassen habe, jetzt aus fleischlichen Rücksichten mich Christi schämen und seine Beleidigung für nichts achten wollte. Sagt doch Christus selbst: ‚Gehe hin und ermahne deinen Bruder; hört er dich, so hast du ihn gewonnen; wenn nicht, so sei er dir schlimmer als ein Heide und öffentlicher Sünder.‘ Und so denke ich es zu halten. Ich werde also zwölf Tage, von morgen an gerechnet, auf eine Antwort warten. Wird sie so ausfallen, wie sie es soll und wie sie allein genügt, . . . so werde ich getröstet nach Rom zurückkehren. Wenn Sie dagegen anders mit Gott und mir selbst verfahren, so werde ich die Sache zum Abschluß bringen . . . und mich wegen meines harten Geschickes beklagen und warten, bis Gott der Allmächtige mit seiner heiligen und starken Hand selbst eingreift, indem ich Sie nochmals vor dieser Hand warne und Sie bitte, sich davor zu hüten; denn er ist Gott in jeder Weise, sei es im Erwarten des Sünders, daß er Buße thue, sei es in Bestrafung der Beleidigungen, die man ihm oder jenen zufügt, die seine Diener sein wollen. Ich habe es also an dem Nöthigen meinerseits nicht fehlen lassen; nein, ich habe es nicht fehlen lassen, und noch einmal: ich habe es nicht fehlen lassen. Ich wiederhole dieses dreimal, denn Sie werden es sicher bereuen, wenn Sie es nun Ihrerseits an dem Nöthigen fehlen lassen.“

Welch eine Sprache voll Liebe, Klarheit und Festigkeit! Recte et immobiliter, ehrlich und fest sagt er dem Bruder, wie er es zu halten gedenkt, wie er einfach und unentwegt, ob auch blutenden Herzens den eigenen Bruder als Heiden betrachten und verläugnen wird, wenn dieser seinen

Pflichten als Christ nicht nachkommen und das Aergerniß nicht aufheben will. Für das Heil seines Bruders gäbe Aloysius gern all seine Kraft und sein Leben hin — so liebt er dessen Seele; will dieser Bruder aber Gott nicht gehorchen, so weiß Aloysius, auf wessen Seite er sich stellen wird — er würde sich schämen, alles verlassen zu haben und sich selbst dazu, wenn er jetzt Christo die Schmach anthäte und aus fleischlichen Rücksichten zu einer Beleidigung Gottes durch seinen Bruder stumm bliebe. So unlogisch und wankelmüthig ist Aloysius nicht. So sehr eine solche scharfe Sprache von der gewohnten Sanftmuth und Bescheidenheit absticht, so wenig steht sie mit ihnen im Widerspruch; sie zeigt im Gegentheil, wie auch die stillen Friedenseigenschaften im Grunde doch wieder männliche Tugenden waren, aufgeblüht aus Selbstbesiegung und Vernunftherrschaft. „Wer im Wort nicht sündigt, der ist ein vollkommener Mann. Wer aber hat ihn jemals noch so aufmerksam beobachtet und an ihm, ich sage nicht ein unnützes Wort, sondern eine unnütze Bewegung entdeckt? Wer sah ihn eine Hand oder einen Fuß ohne Zweck bewegen? Ja, was hätte in seinem Gehen, Stehen, Blicken und Gehaben nicht der Erbauung gedient? Alles an ihm war geregelt, alles die lichte Form der Tugend und Vollkommenheit. Er war seiner mächtig.“ [1]

Das eben war das Geheimniß seines so bescheidenen, zur Tugend entflammenden Aeußern, daß in ihm die Sinne dem Verstand und Willen unterworfen waren, während diese nur durch die Gnade und nach Gottes Willen handelten, immer sich des Zieles klar bewußt und nur das wollend und vollführend, was sicherer und rascher zu diesem Ziele führte. Ja Aloysius war seiner mächtig, weil er Gott in sich herrschen ließ.

Wäre es bei dieser Sachlage noch nöthig, eigens darauf hinzuweisen, daß Aloysius das eine große Gebot der Arbeit nicht mißachtete? Was er anfangs aus Gehorsam gegen den elterlichen Willen that, das vollführte er später mit stets wachsendem Eifer zielbewußt als eine nothwendige, höchst wichtige Standespflicht und Vorbereitung auf seine Berufsthätigkeit. Das Studium wurde ihm wahrlich nicht so leicht gemacht, wie dem Durchschnitt der Jünglinge. In der Kindheit beständiger Orts- und Personenwechsel, später Krankheit und allerlei Unterbrechungen. Aber nichts ist im Stande ihn abzulenken, in seinem Eifer zu erkalten. „Wir fahren fort in unseren Andachten und Studien,“ heißt es in dem ersten Brief des Kindes, das so, ohne es vielleicht zu ahnen, das große Gebot

[1] Worte des hl. Bernhard über den hl. Malachias.

des Ora et labora als Norm seines Lebens angibt; wie dem Gebet ist er ernstlich auch der Arbeit treu geblieben und hat nie eine einzige Vorlesung durch seine Schuld versäumt, so verzeihlich in seiner Lage eine solche Versäumniß auch gewesen wäre. Die Unterbrechung der Studien aus Gehorsam gegen seine Oberen und aus Liebe zum Seelenheil des Bruders ist dasjenige Opfer, das er selbst als das schwerste dem unentschlossenen Rudolf vorhält. Er hat eine aus Vernunftgründen geborene Leidenschaft für das Studium.

Mitten in dieser Arbeit aber kündigt ihm der Himmel das nahe Ende an. Hohe Freude erfüllt darob sein Herz. Er hat gearbeitet, fleißig, ernst und standhaft gearbeitet, um sich fähig zu machen, seinen Berufspflichten als Priester dereinst zu genügen. Aber diese Berufsthätigkeit, nach der sein seeleneifriges Herz verlangte, war ihm nicht Endziel, sondern auch wiederum nur Mittel: und da ihm jetzt der Himmel das wirkliche, einzig auf all den Wegen gesuchte Endziel, die Vereinigung mit Gott im Jenseits, in Aussicht stellte, läßt er mit leichter Mühe von all den Mitteln und ruft: „Mit Freuden gehe ich, mit Freuden!" Auch diese Sterbensfreudigkeit ist nur ein folgerichtiges Verhalten, ein klares Erkennen des Lebens und Todes und ihres Verhältnisses zu einander. Wie sollte er sich nicht freuen, das endlich zu finden, was er einzig gesucht hat? Was kümmert ihn das, was er im Leben zurückläßt, da er nie darnach verlangt hat; was soll ihm der Tod, wenn er das Thor ist, an dessen Schwelle ihn der einzig Geliebte, einzig Ersehnte zu ewiger Umarmung erwartet? Um Verlängerung des Lebens zu beten, wie einzelne seiner Mitbrüder ihm riethen, wäre die erste Inconsequenz dieses Lebens gewesen, eine solche wird sich Aloysius in diesem feierlichen Augenblick nicht zu schulden kommen lassen. Mit dem Namen Jesu auf der erstarrenden Lippe gibt er seinen Geist in die Hände des Vaters, bis zum letzten Hauch ihm ergeben: ehrlich und treu!

„Ehrlich und treu im übernatürlichen Leben" dürfte somit wohl das charakteristische Wort für den großen Heiligen sein, zu dessen Feier sich die katholische Jugend anschickt; vielleicht aber möchte auch in diesem Wahlspruch in der kürzesten Form dasjenige enthalten sein, was diese Feier so zeitgemäß und providentiell erscheinen läßt, was gerade dasjenige enthält, von dem der Heilige Vater wünscht, daß unsere heutige Welt, besonders die Männer und Jünglinge, es von Aloysius lernten. In der That, was fehlt uns am meisten? Im geraden Gegensatz zu dem „innerlichen Leben" des hl. Aloysius drängt unsere moderne Zeit zu einem

äußerlichen Leben; äußerlich in doppelter Beziehung: dem sinnlichen, materiellen Genuß im Gegensatz zum edlern, geistigen, sowie dem natürlich geistigen im Gegensatz zum übernatürlichen, und leider gibt es auch katholische Männer, die von diesem Materialismus und Naturalismus angekränkelt sind. Ist es nicht in der That der eine große Mangel an Logik und Energie in Bezug auf das Uebernatürliche, der sich so vielfach im Leben der christlichen Völker bemerklich macht? Wie manche geben vor, zu glauben, und handeln nicht nach diesem Glauben! Sie müssen sich überzeugt halten, daß das Uebernatürliche unaussprechlich alles Natürliche überragt, und sie sehen nur auf in die Natur und ihre Forderungen, sie gönnen dem Höchsten die geringste Beachtung, und was allem vorgehen sollte, kommt an letzter Stelle; sie wollen in den Himmel und thun alles nur, um sich auf Erden häuslich einzurichten.

„Diminutae sunt veritates a filiis hominum“, „die Wahrheiten haben sich gemindert für die Menschenkinder“ — die Wahrheiten des Glaubens in einem gemilderten Liberalismus der Gesinnung, der sich mit dem geringsten Maß des Uebernatürlichen begnügen möchte, der eine gewisse unerklärliche Furcht vor dem Uebernatürlichen hat, als könne und wolle dieses sich in Dinge mischen, die nicht zu seinem Gebiete gehören, als könne man sich mit dem Uebernatürlichen gar zu leicht compromittiren vor der Welt. Daher denn jener verschwommene unehrliche Glaube, der eigentlich gar kein Glaube mehr ist, weil er mit der Ausdehnung des Gegenstandes auf alle Wahrheit den letzten Grund jeglichen übernatürlichen Glaubens läugnet und dadurch zu einem erbärmlichen Zerrbild wird, verächtlich vor Gott und der Welt. Wer auch nur die unscheinbarste, ihm von der Kirche vorgestellte Wahrheit läugnet oder bezweifelt oder ängstlich dahingestellt sein läßt — der hat keinen wahren Glauben mehr, der ist nicht ehrlich gegen Gott und sich selbst. Und doch! Ist dies nicht die Lage so mancher Männer und Jünglinge, die durch ungläubige Blätter und Bücher, ungläubige Lehrer und Freunde zu diesem Grade der Verschwommenheit gelangt sind, daß sie weder alles glauben noch alles verwerfen wollen? Wo ist der Mann und der Jüngling in dieser Lage, der das Unhaltbare derselben erkennend sofort sich Klarheit zu verschaffen sucht, so oder so? Man verlangt Klarheit in allen anderen Dingen des Lebens, und doch geschieht es, daß man in dieser wichtigsten aller Fragen sich jahrelang mit der furchtbarsten und gefährlichsten aller Ungewißheiten hinschleppt. Ist das ehrlich?

Gerade unter den sogen. Gelehrten und Gebildeten macht sich diese Unentschiedenheit, dieser Mangel an Logik in Bezug auf das Uebernatürliche so schmerzlich geltend. Gelehrte, die in ihrer Fachliteratur keine noch so unbedeutende Erscheinung vernachlässigen, die es sich zur Schande anrechnen würden, einen Satz zu schreiben, über welchen sie sich nicht schärfste Rechenschaft abgelegt, die um einer Frage von zehnter und zwanzigster Bedeutung willen Monate lang studiren und forschen; Industrielle, die von Morgen bis Abend auf immer vollkommenere Production ihrer Specialität sinnen, stets das neueste des großen Erfindungsfeldes sich aneignen; Kaufleute, die ihr Absatzgebiet durch alle Mühen und Künste zu erweitern suchen; Männer und Jünglinge, die sich zur Schande anrechnen würden, etwas nicht zu wissen, was zur Bildung erfordert ist: sie stehen oft mit einer erschreckenden Gleichgiltigkeit vor der einen, ernsten großen Frage über das Uebernatürliche und seine Rechte auf den Menschen. Das aber ist das entsetzlich Traurige, daß die Wichtigkeit dieser Frage oft nicht mehr empfunden wird, daß man dem entscheidendsten aller „Entweder — Oder" mit solcher Gleichgiltigkeit gegenübersteht. „Unum necessarium!" Es müßte doch, logisch gesprochen, keinen Gegenstand geben, der uns mehr interessiren und beschäftigen sollte, als gerade das absolut Nothwendige, und nicht allein interessiren, es sollte uns begeistern, unser ganzes Sein erfüllen, da seine Schönheit und Größe seiner absoluten Nothwendigkeit gleichkommt. Aber das eben ist die große Inconsequenz unserer modernen Bildung: das einzig Nothwendige und sein Studium ist zu einer Nebensache, zu einer „Quantité négligeable" geworden, um die sich das exacte Jahrhundert nicht zu kümmern braucht.

In den Zeiten des gläubigen Mittelalters gehörte es als selbstverständlich zur Bildung, daß man von seinem Glauben auch Rechenschaft geben konnte, daß man auch in der Wissenschaft des Heiles dem Nichtgebildeten überlegen war. So kannte auch Aloysius seit seiner Kindheit kein angenehmeres Studium, als das des römischen Katechismus, in das ihn der große Cardinal von Mailand eingeführt hatte. Die Lesung dieses Handbuches der Religion empfahl er allen, die ihn hören wollten, mit überzeugender Beredsamkeit. Und heute? Wie oft ist der Jüngling gezwungen, mit einer höchst elementaren religiösen Ausbildung dem in der Luft liegenden, durch alle Poren des socialen Körpers eindringenden Geist des Unglaubens sich auszusetzen, weltliche Wissenschaften von ungläubigen Lehrern zu lernen! Und dabei glaubt man sich vielfach stark genug, jeder unnöthigen, freiwillig und leichtfertig aufgesuchten Gefahr zu trotzen.

Man will alles lesen, alles sehen, alles hören, und liest und sieht und hört natürlich großentheils nur die eine glaubenslose Partei. Man glaubt ja dasjenige zu wissen, was die gläubige Gegenpartei darüber zu sagen hat. Da man es aber in Wirklichkeit nicht weiß, weil man es nie gelernt hat, so ist nichts natürlicher, als daß die religiöse Ueberzeugung der Kindheit sich immer mehr verdunkelt, die Gleichgiltigkeit täglich zunimmt. Gerade heute, wo bei dem Ueberhandnehmen der Naturwissenschaften und der ganz und gar unnöthigen und unwissenschaftlichen Gottfeindlichkeit ihrer Vertreter ein besonders reicher Schatz an Glaubenskenntnissen in dem jungen Manne vorhanden sein sollte, tritt die tiefere Erkenntniß und das Studium der Religion immer mehr in den Hintergrund. Noch einmal, liegt dieser Gleichgiltigkeit nicht eine unverantwortliche Inconsequenz, eine Indifferenz gegen dasjenige zu Grunde, von dem man doch, falls ein schwacher Rest von Christenthum vorhanden ist, sagen muß, daß es das eine große Nothwendige sei?

Aber selbst jene, die wirklich an keiner einzelnen Glaubenswahrheit gerüttelt haben wollen, die alles ehrlich glauben, was Glaubenslehre ist, wie wenig logisch und ehrlich sind sie nicht selten in dem Leben nach und aus diesem Glauben! Der von ihnen angenommene, bekannte und festgehaltene Glaube, für den sie vorgeben, nöthigenfalls das Leben hingeben zu wollen, sagt ihnen ausdrücklich: Ziel und Ende des Menschen auf Erden ist Gott zu erkennen, ihm zu dienen und dadurch seine Seele zu retten. Alles andere ist nur dieses Zieles wegen da. Und welche logische Folgerung ziehen sie aus diesem Bekenntniß? Wie viele ihrer großen und kleinen Handlungen entspringen dieser Grundwahrheit des Christenthums? Man halte doch den hastenden modernen Menschen einmal auf und stelle ihm die Frage: Wohin so eilig? Was willst, was suchst du? Warum, wozu dieser Lauf? Und man mag Frage auf Frage stellen, unter neunzig Fällen von hundert wird als letzte Antwort erfolgen: Mein Ziel ist ein großer Name, ein großer Reichthum, ein großes Vergnügen. . . . Und weiter können sie nicht antworten, weil diese Dinge wirklich ihrer selbst wegen gesucht werden. Und in dieser Suche, diesem wirklichen labor improbus geht die Hälfte, der größte Theil eines Lebens auf, das einzig den Zweck hat, Gott zu erreichen durch Erkenntniß, Liebe und endliche Vereinigung. Dabei aber glauben jene Männer der Wissenschaft, der Industrie, des „Lebens" — Christen zu sein. Es bleibt eine schreiende Unvernunft, den Glauben zu haben und nicht darnach zu leben. Der christliche Name verpflichtet zum Streben

nach Heiligkeit und übernatürlicher Gerechtigkeit; denn das ist der durch den Glauben uns verkündete Wille Gottes: unsere Heiligung. Allein das ist es ja eben, daß diese Leute der Meinung sind, die Heiligkeit sei ein Luxus, eine Uebertreibung, eine Unmöglichkeit, die vor allem in das positive, materialistische, aufgeklärte 19. Jahrhundert nicht mehr passe. Man trete zu einem dieser Männer und Jünglinge, die glauben auf der Höhe ihrer Zeit zu stehen, und frage sie: Wie steht es mit deinem Streben nach Heiligkeit? Er wird den Fragesteller zuerst erstaunt, dann bemitleidend ansehen und sagen: Was habe ich mit der Heiligkeit zu thun? Ich will ein Christ sein und in den Himmel kommen; aber Heiligkeit? Da mußt du eine Thür weiter gehen; die steht nicht in meinem Programm. Aber wie, steht denn die Heiligkeit, die übernatürliche Gerechtigkeit nicht in dem Programm des Christenthums? Heißt es nicht: Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist? Oder was ist Heiligkeit? das Streben nach Heiligkeit? Der Endzweck aller Gebote des Alten und Neuen Bundes ist die Liebe: auf die Liebe, das eigentliche Gebot Christi, beziehen sich alle anderen. Wie aber kann jemand, der vorgibt, Christ zu sein, d. h. die Gebote Christi zu erfüllen, sich aussondern von der Liebe, oder wie kann jemand vorgeben die Liebe zu besitzen, ohne nach Heiligkeit, d. h. nach stets größerer Erkenntniß, treuerem Dienst Gottes und innigerer Vereinigung mit ihm durch Gnade und Reinigkeit zu streben? Das wäre doch eine sonderbare Liebe, die möglichst wenig an den Geliebten denkt, von ihm hören und sehen und gar erst recht sparsam für ihn schaffen will. Im menschlichen Verkehr würde man über eine solche Liebe denken, sie sehe der Gleichgiltigkeit doch sehr ähnlich und sei eigentlich eine Verhöhnung dieses Namens. Man sei doch ehrlich und logisch und gebe diesen entsetzlich unhaltbaren Standpunkt solchen Glaubens und solcher Liebe auf. Für derartige Männer und Jünglinge ist freilich das Beispiel des Kindes Aloysius eine tiefe Beschämung; möchte es nur auch eine heilsame Lehre sein!

Es gibt ja gewiß auch viele, die in einem Augenblicke ernsten Nachdenkens, in der Stunde der Heimsuchung und Gnade einsehen, daß es doch etwas Höheres gibt als dieses irdische Leben und Streben, daß sie sogar zu diesem Höhern durch die Taufgelübde und ihr Glaubensbekenntniß verpflichtet sind. Sie ziehen auch wirklich in solcher Stunde den ehrlichen und vernünftigen Schluß, nach dieser Erkenntniß zu handeln, ihrem Leben das übernatürliche Ideal christlicher Heiligkeit und Gerechtigkeit zu geben. Sie wollen sich nicht widersprechen im Denken und Handeln, sondern

ernste, ganze und werkthätige Christen sein. Allein was geschieht? Nur zu oft verwechseln sie entweder den guten, ehrlichen Willen mit jenem unfruchtbaren Wünschen und Mögen, das schließlich auch den Weltkindern nicht fehlt, das aber keine Frucht der männlichen That zu tragen vermag, oder sie fangen zwar aufrichtig an und setzen ehrlich den Fuß auf den richtigen Weg, ermatten aber bald und lassen wieder ab. Es fehlt ihnen die Treue und Energie, und zwar, weil sie Unmögliches möglich machen, „zwei Wege zugleich gehen", Gott und der Welt dienen, heilig werden wollen, ohne ihren Leidenschaften zu entsagen. Sie sind wieder recht unlogisch und im letzten Grunde auch wieder unehrlich gegen sich selbst. Sie wollen den Zweck, aber nicht die einzigen Mittel. Christus hat gesagt: „Wer mir nachfolgen will, verläugne sich selbst." Aber das würde ja der Natur zu nahe treten, die Eigenliebe verletzen, den Sinnen Abbruch thun: dies kann man doch in unserer fortgeschrittenen Zeit nicht mehr von einem Mann und Jüngling verlangen. Die heiligen Bücher, Gott selbst mahnt und warnt: Wer die Gefahr liebt, kommt darin um; das Fleisch ertödtet den Geist, die Abtödtung ist die nöthigste Schutzwehr der Tugend — wir Culturmenschen wissen das besser, wir gönnen unseren Sinnen alles, was sie verlangen, natürlich nicht gerade das Schlechte und Gemeine, wie die Ehrenmännermoral es verbietet; man ist ja kein Mönch und Einsiedler, und mitmachen gehört zum Leben, wenn man mitsprechen will. Ob die Erholungen im Verhältniß zur Arbeit und zum Vermögen stehen, ob diese Vergnügen immer in sich unschädlich und rein und eines mit Christi Blut erkauften Menschen würdig sind, ob bei all dem Vergnügungssturm der Sinne die arme Seele hungert und verkümmert, was verschlägt's? Ja, hat man jemals Seelenhunger verspürt? Seltsame Frage! Was soll das — Seelenhunger? Man kennt den Hunger des Leibes nach Nahrung, Hunger der Sinne nach immer neuen Reizen, ja sogar Hunger des Geistes nach — Neuigkeiten oder wissenschaftlichen Errungenschaften. Aber Hunger der Seele? Wonach soll die hungern, wenn Leib und Sinne und Geist gesättigt sind? In der That, was wüßten solche Leute auch von dem übernatürlichen Gnadenleben, seiner Tiefe und Höhe, seinen Gefahren und Bedürfnissen! Wie kann man wissen, was man nie gelernt und nie erfahren hat! Auf dem Gebiete der weltlichen Wissenschaft ist keine Analyse genau genug, keine Quelle zu authentisch, keine Variante kann zu pedantisch angeführt werden; aber was ist denn alle Chemie und Astronomie, alle Geschichte und Literatur im Verhältniß zu einer einzigen übernatürlichen Gnade, zu einer einzigen läßlichen Sünde! Wer aber bedenkt

das, wem fiele es ein, ebenso genau seine inneren Handlungen auf ihren übernatürlichen Gehalt zu prüfen, die Wahrhaftigkeit seiner eigenen Gedanken und Handlungen festzustellen, die ewige Schönheit Gottes und ihren Widerschein in der gerechtfertigten Seele zu studiren! Oder wieviele katholische Studenten gibt es, die mit Aloysius an den Vater schreiben können: „Wir fahren fort in unseren Andachtsübungen und Studien"? Wie bald wird das Gebet vernachlässigt, selbst wenn die Arbeit noch treu fortgesetzt wird! Kurz, das vermeintliche christliche Leben selbst jener, die nicht im schreienden Widerspruch zu ihrem christlichen Bekenntniß stehen, ist nicht selten eine so armselige Aeußerlichkeit, daß man sie kaum noch ein Leben nennen kann, da ihr das einheitliche, treibende Princip, der warme Pulsschlag der Liebe und Gnade fehlt. Um aus diesem Zustande herauszukommen, müßten die Mittel angewendet werden: Gebet, Empfang der heiligen Sacramente, ernstliche Lesung geistlicher Bücher, Anhörung des Wortes Gottes, Einschränkung des Sinnengenusses, Meiden der Gefahr, Acht haben auf die Einsprachen der Gnade. Aber nur zu gern überläßt man dies alles den „Frömmlern", den Frauen und den Ordensleuten. Je nöthiger solche Mittel wären, um so ferner hält man sie sich oftmals; man fürchtet eben, man könne zu weit gehen in der christlichen Lebensbethätigung, und die Gemüthlichkeit, das Interesse oder der gute Ruf könnten darunter leiden, wenn man die Sache gar zu ernst nähme. Unter einem eifrigen Leben stellt man sich eben einen Zustand der Langeweile, der Oede, des Zwanges, kurz, des Mangels jeglicher Glückseligkeit vor. Was weiß man auch von Geistestrost, von der Freude in Gott, von der Befriedigung des Höchsten im Menschen, seiner in die Uebernatur erhobenen, gotthungrigen Seele!

Welch eine Wirksamkeit auf die Ungläubigen und Irrenden könnte unsere Männerwelt und unsere Jünglingsschaar ausüben, wenn ihnen das volle Verständniß ihres übernatürlichen Standes lebendig aufgegangen wäre, wenn sie mit allen Seelenkräften ehrlich und treu nach diesem übernatürlichen Ideale strebten! Wie würde die Wirkung der Kirche auf die Menschheit wieder glänzend hervortreten und wohlthätig auf allen Gebieten sich geltend machen, wenn all ihre Kinder, besonders die einflußreichen Männer und Jünglinge, wieder Apostel der That und des Beispiels, ja das Salz der Erde wären! Oder ist die Kirche altersschwach und unfruchtbar geworden? O nein; eine Kirche, die vor dreihundert Jahren einen heiligen Aloysius zeugte und zur vollendeten Mannheit in Christo erzog, die uns heute diesen Heiligen als Muster vorhält und uns alle gleichen Mittel

anbietet in unveralteter, ungebrochener Kraft und Wirksamkeit, mit welchen sie Aloysius zu dem gemacht hat, was er geworden, sie ist auch heute noch die fruchtbare, ewig junge Heldenmutter wie zu den Zeiten der Martyrer und zu den Zeiten Aloysius'. Nur an uns liegt die Schuld; wir müssen wie Aloysius die Wahrheit des Glaubens in einem „guten, ja besten Herzen" wie einen Samen des Lebens aufnehmen, dem Keimen und Gedeihen dieses Samens unsere ehrliche Aufmerksamkeit und treue Pflege angedeihen lassen; wir müssen, wie Aloysius, klar einsehen und ehrlich danach handeln, daß es unmöglich ist, zwei Herren zu gleicher Zeit zu dienen und uns daher entschieden von erster Stunde für Gott entscheiden, diesem treu bleiben in allen Lebenslagen und seinen Dienst offen und frei jedem andern Dienst vorziehen; wir müssen, wie Aloysius, vor den Mitteln nicht zurückschrecken, wenn wir den Zweck ernstlich wollen — kurz, die christliche Glaubenslehre vom übernatürlichen Ziele des Menschen und dem einzigen Wege dahin muß in uns lebendig und zur Norm unserer Gedanken, Entschlüsse und Handlungen werden, wie bei Aloysius.

Gebe Gott, daß dieses bei recht vielen, besonders Männern und Jünglingen, eine Frucht der dreihundertjährigen Feier seines Todestages werde! Aloysius beklagt gewiß jetzt am allerwenigsten seine Consequenz und Standhaftigkeit; ein kleines hat er gelitten und dafür eine unaussprechlich süße Ruhe gefunden; einen geringen Preis — nur Irdisches und Vergängliches, und war es auch ein Fürstenthum — hat er eingesetzt und dafür eine ewige Herrschaft erlangt im Himmel. Hat er vielleicht nicht vernünftig, nicht klug gehandelt? Wenn ja, ist es dann nicht der Gipfel der Unvernunft, im Gegensatz zu ihm mit offenen Augen unehrlich, launenhaft und feige zu handeln in der wichtigsten Frage des Lebens? Auf ein solches Treiben ist wahrlich der Himmel nicht als Preis gesetzt, und wer nicht Gewalt braucht und es sich seine eigene Seele kosten läßt, der reißt das Reich der Starken gewiß nimmer an sich. Wer dorthin will, wohin Aloysius gelangt ist, der schlage doch auch den einzigen Weg dahin ein — ehrlich und treu!

W. Kreiten S. J.

Erzbischof Mac Hale,
ein Vorkämpfer für die christliche Schule.
(Schluß.)

Im größten Geheimniß wurde die Frage der „Nationalschule“ von der Propaganda in Rom berathen; die drei Erzbischöfe, die den Schulen günstig waren, hatten zwei fähige und thätige Priester als ihre Agenten nach Rom geschickt, um ein Verbot zu hintertreiben. Auch John von Tuam war durch einen Priester vertreten.

Gregor XVI. huldigte dem Grundsatze, den er auch 1844 dem englischen Geschäftsträger ausdrücklich entgegenhielt, als dieser von ihm einen Druck auf die Bischöfe ausgeübt sehen wollte, daß „diejenigen, die an Ort und Stelle seien (die Bischöfe), am besten wissen müßten, was in einer so schwierigen Frage zu thun sei“. Er wünschte auch jetzt, daß die Bischöfe sich miteinander verständigten und selbst zu einem gemeinsamen Beschlusse kämen. Auch an der Propaganda meinte man, wie man bei anderer Gelegenheit zu verstehen gab, daß es schwer sei, in Rom gerade alles zu entscheiden. Um so mehr mußte dies hier gelten, wo ein anerkannt tüchtiger Erzbischof mit neun Bischöfen einer Mehrheit von achtzehn Bischöfen, mit den drei übrigen Erzbischöfen an der Spitze, in der Auffassung und Darlegung der Verhältnisse schroff gegenüberstand.

Auf den Wunsch des Papstes hin wurde denn auch bei der Bischofsversammlung in Dublin (Februar 1840) ein Ausschuß von je drei Bischöfen von beiden Parteien gewählt, die sich über Verbesserungsvorschläge für die Nationalschule einigen und dieselben dem Vicekönig, Lord Clarendon, zustellen sollten. Würde er sie annehmen, so wollte der ganze irische Episkopat einmüthig die Nationalschule gutheißen.

Gleich zu Beginn der Ausschußverhandlungen hielt es Mac Hale für seine Pflicht, im Namen seiner Gesinnungsgenossen ausdrücklich die Ueberzeugung auszusprechen, daß eine gesondert confessionelle Erziehung für die Kinder aus ihrer Heerde mit den Geboten Gottes und der Kirche am meisten übereinstimme und am besten geeignet sei, sie zu frommen Katholiken und treuen Unterthanen zu machen. Sie hegten keinen Zweifel, versicherte er, daß, wären die Oberhirten nur in dieser Forderung einmüthig, man von der Gerechtigkeit und Weisheit des gesetzgebenden Körpers

zu diesem Zwecke Staatshilfe erlangen werde. Sie verwiesen auf den übereinstimmenden, einmüthigen Beschluß, welchen die Bischöfe 1824 an das Parlament eingesendet hatten. Nur mit großer Besorgniß könnten sie sich jetzt auf andere Vorschläge einlassen. Die Bischöfe der Gegenseite aber meinten, daß für die Sicherstellung der Religion im System der Nationalerziehung Verbesserungsvorschläge gar nicht mehr nothwendig seien; sie wollten sich auf solche nur einlassen, um die Besorgnisse ihrer Mitbischöfe zu heben und die Einigkeit wiederherzustellen.

Nach mehrtägiger Berathung verständigte man sich über folgende Vorschläge:

1. Jede Schule soll entweder den Bischof der Diöcese oder den katholischen Pfarrer oder den Curat als „Patron" haben, damit dieser die Anstellung eines Lehrers von zweifelhafter religiöser Führung verhindern oder nöthigenfalls Schritte zu seiner Entlassung thun könne.

2. Kein Schulbuch, welcher Art auch immer, für die religiöse oder sittliche Unterweisung der römisch-katholischen Kinder soll in irgend einer Nationalschule zugelassen werden ohne die vorhergehende Gutheißung von seiten der vier Erzbischöfe Irlands.

3. In jeder Nationalschule, wo die Kinder ausnahmslos dem römisch-katholischen Glauben angehören, soll der Bischof oder Pfarrer als Patron der Schule die Befugniß haben, Lehrer oder Lehrerin zu entlassen oder anzustellen. Es soll der betreffende Bischof oder Pfarrer jederzeit zu der Schule Zutritt haben zum Zweck des religiösen Unterrichtes; dieser Unterricht soll von den Priestern selbst oder von den Personen ertheilt werden, die sie dazu aufstellen; jedes Schulbuch, das dem religiösen Unterrichte dient, soll vom Bischof der Diöcese verfaßt oder ausgewählt sein.

4. Zur Beruhigung der Katholiken und zur größern Sicherstellung ihrer Religion soll der Lord-Statthalter ersucht werden, daß aus jeder der vier Kirchenprovinzen zwei römisch-katholische Laien dem Erziehungsrathe angehören möchten, und daß nach dem Vorschlag der katholischen Bischöfe einer von ihnen aus jeder Provinz zu dem Rathe zugezogen werde.

5. In den Seminarien soll derjenige, der die katholischen Lehrercandidaten der „Nationalschule" in den Grundsätzen der Religion und Sittlichkeit, sowie in der Geschichte zu unterrichten hat (welch letztere in einer sehr religionsfeindlichen und anstößigen Weise vorgetragen werden kann), nur ein Katholik sein, der ein befriedigendes Zeugniß über religiöse und moralische Führung hat, unterzeichnet von dem Bischof, in dessen Diöcese er vorher gelebt hat.

6. Es wäre sehr zu wünschen, in jeder der vier Provinzen ein eigenes Lehrerseminar zu haben, — vorausgesetzt, daß die Fonds hierzu ausreichen sollten, da durch solche Einrichtung der Bevölkerung mehr Vertrauen zu dem System der Nationalschule eingeflößt würde.

Nachdem kurz zuvor die besonderen Wünsche der Presbyterianer von Ulster bei dem Vicekönig bereitwilliges Entgegenkommen und vollständige Befriedigung gefunden, durfte man erwarten, daß man auf die Gesammtheit der katholischen Bischöfe des Landes eine ähnliche Rücksicht nehmen werde. Vier Bischöfe, aus jeder der Kirchenprovinzen einer, erschienen in Person vor dem Vertreter der Krone, die gemeinsamen Anträge zu überreichen. Aber jetzt geschah, was nie geschehen wäre, hätte sich der Beamte einem wirklich einigen und entschlossenen Episkopat gegenüber gewußt. Er verlas vor den vier Bischöfen eine kurze Erklärung, daß er sich auf nichts dergleichen einlassen könnte.

Statt daß nun aber die Gesammtheit der Bischöfe wie ein Mann gegen solch schnöde Abweisung sich erhob, schien die Mehrheit mit dem Resultat ganz zufrieden und beeilte sich, in ausführlichem Berichte an den Papst das Verhalten der Regierung zu rechtfertigen und alle weiteren Befürchtungen in Betreff der Schulen zu zerstreuen. Man hob hervor, daß, auch bei der sorgfältigsten Beobachtung dieser Schulen durch die Priester während des ganzen Laufes des vergangenen Jahres, keinerlei üble Folge des Systems habe entdeckt werden können. Beinahe für die Hälfte der 1200 bestehenden Nationalschulen seien die „Patrone“ katholische Priester, für viele andere seien es katholische Laien, in den meisten seien sowohl Lehrer wie Schüler ausschließlich katholisch. Den Patronen, und nicht der Regierung oder dem Erziehungsrath, komme die Anstellung oder Entlassung der Lehrer zu. Es stehe in der Macht der Bischöfe, beliebige Schulbücher mit Auszügen aus der Bibel aus den Händen der Kinder zu nehmen und durch solche ihrer eigenen Wahl zu ersetzen. Weder die Regierung noch der Erziehungsrath beanspruche eine Befugniß in Bezug auf die zum Religionsunterrichte dienenden Bücher. Im Schullehrerseminar befänden sich zur Zeit 54 katholische und 4 protestantische Schulamtscandidaten. Ein tüchtiger Priester aus der Congregation des hl. Vincenz von Paul sorge an der Anstalt für den Unterricht in der Religion und die Beaufsichtigung der Sitten, ertheile auch die Katechese für die Knaben der Musterschule und bereite sie zum Empfang der heiligen Sacramente vor, während die Barmherzigen Schwestern das Gleiche für die Mädchen thäten.

„Da es — auch ohne alle weiteren Zugeständnisse — ganz außer Zweifel steht,“ so schlossen die Bischöfe ihren Bericht, „daß das System der Nationalschule unserer Religion sehr viele und sehr große Wohlthaten gebracht hat, so flehen wir mit aller Inständigkeit Ew. Heiligkeit an, Sie möchten den

Armen Irlands diese Quelle der Geistesbildung, die für sie so nothwendig ist, nicht verschließen, und es möge in dieser wichtigen Frage nicht zum Zerwürfniß kommen zwischen uns und einer so wohlmeinenden Regierung."

So günstig das alles lautete, so hatten die Bischöfe der Mehrheit doch das eine übersehen, daß das meiste von dem Guten, was sie hervorhoben, auf zeitweiliger Duldung und berechnetem Entgegenkommen der Behörden beruhte, aber keinerlei gesetzliche Bürgschaft für die Dauer solcher Verhältnisse gegeben war. Dagegen wies Mac Hale darauf hin, wie es auf die Jugend wirken müsse, daß in diesen Schulen das Morgengebet wie das heilige Kreuzzeichen und jede äußere Bezeugung der Religion verpönt sei. Crucifixe habe man aus den Schulzimmern entfernen lassen; in einer Schule der Diöcese Galwey habe man an dem Denkstein, der zu Ehren des verstorbenen Gründers der Schule in der Mauer eingelassen war, die Buchstaben R. I. P. ausmeißeln lassen — als unzulässige Kundgabe religiöser Anschauung. Die Schulbücher fand der Erzbischof angefüllt mit Irrthümern und durchweht von einem erkaltenden Hauche des Indifferentismus, dabei zu Spottpreisen allen Schulen zur Verfügung gestellt, so daß eine Concurrenz mit Büchern anderer Richtung bei der Mittellosigkeit der Bevölkerung an Unmöglichkeit grenzte. Unter den vielen protestantischen Lehrern am Schullehrerseminar in Dublin war der eine katholische Priester völlig ohne Macht und Einfluß, und es war die offen ausgesprochene Tendenz der gesammten Schulbehörde, jeden Einfluß der katholischen Bischöfe als solcher abzuweisen.

Hier gerade lag der entscheidende Punkt. Die Jugenderziehung sollte der Kirche ganz aus den Händen gewunden werden. Die weltliche Behörde hatte das „allgemeine Christenthum" abgegrenzt, das dem Unterricht, als gemeinsam für alle, zu Grunde liegen sollte. Man hatte das neue System auf ein falsches, wenn nicht unmögliches Princip gestellt, und dazu ruhte es in den Händen einer Regierung, welche bis dahin der katholischen Kirche grundsätzlich feindlich gegenübergestanden. So schrieb Mac Hale auch an den Papst:

„Die wirkliche Gefahr für den Glauben kommt nicht so sehr von der Zahl der akatholischen Kinder, die in der That in meiner Kirchenprovinz sehr gering ist, als vielmehr von der Gewalt, welche von einer akatholischen Regierung ausgeht, und welche, wo immer sie ausgeübt wird, den Samen der Häresie ausstreut. Was kann, da der weitaus größere Theil dieses Erziehungsrathes aus Protestanten besteht, überhaupt noch im Wege stehen, daß bei den ungeheuern Hilfsquellen, über welche die Regierung verfügt, in Zukunft die Seminarlehrer, Schullehrer und Lehrerinnen ausnahmslos Akatholiken sein werden zur sichern Gefahr für den Glauben ihrer Schüler?"

Während in Rom die Frage einstweilen noch unentschieden blieb, war Mac Hale ohne Unterlaß bemüht, in seiner Diöcese aus den Scherflein der Armen seine eigenen katholischen Schulen zu errichten, die von niemand abhängen sollten als von Bischof und Priestern. Sein Fastenhirtenbrief von 1840 legte dieses große Werk den Gläubigen besonders ans Herz:

„Vor allem werdet ihr nicht verfehlen, mehr als gewöhnlichen Eifer und Wohlwollen zu bezeigen für jene Klasse, die zugleich der hilfloseste, aber auch der werthvollste Theil der Gesellschaft ist, — ich meine die heranwachsende Jugend. Wenige Jahre vergehen, und die Erwachsenen schwinden dahin, wie das Zelt des Hirten. Rasch ist die Lücke ausgefüllt durch das nachwachsende Geschlecht, und von den Eindrücken, die ihrem zarten und empfänglichen Geiste aufgeprägt werden, hängt nicht nur ihre eigene religiöse Zukunft ab, sondern im voraus die Interessen von Glaube und Sittlichkeit für die kommenden Geschlechter, vielleicht bis zum Ende der Zeiten. Welch furchtbarer Gedanke für die Hirten der Kirche! Genug, um auch den eifrigsten zittern zu machen. Wohl sind die werth einer ganz besondern Sorgfalt, denen Engel zum Schutze bestimmt sind im Himmel, und denen wegen der ungetrübten Aufrichtigkeit ihres Glaubens und der Einfalt ihres Herzens in ganz besonderer Weise das Reich Gottes verheißen ist. Auf diesen auserwählten Theil der Kirche Gottes haben ihre Feinde stets ihre ärgsten Angriffe gerichtet, und für den Schutz desselben haben heiligmäßige Oberhirten jederzeit aufs heldenmüthigste Eifer und Starkmuth bewährt."

Auf die Großmuth seiner Irländer konnte der Erzbischof sich verlassen. Kein Volk der Erde thut es hier dem katholischen Irländer auch nur annähernd gleich. Während der Agitation für die Emancipation der Katholiken hatte das irische Volk die enorme Summe von wöchentlich 2000 Pfd. St. aufgewendet. Das Colleg von Maynooth war durch Almosen erbaut und lange Zeit daraus auch unterhalten, ein einziger Wohlthäter hatte 10 000 Pfd. geschenkt. Erst kürzlich waren einem der Bischöfe durch ein einziges Vermächtniß 55 000 Pfd. für kirchliche Zwecke zugefallen. Trotz der vielen kirchlichen Bedürfnisse der eigenen Heimat sandte Irland noch immer fleißig Unterstützungen für das Werk der Glaubensverbreitung. Zwar umfaßte die Kirchenprovinz von Tuam den ärmsten und herabgekommensten Theil der Insel, aber die Errichtung der würdigen Kathedralen von Ballina und Tuam hatte gezeigt, was auch hier diese ärmste Bevölkerung vermochte. Als der Erzbischof in seiner Diöcese allenthalben die Verbindung mit der Nationalschule brach, kamen die katholischen Schulen nicht nur nicht in Rückgang, sondern die Zahl der Schüler mehrte sich in auffallender Weise. Um zuverlässige, billige und dabei populäre Lehrer zugleich zu haben, war der Erzbischof darauf

bedacht, Ordensleute für die Lehrthätigkeit herbeizuziehen. Die Schulbrüder vom dritten Orden des hl. Franziskus eröffneten Schulen für die Knaben und erfreuten sich bald allgemeiner Beliebtheit. Sie, wie auch die Genossenschaft der „christlichen Brüder", konnten in der Erzdiöcese Tuam ein Kloster nach dem andern gründen. Für die Mädchen leiteten die Barmherzigen Schwestern und die Schwestern von der Heimsuchung den Unterricht. Und der Erzbischof war stolz auf diese seine Klosterschulen. Bischöfe schrieben ihm aus England und aus Amerika voll Anerkennung über die Schüler, die aus denselben hervorgingen. In einem offenen Briefe an Lord Shrewsbury äußert er sich:

„Nicht nur weil ich das System der Nationalschule ausschließe, werde ich von Ihnen angeklagt, sondern wegen des weit größern Verbrechens, daß ich seinen Platz ausfülle mit jenen Klosterschulen, jenem billigen Vertheidigungswerk nicht nur für die Nation, sondern auch die Religion, das zuletzt jeden freien Raum ausfüllen wird, der bebaut werden kann von denen, welche den Geist der Jugend zu Frömmigkeit und Tugend heranziehen wollen."

Schon 1840 besuchten in der Erzdiöcese Tuam 13 500 Kinder rein katholische Schulen, höchstens 20 katholische Kinder bildeten eine Ausnahme; ihre Eltern waren durch Geldgeschenke bestochen. Und in dem gleichen Jahre konnte der Vertreter des Erzbischofs in Rom darauf aufmerksam machen, daß, ungeachtet für die Erzdiöcese Tuam infolge der Zurückweisung der Nationalerziehung keinerlei Staatszuschuß für die Schulkosten geleistet würde, dennoch jedes kleine Dorf seine eigene Schule habe.

Es dauerte noch ein volles Jahr, bis man in Rom über die so tief in das Leben des katholischen Volkes eingreifende Frage zu einer Entscheidung kam. Am 16. Januar 1841 erlangte ein Rescript der Propaganda an die vier Erzbischöfe von Irland die Sanction des Heiligen Vaters. Es lautete:

„Ew. Erzbischöflichen Gnaden sind so wohl vertraut mit der hohen Wichtigkeit der in letzter Zeit in Irland geführten Erörterungen über das, was als das System der „Nationalerziehung" bekannt ist, daß Sie nicht erstaunt sein werden, wenn die diesbezügliche Antwort der heiligen Congregation der Propaganda so lange verzögert wurde. Ew. Gnaden überschauen die ganze Sache und sind aufs genaueste bekannt mit all den gewichtigen Gründen, welche erheischten, daß die Sache mit der größten Ueberlegung geprüft werde. Was bei der langen Erwägung, welche die Propaganda entsprechend den Pflichten ihres Amtes dieser Angelegenheit zu theil werden ließ, ihre Sorgfalt in hohem Maße in Anspruch nahm, war einerseits der Gedanke, daß es sich dabei um den Schutz der katholischen Religion handle, andererseits die Vortheile für den Unterricht der Jugend, die geboten sind, die Dankbarkeit, die der englischen Regierung

gebührt für die Auswerfung einer bedeutenden Summe zum Unterhalt der Schulen für das irische Volk, die Nothwendigkeit, Eintracht zu erhalten unter den Bischöfen, die Pflicht, dem öffentlichen Frieden Rechnung zu tragen, endlich die Furcht, daß die Schulfonds zugleich mit der Autorität über die Schulen ganz in die Hände akatholischer Lehrer kommen. Nach genauer Abwägung daher aller Vortheile und Nachtheile des Systems, nach Anhörung der Gründe von beiden Seiten und nach Gewinnung der tröstlichen Ueberzeugung, daß in den 10 Jahren seit der Einführung dieses Schulsystems die katholische Religion keinen Schaden gelitten zu haben scheint, — hat die heilige Congregation mit Gutheißung unseres Heiligsten Vaters Papst Gregor XVI. beschlossen, daß in dieser Sache ein endgiltiges Urtheil nicht gefällt werden soll, und daß diese Art des Jugendunterrichtes dem klugen Urtheil und der religiösen Gewissenhaftigkeit jedes einzelnen Bischofs überlassen bleiben möge, zumal seine Wirksamkeit abhängen muß von der wachsamen Sorge der Hirten, von den Vorsichtsmaßregeln, welche getroffen werden, und von den zukünftigen Erfahrungen, die sich mit der Zeit herausstellen werden."

Daran fügte die Congregation noch verschiedene Rathschläge und Ermahnungen:

1. Alle Bücher, die etwas direct oder indirect Religionsfeindliches enthalten, müssen aus den Schulen entfernt bleiben.

2. Es soll alle Anstrengung gemacht werden, daß in den Seminarien der Unterricht für die Lehramtscandidaten in Religion und Geschichte nur von einem Katholiken ertheilt werde.

3. Es ist weit vorzuziehen, daß in gemischten Schulen bloß der profane Unterricht ertheilt werde, und nicht der in den „Grundwahrheiten" oder, wie man auch sagt, im „allgemeinen Christenthum", mit Vorbehalt der Unterscheidungslehren für gesonderten Religionsunterricht. Denn eine solche Art von Unterricht scheint ganz voll von Gefahr.

4. Die Bischöfe und Pfarrer sollen wachsam sein, daß nicht durch dieses System der Glaube der Kinder Schaden leide, und sollen sich ernstlich Mühe geben, bei der Regierung stufenweise eine bessere Anordnung und billigere Bedingungen zu erlangen.

5. Es ist rathsam, daß die Schulgebäude ausschließlich auf den Namen des Bischofs oder Pfarrers eingetragen werden. Auch sollen die Bischöfe auf ihren Provinzialsynoden häufig über diese wichtige Angelegenheit berathen, und sollte irgend etwas Ungünstiges sich herausstellen, so soll der Apostolische Stuhl genau davon unterrichtet werden, um sofort zur Abhilfe einzuschreiten.

Mit dieser Entscheidung konnten — was sonst bei lebhaftem und ernstem Streite selten geschieht — beide Parteien zufrieden sein, und nach außen hin war die Ruhe einstweilen wiederhergestellt. Aber die Duldung der gemischten und confessionslosen Elementarschule war dem englischen Ministerium noch keineswegs genug. Der gesammte Unterricht in Irland

sollte von der Kirche losgetrennt und — so scheint es wenigstens — durch den Unterricht die Jugend dekatholisirt und denationalisirt werden. Mit der Gefangensetzung O'Connells und dem dann eintretenden Stillstand in der großen Repeal-Bewegung hatten die Minister wieder freie Hand bekommen, und das benutzten sie nicht nur zu einem gehässigen Gesetz über die Einschränkung katholischer kirchlicher Vermächtnisse, sondern auch zur Vorlage über die Errichtung von Mittel- und Hochschulen auf irischem Boden. Erreichte man damit auch nicht alles, was man wollte, so war es Gewinn genug für Sir Robert Peel, wenn es gelang, durch diese Gesetze eine neue tiefe Spaltung in dem Episkopate Irlands herbeizuführen.

Der Vertreter für Waterford, ein Mr. Wyse, mußte die Bill einbringen. Vier königliche Collegien (Queens-Colleges) sollten in Irland errichtet werden, an welchen die gesammte irische Jugend ohne Unterschied der Religion ihre literarische Bildung erhalten sollte. Weder für den Entwurf der Vorlage noch während der verschiedenen Phasen der Berathung im Parlament war ein irischer Bischof in dieser für die Kirche hochwichtigen Angelegenheit befragt oder gehört worden. Mac Hale's Urtheil schwankte keinen Augenblick. Was er verlangte als Forderung der Gerechtigkeit, wie einer weisen innern Politik, war auch für den höhern Unterricht: Staatsunterstützung für confessionelle Schulen, die, soweit es die Katholiken anging, unter der Autorität der Bischöfe stehen sollten. Aber diese Autorität war es gerade, die man beseitigen wollte. In einem offenen Brief an den leitenden englischen Staatsmann schrieb Mac Hale am 18. Juli 1844:

„Der verhängnißvolle Irrthum Ihrer (der Tory-Partei) Politik, gerade wie der der Whigs, Ihrer Vorgänger im Amte, ist das fortgesetzte Bestreben, die wesentlichen und unveräußerlichen Rechte und Vollmachten der Bischöfe und Priester einzuzwängen, um dieselben politischen Anschauungen dienstbar zu machen, die sie nicht anerkennen können. Das haben Sie bereits versucht, und Sie beabsichtigen es gegenwärtig in noch ausgedehnterem Maßstabe in Ihrem erweiterten Unterrichtsplan."

Diesmal fand der streitbare Erzbischof von Tuam einen treuen, weitblickenden und thätigen Bundesgenossen an dem edlen Convertiten Frederick Lucas. Anfangs 1839 von P. Lythgoe S. J. in die Kirche aufgenommen, hatte dieser 1840 auf den Rath des gleichen Paters die Gründung und Leitung des Organs für die Katholiken Englands, des „Tablet", auf sich genommen. Für ihn gab es keinen Gegensatz zwischen den Interessen

der katholischen Kirche in England und der in Irland: sie schienen ihm zu einander in der nächsten Beziehung zu stehen, wie die Vorhut eines Heeres zu dessen Nachhut. Das Schulgesetz für Irland erweckte auch in ihm die lebhafteste Besorgniß. Er sah darin eine große Gefahr für die religiösen Ueberzeugungen des heranwachsenden Geschlechtes, ganz wie der Erzbischof von Tuam. Er gedachte gern der Worte des großen Burke, daß die Kirche Irlands den Zustand der ersten Kirche beinahe zurückführe, daß aber die Dauer dieses glücklichen Zustandes davon abhänge, ob sie jedes Anerbieten von Sklaverei unter den Staat standhaft zurückweise [1]. Dieselben Befürchtungen äußerte Mac Hale:

„Die Jünglinge Irlands sind Katholiken nicht nur dem Namen nach, sondern in der That. Obwohl sie sehr die Wissenschaft lieben, ihre Religion lieben sie mehr. Glücklicherweise sind sie nicht angesteckt von dem vornehmen Indifferentismus, der im Colleg, im Verkehr mit glaubenslosen Menschen, seinen Anfang nimmt, und der in vielen aus den höheren Klassen den religiösen Glauben vernichtet hat. Gerade die Mittelklasse füllt die Anstalten, aus denen in die großen Städte Englands, nach Indien und Australien und nach der aufblühenden Kirche Amerika's eifrige Priester gesendet werden. Segen ruht auf all ihren Arbeiten; wo immer sie predigen, bilden sich katholische Gemeinden, Kirchen und Seminarien werden errichtet. Die Wurzel des katholischen Glaubens ist gesund bei ihnen und fruchtbar; sie ist nicht der Fruchtbarkeit beraubt worden durch die corrumpirenden Einflüsse, die auf vielen Universitäten Europa's die Religion und Sittlichkeit der Jugend völlig verderbt haben. Es ist nur dieselbe heilige Absonderung von solchen pestartigen Einflüssen, die auch fernerhin die Salbung und die Lebendigkeit dieses Glaubens in Irland zu erhalten vermag."

Es war noch manches in dem neuen Schulplane, was den beiden Gesinnungsgenossen mißfiel. „Theologische Vorlesungen" sollten statthaben, aber ohne „Religionsprüfung". Lucas blickte auf eine solche Art von theologischen Vorlesungen als auf einen „elenden Humbug". Die Ernennung der Professoren, Lehrer und sämmtlicher Beamten lag in den Händen der Regierung. Praktisch genommen war die Majestät oder vielmehr der Premierminister selbst Präsident und Vicepräsident, Bibliothekar und Professor dieser Anstalten. „Es konnte keine Maus an einer Käsrinde nagen ohne Erlaubniß des Staatssecretärs." Dazu kam: es war ein berechneter Schachzug, die Nation, vor allem die Hierarchie, zu spalten und dadurch der Repeal-Bewegung vollends den Todesstoß zu geben, vor deren Macht noch vor kurzem die Minister besorgt gewesen.

---

[1] Life of Frederick Lucas (London 1886) 1, 174.

Auch O'Connell blickte trotz der Abnahme seiner Kräfte an Körper und Geist mit regem Antheil auf den neuen Schlag, der gegen seine Kirche geführt werden sollte. Er schrieb am 19. Februar 1845 an den Erzbischof:

„Ich bin sehr beunruhigt über die Aussicht, die sich uns eröffnet... Ein verderblicher Liberalismus steht nur zu sehr in Macht, und diese Pseudoliberalen sind über die Maßen darauf aus, eine Gelegenheit zu haben, die Partei der aufrichtigen und praktischen Katholiken anzugreifen, als wären diese die Verfechter engherziger und fanatischer Anschauungen. Ich würde mir nicht herausgenommen haben, Ew. Erzbischöflichen Gnaden mit einem Briefe zu behelligen, wäre ich nicht in der That besorgt, die Freunde einer echt katholischen Erziehung möchten durch die Taktik ihrer Feinde lahm gelegt werden."

Die Opposition gegen die Regierungsvorlage war diesmal eine weit größere als bei dem Kampf wegen der Nationalschule. Auf Seite Mac Hale's stand diesmal auch der Erzbischof von Cashel, Dr. Slattery, und mit ihm 17 Bischöfe. Aber getheilt blieb der irische Episkopat auch jetzt; der Primas von Armagh und der Erzbischof von Dublin und eine Anzahl Bischöfe waren auf seiten der Regierung. „Sind die Bischöfe wach?" hatte Lucas am 23. November 1844 im „Tablet" gefragt. Es schien, daß sie es waren; denn am 21. und 23. Mai 1845 tagte eine Versammlung des gesammten Episkopates in Dublin, um über die große Frage zu berathen. Nur fünf Bischöfe waren fern geblieben. Man einigte sich auf folgende Resolution:

„Nach reiflicher Erwägung des Entwurfes, betreffend die Verbreitung der akademischen Bildung in Irland, welcher jetzt dem Parlamente vorliegt, finden wir bei aller Anerkennung der wohlwollenden und großmüthigen Intentionen, welche die Regierung Ihrer Majestät durch die Dotirung Maynooths kundgegeben hat, von dem Bewußtsein unserer Pflicht uns angetrieben, zu erklären, daß, so sehr wir wünschen, die Vortheile höherer Bildung verbreitet zu sehen, wir doch zu dem vorgeschlagenen System unsere Zustimmung nicht geben können, da wir es für gefahrbringend erachten für Glaube und Sittlichkeit der katholischen Schüler."

Eine gemeinsame Denkschrift sollte eingereicht werden, in welcher die Beschwerden der Bischöfe gegen die Bestimmungen der Vorlage zusammengefaßt waren. Sie war in sehr versöhnlichem Tone gehalten. Nachdem sie darauf hingewiesen, daß die weitaus größte Zahl der künftigen Schüler den Mittelklassen des katholischen Volkes angehören werde, und die Pflichten der Bischöfe kurz erwähnt hatte, stellte sie die vier Forderungen:

„1. Ein dem richtigen Verhältniß entsprechender Theil der Professoren und Beamten in den neuen Collegien sollen Katholiken sein, über deren moralische Führung durch ein von dem betreffenden Bischof unterzeichnetes Leumundszeugniß Sicherheit gegeben ist. Alle Beamten dieser Collegien sollen angestellt werden von einer Behörde von Vertrauensmännern, der die Bischöfe der Provinz, in welcher das Colleg errichtet wird, als Mitglieder angehören.

2. Die römisch-katholischen Zöglinge können Vorlesungen über Geschichte, Logik, Metaphysik, Moralphilosophie, Geologie nicht beiwohnen ohne große Gefahr für Glauben und Sitten, wenn nicht ein Katholik für den Lehrstuhl dieser Fächer bestimmt wird.

3. Wenn ein Präsident, Vicepräsident, Professor oder Beamter in einem dieser neuen Collegien vor der Versammlung der Vertrauensmänner des Versuches überführt wird, in einem Studenten dieser Anstalten den Glauben zu untergraben oder die Sittlichkeit zu schädigen, so soll er sofort seines Amtes entsetzt werden.

4. Da nicht beabsichtigt ist, daß die Studenten in den neuen Collegien auch wohnen sollen, so soll für jedes dieser Collegien ein römisch-katholischer Priester angestellt werden, welcher für die Sittenaufsicht und den religiösen Unterricht der katholischen Studenten zu sorgen hat. Die Anstellung dieser Priester mit einem angemessenen Gehalte soll geschehen auf Empfehlung des Bischofs der Diöcese, in welcher das Colleg gelegen ist, und derselbe Bischof soll vollste Befugniß haben, einen solchen Priester aus seiner Stellung wieder zu entfernen."

Selbst die protestantische „Times", das leitende Regierungsblatt, anerkannte diese Forderungen als billig und berechtigt, und auch auf der Heimatinsel sprach die sonst den Forderungen der Hierarchie gegenüberstehende und den neuen Collegien günstige Partei des „Jung Irland" ihr Einverständniß aus. Aber Lucas vermißte etwas in der Erklärung; von Anfang an erschien sie ihm hohl. „Es muß irgendwo eine Schraube los sein", meinte er. Die Denkschrift enthielt keine Klarstellung des Princips, wies auf keinen festen Zielpunkt hin, sie bestand aus einer Reihe von Einzelforderungen, welche die allerverschiedensten Auslegungen zuließen.

In London und Rom, ebenso wie in Irland selbst, wußte man gar wohl, daß bei dem Schwanken und Rivalisiren der Parteien in England die irischen Katholiken vieles, wenn nicht alles erreichen könnten, wären die geistigen Führer des Volkes, wären die Bischöfe einig. Wiederholt ist dies von der allercompetentesten Seite ausgesprochen worden. Auch Lucas, der scharfblickende Politiker, schrieb gerade jetzt in seinem „Tablet": „Mögen doch um des Himmels willen die Bischöfe sich bewußt bleiben,

wie stark sie sind!" Deshalb war auch die britische Regierung so sorgfältig darauf bedacht, immer wieder einen neuen Keil einzutreiben zwischen die Reihen des irischen Episkopates. Aber diesmal waren nicht nur die Bischöfe uneins, sondern auch das Volk. Wohl kamen zahlreiche Petitionen gegen die neue Bill an das Parlament; die von O'Connell eingereichte trug 150 000 Unterschriften, darunter 60 000 aus Dublin allein, wo doch die Regierung am meisten Einfluß hatte. Aber man wußte, daß eine zahlreiche Partei abgestandener Staatskatholiken von der Art der Blake und Wyse für den confessionslosen Unterricht lebhaft eingenommen war, ebenso wie ihre Antipoden, die dem Revolutionären zuneigende Partei des „Jung Irland".

„Noch hat das Volk Irlands", schrieb besorgt der Erzbischof während der Hungersnoth 1846, „jene unheilvolle, frevelhafte Gottlosigkeit nicht erreicht; aber einzelne sind schon so weit gekommen, und wenn nicht rechtzeitig aufgehalten, geht eine offenbare Strömung nach dem Liberalismus hin, welcher die rechtmäßigen Hüter des Volkes von den Wachtthürmen Israels verdrängen und deren Gut feilen Apostaten und Fremdlingen überlassen wird, die den Glauben, die Gottesverehrung und die Sittlichkeit der katholischen Kirche bald mit fremder Beimischung verunreinigen werden. Ja es verbreitet sich mehr und mehr dieselbe Gehässigkeit gegen den heilsamen Einfluß der religiösen Orden, und dieselbe Wuth, die Erziehung der irischen Jugend von ihnen weg auf Laien, ja auf Häretiker und Ungläubige, unter denen auch apostasirte Priester sind, zu übertragen, gerade wie sie der französischen Revolution vorangingen. Es wiederhallt in unseren Ohren derselbe „liberale" Jargon und dieselben Anklagen gegen ein bestimmt abgegrenztes, ausschließliches religiöses Bekenntniß. Die Folgen davon brauchen wir nicht eingehender zu schildern, sie sind geschrieben mit Blut."

Diese Uneinigkeit unter den Irländern selbst machte die Regierung stark; die Denkschrift der Bischöfe blieb völlig unbeachtet und wurde mit verletzender Kühle abgewiesen. In Rom arbeitete der geheime Agent der Regierung schon lange mit Aufgebot aller Mittel, die dortigen Behörden über die wahre Sachlage zu täuschen, die vacanten Bischofsitze mit möglichst nachgiebigen Prälaten zu besetzen und unter allen Umständen eine ungünstige Kundgebung gegen die neuen Collegien zu verhindern. Dr. Cullen (der spätere Cardinal-Erzbischof von Dublin), damals Rector des irischen Collegs in Rom, schrieb einen beängstigenden Brief um den andern über die Anstrengungen und Fortschritte der englischen Diplomatie an der Curie. In England und Irland wogte unterdessen ein erbitterter Zeitungskampf.

In erschreckender Weise trat die Spaltung des Episkopates zu Tage, als der Erzbischof-Primas von Armagh, der noch im Mai in die Be-

schlüsse der übrigen Bischöfe eingewilligt hatte, schon bald darauf öffentlich Schritte that, um eines der vier neuen Collegien, das für das protestantische Belfast in Aussicht genommen war, für seine Bischofsstadt zu gewinnen. Zwar erhielt er deshalb von Rom einen Verweis, und neunzehn Bischöfe, darunter jene fünf, die im Mai der Versammlung fern geblieben waren, erneuerten jetzt den Protest gegen die neuen Schulen. Aber es war bekannt, daß sechs Bischöfe, die jene Maibeschlüsse unterzeichnet hatten, jetzt auf seiten der Regierung und der neuen Collegien standen.

Als im November die Bischöfe sich abermals versammelten, und die Mehrheit die früheren Beschlüsse neu bestätigte, weigerte sich dessen die Minderheit. Sie hatte bereits die Sache in Rom zur Entscheidung anhängig gemacht. Sie wußte, daß die dortige Behörde auf die englische Regierung Rücksicht zu nehmen gezwungen sei; sie hoffte, daß Rom wenigstens beiden Parteien wieder die Freiheit sichern werde, wie früher bei der Nationalschule. Auch die neunzehn Bischöfe der Mehrheit hatten jetzt nicht gesäumt, ausführlichen Bericht nach Rom zu senden. Er war von den Erzbischöfen von Tuam und Cashel unterzeichnet (23. Oct. 1845).

Noch war nichts entschieden, als am 1. Juni 1846 Gregor XVI. starb. Dem neugewählten Papste Pius IX. legten in einer Glückwunschadresse zu seiner Thronbesteigung die Bischöfe der Mehrheit alsbald diese ernste Angelegenheit ihrer Kirche nachdrücklich ans Herz. Sie baten um Beschleunigung der Entscheidung, weil Gefahr im Verzuge. Aber auch die englische Diplomatie in Rom feierte nicht.

Ende August traf wirklich in England die bestimmte Nachricht ein, daß, vier Tage vor Verkündigung der Amnestie im Kirchenstaate, die Cardinäle, welche über die Frage zu entscheiden hatten, sich einmüthig für Verwerfung der religionslosen Collegien erklärt hätten. Für die Sitzung vom 19. Juli 1846 war die formelle Bestätigung dieses Beschlusses durch den Papst erwartet worden. Aber während Lucas im „Tablet" triumphirte, brachten andere Blätter entschiedene Dementis. Das Antwortschreiben des Papstes vom 5. September auf den Glückwunsch der Bischöfe enthielt nur, daß sich die Frage bei der Propaganda in Berathung befinde und rechtzeitig werde entschieden werden. Es dauerte noch ein volles Jahr. Erst am 9. October 1847 wurde das Rescript ausgefertigt, in welchem Pius IX. die Verwerfung der Collegien aussprach.

So groß auf der einen Seite die Freude, so heftig war auf der andern in England und theilweise selbst in Irland die Erbitterung. Auch

die Radikalen in Italien, die mit England nahe Fühlung hatten, waren entrüstet über diese Entscheidung des Papstes. Das Gerücht wurde ausgestreut, der Papst werde nachträglich seine Entscheidung mildern.

„Ich glaube nicht, daß der Papst irgend einen Schritt in dieser Richtung thun wird," schrieb Dr. Cullen aus Rom. „Er sagte mir, daß er sehr zufrieden sei mit dem, was er gethan hat. Immerhin könnte es dazu kommen, daß die Radikalen, die alles durchsetzen, bald durch Drohung und Gewalt, bald durch ehrliche Mittel, bei Sr. Heiligkeit noch etwas erreichen. Doch denke ich nicht, daß dies zu befürchten ist."

Gegenüber dieser Entscheidung glaubte auch die englische Regierung etwas nachgeben zu müssen. Der Vicekönig verständigte sich mit dem Erzbischof von Dublin, aber ohne Zuziehung des übrigen Episkopates, über verschiedene Aenderungen, die an dem bisherigen Statut getroffen werden sollten: die Bischöfe, in deren Diöcese das Colleg sich befinde, sollten ständige „Visitatoren" sein, die Mehrzahl der Angestellten sollten Katholiken sein, die katholischen Studenten nur bei Katholiken wohnen dürfen. Zu ihrer Beaufsichtigung sollten eigene Dekane mit dem Range von Professoren erster Klasse angestellt werden.

Mit diesen Besserungsvorschlägen eilte der Erzbischof-Coadjutor von Korfu, der eben in Irland sich aufgehalten, im März 1848 nach Rom, um im Namen der Regierung dahin zu wirken, daß das Verwerfungsurtheil über die Collegien rückgängig gemacht werde. Auch der Erzbischof von Dublin sandte noch seinen gewandten und bewährten Agenten dahin, welcher diese Bemühungen unterstützen sollte.

„Wenn das vom obersten Hirten über diese Collegien gefällte Urtheil fest, unverändert und unveränderlich aufrecht erhalten bleibt," urtheilte unter diesen Umständen der Erzbischof von Tuam, „so wird — des bin ich gewiß — die Sache der katholischen Jugendbildung auch in Zukunft frei und sicher sein, und mit dem Ende unserer gegenwärtigen schweren Heimsuchung (der Hungersnoth) wird für unsere Schulen eine Blütezeit anbrechen. Wenn dagegen der Papst durch ein von der Regierung vorgeschlagenes Abkommen, durch Versprechungen oder durch diese, wenn auch noch so fein berechneten Aenderungsvorschläge dazu vermocht werden sollte, sein Urtheil aufzuheben oder einzuschränken, so würde ein solcher Erlaß die bösen Pläne dieser Andersgläubigen nur noch weiter treiben, er würde das Vertrauen der Katholiken schwächen; die Protestanten würden darauf ausgehen, Aufsicht und Besitz dieser Schulen, Akademien und Collegien an sich zu reißen. Und wenn man von dem Decret, das bis jetzt die katholischen Schüler von den Protestanten trennte, Abstand nimmt, so wird auch der katholische Priester unsere katholischen Jünglinge nicht mehr von diesen Collegien fern zu halten vermögen."

So groß erschien die Gefahr, daß jetzt, trotz der noch andauernden Hungersnoth, auf das Drängen sowohl Dr. Cullens als mehrerer Bischöfe hin, Mac Hale von seiner theuern Heerde sich losriß, um selbst in Rom die Sache zu vertreten. Begleitet von Dr. O'Higgins, dem Bischof von Ardagh, traf er noch vor Ende April 1848 bei der Curie ein. In der That war Gefahr im Verzug.

„Während Hungersnoth und Pest Irland verwüsten," schrieb Mac Hale an den Papst, „während unserem Volke aller Muth schwindet und die Bischöfe unter sich selbst getheilt sind, während die Revolutionsstürme, die nicht nur Italien, sondern ganz Europa verwirren, den Geist des Volkes bald mit Hoffnung, bald mit Furcht erfüllen, — in diesem kritischen Augenblick, wo das Vaterherz Ew. Heiligkeit von wachsenden Sorgen erdrückt ist, glaubt die britische Regierung den rechten Zeitpunkt gekommen, ihre gewaltigsten Anstrengungen zu machen, um von Ew. Heiligkeit per fas et nefas gewisse Zugeständnisse zu erlangen, deren unmittelbare Folge sein würde, nicht nur die Freiheit unserer alten Kirche zu gefährden, sondern ihre Unabhängigkeit völlig zu vernichten."

Es war eine Thatsache, der die römische Curie sich nicht verschließen konnte, daß die englische Regierung zwar überfloß von wohlwollenden Versicherungen, daß aber unterdessen Lord Minto, der Geschäftsträger des britischen Cabinets in Rom, die Sache der Revolution in Italien aufs eifrigste unterstützte, wie um den Papst in eine möglichst bedrängte Lage zu bringen. Und als er den Papst in der äußersten Bedrängniß sah, gab er zu verstehen, daß eine ablehnende Haltung gegen die Forderungen seiner Regierung in der irischen Angelegenheit nothwendig die Entfremdung Englands, des mächtigsten und thatkräftigsten der liberalen Staaten, von der Sache des Papstes zur Folge haben werde.

„Nicht weil die Regierung unsere heilige Religion liebt," schrieb Mac Hale, „sondern weil sie dieselbe unterdrücken will, hat sie diese Statuten gemacht. Sie hofft die gegenwärtige traurige Lage der Dinge in Italien zu benützen, um Ew. Heiligkeit eine Gutheißung der bereits durch Sie verworfenen Collegien abzupressen."

Dafür, daß die Regierung es wenigstens nicht ganz ehrlich meinte, brachten die beiden Prälaten noch aus den frischen Eindrücken dessen, was sie in Irland vor Augen gehabt, einen neuen Beweis mit. „Wenn Seine Heiligkeit irgend im Zweifel ist über ihre (der britischen Minister) wahre Absicht," schrieb Mac Hale an den Präfecten der Propaganda, gerade bevor er Irland verließ, „so mögen dieselben ihm erklären, weshalb sie denn einen solch ganz außerordentlichen Eifer entwickeln für die Bildung unseres Volkes, während sie dieses Volk ohne Mitleid und Erbarmen elend hinsterben lassen."

Umsonst waren die Drohungen und Anstrengungen des britischen Cabinets, ebenso nutzlos die Bemühungen, die der Erzbischof von Dublin durch seinen erfahrenen Agenten entfaltet hatte. Am 11. October 1848 bestätigte, ungeachtet der angebotenen Aenderungen, Pius IX. sein voriges Urtheil. In dem Rescript hieß es unter anderem:

„Die Auszüge aus den Statuten der neuen Collegien, wie sie nach den neuesten Aenderungen vorliegen, und die Gutachten, die darüber von den Bischöfen ertheilt wurden, haben der heiligen Congregation Veranlassung gegeben, die Frage dieser Collegien namentlich mit Rücksicht auf die veränderten Statuten nochmals in Erwägung zu ziehen, und sorgfältig und reiflich abzuwägen, welche Antwort mit Rücksicht auf die geistliche Wohlfahrt der irischen Nation zu geben sei. Obgleich die gegenwärtige Gestaltung der Statuten eine derartige ist, daß in Anbetracht der Eigenart der englischen Verfassung unmöglich festgestellt werden kann, welche Verbindlichkeit sie in der Zukunft haben werden, konnte doch im Hinblick auf die ernsten, in der Sache selbst liegenden Gefahren bei diesen Collegien die heilige Congregation nach reiflicher und erschöpfender Erwägung sich nicht veranlaßt sehen, das mit Zustimmung des Heiligsten Vaters über dieselben gesprochene, den vier irischen Metropoliten am 9. October v. J. zugestellte Urtheil zu mildern."

Wohl blieb auch jetzt noch für einige Zeit der Erzbischof von Dublin den neuen Collegien günstig; allein diese hatten doch mit der wiederholten Entscheidung der römischen Congregation den Todesstoß erhalten und haben sich nie mehr davon erholen können. „Niemals hatten Bischöfe einen größern Triumph," schrieb damals in der Ueberfreude über diese Entscheidung der patriotische Bischof von Meath, „niemals hatte unsere lange verfolgte Kirche mehr Ursache zur Freude, als da der unsterbliche Pius die Whig-Verrätherei zu Schanden machte und der britischen antikatholischen Gesetzgebung diesen tödtlichen Stoß versetzte. Diese Entscheidung war alles, was die Freunde der Religion nur wünschen, die Feinde fürchten konnten; sie übertraf alles, was unter den gegenwärtigen Umständen auch der größte Optimist zu erwarten sich nur erschwingen konnte."

Auch andere Plane und Absichten der britischen Regierung hatten die beiden Prälaten in Rom erfolgreich durchkreuzt. Ueberaus befriedigt verließen sie die ewige Stadt gerade am Vorabend der Eröffnung der römischen Kammer und der Ermordung des Grafen Rossi. Auf dem Wege nach Civita Vecchia hatten sie das Abenteuer mit einer Bande Nationalgardisten, das P. Bresciani im „Juden von Verona" erzählt.

Was der Plan der irischen Bischöfe war nach der positiven Seite hin, das hatten die beiden Prälaten in Rom dem Papste bereits vorgelegt:

„Sobald Irland aufathmen kann von der Hungersnoth, die es heimsucht, wird es rasch seine Kräfte wieder gewinnen. Schon jetzt sind Maßregeln im Gange, um den Winken Ew. Heiligkeit zu entsprechen durch Gründung einer (katholischen) Universität. Und Irland wird seine Dankbarkeit gegen Ew. Heiligkeit und die Nationen, die ihm zu Hilfe kamen, am besten beweisen durch Gründung katholischer Collegien, welche wie in alten Zeiten Engländern und Irländern unentgeltlichen Unterricht bieten, und von welchen Missionäre ausgehen werden, den Glauben Roms über alle Länder der Erde zu tragen."

In der That hatte um eben diese Zeit, bei der Mitte October stattfindenden Bischofsversammlung, der Erzbischof von Cashel vorbereitende Schritte für Errichtung rein katholischer Collegien und einer nationalen Universität in Anregung gebracht, war aber mit Schwierigkeiten und Bedenken überschüttet worden. Man stand eben erst vor dem Ende einer dreijährigen Hungersnoth, die Hunderttausende aus dem Lande getrieben, Hunderttausende in ein frühes Grab und abermals Hunderttausende an den Bettelstab gebracht hatte. Zu der Hungersnoth kam der von „Jung Irland" angefachte, wie noch jedesmal blutig unterdrückte Aufstand.

„Während der ganzen Verhandlung", schrieb der greise Kirchenfürst, „habe ich meine Schuldigkeit gethan, und es ist gewiß schmerzlich, zu sehen, daß unser theuer erkaufter Sieg jetzt so zu nichts wird. Denn es ist meine feste Ueberzeugung, daß es der Regierung gelingen wird, ihre Collegien dem Lande aufzudrängen, und daß die Verlockungen durch Geld und Titel für Professoren und Studenten den gewünschten Erfolg haben werden, denselben Schüler zu verschaffen, während unsere Unthätigkeit, unsere Armuth, und ich muß hinzufügen, unsere Zwistigkeiten uns der Macht berauben, Widerstand zu leisten. Sie haben die Oberhand über uns bekommen, man hat ihnen dieselbe gelassen, und sie wissen sich derselben trefflich zu bedienen... Vielleicht bin ich zu kleinmüthig, aber ich muß gestehen, ich bin in Bezug auf den Erfolg der Bemühungen zur Errichtung einer Universität keineswegs sehr sanguinisch. Doch habe ich deshalb nicht die Absicht, denselben ein Hinderniß in den Weg zu legen. Aber der Plan ist ein weit ausschauender, so daß er durch keine Bemühungen eines einzelnen oder von einer Seite her verwirklicht werden kann. Es würde das allgemeine, herzliche und einträchtige Zusammenwirken aller Klassen der Katholiken, der Laien wie der Priester, nothwendig sein, um einen für die Gründung und den Unterhalt der Universität ausreichenden Fonds aufzubringen und im Fluß zu erhalten: und können wir hierauf rechnen?

„Vor allem sind wir selbst nicht, wie die Bischöfe von Belgien, die uns als Muster vorgehalten werden, eines Herzens und eines Sinnes. Unsere vornehmen Katholiken sind morsch bis ins innerste Mark hinein, die Mittelklassen sind durch die Sucht nach Gewinn und Rang gleichfalls auf dem Wege

rascher Zersetzung. Es gibt nicht mehr jenes unverfälscht katholische Empfinden, den lebendigen irischen Glauben, der noch vor kurzer Zeit unser Volk ausgezeichnet hat, nicht mehr die warme und begeisterte Anhänglichkeit an den heimischen Clerus. „Omnes quae sua sunt quaerunt", das ist das Motto des heutigen Tages für diejenigen, die im Stande wären, etwas zu geben. Und in diesen unseligen Zeiten, was vermag da unser verarmter Clerus und unser verhungerndes Volk durch Zusammenwirken zu leisten?"

Und doch wichen die Bischöfe Irlands nicht zurück. In der letzten Entscheidung Pius' IX. war ihnen aufs dringendste Eintracht anempfohlen, zugleich auch hingewiesen worden auf die bewährten Mittel, die in den canonischen Vorschriften enthalten sind, solche zu fördern und zu befestigen. Ausdrücklich war erinnert worden an Diöcesansynoden, aber die Worte des Papstes sagten mehr und waren der Anstoß zu einer Reihe von Provinzialsynoden, zu denen von jetzt an die Bischöfe der vier Kirchenprovinzen sich ziemlich häufig versammelten. Die beiden Prälaten, der Erzbischof von Tuam und der Bischof von Ardagh, kamen zudem mit dem Entschluß von Rom zurück, den das päpstliche Schreiben auch bei den übrigen Bischöfen schon angeregt hatte, in Bälde ein irisches Nationalconcil zu veranstalten mit all den Feierlichkeiten und Formen, die für solche Gelegenheiten von der Kirche vorgeschrieben sind. Wesentlich erleichtert wurde die Ausführung dieses Planes dadurch, daß der bei dem letzten Streite unvortheilhaft betheiligte Erzbischof-Primas von Armagh gerade jetzt durch Tod abberufen, und ein ebenso bedeutender als kirchlich gesinnter Prälat, der bisherige Rector des irischen Collegs in Rom, Dr. Cullen, an seine Stelle berufen worden war. Dieser war es denn auch, welcher als Apostolischer Delegat dem großen Nationalconcil von Thurles im August 1850 präsidirte.

Eingehend mußte sich natürlich diese Synode mit der Unterrichtsfrage befassen. In Bezug auf die „Nationalschule" erklärte sie [1]:

„Das weise Verfahren, das der Apostolische Stuhl in Bezug auf das System der Nationalschule einschlug, indem er es vermied, ein endgiltiges Urtheil über dieselbe zu fällen, glauben auch wir einhalten zu müssen. Doch erachten wir es für unsere Pflicht, zu erklären, daß die getrennte Erziehung der katholischen Jugend in jeder Weise diesem System vorzuziehen sei. Die Unterstützung, die neulich von der britischen Regierung für England zugestanden wurde, damit die Erziehung der katholischen Jugend gesondert und nach den Grundsätzen der katholischen Religion geleitet werde, haben wir mit Freuden begrüßt. Das auf diese Weise anerkannte Recht nehmen auch wir

[1] Coll. Lac. III, 795 sq.

in Anspruch. Denn wenn es recht und vernünftig ist, die Katholiken Englands aus Staatsmitteln in der getrennten Erziehung der Jugend zu unterstützen, so ist kein Grund, weshalb nicht gegen die Katholiken Irlands das gleiche Verfahren eingeschlagen werde.

„Da aber thatsächlich eine solche Unterstützung uns noch versagt wird, und wir der für Unterrichtszwecke bestimmten öffentlichen Mittel nur theilhaft werden können vermöge des Systems der Nationalschule, so müssen alle geeigneten Vorsichtsmaßregeln angewendet werden, damit jenes möglichst wenig Gefahr mit sich bringe."

Daran knüpften die Bischöfe dann eine Reihe von Winken und Rathschlägen für die Behandlung der Nationalschulen, anlehnend an die von der Propaganda am 16. Januar 1841 aufgestellten Gesichtspunkte. Entschiedener noch waren die Beschlüsse in Bezug auf die „Queens-Colleges". Nachdem die Synode ihre freudige Unterwerfung unter die letzten Erlasse des Papstes ausgesprochen, und allen Priestern und Clerikern unter Strafe der Suspension verboten hatte, irgend ein Amt in diesen Collegien anzunehmen, und ebenso den Bischöfen jede Betheiligung an deren Verwaltung untersagt hatte, fuhr sie fort [1]:

„Außerdem erklären wir, daß die genannten Collegien wegen der aus der Natur der Sache ihnen anhaftenden ernsten Gefahren, welchen nach dem Urtheile des Heiligen Stuhles Glaube und Sitten der studirenden Jugend ausgesetzt sind, derartige seien, daß sie von katholischen Christen, die ihren Glauben mehr werth halten müssen als allen weltlichen Gewinn und Vortheil, um jeden Preis zurückzuweisen und zu meiden sind. . . .

„Damit wir aber auch für eine gesunde Geistesbildung der katholischen Jugend Vorsorge treffen und den wiederholten Mahnungen des Heiligen Stuhles nachkommen, betrachten wir es als unsere Aufgabe, mit allen Kräften darauf hinzuarbeiten, daß wir nach gemeinsamem Plane eine katholische Universität für Irland errichten können."

Auch in dem gemeinsamen Hirtenschreiben, das die Bischöfe von Thurles aus erließen, kamen sie sehr nachdrücklich auf die Schulfrage zurück [2]:

„Beauftragt mit der Regierung der Kirche Christi und als Oberhirten seiner Heerde streng verantwortlich dem König der Hirten für jede unserer Sorge anvertraute Seele, müssen wir unsere erste und wichtigste Pflicht darin erkennen, Acht zu haben auf die Weide, auf der sie sich nähren, — die Lehre, mit der sie gespeist werden. Und gewiß, wenn es je eine Zeit gab, welche die nimmermüde Wachsamkeit, die kluge Vorsicht und den unerschrocken hingebenden Eifer unseres erhabenen Amtes erheischte, so ist es die gegenwärtige. Das erschreckende Schauspiel, das gegenwärtig die christliche Welt darbietet, die neuen, aber furchtbaren Gestaltungen, in welchen der Irrthum sich breit macht,

---

[1] L. c. 795. [2] L. c. 1291—1293.

die mannigfaltigen Uebel und Gefahren, durch welche die Kirche bedroht ist, können auch dem oberflächlichen Beobachter nicht entgehen. Es ist nicht mehr eine einzelne Häresie, ein ausschweifender Fanatismus, das Läugnen einer der geoffenbarten Wahrheiten oder die Ausschreitungen eines tollen Irrthums, sondern ein umfassendes, alles durchdringendes, wohldurchdachtes System des Unglaubens, jeder Fassungskraft angepaßt, erreichbar für jeden Geist, was die moralische Welt verdirbt und verwüstet. Ist nicht dies das unselige Schauspiel, welches der Continent von Europa uns in diesem Augenblicke darbietet?

„Die Jugendbildung, die Quelle des geistigen Lebens, durch welche der Geist des Menschen genährt und geschult wird, seine Grundsätze entschieden, seine Empfindungen beherrscht, seine Urtheile bestimmt werden, sein ganzer Charakter gebildet wird, ist gewaltsam losgerissen worden von jeder Verbindung mit der Religion, und ist zum Vehikel gemacht worden jenes kalten Skepticismus, sowie jenes herzlosen Indifferentismus, welche die Jugend verführt und verdorben und in nothwendiger Folge das ganze Gebäude des socialen Lebens bis in sein Innerstes erschüttert haben. Losgetrennt von seinem himmlischen Führer, ist so der Unterricht nicht mehr das Organ jener Weisheit, die von oben stammt, die da ist nach dem hl. Jakobus ‚züchtig, friedfertig, bescheiden, lenksam, zum Guten bereit, voll Barmherzigkeit und guter Thaten, ohne Arg und ohne Verstellung', sondern vielmehr jener andern Weisheit, die er beschreibt als ‚irdisch gesinnt, fleischlich und teuflisch'.

„Es ist, wie wir glauben, nicht nothwendig, euch zu sagen, daß von allen Arten, den Irrthum zu verbreiten, die durch den Jugendunterricht die feinste und gefährlichste ist, indem sie die Nahrung darreicht, durch welche der sociale Körper erhalten werden soll, welche durch jede Ader dringt, jedes Glied erreicht, und daß, wenn diese Nahrung verderbt oder vergiftet sein sollte, sie unfehlbar moralisches Siechthum und den Tod dem ganzen Körper bringt. Daher die furchtbare Verpflichtung, unter der wir stehen, bei Verlust der eigenen Seele, über die Erziehung des Volkes zu wachen, das Gott unserer Sorge anvertraut hat. . . .

„Gewiß, Geliebteste, nur durch ernstes Pflichtgefühl und das schmerzliche, aber unwiderstehliche Bewußtsein der Nothwendigkeit werden wir angetrieben, euch anzukündigen, wie ein System des Unterrichts voll von ernster innerer Gefahr im Lauf des letzten Jahres euch beschert worden ist. Es wird euch dargeboten — es schmerzt uns, es sagen zu müssen — in den Collegien, welche in diesem Lande errichtet und mit dem Namen unserer erhabenen, gnädigsten und vielgeliebten Königin in Verbindung gebracht worden sind. Fern sei es von uns, auch nur einen Augenblick die Beweggründe derer zu bemäkeln, welche dieselben ins Leben gerufen haben. Das System mag ausgedacht worden sein im Geist einer hochherzigen und unparteiischen innern Politik. Aber die Staatsmänner, die es entwarfen, waren unbekannt mit der Unbeugsamkeit unserer Lehren und mit der ängstlichen Sorgfalt, mit der wir alles zu vermeiden verpflichtet sind, was der Reinheit und Unversehrtheit unseres Glaubens widerstrebt. Daher müssen jene Anstalten, die unsere aufrichtige und dauernde Dankbarkeit erweckt hätten, wären sie errichtet worden

in Uebereinstimmung mit unseren religiösen Ueberzeugungen und Grundsätzen, jetzt als ein Uebel bedenklichster Art angesehen werden, gegen welches euch zu warnen mit dem ganzen Nachdruck unseres Eifers und dem ganzen Gewichte unserer Autorität, unsere gebieterische Pflicht ist."

Um dieselbe Stunde, da vor der zweiten Session der Synode von Thurles Erzbischof Mac Hale von Tuam mit seiner wirkungsvollen, patriotischen Beredsamkeit die Predigt hielt, verkündete Pius IX. in Rom in feierlichem Consistorium die Errichtung der englischen Hierarchie mit Dr. Wiseman als Erzbischof von Westminster und Cardinal an der Spitze. Ein Sturm der Entrüstung und Feindschaft gegen die katholische Kirche brach los, wie man ihn in England seit Beginn des Jahrhunderts weder erlebt noch auch geahnt hatte. Um die Katholiken zu züchtigen, wurde ein Gesetz im Parlament in Vorschlag gebracht, welches Vermächtnisse zu katholischen Kirchenzwecken noch mehr einschränken und das Führen kirchlicher Titel unter Strafe stellen sollte. Höhnisch aber richtig bemerkte in der Debatte der Führer der Opposition, Disraeli, gegenüber dem Premierminister J. Russell: „Nun, mir scheint, für den edlen Lord liegt der tiefste Grund dieser Gesetzesvorlage nicht in der Ankunft des Dr. Wiseman in England, sondern in der Synode von Thurles." Die Antwort aber erhielt der Minister in einem offenen Schreiben Mac Hale's vom 20. Februar 1851. Der Erzbischof schrieb unter anderem:

„Bis jetzt hörten wir nichts denn Anklagen der katholischen Kirche und ihrer Bischöfe als Förderer der Unwissenheit, weil sie Ihre Staatscollegien zurückgewiesen, und weil wir unvermögend seien, Lehranstalten zu gründen, wie sie einst im Ueberfluß ganz Irland bedeckt haben, nachher aber zerstört wurden durch Männer, gleich jenen, welche Woburn-Abtei und andere Klöster Englands eingezogen haben (Russells Vorfahre, Sir John Russel 1537).

„Aber kaum ist die erste hochherzige Anstrengung gemacht, diese Verleumdung Lügen zu strafen, kaum haben die irischen Bischöfe begonnen, an ihren getreuen Clerus und ihr Volk, die noch niedergedrückt sind durch eine langdauernde Hungersnoth, sich zu wenden um Beisteuer zur Gründung einer katholischen Universität — ein Aufruf, dem durch einen noch immer fließenden Strom von großmüthigen Beiträgen entsprochen wird —, da kommen Sie mit dem Erlaß eines Strafgesetzes, um Irlands Herz zu lähmen durch die wohlbegründete Furcht, daß die Schätze, die so für die Ausbreitung des katholischen Unterrichtes gesammelt werden, aufs neue durch die unerbittlichen Feinde unserer heiligen Religion geraubt werden möchten. Und nach alldem will Ew. Lordschaft sich einen besondern Eifer beilegen für Geistesbildung? Oder wollen Sie im Angesichte von Europa die katholische Kirche der fortwährenden Knechtung des menschlichen Geistes anklagen?"

Leider waren die Beschlüsse von Thurles nicht einmüthig gefaßt worden; den Bestimmungen über die Schule, namentlich aber über die Queens-Colleges und die katholische Universität, hatte sich der Erzbischof von Dublin mit einer Minderheit von Bischöfen hartnäckig widersetzt, und diese richteten nun sofort eine ausführliche Denkschrift nach Rom, um womöglich die Bestätigung der betreffenden Synodalacten zu hintertreiben. Obgleich bis zum Eintreffen der päpstlichen Bestätigung den Bischöfen das strengste Stillschweigen über die Verhandlungen auferlegt war, so drangen doch — wie das im britischen Reiche nur zu oft geschieht — Nachrichten davon in die öffentlichen Blätter und entzündeten aufs neue einen öffentlichen und erbitterten Kampf vor den Augen des akatholischen Publikums.

Die Denkschrift wie der neu ausgebrochene Zeitungskrieg brachten aber bei den Behörden in Rom den peinlichsten Eindruck hervor. Als am 7. November 1850 bei einem Besuch in Rom der Dechant von Maynooth dem Papste vorgestellt wurde, tadelte dieser in starken Ausdrücken das Benehmen des Dubliner Oberhirten, ja er äußerte: „c'était un vrai scandale." Vierzehn Tage vorher war ein anderer Priester aus Irland gekommen, abgesandt, um gegen die Bestätigung der Beschlüsse von Thurles zu arbeiten. Einige Tage nach seiner Ankunft hatte er Audienz beim Heiligen Vater; aber der Erfolg derselben war, daß er unmittelbar darauf in aller Hast sich aus dem Staube machte und nach Irland zurückkehrte. Am 23. Mai 1851 wurden die Synodaldecrete bestätigt: an den Bestimmungen über die Schule war auch nicht eine Silbe geändert worden.

Damit war den „Queens-Colleges" für immer das Urtheil gesprochen und die Errichtung der katholischen Universität unvermeidlich geworden.

Mac Hale selbst ließ es sich angelegen sein, in seiner Bischofsstadt das Colleg des hl. Jarlath zu gründen, in welchem bald Jünglinge aller Stände und Berufe eine gediegene literarische Ausbildung neben sorgfältiger religiöser Erziehung finden konnten. Bei dem großen Bischofsjubiläum 1875 konnte er in den Räumen des neuen Collegs die zahlreichen Festgäste bewirthen.

Aber noch bestand das System der Nationalschule fort und ließ Mac Hale nicht ruhen, immer wieder warnend darauf zurückzukommen. Schon am 17. Juli 1844 hatte er wieder in einem offenen Brief an Premierminister R. Peel auf diesen seinen Klagepunkt hingewiesen:

„Der Erzbischof hält es nur für recht und billig gegen alle Parteien, dem Irrthum entgegenzutreten, daß der Widerstand gegen die Nationalschule im Weichen ist, und Sir R. Peel bei Zeiten darauf aufmerksam zu machen,

daß das katholische Volk mit einer Fortdauer dieses Systems sich nicht versöhnen wird ohne bedeutende Verbesserungen, viel weniger aber noch mit einer Ausdehnung und Fortentwicklung desselben in der gegenwärtigen sehr bedenklichen Gestalt."

Noch viel ernster lautet sein Bericht an den Papst im März 1848:

„Die unredliche Absicht Englands in allem, was die katholische Religion angeht, ist eine anerkannte Thatsache. Ein Beispiel dieser unredlichen Absicht haben wir in einer jüngst ergangenen Verfügung der Regierung. Nach den ursprünglichen Statuten des Systemes der Nationalerziehung für die Armen von Irland gehörte zu den Bürgschaften zur Sicherung des Glaubens der katholischen Kinder die Bestimmung, daß Bischöfe und Pfarrer die Schulgebäude und den Grund, auf welchem sie standen, in ihrer Hand behalten konnten, wie es ja auch angeordnet wurde durch die heilige Congregation der Propaganda in ihrem Schreiben über diesen Gegenstand vom 16. Januar 1841.... Gegenwärtig aber geht die Regierung darauf aus, diese Bürgschaft aus dem Wege zu räumen. Jedes Mittel wendet sie an, das Eigenthumsrecht der Schulen von den Bischöfen und Pfarrern weg in die eigene Hand zu bekommen, und in Bezug auf alle künftig zu errichtenden Schulen hat die Regierung, ohne die in Kraft stehende Parlamentsacte zu ändern, eine neue Verordnung gemacht, ein Nebengesetz, demzufolge jeder Staatszuschuß diesen Schulen entzogen sein soll, bis sie (die Gebäude) der Regierung übergeben sind.... Es ist eine Thatsache, daß (seit diesen sieben Jahren) das ursprüngliche Statut der Nationalschule sehr zum Schlechtern umgestaltet wurde, so daß viele von denen, die es bis jetzt befürworteten, aufhören, solches zu thun."

Auch darüber beschwerte sich der Bischof, daß man diese Schulen in Diöcesen und Gemeinden, wo sie von der kirchlichen Behörde verboten seien, der Bevölkerung mit Gewalt aufzwingen wolle. „Ja die katholischen Mitglieder des Erziehungsrathes sowohl als die protestantischen", schrieb er, „helfen mit, in tyrannischer Weise diese Schulen aufzuzwingen, in welchen apostasirte Schulmeister die katholischen Kinder den protestantischen Katechismus lehren." In der That fehlte es auch nicht an solch extremen Fällen. Der Erzbischof erzählt selbst einen solchen in einem Briefe an den Papst vom 23. Januar 1853:

„Obwohl ich mir angelegen sein lasse, in ganz besonderer Weise die Eröffnung rein katholischer Schulen zu empfehlen, so verbiete ich die Errichtung von Nationalschulen doch nicht unbedingt. Ich schärfe nur meinen Priestern ein, sorgfältig über dieselben zu wachen, so daß die vom Apostolischen Stuhle bezeichneten Bedingungen erfüllt werden und so gegen die diesen Schulen innewohnenden Gefahren Vorkehrung getroffen wird.

„Daß diese Nationalschulen nicht ohne Gefahr sind, hat mir ein Ereigniß der jüngsten Zeit neu bestätigt. Ein katholischer Lehrer in einer dieser Schulen, die von Kindern meiner Diöcese besucht wurde, fiel öffentlich vom

Glauben ab. Dieser Religionswechsel zog jedoch keineswegs die Entlassung des Lehrers nach sich, obgleich dem Erziehungsrathe mehrere Katholiken angehören, die, außer Stand, einen solchen Mann zu beseitigen, dadurch den Schein auf sich laden — gegen ihren Willen, das gebe ich zu —, den katholischen Kindern eine Schlinge des Verderbens zu legen."

Als daher Mac Hale als Metropolit von Connaught am 15. August 1854 seine Suffragane zum Provinzialconcil um sich versammelte, war es natürlich, daß dieser Angelegenheit mit besonderem Ernste die Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Die Bischöfe erklärten:

„Um den Eifer unserer Priester noch mehr anzustacheln, ermahnen wir sie, eifrig danach zu trachten, die Zahl von rein katholischen Schulen zu vermehren, welche keinerlei Verbindung mit irgend einem System der „National"-Erziehung haben. Sollten die Pfarreien selbst nicht im Stande sein, die Mittel zur Erreichung dieses Zieles aufzubringen, so soll die Sache dem Bischof vorgelegt werden, und mit seiner Gutheißung sollen dann die Priester sich Mühe geben, die Liebe und Gottesfurcht der Reichen in Anspruch zu nehmen, damit durch deren Almosen und Beiträge solche Schulen nach katholischen Grundsätzen errichtet werden können.

„Unter keinem Vorwande ist es den Priestern erlaubt, das Eigenthumsrecht der errichteten oder noch zu errichtenden Schulen auf die Bevollmächtigten der „Nationalschule" zu übertragen. Wir rufen den Pfarrern ins Gedächtniß, wie es ihnen aufs Gewissen gebunden sei, daß in allen ihren Schulen brave und wahrhaft religiöse Lehrer seien, und sollte es etwa Lehrer geben, deren Gesinnung keine derartige ist, so mögen die Pfarrer alles aufbieten, um dieselben zu entfernen."

Auch die folgende Provinzialsynode von Tuam (1858) legte diese Sorge den Priestern eindringlich ans Herz [1]:

„Nichts ist wichtiger für die Religion und die Kirche, als daß die Kinder vom zarten Alter an sowohl in dem ihren Verhältnissen entsprechenden weltlichen Wissen, als in den Grundzügen der katholischen Religion wie in guter Sitte herangebildet werden... Die Pfarrer sollen also Sorge tragen, daß in allen ihren Schulen täglich Unterricht in der katholischen Glaubens- und Sittenlehre ertheilt werde, und daß die Schullehrer durch Belehrung und Ermahnung die ihnen anvertrauten Kinder zur Frömmigkeit und Tugend aneifern...

„Da es im allerhöchsten Maße uns am Herzen liegt, daß die Zahl der ganz und gar katholischen Schulen bei uns mehr und mehr zunehme, empfehlen wir den Pfarrern der größeren Städte unserer Kirchenprovinz aufs eindringlichste, daß sie darauf ausgehen, Schulen von Ordensleuten in den Städten zu gründen und zu fördern. Die nothwendigen und ausreichenden Hilfsmittel werden keineswegs fehlen; denn dem, der für das Heil und die religiöse Erziehung seiner geliebten Schäflein besorgt ist, steht Gott zur Seite..."

---

[1] Coll. Lac. III, 879.

Endlich 1869, in demselben Jahre, das mit der Entstaatlichung der anglikanischen Kirche in Irland ein anderes langjähriges Bemühen des Erzbischofs von Tuam krönte, wurde am 18. August auf einem abermaligen irischen Nationalconcil der gemischte Jugendunterricht jeder Art von dem gesammten Episkopate Irlands als „in sich hochgefährlich für Glaube und Sitten der katholischen Jugend" verworfen, und noch im gleichen Jahre drückte der Heilige Stuhl das Siegel seiner Bestätigung auf diesen Beschluß. Man betrachtete es als einen persönlichen Sieg Mac Hale's und beglückwünschte ihn dazu. „Welch ein Triumph für Sie!" sagte ihm noch am Ende der betreffenden Synodalsitzung der Bischof von Kilmore, „das ist der glorreichste Tag Ihres Lebens."

In demselben Jahre, da durch eine neue Nationalsynode nochmals das hier Beschlossene bekräftigt wurde (1875), kam auch die Gelegenheit, öffentlich und feierlich anzuerkennen, daß gerade Mac Hale es war, dessen fünfzigjährige unermüdete Kämpfe dieses einstimmige entschiedene Verwerfungsurtheil der confessionslosen Erziehung durch den Gesammtepiskopat zu stande gebracht hatten. Die Adresse, welche gelegentlich seines fünfzigjährigen bischöflichen Jubiläums die irischen Parlamentsmitglieder an ihn richteten, sagte unter anderem:

„Die äußersten Anstrengungen der britischen Staatskunst in Irland wurden in den Schriften Ew. Erzbischöflichen Gnaden von weitem schon vorausgesehen, ein halbes Jahrhundert, bevor die Wahrheiten, die Sie darlegten, in den gesetzlichen Erlassen Gestalt gewannen. Und wir, die wir heute die katholischen wie die nationalen Interessen im Haus der Gemeinen vertreten, haben die Verbindlichkeit auf uns genommen, in Bezug auf die große Frage der confessionellen Erziehung die Anschauungen zu vertheidigen, die Ew. Erzbischöflichen Gnaden schon vor 44 Jahren als der erste von allen ausgesprochen und die Sie seitdem mit unerschütterlicher Standhaftigkeit festgehalten haben."

Als der hervorragendste unter diesen Parlamentariern, Sullivan, bei der Enthüllung der Statue des Erzbischofs am 10. Juni vor dem versammelten Volke Irlands das Wort ergriff, kam er nochmals auf diesen Glanzpunkt im Leben Mac Hale's zurück:

„Viele glaubten damals — als der Widerstand gegen die Nationalschule und die religionslosen Collegien unter der Führung des Erzbischofs aufrecht erhalten wurde —, er sei leidenschaftlich und überargwöhnisch; aber die Zeit hat das Urtheil Johns von Tuam gerechtfertigt. Noch bevor 25 Jahre vorübergegangen, war es zugestanden, daß der Unterricht nach diesen Systemen angefüllt sei mit den Gefahren des Proselytismus. John von Tuam war es damals, der getreu war unter den Treuvergessenen."

Am schönsten und ausführlichsten aber hob der beste Zeuge seiner Wirksamkeit, der Clerus seiner Diöcese, bei dieser feierlichen Gelegenheit das größte seiner Verdienste hervor. In der Adresse heißt es:

„Ihr ganzes Leben auf Erden war — im buchstäblichen Sinne des Wortes — ein Kampf. Aber denkwürdig vor allen anderen großen Verdiensten um Religion und Sitte war Ihr ernster, unbeugsamer Widerstand gegen die ‚Religionslosen Collegien' und jene verwandten Anstalten, die fälschlich sogen. ‚Nationalschulen'. Die verborgenen Schlingen und Gefahren, so listig dort versteckt unter dem blendenden Scheine von Gerechtigkeit und Großmuth, haben Sie zuerst erspäht und am muthigsten bekämpft. In Ihrer feindlichen Haltung gegen dieses verderbliche Unterrichtssystem erinnern Sie an jenen alten Römer und sein ‚Carthaginem esse delendam'. Lange Zeit fast allein stehend in jener kühnen Haltung, hörten Sie gleichwohl nicht auf, jenes System zu bekämpfen, von welchem damals wenige glaubten, daß es so voll des Uebels sei, wie seitdem die Erfahrung es gelehrt hat."

Otto Pfülf S. J.

Die geistigen Waffen der Socialdemokratie.

(Schluß.)

II.

Es mochte für die Zwecke der Agitation dienlicher sein, die Arbeit als die Quelle alles Reichthums und aller Cultur zu proclamiren, im Anschluß hieran eine gerechte Vertheilung des Arbeitsertrages in Aussicht zu stellen, das „eherne Lohngesetz" in der leicht verständlichen Lassalle'schen Form als Sturmbock wider das Lohnsystem zu benutzen. Allein Marx konnte in alle dem nur eine Verzerrung seiner eigenen Lehre erblicken.

„Arbeit ist nicht die einzige Quelle der von ihr producirten Gebrauchswerthe, des stofflichen Reichthums. Die Arbeit ist sein Vater, wie William Petty sagt, und die Erde seine Mutter." So hatte Marx gelehrt.

Wenn das Gothaer Programm dem entgegen behauptete, die Arbeit sei die Quelle des Reichthums, dann bewiesen damit seine Verfasser, daß

ihre Begriffe sich noch nicht geklärt, daß sie zwischen Gebrauchswerth und Tauschwerth, Reichthum und Werth, dem Waarenkörper und dem durch ihn dargestellten gesellschaftlichen Verhältniß nicht zu unterscheiden vermochten.

Ein anderer Fehler war es, „gerechte Vertheilung des Arbeitsertrages" für die socialistische Gesellschaft zu versprechen. Wer so denkt, kann kein echter Socialist sein. Er muß vergessen haben, daß die „Phrase des Arbeitsertrages" in der genossenschaftlichen, auf Gemeingut an den Productionsmitteln gegründeten Gesellschaft gar keinen Sinn mehr hat. — Der Tauschwerth ist ja nach Marx'scher Lehre nur eine „historische Kategorie". Er hat nur Geltung für die Periode der Waarenproduction mit ihren Tauschverhältnissen, ist ein allein dieser Periode eigenthümliches gesellschaftliches Verhältniß. Wie konnten also die Herren Auer, Bebel, Liebknecht versprechen, daß auch in der zukünftigen communistischen Gesellschaft dem Arbeiter für sein „individuelles Arbeitsquantum" nach dem Princip des Waarenaustausches „gerechte" Vergeltung seitens der Gesellschaft zu Theil werden, daß die Gesellschaft dem Arbeiter ebenso viel herausgeben werde, als sie von ihm erhalten habe? — In der communistischen Gesellschaft tauschen die Producenten ihre Producte nicht aus. „Ebenso wenig erscheint hier die auf Producte verwandte Arbeit als Werth dieser Producte, als eine von ihnen besessene sachliche Eigenschaft, da jetzt, im Gegensatz zur kapitalistischen Gesellschaft, die individuellen Arbeiten nicht mehr auf einem Umweg, sondern unmittelbar als Bestandtheile der Gesammtarbeit existiren." [1] Da kann es also nicht mehr heißen: Jedem nach seinen Leistungen, sondern: „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen" [2]. Wenn heutzutage alle vernünftigen Menschen es als eine Ungerechtigkeit bezeichnen würden, daß ein geschickter, tüchtiger Arbeiter nicht besser gelohnt werden solle, wie ein ungeschickter, so kommt dies daher, weil wir eben noch in dem engen Gesichtskreis bürgerlicher Anschauungen befangen sind. Die Auffassung vom Recht und das Recht selbst kann ja nie höher sein, „als die ökonomische Gestaltung und die dadurch bedingte Culturentwicklung der Gesellschaft" [3]. In der erleuchteten communistischen Gesellschaft aber wird der Begriff „Gerechtigkeit" einen neuen Inhalt bekommen, jedes Privileg,

[1] „Die Neue Zeit" Nr. 18. S. 566. [2] A. a. O. S. 567.
[3] A. a. O. S. 567.

sogar jedes „natürliche Privileg", welches sich auf eine bessere Veranlagung, größere Geschicklichkeit und Tüchtigkeit stützt, verschwunden sein.

Der dritte theoretische Fehler des Programms bestand in der Aufnahme des „ehernen Lohngesetzes". Nimmt man das Lohngesetz „mit Lassalle's Stempel, und daher in seinem Sinn, so muß man es auch mit seiner Begründung nehmen" [1]. Und was ist diese Begründung anders, als die Malthus'sche Bevölkerungstheorie? Die Malthusianer behaupten, daß die Arbeiter sich rascher vermehren, als die Masse der verfügbaren Lebensmittel. Sie erblicken darum in der Einschränkung der Vermehrung der Arbeiter eine Lösung der socialen Frage. Demselben Ideenkreise entnimmt nun Lassalle die Begründung seines „ehernen Lohngesetzes". Wenn der Lohn steige, so vermehre sich die Arbeiterbevölkerung, und das vermehrte Angebot von Händen drücke dann den Lohn wieder herab. Umgekehrt habe ein Sinken des Lohnes größeres Elend und größere Sterblichkeit in der Arbeiterklasse zur Folge, und das hierdurch verringerte Angebot von Arbeitskraft wirke wieder hebend auf den Lohn. — Das Ganze klingt sehr plausibel. Man konnte sogar auf diese Weise effectvoll in Arbeiterversammlungen und Volksschriften sich über das „eherne Lohngesetz" ergehen und seine Existenz „gemeinverständlich" beweisen. Indessen hat die Sache auch ihre Schattenseiten. Ebenso leicht, wie der Beweis, ist seine Widerlegung. Schon allein der Umstand, daß die Löhne in viel kürzeren Zwischenräumen schwanken, als nothwendig wäre, um neue Arbeitergenerationen entstehen und alte untergehen zu lassen, zeigt bis zur Evidenz die Haltlosigkeit der Lassalle'schen Begründung. Marx blickte tiefer. Ihm zufolge sind es die Schwankungen in der Accumulation des Kapitals, welche den Lohn innerhalb gewisser Grenzen festhalten [2].

Auch nach Marx ist der Gravitationspunkt, um den diese Schwankungen des Lohnes sich vollziehen, der nothwendige Lebensunterhalt für den Arbeiter, nur daß Marx die Oscillationen des Lohnes nicht auf Zunahme und Abnahme der Arbeiterbevölkerung zurückführt, sondern aus dem innersten Wesen der kapitalistischen Production heraus folgert. Der, dessen Auge auf der „Oberfläche" haftet, wird im Lohn nichts anderes als den Preis der Arbeit erblicken [3], im gerechten Lohne die Bezahlung der Arbeit zu ihrem vollen Werthe. So hatte es die bürgerliche Oekonomie gethan, aber eben dadurch sich in unentwirrbare Widersprüche

---

[1] A. a. O. S. 570. [2] „Das Kapital." S. 637 ff.
[3] A. a. O. S. 555 ff.

verwickelt. Sie lehrte ja einerseits, daß der Werth der Waaren allein sich bestimme nach der verhältnißmäßigen Menge von Arbeit, die zur Herstellung der Waare erforderlich sei, andererseits, daß in der Regel der Werth der Arbeit im Lohne wirklich gezahlt werde. Damit aber war offenbar die ganze kapitalistische Production zu einem unlösbaren Räthsel geworden. Der Kapitalist will gewinnen, aus der Production „Mehrwerth" für sich beziehen. Wie aber ist dies möglich, wenn der ganze, im Productionsprocesse neu gebildete Werth sich auf die Arbeit zurückführt und zugleich der Kapitalist im Lohne das, was auf die Arbeit zurückzuführen ist, auch wirklich dem Arbeiter zahlt? — Dann erhält der Arbeiter ja ebenso viel an Arbeitslohn, als er dem Producte an Werth zusetzt. Der arme Kapitalist aber geht leer aus.

Marx löste dieses Räthsel, freilich auf seine Weise. Anstatt die Ricardo'sche Werththeorie fallen zu lassen, für den neu geschaffenen Werth neben der Arbeit noch andere Quellen, andere Ursachen der Werthbildung anzuerkennen, aus denen gerade für den Kapitalisten ein „Mehrwerth" sich ergeben könnte, — „verbesserte" er Ricardo's Theorie, indem er zwischen Arbeit und Arbeitskraft unterschied, so zwar, daß der Lohn nur scheinbar Preis der Arbeit, in Wirklichkeit aber Preis der Arbeitskraft sei. Da nun die thatsächlich z. B. in der Fabrik geleistete Arbeit mehr neuen Werth bilde, als die Arbeitskraft „werth" sei und im Lohne gezahlt werde, so bilde die Differenz zwischen dem ganzen neu gebildeten Werthe und dem Werthe der Arbeitskraft den für den Kapitalisten nothwendigen „Mehrwerth". Dieser Punkt bedürfte wohl einer genaueren Besprechung. Aber hier an dieser Stelle genügt es, daß wir uns eine Vorstellung machen können, in welchem Sinne Marx den Lohn als Preis der Arbeitskraft hinstellt.

Der Tageswerth der Arbeitskraft wird nun gemessen wie der Werth jeder andern „Waare", durch die Arbeitszeit, die nothwendig ist zur Hervorbringung der zur Erhaltung der Arbeitskraft erforderlichen Lebensmittel. Sind sechs Stunden Arbeitszeit nothwendig, um den für den Tag erforderlichen Lebensunterhalt zu produciren, so ist der Tageswerth der Arbeitskraft gleich sechs Stunden Arbeitszeit. Marx setzt dafür beispielsweise 3 sh. an. Der Arbeiter erhält also im Lohne die Arbeitskraft ihrem wahren Werthe nach bezahlt, wenn der Lohn gleich ist dem Werthe der zur Erhaltung der Arbeitskraft nothwendigen Lebensmittel. — Je mehr die kapitalistische Production sich entfaltet, um so mehr sinkt verhältnißmäßig der

Werth der Arbeitskraft. Werden infolge technischer Verbesserungen des Productionsprocesses z. B. Stiefel, Tische, Stühle und anderes, dessen der Arbeiter bedarf, billiger producirt, dann vermindert sich der Tageswerth der Arbeitskraft, weil diese jetzt mit geringeren Kosten erhalten werden kann, als früher. Der Arbeiter erhält im Lohne dann noch seinen „nothwendigen Lebensunterhalt"; aber dieser hat im Verhältniß zur sonstigen Entfaltung des wirthschaftlichen Lebens an Werth abgenommen.

Seltener wird der Kapitalist die Arbeitskraft über ihren Werth lohnen; häufiger unter ihrem Werthe. In dem Bestreben aber, die Arbeitskraft unterwerthig zu lohnen, wird der Kapitalist sogar durch besondere äußere Umstände begünstigt. Jede Vervollkommnung des maschinellen Betriebes bewirkt nämlich „Freisetzung" zahlreicher, nunmehr „überflüssig" gewordener Hände. So bildet sich allmählich eine „industrielle Reservearmee" [1], die noch dazu durch die dem „Größengesetz des Kapitals" zum Opfer gefallenen Inhaber kleinerer Betriebe sich stetig verstärkt. Diese „freien", d. h. von Productionsmitteln entblößten Individuen ergeben sich dem Kapitalisten auf Gnade oder Ungnade, da sie lieber langsam verhungern wollen bei unterwerthigem Lohn, als unmittelbar dem Tod und Verderben anheimfallen.

Das ist also das Lohngesetz in Marx'scher Form und Begründung, — himmelweit verschieden von den seichten, oberflächlichen Redensarten des Vulgärsocialismus. Es muß für die Führer der deutschen Socialdemokratie höchst beschämend sein, sich heute von ihrem geistigen Vater vor aller Welt verläugnet zu sehen, um so beschämender, je mehr der deutsche Socialismus bisher sich gehoben fühlte durch das Bewußtsein, daß seine Ansprüche sich gründeten auf eine mit aller „Wissenschaftlichkeit" entwickelte Theorie. — Indessen erachten wir es nicht als unsere Aufgabe, hier den socialdemokratischen Führern das Unerquickliche ihrer Lage noch mehr zum Bewußtsein zu bringen.

III.

Nachdem wir gesehen, wie Marx „die geistigen Waffen" des Vulgärsocialismus zerschlagen hat, erübrigt es, auf seine eigenen Waffen einen Blick zu werfen, unsere Aufmerksamkeit dem reinen, wissenschaftlichen Socialismus in der unverfälschten Form der Marx'schen Theorie zuzuwenden. Diese Theorie beansprucht gerade in diesem Augenblicke um

[1] „Das Kapital." S. 653 ff.

so mehr unser Interesse, da es den Anschein hat, als ob die Anhänger Karl Marx' immer mehr an Boden gewännen. Ja, es ist bereits in der Presse die Absicht ausgesprochen worden, auf dem nächsten Socialistencongreß ein Programm auf rein Marx'scher Grundlage aufzubauen. Einiges aus den Marx'schen Gedankenreihen kurz zu skizziren, lohnt sich daher wohl der Mühe.

„Die Productionsverhältnisse in ihrer Gesammtheit" bilden Marx zufolge das, „was man die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Gesellschaft nennt, und zwar eine Gesellschaft auf bestimmter, geschichtlicher Entwicklungsstufe, eine Gesellschaft mit eigenthümlichem, unterscheidendem Charakter." [1] Drei Entwicklungsstufen der Gesellschaft werden demgemäß unterschieden, entsprechend den verschiedenen Productionsweisen: der urwüchsigen Productionsweise, der einfachen Waarenproduction und der kapitalistischen Waarenproduction.

Von den beiden ersteren Produktionsweisen spricht Marx in seinem „Kapital" bald ausführlich, bald nur im Vorübergehen. Sie bilden aber nicht den eigentlichen Gegenstand der Behandlung. Die kapitalistische Productionsweise, wie sie in den letzten Jahrhunderten namentlich in Europa sich entwickelt hat, das ist für Marx das Object seiner wissenschaftlichen Untersuchungen.

Welches sind nun die charakteristischen Eigenthümlichkeiten jener dreifachen Productionsweise?

Auf der Stufe der urwüchsigen Productionsweise bilden die Productionsmittel gesellschaftliches Eigenthum, die Arbeit ist eine gemeinsame, „unmittelbar vergesellschaftete" [2]. So wirken z. B. bei der Büffeljagd zahlreiche Indianer „planmäßig neben und miteinander" [3]. Das Product, das Ergebniß der gemeinsamen Arbeit, fällt unmittelbar in das Eigenthum der Gesellschaft, und wird dann unter die einzelnen Individuen nach deren Bedürfniß vertheilt. Gesellschaftliches Eigenthum an den Productionsmitteln, Zusammenwirken der Arbeit, Vertheilung der Producte, das wären also die charakteristischen Merkmale der urwüchsigen Productionsweise.

Als Typen dieser ersten und niedrigsten Stufe können z. B. die indische Gemeinde, der Inkastaat, die ländliche patriarchalische Familie dienen. In der indischen Dorfgemeinde, welche unverkennbar eine gewisse

---

[1] „Lohnarbeit und Kapital" in der „Neuen Rhein. Ztg." 1849. Neuerdings als Broschüre.

[2] „Das Kapital." S. 55. [3] A. a. O. S. 343, Anm.

Aehnlichkeit hat mit der socialistischen Gesellschaft des Zukunftstaates, sind viele Personen in der verschiedensten Weise thätig, unmittelbar für die Gesellschaft. Der Pateel oder Pantsch (Gemeindevorstand) regiert, der Matsaddi (Rechnungsführer) rechnet, der Toti (Flurschütz) hütet, der Kalender-Brahmane forscht nach den Tagen für Ernte und Saat, der Bauer säet, der Arzt kurirt, die Devadaschi (Tanzmädchen) tanzen, alle — „jeder nach seinen Fähigkeiten", — für die „Gesellschaft", und erhalten dafür von dieser guten Mutter ihren Antheil an den Ernteerträgen u. s. w. — „jedem nach seinen Bedürfnissen"!

Allein die schönen Tage der urwüchsigen Productionsweise sind rasch vorüber. Sobald mit steigender Entwicklung der Productivkräfte mehr Producte erzeugt werden, als das urwüchsige Gemeinwesen bedarf, vertauscht das eine Gemeinwesen seine Ueberschüsse gegen die Ueberschüsse eines anderen. „Der Waarenaustausch beginnt, wo die Gemeinwesen enden, an den Punkten ihres Contacts mit fremden Gemeinwesen oder den Gliedern fremder Gemeinwesen. Sobald Dinge aber einmal im auswärtigen, werden sie rückschlagend im innern Gemeinleben zu Waaren"[1], d. h. sobald der Tausch überhaupt einmal begonnen hat, indem ein Gemeinwesen seine Ueberschüsse mit denen eines andern vertauscht, dann wird der Tausch auch bald zwischen den Gliedern desselben Gemeinwesens in Uebung kommen.

Dies bringt es aber mit sich, daß an Stelle des gesellschaftlichen Eigenthums Privateigenthum trete; denn Waarenaustausch ist nur möglich, wenn die Tauschenden sich gegenseitig als Privateigenthümer anerkennen[2]. Marx hat hiermit, ohne es zu ahnen, für die communistische Gesellschaft, in welche die kapitalistische münden soll, recht schlimme Aussichten eröffnet. Würde es nämlich nicht gelingen, die zukünftige „Gesellschaft" mit einem Schlage über die ganze Welt auszudehnen, würden vielmehr selbständige Gemeinwesen nebeneinander fortbestehen, die ihre Ueberschüsse miteinander austauschten, so müßte nothwendig wiederum das individuelle Privateigenthum innerhalb dieser Gemeinwesen aus dem Grabe erstehen, — der gesellschaftliche Entwicklungsgang aus der urwüchsigen Productionsweise zur einfachen und schließlich zur kapitalistischen Waarenproduction würde von neuem beginnen. „Sobald nämlich die Dinge einmal im auswärtigen, werden sie rückschlagend im innern Gemeinleben zu Waaren", d. h. der Tauschverkehr innerhalb des Gemeinwesens beginnt von neuem und mit

[1] „Das Kapital." S. 66. [2] S. 62.

ihm das Privateigenthum. — Warum eigentlich und wie gerade diese Entwicklung, nämlich der Uebergang von der communistischen zu einer auf Privateigenthum gegründeten Gesellschaft sich vollzog, wird von Marx nicht erklärt. Wäre der Communismus der menschlichen Natur und Vernunft wirklich so entsprechend, wie der Socialismus glauben machen will, so hätte es doch bedeutend näher gelegen, statt durch Austausch der Ueberschüsse und somit durch allmähliche Begründung des Privateigenthums auch innerhalb der communistischen Gesellschaft, vielmehr durch Ausdehnung eben dieser communistischen Gesellschaft und der communistischen planmäßigen Arbeit, durch Zusammenschmelzung zweier oder mehrerer, bisher selbständiger Gemeinwesen in ein einziges größeres, die früheren „Ueberschüsse" in eine größere Menge verfügbarer Mittel, in einen größeren Reichthum des neuen, größern Gemeinwesens zu verwandeln.

Allein Marx fand es bequemer, über diese Schwierigkeit mit einer dunklen Phrase: — „sobald die Dinge einmal im auswärtigen, werden sie rückschlagend im innern Gemeinleben zu Waaren", — hinwegzugehen.

Auf der zweiten Entwicklungsstufe, der einfachen Waarenproduction, sind die Productionsmittel, sowie das Product Privateigenthum des nunmehr selbständigen Producenten [1]. Zersplitterung der Productionsmittel, zwerghaftes, aber selbst erarbeitetes Eigenthum, welches „sozusagen auf Verwachsung des isolirten, unabhängigen Arbeitsindividuums mit seinen Arbeitsbedingungen beruht", sind charakteristisch für diese Entwicklungsstufe, als deren Typus der mittelalterliche Handwerksmeister gelten mag.

Aus der einfachen entwickelte sich schließlich die kapitalistische Waarenproduction. An die Stelle der Einzelproducenten treten Manufactur und Fabrik, concentrirte Arbeitsbetriebe mit Arbeitstheilung, gesellschaftlicher und darum erweiterter Beherrschung der Natur, mit großartiger Entwicklung der gesellschaftlichen Productivkräfte. Der Uebergang zur kapitalistischen Productionsweise war nur möglich, indem das zwerghafte Eigenthum der vielen bisherigen „unmittelbaren Producenten" in das massenhafte Eigenthum weniger verwandelt wurde. Diese Expropriation der großen Volksmassen von Grund und Boden, Lebensmitteln und Arbeitsinstrumenten, die „mit schonungslosestem Vandalismus und unter dem Trieb der infamsten, schmutzigsten, kleinlichst gehässigsten Leidenschaften" [2]

[1] „Das Kapital." S. 791. [2] S. 792.

vollbracht wurde, bildet die Vorgeschichte des heutigen Kapitals. Die Geschichtschreibung hat diesen Proceß nur unter dem clair obscur der Emancipation des Arbeiters von „den Fesseln des Feudalismus" dargestellt, aber die gleichzeitige Verwandlung der feudalen in die „kapitalistische Exploitationsweise" verschwiegen. In Wahrheit ist „die sogen. ursprüngliche Accumulation des Kapitals nichts als der historische Scheidungsproceß von Producent und Productionsmittel"[1], d. i. die Schaffung des „Proletariates", deren das Kapital für seine Entstehung bedurfte.

Aber die Entwicklung treibt weiter. Die kapitalistische Production führt zur Concentration der Kapitalien. „Was jetzt zu expropriiren, ist nicht länger der selbstwirthschaftende Arbeiter, sondern der viele Arbeiter exploitirende Kapitalist.... Je ein Kapitalist schlägt viele todt.... Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprocesses usurpiren und monopolisiren, wächst die Masse des Elendes, des Druckes, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Productionsprocesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Productionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Concentration der Productionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigenthums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt."[2] Dann beginnt für die Menschheit eine neue goldene Epoche, die communistische Gesellschaft der Zukunft, — die höchste Entwicklungsstufe der Menschheit ist erreicht.

Nichts liegt uns ferner, als eine Lanze brechen zu wollen für den heutigen Kapitalismus, für das ungestörte, freie Wirken des „Größengesetzes des Kapitals". Aber im Interesse des individuellen, insbesondere des auf eigene Arbeit gegründeten Privateigenthums, welches auch heutzutage nicht verschwunden ist, müssen die Irrthümer der Marx'schen Entwicklungslehre schonungslos aufgedeckt werden. Die Behauptung, welche Marx aufstellt, daß aus der kapitalistischen Production sich „mit der Nothwendigkeit eines Naturprocesses"[3] die unmittelbar gesellschaftliche

---

[1] „Das Kapital." S. 744. [2] S. 792 f. [3] S. 793.

Production ergeben müsse, steht im Widerspruche mit klaren Thatsachen der Geschichte. Die heutige kapitalistische Production hat in früheren Jahrhunderten, in der antiken Gesellschaft, ihr Vorbild gehabt. Damals wie heute entwickelte sich der Kapitalismus auf Grund der „freien" Wirthschaft. Die Concentration der Kapitalien war sogar verhältnißmäßig weiter vorgeschritten und die Ausbeutung der Arbeiter, der Sklaven, eine unvergleichlich brutalere, als sie es heute ist. Dennoch wurde die kapitalistische Production der früheren Jahrhunderte nicht abgelöst durch eine communistische Gesellschaftsform, sondern durch den Kleinbetrieb.

Wer die Geschichte wirklich und aufrichtig zu Rathe zieht, der wird eben im Großbetrieb und Kleinbetrieb nichts anderes erkennen, als historische Kategorien, Entwicklungsstufen, die miteinander abwechseln, von denen keine einen dauernden Zustand darstellt. In einer gewissen Periode im Leben eines Volkes ist der Kleinbetrieb das angezeigte Wirthschaftssystem. Darauf wird es der Großbetrieb, der wiederum vom Kleinbetrieb abgelöst wird. Aus den alten Latifundien entwickelte sich das Kolonat und damit die Einzelwirthschaft. Aus den heutigen industriellen Latifundien werden, unter Wahrung der Vortheile des maschinellen Betriebes, durch gesellschaftliche Organisation der Producenten, neue Einzelwirthschaften entstehen. Für diesen Umwandlungsproceß ist die Frage der Rentabilität, wenn nicht die ausschließliche, so doch eine hervorragende Ursache. Als weiter zurückliegende Ursachen wirken dabei mit technische Fortschritte und die volkswirthschaftliche Gesetzgebung, namentlich über Kredit und Zins, sodann über Geschlossenheit und Gebundenheit der wirthschaftlichen Betriebe, ihre freie Veräußerlichkeit, Verschuldbarkeit, ihren Umfang. Wäre Marx wirklich Historiker, so würde er unschwer erkannt haben, daß die Zukunft dem Kleinbetriebe gehört. Aber er ist Dogmatist, dazu „deutscher Philosoph", der zuweilen, fern von den Gestaltungen des wirklichen Lebens, mit seinen Gedanken sich in den Nebelregionen subjectiver Vorstellungen bewegt.

Eine genauere Darlegung der Marx'schen Theorie, die wir uns für später vorbehalten, wird das Gesagte noch mehr bestätigen.

Heinrich Pesch S. J.

Die nächsten Aussichten auf dem Gebiete der Himmelskunde.

Wer will der Sternkunde die Bahn vorschreiben, oder wer kann sagen, welche Entdeckungen ihr bevorstehen? Nur derjenige, der uns die Himmelskörper zur Nachforschung überwiesen hat. Indessen ist es uns doch zuweilen vergönnt, gestützt auf die Vergangenheit, einen Blick in die Zukunft zu thun, nicht nur im Reiche der todten Kräfte, sondern auch in der Entwicklung von Kunst und Wissenschaft.

Den Stand der „Astronomie in den letzten Jahrzehnten" haben wir unseren Lesern bei einer frühern Gelegenheit (Bd. XXXVI. S. 37 ff. 157 ff. 423 ff. 511 ff. dieser Zeitschrift) zu beschreiben versucht, mit der Schlußbemerkung, daß dabei einiges übergangen sei, weil es mehr den nächsten Jahrzehnten angehöre; es war eben dasjenige, was uns einen Blick in die Zukunft ermöglicht. Dieses Zukunftsbild wollen wir nun, wenigstens zum Theile, zu entwerfen suchen, indem wir erst Heerschau halten über die gelichteten Reihen der großen Meister, sodann aber die neuen Ausrüstungen und Zeughäuser besichtigen. Ueber eine neue, noch in der Ausbildung begriffene Beobachtungskunst gedenken wir bei einer spätern Gelegenheit eigens zu berichten.

I.

Bei Beschreibung der Fortschritte der Sternkunde in den letzten Jahrzehnten konnten wir uns auf manche Männer berufen, die ihrem Wirkungskreise nunmehr entrissen sind und auf die Entwicklung der nächsten Jahrzehnte nur noch einen mittelbaren Einfluß üben: durch ihre Werke und ihre Schüler.

Greifen wir um 16 Jahre zurück, so finden wir das Hinscheiden zweier deutschen Astronomen verzeichnet, die namentlich in den Schätzungen der Helligkeitsstufen und des Lichtwechsels der Fixsterne grundlegend waren: Argelander und Heis. In freundschaftlichem Verkehr miteinander und hochgeehrt von allen wissenschaftlichen Gesellschaften des In- und Auslandes, haben sie beide ihre rüstige Gesundheit und unermüdliche Arbeitskraft eingesetzt zur Herstellung der allgemein bekannten Himmelskarten, der Uranometria nova und des Atlas novus. Hatte Heis vor seinem

ältern Freunde eine seltene Sehkraft voraus, so fand Argelander eine günstigere Gelegenheit zur Durchbildung als zweijähriger Assistent an der Sternwarte zu Königsberg unter Bessel und als Director der Sternwarten in Åbo, Helsingfors und Bonn. Während Heis zu Köln, Aachen und Münster ein mehr bescheidenes Lehramt verwaltete, war Argelander der Jugendfreund König Friedrich Wilhelms IV. und wurde von dem letztern durch ein eigenhändiges Schreiben an die neue Sternwarte in Bonn berufen: „Alter Fritz . . . schnüre jetzt deine sieben Sachen zusammen und bereite dich auf die Reise an den prächtigen Rheinstrom." Als würdiger Sohn seiner Vaterstadt Köln bekundete Heis einen frischen Geist und ein gesundes Herz in seiner großen Liebe zur Jugend. Als seine drei „Leidenschaften" pflegte er zu nennen: Kinder, Blumen und Sterne. Argelander, geboren in Ostpreußen, aber von finnischer Abstammung (sein Name war ursprünglich Argillander), war mehr ein Mann des Nordens und fand sein irdisches Glück in der Ausarbeitung der großen Bessel'schen Gedanken und in der Herstellung der nördlichen und südlichen Sternzonen und der allbekannten „Durchmusterung" des nördlichen Himmels.

Beide aber kamen in einem schönen Charakterzuge überein: in großer Zuvorkommenheit gegen strebsame Schüler ohne Rücksicht des Standes und in deren Anregung zu selbständigen Arbeiten, und in diesen jetzt herangewachsenen Männern leben die beiden großen Meister auch heute noch fort. Wir erinnern nur an die allgemeine Aufmerksamkeit, welche von Heis' Schülern den Sternschnuppen, Nordlichtern und veränderlichen Sternen zugewandt wird, und an die Fortsetzung der Bonner „Durchmusterung" bis zum 23. Grade südlicher Declination.

Nur ein paar Jahre, und wir sollten zwei weitere der größten Astronomen verlieren: Leverrier im Jahre 1877 und P. Secchi im Jahre darauf. Beide begründeten ihren Ruhm auf dem Felde der physischen Astronomie, gingen aber in ihren Wegen weit auseinander: Leverrier warf sich, als zweiter Laplace, auf die Mechanik des Himmels; Secchi, die Pfade Fraunhofers und Kirchhoffs verfolgend, auf die physische Beschaffenheit der Himmelskörper. Dabei waren sie beide ausgerüstet mit ganz außergewöhnlicher Geistesschärfe und Arbeitskraft, der erste als Rechner, der zweite als Beobachter. Es ist bezeichnend, daß Leverrier seine berühmte Entdeckung des äußersten Planeten Neptun mit der bloßen Feder in der Hand gemacht hat, hingegen Secchi alle die seinigen mit dem Prisma. Betrachtet man Leverriers Memoiren als grundlegend für die Zukunft, so bewundert man in Secchi den Mann, der neben seinen nächt=

lichen Beobachtungen mehr Werke und Abhandlungen geschrieben hat als kaum ein anderer seiner Fachgenossen.

Wenn uns der stolze Unglaube die Bemerkung hinwirft, Natur und Offenbarung ständen im Widerspruche zu einander, so weisen wir mit mehr berechtigtem Stolze auf die drei Männer Heis, Leverrier, Secchi hin, die beides, Wissenschaft und Glauben, im Einklang fanden und in ihrem Thun und Lassen auszuprägen wußten. Aber sie sind keineswegs die einzigen, wie ein Blick auf die folgende Reihe zeigen wird.

Das Jahr 1879 entriß uns den Astronomen Lamont, welcher Director der Münchener Sternwarte war. Er hatte das dreiundsiebzigste Lebensjahr überschritten, als er zu München starb, „gestärkt durch den Empfang der heiligen Sacramente“, wie es in der Todesanzeige hieß. Das gleiche Jahr beraubte uns der Astronomen Maclear und Peters, des Herausgebers der „Astronomischen Nachrichten“, und das darauffolgende Jahr dreier weiteren, des Engländers Lassel, dessen Name mit der Entdeckung mehrerer Satelliten verbunden ist, und der beiden Amerikaner Peirce und Watson. Dasselbe Feld der Sternkunde bebauend und demselben Lande zu gleicher Ehre gereichend, gingen die beiden letzteren in Charakter und Laufbahn weit auseinander. Während Peirce, dem civilisirten Osten des neuen Welttheils angehörend, an dem friedlichen Musensitze des Harvard-Collegs die schönste Gelegenheit zur Ausbildung genoß und später in ruhigen Stellungen, zuletzt als Leiter der Küstenvermessung, hinter seinem Tische die schwierigsten theoretischen Fragen zu behandeln verstand, bot Watson das Bild gewaltiger Geistes- und Willenskraft, die sich gegen die Ungunst der Verhältnisse Bahn zu brechen hatte, ein wissenschaftlicher Pionier des Westens. Abstammend von armen irischen Eltern in West-Canada und später nach Michigan verschlagen, studirte der 13jährige Watson, neben seiner Arbeit als Maschinist einer Fabrik, zugleich etwas Latein und Griechisch, verdiente dann, nach dem Eingehen jener Fabrik, sein Brod als Händler mit Aepfeln und Zeitungen auf der Eisenbahn und arbeitete später fast in allen Werkstätten Detroits. Mit 15 Jahren bezog er die Universität in Ann Arbor, wo Professor Brünnow Vorlesungen über Astronomie hielt, freilich in hohem Professorenton und dabei in gebrochenem Englisch, so daß der strebsame Watson und der noch lebende Professor Hall bald seine einzigen Schüler in diesem westlichen Colleg waren.

Watson bethätigte seine früheren Handwerke in der eigenhändigen Herstellung eines 4zölligen Refractors, warf sich auf die Mechanik des

Himmels und schrieb noch vor seinem 20. Lebensjahre 15 Abhandlungen. Als Nachfolger Brünnows entdeckte er 22 kleine Planeten, einmal 6 in einem Jahre, wofür ihm der Lalande-Preis zu theil wurde, und ging vielfach auf Reisen zur Beobachtung von Sonnenfinsternissen, nämlich nach Iowa 1869, nach Sicilien 1870 und nach Wyoming im Felsengebirge 1878, sowie des Venusdurchganges von 1874 nach China, bei welcher Gelegenheit er in Peking den Planeten Juewa entdeckte. Er starb schon ein Jahr nach seiner Anstellung als Leiter der Sternwarte in Madison im Alter von nur 42 Jahren, nachdem er der nationalen Akademie 15 000 Dollars zur Anregung und Belohnung astronomischer Studien vermacht hatte.

Das Jahr 1881 verzeichnet das Hinscheiden der bekannten Astronomen Bruhns und Dembowski, die beide ihren ursprünglichen Beruf verließen, um der Sternkunde zu dienen. Ersterer arbeitete sich vom einfachen Mechaniker aus Holstein zum Leiter der Leipziger Sternwarte empor, während letzterer, von einer adeligen polnischen Familie abstammend, aber in Mailand geboren, erst in der österreichischen Flotte diente, sich aber dann in Albizzate, unweit des Lago Maggiore, eine eigene Sternwarte baute und daselbst über 20 000 Doppelstern-Messungen ausführte, ungefähr so viele, als die beiden Struve zusammengenommen. Seine sechs Bände Handschrift zeugen von großer Genauigkeit und Ordnung.

Die Jahre 1882—1885 waren nicht weniger verhängnißvoll. Männer wie Zöllner, Plantamour, Challis, Draper, Villarceau, Klinkerfueß, Straßer O. S. B., der Athener Astronom Schmidt und der Engländer Webb wurden ihrer Wirksamkeit entrissen, nicht zu vergessen den Begründer der europäischen Gradmessung, Baeyer, der als Knabe in Müggelsheim bei Berlin die Kühe gehütet hatte, später aber die trigonometrische Abtheilung des Großen Generalstabes leitete, und endlich Howii, Sohn eines Schleswiger Uhrmachers, der sich in Amsterdam der Herstellung astronomischer Uhren widmete und viele Sternwarten des In- und Auslandes mit den besten Pendeluhren versah.

Weniger zahlreich, aber dafür um so empfindlicher, sind die geschlagenen Lücken in den beiden folgenden Jahren. Der einzige Name Oppolzers aus dem Jahre 1886 genügt, um uns die Größe des Verlustes fühlen zu lassen. Erst 45 Jahre alt, hatte er durch 320 Abhandlungen und Werke seinen Ruhm gesichert, vor allem durch sein „Lehrbuch über die Bahnbestimmung der Himmelskörper", durch seinen bekannten „Canon der Finsternisse", die „Syzygientafeln" und seinen „Entwurf einer neuen Mond-

theorie". Auch er hatte seinen ursprünglichen, auf Wunsch des Vaters angetretenen Beruf als Arzt wieder aufgegeben, um dem Drange seines Geistes zu folgen. Mit großer Fruchtbarkeit auf schriftstellerischem Gebiete verband Oppolzer eine außerordentliche Geschäftskenntniß und Thatkraft, die er in seiner Leitung der europäischen Gradmessung auf österreichischem Gebiete entfaltete.

Haben wir oben einen Verfertiger astronomischer Uhren erwähnt, so dürfen wir die Namen zweier anderen Männer nicht übergehen, die sich durch Anfertigung von Glaslinsen verdient gemacht haben: Feil in Paris und Clark in Cambridge. Ersterer verstand das Glas zu gießen, letzterer, es zu schleifen. Der größte Refractor der Jetztzeit von 3 Fuß Durchmesser, auf der Lick-Sternwarte, wäre ohne diese beiden Männer wohl kaum zu stande gekommen. Hat doch der Guß dieser Linsen nahezu vier Jahre und über zwanzig Versuche in Anspruch genommen. Als Portraitmaler hatte der alte Clark nie eine Linse schleifen gesehen und fing erst im Alter von 40 Jahren an, Optik zu studiren, um seinen Sohn, der die Mechanik gelernt hatte, auch darin zu unterrichten. Wie der ältere Herschel verfertigten sie ihr eigenes Spiegelteleskop, wagten sich dann bald an 6—8zöllige Linsen und machten sich durch einen gelungenen Sechszöller für Dawes in England, der einem Neunzöller gewachsen war, einen dauernden Namen. Ihr 18-Zöller in Chicago zeigte 1862 den früher berechneten Begleiter des Sirius, vom jüngern Clark selbst entdeckt; ihr 26-Zöller in Washington enthüllte die beiden Satelliten des Mars.

In ähnlicher Weise wie diese Instrumentenmacher diente auch Engelmann seiner Lieblingswissenschaft, die er in Bonn und Leipzig erlernt hatte, aber, durch den Tod seines Vaters gezwungen, mit dem buchhändlerischen Berufe vertauschen mußte. Mit tiefem Bedauern vernahm die astronomische Welt seinen Hingang im Jahre 1888, weil er es sich zur Ehrensache gemacht hatte, astronomische Werke durch Sammlung, Bearbeitung und Herausgabe leichter zugänglich zu machen.

Wir fügen dieser langen Reihe von Namen zwei Schriftsteller bei, die uns vor einigen Jahren entrissen wurden und die sich um die Verbreitung astronomischer Kenntnisse in den weitesten Kreisen verdient gemacht haben, Proctor und Houzeau.

Aus der jüngsten Zeit bleiben uns noch drei Männer zu erwähnen: Tempel aus Nieder-Kunersdorf, weithin bekannt durch seine Entdeckungen von Kometen und Asteroiden, und 1889 aus diesem Leben geschieden; dann der deutsche Astronom Peters, bekannt durch seine Fortsetzung der

Chacornac'schen Sternkarten der Ekliptik im „Litchfield Observatory“ und im vorigen Jahre auf der Treppe seiner Sternwarte vom Schlagflusse gerührt, und endlich der noch in aller Erinnerung stehende Director der Sternwarte im Stonyhurst-College, P. Perry S. J., der vielleicht mehr wissenschaftliche Expeditionen zu Land und Meer unternommen hatte als irgend einer seiner Zeitgenossen, aber leider von seiner letzten in Südamerika nicht wieder zurückkehrte [1].

Das sind freilich Verluste, groß an Gewicht und Zahl, die den Fortschritt in der Sternkunde in den nächsten Jahrzehnten schwer beeinträchtigen müssen. Doch wir haben auch Gewinne zu verzeichnen, materielle und geistige. Fassen wir für heute nur den großen Zuwachs an Instrumenten und ganzen Sternwarten etwas näher ins Auge.

II.

Unter den neuen Hilfsmitteln der Sternkunde ziehen vor allem die großen Fernrohre die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, weil sie eben meist aus dem Volke stammen, als Geschenke von Liebhabern der Wissenschaft, und weil sie Kunde von fernen Welten zu bringen versprechen. Wir dürfen kühn die Behauptung wagen, daß in keiner frühern Zeit so viele und so gewaltige Instrumente gebaut wurden, wie in unseren Tagen.

Unter den Refractoren brauchen wir nur die neuesten zu erwähnen: den 19zölligen zu Straßburg von Merz, den 23zölligen zu Princeton von Clark, den 26zölligen an der Universität von Virginien, den 27zölligen der Wiener Sternwarte und den noch unvollendeten 28zölligen für Greenwich von Grubb, den 29zölligen zu Nizza von den Gebrüdern Henry, den 30zölligen zu Pulkowa und den 36zölligen der Lick-Sternwarte von Clark.

Die Aufstellung und Handhabung dieses letztern Refractors ist indessen mit großen Unkosten und schwerem Zeitverlust verbunden, die man in Paris nach Loewy's Vorschlage durch ein „gebrochenes Aequatorial“ zu beseitigen suchte. Der Beobachter sitzt bei letzterm am obern Ende der Polarachse und sieht den Himmel unter sich durch zweifache Spiegelung, die eine vor dem Objectiv, die andere an der rechtwinkligen Biegung des Fernrohrs, wobei freilich viel Licht verloren geht.

---

[1] Der soeben erschienene neue Band des „Jahrbuches der Naturwissenschaften“, welcher sich seinen Vorgängern ebenbürtig anschließt, gibt das „ergreifende Bild“ der letzten Reise des Verstorbenen, wie englische Blätter es entwerfen, in seinen Hauptzügen wieder (S. 500).

Zu den neuen Aequatorialen können wir auch die Heliometer im Yale-College, in der Capstadt und in Bamberg rechnen, deren gespaltene Objectivgläser nach Bessels Vorschlag die feinsten Messungen erlauben.

Außerdem sind noch mehrere Reflectoren oder Spiegelteleskope gebaut worden, ein 20-Zöller in Algier, ein 28-Zöller von Draper in Cambridge, ein 3füßiger Croßley's und ein 5füßiger von Common in Ealing, während die geschichtlich merkwürdigen Teleskope des Lord Rosse von 3 und 6 Fuß Durchmesser wieder aufgebessert wurden.

Eine 40zöllige Linse ist neulich in Paris gegossen worden und wird gegenwärtig von Clark geschliffen. Sie ist bestimmt für eine neue Sternwarte auf dem Sierra-Madre-Gebirge, 1800 m über dem Meeresspiegel, ungefähr 15 km von Los Angelos in Californien. Ehe jedoch dieses größte aller irdischen Augen sich nach den fernen Welteninseln richtet, werden noch manche Jahre verstreichen.

Zeigen die gewaltigen Fernrohre den Zuwachs an Geldmitteln, so finden wir einen Fortschritt im Gedanken in mehreren neuen Helligkeitsmessern, dem Meridian-Photometer Pickerings und dem Keil-Photometer Pritchards, die mit dem ältern Zöllner'schen wetteifern, ohne es jedoch zu überbieten. Während Pickering als Vergleichsstern den Polarstern mittelst eines Prismas ins Gesichtsfeld wirft, im übrigen aber wie Zöllner verfährt, behält Pritchard den künstlichen Lampenstern Zöllners bei, bringt aber die beiden zu vergleichenden Sterne durch Vorschieben eines dunkeln Glaskeils auf gleiche Helligkeit.

Vielversprechende Instrumente sind auch Rowlands Diffractionsgitter, deren unzählige mikroskopische Linien auf Spiegelmetall die Regenbogenfarben durch Interferenz erzeugen, ohne dieselben, wie das Glasprisma, ungleichmäßig zusammenzudrängen; und weiter Langley's Bolometer, das die dunkeln Wärmestrahlen des Rowland'schen Spectrums in Elektricität umsetzt und mittelst einer Galvanometernadel auf großem Halbkreise ablesen läßt.

Von großem Scharfsinne zeugt auch Loewy's neue Vorrichtung zur Bestimmung der Lichtablenkung in der Lufthülle unseres Erdballs. Ein Glasprisma mit versilberten Flächen vor dem Objectiv des Fernrohrs wirft als Doppelspiegel die Bilder zweier weit voneinander entfernten Sterne zugleich ins Gesichtsfeld und läßt so ihren Abstand mikrometrisch messen. Ist der eine Stern am Horizont, der andere im Zenith, so erscheint ihr Abstand gerade um die Refraction zu klein. Später hat Loewy diese Vorrichtung auch zur Bestimmung der Aberration des

Lichtes infolge der Fortbewegung der Erde angewandt. Diese Beobachtungen werden gegenwärtig in Paris und Madison ausgeführt, ihr Ergebniß aber bleibt den nächsten Jahren vorbehalten.

Eine nicht unbedeutende Erleichterung bei Beobachtungen besteht in der Anwendung des elektrischen Lichtes, besonders in der Beleuchtung der Mikrometerfäden und in der Ablesung der Kreistheilungen. Der wiederholt nöthige Wechsel von Licht und Dunkelheit und die Abhaltung von Wärmestrahlen war bei den früheren Oellampen äußerst schwierig, der Flecken nicht zu gedenken, mit denen Sternkarten und Bücher bedroht waren.

Nachdem wir die mannigfachen Vergrößerungen und Verfeinerungen der Instrumente beschrieben haben, bleibt uns noch ein Instrument zu erwähnen, das auf neuen Grundlagen beruht und einen neuen Zweig der sphärischen Astronomie zu bilden verspricht: der Almucantar Chandlers, eigentlich ein in Quecksilber schwimmendes Universalinstrument. Im Unterrichte über mathematische Geographie werden uns die drei Hauptkreise der scheinbaren Himmelskugel vorgeführt: der Horizont, der Meridian und der Aequator. Auf den letztern sind die Aequatoriale bezogen, mit der Polarachse als Stützpunkt; auf den Meridian die nach ihm benannten Instrumente, auf zwei Mauerpfeilern mit horizontalen Lagern, und auf den dritten Hauptkreis, den Horizont, oder vielmehr auf einen durch den Nordpol gehenden Parallelkreis, dieses neue Instrument, dessen arabischer Name eben „Höhenkreis" bedeutet. Chandler hat nicht etwa bloß den schönen Gedanken ausgesponnen und vorgeschlagen, sondern das Instrument selbst hergestellt und benutzt und dessen vollständige Theorie entwickelt [1].

Doch nicht nur an Instrumenten ist die Ausrüstung der Astronomie reicher geworden, ganze Sternwarten sind in kurzer Zeit wie aus dem Boden gewachsen.

Da haben wir in Deutschland das astrophysikalische Observatorium zu Potsdam, seit 1876 im Gange und gegenwärtig von Professor Vogel geleitet. Auf dem Telegraphenberge südlich von der Stadt breitet es seine drei Drehthürme und vier Wohnhäuser aus, umgeben von Regierungswald und eine halbe Stunde von der Eisenbahn entfernt. So geschützt von allen schädlichen Einflüssen, kann es seine Spectroskope, Heliographen und photographischen Kammern auf Sonne, Mond und Sterne, Planeten und Kometen richten, wie uns die sechs ersten Publikationen des weitern beschreiben.

---

[1] Annals H. C. O. vol. XVII.

Ferner sind zu nennen die neue Sternwarte in Straßburg, eine Zierde des Reichslandes, eine kleinere in Bamberg, gegründet von Dr. Remeis im Jahre 1882, und die neue Wiener Sternwarte in Währing, nebst acht anderen kleineren in derselben Residenzstadt.

Ungarn hat nicht weniger als drei Sternwarten erhalten: die des Erzbischofs Haynald in Kalocsa, diejenige Konkoly's in O-Gyalla und die v. Gothard'sche zu Hérény.

In Frankreich haben wir das astrophysikalische Observatorium zu Meudon bei Paris unter der Leitung Janssen's und die große Bischofsheim'sche Sternwarte zu Nizza. Die schöne Lage auf dem Gipfel des Mont-Gros, 360 m über dem Meeresspiegel und 4—5 km vom Mittelmeere, der große Flächenraum von nahezu 36 ha Land und die reichen Geldmittel von 5 000 000 Francs werden die Sternwarte von Nizza zu einer ergiebigen Quelle astronomischer Kenntnisse machen. Auch diejenige in Algier ist ihrer südlichern Lage wegen vielversprechend.

Von den neuen Sternwarten auf dem Aetna in Sicilien und in Natal, Südafrika, liegen kaum noch Berichte vor.

Hinter der Alten Welt nicht zurückstehend, verzeichnet Amerika die neuen Sternwarten in Madison, Rochester, Virginien, Princeton, Northfield, Mount Hamilton und eine Menge kleinerer in Verbindung mit Privatcollegien. In Washington wird gegenwärtig ein Prachtbau für die Nationalsternwarte errichtet, auf den nordwestlichen Höhen der Stadt; und für das astrophysikalische Observatorium der Smithsonian Institution, das im Parke am Rock Creek erbaut werden soll, sind bereits die Instrumente angeschafft. Von südamerikanischen Sternwarten sind zu erwähnen diejenige in Cordova von 1871 und diejenige in Quito aus dem Jahre 1874.

So sind wir gegenwärtig im Besitze von nahezu 60 Sternwarten, welche über ihre Thätigkeit in Jahresberichten oder Zeitschriften Nachricht geben. Daß der Zuwachs an Instrumenten und Sternwarten auch neue Zeitschriften als wissenschaftliche Kanäle zur Bekanntmachung und Verbreitung ihrer Ergebnisse zur Folge hatte, war nur zu erwarten. Nicht weniger als drei astronomische Zeitschriften ersten Ranges sind ins Leben getreten, das „Observatory“ im Jahre 1877 in England, das „Bulletin astronomique“ seit 1884 in Frankreich und Dr. Goulds „Astronomical Journal“ in Amerika, einer Reihe von kleineren und volksthümlichen Schriften in Deutschland, Frankreich, Belgien, Brasilien und den Vereinigten Staaten nicht zu gedenken. Dagegen sind zwei eng-

lische, obwohl gut redigirt, wegen der Ueberzahl von ähnlichen Schriften eingegangen, der „Copernicus“ im Jahre 1883 nach nur dreijährigem Bestehen, und das „Astronomical Register“ drei Jahre später nach Vollendung seines 24. Bandes.

Der in obigen Zeilen versuchte Ueberblick über den Verlust so vieler großen Männer, die aber in ihren Schülern und Schriften noch theilweise fortleben, dann über die neuerworbenen Instrumente und Sternwarten, dürfte dazu beitragen, von den voraussichtlichen Leistungen der Astronomie in den nächsten Jahren wenigstens einen allgemeinen Begriff zu geben.

J. G. Hagen S. J.

Der Reliquienschatz des Hauses Braunschweig-Lüneburg.

Im Jahre 1542 wurde für den Dom des hl. Blasius zu Braunschweig eine neue protestantische Kirchenordnung eingeführt. Man nahm bei dieser Gelegenheit ein Verzeichniß der Reliquiare und Gewänder der Kirche auf. Ihm zufolge fanden sich im Hochaltar, wie noch heute in dem Dome zu Münster, die kostbarsten goldenen und silbernen Kreuze, Arme, Schaugefäße und Reliquienkapseln; in einer Vikariekapelle standen fünfzehn silberne und sieben andere Kelche; in den Schränken der Sacristei waren die reichgestickten Caseln, Chormäntel, zwei mit Silber beschlagene liturgische Bücher, zwei Hörner des hl. Blasius und die Urkunden. Abgesehen von einem Diebstahl, blieben die Reliquien, Schatzstücke und Gewänder noch mehr denn hundert Jahre im Dome treu gehütet, weil man in vielen Gegenden Norddeutschlands weit entfernt war von jenem bilderstürmerischen Eifer, welcher besonders in der Schweiz und in Holland so viele Andachtsgegenstände und Kunstwerke vernichtete. Hat ja der Dom von Halberstadt bis heute fast alles bewahrt, was er beim Eintritt der Reformation an Ausstattungsgegenständen besaß, so daß kaum irgend eine katholische Kirche an alten liturgischen Gewändern seinen Reichthum erreicht. So glücklich wie Halberstadt blieb freilich Braunschweig nicht. Im Jahre 1658 „entlieh“ der kunstliebende Herzog Anton Ulrich von Braunschweig aus dem Schatz ein Glas mit silbernem Deckel; später ließ er sich „St. Mariae Krantz“ (die Krone oder die Halskette eines Marienbildes) geben, um denselben einem „papistischen Grafen“ zu verehren. Wohl derselbe Graf erhielt von ihm zwei silberne, dem Schatze entnommene Bilder, über deren Verlust der Schatzmeister sich durch den schlechten Witz zu trösten suchte, in einem der-

selben habe sich doch nur befunden „die Feder von dem han, der gekreet, da Petrus den H. Christum verleuchnet". In katholischer Zeit kannte und besaß man eine solche Feder nicht; sie ist also entweder späterhin in jenes Reliquiar gekommen oder hat, was am wahrscheinlichsten ist, eben nur im Scherz jenes Schatzmeisters existirt. Im Jahre 1667 entnahm Anton Ulrich dem Braunschweiger Domschatz „ein Cristallen Glaß mit Reliquien von S. Mathias", 1668 ein Gefäß mit den Reliquien des hl. Mauritius. Ueber ein „Bildlein (des hl. Konrad) von Helffenbein auf einem Fuße von Silber mit einer Cristallen" schreibt der Schatzmeister: „Den 9. Maji 1670 hat Herzog Anton Ulrich dieses Bild heißen mitgehen."

Vielleicht hat dies Benehmen des Herzogs Anton Ulrich das Kapitel veranlaßt, mit dem Vertreter des Herzogs Maximilian Heinrich von Bayern, Kurfürsten von Köln und Bischofs von Hildesheim (1650—1688), Unterhandlungen anzuknüpfen über den Verkauf des ganzen Schatzes und aller Paramente. Ein Goldschmied wurde aufgefordert, die Reliquiare zu schätzen. Schon der erste Posten genügt, um zu zeigen, wie er sich seiner Aufgabe entledigte: „S. Blasii Arm, uber die Finger sind 2 gülden Ringe, so 4 Goldflorin mögten wegen, thut 5 Thaler. Das Silber umbher, ungefehr von 50 Loth, thut à 16 Groschen 22 Thaler 28 Groschen. Die Steinn, so darauf sitzen, ist Christallinen Glaß und nichts werth."

Das so beschriebene und abgeschätzte Armreliquiar stammt aus dem elften oder zwölften Jahrhundert, ist durch antike Edelsteine, Cameen, ein Stück Millefiori-Glas und durch Perlen verziert sowie mit Filigran vom feinsten gekerbten Golddraht belegt. Heute bildet es eine Hauptzierde des Museums zu Braunschweig und wäre für das Zehnfache nicht zu erlangen. Trotzdem verzeichnete auch der Vertreter des Kapitels dessen Werth mit 27 Thalern 28 Groschen. Derselbe schätzte sogar „Digitus S. Valerii Episcopi in einer Monstrantz, woran ein wenig silber", auf 32 Groschen, also auf weniger als 1 Thaler; dagegen auf 4 Thaler einen dalmatinischen Tragaltar mit griechischen Bildern und Inschriften, der im 13. Jahrhundert in Frankreich mit einem großen Achat und reichen Gravirungen versehen ward. Der ganze Schatz schien dem Kapitel 5000—6000 Reichsthaler werth. Nach heutigem Begriff wären 5 bis 6 Millionen Mark nicht zu viel. Doch es kam nicht zum Verkaufe. Der Hildesheimer Amtmann erwarb im Jahre 1671 nur die kirchlichen Gewänder für 1640 Thaler. Der Schatz aber gelangte nach Hannover in die Hände des Herzogs Johann Friedrich.

Braunschweig empörte sich nämlich im Jahre 1670 gegen die herzogliche Familie und wollte reichsunmittelbar sein. Der Landesherr, Herzog Rudolf August, Bruder des Herzogs Anton Ulrich, welcher jene oben genannten Schatzstücke „mitgehen hieß", rief seine Vettern zu Hilfe und zwang die Stadt zur Unterwerfung. Am 13. Mai 1671 schloß er dann mit seinem Vetter, Herzog Johann Friedrich, einen Vertrag ab, wonach letzterer für den Verzicht auf seine Patronatsrechte über die Stifte St. Blasius und St. Cyriacus den größern Theil der Kirchenschätze der beiden Stifte erhielt. Rudolf August gewährte dagegen dem Dom als Entschädigung einen Steuernachlaß

von 5000 Thalern. Johann Friedrich, der zum Katholicismus zurückgekehrt war und deshalb die Erlangung des Schatzes erstrebt hatte, brachte seine Erwerbung in die Schloßkirche von Hannover, welche von den Minoriten erbaut worden war und an welcher damals der berühmte Steno als Apostolischer Vikar wirkte. Leider starb Johann Friedrich schon 1679. Er war „eine edele Seele, ein frommer Fürst, ein Vater der Armen, ein für seinen katholischen Glauben begeisterter Mann" [1]. Sein Nachfolger Ernst August bekannte sich zwar wiederum zum Protestantismus, blieb aber trotzdem den Katholiken gewogen und geneigt, die ererbten Reliquien und deren kostbare Fassungen zu schützen. Die Hut derselben übertrug er dem Abt der Cistercienserabtei Loccum, Molanus, welcher zwar ebenfalls protestantisch war, aber eine dem Katholicismus günstige Gesinnung hegte, ja sogar unternahm, eine deutsche Beschreibung des Schatzes drucken zu lassen. Sie erschien 1697 in 4⁰ zu Hannover unter dem lateinischen Titel: Lipsanographia sive Thesaurus Sanctarum Reliquiarum Electoralis Brunsvico-Luneburgicus. Auf Anregung des Papstes Clemens XI. erschien eine zweite, vermehrte Auflage 1713 in lateinischer Uebersetzung; eine dritte Ausgabe erfolgte 1724, eine vierte 1783. In anderen Werken wurden einzelne Gegenstände des Schatzes mehr oder weniger ausführlich behandelt; denn keine Kunstgeschichte durfte ihn unberücksichtigt lassen, kein die Geschichte des welfischen Hauses behandelnder Gelehrter ihn vergessen, weil manche seiner Stücke Geschenke hochangesehener Glieder dieses alten Geschlechtes sind.

König Georg von Hannover ließ durch Onno Klopp eine neue Beschreibung des Schatzes verfassen und die Reliquiare in Chromolithographie darstellen. Das Jahr 1866 verhinderte den Abschluß der nahezu vollendeten Publikation und brachte die bereits gedruckten Blätter unter Sequester. Seine Königliche Hoheit Ernst August, Herzog von Cumberland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, wurde durch dies Mißgeschick nicht entmuthigt und hat soeben zu Wien durch Professor Dr. W. A. Neumann O. Cist. auf 368 Seiten in Folio eine dritte Beschreibung seines Schatzes herausgeben lassen, welche alle früheren in den Schatten stellt, weil sie in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit steht. Für die Güte des Druckes, des Papiers und die gefällige Ausstattung des Ganzen bürgt der Name des k. k. Hof- und Universitätsbuchhändlers Alfred Hölder. Die 144 Illustrationen sind photographisch auf den Holzstock gebracht und dann im Atelier von F. W. Bader in so ausgezeichneter Weise ausgeschnitten worden, daß nicht nur die charakteristischen Formen viel schärfer hervortreten, als dies in einer Photographie möglich ist, sondern daß auch das Material der Originale charakterisirt wird und selbst die feinen Abstufungen der Emaillirungen hervortreten. Die Einbandsdeckel sind von einem der tüchtigsten Wiener Künstler gezeichnet, lehnen sich an die Formen alter Initialen und Deckelverzierungen an und bieten ein Buch, das nicht nur für den Prunktisch, sondern auch für eine vornehm ausgestattete

[1] Woker, Geschichte der katholischen Kirche und Gemeinde in Hannover und Celle, S. 39.

Bibliothek paßt, da es nicht durch allerlei vorstehende Ecken, Buckel oder sonstige Zierat das Einreihen in die Büchersammlung unmöglich macht.

Hinsichtlich des Textes ist das Urtheil Jakobs v. Falke maßgebend. Als Director des k. k. Museums für Kunst und Industrie hatte derselbe seit 1869 in seinem Museum den dort aufgestellten Welfenschatz zu hüten. Er sah, wie Karl Haas, der bekannte Wiener Galvanoplastiker und steirische Landesarchäologe, einzelne Theile desselben vortrefflich restaurirte, alle aber sachgemäß beschrieb, weil er sich mit dem Plan einer Herausgabe trug. Nach dem Tode des Herrn Haas unterstützte J. v. Falke den jetzigen Herausgeber bei seiner Arbeit, nach deren Vollendung er sagte: Die Aufgabe, „eine mit den besten Mitteln der heutigen Vervielfältigungskunst ausgestattete, auf der Höhe der gegenwärtigen archäologischen Wissenschaft stehende Monographie" dieses Schatzes zu liefern, „konnte in keine geeigneteren Hände gelangen, als in diejenigen eines Mannes, welcher die nothwendigen kirchlichen Kenntnisse mit denjenigen der Kunst und der Kunstgeschichte verbindet". Seine Arbeit wird „allen, welche sich kirchlich, kunstgeschichtlich und archäologisch mit dem Mittelalter beschäftigen, eine willkommene Erscheinung sein". In der That verdient sie allseitige Beachtung, weil sie in klarer, belehrender und gründlicher Weise den Werth und die Schicksale dieses für Norddeutschland so wichtigen Kirchenschatzes darlegt.

I.

Die Geschichte der braunschweigischen Reliquiare beginnt mit dem „ersten feststehenden Namen in der Genealogie" des Hauses Braunschweig-Lüneburg. Graf Liudolf von Braunschweig und seine Gemahlin, Gräfin Gertrud von Holland, luden nämlich im Jahre 1036 oder 1037 die Bischöfe Godehard von Hildesheim und Hunold von Merseburg zur Weihe der eben vollendeten Altäre des Ostchores ihrer neu erbauten Schloßkirche ein. Gertrud schenkte bei dieser Weihe ein 24,4 cm hohes Kreuz, und als ihr Gemahl bereits 1038 starb, ließ sie „zu dessen Seelenheil" ein zweites, dem ersten fast gleiches anfertigen. Aber wo? Neumann nennt zwei Orte, an denen die Kreuze entstanden sein könnten: Friesland, wo Graf Liudolf Münzen prägen ließ, und das bei Paderborn gelegene Kloster Helmwardshausen, in dem die Kunstthätigkeit blühte. Doch entscheidet er sich mit Recht weder für den einen noch für den andern Ort. Die Gräfin gab dem Goldschmied acht byzantinische Emailplättchen und viele Perlen und Edelsteine, welche ehedem zu ihrem eigenen Schmuck gedient hatten, damit er sie auf den Schauseiten der beiden Kreuze verwende. Sie war wohl eine Verwandte des auch aus der Familie der Grafen von Holland stammenden, kunstsinnigen Erzbischofs Egbert von Trier († 993), von dem ausdrücklich bezeugt wird, auch er habe alte Schatzstücke seiner Familie für seine Reliquiare verwendet. Dieser Nachricht entsprechend findet sich an dem von ihm herrührenden Andreasschrein des Trierer Domes eine prachtvolle Agraffe, wohl die schönste, die man aus dem 9. oder 10. Jahrhundert kennt. Daß Gertrud zwei ziemlich gleiche Kreuze schenkte, scheint auf den ersten Blick auffallend, erklärt sich aber durch die Sitte ihrer

Zeit, bei Processionen zwei Kreuze zu tragen, und nicht ein Kreuz in die Mitte des Altares, sondern jene zwei hinter ihm oder an den Seiten aufzustellen. Im Evangelienbuch des hl. Bernward von Hildesheim sieht man auf dem Altartisch nur einen Tragaltar, worauf Kelch und Patene gestellt sind, während die Leuchter vor dem Altar stehen. Im Wyšehrader Codex des 11. Jahrhunderts zu Prag befinden sich auf dem Altare zwei Leuchter neben einem Reliquiar, zwei Kreuze aber hinter demselben [1].

Noch kostbarer als diese beiden werthvollen Gertrudiskreuze ist das „Welfenkreuz", eine der besten Zierden des Schatzes. Professor Neumann hat das große Glück gehabt, zu Velletri ein jenem entsprechendes Kreuz zu finden. In Größe, Technik und Ausstattung gleicht es dem erstern so, daß beide demselben Jahrhundert und derselben Schule entstammen müssen, ja vielleicht ehemals demselben Kirchenschatz angehört haben. Wohl hatte Borgia die Crux Veliterana durch eine 1780 veröffentlichte Schrift bekannt gemacht; aber er hatte sie in so ungenügender Weise publicirt, daß über ihren Werth und ihr Alter unklare und unrichtige Ansichten herrschten, die jetzt berichtigt sind. Beide Kreuze stehen auf einem von drei nackten Genien gebildeten, in Silber getriebenen Fuß von 17 cm Höhe. Das Welfenkreuz steigt nur zu 15,4, das andere zu 19,7 cm auf. Beide sind Krückenkreuze. Vorne liegt zwischen feinen Filigranfäden, Perlen und Edelsteinen eine kreuzförmige Goldplatte mit dem in Zellenemail ausgeführten Bilde des Gekreuzigten und vier in die abgerundeten Enden der Kreuzesarme angebrachten Brustbildern. Auch die Anordnung der Rückseite ist bei beiden Kreuzen im wesentlichen dieselbe, doch hat das Velletrikreuz zwischen seinem reicher entwickelten Filigran fünf vortreffliche runde Emailbildchen. Das einfachere Filigran des Welfenkreuzes umsäumt in analoger Art fünf Edelsteine, gibt aber auch durch vier Inschriften die Namen der im Kreuz geborgenen Reliquien an. In scharfsinniger Weise versucht der Herausgeber zu zeigen, daß die berühmten Markgräfinnen Beatrice und Mathilde, die mit lothringischen Herzogen vermählt waren, aus Trier die Emailtechnik des großen Erzbischofs Egbert, aus Sachsen aber die Filigranarbeit des berühmten Bischofs Bernward in ihre tuscischen Goldschmiedewerkstätten übertrugen; ja, daß selbst „nach Montecassino im Anfange des 11. Jahrhunderts sächsische Filigrantechnik gebracht wurde, bis Friedrich von Lothringen (Abt von Montecassino, als Papst Stephan IX. genannt) 1057 ein Goldkreuz mit silbernem Dreifuß machen läßt". Daß Friedrichs Kreuz dem Velletrikreuz und dem Welfenkreuz ähnlich war, ist sicher. Neumann macht aber weiterhin wahrscheinlich, daß Papst Stephan IX. sich zwei

---

[1] Abbildung in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission V, 16. Nach der von Waitz 1872 herausgegebenen Römischen Formel der Königskrönung (S. 70) des zehnten Jahrhunderts trug man bei der sie einleitenden Procession zwei Kreuze. Die Chroniken des frühen Mittelalters reden oft von zwei Processionskreuzen. In der spätern Formel der Krönung (Mon. Germ. LL. II, 384) ist nur von einem Kreuze die Rede. Vgl. auch Ergänzungsheft 47 zu dieser Zeitschrift, S. 102, Chronicon S. Andreae II. c. 19, Mon. Germ. VII, 530.

Kreuze machen ließ, von denen er eines nach Montecassino schenkte, das andere behielt. Beim Tode des Papstes soll letzteres an seinen Bruder Gottfried von Niederlothringen gekommen sein, von dem dessen Gemahlin Beatrice von Tuscien es geerbt habe. Später sei es durch Mathilde von Tuscien mit allen übrigen Gütern den Päpsten geschenkt worden und in deren Besitz geblieben, bis Alexander IV. es nach Velletri geschenkt habe. Das Velletrikreuz wäre somit vor 1058 entstanden. Um das Jahr 1090 habe dann Herzog Welf V. von Bayern, seit 1089 mit der Gräfin Mathilde von Tuscien, der Beschützerin Gregors VII. und Herrin von Canossa, vermählt, sich in Italien ein Kreuz anfertigen lassen, bei dem jenes seinem Onkel Stephan IX. gehörende Velletrikreuz als Vorbild gedient habe, dasselbe, welches heute mit Recht als Hauptstück des Welfenschatzes gilt. Die Vermuthungen Neumanns steigern den Werth des Welfenkreuzes bedeutend, weil sie dasselbe mit den berühmtesten Persönlichkeiten des elften Jahrhunderts in Verbindung bringen und ihm, sowie dem Velletrikreuz, in der Kunstgeschichte einen bestimmenden Rang zuweisen. Leider lassen sie sich beim Mangel urkundlicher Nachrichten nicht als sicher erweisen.

Der Zeit nach stehen dem Welfenkreuz zwei Tragaltäre nahe. Der eine wurde im 11. Jahrhundert wohl in Süddeutschland verfertigt. Der andere, von Adeloldus, Propst zu Braunschweig († 1100), seinem Blasiusstift geschenkt, ist quadratisch. Seine Platte ist 21 cm, sein unter der Platte befindlicher Schrein 19 cm lang und breit und 3,5 cm hoch. Dagegen ist der erstgenannte zwar 19,3 cm lang, aber nur 11,9 cm breit. Seine niedrigen Seitenflächen blieben ohne Schmuck; dagegen erhielten die 6,8 cm hohen Seiten des andern in Silber getriebene Bilder des Herrn, seiner Mutter (?) und der Apostel, welche aber theils zerdrückt, theils in Wegfall gekommen sind. Gut erhalten aber ist eine Kupferplatte, welche den untern Theil ziert und mit gravirtem Laubwerk umsäumt, mit den Symbolen des Lammes und der Evangelisten sowie mit stilisirten Wolken (?) gefüllt ist. Weit reicher als jene beiden ist der Tragaltar der 1117 verstorbenen Gräfin Gertrud. Diese zweite Gertrud, eine Enkelin jener oben genannten, war Erbin der brunonischen Grafen von Braunschweig, Großmutter des bayerischen und sächsischen Herzogs Heinrich des Stolzen und Urgroßmutter Heinrichs des Löwen, des Nebenbuhlers Kaisers Friedrich Barbarossa. Schon die Verhältnisse dieses Tragaltars sind bedeutend; denn er ist 27 cm lang, 20,5 cm breit und 10 cm hoch, also in jeder Richtung etwa um ein Drittel größer als der zuerst genannte. Seinen porphyrenen Altarstein umgibt ein Schriftband, das nach innen und außen von gekörnten feinen, goldenen Filigranfäden begleitet ist. Vierundzwanzig getriebene Figuren stehen an seinen Seiten unter Bogen und zwischen Säulen, welche durch farbenreiches Zellenemail verziert sind. Am Rande der obern Platte, an der untern Schräge und an den acht Ecken der vier Seiten hatte der Goldschmied 184 Perlen und 92 Steine in zarte Fassungen eingelassen, so daß Gertrud in der den Stein umfassenden Inschrift mit Recht darauf hinwies, sie habe dem Heiland einen „in Gold und Edelsteinen glänzenden" Altar geweiht. Da die fünf Engelfiguren, welche eine

Schmalseite füllen, denen der Basler Altartafel sehr gleichen, muß der Altar in Deutschland angefertigt sein. Sein Zellenemail kann nur dort entstanden sein, wo der Altar gemacht wurde, weil es sich aufs engste an dessen Grundformen anschließt. Die deutschen Goldschmiede haben demnach sehr rasch gelernt, byzantinische Emails nachzuahmen, ja weiterzubilden. Auch dieser Altar zeugt demnach laut gegen jene, welche immer wieder von zahllosen „byzantinischen" Kunstwerken in Deutschland reden, weil sie meinen, wo gutes Zellenemail ihnen begegnet, müßten sie an orientalische Arbeiter denken. Bemerkenswerth ist die Verschiedenheit der Technik bei den Arkaden der Seiten. Auf der hintern Langseite sind die Bogen getrieben, auf einer Schmalseite tragen sie Niello-Inschriften, sonst sind sie und die Pfeiler emaillirt. Auch bei den großen Reliquienschreinen der Zeit um 1200 begegnet uns oft ein solcher Wechsel, der also traditionell war. Den bei vielen anderen Reliquien im Altar liegenden Arm des hl. Bartholomäus wird Gertrud II. mit den Reliquien des hl. Auctor aus der Trierer Matthiaskirche nach Braunschweig gebracht haben. Den Leib des Trierer Bischofs Auctor setzte sie in dem von ihr bei Braunschweig neu gegründeten Stift St. Aegidius bei; den Arm des hl. Bartholomäus schenkte sie dem Blasiusdome, der von ihr auch jenen bereits oben erwähnten, mit Filigran und Edelsteinen ausgestatteten silbernen Arm mit Reliquien seines Patrons erhielt. Sie ließ den Arm des hl. Blasius, sowie ihren Tragaltar vielleicht in Braunschweig, jedenfalls in einer benachbarten deutschen Werkstatt machen.

Außer den drei bis dahin beschriebenen Tragaltären besitzt der Welfenschatz acht weitere. Sie scheiden sich in zwei Gruppen, je nachdem sie nur die Form der Tafel eines Altares oder auch die seines Unterbaues nachahmen. Die einfachere Form ist im Mittelalter bei den auf Reisen benutzten Altarsteinen meist beibehalten worden; die reichere ahmte die mit Marmor umgebenen oder mit goldenen Tafeln ringsum bekleideten Hochaltäre der Kathedralkirchen nach. Der Welfenschatz läßt den Entwicklungsgang beider Formen leicht verfolgen. Bei den älteren Tragaltären füllt der Stein fast die ganze Oberfläche; die silberne Umrahmung wächst aber und verkleinert dessen Ausdehnung; der Rand erhält eine Inschrift, dann immer breitere ornamentale, später auch figurale Verzierungen. Der Stein wird endlich so klein, daß Kelch und Patene nicht mehr auf ihm Platz finden, ja er wird durch einen Bergkrystall ersetzt, unter dem eine Miniatur hervorschaut. Nun ist die ganze Oberfläche verziert, der alte Altar mit seinen Reliquien ist zum Reliquiar in Altarform geworden. Ein derartiges gefiel nun aber schon darum immer weniger, weil das Volk die Reliquien sehen wollte und deshalb monstranzartige Reliquiare vorzog.

Unter den elf Tragaltären des Welfenschatzes besitzen vier die *ältere Form* der Tafel, ja zwei bestehen nur aus einem Brett, aus dem der Raum für den Stein und unter diesem der für die Reliquien bestimmte ausgehoben ist. Eine der beiden reicheren Altartafeln besitzt einen während des 12. Jahrhunderts in Silber getriebenen Rand, worin zwei Heilige in ganzen Figuren und zehn in Brustbildern angebracht und durch *griechische* In-

schriften benannt sind. Da nun die orientalische Kirche keine Tragaltäre kannte, sondern ehemals auf geweihten, prächtig gestickten Tüchern consecrirte, kann dieser Rand nur in einem griechisch redenden Lande der occidentalischen Kirche entstanden sein. Im 13. Jahrhundert erschien der von ihm umschlossene Stein zu groß oder brach er, darum wurde in Frankreich an seiner Stelle ein etwa halb so großer Achat eingesetzt und die Lücke zwischen ihm und dem ältern Rahmen ausgefüllt durch eine reich gravirte Silberplatte mit sechs Heiligenbildern und Verzierungen, welche arabische Schriftzeichen nachahmen.

Die andere, reichere Altartafel hat 24,5 cm Länge, 22 cm Breite, 3 cm Höhe und enthält eine Krystallplatte innerhalb eines breiten getriebenen, theilweise niellirten Silberrandes, worin zwischen Rankenverzierungen mit byzantinischen Ornamenten in sechs Medaillons Brustbilder von Heiligen erscheinen. Professor Neumann will das Ganze in das 12. Jahrhundert und nach Italien versetzen. Nun besitzt aber der Aachener Schatz im Schrein des hl. Felix ein Kunstwerk, dessen getriebene Blattranken dem in Rede stehenden sehr ähnlich sind und das aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Trierer Schule der Emailarbeiter Egberts stammt [1]. Darf man nicht auch diese Altartafel um so mehr der Trierer Schule zuweisen, weil Egbert mit der ersten Gertrud verwandt war? Gegen den Versuch, es zu thun, spricht aber die Niellirung und das Attribut des Kelches in der Hand eines der dargestellten Heiligen, welche auf spätere Zeit deuten. Selbst die Aehnlichkeit der Blattranken beweist nicht viel. Füllen sie doch auch in getriebener und emaillirter Form den Hintergrund der vielgenannten 17,5 cm hohen und breiten Demetriustafel des Welfenschatzes. In ihrer Mitte tritt das Reiterbild des hl. Demetrius hoch heraus. Es wurden nun aber der genannte Heilige, der Patron von Thessalonich, und der hl. Georg, der Patron von Byzanz, erst seit dem Ende des 11. Jahrhunderts reitend abgebildet, nachdem beide den Kreuzfahrern in der Schlacht von Doryläum als Vorkämpfer erschienen waren. Die mit griechischen Inschriften versehene Tafel dürfte wohl in der Gegend von Thessalonich verfertigt worden sein. Nun wurde aber Bonifaz von Montferrat nach Eroberung Constantinopels 1204 König von Thessalonich, und Alesina († 1285), die Tochter Bonifazio's III. von Montferrat, Titularkönigs von Jerusalem, heiratete Albrecht den Großen, den Urenkel Heinrichs des Löwen. Durch sie dürfte die Tafel in den Welfenschatz gekommen sein.

Die übrigen fünf schreinförmigen Tragaltäre gehören dem 12. Jahrhundert an. Ihr ältester stammt gleich jenem der zweiten Gertrud noch aus dem Beginn des genannten Jahrhunderts. Seine Seitenflächen sind durch 16 Krystallsäulchen zergliedert, zwischen denen Christus mit seinen Aposteln sitzt. Die gedrungenen Gestalten, die originelle Verwendung des Filigrans und die tüchtige, aber noch wenig verfeinerte Mache berechtigen, dies Schatzstück als Erzeugniß einer sächsischen Werkstatt anzusehen.

Sächsische, vielleicht sogar Hildesheimer Arbeit ist wohl auch ein 21,3 cm langes, 14,5 cm breites und 11,4 cm hohes, „reizendes, kleines Tragaltärchen",

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXVII. S. 486 f.

„geradezu ein Prototyp seiner Gattung". Den Stein umgeben die Symbole der Evangelisten und die im Canon ausdrücklich hervorgehobenen Vorbilder des heiligen Meßopfers, Abraham und Melchisedech, die Seiten Bilder der zwölf Apostel. Alle diese in Email ausgeführten Figuren heben sich wirksam ab von einem „tiefblauen Grunde mit Goldpunkten", welche „dem in ziemlich großer Fläche ausgegossenen Email den nöthigen Halt geben und durch Aufreißen des Metalls mittelst des Grabstichels entstanden sind". Vielleicht erfand man diesen Kunstgriff in Siegburg. Das Altärchen selbst aber möchte ich schon deshalb nicht als Siegburger Arbeit ansehen, weil die Flügel der Evangelistensymbole so eng um deren Nimbus gelegt sind, wie es in den bernwardinischen Miniaturen und Steinwerken, nicht aber in Siegburg Sitte war. Ein gleichzeitiger Hildesheimer Reliquienschrein (n. 20) zeigt nicht nur dieselbe Mache des Emailgrundes, sondern auch dieselbe Zeichnung der Flügel.

Eine mit emaillirten Kupferplatten beschlagene Cassette, deren niedriger, dachförmig getriebener Kupferdeckel in einem Knauf endet und deren Randleisten ringsumher mit kleinen kupfernen Kugelknöpfen besetzt sind, ist mit Emailfiguren bedeckt, welche auffallenderweise trotz ihrer unbeholfenen Zeichnung vorzüglich ausgeführt sind. Auch sie möchten als Erzeugniß einer Hildesheimer Werkstatt anzusehen sein, weil ihre Engel und Evangelistensymbole wiederum die Flügel eng um den Nimbus legen und weil im Hildesheimer Domschatz (n. 21) ein ähnliches mit Kupferknöpfen und mit unbeholfen gezeichneten Emailbildern versehenes Kästchen gezeigt wird. Sollte die Werkstätte der heiligen Bernward und Godehard nach deren Tod vollständig eingegangen sein? Werden sich nicht in ihrer aufblühenden Bischofstadt auch einfache bürgerliche Meister versucht haben, welche bei Nachahmung rheinischer Emails handwerksmäßige Gegenstände, wie die in Rede stehende Cassette, lieferten?

Weit reicher und feiner als die zuletzt genannten Arbeiten ist ein Tragaltar aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. Seine Ornamente sind in Zellenemail ausgeführt, die Seitenflächen mit den Bildern der Apostel und Evangelisten, Christi und Maria's in Grubenemail, die untere Platte hat braunes Maleremail. Der runde Altarstein von Dioritporphyr liegt in einer prächtig gravirten viereckigen Platte, in deren Ecken sich die Symbole der Evangelisten finden, neben denen in Grubenemail die ihnen entsprechenden vier Cardinaltugenden stehen.

Noch schöner ist der Eilbertusaltar, der am meisten genannte Gegenstand des Welfenschatzes. Auf seiner untersten, mit dunkelbraunem Maleremail verzierten Fläche findet sich die Inschrift: Eilbertus Coloniensis me fecit. Sind Inschriften, worin Künstler sich nennen, in der ersten Hälfte des Mittelalters selten und werthvoll, so ist diese doppelt schätzenswerth, weil der Meister sich als „Kölner" ausweist. Wäre er Priester oder Mönch gewesen, so hätte er dies wohl angegeben. Mit Recht behauptet Professor Neumann, aus dem Wortlaute folge nur, Eilbert sei aus Köln gebürtig. Hätte er zu Köln gearbeitet und gewohnt, so würde er den Beisatz Coloniensis als überflüssig ausgelassen haben. In den freilich späteren Baurechnungen von Xanten

werden regelmäßig die Vornamen der Auswärtigen durch Zusetzung des Geburtsortes voneinander unterschieden. Weiterhin macht Neumann durch neue und gründliche Untersuchung wahrscheinlich, daß Eilbert zwar in Siegburg zum vollendeten Emailkünstler ausgebildet ward, aber in Helmwardshausen bei Paderborn dieses sowohl wegen des tiefen Sinnes seiner Figuren als wegen der Ausführung auf der Höhe mittelalterlicher Goldschmiedearbeiten stehende Werk vollendete. Auf dem Deckel umgab er den thronenden Heiland mit den Symbolen der Evangelisten und mit den Figuren der Apostel, auf deren Schriftbänder er je einen Glaubensartikel setzte. Den beiden Seiten des Deckels gab er je vier Bildchen, auf welchen er zur Rechten des Herrn dessen Jugendleben, zur Linken dessen Kreuzigung, Auferstehung, Höllenfahrt und Aufsteigen zum Himmel darstellte. Er hat demnach um den in der Mitte thronenden Erlöser alle auf ihn bezüglichen Glaubensartikel illustrirt. Die Seitenflächen seines Altärchens füllte Eilbert mit 18 Propheten, deren Spruchbänder (laut einer Inschrift) die im Glaubensbekenntniß von den Aposteln verkündete Lehre vorhersagen.

Bei Ausführung aller jener Bilder und Figuren hat der Kölner Künstler „so ziemlich jede Art der damaligen ihm zu Gebote stehenden Emailtechnik verwendet". Auf dem Deckel hat er die Hintergründe, Throne und Nebensachen emaillirt, die Figuren selbst aber in Gold als Silhouetten gegeben und deren Gravirungen durch eine schwarze Masse ausgefüllt. An den Seitenflächen hat er umgekehrt die Figuren emaillirt und die Hintergründe sammt dem Beiwerk in Gold gravirt. Für diese Emails hob er vertiefte Flächen aus (Grubenemail), während er an den zwischen den Propheten stehenden Pfeilern die Stege, wodurch die Farben meist getrennt werden, auflöthete (Zellenemail). Manche Farben goß er ohne Trennungsglieder in vorzüglicher Mache neben- und übereinander.

Trotz aller Vollkommenheit und Schönheit wird der Eilbertusaltar doch übertroffen durch ein 46 cm hohes und 40,7 cm breites Kuppelreliquiar aus der Zeit von 1200. Nach dem Jahre 1811 wurde ein fast gleiches, nur etwas größeres Meisterwerk aus dem Schatz der alten Abtei Elten bei Emmerich verschenkt, dann einem zu Anholt bei Wesel wohnenden Juden verhandelt, der es mit bedeutendem Nutzen für etwa 55 Thaler dem Fürsten Salm-Salm überließ. Der Fürst verkaufte es für 3000 Thaler nach Köln, von wo es im Jahre 1855 für das Doppelte nach Paris in die Sammlung des Fürsten Soltykoff und bei dessen Versteigerung 1861 für 51 000 Franken ins Londoner Kensington Museum kam. Beim Eltener Reliquiar, sowie bei demjenigen des Herzogs von Braunschweig ruht die in Wülste ausgebauchte Kuppel auf Nischen, in denen Christus mit seinen Aposteln sitzt. Diesen Oberbau trägt ein quadratischer Untersatz, aus dessen Seiten vier gleich große Kreuzarme hervortreten. In den Stirnseiten der Kreuzesbalken sind 1. die thronende Gottesmutter mit ihrem Kinde und ihrem Gemahl, 2. die zu ihr kommenden Weisen, 3. die Kreuzigung und 4. die Auferstehung angebracht; in den aus dem Grundquadrat hervortretenden acht Seitenwänden der Kreuzesarme und in den acht neben den Kreuzesarmen stehenden Theilen jenes

Quadrates stehen 16 Propheten, gleich jenen vier Scenen und den oben thronenden Aposteln aus Walroß geschnitten. Da überdies die Spruchbänder der Apostel und Propheten beider Kuppelreliquiare selbst in Abweichungen vom Vulgatatext übereinstimmen und auch mit manchen Inschriften des Eilbertusaltares sich decken, müssen diese drei Kunstwerke einem Centrum großartiger Kunstthätigkeit mittelbar oder unmittelbar entstammen. Neumann macht wahrscheinlich, die beiden Kuppelreliquiare seien in Siegburg, in der Kölner Diöcese, gemacht.

Ein zwölfeckiger Schrein des Museums zu Darmstadt ist eine Art Vorstudie zu den beiden Kuppelreliquiaren, weil er im Aufbau dem obern Theil derselben gleicht; doch stehen in ihm nicht die Apostel, sondern Propheten zwischen den die Kuppel tragenden Säulen. Jedenfalls sind alle diese Reliquiare vortreffliche Leistungen jener vielleicht weit verbreiteten Schule, welche im Schrein des hl. Heribert zu Deutz ihren höchsten Triumph feiert. Das Reliquiar des Herzogs von Braunschweig ist etwas jünger, auch sind seine Walroßschnitzereien etwas weniger fein ausgeführt als beim Londoner. Es enthält das Haupt des hl. Gregor von Nazianz. Da nun das Haupt des hl. Anastasius zu Aachen in einem Kuppelreliquiar ruht und die alte Kaiserstadt nicht allzuweit von Siegburg liegt, möchte letzteres Veranlassung zum Entwurf jener anderen Kuppelreliquiare geboten haben. Das ist um so wahrscheinlicher, weil auch in Aachen der kubische Unterbau einen durch Säulen gegliederten Tambour trägt, welcher in einer durch Wülste belebten Kuppel endet, deren Verzierungen denen jener drei Reliquiare von Darmstadt, London und Braunschweig einigermaßen nahe kommen. Da indessen ähnliche Schreinkapellen in Venedig und Dalmatien nicht selten sind, könnte die Anregung auch durch ein anderes, dem Aachener verwandtes Exemplar entstanden sein. Wie sehr die Idee des Centralbaues, die in jenen Kuppelreliquiaren äußere Gestaltung gewann, um das Jahr 1200 am Mittelrhein die Gemüther beherrschte, beweisen unter anderen die Kirchen der heiligen Apostel und des hl. Martin zu Köln, St. Quirin zu Neuß, die Marienkirche zu Roermond und, um auch ein gotisches Beispiel zu nennen, die Trierer Liebfrauenkirche. Ist es ein Spiel des Zufalls, daß damals sowohl von den Kaisern als von den Päpsten eine größere Centralisation, ein Zusammenziehen der bewegenden Fäden in den Mittelpunkt der leitenden Regierungsgewalt angestrebt wurde?

Birgt jenes welfische Kuppelreliquiar das Haupt des hl. Gregor von Nazianz (des Kirchenlehrers oder seines gleichnamigen Vaters), so lag das Haupt der hl. Walpurgis (von Eichstätt oder von Herswerde) in einem schreinförmigen, mit Emails und getriebenen Platten verzierten Reliquiar von 40,2 cm Länge und 23,3 cm Breite. Fast sollte man meinen, im Anfange sei es ein Tragaltar gewesen, auf dessen Oberfläche man einen Deckel in Form eines Satteldaches mit zwei Giebeln stellte. Es könnte mit dem herrlichen Kuppelreliquiar aus dem Besitze Kaiser Otto's IV. († 1215), des zweiten Sohnes Heinrichs des Löwen, stammen und mit dessen Reliquienschätzen nach St. Blasien in Braunschweig gekommen sein. „Für unsere Zeit, die leider allzusehr auf die Billigkeit der Kunstobjecte sieht, ist es sehr lehrreich, ja, der

Nachahmung würdig.“ Auf seinen starke Schatten werfenden, aber doch einfach profilirten Kern von Holz sind gravirte Leisten, sowie emaillirte und getriebene Platten genagelt, die billig herzustellen waren. Noch einfacher scheint ein Holzkästchen, das auf vier kupfernen Füßen ruht, mit vergoldetem Kupfer beschlagen ist und im Deckel ein Emailbild enthält. Die Bretter des Kästchens hat der Schreiner aus Eichen- und Spindelholz ineinandergearbeitet, indem er platte Stäbchen von beiden Arten nahm, sie oben und unten astförmig ausschnitt, in und neben einander legte und dann aufs festeste verband. So erreichte er eine auffallende Zeichnung der fein geglätteten Oberfläche. Zuletzt fügte er einen Rahmen von Eichenholz und Leisten von Elfenbein bei, wodurch er die Ränder jener Stäbchen zusammenhielt. Wohl nur ein geduldiger und arbeitsamer Orientale hat dies Kunststück erdacht und vollendet. Die der Siegburger Schule entstammende Emailplatte ist hinzugefügt worden, als man aus dem Schmuckkästchen ein Reliquiar machte.

Aus dem Orient stammt auch eine achteckige, mit Elfenbeinplatten belegte Cassette aus Rothbuchenholz mit kegelförmigem Deckel. In ihr liegen zahlreiche Reliquien, unter anderen „Reliquien des hl. Michael“, d. h. Seidenstücke vom Altare desselben, 1331 von Herzog Heinrich aus dem Grabe der hl. Katharina eigenhändig entnommenes „Oel der hl. Katharina“ und Knochenreste, eingelassen in kleine, mit gepreßten Ornamenten versehene und vergoldete Kuchen des feinsten wohlriechenden Harzes. Eine andere, viereckige, mit Beinplättchen belegte, ehedem bemalte Cassette aus Eichenholz mit abgeschrägtem Deckel stammt ebenfalls aus dem Orient. Sie enthält mehrere kostbare Beutel aus morgenländischer Seide, in denen die Reliquien zum Abendland kamen. Professor Neumann, welcher alle Theile des Welfenschatzes mit staunenswerther Gründlichkeit untersucht hat, fand in dem Kästchen auch Reste des feinsten Byssus, zart wie Spinnengewebe. Eine genaue Besichtigung ergab, daß dieser Byssus nicht feine Leinwand, sondern Seide ist. Auch Schreiber dieses hat mehrere Byssusgewebe ähnlicher Art unter dem Mikroskop gehabt, z. B. solche, die aus alten koptischen Gräbern stammten, und einen Faden vom „Schweißtuche des Herrn“ zu Cornelimünster bei Aachen. Man muß demnach solche fast unbegreiflich zarten Seidengewebe schon sehr früh gekannt haben, und es liegt kein Grund vor, zu läugnen, Maria Magdalena könne ein solches überaus kostbares schleierförmiges Seidengewebe dem Herrn im Grabe aufs Angesicht gelegt haben.

Das letzte schreinartige Reliquiar des Schatzes verräth sich nach jeder Seite hin als Erzeugniß der bewegten Uebergangsperiode aus dem romanischen in den gotischen Stil. Sein Deckel trägt die gepreßten Bilder des thronenden Heilandes zwischen Abel und Abraham und Melchisedech, den drei im Canon genannten Vorbildern des opfernden und geopferten Herrn. Da der Schrein auch in seiner Form an einen Tragaltar erinnert, müssen die Figuren jener alttestamentlichen Gerechten von einem ältern Tragaltar entlehnt sein. Die Seitenwände sind durch Emailbilder gefüllt, deren Stege bei den Figuren durch Ausheben des Grundes (champ-levé) entstanden, während sie für die den Hintergrund füllenden Blumen zellenförmig aufgelöthet (cloisonné) sind.

Die Zeichnung der Figuren mit ihrem knitterigen Faltenwurf erinnert an die äußerst bewegten Malereien der Soester Nicolauskapelle und an den von Freiherrn von Heereman so schön publicirten, aus dem 13. Jahrhundert stammenden Berliner Altaraufsatz von Soest, dessen Falten freilich winkeliger sind.

Um das Jahr 1200 entstanden drei silberne Armreliquiare von durchgängig 51 cm Höhe. Die auf zweien angebrachten Inschriften besagen, „Herzog Heinrich" habe sie anfertigen lassen; doch läßt sich leider nicht bestimmen, ob Heinrich der Löwe († 1195) oder dessen Sohn († 1227) sie dem Stifte zu Braunschweig zuwies. Sie enthalten Gebeine der heiligen Cäsarius, Diakon und Martyrer zu Terracina, Theodorus, eines römischen Soldaten, welcher unter Maximian und Maximin als Blutzeuge starb, und Innocentius, eines Anführers der Thebäischen Legion (in Trier?)[1]. Wegen seines höher geschätzten Inhaltes ist der „Arm des hl. Laurentius" am Ende des 12. oder am Anfang des 13. Jahrhunderts in ein reicheres, armförmiges Reliquiar gelegt worden; in ein noch schöneres, das wohl aus Halberstadt und aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts herrührt, der Arm eines Apostels. Die Säume der die Arme bekleidenden Gewänder sind in beiden Reliquiaren verziert mit in Silber getriebenen Bildchen des Herrn und seiner Apostel, die Säume des letztgenannten auch noch mit Emailplättchen. Einfacher, aber doch noch schön, ist der Arm des hl. Sigismund, eines burgundischen Königs. Bei ihm sind die Säume mit Filigran und Edelsteinen besetzt; er ruht zudem auf einer viereckigen Unterlage und steigt darum bis zu 73,5 cm auf, während keiner der übrigen Arme mehr als 54 cm Höhe hat. Seine Heimat wird Frankreich, sein Alter etwas mehr als 600 Jahre sein.

Zu diesen sechs im wesentlichen noch romanischen Armen gehören nach Zeit und Absicht zwei Büsten, eine einfache des hl. Cosmas und eine reichere des hl. Blasius. Schon durch die zweite Gertrud waren 1115 Reliquien des hl. Cosmas aus Trier nach Braunschweig gebracht; in ihre 31 cm hohe Büste sind sie erst 100 Jahre später gekommen. Die andere, fast gleichzeitig entstandene Büste des hl. Blasius ist 51,5 cm hoch und Ende des 14. Jahrhunderts mit Edelsteinen und Filigrandrähten geschmückt worden. Erwähnen wir noch ein 47,5 cm langes Horn aus Elfenbein, das einem im Aachener Domschatz ruhenden gleicht. Wegen seiner Jagdscenen sieht Neumann es als alte Arbeit afrikanischer Neger an. Ehedem rief es die Canoniker des Blasiusstiftes zur Kirche; denn es diente dem Thürmer an Festtagen, bis Glocken im Thurm aufgehängt wurden. Dann wurde es als unbrauchbar in den Schatz gelegt.

Die geschäftige Sage kam und stellte ihre Traumgestalten um den Gegenstand, dessen Zweck die jüngeren Geschlechter nicht mehr ahnten. Der

---

[1] Die im Reliquiar (n. 52) enthaltenen Reliquien mit der Inschrift: Pars brachii decem millium militum gehören nicht Martyrern der Thebäischen Legion, sondern morgenländischen Soldaten, welche für den Glauben starben und deren Verehrung um 1500 in Deutschland sich verbreitete. Vgl. Ergänzungsheft 37 zu dieser Zeitschrift, S. 72.

Umstand, daß man es zum Blasen benutzt hatte, brachte es mit dem ähnlich lautenden Namen des Dompatrons in Beziehung. So wurde es zum Horn des hl. Blasius. Paßten doch auch die Jagdscenen gar wohl zum Patron, der zur Zeit der Verfolgung in den Wald geflohen war, in dessen Höhle das Wild der Umgegend Schutz und Heilung fand, bis der heidnische Statthalter auf wilde Thiere Jagd machen ließ, um sie im Amphitheater gegen die Christen zu hetzen. Der Heide kam bei dieser Jagd durch das fliehende Wild in die Höhle des Heiligen und führte ihn ab zum Martertod. Die um das Horn sich aufrankende Sage gefiel dem Volk um so mehr, weil Braunschweig angelegt worden war mitten im alten deutschen Urwald und darum zwei Heilige als Patrone seiner bedeutendsten Kirchen erhalten hatte, die in einsamen Wäldern Gott dienten.

Wie lebendig war es geworden rings um die Kirchen an den Ufern der Ocker! Die Stadt war gewachsen, ein neues Fürstengeschlecht eingezogen, eines der gewaltigsten, das Deutschland besessen. Mit Gertrud II. war das Haus der alten Grafen von Braunschweig 1117 ausgestorben. Ihre Tochter Richenza heiratete den Kaiser Lothar, deren Tochter Gertrud III. Heinrich den Stolzen. So kam Braunschweig in den Besitz der Herzoge von Bayern und Sachsen, die auch in Italien über ansehnliche Besitzungen verfügten. Im Jahre 1168 führte Heinrich der Löwe seine Braut Mathilde, eine Tochter des Königs Heinrich II. von England, heim in seine neu erbaute Burg zu Braunschweig, vor die er als Wappenthier seines Hauses und Symbol seines Namens jenen ehernen Löwen aufgestellt hatte, der heute neben dem Dome und bei den Resten der Burg Dankwarderode an gestürzte Größen mahnt. Als der gewaltige Ritter zurückkehrte von seiner Pilgerfahrt ins Heilige Land, wo er im heißen Kampf seinen Namen den Ungläubigen schrecklich gemacht hatte, und viele der jetzt im Welfenschatz aufbewahrten Reliquien heimbrachte, schien ihm die alte Kirche, deren Hochaltar der hl. Godehard von Hildesheim 1036 oder 1037 geweiht hatte, zu klein. Ein neuer Dom, der erste, welcher in Deutschland Spitzbogen erhielt, stieg auf. Im Jahre 1188 weihte der Diöcesanbischof Adelog von Hildesheim seinen Marienaltar. Auf die mittlere, aus Bronze gegossene Säule dieses Altares legte man den großen Altarstein aus Muschelmarmor, in sie die Stiftungsurkunde mit zahlreichen Reliquien. Neben den Hochaltar wurden zwei Säulen aus Porfido verde antico und rosso antico aufgestellt, auf denen wohl Kreuze thronten. Obwohl man in Braunschweig erzählte, der Löwe habe diese Säulen von seinem Kreuzzuge (aus Rom?) mitgebracht, wurden sie doch 1801 verkauft und entfernt. Den Hochchor ließ der Herzog vom Schiff trennen mittelst einer langen Wand, deren zwölf Nischen durch Apostelfiguren gefüllt wurden und auf der man zwischen den Patronen des Stiftes, Blasius und Johannes, jenes Kreuz anbrachte, welches zu vielen Irrthümern und Sagen Veranlassung bot. Weil die Inschrift: Imervardus me fecit, gelesen und übersetzt wurde: „Bernwardus machte mich", schrieb man es dem hl. Bernward von Hildesheim zu. Aus dem Gekreuzigten hatte man schon Jahrhunderte vorher wegen der falsch gelesenen Inschrift eine Era gemacht. Herzog Ferdinand Albrecht zu Braun-

schweig und Lüneburg erzählt davon in seiner Reisebeschreibung 1658: „Unter der Kirchen ist ein steinern crucifix mit einem großen bilde, das gekraußte haare und bart hat. Davon fabuliret man, es sei eines Königs tochter nahmens Era geweßen.“ Und dann erzählt er eine der Geschichte von St. Kummerniß ähnliche Legende. In Braunschweig wurde in protestantischer Zeit sogar die Krypta, über deren Zweck man nichts mehr wußte, „Era's Keller“ genannt.

Beim Eingang zu jener Krypta, vor der lettnerartigen Wand unter dem Triumphkreuz, befand sich auch hier der Kreuzaltar, auf den Heinrich der Löwe ein großes goldenes Kreuz stellen ließ. Propst Gerhard II. († 1209) von Steterburg bei Wolfenbüttel, ein Mann, der dem Herzog befreundet war, schätzte es an Gold und Gemmen auf 1500 Mark Silber. Vor dem Kreuz brannte der siebenarmige kupferne Leuchter des Herzogs, der noch erhalten ist. Auch der Boden und die Fenster der Kirche wurden auf sein Geheiß glänzend ausgestattet. Nachdem Propst Gerhard erzählt hat, wie der Dom fertiggestellt ward, schildert er in rührender Weise die letzten Tage des gewaltigen Löwen:

„Wegen der Heftigkeit seiner Krankheit wurde der Herzog besorgt. Darum sandte er Boten an seinen Sohn, welcher damals im Rheinlande verweilte, und gab dem Bischof Isfrid von Ratzeburg, wobei er zu beichten pflegte, Nachricht. Der Bischof kam eilends, sah, daß der Herzog durch die Krankheit viel litt, und ermahnte ihn, voll starken Muthes in dieser letzten Stunde dem Rufe des Herrn mit willigem Herzen zu folgen. Heinrich wurde durch solche Worte zu heilsamer Reue bewegt, legte vor Gott und dem Bischofe eine gute Beicht seiner Sünden ab, wurde am 2. August nach der Gewohnheit der Kirche mit Oel gesalbt zur Nachlassung seiner früheren Sünden und empfing das hochheilige Geheimniß Christi. In den Beschwerden seiner Krankheit lebte er noch vier Tage, ohne zu klagen, ohne zu seufzen, wie die meisten Kranken zu thun pflegen. Nur dann und wann hörte man ihn flehen: ‚Here got, gnadhe mir sündighem manne.‘ Er erhob sich zum Gipfel der Tugend, sein Geist unterlag nicht den Leiden des Leibes. Schien es ihm doch unedel, bei der Trennung von Leib und Seele vom Tode besiegt zu werden. So starb dann der hochberühmte Fürst, Herzog Heinrich, unter den Händen seiner Geistlichkeit, welche er zärtlich geliebt und stets ermahnt hatte, auf der Bahn eines ehrenvollen Berufes hochherzig nach Höherem zu streben. Diesem Lichte entzogen, entschlief er, wie wir hoffen, im Herrn, im 66. Jahre des Alters. Ueber seinen Tod verspürten die Seinen nicht geringe Trauer, seine Widersacher große Freude. Trotzdem vernahm man, daß späterhin auch jene, die ihn gehaßt hatten, den Ruhm und die Tapferkeit dieses Herrschers rühmten und ihn dringend noch unter den Lebenden wünschten. Unter Thränen und auf den Händen trug man ihn zu dem von ihm erbauten Kloster des hl. Blasius. Dort ward er ehrenvoll begraben im Mittelschiff vor dem von ihm errichteten Kreuz, zur Rechten seiner Gemahlin, der Herzogin Mathilde, der Tochter des Königs der Engländer. So wurde die Gefährtin seines Lebens auch Genossin im Grabe.“

Pfalzgraf Heinrich errichtete den Eltern ein Denkmal, auf dem noch heute ihre lebensgroßen Gestalten ruhen, im edelsten frühgotischen Stil aus

Sandstein ausgemeißelt. Um 1224 ließ er im Chor und im Kreuzschiff der Grabkirche seines Hauses Malereien ausführen, die theilweise erhalten sind. Unter ihnen treten diejenigen der Chorwände aus dem Rahmen des ältern Bilderkreises heraus; denn sie enthalten außer Scenen der Heiligen Schrift auch noch solche aus dem Leben des hl. Blasius und des unlängst (1170) in England ermordeten und schon 1172 canonisirten Thomas Becket. Neben Blasius und Johannes ward Thomas zum dritten Patron der herzoglichen Kirche nicht nur deshalb erhoben, weil des Löwen Gattin aus englischem Königsgeschlechte stammte, sondern auch, weil die herzogliche Familie ihr Schicksal dem jenes Martyrers verglich. Wohl hatte der Löwe eine Strafe verdient, als er in Italien voll Hartherzigkeit den Kaiser Friedrich I. in höchster Noth verlassen und ins Verderben gebracht hatte. Wenn er trotzdem glaubte und sagte, seine Treue gegen die Kirche, sein Festhalten an der Sache der Päpste habe ihm, wie dem hl. Thomas Becket, Ungunst, Verfolgung und Untergang gebracht, so war dies nicht grundlos. Nahm doch die Partei der kirchlich Gesinnten seinen Namen an, indem sie sich im Gegensatz zu den Ghibellinen „Welfen" nannten.

Die Bedeutung der älteren und besseren Stücke des Welfenschatzes kann nie in ihrer Gesammtheit gewürdigt werden, wenn man nicht zugleich hinschaut auf die Persönlichkeiten, denen sie ihre Entstehung verdankten, sowie auf den Ort, für den sie bestimmt waren. Jene Fürsten und Fürstinnen aus den Häusern der Brunonen und der Welfen haben Dome und Reliquiare gestiftet, um Gott in seinen Heiligen zu ehren. Ihnen war die Kunst Mittel, nicht Zweck, die Reliquien Hauptsache, deren kostbare Einfassung nur eine den Werth des Inhaltes andeutende Hülle. So faßten sie die Sache auf, weil noch der christliche Glaube alles durchdrang. Sie kannten keine größeren Männer, als jene, die in heroischer Weise nach dem Glauben gelebt hatten: die Heiligen. Von ihnen erwarteten sie darum Schutz und Hilfe. Der Arm des hl. Blasius galt als „Palladium der Welfenfürsten, das sie, wie die Kaiser die heilige Lanze, in den Schlachten des Reiches, auf ihren Kriegszügen immer mit sich führten".

Zahlreiche Ringe haben die Verehrer des hl. Blasius an die Finger seines Armreliquiars gesteckt, um ihre Liebe zum Schutzheiligen der Stadt zu bezeugen. Noch 1671 wendete das schon lange protestantisch gewordene Domkapitel mit Erfolg alles auf, um die Reliquien des Heiligen zu behalten. Erst 1829 wurde der Arm wegen des ihn umschließenden, fast 800 Jahre alten, kostbaren Reliquiars in das braunschweigische Museum gebracht. So ändern sich die Zeiten. Was gläubige Gemüther als Hülle eines hochverehrten Gegenstandes anfertigen ließen, gilt vielen Kunstfreunden jetzt so sehr als Hauptsache, daß sie den Inhalt vergessen. Gerade darum verdient aber auch diese prächtige Publikation des Welfenschatzes doppeltes Lob, weil sie, den Traditionen der hohen Eigenthümer der Reliquiare entsprechend, sich nicht auf das Aeußere beschränkt, sondern auch den Inhalt geziemend berücksichtigt, nicht in einseitiger Weise nur der Geschichte der Kunst nachgeht, sondern auch derjenigen der christlichen Cultur Deutschlands. Sie hat jedes Schatzstück als

Denkmal der sich in verschiedener Art äußernden Frömmigkeit und Opferwilligkeit der Schenkgeber aufzufassen gesucht. Wahrlich, Leben und Benehmen unserer Vorfahren sind werth, als nöthige Illustration ihrer Kunstwerke angesehen, behandelt und gewürdigt zu werden. Eine Zeit, deren Denken und Streben in ihren Meisterwerken so hervortritt, war doch groß und achtunggebietend!

II.

Vielfache Unterschiede trennen die Periode der romanischen Werke des Welfenschatzes von der gotischen. So hoch man die gotische Baukunst des 13. und 14. Jahrhunderts stellt, so hoch man die Malereien des 14. und 15. Jahrhunderts achtet, man kann doch nicht umhin, einzugestehen, die kirchliche Goldschmiedekunst habe unter der Herrschaft der Fiale und des Maßwerkes nie wieder jene Höhe erstiegen, welche sie erreicht hatte um das Jahr 1000 und um das Jahr 1200, also beim Ausgang der beiden großen vorgotischen Kunstperioden. Gewiß müssen manche gotische Arbeiten in edlem Metall oder in vergoldetem Kupfer allezeit als Meisterwerke ersten Ranges angesehen werden. Nennen wir z. B. die Schreine von Tournai, die jetzt zu Namur aufbewahrten Arbeiten des Bruders Hugo von Dignies, die Reliquiengefäße mit dem Gürtel Christi und dem seiner Mutter zu Aachen, die dortigen Schreinkapellen, den Stab des hl. Bernward und das Siegel des Domkapitels zu Hildesheim. Aber verdanken nicht manche der genannten Stücke ihren künstlerischen Werth dem Festhalten der romanischen Traditionen? Je weiter die Goldschmiedearbeiten sich vom 13. Jahrhundert entfernen, desto tiefer sinken sie im ganzen und großen bis zum Ausgang des Mittelalters. Dann folgte ein neuer Aufschwung, welcher aber mehr profanen Gegenständen, besonders dem Schmuck und den Prunkgefäßen, zu gute kam.

Der Welfenschatz steht übrigens auch aus anderen Gründen hinsichtlich seiner späteren Gegenstände weniger hoch. Beim Ausgange der größten Periode der mittelalterlichen Goldschmiedekunst verlor das alte welfische Geschlecht viel von jenem Glanz, den Heinrich der Löwe 1154 als Herzog von Sachsen und Bayern besaß. Damals stand kein deutsches Fürstengeschlecht so gewaltig da, wie das seine. Sein Enkel und Erbe, Otto das Kind, durfte sich 1235 nur mehr Herzog von Braunschweig und Lüneburg nennen. Dazu kam noch, daß dies neue Haus sich allsogleich in verschiedene Zweige theilte und dadurch Reichthum, Macht und Ansehen des Stammhalters minderte.

Im Jahre 1322 ließ Herzog Otto der Milde ein neues Seitenschiff an den von Heinrich dem Löwen erbauten Dom zu Braunschweig anbauen. Von ihm stammt auch ein 1339 vollendetes Evangelienbuch, das wegen seiner auf zwei Blätter vertheilten Miniaturen der Evangelisten und einiger Scenen der Jugendgeschichte des Herrn, mehr noch wegen seines Einbandes, das beachtenswertheste gotische Stück des Schatzes ist. Auf der gravirten Platte seiner Rückseite erscheinen die Bilder jenes Herzogs Otto und seiner Gemahlin Agnes. Sie knieen zu den Seiten des auf einem Löwenstuhl in Bischofstracht des 14. Jahrhunderts thronenden hl. Blasius. In der gotischen Architektur des Baldachins über dem Bischof erblickt man in zwei Vier-

päffen die Häupter der anderen Dompatrone, Johannes und Thomas Becket, unter ihnen rechts eine zum hl. Blasius betende Frau, links einen Wolf, der ihr das geraubte Schaf zurückbringt. Zur Herstellung des vordern Deckels ist ein Schachbrett verwendet worden, das den zu Aschaffenburg und in der Ambraser Sammlung zu Wien aufbewahrten gleicht. In diesen kostbaren Schachbrettern des 14. Jahrhunderts wechseln Jaspisplättchen und unter Krystall liegende Miniaturen ab, um die weißen und die schwarzen Felder zu kennzeichnen. Das Wiener, durch eingelegte Holzmosaiken und plastische Bildchen ausgezeichnete Brett stammt nun von Herzog Otto von Kärnthen († 1310). Agnes, die Tochter dieses Herzogs, heiratete Andreas III., König von Ungarn, für dem um 1293 der bekannte Berner „Hausaltar" in Italien hergestellt ward. Nun gleichen die Reste des zum Bucheinband verarbeiteten Braunschweiger Schachbrettes sowohl jenem Retabulum des ungarischen Königs als dem Schachbrett seines Onkels Otto. Daraus schließt Neumann, Herzog Otto von Braunschweig habe das zum Bucheinband verwendete Schachbrett von seiner Gemahlin Agnes, Enkelin Otto's von Kärnthen und Nichte des Königs Andreas geerbt, ja, Otto habe 1339 zum Andenken an seine bereits 1334 verstorbene Frau die werthvollsten Theile des von ihr hinterlassenen Brettes zur Verzierung des Evangelienbuches hergegeben. Sein Goldschmied hat den Deckel in 5 × 7 Quadrate zerlegt, in das mittelste eine Kreuzpartikel, in die vier anstoßenden die Symbole der Evangelisten, in jedes zweite des äußersten Randes ein Jaspis- oder Carneolplättchen angebracht. Unter jeden Carneol legte er Reliquien. In den vertieften Grund der übrigen 20 Quadrate fügte er kleine, aus dem Schachbrett stammende Miniaturen mit profanen Scenen ein und bedeckte diese mit Krystallplättchen. So bildet das Buch auf den ersten Blick ein auffallendes Ganze. Der Text und dessen Bilder, die Rückseite, die im vordern Deckel eingelassenen Reliquien und die in ihm angebrachten Evangelistensymbole machen einen religiösen Eindruck, wogegen die noch deutlich erkennbare Form und Eintheilung des alten Schachbrettes und die unter Krystallen liegende Folge phantastischer Scenen aus dem Leben der Ritter und ihrer Damen recht weltlich ist. Man war in der ersten Hälfte jenes 14. Jahrhunderts, ja auch im vorhergehenden und folgenden Jahrhundert sehr naiv. Sind doch Chorstühle, Steingesimse, Umrandungen der Miniaturen, Stoffe und Bodenplatten jener Zeit mit einer Welt fabelhafter Gestalten gefüllt. Herzog Ferdinand Albrecht berichtet sogar 1658 in seiner Reisebeschreibung, im Braunschweiger Dome hange „eine Greiffenklaue, so Herzog Heinrich der Löwe aus dem Heiligen Lande gebracht". Heute bringt man die alten Geräthe der Kirche, ihre Gemälde und Fenster in Museen; damals scheute man sich nicht, in der Kirche auch einmal einen profanen Gegenstand zu verwenden und aufzubewahren, weil er allgemeiner Beachtung werth schien. Irrte man damals, so ist das heutige Verfahren noch mehr verfehlt; denn kirchliche Gegenstände gehören doch ihrer Natur nach nicht in Museen, sind nicht entstanden, um der Neugierde der Besucher, der Forschung der Gelehrten, dem Geschmack der Kunstfreunde zu dienen, sondern weit mehr, um die Gemüther frommer Christen emporzuheben zu Gott.

Zwölf Jahre vor dem merkwürdigen Buche Otto's und seiner Gemahlin erhielt ein aus dem 10. Jahrhundert rührendes Evangelienbuch einen neuen Einband. Die Mitte seines vordern Deckels zeigt die Figuren der Gottesmutter, der Apostelfürsten und der drei Dompatrone, der Rand sechs Medaillons mit Scenen aus dem Leiden und der Verherrlichung des Herrn, sowie die vier Evangelistensymbole. Letztere sind so ähnlich denen des eben beschriebenen Schachbretteinbandes und denjenigen, welche man an den Ecken eines aus dem 13. Jahrhundert stammenden Crucifixes im 14. ansetzte, daß alle aus derselben Werkstätte, wohl aus der eines zu Braunschweig ansässigen Meisters stammen. Der vordere Deckel dieses Einbandes enthält wiederum Reliquien. Man war um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Braunschweig so sehr darauf aus, möglichst viele Reliquienbehälter zu erhalten, daß man auch den Deckel eines dritten alten Buches zum Reliquiar machte. Seine alte Elfenbeintafel behielt man bei. Sie stammt aus dem 10. Jahrhundert; ihre Darstellung der Hochzeit zu Kana erinnert stark an die getriebenen Scenen auf dem „goldenen Buch", das aus St. Emmeram in Regensburg nach München übertragen ward. Ich möchte diese Elfenbeintafel um so mehr als bayerische Arbeit ansehen, weil in ihr, wie im herrlichen Buche der Abtissin Uota von Niedermünster, der Heiland ohne Kreuzesnimbus erscheint. Die bei der Hochzeitstafel sitzenden Gäste erinnern lebhaft an ähnliche Mahlzeiten (z. B. diejenigen des Prassers oder des Herodes), welche um das Jahr 1000 in deutschen Miniaturen vorkommen. Der Goldschmied des 14. Jahrhunderts hat nun die Tafel in einen breiten Rahmen von Silberblech gelegt, den er mit 16 größeren Edelsteinen besetzte. Jeden Stein faßte er in ein silbernes Kästchen, um das er unten einen gewundenen Silberdraht legte, von dem acht bis zehn lange Stiele ausgehen, welche je ein Ahornblatt tragen. Dieselbe Verbindung von Edelsteinen und gepreßten Blättern findet sich an dem aus derselben Zeit stammenden Scheibenreliquiar des Aachener Münsters. Die Rückseite unseres um 1500 zur Reliquientafel umgearbeiteten Buches enthält die Bilder der drei Dompatrone unter einem dreitheiligen Baldachin. Sie sind unter starker Benutzung der beiden eben beschriebenen Buch-Reliquiare gravirt und „verrathen die Hand eines nicht sehr geschickten, auch nicht besonders erfindungsreichen Braunschweiger Graveurs".

Eines der letzten Reliquiare, welche der Braunschweiger Domschatz dem welfischen Hause verdankt, hat die Form eines Armes. Auf der Rückseite sind die Bilder der Schenkgeber gravirt: Otto, Fürst von Tarent († 1398), in der Kleidung eines gewappneten Ritters, und sein Bruder Melchior von Osnabrück und Schwerin († 1381) in bischöflichen Gewändern. Heinrich II. von Griechenland († 1351), Vater des Otto von Tarent, hat dem Schatz eine Truhe vermacht, welche nach Ausweis ihrer Wappen bei seiner Verehelichung mit Jutta von Brandenburg um 1318 entstanden war. Er legte auch seine auf der Reise ins Heilige Land zu Jerusalem und auf dem Sinai gesammelten Reliquien im Dome zu Braunschweig nieder. Dem Comthur des Tempelherrenordens in Supplingenburg, Otto (1304), dem Onkel Otto's des Milden, verdankte der Dom Reliquien. Herzog Friedrich, den die Fürsten zu Frankfurt

gegen Wenzel als König aufstellen wollten und der 1400 auf der Heimreise bei Fritzlar ermordet ward, schenkte „dem hl. Blasius" eine in Perlmutter geschnittene, halberhabene Kreuzigungsdarstellung, welche durch einen hohen Ständer und ein aufgesetztes Kreuz in die Form einer Monstranz eingefügt ward.

In dem Maße, in welchem die Fürsten ihren unumschränkten Einfluß über den Dom und die Stadt Braunschweig verloren, mehrte sich die Fürsorge der Geistlichkeit und Bürgerschaft. Das Kapitel ließ 1326 das an zweiter Stelle beschriebene Buchreliquiar, um 1467 das Arm-Reliquiar des hl. Babylas, 1483 ein 72 cm hohes, reiches Kreuz anfertigen und um 1500 dem an dritter Stelle behandelten Buchreliquiar seine jetzige Form geben.

Von den Grafen von Veltheim kam ein 20,8 cm hohes Patriarchenkreuz von Silber. Die Familie Suring widmete um 1435 zwei hübsche Medaillons von Silber, die wohl von geschickten Braunschweiger Künstlern gemacht waren. Wer die übrigen Kreuze, Reliquien-Monstranze und Medaillons schenkte, ist nicht überliefert. Manche der siebenzehn aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammenden Monstranzen sind sehr schön und durch reiche Verwendung gotischer Fialen und Streben, sowie durch Wechsel und Erfindungstalent ausgezeichnet. Besonderes Interesse verdient ein 34,8 cm hohes Schaugefäß, dessen Ständer in einer runden, auf beiden Seiten von Glastafeln verschlossenen Kapsel eine laut der Inschrift vom hl. Bernward verfertigte Patene enthält. In dieser Zeitschrift (Bd. XXVIII. S. 140) wurde gesagt, die nach früheren Berichten „in der Patene eingeschlossenen Reliquien des hl. Godehard" könnten erst nach 1131 beigefügt worden sein, und so sei nur der „innere Theil der jetzt zum Reliquiar umgewandelten Patene" dem hl. Bernward zuzuschreiben. Professor Neumann durfte das Gefäß öffnen und fand so, daß jene Reliquien nicht „in der Patene liegen", sondern in einem „dem Unterrand der Patene sich anschließenden Blech". Die aus dem Vorhandensein jener Reliquien entstandene Schwierigkeit ist demnach beseitigt. Trotzdem meint Neumann: „Daß St. Bernwardus selber die Patene von Anfang bis zum Ende gemacht habe, wird doch wohl niemand, auch der strengste Festhalter an alter Tradition, glauben wollen." Selbst Dr. Kratz, „der strengste Festhalter an alter Tradition" von Hildesheim, behauptet nun von dem im Hildesheimer Dom gezeigten „Kelch des hl. Bernward": „Man hat freilich bis auf den heutigen Tag fest geglaubt, der vorhandene Kelch wäre, so wie er sich in seiner jetzigen Form uns zeigt, von Bernwards kunstgeübter Hand gefertigt, . . . allein . . . ein späterer Künstler hat den alten Bernwards-Kelch, weil er verwittert, umgearbeitet und ihm seine jetzige Form gegeben." Mit Dr. Neumann sagen auch wir: „Wir halten die alte Tradition für richtig", bleiben aber im Zweifel darüber, ob die Inschriften und die Gravirung im Innern der Patene aus Bernwards Zeit stammen; denn das eckige E, welches auf allen unveränderten bernwardinischen Sachen meist ausschließlich, wenigstens vorherrschend verwandt ist, fehlt. Auch die Zeichnung scheint weder zur Zeit um das Jahr 1000, noch zu derjenigen der anderen Kunstwerke des großen Bischofs zu passen; die Flügel der Evangeliensymbole legen sich nicht immer eng um den Nimbus,

und die Contouren sind doch viel flüssiger und gewandter gezogen, als in den sicher beglaubigten Werken. Das Reliquiar, worin die Patene liegt, entstand um 1400, wahrscheinlich zugleich mit drei anderen Reliquiaren: einem Ostensor (n. 62), einer Monstranz (n. 60) und einem thurmförmigen Reliquiar (n. 70). Mit ihnen kam es wohl aus der Werkstatt eines Braunschweiger Meisters, der, wie jener oben besprochene, mehr als Kunsthandwerker denn als Künstler arbeitete.

Wie reich war ehedem Deutschland an Meisterwerken, da die Reste des Schatzes der einen Braunschweiger Kathedrale schon so bedeutend sind, daß sie heute den schönsten Besitz eines hohen Fürstenhauses ausmachen, einen Besitz, wie ihn nur wenige Könige aufzuweisen vermögen! Und doch ist dieser Schatz lange nicht mehr das, was er beim Ausgange des Mittelalters gewesen war. Verloren ist das oben beschriebene große Kreuz Heinrichs des Löwen; verloren gingen 1574 durch Diebstahl vier silberne Kreuze, acht silberne Reliquien-Monstranzen, vier kleine Reliquienkapseln (pacificalia) von Silber und drei andere Kunstwerke; verloren sind jene Stücke, die Herzog Anton „mitgehen hieß“ und die er „entlieh“. Wie in St. Blasius, standen auch in den anderen Kirchen Braunschweigs viele ältere und neuere Reliquiare. Besaß doch St. Aegidii nicht nur einen großen romanischen Reliquienschrein des hl. Auctor, sondern auch einen 1456 neu angefertigten gotischen, den die Bürger der Altstadt bei Processionen auf Stangen einhertrugen. Als 1473 die Pest sich nahte, veranlaßte Herzog Heinrich die Prämonstratenser, die Reliquien des hl. Sebastian in feierlicher Weise in die Stadt zu bringen. Die Bürgerschaft zog ihnen entgegen mit den Fahnen und Kleinodien der Zünfte, die Geistlichkeit mit allen Reliquiaren und Reliquien, angethan mit den kostbaren, später um so billigen Preis verkauften Gewändern. Nicht Schaulust bewog zu solchem Gepränge, nicht Eitelkeit zur Ausstellung der herrlichen Reliquiare, nicht der Wunsch, die Künstler zu unterstützen, zu deren Stiftung. Hohe, ideale Beweggründe herrschten. Verlieh doch Herzog Albert, Bischof von Halberstadt, ein Bruder des Herzogs Heinrich des Milden, 1341 einen Ablaß von 40 Tagen allen, welche die von seiner verstorbenen Schwägerin Agnes dem Dome vermachten Reliquien verehren würden. Vielleicht bezieht sich sein Ablaßbrief auf das zum Reliquiar gemachte Buch, zu dessen Decke das Schachbrett der Verstorbenen verarbeitet worden war.

Mußte nicht der Reliquiencult seiner Natur nach die Achtung vor den Heiligen, also vor den lebendigen Beispielen der christlichen Tugendhelden mehren und dadurch zur Tugend aneifern? Mußten nicht Fürsten und Volk, Arme und Reiche, Clerus und Bürgerschaft sich in christlicher Liebe nähern, weil sie sich einten zu jener Verehrung, zu Bittgängen und Gebeten? Was die Reichen zu Ehren des Heiligen hergaben, diente später ihnen wie den Armen: denn alle freuten sich gleichmäßig an der Zierde ihres Hauses Gottes.

Man redet heute so viel von Kunst und Kunstpflege, erbaut Museen und feiert Kunstausstellungen. Placate und Annoncen rufen Tausende, ja Hunderttausende herbei. Die Eisenbahnen bringen Gäste aus aller Herren Ländern. Was ist das alles zuletzt im Vergleich zur Kunstpflege des Mittelalters? Da

war jede Kirche ein Museum, das an hohen Festtagen seine Schätze ausstellte und seine Flügelaltäre öffnete. Wenn der Clerus in den reichsten Geschmeiden und Gewändern mit den kostbarsten Geräthen heranzog, da verweilten die Leute vor den Kunstgegenständen, schauten sie an, lange und ruhig, mit Liebe und Begeisterung. Nicht vom Leben losgelöste Antiquitäten standen vor einer rasch und neugierig sich weiterdrängenden Menge, nein, zweckdienliche, aus dem Volksleben mit organischer Nothwendigkeit so und nicht anders hervorgegangene, hochgeschätzte, ja geliebte Gegenstände fesselten das Auge und das Herz. Wer heute durch manche Länder Europa's reist, um wahre und volksthümliche Kunst zu studiren, findet und sieht kaum so viel, als damals ein einfacher Bürger sah und fand, wenn er seine Braunschweiger Kirchen besucht hatte und dann nach Hildesheim, Goslar und Quedlinburg ging, um über Halberstadt und Magdeburg heimzukehren.

Doch wozu Klagen und Vergleiche! Freuen wir uns lieber, daß der Braunschweiger Schatz erhalten blieb, daß er in so gute Hände, in so treue Obhut kam. Das Haus Braunschweig verdient den Dank aller Freunde mittelalterlicher Kunst unseres deutschen Vaterlandes, weil es diesen Kirchenschatz rettete, nicht nur seine kunstreichen Reliquiare, nein, auch seine Reliquien. Seine Königliche Hoheit der Herzog von Cumberland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, aber verdient dreifachen Dank, weil er seinen Schatz in zuvorkommendster Weise allgemein zugänglich machte, ihn in so mustergiltiger Weise publicirte und kein Bedenken trug, einen katholischen Ordenspriester, ein Mitglied des um reine und große Kunst so hochverdienten Cistercienserordens, zu beauftragen, die kirchlichen Kunstgegenstände und die Reliquien des Welfenschatzes in eingehendster und pietätsvollster Weise in Wort und Bild zu beschreiben. Möge das schöne Buch seine Aufgabe erfüllen, also zeigen, was die Reliquien des Welfenschatzes sind und welchen Werth seine mittelalterlichen Reliquiare besitzen, dann aber auch die praktische Werthschätzung der Reliquien und die künstlerische Nachahmung ihrer Einfassungen fördern!

Steph. Beissel S. J.

Recensionen.

Das Leben des heiligen Aloysius Gonzaga aus der Gesellschaft Jesu. Nach der ältesten italienischen Biographie des P. **Virgilio Cepari** S. J. ins Deutsche übersetzt und durch einen Nachtrag vervollständigt von **Friedrich Schröder** S. J. Mit einem Farbendruck-Titelbild, einem Lichtdruck, acht Einschaltbildern, 108 Text-Illustrationen nach authentischen Documenten und historischen Denkmälern, Portraits, Scenen, Ansichten, Intérieurs, Plänen, Autographen, Stammbaum rc. XXXII u. 468 S. 8⁰. Einsiedeln, Benziger & Co., 1891. Preis: broschirt *M.* 8; in Originaleinband mit Feingoldschnitt *M.* 10.

Wie vorauszusehen, hat die 300jährige Gedächtnißfeier eines der volksthümlichsten neuern Heiligen, des Patrons der studirenden Jugend, von dem Statthalter Christi selbst zum voraus begrüßt und aufs nachdrücklichste empfohlen, von der ganzen katholischen Welt mit gleicher Liebe bewillkommt, mehrere Gelegenheitsschriften hervorgerufen. Unter denselben ist es aber wohl das vorstehende Werk, das neben der bereits empfohlenen, vortrefflichen Lebensbeschreibung des Heiligen von P. Meschler[1] unzweifelhaft die meiste Beachtung verdient.

Den vollen Reiz der Neuheit besitzt nun diese, durch ihre glänzende Ausstattung hervorstrahlende Festschrift allerdings nicht, aber dafür den nicht zu unterschätzenden Werth der ältesten, zuverlässigsten und ehrwürdigsten Quellenschrift, auf welcher die gesammte weitere Aloysius-Literatur gründet. Als Mitschüler des hl. Aloysius im Römischen Colleg (1588—1591) hatte P. Virgilio Cepari bereits begonnen, alles, was er im Umgang mit dem heiligen Jüngling über dessen Leben erfuhr oder selbst beobachtete, niederzuschreiben. P. Hieronymus Platus (Piatti) und P. Robert Bellarmin ermuthigten und unterstützten ihn dabei durch schriftliche und mündliche Mittheilungen. Nach dem Tode des Heiligen durch andere Beschäftigungen an der Vollendung gehindert, übergab er die Handschrift dem P. Valtrino, der eigens nach Rom berufen war, um für die Geschichte der Gesellschaft zu arbeiten. Auf Befehl

---

[1] S. 249 dieses Bandes. Jetzt liegt bereits eine zweite Auflage vor; eine französische und eine spanische Uebersetzung sind angekündigt, eine ungarische ist in Arbeit.

des Generals P. Aquaviva nahm jedoch Cepari selbst die Arbeit wieder auf, reiste nach Florenz, Mantua, Castiglione, Mailand, kurz überallhin, wo der hl. Aloysius vor seinem Eintritt länger geweilt, und zog an Ort und Stelle bei lauter Augen- und Ohrenzeugen Erkundigungen über ihn ein, bei seiner Mutter und seinen nächsten Verwandten, bei seinem Erzieher Pier Francesco del Turco, bei dem Franziskanergeneral und spätern Bischof Francesco Gonzaga, der in Madrid die Berufswahl des heiligen Jünglings geprüft, bei seinen frühern Dienern, bei der gesammten Verwandtschaft und Bekanntschaft. Nach diesen Erkundigungen ergänzte er dann die begonnene Lebensbeschreibung. Dieselbe erhielt nicht nur die eidliche Approbation von vier Censoren und vom Magister S. Palatii, sondern wurde von P. Aquaviva und vielen Theologen des Ordens abermals geprüft, mit anderweitigen Proceßacten verglichen und gutgeheißen, dann von Papst Paul V. drei Cardinälen zur Begutachtung vorgelegt und auf ihre Empfehlung hin vom Papste selbst approbirt. Auf Grund derselben erhielt Aloysius (durch Breve vom 19. October 1605) den Titel eines Seligen. Das Buch erschien 1606 zu Rom bei Luigi Zannetti.

Es war nun P. Cepari vergönnt, 24 Jahre später (Piacenza 1630) selbst noch eine neue Ausgabe seiner Schrift zu veranstalten und dem dritten Theil (Von den Wundern und von der Verherrlichung des Heiligen) noch reiche Zusätze hinzuzufügen; allein die ersten zwei Theile, welche das eigentliche Leben enthielten, blieben nahezu unverändert. Die Acten der Heiligsprechung (1726) bestätigten gleich früheren Untersuchungen die Zuverlässigkeit jener ältesten Biographie; sie bildet den Grundstock der 300 Folioseiten, welche die Bollandisten, d. h. P. Janninck (Jun. V, 726—1027), dem hl. Aloysius widmeten; auch die neuere Forschung hat ihren grundlegenden Werth nur heller ans Licht gestellt, und der verdienstvolle Hagiograph P. Boëro hat sie darum (nach der Ausgabe von Piacenza) 1862 wieder neu herausgegeben, indem er seither aufgefundene Briefe u. s. w. nur als Beilagen behandelte. Alle älteren und neueren Biographen haben an dieser Quelle geschöpft, und zwar nicht nur in Bezug auf das Thatsächliche, sondern auch in Bezug auf die ascetische Auffassung und Beurtheilung des Heiligen und theilweise auch in Bezug auf die Form. Denn in Cepari vereinte sich mit dem gewissenhaften Forscher auch ein erleuchteter Geistesmann, welcher dem erbauenden Stoffe die schlichte, zum Herzen sprechende Gestalt zu geben wußte.

Ein solches Werk verdiente es in hohem Maße, bei der Centenarfeier neu aufzuleben. Indem ein gewesener Rector des Deutschen Collegs in Rom die Uebersetzung ins Deutsche besorgte, vier andere Patres diejenige in vier andere Weltsprachen, der dermalige General der Gesellschaft Jesu, der hochwürdige P. Anderledy, selbst die Widmung entgegennahm, stellt es sich zugleich als Ausdruck der ununterbrochenen Familientradition dar, welche die Verehrung des Heiligen im Mittelpunkt des Ordens und von da aus in der ganzen Welt gefunden. Es war wirklich seit fast 300 Jahren ein rechtes Familienbuch, aus dem die jüngeren Mitglieder des Ordens gewöhnlich ihr Vorbild und ihren Beschützer näher kennen lernten. Die Uebersetzung ist treu und fließend.

Auch für den Reiz der Neuheit aber ist gesorgt, und zwar in dreifacher Weise. Einmal hat P. Schröder den dritten Theil des Werkes, die Geschichte der Verherrlichung des Heiligen, durch einen sehr reichhaltigen Nachtrag (S. 316—372) fortgesetzt, in welchem an der Hand der einschlägigen Actenstücke ungemein sorgfältig alles zusammengestellt ist, was von seiten der Päpste, der Bischöfe, weltlicher Fürsten und Ordensgenossen zur Verehrung des Heiligen gethan wurde. Auch die chronologische Uebersicht und die gedrängte Charakteristik des Heiligen am Schluß möchten wir als sehr willkommen hervorheben.

Ein zweiter, nicht minder werthvoller Anhang umfaßt dann in Form von Anmerkungen die wichtigsten Ergebnisse der historisch-kritischen Specialforschung, welche seit P. Cepari über den Heiligen angestellt worden ist und welche P. Schröder selbst mit manchem interessanten Detail bereichert hat. Wir finden da Aufschluß über die Namen und Genealogie der Gonzaga's nebst einem übersichtlichen Stammbaum ihres Geschlechtes, über die Städte und Schlösser, wo einst der Heilige geweilt, über die Zimmer, die er daselbst bewohnt und die alle später in Kapellen verwandelt wurden, über seine Ahnen, seinen Vater und seine Mutter, seine Brüder und näheren Verwandten, über seinen Erzieher und dessen Familie, über seine Professoren in Madrid und Rom, über seine Lectüre und seine persönlichen Beziehungen, kurz über alles, was den Heiligen dem irdischen Blicke und einer möglichst concreten Auffassung näher rücken kann. Aus dem Conto-Buch des Erziehers Pier Francesco del Turco sind (S. 392 ff.) eine Anzahl Aufzeichnungen mitgetheilt, welche vorwiegend von culturgeschichtlichem Interesse sind, aus denen sich indes auch einzelne Daten näher bestimmen, z. B. die Abreise der Brüder Aloysius und Rudolf nach Lucca zu ihrem daselbst weilenden Vater. Nach anderen Quellen (Boletin de la Real Academia de la Historia) wird (S. 400 ff.) eine genaue Uebersicht der Reise gegeben, welche der Heilige Herbst 1582 im Gefolge der Kaiserin Maria nach Madrid und Lissabon machte. Mit der hohen Herrin besuchte er Anfang November die Kathedrale von Marseille und die Felsenklause von Sainte-Baume, im Januar von Barcelona aus die Wallfahrtskirche des Montserrat. Angaben des Spaniers Arguleta machen es wahrscheinlich, daß Aloysius gleich seinem Vater Don Ferrante in Spanien in den Ritterorden von San Jago aufgenommen wurde. Dem von Cepari gezeichneten Charakterbilde fügen nun solche und ähnliche Züge allerdings nichts gerade Wesentliches bei, da man aus demselben genugsam ersehen kann, daß Aloysius den höchsten Kreisen der Gesellschaft angehörte; allein sie geben der Zeichnung eine mehr realistische und deshalb lebendigere Färbung.

Von den Briefen des Heiligen sind einige der wichtigsten (S. 411. 420. 424. 434), ebenso seine Verzichtleistungsurkunde (S. 414—419), der schöne Brief des Vaters Don Ferrante an P. Claudius Aquaviva (S. 422) vollständig mitgetheilt, andere Briefe wenigstens auszugsweise; für die übrigen ist auf Jozzi (Lettere di S. Luigi con Annotazioni, Pisa 1889) verwiesen. Noch willkommener wäre aber wohl vielen Lesern der vollständige Abdruck sämmtlicher Briefe (in Uebersetzung) gewesen; vielleicht läßt sich das

noch bei einer folgenden Auflage bewerkstelligen. Die zwei Kinderbriefe aus Florenz (Jozzi S. 3 u. 5) sind so charakteristisch, daß man sie ungern vermißt.

Eine dritte Beigabe, welche P. Schröder mit nicht geringer Mühewaltung der ältesten Biographie verschafft hat, besteht in dem prächtigen Illustrationsapparat, welcher die Anmerkungen und damit auch die Lebensbeschreibung selbst ergänzt. In guten Portraits haben wir hier nicht nur den Heiligen selbst (und zwar in verschiedenen Lebensaltern) vor uns, sondern auch seinen ritterlichen Vater Don Ferrante und die fromme Mutter Donna Martha, die Brüder Francesco und Rudolfo, die Nichten Donna Cinzia, Olimpia und Gridonia, seinen treuen Hauslehrer Pier Francesco del Turco, seinen Novizenmeister P. Pescatore, seine Theologieprofessoren P. Gabriel Vasquez und P. Giustiniani, seinen Ordensgeneral P. Aquaviva, seinen Beichtvater, den spätern Cardinal Bellarmin, seine Studiengenossen, die PP. Mutius Vitelleschi und Virgilio Cepari, die Päpste Paul V., Sixtus V. und Benedikt XIII., König Philipp II. von Spanien, die hl. Magdalena von Pazzi. Künstlerisch wie genealogisch interessant ist die Reproduction eines Frescobildes des Andrea Mantegna in der „Camera degli Sposi" im alten Schloß zu Mantua, welches uns einen Ahnherrn des Heiligen, Lodovico III., zweiten Markgrafen von Mantua, seine Gemahlin Barbara von Brandenburg und ihren zahlreichen, blühenden Familienkreis vorführt. Ein anderes Einschaltbild illustrirt den Stammbaum der Gonzaga's durch Portraits der Familienhäupter der verschiedenen Zweige, theils nach Münzen, theils nach Gemälden und Büsten in kleinen, gleichmäßigen Medaillons ausgeführt. Dazwischen vergegenwärtigen uns alte Pläne die Wohnplätze des Heiligen in Florenz und Rom, andere Illustrationen die Häuser, Städte, Schlösser, Gegenden, in welchen er geweilt, die Kapellen und Kirchen, in denen er gebetet, die Andachtsstätten, welche später seiner Verehrung gewidmet wurden, Kreuze und Reliquien, die mit ihm in Beziehung standen. Seine Handschrift und die seiner Angehörigen ist in genauen Facsimiles reproducirt. Andere Bilder endlich gehen über den Kreis des Historischen hinaus und entsprechen nur der Andacht, welche der Heilige nach seinem Tode allüberall gefunden. Diese oder jene Illustration wird vielleicht weniger allgemein gefallen. Im ganzen haben der Herausgeber und die Verlagshandlung in treuem Verein eine wirklich interessante, reiche und künstlerisch werthvolle Ausstattung zu stande gebracht. Dieselbe greift auch nicht eigentlich ins Weltliche hinüber, sondern hält sich in dem bescheidenen Rahmen, den der erbauliche Charakter des Werkes bedingt. Wie bei einer frommen Wallfahrt wendet sich der Blick von den vielen frommen und ehrwürdigen Stätten auf den Heiligen selbst und auf sein inneres Leben, dessen Reichthum und Schönheit kein äußeres Symbol wiederzugeben vermag. Ueberflüssig sind aber solche Erinnerungszeichen nicht, denn sie erleichtern es uns, das Unsichtbare und Uebernatürliche lieb zu gewinnen. Das prachtvolle Festbuch sei allen Verehrern des Heiligen bestens empfohlen.

A. Baumgartner S. J.

Controvers-Katechismus oder wahrheitsgemäße und leicht verständliche Darstellung der Unterscheidungslehren der römisch-katholischen Kirche und der lutherisch-protestantischen Confession. Von **F. A. Häckler**, Stadtpfarrer in Scheer. Zweite Auflage, bearbeitet von Professor Dr. **Nestle**, Pfarrer in Hundersingen. VI u. 234 S. 8°. Kempten, Kösel, 1891. Preis: *M.* 1.50.

Das Werkchen muß recht brauchbar sein; sonst hätte es wohl nicht sechs Jahre nach seinem ersten Erscheinen eine zweite Auflage von fremder Hand nach dem Tode seines Verfassers erlebt. Das muß jeder von vornherein sagen. Wirklich ist die Darstellung der einschlägigen katholischen Lehren correct, der Ton, wie er in einem Controvers-Katechismus durchaus sein muß, leidenschaftslos und eher irenisch als polemisch, die Sprache allgemein verständlich, der Satzbau übersichtlich, der Druck fast fehlerfrei (S. 119 steht „Erlaß einiger Sünden" statt „Sündenstrafen", S. 153 „findet" statt „sieht", S. 233 „läugnen" statt „behaupten"). Angabe des Fundortes ermöglicht dem Leser das Nachschlagen der vielfältigen Citate. Alles das gilt im großen und ganzen. Daß aber ein Katechismus, und gar ein Controvers-Katechismus, auf den ersten Wurf vollkommen werden solle, wird niemand auch nur für möglich halten.

Kein Wunder darum, wenn auch der vorliegende, dessen zweite Auflage von der ersten nur unwesentlich abweicht, nach manchen Richtungen hin verbesserungsfähig und -bedürftig ist. War es auch lobenswerthe Pietät gegen den verewigten Verfasser, was den Herrn Bearbeiter bestimmte, sich bei den Verbesserungen auf das Allernothwendigste zu beschränken, so dürfte er sich doch im Interesse der Sache bei abermaliger Neubearbeitung größere Freiheit gestatten. Weihegewalt und Regierungsgewalt, Verdienstwerth und Genugthuungswerth der guten Werke des Gerechten sollten schärfer auseinandergehalten werden. Zu dürftig behandelt sind Opfercharakter der heiligen Messe, Nothwendigkeit des detaillirten Sündenbekenntnisses und der Cardinalpunkt in einem Controvers-Katechismus, die Erörterung über die Merkmale der Kirche, in welchem Sinn und warum die wahre Kirche der Natur der Sache, den Prophezeiungen und Christi eigenen Worten nach einig u. s. w. sein muß. Umgekehrt leidet die Darstellung im allgemeinen an einer in einem Katechismus unliebsamen Breite; dahin gehört z. B. die Lehre von der letzten Oelung, die öfter wiederkehrende Tautologie „Vergebung der Sünden und der Sündenschuld". Einzelne mangelhafte Citationen haben sich aus der ersten Auflage in die zweite hinübergeschleppt, z. B. S. 110 Irenäus „Adv. haer." statt „Adv. haer. l. I. c. 6 n. 3"; S. 146 „Kirchenpostille".

Ein Controvers-Katechismus hat jeden Ausdruck auf die Goldwage zu legen und alle übertriebenen oder unsicheren oder mißverständlichen Behauptungen unbarmherzig auszuscheiden. In diese Kategorie gehören Sätze wie: „es gibt kein größeres Unglück, als ohne Taufe zu leben und zu sterben" (S. 66); „Johannes der Täufer hatte für nichts Buße zu thun" (S. 120; Suarez meint: in hac re nihil certi statuendum); „die Lutherischen meinen durchaus, nur ihr Glaube, der lutherische, nur ihre Religion mache

selig" (S. 146); „das Neue Testament redet ganz unzweideutig, an mehreren Stellen ganz deutlich vom Fegfeuer" (S. 229. 230); S. 229 wird allzu scharf betont, Gott könne unmöglich dem sterbenden Gerechten seine noch restirenden Sündenstrafen auf dem Gnadenwege erlassen.

Die gehäuften Citate aus Luthers Schriften und Tischreden als Belege der lutherischen Lehre sollten durch solche aus den symbolischen Schriften des Lutherthums ersetzt oder einfach gestrichen oder höchstens als Nebenbemerkungen in Kleindruck gebracht werden. Kein Lutheraner wird sich heutzutage bereit finden lassen, für jede Aeußerung Luthers einzutreten. Die Ausdrücke „Lehren der lutherisch-protestantischen Confession" auf dem Titel — und „Lehre Luthers" in der Vorrede und in der Antwort auf Frage 5 decken sich keineswegs. Letztere Antwort wäre demnach auch zu modificiren.

Einen vollkommenen Controvers-Katechismus zu schreiben, ist eine der allerschwierigsten Aufgaben. Hier ist ein glücklicher Anfang zu ihrer Lösung gemacht. Möge das lohnende Ziel weiter verfolgt werden!

A. Perger S. J.

Die Arbeit, betrachtet im Lichte des Glaubens. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage von **G. Diessel** C. SS. R. Mit Approbation des bischöflichen Ordinariates Königgrätz und der Ordensobern. IV u. 300 S. 8⁰. Regensburg, Fr. Pustet, 1891. Preis: *M.* 2.

Das Buch richtet sich an christgläubige Leser. Nur für diese, nicht für andere ist eine endgiltige Lösung der socialen Frage überhaupt möglich: dies den Arbeitgebern und den Arbeitern klarzumachen und sie praktisch davon zu durchdringen, können wir füglich als Zweck und Aufgabe des Werkes bezeichnen. Weil diese Aufgabe in einer recht faßbaren, Geist und Herz ansprechenden Weise gelöst ist, dürfen wir die Schrift allen Klassen recht warm empfehlen. Wir sagen: allen Klassen, weil, wie der Verfasser sehr gut und eindringlich betont, das Joch der Arbeit in irgend einer Weise nach Gottes Willen auf allen lastet, und keiner der ernsten Arbeit sich vollständig entziehen kann, ohne sich mit Gottes Rathschluß und Gebot in Widerspruch zu setzen.

Treten wir dem Inhalte des Werkes etwas näher. Der erste Theil handelt von der Arbeit nach ihrer ursprünglichen Bestimmung, zumal für den gefallenen Menschen; der zweite Theil, unstreitig der wichtigste, von der Arbeit unter den Segnungen des Christenthums; der dritte Theil von der Arbeit in der Nacht der Religionslosigkeit und des Unglaubens.

Im ersten Theile wird demgemäß besonders erörtert, wie die Arbeit eine Strafe für die Sünde ist und nach Gottes Rathschluß stets sein soll; daß also Hartes und Unangenehmes sich nie davon abstreifen läßt und es ein thörichtes, gottloses Gaukelspiel ist, der Menschheit auch nur die Möglichkeit eines vollkommen genuß- und freudenreichen Lebens auf Erden in Aussicht zu stellen; daß aber diese Strafe bei allem Herben doch eine läuternde und erziehende sein soll.

Der zweite Theil legt zunächst dar, wie die vorchristliche Menschheit diesen Rathschluß Gottes nicht erfassen wollte, sondern sich stolz dagegen aufbäumte;

wie dabei eine verhältnißmäßig winzige Zahl der Starken und Mächtigen einen arbeitslosen Lebensgenuß sich zu verschaffen wußte, um den weitaus größten Theil der Menschheit unter der Last der Arbeit und Mühen zu erdrücken, Arbeit aber und Arbeiter zum Gegenstand der Verachtung zu machen. Von dieser gottwidrigen Lage befreite Christus die Arbeit. Sein Beispiel und sein Verdienst adelte die Arbeit und den Arbeiterstand weit über die ursprüngliche Bedeutung hinaus. Mit dem Christenthum und soweit das Christenthum lebenskräftige Wurzel schlug, erblühte ein geachteter Arbeiterstand, der glücklich war im Hinblick auf den ewigen Segen, welcher auf der Arbeit ruhte, aber auch glücklich und zufrieden durch zeitlichen Wohlstand und wirthschaftliche Blütezeit, welche weder übermäßigen Reichthum der Wenigen noch drückende Armuth der Massen kannte. Der Verfasser läßt dann aber einige wichtige Kapitel der Unterweisung folgen über die Anforderungen, welche an die christliche Arbeit und an den christlichen Arbeiter zu stellen sind, damit gerade die wichtigste Seite des durch Christus gebrachten Segens, die Frucht der Arbeit für das ewige Leben, vollauf verwirklicht werde: diese Kapitel bieten eine besonders werthvolle Erbauungslectüre; das christliche Volk kann in Predigt und Unterricht nie genug auf die hier behandelten Punkte hingewiesen werden.

Der dritte Theil zeichnet in einigen Zügen den Unsegen, welchen der Unglaube und die religions- und glaubenslose Volkswirthschaft des letzten Jahrhunderts über die Arbeiterklasse und die große Masse der menschlichen Gesellschaft gebracht hat: in die Herzen der Besitzenden ist mit dem Unglauben wieder die heidnische Verachtung der Armen und der arbeitenden Klasse eingezogen, Ausbeutung und Vergewaltigung der Schwächeren; in das Herz des verführten Volkes Unwillen, Haß, Rachegelüste, Umsturzideen; die Anstalten der christlichen Liebe sind zerstört oder doch gehemmt, und eine kalte staatliche Unterstützung soll sie ersetzen; die christliche Aufopferung hat dem Eigennutz und der Selbstsucht Platz gemacht; Verarmung der einen, schwindelhafter Reichthum der anderen ist an die Stelle eines allgemeinen mäßigen Wohlstandes getreten.

Was ist also zu thun? Der Verfasser antwortet darauf in seinem Schlußwort. Wir entnehmen demselben die folgenden Sätze:

„Sollen diese Uebel vermindert werden, so kann das nur geschehen durch eine vollkommene Beherrschung des menschlichen Lebens in seinen nationalen, internationalen und häuslichen Beziehungen seitens der Grundsätze, welche Jesus Christus aufgestellt hat.“ . . . „Bei den höheren Ständen muß an erster Stelle die Reform beginnen“; jeder hat in seinem Kreise dahin zu wirken, „die Arbeiterwelt, die Glieder der niedrigen Schichten für den Glauben und das kirchliche Leben wieder zu gewinnen . . . und der arbeitenden Klasse auch das Beispiel eines arbeitsamen Lebens zu geben“. „Wenn so mit dem Aufgebote aller Kräfte daran gearbeitet wird, die Glieder sowohl der Besitzenden wie der Arbeiterklassen für das positive Christenthum, für den Glauben und für ein wahrhaft kirchliches Leben zurückzuerobern . . . dann ist die sociale Frage noch nicht gelöst, aber dann ist jener Boden gewonnen, auf welchem die sociale Frage gelöst und einzig und allein gelöst werden kann. . . . Aller-

dings bedarf es dann noch mancher gesetzlichen Bestimmungen, um den Arbeiter aus dem Elende herauszuheben, in welches der liberale Zeitgeist ihn gestürzt hat, um ihn in seinem mühevollen Ringen zu schützen und vor Ausbeutung sicherzustellen. Indessen, diese werden sich finden lassen, wenn auch in Betreff solcher Bestimmungen unter den gläubigen christlichen Socialpolitikern verschiedene Ansichten herrschen mögen. Auf dem Boden des Christenthums würde man schon eine Einigung erzielen." Alles dies verdient die ernsteste Beherzigung.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Was ist die Wahrheit? Verfaßt von **Johann B. Rinna von Sarenbach**, herausgegeben vom Urenkel des Verfassers, Dr. **Karl Scheimpflug.** 100 S. gr. 8°. Prag, k. k. Hofbuchdruckerei, Selbstverlag, 1890.

Es lebt in diesem Drama eines längst Verstorbenen etwas von der großen, gewaltigen Zeit, in der sein Verfasser gelebt und seine poetischen Eindrücke empfangen hat und die jetzt schon ein hohes Menschenalter hinter uns liegt. Was der Dichter seinen Personen wiederholt in den Mund legt, das Wort vom Enden einer alten und Werden einer neuen Zeit in politischer wie culturgeschichtlicher Beziehung, das hat er selbst als hoher österreichischer Verwaltungsbeamter in gewonnenen und wieder verlorenen Provinzen zur Zeit des ersten Napoleon hinreichend zu beobachten Gelegenheit gehabt. Trotzdem aber glauben wir, daß die Ausarbeitung oder doch Ueberarbeitung des Stückes in die Zeit der Freundschaft Sarenbachs mit dem Philosophen Günther fällt und etwa aus dem Ende der dreißiger oder Anfang der vierziger Jahre, also aus dem Alter des Dichters (1764—1846) stammt. Wenn das Werk trotzdem durchaus modern ist, so spricht dies für seinen innern Werth mehr, als viele Worte es sagen könnten. Die Dichtung gibt sich als ein christlich-philosophisches Drama, legt aber auf die philosophische Seite das Hauptgewicht; ja die dramatische Fabel dient eigentlich nur als eine poetische Zugabe. Als Drama, bei dem die Handlung die Hauptsache sein muß, ist das Werk also nicht vollwerthig; als philosophische Dichtung in dramatischer Form verdient es dagegen volle Beachtung und ist mehr als gewöhnliche Dilettantenwaare. Die Grundidee der dramatischen Fabel ist die Frage: „Wird der Tempel von Jerusalem fallen oder erhalten bleiben?" Diese thatsächliche Frage wird aber sofort in das Reich der Idee erhoben und lautet dann: „Wird Christus mit seiner Prophezeiung von der Zerstörung des Tempels Recht behalten oder nicht?" Die Antwort auf diese Frage soll im Drama zugleich die Antwort auf eine andere bilden: „Was ist die Wahrheit?" Sehr schön ist die Einführung dieser Fragen gleich in den ersten Scenen.

Berenice hat dem Titus durch ihren Günstling Baruch die Bitte vortragen lassen, doch ja den Tempel von Jerusalem zu schonen. Dieser Bitte der Gebieterin fügt Baruch selbst noch die andere bei, seine in Jerusalem befindliche Nichte Salome zu retten. Worauf Titus schwört:

Bei Jupiter und allen Göttern, auch
Bei Berenice und mir selbst — und bei
Den Adlern Roms! ich rette, wie sie wünscht,
Den Tempel. Aber Salome! — die kaum,
Die steckt zu tief im Pfuhl Jerusalem.

Baruch bemerkt zu dem Schwur:

Die Zeugen, die du aufgerufen, sind
Zu schwach, um sich zu rächen, sollte auch
Der Tempel ganz zerfallen. Doch du schwörst
Ja nur, daß du den Willen — nicht die Macht —,
Den Tempel zu erhalten, hast. Nicht wahr?
Es gehen hier gar große Dinge vor.
Am Ende, Titus, thust du das, was du
Nicht lassen kannst, thun mußt, und steckst in Brand
Den Tempel; leichter rett' ich Salome.

Titus:

Was sagst du, Baruch? Rette Salome?
Ich rette denn — so wahr ich Römer bin! —
Und was ein Römer will, das kann er auch —
Ich rette denn —

Baruch (einfallend):

Verzeih, den Tempel nicht.
So muß ich denken, wenn's noch Wahrheit gibt.

Darüber kommt Apollonius von Tyana und sagt dem Titus eine Schmeichelei:

... Ich sah genug und kündige voraus,
Daß du am Himmel der Geschichte stets
Als Stern der ersten Größe glänzen wirst.

Titus:

An mir gewinnt der Himmel keinen Stern;
Denn höre, was von mir die Nachwelt sagt:
Unedel, herzlos, ja unmenschlich war's,
Daß Titus einst die Juden, die der Hunger
So häufig aus Jerusalem zu ihm
Ins Lager trieb, am Kreuz verschmachten ließ.
Ich wollte schrecken nur, damit der Feind
Geschwinder sich ergäbe. — Was geschah?
Ich finde nur mehr Widerstand und Trotz —
Und dennoch sagt die Eigenliebe mir,
Ich sei kein schlechter Mensch. Sieh, jenes Volk,
Das Frevel häuft auf Frevel in der Stadt
Und unverschämt genug sich heilig nennt,
Es hofft zum Lohn ein Wunder aus der Luft —
Den Göttersohn, der in Jerusalem
Die Siegesfahne über alle Welt
Zu schwingen kommt — vielleicht noch heute kommt.

Und selbst die Götter oder Gott — was ist
Daran? Der Gott von Israel besiegt
Die Götter oder läßt — wohl öfter noch —
Die Götter siegen. Lüge ist die Welt,
Und Spielball dieser Lügnerin — der Mensch.
Ich will nicht grausam sein, und bin es doch;
Ich will nur gütig sein, und kann es nicht.
Wie tief ergreifen mich die schweren Worte
Des Freundes Baruch: „Wenn's noch Wahrheit gibt!"
Und fällt der Tempel nicht, was gibt es dann?

Baruch (ruhig):

Nur Wahnsinn!

In der That, eine ebenso wirksame als tiefe Antwort. Ist die Vorhersage Christi wegen des Tempels eine Lüge, dann ist Christus eine Lüge; ist aber Christus Lüge, dann gibt es keine Wahrheit mehr, dann hat der Verstand sein Recht verloren, und Wahnsinn ist alles Denken, weil es keinen Grund mehr hat. Herrlich wird nun im Verlauf des Stückes der Beweis vorgeführt, wie die Weisheit der Heiden und der Juden nicht hinreicht, die Welt und den Menschen zu erklären, wenn Christus nicht das letzte Wort dieser Erklärung gibt. Apollonius, Titus und Fronto vertreten die verschiedenen Stufen des Heidenthums, das entweder zum reinsten religiösen Nihilismus oder zum stolzen Pantheismus gelangt, rettungslos und rathlos vor dem Räthsel des Daseins steht. Auch das ausgelebte Judenthum weiß keine Hilfe; der charakterlose Flavius Josephus ist der rationalistische Hebräer, Baruch dagegen vertritt den Theil des Volkes, der auf den letzten Ruf des Herrn wartet, um in den Weinberg der Kirche zu treten. Als diesen letzten Ruf betrachtet Baruch die Zerstörung Jerusalems und des Tempels. Der Dichter bringt die verschiedenen philosophisch-religiösen Systeme durch den Kunstgriff zur Aussprache, daß er den Feldherrn die drei Männer: Apollonius, Josephus und Baruch, bitten läßt, ihm eine Antwort auf die Frage zu geben: Was ist die Wahrheit?

Wie einst Pilatus, fragt auch Titus jetzt:
Was ist die Wahrheit? An der Antwort liegt
Weit mehr als an Jerusalem und Rom;
Jerusalem und Rom sind nicht die Welt.
Aus eurem Mund erwart' ich sie, o Freunde!

Die Berathungen der drei Philosophen nehmen nun in dem Drama den breitesten und hervorragendsten Raum ein. Das Loos entscheidet, daß zuerst der Heide Apollonius, dann Josephus und zuletzt Baruch ihr System auseinandersetzen. Inzwischen geht die Belagerung der heiligen Stadt ihren Weg; Titus hat die schärfsten und seiner Ansicht nach wirksamsten Vorsichtsmaßregeln zum Schutze des Tempels getroffen — und doch, der Tempel fällt, während Salome gerettet wird. Baruch und das Christenthum behalten also Recht.

Das der einfache Rahmen, der freilich neben diesen Hauptbildern noch manche Nebenscene umschließt, welche augenscheinlich erfunden sind, etwas mehr Bewegung in die philosophische Speculation zu bringen. Ergreifend ist die Figur der Airam, jener jüdischen Frau, welche ihr Kind gegessen hat, aus der Stadt geflohen ist und nun wahnsinnig mit einem Strohbündel im Arm, das sie für ihr Kind hält, durch das römische Lager schweift. Außer der Figur des Baruch ist dem Dichter wohl am besten die Charakteristik des Titus gelungen. Dies tritt besonders in den letzten Scenen hervor. Titus hatte seinen Günstling Liberalis den besondern Auftrag gegeben, mit seiner Schaar den Tempel zu schirmen. Liberalis hat auch sein Möglichstes gethan; als aber gegen seinen Willen ein Soldat den Feuerbrand in das Tempelgemach geworfen und Titus selbst in das Heiligthum stürzt, den Brand zu löschen, da hat Liberalis den Feldherrn am Vordringen gehindert und ihn hinausgetragen, um wenigstens dessen Leben zu retten, da an ein Löschen des Feuers ja doch nicht mehr zu denken war. Liberalis ist dafür vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt worden, weil man die Sache so auslegte, als habe er absichtlich das Feuer entzündet. Titus aber ist über diesen Spruch durchaus nicht beruhigt. Er fragt Apollonius und Josephus um ihre Meinung.

Apollonius:

Im Lager sagtest du: Ein treuer Freund,
Wie keiner, wurde aus dem Herzen dir
Gerissen. Ist es so?

Titus:

Ja, leider, ja!
Ein Liberalis ist im ganzen Heer
Nicht mehr zu treffen. Ehrgefühl und Muth
Und Redlichkeit sind angeboren ihm.

Apollonius:

Und dennoch steht er als Verbrecher da?
Mir, Titus, leuchtet das zu wenig ein.
Vielleicht hat Liberalis so gedacht:
„Der Tempel steht in Brand und ist nicht mehr
Zu retten. Aber auch mein Feldherr steht
In augenscheinlicher Gefahr, der Wuth
Der Flammen oder Schwerter sich zu opfern.
Er muß gerettet sein." Gesagt, gethan!
Wenn nun der Fall so wäre, hättest du —
Ich glaub' es nicht — mehr Lust, ihn unters Beil
Als an dein Herz zu legen? Handle frei,
Und frage nur dich selbst. Es soll — nicht wahr? —
Die Schuld gewisser als die Strafe sein.

(Titus wird nachdenkend.)

Josephus (vor sich):

Wie trefflich er auf seiner schwachen Seite
Ihn anzugreifen weiß! — Auch Titus hat
An einer schwachen Seite nicht genug;
Ich komm' ihm wohl auf andrem Wege bei.

Titus:

Ich muß gesteh'n, gewisser als die Schuld
Erscheint die Strafe. — Sprich, was soll ich thun?

Apollonius:

Thu heute nicht, was morgen du bereust.

Titus (zu Josephus):

Ich wünschte fast, daß du im gleichen Ton
Für Liberalis sprächest. Kann es sein?

Josephus:

Was Apollonius dem Titus sagt,
Hat einen Schein für sich, der blenden kann.
Für Liberalis — den so wackeren —
Wer spräche nicht mit Kraft, wenn nur das Herz
Allein entscheiden dürfte! — Schweigen muß
Das Herz, wenn der Verstand ihm widerspricht.
Das ist die Qual der Großen dieser Welt,
Daß sie so selten in der Lage sind,
Zu thun, was Güte will... Gesetzt, du sprichst
Den Liberalis los. Was wird er sein?
Ein Wurm, der stets an deinem Ruhme nagt...
Verzeihe doch! mir scheint, ich höre schon,
Was Berenice sagt: „Der Tempel fiel;
„Ich bat um Rettung. Niemand trägt die Schuld.
„Auch Titus nicht? — Den loszusprechen wag'
„Ich nicht. Ein Römer warf den Brand, und — wer
„Das Löschen hinderte — ein Römer auch,
„Kein Jude war's. Ein Liberalis ward
„Zum Tode zwar verurtheilt; doch der Tod
„Verstarb in ihm, und Liberalis lebt.
„Er that — wer weiß warum? — am Ende nur,
„Was Titus selbst gewollt; ein Possenspiel,
„Worin der große Mann zu klein erscheint!"
Und wird die Mit- und Nachwelt anders sprechen?
Wenn Wahrheit und Gefühl im Streite sind,
So beuge ich vor Wahrheit nur mein Knie.
Was eigentlich bei dir in diesem Fall
Den Sieg erringen soll, entscheide selbst...

Unterdessen erscheint Liberalis, um zum Tode geführt zu werden. Titus fragt ihn, ob er ihm nichts zu sagen habe. „Nichts anderes als: Ich scheide ohne Groll!" erwiedert Liberalis.

Titus (schwermüthig).

So überall und immer hör' ich, was
Ich nicht zu hören wünsche, — seh' ich, was
Zu sehen mir mißfällt... Jerusalem,
Du Greuel aller Laster! — Dir verdank'
Ich meine Kraft, vielleicht nur meine Lust
Zum Bösen. Hätt' ich dieses Land doch nie
Betreten! — Kopf und Herz bestreiten sich
In mir; indes geschieht, was Kopf und Herz
Nicht wollen... Hm! Das Leben bietet uns
Genuß und Schmerz. Der Schmerz vergeht mit dem
Genuß. Verliert der Mensch dabei? Nicht viel — —
Und dennoch! — — Liberalis sterbe nicht!

Ehe jedoch dieser letzte Entschluß zur Ausführung kommt, meldet der Bote bereits den Tod des Verurtheilten.

Titus:

Vorbei! —
Ich weiß am Ende nicht, ob ich's gewollt,
Ob nicht gewollt es habe. — Doch vorbei!
Die Thräne, die mir jetzt ins Auge schießt,
Sie stimmt zu spät für Apollonius.
Ich habe nicht den Muth, mit Salome
Und Baruch nur ein Wort zu sprechen. Sie,
Die leidend, aber felsenfest da steh'n,
Was denken sie von mir? (Ab.)

Wie charakteristisch dieses letzte Wort!

Minder klar dünken uns die Charaktere des Apollonius und Josephus.

Im allgemeinen fehlt, wie gesagt, die einheitliche Handlung. Die philosophische Disputation, welche sich durch drei Acte hindurchzieht und jeweilen in der Exposition eines Systems gipfelt, scheint nicht recht in ein Feldlager zu passen. Auch müßte die Disputation selbst etwas dramatisch belebter sein.

Die Sprache ist nicht immer einwandsfrei; fehlerhafte Verse, Austriacismen und Prosaismen begegnen nicht gerade selten.

Nehmen wir aber das Gedicht, wie es vorliegt, im großen Ganzen, so bleibt es immer ein bedeutsames Werk, das selbst jetzt noch die Aufmerksamkeit fesselt, wo wir an ähnliche Dichtungen mehr gewöhnt sind, als zu Anfang des Jahrhunderts. Warum der Verfasser das Werk nie herausgegeben? Daß es ihm eine Herzenssache gewesen, dieses Gedicht zu schreiben, geht aus allem hervor. Das Schicksal der Lehre seines Freundes Günther kann es nicht gewesen sein, was ihn abhielt, Anschauungen zu veröffentlichen, welche unverkennbar an Günther erinnern; denn Sarenbach starb mehrere Jahre vor der römischen Verurtheilung des Günther'schen Systems. Es ist übrigens auch nur verhältnißmäßig sehr weniges, was geändert zu werden brauchte, was aber, wie es vorliegt, nicht als zutreffend anerkannt werden kann. Das Geheimniß

der Trinität ist nicht ein Gegenstand des eigentlichen Wissens, sondern des Glaubens. Wir mögen nach der Offenbarung und mit ihr uns das Geheimniß bis zu einem gewissen Grade faßbar machen; es a priori als eine innere Nothwendigkeit durch die bloße Vernunft erweisen können wir nicht. Freilich ist es bloß Baruch, der noch nicht Christ ist, welchem die betreffende Ausführung in den Mund gelegt ist.

W. Kreiten S. J.

Cantus Sacri. Festoffertorien, Segensgesänge, Herz-Jesu- und Marienlieder &c. (24 in lateinischer, 6 in deutscher und englischer Sprache). Für vierstimmigen gemischten Chor componirt von **Ludw. Bonvin** S. J. Op. 5. Partitur-Ausgabe. Düsseldorf, Schwann, 1890.

Die vorliegende Sammlung kirchlicher Gesänge stellt sich in der an der Schwann'schen Verlagshandlung längst gewohnten freundlichen und correcten Ausstattung auch äußerlich gewinnend dar. Dieselbe enthält Compositionen über die Offertorientexte der Feste Neujahr (Beschneidung des Herrn), Epiphanie, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten; dazu eine Anzahl lateinischer kirchlicher Hymnen für Andachten vor dem heiligsten Sacramente, Marienhymnen und die marianischen Antiphonen; schließlich auch deutsche Gesänge zum Herzen Jesu und zur Mutter Gottes, wobei auch der englische Text mitunterlegt ist.

Wenn Referent über das musikalische Moment dieser Cantus Sacri sein Urtheil aussprechen soll, so steht er keinen Augenblick an, ihnen seine volle Anerkennung zu zollen. Auf jeder Seite zeigt sich in ihnen ein nicht gewöhnliches Können des Componisten sowohl im Erfinden wie auch im Gestalten seiner Tonsätze, und gerade bei letzteren berührt der sichere, nicht immer und immer wieder unterbrochene Fluß derselben sehr angenehm. Allerdings findet sich dabei bisweilen, im ganzen aber doch sehr selten, eine Härte, welche störend wirkt, oder eine Art von Hemmung, welche vielleicht besser gemieden worden wäre, so z. B. auf S. 4, wo der Baß fünf volle Tacte sein d festhält und zwar nicht zum eigentlichen Schlusse des Stückes. Was der Componist damit wollte, ist allerdings sehr verständlich und auch bezeichnend; aber die eigentliche formelle Vollendung des Satzes erscheint doch dadurch gestört.

Ein mit besonderer Sorgfalt und fein gearbeitetes Stück ist das Stabat Mater Nro. 17, wo jedoch im Tenor das gis wohl erst zum Schlusse der letzten Strophe einzutreten hätte. In seiner ganzen Haltung aber scheint, dem Referenten wenigstens, dieses Stabat Mater doch an der Grenze der Kirchenmusik zu stehen. Er sagt nicht umsonst: scheint; denn er ist sich wohl bewußt, daß dieses Urtheil viel schwieriger recht und gerecht gefällt wird, als jenes über den ästhetischen Werth einer Composition. Man darf nämlich nicht vergessen, daß die objectiv kirchlichen Normen für die Musik, soweit diese die geforderte textliche Integrität respectirt, ziemlich dehnbar sind, und daß dem alten Rechtsgrundsatze: favores sunt ampliandi, nicht so rasch derogirt werden darf. Von diesem allgemeinen Standpunkte aus ist nun die Sammlung der Cantus Sacri um so weniger zu beanstanden, als sie in ästhetischer Beziehung die kirchliche Musik gewiß nicht unwürdig repräsentirt.

Allen jenen Chören also, welche diese Art kirchlicher Musik pflegen, können die Cantus Sacri als gediegene musikalische Arbeit warm empfohlen werden. Chöre, welche andere, strengere Ansprüche an Kirchenmusik machen, werden dieselben allerdings nicht unbedingt ihrem Repertorium einreihen, obwohl auch für sie mehr als eine Nummer eine empfehlenswerthe Vermehrung desselben ausmachen dürfte. **Theodor Schmid** S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

1. **Aloysius von Gonzaga,** der heilige Jugend- und Schulpatron. Festschrift zu seiner Jubelfeier von P. Alois Niederegger S. J. Mit sechs Abbildungen. 84 S. 8°. Freising, Dr. Datterer, 1891. Preis: *M.* 1.20.
2. **Der Beruf des heiligen Aloysius.** Festspiel in drei Aufzügen. Nach dem Italienischen des P. Nic. Tolomei S. J. Nur männliche Rollen. 72 S. 12°. Freiburg, Herder, 1891. Preis: *M.* 1.

1. Die vorliegende Festschrift stellt in begeisterter und begeisternder Sprache das Bild des hl. Aloysius der studirenden Jugend vor Augen, um dieselbe zur Verehrung und Nachahmung des großen „Jugend- und Schulpatrons" anzueifern. Wie der hochw. Verfasser ausdrücklich betont, beabsichtigte er nicht, eine Biographie des Heiligen zu liefern; vielmehr wollte er „solche Züge aus dem Leben des Verklärten hervorheben, die der Nachahmung offen stehen oder den Heros jugendlicher standesgemäßer Tugend zeigen". Welche Gesichtspunkte der Verfasser bei Lösung dieser Aufgabe als die leitenden hinstellt, besagen die sechs Kapitelüberschriften: Natur und Gnadengaben — Schule und Schulung — Jugendideale — Musterthaten und Meistersprüche — Der verklärte und verehrte Jüngling — Der heilige Schutzpatron. Ein Anhang bietet unter dem Titel „Die Poesie im Dienste des Aloysius-Cultus" eine Auswahl lateinischer Aloysiusgedichte, und gibt dann das Breve Sr. Heiligkeit Papst Leo's XIII. vom 1. Januar d. J. im Wortlaute. — Die beigegebenen Illustrationen dürften den Anforderungen, welche man befugterweise an eine „Festschrift" stellt, nicht vollauf entsprechen.

2. Für Aufführungen bei der Festfeier, aber auch als anregende und erbauende Lesung wird die deutsche Bearbeitung des Tolomei'schen Festspieles sicherlich vielen willkommen sein. Künstliche Verwicklungen und starke Bühneneffecte wird man in dem Stücke vergebens suchen: Anlage und Ausführung zeichnen sich vielmehr durch große Einfachheit aus. Es ist die Berufsgeschichte des hl. Aloysius, welche in ihren Hauptzügen vorgeführt wird, aber so anschaulich und lebenswahr, daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn berichtet wird, die Aufführungen des Stückes — und diese waren besonders im vorigen Jahrhundert sehr zahlreich — hätten stets den tiefsten Eindruck auf die Zuschauer gemacht. Da das Festspiel in dieser neuen Bearbeitung nur sieben Rollen umfaßt, wird sich die Aufführung verhältnißmäßig leicht bewerkstelligen lassen.

Religionskrieg in Sicht? Ein Wort zum Frieden unter den christlichen Confessionen in Deutschland. Von Dr. M. Höhler, Domkapitular zu Limburg a. d. Lahn. Zweite, verbesserte und mit einem Sach- und Personenregister vermehrte Auflage. VIII u. 181 S. kl. 8⁰. Trier, Paulinus-Druckerei, 1891. Preis: *M.* 1.

Beim Erscheinen der ersten Auflage dieses „Wortes zum Frieden" hat die gesammte katholische Tagespresse sofort die hohe Bedeutung der Schrift nach Gebühr hervorgehoben und in längeren oder kürzeren Auszügen ihre Leser mit dem Inhalte derselben bekannt gemacht. Es kann darum auch jetzt, nach Erscheinen der zweiten Auflage, nicht unsere Absicht sein, über die in der Broschüre behandelten Gegenstände unsere Leser erst noch unterrichten zu wollen. Wir möchten nur unserer hohen Freude darüber Ausdruck verleihen, daß die von der edelsten Friedensliebe dictirte Schrift die verdiente Würdigung, sowie eine so große und rasche Verbreitung gefunden hat. Wie nämlich der hochw. Herr Verfasser in dem Vorwort mittheilen kann, war die erste, starke Auflage schon binnen wenigen Monaten vergriffen. In welchem Maße auch gläubig-protestantische Kreise aus der Broschüre den bezweckten Nutzen geschöpft haben, entzieht sich bisher der Kenntniß. In die Oeffentlichkeit wenigstens ist bis zum Erscheinen der zweiten Auflage keine Aeußerung von dorther gelangt. Wohl aber spricht der Verfasser an der Spitze der neuen Auflage seinen Dank aus „für die vielen, ihm von Angehörigen beider Confessionen mündlich und schriftlich zu theil gewordenen Beweise der Anerkennung seiner Bestrebungen". Möge die neue Auflage, die wegen ihres auf eine Mark herabgeminderten Preises der weitesten Verbreitung fähig ist, den gehofften Nutzen in ausgiebigster Weise stiften!

Freimaurerei und Socialdemokratie, oder: Ist außer der Socialdemokratie auch die Freimaurerei nachweisbar religions-, staats- und gesellschaftsgefährlich? Ein Mahnruf an Fürsten und Völker von einem deutschen Patrioten. Zweite Auflage. XII u. 172 S. 8⁰. Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (D. Ochs), 1891. Preis: *M.* 1.

Angesichts der oberflächlichen, mechanischen Art, in welcher die Bekämpfung der Socialdemokratie nicht selten aufgefaßt wird, betont vorstehende Broschüre mit Recht energisch die Nothwendigkeit, auch die tieferen Wurzeln des Uebels nicht zu vernachlässigen. Diese sind der Liberalismus und namentlich die Freimaurerei, die Hauptnährmutter des radikalen, kirchen- und religions- und dadurch auch staats- und gesellschaftsgefährlichen Liberalismus. Das Bild, welches die Broschüre von der Freimaurerei entwirft, ist durchaus wahrheitsgetreu, wechselvoll, anschaulich und, soweit der enge Raum der Schrift es gestattete, in seiner Art vollständig. Die Sprache ist die eines wahren deutschen Patrioten, dem das Wohl des Volkes und der deutschen Herrscherhäuser am Herzen liegt, und der deshalb in warmer und kraftvoller Rede vor der Gefahr warnt, welche Fürsten und Völkern seitens der Loge droht. Die Schrift eignet sich durchaus zur Massenverbreitung. Erfreulich ist es, daß schon 14 Tage nach Erscheinen der ersten eine zweite Auflage nothwendig geworden ist. Für etwaige weitere Auflagen sei hier auf einige, übrigens sehr nebensächliche Punkte aufmerksam gemacht, in welchen eine Berichtigung wünschenswerth ist. S. 75, 13. Zeile von oben: der „Sitz im Orient" bedeutet nicht einen höhern Grad, sondern einfach einen Sitz auf der Estrade der Loge, wo die Würdenträger und sonst besonders geehrte Freimaurer Platz nehmen. — S. 22, 1. Zeile von oben ist die Jahreszahl 1890 vor p. 4 ausgelassen. — S. 23 muß es heißen: Pike's, nicht Piku's. — S. 170,

18. Zeile von oben muß es heißen: 100 copies only printed and plates melted down etc. . . . express . . . — S. 171, 19. Zeile von oben muß es heißen: Navarra. — S. 172, 1. Zeile von oben: Picotin's.

Grundsätze der Volkswirthschaft von P. Matthäus Liberatori aus der Gesellschaft Jesu. Mit Beihilfe von Mitarbeitern aus dem Italienischen übersetzt von Franz Graf von Kuefstein. XVIII u. 414 S. kl. 8°. Innsbruck, Vereins-Buchhandlung, 1891. Preis: *M.* 4.80.

Das Werk will nicht eine ausführliche Volkswirthschaftslehre sein, wohl aber die Elemente und Grundsätze einer gesunden Volkswirthschaft auf christlich-philosophischer Grundlage liefern. Als solches finden wir es vortrefflich. Die Entwicklung ist so klar und gemeinverständlich, daß es den noch Unbewanderten fast mühelos in diese Wissenschaft einzuführen geeignet ist. Die Einleitung weist der Volkswirthschaft die richtige Stelle in ihrem Verhältniß zu den andern Wissenschaften an. Alsdann werden in drei Abtheilungen unter den Titeln: Production, Vertheilung, Consumtion die wichtigsten ökonomischen Fragen besprochen und die Ansichten und Systeme der Gegner, sowohl der liberalen als der socialistischen Partei, auf ihren Werth und Unwerth geprüft. Zwar gilt die formelle Bekämpfung nur älteren Gegnern; in dieser Beziehung ist es schade, daß nicht neuere Autoren mehr herangezogen sind; sachlich jedoch erfahren die Irrthümer auch der neuesten Autoren genügende Würdigung. Von besonderm Interesse dürften vor allem die Kapitel II und III der ersten Abtheilung sein, wo von den Productionsarten des Reichthums und deren Hilfsmitteln die Rede ist und kurz, aber genügend, die unbegreiflicherweise Boden gewinnende Ansicht widerlegt wird, als ob die Arbeit allein der eigentliche Bildner des Reichthums und des Werthes sei; ebenso Kapitel VI der zweiten Abtheilung, wo den liberalen Ideen der ungezügelten Concurrenz entgegengetreten und einem vernünftigen Eingreifen der staatlichen Gewalt, sowie der internationalen Verständigung über gewisse Punkte das Wort geredet wird. Es sind dieses Einzelheiten, welche deshalb besonderes Interesse wecken, weil sie Sachen betreffen, die im Vordergrund der theoretischen und praktischen Discussion stehen. Sonst könnten noch manche Punkte hervorgehoben werden, welche für das Studium der Volkswirthschaft von hoher Bedeutung sind.

Juris Ecclesiastici Institutiones in usum praelectionum. Auctore Sebastiano Sanguinetti e Societate Jesu, jam in Pontificia Universitate Gregoriana, nunc in Pontificia Superiore Academia historico-juridica Juris Ecclesiastici antecessore, Sacrarum Congregationum Concilii, studiorum, a neg. eccl. extr. consultore etc. Editio altera, aucta et expolita. VIII et 587 p. 8°. Romae, ex Typographia Polyglotta S. C. de Propaganda Fide, 1890. Preis: *Fr.* 7.50.

Das vorliegende Lehrbuch erschien in erster Auflage 1884 unter dem Titel: Juris Ecclesiastici privati Institutiones. Ueber die Aenderung des Titels verantwortet sich der Verfasser in der Vorrede und betont dabei ausdrücklich, daß er nicht die Eintheilung des Rechts in publicum und privatum überhaupt als falsch oder weniger zutreffend verwerfe. Das Buch hat sich als sehr brauchbar bewährt, was schon daraus hervorgeht, daß in so kurzer Zeit eine neue Auflage nöthig wurde. Es ist in mehreren italienischen Seminarien als Lehrbuch eingeführt und wurde

auch außerhalb Italiens beifällig aufgenommen. Und in der That vereinigt es wichtige Vorzüge: es beschränkt sich im Umfang auf die für ein Lehrbuch richtige Grenze; in der Auswahl des Stoffes ist stets auf den bestimmten Leserkreis die gebührende Rücksicht genommen; die Lehre ist zuverlässig, und die Darlegung zeigt auch Sinn und Verständniß für historische Ausführungen, sowie für ausländische (auch deutsche) Literatur.

Des Hochw. Leonhard Goffine, weiland Chorherrn des Prämonstratenser-Stiftes Steinfeld, **christkatholisches Unterrichts- und Erbauungsbuch** oder kurze Auslegung aller sonn- und festtäglichen Episteln und Evangelien samt daraus gezogenen Glaubens- und Sittenlehren nebst einer deutlichen Erklärung des Kirchenjahres, der vorzüglichsten Kirchen-Gebräuche, der heiligen Messe, einer Haus-Meß-Andacht und dem heiligen Kreuzwege, sowie den Lebensbeschreibungen vieler, dem christkatholischen Volke liebwerter Heiligen. Als 53. Auflage der Ausgabe von Georg Ott vielfach umgearbeitet und vermehrt von P. Franz Hattler, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit oberhirtlicher Genehmigung. XVI u. 772 S. Lex.-8°. Regensburg, Fr. Pustet, 1891. Preise: broschirt *M.* 2.40; in Halblederband *M.* 3. Partiepreis für 12 gebundene Exemplare bei Franco-Zustellung à *M.* 2.80.

Unter den zahlreichen Ausgaben der allbekannten und allbeliebten Goffine'schen Handpostille nimmt die des Pustet'schen Verlages unstreitig einen Ehrenplatz ein. Dies galt schon von den früheren 52, durch den verstorbenen Stadtpfarrer Ott besorgten und in mehr als 300 000 Exemplaren verbreiteten Auflagen, es gilt aber ganz besonders von der jetzt vorliegenden 53. Auflage, die durch P. Hattler eine mehrfache Umarbeitung bezw. Erweiterung erfahren hat. Nicht nur erstreckt sich die Bearbeitung auf die Unterweisungen über Glaubens- und Sittenlehren, auf die Einführung in das rechte Verständniß der kirchlichen Ceremonien und auf die Erklärung der Episteln und Evangelien, sondern sie erstrebt auch eine möglichst sinngetreue Uebersetzung der Kirchengebete und die passendste Auswahl der eingefügten Andachtsübungen. Alle Aenderungen tragen wirksam dazu bei, den Geist der Kirche bei ihrem Gottesdienste den Lesern noch mehr zu erschließen und ihnen denselben noch schätzenswerther zu machen. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich, was bei dem verhältnißmäßig sehr niedrigen Preise doppelt hoch anzuschlagen ist. Einen ebenso reichen wie würdigen Bilderschmuck bilden die 88 neuen Illustrationen; es seien insbesondere hervorgehoben die 14 Stationsbilder, sowie die 12 Landschaftsbilder aus dem Heiligen Lande, die vom Maler Ed. von Wörndle an Ort und Stelle aufgenommen sind.

1. **Kurzgefaßte Anleitung zur Theorie der Katechetik.** Von Dr. Anselm Ricker O. S. B. Dritte Auflage. 135 S. 8°. Wien, Kirsch, 1890. Preis: *M.* 1.60.

2. **Methodik des Religionsunterrichtes in der katholischen Volksschule.** Von J. P. Profittlich, erstem Seminar- und Religionslehrer. 32 S. 8°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1890. Preis: 50 *Pf.*

1. Das erste Werkchen wurde ursprünglich als Manuscript gedruckt und sollte als Leitfaden dienen bei den Vorlesungen über Katechetik, welche der hochw. Herr

Verfasser vor angehenden Theologen zu halten hat. Nach einer Reihe einleitender Paragraphen über Begriff, Wichtigkeit, Zweck, Methode, Schwierigkeit des Religionsunterrichtes, über Begriff, Nutzen, Eintheilung der Katechetik u. s. w. (S. 5—27) folgt ein kurzer Ueberblick über die Geschichte des katholischen Unterrichtes seit Anfang der Kirche (S. 27—48). Dann beginnt die eigentliche Katechetik oder wissenschaftliche Anleitung zur Ertheilung des Religionsunterrichtes in der Volksschule. Dieselbe zerfällt in vier Theile: 1) Auswahl des katechetischen Stoffes; 2) Anordnung des katechetischen Lehrstoffes im allgemeinen; 3) Bearbeitung des katechetischen Lehrstoffes; 4) Methode des katechetischen Vortrages. — Die reiche Fülle didaktischer Vorschriften, welche hier auf verhältnißmäßig engem Raume zusammengestellt sind, bekundet, daß der Herr Verfasser nicht nur die theoretischen Werke über Katechetik fleißig studirt, sondern auch in der Praxis mit scharfem Auge die geistigen Fähigkeiten und Schwächen der Kinder beobachtet hat. Unsere volle Billigung findet seine Absicht, statt der Aufstellung vieler minutiöser Regeln, die für den angehenden Seelsorger wenig Nutzen haben, nur die vorzüglichsten zusammenzufassen (Vorwort). Schade, daß diese Absicht nicht in noch vollerm Maße durchgeführt wurde. Die Darstellung ist gar zu abstract wissenschaftlich, wodurch das Studium sehr erschwert wird. Bei einer neuen, mehr populären Umarbeitung könnte der Raum, welcher durch Weglassung der vielen abstracten Definitionen und Divisionen gewonnen würde, am passendsten durch eine anschauliche Exemplification der gegebenen Regeln ausgefüllt werden. Doch wird das Büchlein auch in der gegenwärtigen Gestalt mit Nutzen gebraucht werden.

2. Das andere Schriftchen ist für katholische Lehrer und Lehrerinnen bestimmt. Es behandelt hauptsächlich die Methode, den Unterricht in der biblischen Geschichte zu ertheilen, weil der Katechismusunterricht in der Regel vom Priester gegeben und nur ausnahmsweise dem Lehrer resp. der Lehrerin übertragen wird. Doch folgen für letztern Fall auch einige kurze Andeutungen über die Behandlung des Katechismus. Am Schlusse kommen noch Winke über die Einführung der Kinder in den Geist und die Bedeutung des Kirchenjahres, sowie über die Berücksichtigung der Kirchengeschichte. — Wer die hier in klarer, übersichtlicher Weise gegebene Anleitung befolgt, wird zweifellos seinen Unterricht den Kindern angenehm und fruchtbringend machen. Gleichwohl mag in einzelnen Punkten auch ein anderes Verfahren ebenso statthaft sein.

La Passion. Essai historique, par le R. P. M. J. Ollivier, des Frères Prêcheurs. XXIV et 512 p. 8°, avec plan et gravures. Paris, Lethielleux, 1891. Preis: *Fr.* 9.

Der griechische Kaiser Justinian I. hatte bei dem Bau der Sophienkirche in Constantinopel schon einen solchen Kunstaufwand gemacht, daß er rathlos war, als es sich um die würdige Herstellung des Meßtisches am Hochaltar handelte. Er ließ also einen Schmelzguß aus allen kostbaren Metallen anfertigen und bedeckte damit den Altartisch. Aehnlich hat es der hochw. Verfasser mit der vorliegenden Geschichte des Leidens Jesu gemacht. Das Buch ist mit viel Geist und Herz geschrieben. Was Theologie, kirchliche Ueberlieferung, Mystik, Profangeschichte und Ortskenntniß boten, das hat er alles künstlich verschmolzen, um das Bild des leidenden Heilandes wirkungsvoll hervortreten zu lassen. Aber entsprach der Kostbarkeit des Stoffes an dem Justinianischen Kunstversuch auch die Kunstwirkung und der Kunstgenuß? Eine ähnliche Frage drängt sich auch dem Leser auf, wenn er das besprochene Buch

beiseite legt. Man möchte fast dafür halten, es sei in Verschmelzen all des Wirkungsmächtigen fast zu viel geschehen, um einen einheitlichen, dauernden Eindruck zu bewirken. Indessen thut das dem innern Werthe und der Vortrefflichkeit des Buches keinenfalls einen wesentlichen Eintrag.

Exercitien zur Vorbereitung auf den Empfang der heiligen Weihen. Von Dr. Joseph Mast, weiland Spiritual im Klerikalseminar zu Regensburg. Mit bischöflicher Approbation. IV u. 304 S. kl. 8°. Regensburg, Fr. Pustet, 1891.

Der hochverdiente Verfasser hat in diesem Büchlein das niedergelegt, was er in seinen früheren Stellungen den Seminarzöglingen oftmals mündlich zur Ausbildung des geistlichen Lebens vorgelegt hat. Zwar glauben wir nicht, daß man bei Abhaltung der heiligen Exercitien auf diese Vorlage sich beschränken soll. Die in dem Exercitienbuch des hl. Ignatius angegebene Methode und Reihenfolge ist für den Erfolg der geistlichen Uebungen von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Allein die in vorliegender Schrift gegebenen Erwägungen sind wahre Goldkörner sowohl für den, der die Exercitien der Weihecandidaten leitet, als auch für diejenigen, welche dieselben machen. Zudem findet der Priester darin reichen Stoff, um durch Lesung und Betrachtung auch außer den eigentlichen Exercitien den echten priesterlichen Geist in sich lebendig zu erhalten und zu erneuern. Neben der ascetischen Verwerthung der Weihe-Ceremonien und -Gebete kommen die priesterlichen Tugenden und deren Schutzmittel besonders zur Sprache.

Cursus vitae spiritualis facili ac perspicua methodo perducens hominem ab initio conversionis usque ad apicem sanctitatis. Auctore R. P. D. Carolo Joseph Morotio Congr. S. Bernardi O. Cist. monacho, theologo et concionatore. Editio nova a sacerdote C. SS. R. adornata. XX et 324 p. 8°. Ratisbonae, Fr. Pustet, 1891. Preis: *M.* 2.40.

Ein sehr mäßiger Band von etwas mehr als 300 Seiten und eine vollständige Belehrung über das ganze geistliche Leben, vom Reinigungswege und dem Kampfe gegen die Leidenschaften und sündhaften Neigungen angefangen bis zur höchsten Vereinigung mit Gott, einschließlich der außergewöhnlichen Stufen der Beschauung. Je mißtrauischer man hinzutreten möchte, um zu sehen, ob das Versprechen des Titelblattes wirklich gelöst sei, desto befriedigter wird sich der Leser fühlen, der nähern Einblick in das Buch genommen hat. Ueber alles, was zum geistlichen Leben, zum geistlichen Kampf, zum Ringen und zur Aneignung der Tugenden gehört, gibt das Werk in ungemein knapper Form eine klare und erschöpfende Unterweisung. Es ist nicht so sehr eine praktische Einführung in die verschiedenen Uebungen des geistlichen Lebens — zu dem Zwecke müßten die einzelnen Uebungen und Mitte weitläufiger behandelt werden —, als vielmehr eine Belehrung über das Wesen, die Hindernisse, die Mittel und die Stufen höhern Tugendlebens. Der neue Herausgeber verdient großen Dank für die übernommene Arbeit. Diejenigen besonders, denen die geistliche Leitung in Klöstern und frommen Anstalten, in Seminarien u. s. w. obliegt, sowie alle Beichtväter, welche in der pflichtgemäßen Ausübung ihres heiligen Amtes die dazu befähigten Seelen auch zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit anzuleiten suchen, können aus dem Werke großen Nutzen schöpfen.

Der Engel in der Familie. Von Magdalena Albini-Crosta. Mit Autorisation der Verfasserin aus dem Italienischen übersetzt. Mit Approbation des fürstbischöflichen Ordinariates Brixen. XII u. 568 S. 8°. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1891. Preis: elegant geb. *M.* 5.20.

Das vor zehn Jahren erschienene italienische Originalwerk hat der Verfasserin hohes Lob von seiten des Heiligen Vaters eingetragen. Es soll der weiblichen Jugend, besonders, jedoch nicht ausschließlich der aus den höheren Ständen, ein Wegweiser sein zur Uebung gründlicher Tugend und Frömmigkeit beim Eintritt in das so vielgestaltig bewegte Leben der Welt und während der ganzen Dauer desselben. Jedes Blatt des Buches zeigt, daß die Verfasserin mit einer feinen Beobachtungsgabe, einer tiefen Herzenskenntniß und einer durch praktische Tugend und christliches Opferleben gereiften Erfahrung an die Lösung ihrer Aufgabe gegangen ist. Die Darstellung ist dem beabsichtigten Leserkreise angepaßt. Möge das schöne Buch auch in der deutschen Uebersetzung bei den Leserinnen jenen großen Segen stiften, den es zu verbreiten so sehr geeignet ist. Nur sei bemerkt, daß die Worte S. 290 über Kauf und Verkauf an Sonn- und Feiertagen leicht zu streng aufgefaßt werden können, und daß S. 418 und 419 die Pflicht, zu gehorchen, bei einer erwachsenen Tochter doch über Gebühr betont wird.

Leben des seligen Johann Juvenal Ancina, Bischof von Saluzzo, aus der Congregation des Oratoriums des hl. Philippus Neri, seliggesprochen am 9. Februar 1890. Nach dem Italienischen frei bearbeitet von Ant. Richard, Weltpriester. Mit Bildniß. VIII u. 423 S. kl. 8°. Mainz, Kirchheim, 1891. Preis: *M.* 3.

Das Buch sucht seinen Leserkreis zunächst bei den Priestern und Priestercandidaten. Das Priesterleben, welches hier gezeichnet wird, ist für die breiten Schichten des katholischen Volkes auch der Form nach insofern nicht berechnet, als viele Ausdrücke des Seligen, welche zur Zeichnung des Charakters desselben angeführt werden, zur bessern Wahrung der Originalität in lateinischer Sprache gegeben sind. Im übrigen ist das Werk einfach und schlicht, aber anziehend und anregend geschrieben. Es liefert die Lebensbeschreibung eines Mannes, bei dem man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die schlichte Einfalt und ungeheuchelte Selbstverachtung bei den so hohen Geistesanlagen und erstaunlichen Arbeitserfolgen, oder die selbstloseste Nächstenliebe und den heldenmüthigsten Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen. Ein paar Worte des hl. Franz von Sales, seines jüngern Zeitgenossen, der zugleich mit ihm die heilige Bischofsweihe empfing und in trautester Freundschaft zu ihm stand, kennzeichnen genügend den Seligen. „Ich habe nie einen Menschen auf der Welt gesehen," sagt der hl. Franz, „der überfließender und glänzender als er mit jenen Gaben ausgestattet gewesen wäre, die der Apostel so lebhaft in jenen zu finden wünscht, welche dem Apostelamte gewidmet sind." — Die Lebensbeschreibung entfaltet sich in geschichtlicher Reihenfolge in dem weitaus größten ersten Buch. Das zweite Buch theilt, wohl als Auszug der Proceßacten, noch manche Einzelzüge mit, wodurch die Heldenmüthigkeit der einzelnen Tugenden und die dem Seligen zu theil gewordenen wunderbaren Gnadengaben erwiesen wurden.

Vie du Père Damien, l'apôtre des lépreux de Molokai de la Congrégation des Sacrés-Coeurs (Picpus) par le R. P. Philibert Tauvel de la même congrégation. 215 p. 8°. Bruges, Société de Saint Augustin (Desclée, de Brouwer et Cie.), 1890.

Der Stoff des Buches, das heldenmüthige Leben des P. Damien, welcher sich bis zum Tode für die Aussätzigen eines fernen und fremden Landes hinopferte, wird von einem seiner Mitbrüder und Gehilfen in begeisterter, aber doch zuverlässiger Weise erzählt. Warmes Lob von seiten hochstehender kirchlicher Würdenträger und der rasche Absatz (vor uns liegt ein Exemplar des 15. Tausend) machen weitere Empfehlung unnöthig, doch wollen wir den Wunsch nach einer deutschen Ueberarbeitung nicht unterdrücken. Er ist erhebend zu sehen, wie die katholische Kirche, welche auch während des Mittelalters so viel für die Aussätzigen that, immer von neuem groß angelegte Seelen zur hingebendsten Nächstenliebe begeistert und ihnen durch ihren Segen in neuen Orden und Anstalten geistige Kinder gibt, wodurch das begonnene Werk fortgesetzt wird.

Die vier letzten Jesuiten Düsseldorfs. Vier Lebensbilder. Eine historische Skizze von Heinrich Thoelen S. J. 37 S. 8°. Düsseldorf, Deiters, 1891. Preis: 60 *Pf.*

Zur Physiognomie Düsseldorfs aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gehörten auch jene vier charakteristischen Gestalten, welche unter dem Namen der „letzten Jesuiten Düsseldorfs" eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Die persönliche Erinnerung an dieselben lebt heute nur noch bei den bejahrtesten Bewohnern der mächtig aufgeblühten Düsselstadt fort. Darum war es aber auch hohe Zeit, die Hauptzüge jener Erinnerung zu sammeln und sie mit den schon vorhandenen Aufzeichnungen zu einem anschaulichen Bilde zu vereinen. Dieser Aufgabe hat sich der Verfasser vorliegender Schrift mit sichtlicher Liebe und mit dem besten Erfolge unterzogen. Das Leben und Wirken der PP. Dienhardt, Wüsten, Schulten und Granderath tritt uns im Rahmen der Zeitgeschichte einfach und wahrheitsgetreu gezeichnet entgegen. Der Verleger, welcher für eine recht gefällige Ausstattung Sorge getragen, hätte sich gewiß durch Einfügung der vier Portraits, oder, wenn dies unthunlich war, wenigstens durch Beigabe eines Bildes des volksthümlichsten der vier Jesuiten, des P. Granderath, den besondern Dank vieler Leser erworben.

De Petri Joannis Perpiniani vita et operibus (1530—1566) disserebat P. Bernardus Gaudeau S. J. Accedunt nonnulla opera Perpiniani nondum edita cum latino, tum hispanico sermone conscripta. 207 p. 8°. Parisiis, Retaux-Bray, 1891.

Der Verfasser hat in dieser Arbeit einen Mann wieder ans Licht gezogen, der in unseren Tagen beinahe ganz vergessen ist, während er zu seiner Zeit und noch lange nach seinem Tode durch die von ihm herausgegebenen Werke eine große Rolle gespielt hatte. Perpiñá, Priester der Gesellschaft Jesu, war ein hervorragender Pädagog und nach dem Urtheile Murets und Paulus Manutius' einer der bedeutendsten Humanisten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sicherlich würde er noch viel Größeres geleistet haben, hätte nicht ein allzufrüher Tod ihn im Alter von

36 Jahren aus diesem Leben gerissen. In Portugal, in Rom und Paris hatte er sich durch seine Beredsamkeit und seine Gewandtheit in der lateinischen Sprache einen nicht geringen Ruf erworben. Zu Lyon und Paris bekämpfte er in seinen sechs classischen Reden de retinenda veteri religione die Hugenotten und zog sich dadurch ihren Haß in solchem Maße zu, daß sie sogar nach seinem Tode noch in Schmähschriften ihn verfolgten. Leider ist über das Leben des Paters verhältnißmäßig nur wenig bekannt; was aber irgendwie noch zu finden war, hat P. Gaudeau mit großem Fleiße gesammelt und in der vorliegenden Schrift niedergelegt. Vergleicht man mit dieser Arbeit die von P. Lazeri S. J. im Jahre 1749 herausgegebene Diatriba de vita et scriptis P. Jo. Perpiniani, so verdient die neue Schrift in Bezug auf den biographischen Theil weitaus den Vorzug. In ihr werden eine Reihe von Thatsachen aufgeklärt, von denen bei Lazeri nichts zu finden ist. Was Gaudeau's Werk noch insbesondere werthvoll macht, sind die verschiedenen, bisher unbekannten Briefe und die anderen handschriftlichen Nachlasse Perpiñá's, welche er seiner Arbeit zu Grunde legte und zum Theil im Anhange mittheilt. Von Interesse für die Culturgeschichte jener Zeit ist der im Anhange S. 149—165 zum erstenmale gedruckte spanische Brief Perpiñá's an seine Ordensgenossen in Coimbra, in welchem er ein anschauliches Bild seiner Reise von Alcalá nach der ewigen Stadt entwirft.

Des hl. Gregor von Nazianz, des Theologen, **Lehre von der Gnade.** Eine dogmatisch-patristische Studie von Dr. Friedrich Karl Hümmer, Domvikar zu Bamberg. VI u. 143 S. 8⁰. Kempten, Kösel, 1890. Preis: *M.* 2.

Ein schätzenswerther Beitrag zur patristischen Literatur, der dem hochw. Herrn Verfasser den theologischen Doctorhut erworben hat. Das Wort Gnade im weitesten Sinne genommen als äußere oder innere, natürliche, außer- oder übernatürliche, geschaffene oder ungeschaffene Gabe Gottes an den urständlichen oder erlösten Menschen, hat der Verfasser alle Aussprüche Gregors, welche in diesen weiten Rahmen gehören, mit staunenswerthem Fleiß gesammelt und passend rubricirt und bei jedem einzelnen Citat dessen Fundstelle in der Migne'schen Ausgabe angemerkt. Daß jeder citirte Ausspruch des Heiligen unzweideutig klar und unanfechtbar sicher das besagt, was der Verfasser darin zu finden glaubt, wird der Leser wohl nicht erwarten, besonders wenn er die Vorliebe Gregors für bildliche Ausdrucksweise berücksichtigt. Die eine oder andere Aufstellung des Verfassers fiel uns auf. Auch „die habituelle Gnade ist entweder bloß zureichend oder wirksam" (S. 9) — ist wohl ein lapsus calami. Vielleicht gilt das auch von folgenden Thesen: die übernatürliche Gnade sei zur Ueberwindung der Versuchungen schlechterdings nothwendig (S. 76. 77), und zum Verdienen sei übernatürliche Liebe als Beweggrund nothwendig (S. 124); die hier angezogenen Belegstellen beweisen auch nicht, daß Gregor das eine oder das andere gelehrt habe. „Mitwirkung mit der Gnade der Beharrlichkeit" (S. 81) ist ein ungewöhnlicher Ausdruck. Die allerdings schwierigen Kapitel über das wesenhafte Einwohnen der unerschaffenen Gnade in der Seele des Gerechtfertigten (S. 107 ff.) und über „zureichende und wirksame Gnade" (S. 133 ff.) lassen an Klarheit zu wünschen. Die Ausstattung ist würdig, der Druck correct. Der auffallendste Druckfehler ist: „wenn du dem edlen Rosse seinen Lauf nehmen lässest" (S. 18).

Walafridi Strabonis Liber de exordiis et incrementis quarundam in observationibus ecclesiasticis rerum. Textum recensuit, adnotationibus historicis et exegeticis illustravit, introductionem et indicem addidit Dr. Aloisius Knöpfler. XXXVI et 101 p. 8°. Monachii, E. Stahl sen., 1890. Preis: *M.* 2.40.

Diese Neuausgabe des Werkchens Walafrids verdankt ihre Entstehung dem Wunsche, den Text bei historisch-liturgischen Seminarübungen den Theilnehmern in die Hände zu geben, da dies bei der Seltenheit und dem Umfange der Gesammtausgaben unmöglich. Der Ausgabe ist die St.-Galler-Handschrift 446 zu Grunde gelegt; verglichen sind außer den früheren Editionen von Cochläus, Hittorp, der Bibliotheca maxima zwei Münchener Handschriften. Daß Cod. Asburnham 246 nicht verglichen, begreift sich; dagegen hätte doch die Wiener (944) und die Bamberger Handschrift (A II. 53) leicht verglichen werden können. Mag auch der Text ohne diese Collation genügend festgestellt sein, so wird doch die Unterlassung den Gelehrten stets etwas befremdlich anlassen. Der Einleitung ist eine kurze biographische Notiz und ein Elenchus der von dem St. Galler Strabo verfaßten Werke beigegeben. Möge das Werkchen dem Zweck, dem es dienen will, an recht manchen Stellen förderlich werden.

Abälards 1121 zu Soissons verurtheilter Tractatus **De unitate et trinitate divina.** Aufgefunden und erstmals herausgegeben von Dr. Remigius Stölzle, a. o. Professor der Philosophie zu Würzburg. XXXVI u. 101 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis: *M.* 2.80.

Im Jahre 1121 wurden auf der Synode von Soissons verschiedene Sätze Abälards verurtheilt, welche derselbe bei seinen Vorlesungen aufgestellt. Dieselben waren, seinem eigenen Zeugniß gemäß, dem einzigen, das wir außer den kurzen, unzuverlässigen Andeutungen Berengars in dieser Sache besitzen, einem tractatus de unitate et trinitate divina entnommen. Welches war dieser Tractat? Die sogen. Theologia christiana oder die Introductio ad theologiam christianam? Darüber waren die Ansichten der Gelehrten getheilt. Cousin und nach ihm Deutsch behaupteten, dieser Tractat sei überhaupt verloren, eine Behauptung, die durch die nunmehrige Auffindung desselben in der Erlanger Hauptschrift 229 saec. XII. in interessanter Weise beleuchtet worden ist. Die Herausgabe des Tractates durch Dr. Stölzle ist durchaus mustergiltig, die vorausgeschickte Einleitung geistreich und überzeugend, namentlich Kapitel II und III, von denen ersteres ausführt, daß die Theologia christiana eine spätere Bearbeitung des Erlanger Tractats ist, während das andere den Nachweis liefert, daß wir in letzterm wirklich den zu Sens (1141) censurirten Tractat vor uns haben. Bei dem Mangel an Nachrichten, die wir über die Synode zu Sens hatten, und bei den vielfach verwirrten und sich widersprechenden Ansichten, die über Abälards Häresien in Umlauf gesetzt sind, braucht wohl auf die Wichtigkeit dieses Fundes nicht erst aufmerksam gemacht zu werden.

De insignibus episcoporum commentaria. Auctore Petro Josepho Rinaldi-Bucci. 74 p. 8°. Ratisbonae, Fr. Pustet, 1891. Preis: *M.* 1.20.

Nach den Bestimmungen des Kirchenrechts und den Angaben der älteren Liturgiker und Archäologen behandelt der Verfasser Gebrauch und Geschichte der bischöflichen Insignien: Schuhe, Kreuz, Handschuhe, Ring, Mitra, Stab und Pal-

lium. Die gründlichen Forschungen des P. Martin S. J. über den Bischofsstab, Hefele's über die Mitra u. a. m. hat er nicht verwerthet. Die Schrift bietet eine brauchbare Erklärung der Bedeutung jener Würdenzeichen und wird Katecheten oder Predigern gute Dienste leisten. Hinsichtlich der angegebenen Entstehungszeit der einzelnen Insignien ist jedoch Vorsicht geboten.

Geschichte des Verkehrswesens am Mittelrhein von den ältesten Zeiten bis zum Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts. Nach den Quellen bearbeitet von Franz H. Quetsch. Mit 42 Abbildungen. XVII u. 416 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis: *M.* 7.

Die Geschichte des Verkehrs in der seit alters so belebten Umgegend von Mainz zu geben, ist eine lohnende Aufgabe, welcher der Verfasser mit sichtlicher Liebe zur Sache viel Arbeitskraft gewidmet hat. Er behandelt in acht Abschnitten Land- und Wasserstraßen, Brücken und Ueberfahrten, Transportwesen, Schifffahrt, Botenwesen bis zur Einführung der Posten, Postwesen, Verkehr, endlich Münze, Zoll und Geleit. Dem Postwesen ist S. 118—238 besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Bei jedem Abschnitt wird die geschichtliche Entwicklung von der Römerzeit bis zum Anfange unseres Jahrhunderts nachgewiesen. In einer Hinsicht würde das Buch wohl gewonnen haben, wenn die in den einzelnen Abschnitten beigebrachten Nachrichten weniger aus der chronologischen Zusammengehörigkeit herausgehoben wären; dann würde der Leser leichter den großen culturgeschichtlichen Entwicklungsgang verstanden haben. Indessen hat ja die vom Verfasser gewählte Disposition den Vortheil, die Einzelheiten mehr hervortreten zu lassen, welche den Werth seiner Arbeit bilden. Ein neues und besonders verdienstliches Ergebniß bietet Quetsch durch den Nachweis, daß „unzweifelhaft die Mainzer Kurfürsten das Protectorat des Postwesens im Sinne der staatlichen und bürgerlichen Interessen verwalteten und daß die Vorzüge, welche dem Postwesen damals (seit dem 17. Jahrhundert) nachgerühmt wurden, hauptsächlich auf ihre Initiative (dem Taxis'schen Hause gegenüber) zurückzuführen sind". Das Buch wird vor allem den Bewohnern des Mittelrheines, dann aber auch jedem, welcher sich über die Culturgeschichte des deutschen Volkes in angenehmer und leichter Weise zu unterrichten wünscht, eine anregende Lesung bieten.

Der Todtentanz in der Michaelskapelle auf dem alten Friedhof zu Freiburg im Breisgau. 14 Abbildungen mit (7 S.) erläuterndem Text von Poinsignon. Herausgegeben vom Breisgau-Verein „Schau-ins-Land". 4°. Freiburg, Herder, 1891. Preis: *M.* 1.

Als in Folge der Belagerung Freiburgs 1744 die alte Friedhofskapelle zerstört worden war, besorgte der Gastwirth Andreas Zimmermann einen Neubau, welcher 1757 wohl durch den Maler, Bildhauer und Architekten Wenzinger „um Gottes Lohn" einen „Todtentanz" erhielt. Obwohl dessen Gemälde 1856 durch den Maler Dominik Weber in freier Weise erneuert wurden, blieb ihnen doch der Charakter ihrer Entstehungszeit, wodurch sie für die Kenntniß deutscher Kunst und Cultur des verflossenen Jahrhunderts solchen Werth haben, daß der Breisgau-Verein mit Unterstützung der Stadt eine Publikation unternahm. Dieselbe entspricht sehr wohl dem leichten, aber gefälligen Stil der anspruchslosen Bilder. Der Maler hat den Tod nicht nach mittelalterlicher Art als eingetrockneten Tänzer mit Sense und Stundenglas dargestellt, sondern als Gerippe, das sich in der verschiedensten Weise seinen Opfern naht. Die Bezeichnung „Todtentanz" paßt darum nur insofern

auf sein Werk, als es den alten Cyklus im wesentlichen festhält. In den sieben ersten Gemälden naht sich der Knochenmann dem Kinde in der Wiege, dem lernenden Knaben und dem leichten Mädchen, dem jungen Lebemann und der eiteln Jungfrau, dem Mann, welchem er das Kreuz (des Ehestandes?) abnimmt, und der eigensinnigen Frau; in den folgenden dann fünf Vertretern verschiedener Stände: dem adeligen Herrn, dem Bettler, dem reichen Kaufmann, dem Priester und dem Bauern. Das auf den Tod folgende Gericht eröffnet einen tiefern Gedankenkreis, ist aber nach dem Geiste jener Zeit so harmlos aufgefaßt und dargestellt, daß bei den auf der Linken Stehenden Schrecken und Verzweiflung nur wenig zum Ausdruck kommen. Sonst sind die einzelnen Scenen trotz des leichten Entwurfs inhaltsreiche Spiegelbilder ihrer leichtlebigen Zeit, deren Charakter sie in vorzüglicher Weise versinnbilden. Der Druck ist schön, die Ausschmückung hübsch; die Wiedergabe der Aufnahmen des Malers Weber aber sind würdig der trefflichen Anstalt von Wallau zu Mainz.

Schwester Luise. Antisklaverei-Roman von M. du Campfranc. Autorisirte deutsche Ausgabe von Humanus. 187 S. kl. 8°. Münster, Heinrich Schöningh, 1891. Preis: *M.* 1.60.

Der verdiente Herausgeber der vortrefflichen Zeitschrift „Gott will es", welche für die von höchster kirchlicher Stelle warm empfohlene Sache des Afrika-Vereins deutscher Katholiken so ausgezeichnet wirkt, bietet uns in guter Uebersetzung einen kleinen Roman, welcher ganz geeignet ist, die Antisklaverei-Bewegung zu unterstützen. Das traurige Loos der Neger in Afrika, die von elenden Sklavenjägern um eines erbärmlichen Gewinnes willen zu Tausenden geraubt und hingewürgt werden, wird sehr geschickt geschildert. Auf diesem düstern Hintergrunde hebt sich dann um so wirksamer das Lichtbild der katholischen Missionäre und namentlich der Missionsschwestern ab, die Heimat, Eltern, Freunde, alle Bequemlichkeit, ja das Leben selbst opfern, um die ärmsten Wesen aus den Banden geistiger und leiblicher Sklaverei zu befreien. Luise, die Tochter eines französischen Freidenkers und Verfassers schlechter Romane, ist eine solche Lichtgestalt; um ihrem Vater die Gnade eines guten Todes zu erwerben, um für die Seelen, die derselbe durch seine Schriften vergiftete, Gott andere Seelen zu gewinnen, macht sie das Gelübde, als Missionsschwester nach Afrika zu gehen. Die Kämpfe, die sie durchzuringen hat, bis sie Frankreich verlassen kann, und dann die Opfer, die sie bringen muß, bis sie endlich im Herzen Afrika's in ein frühes Grab sinkt, sind der Gegenstand der geschickt angelegten und durchgeführten Erzählung. Alles das ist ganz geeignet, zu erbauen, zu belehren und das Herz zu Opfern anzufeuern. Nur wäre, wenn etwa junge Mädchen bei Lesung der schönen Erzählung sich angeeifert fühlen sollten, das Beispiel Luisens buchstäblich nachzuahmen, der wohlgemeinte Rath wohl am Platze, nichts zu versprechen oder zu unternehmen ohne lange und ernste Selbstprüfung und ohne die Zustimmung eines ruhigen und erfahrenen Seelenführers.

Religiöse Bilder aus den Verlagsanstalten von Benziger & Comp. (Einsiedeln), Kühlen (M.-Gladbach) und der Missionsdruckerei zu Steyl.

Um die sentimentalen und vielfach schlecht ausgeführten französischen, so oft zu Todtenzetteln benutzten Bilder zu verdrängen, hat der Benziger'sche Verlag drei neue Folgen religiöser Sinnbilder und Figurenbilder in Schwarz und Silber mit Sprüchen und breiten Trauerrändern hergestellt (Preis das Hundert *M.* 2.40, *M.* 3 oder *M.* 3.80). Auf Verlangen besorgt er jeden gewünschten Text auf die Rückseite der Bilder (für 100 Stück *Fr.* 3—4, für jedes fernere Hundert 50 *Cts.*). Dieser

Versuch, schöne, passende und inhaltreiche Todtenzettel zu verhältnißmäßig billigen Preisen zu liefern, ist mit Freuden zu begrüßen und wird hoffentlich Anklang und so eine gedeihliche Entwicklung finden. — Zwei Sammlungen mit farbigen Bildern und Gebeten, welche den einzelnen am weitesten verbreiteten religiösen Vereinen (Verein der christlichen Mütter, der heiligen Kindheit, zum guten Tod, des heiligen Schutzengels, Congregationen) entsprechen, werden sich zu kleinen Geschenken bei der Aufnahme um so mehr eignen, da sie nicht zu theuer sind (Hundert *M.* 2.40). Benzigers neuesten Gebetszettel bieten auf vier Seiten farbige Darstellungen des Veronikabildes, der Armenseelen, des hl. Franciscus beim Gekreuzigten nach dem schönen Bilde Murillo's, des hl. Alphons von Liguori, der Einsetzung des Scapuliers mit entsprechenden Gebeten (Preis Hundert *M.* 4—4.20). — Ein neues Büchlein mit den Bildern und Gebeten des Kreuzweges ist nach Inhalt und Form recht geeignet zu weiterer Verbreitung dieser segensreichen Andacht (Preis 60 *Pf.*). — Der Kühlen'sche Verlag hat soeben in Lichtdruck das Gegenbild zu dem bereits früher (Bd. XXXVIII, S. 591) empfohlenen Portrait des hl. Johannes Berchmans herausgegeben. Es zeigt den hl. Aloysius in neuer und schöner Gestalt. Die Zeichnung rührt von Maler Windhausen her, der soeben einen großen und würdigen Kreuzweg für die Kathedrale von Roermond vollendete (Größe 51 + 58 cm, Preis 80 *Pf.*). Für die bevorstehende Feier des Centenariums des englischen Jünglings wird eine farbige Ausgabe fertig gestellt. — Gerne kommen wir auch der Bitte der Missionsdruckerei von Steyl nach, auf eine in neuer Methode (Peinture Bogaerts) hergestellte Copie des von Ittenbach gemalten Veronikabildes aufmerksam zu machen, zumal da die „Verbreitung dieses ungemein ergreifenden Bildes ohne Zweifel bei vielen die Liebe zum leidenden Heiland fördern wird und die Käufer auch dem Missionswerke eine Unterstützung zuwenden". (Größe 75 + 40 cm, Preis mit Goldrahmen *M.* 12, ohne Rahmen *M.* 6 franco in Kiste zugesandt.) Je mehr die Schaulust wächst und je gefährlicher die Reize der Verführungskunst die Augen des Volkes zu fesseln suchen, desto nöthiger werden schöne religiöse Bilder. So gereicht es uns zur Freude, diese neuen und guten Erzeugnisse hier anzeigen und empfehlen zu können.

Miscellen.

Die socialistische Bewegung in Dänemark, namentlich unter der Landbevölkerung. Die Arbeiterbewegung hat in Dänemark erst 1871 nach der Unterdrückung der Pariser Commune begonnen. Der Normalarbeitstag für erwachsene Arbeiter reicht von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends, mit wenigstens einer Stunde (von 12 bis 1 Uhr) Unterbrechung; gewöhnlich ist noch eine halbe Stunde frei für das Frühstück. Diejenigen, welche im Freien beschäftigt sind, oder überhaupt bei Licht nicht arbeiten können, fangen nicht an, bevor es Tag wird, und hören auf, sobald es dunkelt. Die Eisenbahnarbeiter müssen hie und da länger arbeiten, natürlich bei entsprechender Lohn-

erhöhung. Auch manche Meister überschreiten die Normalzeit, insbesondere in Bezug auf die Lehrlinge. Der Minimaltaglohn beträgt für einen gewöhnlichen, aber kräftigen Arbeiter zwei Kronen (eine Krone ist etwas mehr als eine Mark). In Ausnahmefällen ist der Lohn bedeutend höher; so konnten die bei den Festungsarbeiten Beschäftigten an einem Tage bis zu sechs Kronen verdienen. Allein es wurde da nicht gespart, sondern der Lohn vielfach in Wirthshäusern durchgebracht.

Zur Unterstützung der ärmeren Klassen geschieht manches, namentlich in Kopenhagen. Dort hatte schon im August 1888 die Gesellschaft zur Gründung billiger Speise- und Kaffeehäuser in Kopenhagen (Selskabet til Oprettelse af billige Spise- og Kaffehuse i Kjóbenhavn) fünf Wirthschaften errichtet. Warmes Mittagessen (zwei Gerichte, dabei Fleisch) kostet 35 Oere (100 Oere = 1 Krone), warme Einzelgerichte für den Abend 20—30 Oere. Butterbrod mit Zuthat 6 Oere (sonst 15 Oere), eine Tasse Kaffee 8 Oere, Thee oder Chocolade ebenso viel, ein Glas Milch 4 Oere. Auch gibt es ähnliche private Kosthäuser (nach Aarhus Stiftstidende 8. August 1888). Krankenkassen sind fast überall gestiftet. Eisenbahnarbeiter erhalten aus einer solchen zur Zeit der Krankheit täglich eine Krone.

Die Gesammtzahl der Socialdemokraten — nur Männer von 21 Jahren und darüber gerechnet — beläuft sich auf etwa 50 000, die sich ungefähr in dieser Weise vertheilen: Auf Kopenhagen und Seeland kommen circa 30 000, auf Jylland circa 7600 (von diesen auf Aarhus 1500, auf Horsens und Aalborg je 700, auf andere Städte und das Land 4700), auf Fünen, Lolland, Falster 2c. circa 11 000. Diese Angaben sind jedoch eher zu niedrig als zu hoch. Die Zahl der Socialdemokraten, welche an dem großen Aufzuge der Partei in Kopenhagen (Grundlovsdag 5. Juni) 1888 theilnahmen, belief sich, Frauen und Kinder mitgerechnet, nach Politikken auf 30 000, nach Aarhus Stiftstidende auf 16—18 000, nach Berlingske Tidende auf 14—15 000. Socialdemokratischen Angaben zufolge waren dabei 135 Vereine ihrer Partei vertreten.

Sechs Zeitungen sind im Dienste des Socialismus thätig: in Kopenhagen erscheinen der Social-Demokraten (der nach dem Kjóbenhavens Vejviser in 23 000 Exemplaren gedruckt wird) und das illustrirte satirische Wochenblatt Ravnen; in Aarhus der Demokraten (in wenigstens 4—5000 Exemplaren gedruckt), Horsens Arbejderblad und Randers Arbejderblad, in Aalborg Nordjyllands Arbejderblad. Im Folkething sind zwei in Kopenhagen gewählte socialdemokratische Repräsentanten, ebenso viele im Landsthing. Streiks sind viele vorgekommen, unter anderen im vorigen Sommer und Herbst der große Maurerstreik in Kopenhagen, in dem jedoch die Meister durch engen Zusammenschluß und kluges Festhalten Sieger wurden.

Ueber die socialistische Bewegung unter der Landbevölkerung veröffentlichte kürzlich Capitän J. C. La Cour, Secretär bei der königl. Landhaushaltsgesellschaft (kgl. Landhusholdningsselskab) eingehende Mittheilungen. Derselbe hat nämlich wie gewöhnlich in den ersten Heften der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für Landökonomie" (Tidsskrift for Landökonomi) eine Uebersicht über den Landbau des verflossenen Jahres gegeben. Daran an-

schließend gibt er auch Aufklärungen über die socialistische Bewegung in den dänischen Landdistricten. Diesen seinen Ausführungen muß man um so größere Glaubwürdigkeit beimessen, als er nicht nur ausführliche Mittheilungen von Staatsconsulenten und Statistikern, sondern auch landökonomische Berichte aus 42 verschiedenen Gegenden des Landes dazu benutzt hat. Er kommt zu folgendem Endresultat:

„Bis jetzt hat die socialistische Bewegung nur an einzelnen Orten augenscheinliche Erfolge errungen. Allein es wird eine starke Agitation vorbereitet; socialistische Tagblätter und Schriftchen gewinnen eine bedeutend größere Ausbreitung. Dies muß für die Arbeitgeber die stärkste Aufforderung sein, mit aller Kraft und mit allen ihnen zur Verfügung stehenden gesetzlichen Mitteln daran zu arbeiten, daß nicht eine bösgesinnte und die Gesellschaft auflösende Tendenz die Macht erhält in einer Arbeiterbewegung, deren Berechtigung man nicht mißkennen kann, bei der wir aber verlangen müssen, daß wir unsere Verhältnisse nach unseren eigenen Bedürfnissen und nach unseren dänischen Zuständen ordnen dürfen und uns nicht nach ausländischen Begriffen und Gesichtspunkten zu richten gezwungen werden. Was nämlich möglicherweise für ein Land mit vorzugsweise industriellem Charakter paßt oder nothwendig ist, paßt nicht in einem Lande, dessen Hauptstärke sein Landbau ist, das deshalb keine plötzlichen Reformen vertragen kann, sondern eine ruhige und theilweise conservative Entwicklung durchmachen muß. Außerdem ist hier zu Lande zu plötzlichem und gewaltsamem Eingreifen nicht der dringende Grund vorhanden, wie in den Ländern, wo das Land fast ausschließlich Großgrundbesitzern gehört, wo die Mittelklasse verschwunden ist und ein klaffender Abgrund die Großbürger und das Proletariat voneinander trennt. — Es ist deshalb, wenn man die revolutionären socialistischen Tendenzen der Gegenwart vor Augen hat, in unserm kleinen Land eines der erfreulichsten Zeichen der Zeit, daß, wie es scheint, die gesetzgeberische Macht die Ordnung der hierher gehörigen Fragen und zwar in solcher Weise in die Hand nehmen will, daß man auf der einen Seite gegenüber den Arbeitern sich geneigt zeigt (durch Krankheits- und Unfallversicherung, durch Versorgung alter Leute, durch das Armengesetz — das wirklich in letzter Zeit eine wichtige Verbesserung erfahren hat —, durch größere Billigkeit der Lebensmittel), vorhandenen Mängeln abzuhelfen, aber auf der andern Seite auch alle übertriebenen Forderungen abweist."

Ueber das Wesen der socialistischen Agitation bemerkt derselbe Gewährsmann: „Die socialistische Bewegung strebt danach, die dänischen Landarbeiter in eine europäische Bewegung hineinzuziehen und sie zu brutalem Auftreten sowohl bei der täglichen Arbeit als an den Wahltagen aufzuhetzen, und zwar durch Contractbruch, durch Mißtrauen und Haß gegen die Arbeitgeber und die besitzenden Klassen, durch Hegen und Pflegen der schlechten Instincte, welche sich so gut in dem Gesellschaftskreis der Arbeiter wie aller anderen vorfinden, und durch ein sinnloses Predigen über den Text, daß Armuth allein schon ein unbedingtes Recht verleihe, Forderungen an die Gesellschaft zu richten, ohne Rücksicht darauf, ob die Armuth durch Trägheit, Leichtsinn, Trunksucht und ähnliches selbstverschuldet sei oder nicht."

Wie es in den einzelnen Landestheilen bei der Arbeiterbevölkerung aussieht, mögen folgende Angaben illustriren.

Die Bevölkerung der zwei Dörfer Sundbyöster und Sundbyvester auf der (mit Kopenhagen durch Brücken verbundenen) Insel Amager besteht wesentlich aus Leuten, welche ihren Erwerb in Kopenhagen suchen, allerlei Vereinen angehören, den Social-Demokraten lesen und eifrige Socialisten sind. Dasselbe muß man von Kastrup sagen, welches theilweise eine Fabrikstadt ist mit Glaswerk, Bierbrauerei, Weberei, Düngerfabrik u. s. w. Der Social-Demokraten bringt in die Häuser, die Vereinswirksamkeit greift um sich, das Gemüthliche des Familienlebens nimmt immer mehr ab.

An der Ostküste von Jütland ist besonders die in Aarhus erscheinende socialistische Zeitung Demokraten verbreitet.

In Haads Herred (dem Landgerichtsbezirk südlich von Aarhus) haben socialistische Agitatoren überall herum Unruhe, Neid und Unzufriedenheit angefacht.

Die Gegend im Südosten von Randers ist ganz besonders heimgesucht von socialistischen Unruhestiftern. Es fehlt an Knechten und Mägden; der Lohn ist um 50 % gestiegen, und dazu sind die Arbeiter schlechter und unzuverlässiger als früher. Die Trunksucht nimmt zu. Mehr oder weniger werden die Arbeiter für den Socialismus gewonnen, dessen Lob von Rednern aus den Städten verkündet wird; man wünscht namentlich kürzere Arbeitszeit und größern Taglohn, dagegen ist die Lust, durch Accordarbeit mehr zu verdienen, viel geringer als früher.

Aehnliche Erscheinungen werden in Lysgaard Herred (südlich von Viborg) constatirt, wo Knechte und Mägde schon in sehr jungen Jahren heiraten, weil es leicht ist, Anleihen zu machen und sich so ein kleines Anwesen zu kaufen. Doch wird dadurch die Zahl der Taglöhner vermehrt.

Derselbe Grund immer zunehmender Verarmung macht sich auf der Insel Mors im Liimfjord geltend: besitzlose Leute heiraten ganz jung und haben dann nichts, womit sie ihre Kinder kleiden und ernähren können.

In der Gegend von Skjern, im westlichen Jütland, ist besonders die Lesewuth eingerissen; die Knechte drehen am Abend nicht mehr Strohseile, wie das früher Sitte war — eher dingen sie sich dazu einen Husmand (Kleinbauern) aus der alten Schule oder einen Aftaegtsmand (Altsitzer) —, sondern sie lesen ihre Zeitungen und Romane aus der Pfarrbibliothek, und haben sie diese Bibliothek durchgelesen, so fangen sie mit der nächstgelegenen Leihbibliothek an. Ebenso machen es die jungen Bauern und Bauernsöhne, auch die jungen Kleinbauern. Hausfleiß (Husflid, Hausarbeit) üben nur noch die Alten. Ist das nicht eine recht häßliche Schattenseite des modernen, fast ganz religionslosen Schulwesens?

Von fast allen angegebenen Gegenden und von manchen anderen her wird geklagt, daß das Gesinde den Herrn spielen will, sehr große Ansprüche macht, seine Arbeit schlechter verrichtet oder immer größern Lohn verlangt.

Die hier mitgetheilten Einzelheiten beziehen sich nur auf das Land. In den Städten sind die Verhältnisse nur noch verwickelter und schlimmer.

Zum Eherecht im „Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich“. Gegenwärtig herrscht in Betreff des geplanten Eherechtes ein gewaltiger Wirrwarr; das sehen wir aus einer Broschüre des Herrn Landgerichtsraths Pfizer in Ulm: „Ehe, Staat und Kirche“ (Heft 72 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen“). Dort lesen wir, daß auf dem Juristentage zu Straßburg die Frage nach der künftigen Gestaltung des Ehescheidungsrechtes im Vordergrunde stand. „Ganz einverstanden war mit dem Entwurf (des neuen bürgerlichen Gesetzbuches) niemand.... Wie es aber zu verbessern sei, darüber gingen die Meinungen weit auseinander.“ Jedoch die einzig richtige Lösung der Schwierigkeiten (wenigstens für die katholische Bevölkerung), die Lösung, daß man das eheliche Personenrecht, wie von altersher, der Kirche überlasse, ward von niemandem befürwortet. Denn „darüber, daß die Ordnung des Eherechtes, also auch der Ehescheidung, Sache des Staates sei, waren — wenigstens den Worten nach — alle Redner einig“, und mit der römischen Curie, meint auch Herr Pfizer (S. 22), sei „jede Verständigung in diesem Punkte unmöglich“. Dafür herrschte aber auch die größte Rathlosigkeit in Betreff einer positiven Regelung, ob z. B. der Wahnsinn, und welcher Grad von Wahnsinn (ob z. B. ein nicht unheilbarer, ob eine bloße fixe Idee), zur Ehescheidung berechtigen solle.

Mit Recht betont Herr Landgerichtsrath Pfizer und mit ihm der ganze Liberalismus: „Das Staatsgesetz soll nichts vorschreiben, was das Sittengesetz mißbilligt“ (S. 12). Daneben aber verlangt er und abermals mit ihm der ganze Liberalismus, daß die Ehe, auch der Katholiken, dem Staate unterworfen werden soll. Er zwingt hierdurch, wie in diesen Blättern früher gezeigt wurde (siehe Bd. XXXIV. S. 493 ff.; vgl. auch Bd. XXXV. S. 1 ff. und Bd. XXXIX. S. 459 ff.), die Katholiken unter Umständen zu einem Zusammenleben, welches nach der Sittenlehre der Katholiken als schwere Verletzung des Sittengesetzes bezeichnet werden muß. Auch ein hübsches Stück politischer Heuchelei, es sei denn, daß grobe Unwissenheit die Herren entschuldigt!

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Einundvierzigster Band.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1891.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des einundvierzigsten Bandes.

Recensionen.

Miscellen.

Altes und Neues in der Encyklika über die Arbeiterfrage.

Eine Kundgebung des Heiligen Stuhles wie die jüngste Encyklika über die Arbeiterfrage ist heutzutage ein Ereigniß von weit größerer Tragweite, als es dies in früheren Zeiten, selbst noch vor wenigen Decennien, sein konnte. Das päpstliche Schreiben hat in den verschiedensten Kreisen sehr verschiedene Empfindungen wachgerufen: bei den Katholiken eine freudige Aufnahme, bei akatholischen Lesern theils Bewunderung, theils Enttäuschung, theils Widerspruch. Doch haben die vornehmeren Blätter jeglicher Richtung und Schattirung es anerkannt und mußten es anerkennen, daß Leo XIII. in meisterhafter Weise seines hohen Amtes gewaltet hat als Lehrer der katholischen Kirche und als Rathgeber für Fürsten und Völker der gesammten civilisirten Welt.

Es soll an dieser Stelle die Bedeutung der Encyklika nach der wirthschaftlichen und socialpolitischen Seite für diesmal nicht im einzelnen näher beleuchtet werden. Worauf wir aufmerksam machen wollen, ist dies: die katholische Kirche zeigt sich hier so recht einestheils als unwandelbar treu in der Wahrung und Verkündigung der ihr anvertrauten Lehren, anderntheils als stets lebendig und jugendkräftig in der Erklärung und Anwendung derselben auf die jeweiligen Verhältnisse. Die einen Gegner werfen ihr vor, sie habe sich überlebt, Verknöcherung und Todtenstarre sei ihr Gepräge; die anderen Gegner wollen Wandelbarkeit und Inconsequenz an ihr entdecken: beide Anklagen sind grundlos. Die Kirche ist unbeugsam und unwandelbar in der Wahrheit — das ist ihr Ruhm und ihr innerstes Wesen; zur Unwahrheit kann sie nie abfallen. Aber auch lebenskräftige Entwicklung auf dem Boden der Wahrheit ist bei ihr gesichert und ist stets ihr Charakter; das macht sie ewig zeitgemäß und immer hilfsbereit in allen noch so veränderten Lagen und Zuständen der Menschheit und menschlichen Gesellschaft.

Leo XIII. ist in seiner Encyklika sich ganz bewußt, daß er vollständig auf dem Boden der kirchlichen Vergangenheit steht, und daß er nur die mit der Kirche wesentlich verwachsene Aufgabe mit neuem Ausdruck bezeichnet, wenn er den Antheil der Kirche, der staatlichen Gewalt und der Privatthätigkeit an der Lösung der Arbeiterfrage näher erklärt und umgrenzt. „Die Kirche ist es," sagt er wörtlich, „welche aus dem Evangelium einen Schatz von Lehren verkündet, unter deren kräftigem Einfluß der Streit sich beilegt oder wenigstens seine Schärfe verlieren und mildere Formen annehmen muß; sie ist es, die den Geistern nicht bloß Belehrung bringt, sondern auch mit Macht auf eine den christlichen Vorschriften entsprechende Regelung der Sitten bei jedem Einzelnen hinwirkt. Die Kirche ist ohne Unterlaß damit beschäftigt, die sociale Lage der niederen Schichten durch nützliche Einrichtungen zu heben; sie ist endlich vom Verlangen beseelt, daß die Kräfte und Bestrebungen aller Stände sich zur Förderung der wahren Interessen der Arbeiter zusammenthun, und hält ein Vorgehen der staatlichen Autorität auf dem Wege der Gesetzgebung innerhalb der nöthigen Schranken für unerläßlich, damit der Zweck erreicht werde."

Um dem Leser das Gesagte verständlicher zu machen, ist es zweckentsprechend, wenn wir die hauptsächlichsten Lehrsätze der Encyklika in kurzer Fassung herausheben, dieselben als die althergebrachte katholische Lehre aufweisen und die für unsere Zeitverhältnisse so bedeutsamen Entwicklungen und Folgerungen fixiren, an denen die Encyklika so reich ist.

I.

Zuerst stellt der Heilige Vater die Thatsache der traurigen Lage eines großen Theiles des Arbeiterstandes fest und die Nothwendigkeit schleuniger Hilfe, weist aber entschieden die Hilfe zurück, welche die Socialdemokratie zu bringen vorgibt, weil dieselbe auf wesentlichem Unrecht fuße und allen Klassen, einschließlich der Arbeiterklasse, auch zum zeitlichen Unsegen und Verderben gereiche. Die diesbezüglichen Ausführungen gipfeln in zwei Sätzen: 1. Der Privatbesitz nicht nur an beweglichen, sondern auch an unbeweglichen Gütern, namentlich an Grund und Boden, ist ein in der menschlichen Natur begründetes, vom Staate nicht abhängiges und nicht zerstörbares Recht. 2. Die Familie hat vom Staate unabhängige Rechte; insbesondere darf die väterliche Gewalt und die Sorge für Erhaltung und Erziehung der Kinder nicht den Eltern genommen und vom Staate an sich gezogen werden.

Diese grundlegenden Wahrheiten richten in der Encyklika ihre Spitze gegen die von der Socialdemokratie gewollte Zerstörung des Privateigenthums und der Familie. Ihre Folgerungen gehen aber weiter als gegen die grundstürzenden Ideen der Volksbethörer.

Nachdem der Papst die Fundamentalsätze der Umsturzpartei als ungerecht und verderblich gekennzeichnet und so dargethan hat, wie eine Abhilfe der mißlichen Lage des Arbeiterstandes nicht in Angriff genommen werden dürfe und könne, geht er auf die positiven Mittel zur Abhilfe über. Er fordert dabei die thatkräftige Mitwirkung aller Factoren, d. h. der Kirche, der staatlichen oder öffentlichen Gewalt und der Privatthätigkeit. Alles kommt hier auf die richtige Vertheilung an. In dieser Beziehung können wir die leitenden Ideen der Encyklika in folgende kurze Sätze zusammenfassen.

1. Die Grundlage für eine gedeihliche Lösung der wirthschaftlichen und socialen Fragen ist nothwendig die Inanspruchnahme der Kirche und ihrer Thätigkeit: ohne ihre Belehrung und Erziehung ist auch die zeitliche Wohlfahrt der Menschheit auf Flugsand gestellt; bei freier Entfaltung ihrer Kräfte gibt die Kirche nicht bloß der Menschheit jene nothwendige Belehrung und Erziehung, sondern durch positive Anstalten zum Schutz und zur Förderung des menschlichen Wohles entlastet sie auch zum guten Theile die anderen Factoren von ihrer Sorge und Arbeit.

2. Bezüglich der Thätigkeit der Staatsgewalt muß, wie Staatsohnmacht, so auch Staatsallmacht abgewiesen werden; der Staat soll die Thätigkeit der anderen Organe unterstützen, nicht aufsaugen; unterstützen soll er Individuum, Familie, Vereine durch Schutz ihrer Rechte und durch positives Eingreifen zur Förderung des allgemeinen Wohls, wo die Thätigkeit der anderen unvermögend ist. Außer dem Rechtsschutz im engern Sinne soll der Staat seine Aufgabe zur Förderung des allgemeinen Wohls besonders dadurch lösen, daß er für Aufrechthaltung von Zucht und guter Sitte sorge, daß er auf Einschränkung der Steuern und gerechte Vertheilung derselben bedacht sei, daß seine ganze Einrichtung, die Gesetze und Verwaltung ein Aufblühen des Ackerbaues, des Handels und der Industrie begünstige und von selbst hervorbringe. Das sind die großen Umrisse, in welche dann der Papst recht viele Einzelheiten hineinzeichnet und so die Aufgabe der Staatsgewalt auf die gegenwärtigen Verhältnisse anwendet. Die positive Hilfe und Förderung des öffentlichen Wohles liegt besonders in folgenden Worten im allgemeinen ausgedrückt:

„Die Beihilfe also, welche vom Staate zu erwarten wäre, besteht zunächst im allgemeinen in gesetzlichen Verordnungen und Einrichtungen, die eine gedeihliche Entwicklung des Wohlstandes befördern. Hier liegt die Aufgabe einer einsichtigen Regierung, die wahre Pflicht jeder weisen Staatsleitung. Was aber im Staate vor allem den Wohlstand verbürgt, das ist Ordnung, Zucht und Sitte, ein wohlgeordnetes Familienleben, Achtung vor Religion und Recht, mäßige Auflagen und gleiche Vertheilung der Lasten, Betriebsamkeit in Gewerbe, Industrie und Handel, günstiger Stand des Ackerbaues und ähnliches. Je umsichtiger alle diese Hebel benützt und gehandhabt werden, desto gesicherter ist die Wohlfahrt der Glieder des Staates. — Hier öffnet sich also eine weite Bahn, auf welcher der Staat für den Nutzen aller Klassen der Bevölkerung und insbesondere für die Lage der Arbeiter thätig sein soll; und geht er auf dieser Bahn voran, so ist durchaus kein Vorwurf möglich, als ob er einen Uebergriff beginge; denn nichts geht den Staat seinem Wesen nach näher an, als die Pflicht, das Gemeinwohl zu befördern, und je wirksamer und durchgreifender er es durch allgemeine Maßnahmen thut, desto weniger brauchen anderweitige Mittel zur Besserung der Arbeiterverhältnisse aufgesucht zu werden."

Ueber den eigentlichen Rechtsschutz, den der Staat den Einzelnen und allen Klassen der Staatsbürger zu leisten habe, und der immerhin auch einige Rechtsbeschränkungen mit sich bringen kann, äußert sich der Papst sehr nachdrücklich und ins einzelne gehend. Gegen die Staatsallmacht sind dann aber Worte gerichtet, wie die folgenden:

„Der Bürger und die Familie sollen allerdings nicht im Staate aufgehen, wie gesagt wurde, und die Freiheit der Bewegung, soweit sie nicht dem öffentlichen Wohle oder dem Rechte anderer zuwider ist, muß ihnen gewahrt bleiben." Und weiter: „Nur soweit es zur Hebung des Uebels und zur Entfernung der Gefahr nöthig ist, nicht aber weiter, dürfen die staatlichen Maßnahmen in die Verhältnisse der Bürger eingreifen."

Einer Beschränkung der Staatsallmacht redet dann der Papst in dem ganzen letzten Theile der Encyklika das Wort, wo er von der Privatthätigkeit, d. h. der Thätigkeit durch Privatvereine spricht. Diesen legt er eine große Wichtigkeit und einen bedeutenden Antheil bei zur gedeihlichen Lösung der ihn beschäftigenden Frage. Das grundsätzliche Urtheil über derartige Gesellschaften und ihrer Rechte gegenüber dem Staate liegt in folgenden Worten:

„Jene Gesellschaften hingegen, die sich im Schoße des Staates bilden, heißen private, weil ihr nächster Zweck der private Nutzen, nämlich der Nutzen ihrer Mitglieder ist. ‚Eine private Gesellschaft,‘ sagt der heilige Thomas (Contra impugn. Dei cultum et relig., c. 2), ‚ist jene, welche ein privates Ziel verfolgt; eine solche ist z. B. vorhanden, wenn zwei oder drei sich zur Durchführung eines Handelsgeschäftes verbinden.‘ Wenngleich nun diese privaten Gesellschaften innerhalb der staatlichen Gesellschaft bestehen und gewissermaßen einen Theil von ihr bilden, so besitzt der Staat nicht schlechthin die Vollmacht, ihr Dasein zu verbieten. Sie ruhen auf der Grundlage des Naturrechtes; und das Naturrecht kann der Staat nicht ändern; sein Beruf ist es vielmehr, dasselbe zur Anerkennung zu bringen. Verbietet ein Staat dennoch die Bildung solcher Genossenschaften, so handelt er gegen sein eigenes Princip, da er ja selbst ganz ebenso wie die privaten Gesellschaften unter den Staatsangehörigen einzig aus dem natürlichen Triebe des Menschen zu gegenseitiger Vereinigung entspringt. — Allerdings ist in manchen einzelnen Fällen die staatliche Gewalt vollauf berechtigt, gegen Vereine vorzugehen; so, wenn sie sich zu Zielen bekennen, die offenkundig gegen Recht und Sittlichkeit oder sonstwie gegen die öffentliche Wohlfahrt gerichtet sind. Steht dem Staate die Befugniß zu, die Bildung solcher Vereine zu hindern und bestehende aufzulösen, so liegt es ihm andererseits sehr strenge ob, jedem Eingriffe in die Rechte der Unterthanen aus dem Wege zu gehen. Der Vorwand des nöthigen Schutzes für die öffentlichen Interessen darf ihn auf keine Weise zu Schritten verleiten, die irgend eine Ungerechtigkeit einschließen. Denn staatliche Gesetze und Anordnungen besitzen innern Anspruch auf Gehorsam nur, insofern sie der Vernunft und ebendeshalb dem ewigen Gesetze Gottes entsprechen.“

II.

Hat nun mit Aufstellung all dieser Sätze Leo XIII. eine neue Lehre verkündet oder nur die althergebrachte katholische Wahrheit ausgesprochen und dem Verständniß der Jetztzeit näher gebracht? Unbedingt nur letzteres. Wir brauchen bloß die einzelnen oben von uns ausgezogenen Sätze zu berühren: daß sie beständig von der Kirche und den katholischen Gelehrten vertreten wurden, springt sofort in die Augen.

Das Privateigenthum, auch an Grund und Boden, galt ihr stets für unverletzlich und heilig; Diebstahl und Raub waren ihr nach den Lehren des Alten und Neuen Bundes immer ein Verbrechen. Und wenn königliches Ansehen die Macht zur Vergewaltigung des Privatbesitzes mißbrauchte, so

wurde das immer als ein um so schlimmerer Raub betrachtet. Statt aller mag hier der hl. Thomas von Aquin reden, der in seiner theologischen Summa (II. II. qu. 66. a. 2) mit Berufung auf die Lehre der alten Kirchenväter sagt: „Es ist also ein Irrthum (d. h. nach dem Zusammenhang: Irrthum im Glauben), wenn man behauptet, der Mensch dürfe nicht Privateigenthum besitzen." Daß aber diese Befugniß nicht von der öffentlichen Gewalt herzuleiten sei, oder nach deren Gutdünken abgeschafft werden könnte, sagt der heilige Lehrer an derselben Stelle mit den kurzen, aber klaren Worten: „Der Privatbesitz ist nicht nur erlaubt, sondern er ist auch zum menschlichen Leben nothwendig aus einem dreifachen Grunde: zur Weckung größerer Sorgfalt, zur Vermeidung von Unordnung, zur Wahrung des gegenseitigen Friedens."

Als zweiten Satz stellten wir ein anderes, ebenso vor dem Staate bestehendes Recht hin, das gleichfalls vom Staate unberührt gelassen werden muß: das Vater- und Elternrecht auf die Kinder. Wie tief das Festhalten an diesem Recht in der kirchlichen Ueberzeugung wurzelt, erhellt daraus, daß die Theologen insgesammt den Eltern die Pflicht auferlegen, für den Unterhalt eines auch noch so mißrathenen und unwürdigen Kindes aufzukommen, wenn es sonst nicht den Lebensunterhalt hat, und daß sie sich hierbei auf das Naturrecht stützen, von dem kein bürgerliches Recht entbinden könne; daß sie ferner bezüglich der Erziehungspflicht der Kinder eine Entlastung der Eltern von vornherein für ausgeschlossen erachten und darum sogar als Vorbedingung für den Eheabschluß den Ausweis verlangen für die Befähigung der Brautleute, zum mindesten die allernothwendigste Unterweisung und Erziehung der erhofften Kinder leisten zu können; geschieht aber Erziehung und Unterricht durch andere, so lastet doch die Verantwortlichkeit für Wahl und Leistung der Stellvertreter auf den Eltern; Pflicht und Recht beruhen auf dem durch die Natur selbst gegebenen unzerstörbaren Verhältnisse derselben zu ihren Kindern. Der hl. Alphons von Liguori macht ohne jede Gegenbemerkung den allgemein angenommenen Satz zu dem seinigen: „Des Anrechts auf seinen Antheil am elterlichen Vermögen kann zwar nach bürgerlichem Rechte ein Sohn aus gerechter Ursache beraubt werden . . ., doch nicht desjenigen Theils, der zum Lebensunterhalte gehört; dieser gehört ihm kraft des Naturrechts, und dessen kann kein bürgerliches Recht ihn berauben" (Theol. mor. l. III, n. 341). Bei der Gewissenserforschung der Eltern ist ihm der allererste Punkt, „ob sie etwa nachlässig gewesen seien in der Erziehung ihrer Kinder". Uebrigens nimmt in allen Lehrbüchern, welche

von den Elternpflichten handeln, diese Pflicht und dieses Recht die oberste Stelle ein.

Wir kommen jetzt zu denjenigen aus der Encyklika herausgehobenen Sätzen, durch welche die Befugniß der staatlichen Gewalt zu einem Eingreifen in die bürgerlichen Verhältnisse beleuchtet und erläutert wird. Die von Alters her maßgebende Auffassung der Kirche über diesen Punkt dürfen wir sicher, ohne Gefahr, zu irren, sowohl beim hl. Thomas von Aquin suchen, als auch in dem Römischen Pontificale an der Stelle, wo bei einem höchst feierlichen Act, der kirchlichen Königsweihe und -Krönung, in ergreifenden Worten Recht und Pflicht eines christlichen Königs dem zu Weihenden ans Herz gelegt werden. Der König ist da Repräsentant der ganzen öffentlichen Gewalt in zeitlichen Dingen. Um demselben nun summarisch die Lasten und Pflichten vor die Seele zu führen, mahnt ihn vor den versammelten Kirchenfürsten der Consecrator zunächst zur unentwegten Treue gegen Gott und die Kirche und fährt dann betreffs der Pflichten gegen das Reich und die Unterthanen also fort: „Der Gerechtigkeit, ohne welche keine Gesellschaft dauerhaft ist, sollst du unerschütterlich gegen alle walten, den Guten Lohn, den Bösen verdiente Strafe zutheilen. Die Wittwen und Waisen, die Armen und Schwachen sollst du gegen jede Unterdrückung schützen. Allen, die zu dir flüchten, sollst du, gemäß deiner königlichen Würde, dich gütig, mild und freundlich erzeigen. Dein ganzes Thun und Lassen soll ein Beweis sein, daß du die Herrschaft führest nicht zu deinem Privatnutzen, sondern zum Wohle des Volkes, und daß du nicht hier auf Erden, sondern droben im Himmel den Lohn deiner Gutthaten erwartest.“ [1] Die Aufrechthaltung von öffentlicher Zucht und guter Sitte, der Rechtsschutz für alle, vorzüglich für die Schwächeren und Bedrängten, treten sehr stark in den Vordergrund als die praktisch dringlichsten Pflichten — ganz wie Leo XIII. in seiner Encyklika diese Punkte hervorhebt; doch erschöpft sind damit die Pflichten und Rechte des Trägers der öffentlichen Gewalt nicht. Das allgemeine Wohl des Volkes und Reiches muß seinem ganzen Umfange nach, soweit das zeitliche Interesse es erheischt, dem

[1] Dem Wesen nach kommt diese Erinnerung an die königlichen Pflichten und Rechte schon in den alten Krönungsordnungen vor, sowohl in der römischen Kaiserkrönung durch den Papst als auch in der deutschen Königskrönung durch den Kölner Erzbischof. Die Erinnerung trat jedoch nicht in Form einer Anrede auf, sondern in Form feierlicher Versprechungen, welche der zu Krönende ablegte. So wurde es schon zur Zeit der Karolinger gehalten. Vgl. Pertz, Mon. Germ. hist. l. II. 187 sq. 384 sq.

König am Herzen liegen und ihn in seinen Maßnahmen bestimmen. Es ist dieses sogar theoretisch der universellere Ausdruck für die Pflichten und Rechte des Trägers der öffentlichen Gewalt. Den Ausführungen des hl. Thomas von Aquin über das Gesetz (Summ. theol. I. II. qu. 90—96) liegt diese Auffassung zu Grunde; sie wird nicht ausführlich dargelegt, aber an vielen Stellen genugsam angedeutet.

Dem Träger der öffentlichen Gewalt legt der heilige Lehrer zunächst die gesetzgebende Gewalt bei: „Gesetze zu erlassen, steht entweder der Menge des Volkes zu, oder der öffentlichen Person, welcher die Sorge für das Volk obliegt.“ — „Gesetz aber heißt etwas ganz besonders insofern, als es sich auf das Gemeinwohl bezieht; jedes Gesetz muß auf das Gemeinwohl hingerichtet sein.“ — Das Gemeinwohl wird an anderer Stelle näher erklärt: „Zwar gibt es keine Tugend, von welcher nicht irgend ein Act durch menschliches Gesetz könnte vorgeschrieben werden: allein dasselbe kann doch nicht alle Acte jeglicher Tugend vorschreiben, sondern nur solche, welche auf das Gemeinwohl entweder unmittelbar oder mittelbar hingerichtet werden können: unmittelbar, wenn nämlich irgend etwas direct das Gemeinwohl fördert; mittelbar, wenn z. B. der Gesetzgeber etwas verordnet, wodurch die Untergebenen angeleitet werden, Gerechtigkeit und Frieden aufrecht zu erhalten.“ Ferner: „So können auch durch menschliches Gesetz nicht alle Sünden und Laster verboten werden, sondern nur die schwereren . . . und besonders solche, welche die anderen schädigen und ohne deren Verbot die menschliche Gesellschaft in ihrem Bestande bedroht würde.“ Wiederum: „Zum Wesen des Gesetzes gehört, daß es gerecht sei. . . Gerecht aber heißen die Gesetze mit Rücksicht auf ihr Ziel, wenn sie nämlich auf das Gemeinwohl gerichtet sind; mit Rücksicht auf ihren Urheber, wenn sie nicht die Befugniß des Gesetzgebers überschreiten; mit Bezug auf ihren Inhalt, wenn sie nicht ungebührlich und ungleich die Untergebenen belasten.“

III.

Wir beschränken uns auf diese wenigen Citate; sie könnten leicht vermehrt werden. Sie enthalten die von der Kirche nie verläugneten Grundsätze jeder echten Philosophie bezüglich der Rechte und Pflichten der öffentlichen Gewalt. Aber in der Kundgebung des Heiligen Vaters haben wir eine Entwicklung dieser Grundsätze und Keime und eine Anwendung auf die brennenden Fragen der Gegenwart in einer solchen Klarheit und Fülle, und zwar von so hoher, unabweisbarer Autorität,

daß die katholische Lehre in neuem Lichte strahlt und die Zweifel und Bedenken zerstreut.

Klarer und deutlicher wie bisher hebt der Papst hervor, daß der Rechtsschutz keineswegs den Begriff „Gemeinwohl“ erschöpft, dessen Sorge der öffentlichen Gewalt obliegt. Sie hat bei ihren „Einrichtungen und gesetzlichen Verordnungen“ es ins Auge zu fassen, daß durch sie „eine gedeihliche Entwicklung des Wohlstandes befördert werde“. Zum „Gemeinwohl“, dessen Pflege dem Staate zukommt, „gehört auch die Beschaffung der irdischen Mittel“, und „was zur Hebung der Lage des Arbeiterstandes dienlich scheint, das soll der Staat begünstigen“. In so vielen Fragen, welche das Wohl der Arbeiterklasse betreffen, z. B. über Festsetzung der Arbeitszeit, der Schutzmaßregeln gegen Gesundheitsgefahr und Unfälle, steht der öffentlichen Gewalt, wenn auch nicht unmittelbares und ausschließliches Eingreifen, so doch „je nach Erforderniß Mitwirkung und Leitung“ zu.

Nie wurde so klar und eingehend die Schutzpflicht der öffentlichen Gewalt gegenüber den Arbeitern betont und nach ihrem Umfange dargelegt, wie in der Encyklika. Es wurde angezweifelt, ob der Rechtsschutz auch schon der Gefahr von Rechtsverletzungen vorzubeugen habe, oder ob Rechtsverletzung schon vorliegen müsse, bevor der Staat in die Verhältnisse zwischen Arbeiter und Arbeitgeber eingreife. Der Papst sagt ausdrücklich nicht nur: „Soweit es zur Hebung des Uebels“, sondern auch: „soweit es zur Entfernung der Gefahr nöthig ist . . ., dürfen die staatlichen Maßnahmen in die Verhältnisse der Bürger eingreifen“. — Es wurde angezweifelt, ob die Regelung der Lohnfrage in den Bereich der Thätigkeit der öffentlichen Gewalt fallen könne. Leo XIII. ist gegen eine ungehörige und unnöthige Einmischung und gibt unzweideutig einer auf die Regelung dieser Frage hinzielenden indirecten Thätigkeit der öffentlichen Gewalt den Vorzug; allein daß öffentliche Maßnahmen, soweit erforderlich, nicht grundsätzlich ausgeschlossen werden, ist sonnenklar. Daß Recht und Gerechtigkeit gewahrt, daß, zumal von der schwächern Arbeiterklasse, Bedrückung und Unrecht abgewehrt werde, ist laut der Encyklika eine der vornehmsten Aufgaben der öffentlichen Gewalt. Nun aber liegt den Arbeitern gegenüber eine Bedrückung, ein Unrecht vor, wenn der Lohn nicht die „gerechte“ Höhe erreicht, so „daß er einem genügsamen, rechtschaffenen Arbeiter den Lebensunterhalt nicht abwirft“. An diesem Charakter der Ungerechtigkeit kann auch die sogen. freie Vereinbarung nichts ändern; denn der Lohnherr darf keinen ungerecht niedrigen Lohn verein-

baren, und der Arbeiter kann nicht einmal darauf verzichten, daß die von ihm geleistete Arbeit wenigstens den Lebensunterhalt ihm abwerfe. — „Eine Forderung strengster Billigkeit" nennt es wiederum der Papst: da die Arbeiterklasse es sei, welche die Gesellschaft mit Reichthum und Gütern versorge und durch ihre Arbeit gewinne, so müsse auch der Staat sich der Arbeiter in der Richtung annehmen, daß ihnen ein entsprechender Antheil am Gewinne der Arbeit zufalle; die Arbeit müsse ihnen für Wohnung, Kleidung und Nahrung so viel abwerfen, daß ihr Dasein kein gedrücktes sei. Und wenn später von dem ausreichenden Lohn die Rede ist, wird ein Familienvater vorausgesetzt, der nicht nur für seine eigene Person zu sorgen, sondern auch, in beschränktem Sinne wenigstens, noch „Frau und Kind anständig zu erhalten" hat. Es ist ein großer Gewinn für die wirthschaftlich sociale Frage, daß der Heilige Vater so klar und unumwunden die Norm der Gerechtigkeit und der staatlichen Fürsorge angegeben hat; wenn wir auch nicht läugnen wollen, daß in Einzelfällen nicht sofort auf Verletzung der ausgleichenden Gerechtigkeit erkannt werden kann, wo besonderer Umstände halber die angegebene Norm nicht in vollem Maße erreicht wird. Der Heilige Vater selber unterscheidet zwischen Forderung der Gerechtigkeit und Forderung der Billigkeit, zwischen dem, dessen absolut der Arbeiter bedarf, und dem, was als Ziel dem Staate bei seiner directen oder indirecten Fürsorge zur Hebung der Arbeiterlage vorschweben soll.

In gleicher Weise hat Leo XIII. durch seine Encyklika die Zweifel und Bedenken zerstreut, ob die staatliche Gewalt nicht nur bezüglich der Frauen- und Kinderarbeit, sondern auch für die freien Männer in die Regelung der Arbeitsdauer, der Sonn- und Feiertagsarbeit eingreifen könne. Die Furcht, als ob dadurch der Staat unberechtigterweise die persönliche Freiheit beschränke, zerstreut der Heilige Vater allein schon durch die lichtvolle Entwicklung des Rechtsschutzes, den der Staat seinen Unterthanen schulde. Jeder Mensch — dies sind in Kürze die Gedanken der Encyklika — besitzt das Recht, ungestört seine Christenpflichten zu erfüllen, und dieses Recht ist nicht einmal in sein eigenes Belieben gestellt, sondern es ist ein unveräußerliches Recht. Dazu gehört, unabweisbare Nothfälle ausgenommen, die Sonn- und Festtagsruhe und -Feier. In diesen geistigen Gütern hat nöthigenfalls der Staat seine angehörigen Arbeiter gegen die Vergewaltigung der Lohnherren und eventuell gegen die Unvernunft der Arbeiter selbst zu schützen. Desgleichen hat der Staat wirksamen Schutz zu gewähren gegen unnatürliche Ausbeutung der Arbeitskraft, mithin auf weise Mäßigung der Arbeitszeit, genügende Ruhepausen, Sicherheits-

maßregeln zur Erhaltung der Gesundheit, der guten Sitte u. s. w. hinzuwirken. Wenn auch nicht dies alles unmittelbar durch ihn zu geschehen braucht, ja nicht einmal geschehen soll, so muß er doch sein Augenmerk darauf gerichtet halten und Sorge tragen, daß alle jene Güter ihre thatsächlich genügende Sicherheit erhalten.

Andererseits entwickelt die Encyklika in lichtvoller Weise aus dem Wesen des Staates, der staatlichen Gewalt selbst die Begrenzung des staatlichen Eingreifens. Staatlicher Schutz und staatliche Beförderung des zeitlichen Wohles und der verschiedenen Factoren wirthschaftlicher Güter, aber um keinen Preis Verstaatlichung der wirthschaftlichen Verhältnisse! Privatgesellschaftliche Thätigkeit soll und muß die einzelnen Sachen in die Hand nehmen und unmittelbar besorgen; solche Vereinsthätigkeit muß der Staat schützen und heben, und nur wo die persönliche und die Vereinsthätigkeit versagt, da ist es Aufgabe des Staates, in die Verhältnisse der Staatsbürger einzugreifen. Goldene Worte gegen die Staatsallmacht! Hoffentlich werden sie ein Hemmschuh sein gegen staatliche Uebergriffe, so wie die vorhin besprochenen Erläuterungen ein Sporn für die richtige Weiterentwicklung einer gedeihlichen und hinreichenden Staatsschutzgesetzgebung gegenüber der arbeitenden Klasse.

Möge Gott die Worte seines Stellvertreters segnen und vor allem die berufenen Mitarbeiter am Gemeinwohl des Volkes von der Wahrheit überzeugen: „Ohne Zuhilfenahme von Religion und Kirche ist kein Ausgang aus dem Wirrsal zu finden.“ Das Ueberhören dieser Mahnworte würde sich, so fürchten wir, an ihnen in kurzer Zeit bitter rächen, zumal wenn sie, statt Religion und Kirche zu schützen und zu pflegen, der Gottesläugnung und dem Gotteshaß die Wege bereiten oder offen ließen.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Volksthümliche Andachtsübungen der Dänen beim Ausgange des Mittelalters.

Schon früher [1] haben wir gezeigt, wie das kirchliche Leben in Dänemark vor Eintritt der Reformation sich in reger Weise bethätigte. Um unser Bild zu vervollständigen, wollen wir, abermals hauptsächlich im Anschluß an die Schriften jener Zeit, noch einige Andachtsübungen besprechen, bei denen das Volk Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse suchte und fand. Es braucht uns nicht zu wundern, wenn auch hier wiederum die quellenmäßig erhobenen Resultate mit der bei manchen protestantischen Geschichtschreibern beliebten Darstellung nicht übereinstimmen werden, da es eben falsch und geschichtlich unbegründet ist, daß die vorreformatorischen Zustände fast nur Schattenseiten aufzuweisen hatten. Man mag noch soviel von den „verrotteten Zuständen" jener Zeit reden: eine unbefangene, wirklich objective Geschichtsforschung muß gegen jede einseitige Darstellung entschiedenen Widerspruch erheben. Um zu einem wahrheitsgetreuen Bilde zu gelangen, müssen dem bisher so oft ausschließlich und übertrieben dargestellten Schatten gegenüber auch die Lichtseiten gebührend hervorgehoben werden. Gerade für Dänemark leisten hierzu die zeitgenössischen Schriften die vortrefflichsten Dienste.

1. Vielen war es nicht genug, die Messe an Sonn- und auch an Werktagen zu hören; darum wohnten sie außerdem dem Abbeten oder Absingen der kirchlichen Tagzeiten fleißig bei. Schon in den Rathschlägen, welche ein Vater seinem während des Mittelalters in Skandinavien reisenden Sohne ertheilte [2], findet sich die Aufforderung, früh aufzustehen, um dem Officium und der heiligen Messe beizuwohnen. Der Vater ermahnt ihn, dabei die Gebete zu sprechen, die er auswendig wisse. Daß viele andere diesem Rath gemäß handelten, erhellt aus dem Lucidarius, einem Buch, aus welchem während des Mittelalters ein großer Theil des Volkes hauptsächlich seine Kenntnisse für das religiöse und bürgerliche Leben schöpfte [3]. Derselbe erklärt einfachhin: man solle die Tagzeiten jeden Tag

---

[1] Vgl. Katholischer Gottesdienst in Dänemark zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Bd. XXXVII. S. 180 ff.

[2] Nyerup, R., Tilstanden i Danmark og Norge i aeldre og nyere Tider. I, 176.

[3] Im dänischen Lucidarius zuerst gedruckt um 1510; neu herausgegeben von Brandt. S. 6—10.

beten, weil die ganze Schöpfung unsern Herrn Jesus Christus loben müsse; besonders freilich sollten die Cleriker dies thun[1]. In den Gebetbüchern des ausgehenden Mittelalters spielen die Tagzeiten überhaupt eine hervorragende Rolle. Natürlich blieb die heilige Messe die Hauptsache, und sie wird darum auch vom Lucidarius ausführlicher besprochen. Das Volk ging von dem Gedanken aus, man verherrliche Gott in der Kirche in vorzüglicher Weise durch den Chorgesang. Diese Erwägung veranlaßte jenen König von Dänemark, Schweden und Norwegen, welcher nach seinem Heimatslande Erich von Pommern heißt, zum Versuch, für seine drei Reiche in zahlreichen Kirchen ein „ewiges" Chorgebet einzurichten. Je zwei Geistliche sollten in denselben Tag und Nacht ihre Tagzeiten beten, damit so Gott unabläßig verherrlicht werde[2]. Freilich scheiterte der Plan des Königs wegen Mangel an Clerikern; er bleibt aber doch ein Beweis der damals herrschenden Anschauungen. Ihnen entstammten zahlreiche Stiftungen für Abhaltung kirchlicher Tagzeiten, namentlich der Todtenofficien[3].

In Ripen bestimmte 1493 Bischof Hartwig Juel, es müsse täglich das Brevier nebst den Tagzeiten der seligsten Jungfrau gebetet werden.

---

[1] Es unterliegt keinem Zweifel, daß während des Mittelalters thatsächlich auch viele Laien dieser Aufforderung nachkamen und täglich, oder wenigstens oft die Tagzeiten in ihrer Wohnung oder in der Kirche beteten. So wurde der hl. Kanut ermordet, als er in der St. Albanskirche in Odense für sich und seine Begleiter Vesper singen ließ; Graf Gerhard von Holstein wurde zu Randers in seiner Wohnung erschlagen, als er mit seinem Kaplan die Tagzeiten betete. Der selige John Fisher bezeugt, Lady Margaret, Gräfin von Richmond und Mutter Heinrichs VII. von England, habe jeden Tag bald nach 5 Uhr morgens sich von ihrem Lager erhoben und nach vorausgegangenen anderen Gebeten mit einer ihrer Edeldamen die Matutin Unserer Lieben Frau recitirt. (Hist.-polit. Blätter. LXXVII, 849.) Hinrick von der Wele bat um dieselbe Zeit einen Freund in Brügge, seinen Neffen, den er ihm zur Erziehung anvertraut hatte, gut unterrichten zu lassen, damit derselbe „Unserer Lieben Frauen Zeiten, die sieben Bußpsalmen und andere Gebete lesen lerne". (Buchwald, Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. I, 30.) Noch von Maria der Katholischen von England berichtet der venetianische Gesandte Michiel, daß sie mit ihren Kaplänen täglich das Officium betete. (Zimmermann S. J., Maria die Katholische. S. 155.)

[2] Helveg, Den danske Kirkes Historie. II, 228.

[3] Daß das Volk nicht der Seelen im Reinigungsorte vergaß, erhellt aus zahlreichen Stiftungen für Seelenämter und Todtenofficien, aus dem Gebrauche, vor Beginn des Gottesdienstes rund um den Kirchhof zu gehen, um unter Gebet die Gräber der Angehörigen zu besuchen, sowie aus den Statuten der Gilden, die vorschrieben, bei dem Tode eines Bruders oder einer Schwester betend bei der Leiche zu wachen, an der Beerdigung theil zu nehmen und Messen für die ewige Ruhe ihrer Seelen lesen zu lassen.

Damit beide Officien mit größerer Andacht abgehalten würden, sollten in Zukunft verschiedene Geistliche für dieselben bestimmt werden. Im folgenden Jahre gab er Ländereien her, um das marianische Officium auf ewige Zeiten zu stiften [1]. Noch 1534 ließen verschiedene Dänen die Vesper für sich abhalten [2].

Wie sehr das Volk sich für die Abbetung der kirchlichen Tagzeiten interessirte, geht daraus hervor, daß die verschiedenen Theile derselben dänische Namen erhielten. Was gegen 8 Uhr recitirt wurde, hieß Ottesang, was nachmittags oder abends zu beten war: Aftensang, was für die Nacht bestimmt war: Nattesang. Christiern Pedersen setzt in seinem Fastenunterricht voraus, daß jedermann Stunde und Namen der verschiedenen Theile jener Tageszeiten kenne. So tiefe Wurzeln hatte das Chorgebet im Bewußtsein des Volkes geschlagen, daß nach Einführung der Reformation die Domkapitel und Klöster, welche bestehen blieben, noch lange ihr Chorgebet abhalten mußten.

2. Sehr großen Anklang fanden beim dänischen Volk die Processionen. Sie wurden besonders dann gehalten, wenn öffentliche Anliegen oder drohende Gefahren eifrigere Gebete erforderten.

Als im Jahre 1524 wegen Nichtzahlung des Soldes die von Christian II. zur Wiedereroberung Dänemarks an der holsteinischen Grenze angesammelten Landsknechte auseinanderliefen, schrieb Friedrich I., obgleich er damals besonders in seinen schleswig-holsteinischen Herzogthümern für die Einführung des Protestantismus schon sehr thätig war, dennoch den Seeländern, Gott habe ihnen durch die Auflösung der feindlichen Heeresmacht eine große Wohlthat erwiesen. Sie sollten zum Danke in groben Wollkleidern und mit bloßen Füßen sich in ihre Pfarrkirchen begeben, um Processionen und Gottesdienst zu halten [3].

Von kirchlichen Verordnungen mögen die folgenden hier erwähnt werden. Das Provinzialconcil von Helsingborg bestimmte 1345 in Anbetracht der schweren Zeiten, nach allen Hochämtern solle man einen Bittgang abhalten. Jedem, der dabei für den Frieden und die Bedürfnisse der Kirche bete, bewilligte es 40 Tage Ablaß [4]. Weil schwere Zeiten öfters wiederkehrten, wurde dieses Statut häufig erneuert. So befahl im Jahre

[1] Kinch, J., Ribe Bys Historie. 397. 399.

[2] Paulus Eliä in seiner Uebersetzung der Schrift des Erasmus: De amabili Ecclesiae concordia, in der Erklärung des 83. Psalmes: Om een Christelig forening, D verso.

[3] Allen IV, 2. 168. [4] Helveg, Til. Ref. II, 123.

1425 die Provinzialsynode von Kopenhagen den Pfarrern, Processionen abzuhalten, so oft böse Witterung die Ernte in Frage stelle. Wenn Gefahr drohe, sollten die Pfarrer nicht den Befehl des Bischofs abwarten [1]. Erzbischof Birger schärfte 1513 auch diese Verordnung neu ein [2]. Wenige Jahre später erließ Lage Urne, Bischof von Roskilde, Synodalstatuten, worin er betreffs der Processionen unter anderem bestimmte, alle Priester, Cleriker und Choralen, besonders die an der Kathedrale von Roskilde und der Stiftskirche von Kopenhagen angestellten, müßten sich an allen Processionen betheiligen. Wer ohne wichtigen Grund ausbleibe, solle zur Strafe zehn Solidi für die Armen zahlen. Alle sollten in Ordnung und Andacht einhergehen und auf guten, harmonischen Gesang bedacht sein. Dieselben Statuten setzen voraus, in allen Pfarrkirchen werde am Ostermorgen das heilige Kreuz erhoben und in feierlicher Procession einhergetragen. Den Orden war verboten, während dieser Feier in ihren Kirchen zu läuten oder zu predigen, damit die Leute um so zahlreicher in den Pfarrkirchen sich einfänden. Im Dom von Roskilde wurden Processionen gehalten an den Festen der heiligen Reliquien, des allerheiligsten Frohnleichnams, des als Dompatron verehrten hl. Lucius und am Erinnerungstage der Einweihung. Lage Urne ordnete sogar eine neue Procession an für einen Tag der Octav von Allerheiligen. Alle mußten über ihren Kirchhof ziehen und dabei beten für die Ruhe und Eintracht der Kirche und des Reiches, sowie für die Wohlfahrt des Königs und der Königin.

Jede Gilde veranstaltete am Feste ihres Schutzpatrons eine Procession [3]. Selbst die höchstgestellten Personen betheiligten sich an denselben; so führt der Rentmeister der Königin Christine Ausgaben auf, um für seine gnädige Frau kunstvolle Processionskerzen herstellen zu lassen [4]. Jede Kirche hatte ihre Processionsfahnen. Palladius verordnete, wo die gottlosen Fahnen gestanden hätten, sollten in Zukunft bei Trauungen zwei Fackeln brennen [5].

Bei manchen Processionen wurde das heiligste Sacrament einhergetragen. Ihrer Natur nach bezwecken solche eucharistische Umzüge die

---

[1] Hefele, Conciliengeschichte. VII, 413.

[2] Alle Anordnungen dieser Synode wurden 1513 von Erzbischof Birger erneuert, in Statuta etc. Archiep. Birgeri, edid. Thorkelin.

[3] Allen IV, 1, 121.

[4] Vedel-Simonsen, Odense. Byes Historie. II, 1, 92. 86. 88.

[5] Visitatzbog 82.

Verherrlichung des im heiligsten Altarssacramente gegenwärtigen Heilandes. Finden sie aber zu häufig statt, so kann gerade durch sie die Frömmigkeit erkalten und die Andacht zu dem unter Brodsgestalt verborgenen Gotte abnehmen. Dies findet sich auch in verschiedenen Verordnungen wie deutscher so auch dänischer Kirchenfürsten ausgesprochen. Bereits im Jahre 1451 trat der Cardinallegat Nicolaus von Kues in Deutschland energisch gegen allzuhäufige Expositionen auf. Erzbischof Hoya von Bremen schränkte um die Mitte des 15. Jahrhunderts den in seiner Diöcese herrschenden Brauch, jeden Donnerstag das Sanctissimum in Procession herumzuführen, auf die Octav des Frohnleichnamsfestes ein [1]. Bischof Lage Urne gebot 1517, das Allerheiligste nur bei solchen Processionen auf den Kirchhof zu bringen, für welche die kirchlichen Vorschriften dieses gestatteten. Solche und ähnliche Vorschriften zeigen, wie sehr die Hirten der Kirche bemüht waren, Mißbräuche, die sich etwa einschlichen, wirksam zu beseitigen [2].

3. Verwandt mit den Processionen sind die Wallfahrten. Aus vorreformatorischer Zeit liegen zahlreiche Zeugnisse für dieselben vor; selbst nach völliger Einführung der Reformation wurden sie noch oft unternommen. Beispielsweise wird im Anfange des 16. Jahrhunderts von König Johann sowie von den Königinnen Dorothea und Christine berichtet, sie hätten Wallfahrten angestellt. Die Statuten mancher Gilden bestimmten, wenn ein Bruder oder eine Schwester eine Wallfahrt unternehmen wolle, so sollten die anderen Brüder sie durch einen festgesetzten Betrag unterstützen [3]. Ja, Christiern Pedersen wirft in seinem Buche über die Messe die Frage auf, ob man am Sonntage die Messe versäumen dürfe, um eine Wallfahrt zu unternehmen. Die Frage wird verneint. Ein dramatisirtes Spottgedicht, welches im Zeitalter der Reformation viel beitrug, die Kirche, ihre Diener und Gebräuche in den Augen des dänischen Volkes herabzusetzen [4], beschäftigt sich vorzugsweise mit den Wallfahrten. In demselben wird der Bauer Atzer, welcher gelobt hatte, eine Wallfahrt nach Karup zu unternehmen und auf der Reise nur Wasser und Brod zu genießen, von Peter, dem Schmiede, vor

[1] Alb. Krantz, Metropol. Lib. XI. ep. 39.

[2] Ny kirkehist. Saml. III, 271. 273. 276.

[3] Nyerup, Tilstande. I, 133—136.

[4] En Historie om Peder Smid Oc Atzer Bonde. Nach einem vollständigen Stockholmer Exemplar neu herausgegeben von Svend Grundtvig, 1880. — Das Gedicht muß vor dem Stockholmer Staatsstreiche Christians III. verfaßt sein, weil es Bischof Jörgen Friis von Viborg noch im Vollbesitze seiner bischöflichen Gewalt sein läßt.

der Wallfahrt nach Rye und anderen Orten gewarnt. Tausen führt unter den Punkten, in die nach ihm das katholische Leben aufgehen soll, auch die Wallfahrten an und läßt nach Luthers Vorgange Christus selbst einen Klagebrief an die Christenheit richten, worin derselbe sagt: „Liefet ihr nicht von Rom nach St. Jakob, von St. Jakob nach Sternberg, von dort nach Kippinge, von Kippinge nach Rye, von Rye nach Apenrade, vom Feigenbaum zum Birnbaum, vom Birnbaum zum Apfelbaum“? [1]

Selbst Palladius muß zugestehen, wie in anderen Ländern, so seien auch in Dänemark Städte dadurch entstanden, daß man häufig dorthin pilgerte [2]. Trotzdem gab er für Seeland den Befehl, alle Bilder zu verbrennen, vor denen Krücken aufgehängt seien. In den übrigen Bisthümern Dänemarks wurde in gleicher Weise verfahren. Zu Karup und an einigen anderen Wallfahrtsorten wurden die Bilder nicht lange nachher aus der Kirche entfernt, aber nicht zerstört. Ein späterer Besitzer soll sie an einen katholischen Grafen verschenkt haben.

Als Orte, zu denen die Dänen mit Vorliebe wallfahrteten, nennen die Reformatoren Kliplev bei Apenrade, wo ein wunderthätiges Kreuz verehrt wurde, Bistrup bei Roskilde und Kippinge auf Falster, wo man heiliges Blut aufbewahrte. Zu Karup bei Viborg wurde die Fürbitte der Gottesmutter angerufen, nach Odense pilgerte man zum Grabe des hl. Kanut, des Landespatrons, zu Apenrade ward die hl. Anna, zu Rye der hl. Severin angerufen. Daß auch Pilger aus anderen Ländern zu dänischen Gnadenorten kamen, ist wenigstens für Kippinge historisch beglaubigt [3]. Besondere Anziehungskraft hatten die Landespatrone der beiden anderen skandinavischen Reiche: St. Olaf zu Drontheim und St. Erich zu Upsala. In Schweden besuchte man gerne das Grab der hl. Birgitta. So wollte im 15. Jahrhundert die Königin Philippa, Gemahlin Erichs von Pommern, dort ihre Tage beschließen; 1502 erbat die Königin Christine sich als besondere Vergünstigung, in Wadstena den Rest ihrer schwedischen Gefangenschaft zubringen zu dürfen.

In Deutschland besuchten die Dänen besonders Wilsnack und Sternberg in Brandenburg, wohin auch König Johann und seine Gemahlin Christine pilgerten. Viele wallfahrteten nach Köln zu den heiligen drei Königen und zum hl. Severin, nach Aachen zu Unserer Lieben Frau und den dort bewahrten Heiligthümern. Palladius bekennt, daß er die letzt-

---

[1] Smaaskrifter (Ausgabe von Rördam) 39. 9.

[2] St. Peders Skib. O_5. [3] Allen IV, 1, 213.

genannten Wallfahrten mitmachte[1]. Andere pilgerten nach England zum hl. Thomas von „Kantelborg", nach Frankreich zum hl. Ludwig[2], nach Loreto und Assisi, nach St. Jago von Compostella, ja zu den heiligen Stätten in Palästina.

Erleichtert wurden die Wallfahrten durch die in Spitälern und Klöstern von Geistlichen und Laien der ganzen Christenheit geübte Gastfreundschaft. Paulus Eliä sagt in seiner Schrift über die Errichtung von Spitälern, Kaiser Karl und andere christliche Fürsten hätten Bewirthungshäuser oder Spitäler gestiftet, zu Nutz und Frommen armer Pilger und fremder Leute, die zu heiligen Stätten wallfahrteten, damit dieselben daselbst Verpflegung fänden, wenn sie auf ihrer Wanderung in Krankheit fielen, und damit dieselben, wenn sie zwar gesund, aber arm wären, Nachtherberge erhielten[3]. Selbst das unbedeutende Karup hatte sein Hospiz[4]. Die Kirche nahm solche Pilgerhäuser in ihren besondern Schutz. Zahlreiche Erlasse der Päpste empfahlen dieselben eindringlich dem Wohlwollen aller; selbst durch die Staatsgesetze waren sie allerorts geschützt. Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten Belgiens[5] scheint die zu Tirlemont gelegene für dänische Pilger gestiftet, obgleich sie freilich später zur Aufnahme von Aussätzigen diente. Sie führte den dänischen Namen Danebrog (Danebroeck). — König Erik (Eiegod), der Bruder des hl. Kanut, hatte Spitäler für dänische Pilger in Piacenza und Lucca gegründet[6].

War jemand verhindert, die gelobte Wallfahrt anzutreten, so suchte er entweder um Dispens nach, oder er schickte mit Bewilligung der kirchlichen Behörde einen oder mehrere Stellvertreter. So wurde die Königin Dorothea, Mutter der Könige Johann und Friedrich I., welche eine Wallfahrt ins Heilige Land gelobt hatte, zu Rom 1488 durch Innocenz VIII. von der Weiterreise dispensirt. Christian II. schickte ein Schiff nach St. Jago von Compostella, dessen Bemannung für ihn die Wallfahrt anstellen sollte.

---

[1] „Wir pilgerten ... Item nach Aachen zum Unterkleide Mariä und den Gamaschen des Joseph (soll heißen: Windeln Jesu), nach Köln zu den heiligen drei Königen, nach Trier zum Rocke Christi." St. Peders Skib. O_5 verso. (Ausgabe von Helsingör 1615.) Christiern Pedersen schrieb (Danske Skrifter IV, 442), nachdem er protestantisch geworden: „So thöricht waren wir, daß wir nach Rom dem Ablasse des Papstes, nach Aachen und Tagen den Heiligthümern nachliefen." Tagen soll wohl nur ein Reim auf Aachen sein und die Wallfahrten verspotten.

[2] Helveg, Dansk Kirkehistorie. II, 229.

[3] Secher 152. [4] Ny Kirkeh. Saml. V, 740.

[5] Alberdingk Thijm, Wohlthätigkeitsanstalten in Belgien. 125.

[6] Knud den Hellige efter Knyttlingesaga. Folkelaesning S. 63.

Da bei Auswahl dieser Vertreter nicht immer die nothwendige Sorgfalt angewandt wurde, konnte es leicht vorkommen, daß einzelne solcher gedungenen Pilger oder Pilgerinnen durch ihr Verhalten Anlaß zu gerechten Klagen gaben. In Belgien und gewiß auch in anderen Ländern hatte man darum Bestimmungen getroffen, welche die Dauer des Aufenthaltes der Pilger regelten, die Forderungen, die man an sie stellen sollte, festsetzten und ihre Verpflegung genauer angaben [1].

Um den rechten Geist zu wahren und zu stärken, ertheilte die Kirche den Wallfahrern schon damals einen besondern Segen. So enthält das 1513 gedruckte Roskilder Manuale curatorum eine Segensformel für die Pilger. Eine ähnliche Formel erwähnen die von Erzbischof Birger von Lund erneuerten Provinzialstatuten. Nach derjenigen des Manuale curatorum wurden drei Psalmen recitirt und Gebete verrichtet, welche der Hauptsache nach übereinstimmen mit denen des im römischen Brevier stehenden Itinerarium clericorum. Zuletzt wurden Stab und Ranzen gesegnet und unter folgendem Gebete überreicht: „Im Namen unseres Herrn Jesu Christi empfange diesen Stab und diesen Ranzen für deine Reise. Möge unser allmächtiger Gott, der einst seinem Diener Tobias seinen Engel voraussandte, auch vor dir seinen Engel senden, der dich zu deinem Bestimmungsorte geleite und unversehrt wieder zurückführe. Amen" [2]. Meist trat der Pilger seine Reise an unter strengen Bußübungen. Infolge der alten, schlechten Wege wurde die Reise unter zahllosen Beschwerden vollführt. Gebete und fromme Gesänge mahnten den Pilger an den eigentlichen Zweck der Fahrt, belebten seinen Muth, daß er unverdrossen dem Ziele zueile. Noch heute hat man mehrere zu Ende des Mittelalters für Pilger gedruckte Bücher mit den für Pilger bestimmten Gebeten und Gesängen [3]. Waren die Pilger am Ziele der Wanderschaft angelangt, so fanden sie Gelegenheit zu gründlicher Buße, zu Werken der opferwilligen Liebe; den Kirchen und Armen spendeten sie Almosen, den

---

[1] Vgl. Beissel S. J., Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland bis zum Beginne des 13. Jahrhunderts. 5. Kap. — Koblers Auszug aus Kenelm Digbys Mores Catholici: or Ages of Faith. I, 633 ff., und andere.

[2] Das Manuale Aarhusiense und das Manuale Slesvicense sind nicht mehr vorhanden.

[3] Falk, Die Druckkunst im Dienste der Kirche. S. 44 ff. — In Kopenhagen wurde 1520 ein Missale Itinerantium bei Melchior Blumme gedruckt, welches nicht mehr vorhanden ist. Dagegen besitzt die kgl. Bibliothek ein 1503 zu Cöln und ein 1517 zu Straßburg gedrucktes. (Bruun, Meddelelser fra det store kongel. Biblioth. I, 290.)

Kranken in den Spitälern leisteten sie Dienste; Unzählige entledigten sich an den Gnadenorten ihrer Sündenlast und brachten von dort Trost und Gnade heim. An Wallfahrtsorten haben die Heiligen nicht selten den Grund gelegt zu einem gottgeweihten Leben, dort haben sie ihren Muth gestählt zu rückhaltloser, opferfreudiger Hingabe an ihren Schöpfer. An der Scheide der mittlern und der neuern Zeit sehen wir den hl. Ignatius, den Stifter der Gesellschaft Jesu, nach Montserrat wallfahren, um am Altare der Mutter Gottes seinen Degen aufzuhängen und fürderhin einem geistigen Ritterthum seine Tage zu weihen.

Umsonst suchte Peter Palladius seinen Landsleuten jede Pilgerfahrt zu verbieten. Obschon er nicht läugnen will, daß in katholischer Zeit Wunder bei den Wallfahrten vorgekommen seien [1], so meint er doch, in Zukunft solle man keine mehr unternehmen. „Die Landstreicher dürfen jetzt nicht nach St. Jakob (von Compostella) oder zu anderen Wallfahrtsorten gehen." [2] Man solle bei der Pfarrkirche bleiben. Wolle man aber durchaus heraus, so möge man zu lebenden Armen sich begeben. „Besuchet die Heiligthümer, wenn ihr wißt, was das heißt, ein Heiligthum besuchen." Denn auch das war ein großer Mißbrauch, die todten Heiligen zu besuchen und die lebendigen zu vergessen. Wallfahrtsgänge sind etwas anderes als Heiligthumsfahrten, wenn man sie recht versteht. Jene gehörten dem Teufel an, diese hat Gott befohlen, und mit Unrecht nennt man die Wallfahrten auch Heiligthumsfahrten. Wo liegt der Unterschied? Wallfahrten heißt hinlaufen zu dem todten Jakob in Compostella, nach Karup und Wilsnack, zu den sieben todten Kirchen in Rom, zu dem todten Blut in Bistrup bei Roskilde, zu dem todten Severin in Helmstrup, zu dem todten Blut in Kippinge auf Falster, und wo sonst der Teufel seine Wunder wirkte und Gaukeleien vor unsern Augen trieb, wenn wir dahin liefen. Ich bekenne, daß auch ich unter dem Haufen war. Wir müssen Gott danken,

---

[1] Daß er auch noch als Protestant an diese Wunder glaubt, geht aus seinem Visitatzbog hervor, deutlicher aber noch aus seiner Schrift: En nyttelig Bog om St. Peders Skib (Ausgabe von Helsingör 1615 O_5). Er schreibt: „Als Friedrich I. aus jeder Kirche einige Glocken fortnehmen ließ, vertheidigte der hl. Severin männlich seine Glocken, indem er den Thurm, worin dieselben hingen, so gewaltig rüttelte, daß diejenigen, welche sie herunternehmen wollten, fürchteten, er möchte über ihnen zusammenstürzen, und voll Schrecken davon liefen. Der Thurm würde sicher eingestürzt sein, wenn sie von ihrem ruchlosen Vorhaben nicht abgelassen hätten. Falls der hl. Severin das nicht that, so muß es der Teufel gethan haben, denn die Sache ist gewiß."

[2] Visitatzbog 114.

daß wir aus diesem Irrthum herausgekommen sind, müssen ihn bitten, er möge uns nie mehr in einen solchen fallen lassen." [1] Ein Heiligthum, dessen Besuch er anempfahl, war Hagested. Dort liege ein alter Prediger und seine Frau krank darnieder. Dann wies er sie an einen Besessenen in Farendelöse bei Ringsted; endlich an eine Frau in Gjentofte bei Kopenhagen, „die fünf volle Jahre hindurch im Hause ihres Mannes in einer Ecke kauerte, wie der Winkelaltar (Seitenaltar) hier neben mir". Solche Mahnungen halfen jedoch nichts.

Wie sehr das Wallfahrten den katholischen Dänen im 16. Jahrhundert Herzensbedürfniß geworden war, erhellt daraus, daß die Neigung zu demselben auf ihre protestantisch gewordenen Nachkommen übergegangen ist. Sind doch Wallfahrten selbst heute noch nicht ganz vergessen, obgleich sie im Laufe der Zeit innerhalb des Protestantismus ausarteten und für viele zu Vergnügungsreisen wurden. Die deutlichsten Spuren derselben dürfte man noch in Schonen finden, welches bis 1658 zu Dänemark gehörte. An einigen alten Wallfahrtsorten, besonders in Norwegen, wurden die Gnadenbilder in die Kirche zurückgebracht, um vermittelst der eingehenden Opfergaben die geringen Einkünfte der lutherischen Geistlichkeit zu erhöhen [2]. Im Jahre 1553 mußte Peter Palladius klagen, daß man noch immer nach Bistrup wallfahrte [3]. Im Jahre 1557 aber gab sein Bruder Nikolaus Palladius, lutherischer Bischof von Lund, ein lateinisches Schriftchen heraus, worin er seine Prediger auffordert, der Heiligenverehrung und den Wallfahrten mit aller Macht sich zu widersetzen, weil im Lichte des hellen Evangeliums noch der größte Theil ihrer Zuhörer in die Verehrung der Bilder vernarrt sei. Sie strömten in Schaaren zum hl. Magnus in Thorom, zum hl. Kreuz in Edenstad und zur Pfarrei Losen. Erasmus Laetus meldete 1577, Friedrich II. (1559—1588) habe die Bilder, zu denen noch immer Zusammenlauf stattgefunden, aus den Kirchen entfernen lassen. Das Wallfahrten vermochte auch dieser König nicht zu unterdrücken; denn Erasmus Laetus mußte bald nachher hinzufügen: „An anderen Orten des Landes zeigte sich eine nicht geringere Thorheit, aber eine größere Verwegenheit." [4] In Ermangelung von Wallfahrtskirchen suchte das Volk wenigstens „heilige Quellen" auf. Christian IV. verzeichnete in sein Tagebuch auf den 23. Juni 1639, er habe sich zur

[1] Visitatzbog 116.
[2] St. Olaf (katholisch norwegische Kirchenzeitung) 1890. S. 333.
[3] St. Peders Skib K_2.
[4] Ny Kirkeh. Saml. II, 287.

St. Helenenquelle[1] unweit Helsingör begeben, auch noch am folgenden Tage vom Wasser derselben getrunken und 150 Thaler an die Armen vertheilt[2]. Gegen Christine Munk, mit der er morganatisch verehelicht war, erhob er in einem Schreiben vom 27. December 1630 den Vorwurf: „Du bist in der Kirche von Kippinge auf Falster gewesen, warfst dich in einer Bank auf die Knie und betetest. Darauf machtest du vor dem Altare deine Verbeugung, legtest einige Goldstücke in das Altarbuch, andere in den Opferstock und gabst dem Küster ein Goldstück — alles dies, damit Gott im Himmel dir deines Herzens Wunsch gewähren möge (daß ich bald sterben möchte). — Lange bevor du dich in diese Kirche begabst, hattest du mehr als eine Person ersucht, dasselbe von Gott zu erbitten.“[3] Am 27. Juli 1692 sah Kippinge Christian V., die Königin, den Kronprinzen, den kaiserlichen Gesandten und mehrere andere Vornehme[4].

Die Beurtheilung der beim Volke herrschenden Anschauungen wird nicht wesentlich verändert durch den modernen Versuch, Erscheinungen, die man nicht zu deuten wußte, natürlich zu erklären. Der berühmte Arzt Thomas Bartholin schrieb den von vielen besuchten Quellen eine natürliche Heilkraft zu. Aber die trotz aller Verbote zur Erinnerung an erlangte Erhörung errichteten Kreuze, die weggeworfenen Krücken und Verbandstücke, die in das Wasser geworfenen Münzen[5] bleiben Beweisstücke dafür, daß die Betreffenden eine übernatürliche Hilfe gefunden zu haben glaubten, und daß lange nach der Reformation das Volk die Wallfahrten hochhielt, also noch immer vielfach katholisch dachte und fühlte[6].

---

[1] Es hat den Anschein, man sei dorthin in protestantischer Zeit häufiger gegangen, als in katholischer.

[2] Troels Lund VII, 375.

[3] Trap. J. P. in Statistik topographisk Beskrivelse af Kongeriget Danmark. 2 Udg. IV, 457 (nach den eigenhändigen Briefen Christians IV.).

[4] Ibid. 457—458.

[5] Troels Lund, Danmarks og Norges indre Historie i Slutningen af det 16. Aarhundrede. VII, 374.

[6] Eine bemerkenswerthe Vertheidigung der Wallfahrten schrieb 1527 Paulus Eliä in seiner drastischen Abfertigung des Hans Mikkelsen, der bei Uebersendung einer dänischen Uebersetzung des Neuen Testamentes das dänische Volk aufgefordert hatte, protestantisch zu werden. (Ausgabe von Secher, 82—88.)

(Schluß folgt.)

Wilhelm Schmitz S. J.

Die ökonomischen Lehren des Marx'schen Socialismus.

Hatte die liberale Oekonomik behauptet, das wirthschaftliche Leben regele sich von selbst nach ewigen, unwandelbaren Naturgesetzen, dann belehrt uns der „wissenschaftliche" Socialismus, daß es überhaupt keine unwandelbaren Gesetze für den Menschen gebe. Alles ist in Fluß, alles in Bewegung, alles in der Entwicklung begriffen: die Production und ihre Bedingungen, alle gesellschaftlichen Verhältnisse, das ganze Reich der Ideen, der Religion, der Sitte, des Rechts ändert sich je nach der ökonomischen Structur der Gesellschaft.

Wir haben bereits früher die verschiedenen Stufen der ökonomischen Entwicklung, wie Marx sie sich vorstellt, kennen gelernt: urwüchsige communistische Production, einfache und kapitalistische Waarenproduction. Die letztere, die moderne kapitalistische Productionsweise ist heute dem Zusammenbruche nahe. Aus ihren Trümmern soll in der Zukunft die socialistische Gesellschaft erstehen, als höchste Entwicklungsstufe der Menschheit.

Engels betont in der Vorrede zum „Elend der Philosophie" [1], daß Marx seine communistischen Forderungen nur auf „den nothwendigen, sich vor unseren Augen täglich mehr und mehr vollziehenden Zusammenbruch der kapitalistischen Productionsweise" aufbaue. In kürzester Form ist hiermit Sinn und Bedeutung der Marx'schen Kritik der politischen Oekonomie gekennzeichnet. Den Nachweis zu liefern, wie die kapitalistische Gesellschaft nothwendig dem Verderben entgegengehen müsse, da die Gesetze ihrer Entwicklung zugleich die Gesetze ihres Unterganges seien, — das ist der Zweck des Hauptwerkes, welches Karl Marx unter dem Titel „Das Kapital" veröffentlicht hat.

Wir werden die Marx'schen Gedankenreihen zunächst im Zusammenhange entwickeln, um sie sodann genauer auf ihre Haltbarkeit zu prüfen.

I.

Darstellung der Theorie [2].

1. Das Waarengeheimniß. Auf den ersten Blick scheint die Waare ein triviales Ding zu sein, in Wirklichkeit ist sie „ein sehr vertracktes

---

[1] Von Karl Marx, deutsch von Bernstein und Kautsky. Stuttgart 1885. S. X.

[2] Vgl. hiezu auch die vom Socialisten Kautsky verfaßte Schrift: „K. Marx's ökonomische Lehren." Internationale Bibliothek, Heft 4—6. Stuttgart, Dietz, 1890.

Ding, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken"[1]. Soweit der Tisch bloß nützlicher Gebrauchsgegenstand, ist nichts Mysteriöses an ihm. Aber sobald er „Waare" geworden, „stellt er sich allen anderen Waaren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne"[2]. Unsere Aufgabe ist es zunächst, diese Grillen, diese „metaphysischen Spitzfindigkeiten und theologischen Mucken", welche Marx in die Waare hineingetragen hat, näher kennen zu lernen.

In der urwüchsigen communistischen Productionsweise war die Gesellschaft selbst Gesammtleiterin der Production, unmittelbare Erzeugerin und Eigenthümerin aller hervorgebrachten Gebrauchsgegenstände. Die gesellschaftlichen Zusammenhänge, die gegenseitige Ergänzung und Abhängigkeit der Menschen von einander, lagen klar vor aller Augen, die productiven Kräfte griffen planmäßig ineinander, da der Wille der Gesellschaft als Regulator der Production sich geltend machte. Hier arbeitet ein jeder unmittelbar für die Gesellschaft, und die Gesellschaft weist unmittelbar jedem seinen Antheil am Gesammtproduct, somit auch an dem Arbeitsproducte der anderen, zu. Die Art und Weise, wie jeder zu dem Product des andern gelangt, ist dem gesellschaftlichen Charakter der Arbeit geschuldet; weil man für die Gesellschaft gearbeitet hat, erhält man seinen Antheil am Gesammtproduct, an der Arbeit der anderen. Sobald die communistische Gesellschaft gesprengt und die Waarenproduction an deren Stelle getreten war, änderte sich dies alles. Auch jetzt arbeitet der Producent für die Gesellschaft, aber in einem andern Sinne als früher. In der communistischen Gesellschaft arbeitete er unmittelbar für die Gesellschaft, jetzt mittelbar, sofern er für andere arbeitet. Er erhält darum auch nicht mehr unmittelbar von der Gesellschaft, sondern nur mittelbar, von dem andern nämlich, und zwar nunmehr als Gegengabe nach dem Gesetze des Waarenaustausches, nach dem Gesetze der Aequivalenz, das Product des anderen, indem Waare mit Waare verglichen wird. Jetzt „arbeitet jeder anscheinend für sich, und die Art und Weise, wie jeder zu dem Producte des andern gelangt, scheint nicht dem gesellschaftlichen Charakter der Arbeit geschuldet, sondern den Eigenthümlichkeiten des Productes selbst. Die Verhältnisse der Personen untereinander, wie sie der gesellschaftliche Charakter der Arbeit bedingt, erhalten unter der Herrschaft der Waarenproduction den Anschein von Verhältnissen von Dingen, nämlich von Producten untereinander"[3]. Zwar bleiben die einzelnen Producenten auch unter der Herrschaft der Waarenproduction nothwendige Bestandtheile des gesellschaftlichen Productionsorganismus; aber ihre persönliche Zusammengehörigkeit, die gegenseitige Ergänzung der Menschen, ihre persönliche Abhängigkeit von einander, kurz die eigentlich gesellschaftlichen Zusammenhänge verschleiern sich vollständig in der auf Privateigenthum gegründeten Gesellschaft. Nur dort kommt der gesell-

[1] „Das Kapital." S. 47. [2] S. 48. [3] S. 47.

schaftliche Zusammenhang noch zur Geltung, wo der einzelne Producent aus seiner gesonderten, für sich bestehenden Productionssphäre heraustritt und im Austausch der Güter mit anderen Producenten in Berührung kommt. Da nun aber der gesellschaftliche Zusammenhang (hinsichtlich der Production) regelmäßig nur beim Austausch der Güter sich geltend macht, verschiebt sich dieser Zusammenhang unvermerkt von den Personen auf die Waaren. Die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen gestalten sich um in gesellschaftliche Verhältnisse ihrer Arbeitsproducte. — Der gesellschaftliche Charakter der Arbeit verbirgt sich jetzt unter der Hülle der Producte. Es werden beim Austausch von Waaren scheinbar diese Waaren einander gleichgesetzt, indem man nur gleichwerthige Waaren vertauscht. Aber das ist bloßer Schein. Was wirklich verglichen und gleichgesetzt wird, das ist die menschliche Arbeit, die in der Waare steckt. „Die Gleichheit der menschlichen Arbeiten erhält die sachliche Form der gleichen Werthgegenständlichkeit der Arbeitsproducte, das Maß der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft durch ihre Zeitdauer erhält die Form der Werthgröße der Arbeitsproducte, endlich die Verhältnisse der Producenten, worin jene gesellschaftlichen Bestimmungen ihrer Arbeiten bethätigt werden, erhalten die Form eines gesellschaftlichen Verhältnisses der Arbeitsproducte."[1] Das Mysteriöse an der Waarenform ist also „einfach" dieses quid pro quo, daß sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eigenen Arbeit als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt. Eine Analogie hierfür findet Marx in der „Nebelregion der religiösen Welt. Hier scheinen die Producte des menschlichen Kopfes mit eigenem Leben begabte, untereinander und zu den Menschen in Verhältniß stehende selbständige Gestalten. So in der Waarenwelt die Producte der menschlichen Hand. Dies nenne ich den Fetischismus, der den Arbeitsproducten anklebt, sobald sie als Waaren producirt werden ..."[2] Es besteht der „Fetischismus der Waare" namentlich darin, daß „der gesellschaftliche Charakter der Gleichheit der verschiedenartigen Arbeiten" unter „der Form des gemeinsamen Werthcharakters dieser materiellen, verschiedenen Dinge, der Arbeitsproducte", sich verbirgt[3].

Wie jeder Irrthum, birgt auch der Socialismus ein Körnchen Wahrheit. So ist es unbestreitbar kein geringes Verdienst, daß Marx und seine socialistischen Interpreten den gesellschaftlichen Zusammenhang, das menschliche Element in Production und Waarenverkehr scharf betonen. Allein einseitig und falsch ist es, wenn die gebührende Wahrung der gesellschaftlichen Zusammenhänge, die Regulierung der Production u. s. w. als ausschließliche Prärogative der urwüchsigen communistischen Productionsweise oder einer zukünftigen, auf Gemeineigenthum an allen Productionsmitteln gegründeten Gesellschaft hingestellt werden, während die Anarchie der Production, die Verdrängung des persönlichen durch das sach-

[1] „Das Kapital." S. 48. 49. [2] S. 49. [3] S. 50. 51.

liche Element in der Volkswirthschaft als wesentliches Attribut einer jeden, auf Privateigenthum gegründeten Gesellschaft mit Waarenproduction bezeichnet wird. Die Auswüchse der heutigen freiwirthschaftlichen Epoche wurden dabei mit dem Wesen der Waarenproduction und des Waarenverkehrs verwechselt. Auch die mittelalterliche Gesellschaft producirte „Waaren". Dennoch war hier die Production gesellschaftlich organisirt, die gesellschaftlichen Zusammenhänge traten allseitig in den Vordergrund, selbst da, wo sie, wie im Waarenverkehr, sachlich vermittelt wurden.

Wir haben hiermit jenen Fehler angedeutet, welcher in den Marx'schen Gedankenreihen sich mehrfach wiederholt. Marx studiert das Wesen mancher wirthschaftlichen Dinge, wie z. B. der Waare, des Kapitals, nicht an ihren einfachsten, sondern an ihren complicirtesten Formen. Die „entwickeltste" Form aber findet er in der kapitalistischen Gesellschaft, deren specifische Eigenarten und Mißbräuche er dann schlechthin als Wesen der Waare, des Kapitals, einer jeden auf Privateigenthum gegründeten Gesellschaft hinstellt.

2. Worin besteht denn nun eigentlich, Karl Marx zufolge, der Werth der Waare?

Was die Dinge zu „Waaren" macht, ist nicht ihre Nützlichkeit, sondern ihr „Werth". „Könnten die Waaren sprechen, so würden sie sagen: Unser Gebrauchswerth (Nützlichkeit) mag den Menschen interessiren. Er kommt uns nicht als Dingen (Waaren) zu. Was uns dinglich zukommt, ist unser Werth."[1] Dieser „Werth" aber ist nichts anderes, als die in der Waare vergegenständlichte Arbeit, gemessen durch die Arbeitszeit. „Die Bestimmung der Werthgröße durch die Arbeitszeit ist ein unter den erscheinenden Bewegungen der relativen Waarenwerthe verstecktes Geheimniß."[2] Marx hat den Schleier völlig von dem doppeltem Geheimniß (des Werthcharakters der Waare und ihrer Werthgröße) genommen, und er ist der Bedeutung dieser That sich ganz und voll bewußt: „Die späte wissenschaftliche Entdeckung, daß die Arbeitsproducte, soweit sie Werthe, bloß sachliche Ausdrücke der in ihrer Production verausgabten menschlichen Arbeit sind, macht Epoche in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit."[3]

„Es ist also nur das Quantum der in einer Waare vergegenständlichten, gesellschaftlich nothwendigen, oder die zur Herstellung eines Gebrauchswerthes gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit, welche seine Werthgröße bestimmt."[4] — Dieser Satz bildet die theoretische Grundlage aller Untersuchungen des „Kapitals". Ist dieser Satz falsch, dann bricht das ganze, stolze Gebäude der Marx'schen Entwicklungslehre zusammen wie ein schwaches Kartenhaus!

---

[1] „Das Kapital." S. 61. [2] S. 52.
[3] S. 51. [4] S. 14.

Marx hat jenes oberste Princip nicht selbst erfunden, sondern den „Kinderfibeln der bürgerlichen Oekonomien" entlehnt. Vor ihm hatten Locke, Smith, Ricardo u. a. ähnlich gelehrt. Insbesondere ist es Ricardo, auf den Marx sich stützen konnte. David Ricardo's „Grundsätze der Volkswirthschaft und Besteuerung" beginnen mit dem Satze: „Der Werth eines Gutes, oder die Menge eines andern Gutes, gegen welche man dasselbe vertauscht, richtet sich nach der verhältnißmäßigen Menge von Arbeit, welche zu seiner Hervorbringung erforderlich ist, und nicht nach der größern oder geringern Vergütung, welche für diese Arbeit gegeben wurde."[1] Marx hat nun angeblich diese Ricardo'sche Theorie „verbessert", namentlich, indem er zwischen Arbeit und Arbeitskraft unterschied, ferner durch Betonung des „zwieschlächtigen Charakters" der Arbeit, d. h. der Scheidung von allgemeiner werthbildender und besonderer, Gebrauchswerthe schaffender Arbeit, sodann durch Beschränkung der werthbildenden Arbeit auf gesellschaftlich nothwendige Arbeit. Die einzelnen hier angedeuteten Begriffe werden im Verlaufe unserer Abhandlung sich von selbst erklären.

3. Mit welchen Beweisen begründet Marx seine Behauptung? — Zunächst wird der Beweis, den Ricardo, auf Adam Smith gestützt, dafür anführt, daß nicht der Gebrauchswerth das Wesentliche des Tauschwerthes ausmache, von Marx wenigstens angedeutet. „Ein Ding kann Gebrauchswerth sein, ohne Werth zu sein . . . So Luft, jungfräulicher Boden, natürliche Wiesen, wildwachsendes Holz u. s. w."[2] Er fügt noch bei: „Ein Ding kann nützlich und Product menschlicher Arbeit sein, ohne Waare zu sein. Wer durch sein Product sein eigenes Bedürfniß befriedigt, schafft zwar Gebrauchswerth, aber nicht Waare."[3] Indessen hat Marx auch einen interessanten neuen Beweis für den Satz: „Als Werthe sind alle Waaren nur bestimmte Maße festgeronnener Arbeitszeit"[4] aufzustellen sich bemüht[5], den wir seinem wesentlichen Inhalte nach kurz wiedergeben wollen.

Nehmen wir zwei Waaren, z. B. Eisen und Weizen. Ihr Austauschverhältniß sei 1 hl Weizen = 100 kg Eisen. Der Umstand, daß ich das Austauschverhältniß überhaupt in Form einer mathematischen Gleichung darstellen kann, beweist, daß es sich hier um gleichartige Größen handeln muß. Ich werde daher in den Waaren Weizen und Eisen etwas Gemeinsames finden müssen, welches ihre Vergleichung überhaupt ermöglicht. — Aber was ist denn dieses Gemeinsame? — Die natürlichen Eigenschaften der beiden Waaren, welche deren Gebrauchswerth ausmachen, sind verschieden. Die Verschiedenheit dieser Eigenschaften ist für die Tauschenden Beweggrund des Austausches; aber als qualitative Verschiedenheit kann sie nicht das quantitative Verhältniß bestimmen, in dem sich der Austausch vollzieht. Was bleibt aber übrig, wenn man vom Gebrauchswerth der Waarenkörper absieht? — Offenbar nur das eine, Gemeinsame: die Eigenschaft, Arbeits-

[1] Ricardo's „Grundsätze". Uebersetzt von Edw. Baumstark. Leipzig 1837. S. 1.
[2] „Das Kapital." S. 15. [3] Ebendas. [4] S. 14. [5] S. 11 ff.

producte zu sein. Aber hier beginnt von neuem die Schwierigkeit: Die Arbeit, deren Producte sie sind, ist ja wiederum verschieden. Die eine ist z. B. Tischlerarbeit, die andere Spinnarbeit. — Thörichter Einwand! Indem man vom Gebrauchswerthe der Producte abstrahirt, sieht man auch von den verschiedenen Formen der Arbeit ab, welche sie erzeugt hat. Dann sind sie nicht mehr Producte von Tischlerarbeit oder Spinnarbeit, sondern lediglich Producte allgemein menschlicher Arbeit, „abstract menschlicher Arbeit", und als solche sind sie Werthe. Die Größe des Werthes müßte sich also nach der Menge der in der Waare vergegenständlichten Arbeit richten. Die Menge der Arbeit aber hat ihren natürlichen Maßstab in der Zeit. — Doch wird dann nicht die Waare um so werthvoller sein, je fauler und ungeschickter ihr Hersteller ist, je mehr Zeit er infolge seiner Faulheit zur Herstellung derselben bedarf? — Die Einwendung wäre berechtigt, wenn es sich bei Bemessung des Werthes um individuelle Arbeit handelte, wenn der Werth jeder einzelnen Waare durch das Quantum Arbeit bestimmt würde, welches ihr Producent in jedem besonderen Falle auf ihre Herstellung thatsächlich verwandt hat. Indessen gilt hier nur gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit, d. h. die Arbeitszeit, die allgemein erforderlich ist, um irgend einen Gebrauchswerth unter den jeweilig vorhandenen, gesellschaftlich normalen Productionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen.

Voilà tout! — Das ist die Marx'sche Werththeorie, auf welcher das Dogma von der Arbeit als alleiniger Werthsubstanz beruht. Auf dieser Grundlage baute Marx seine „Geschichte" der Kapitalgenesis auf. Ist die Werththeorie richtig, dann ist die socialistische Kritik berechtigt; ist sie falsch, dann gibt es überhaupt keinen „wissenschaftlichen" Socialismus. Die weitere Entwicklung der Marx'schen Gedankenreihen wird jeden Zweifel hierüber beseitigen.

4. Werthform und Waarencirculation. — Die Werthgröße einer Waare wird zwar bestimmt durch die zu ihrer Herstellung erforderliche gesellschaftliche Arbeitszeit, aber ausgedrückt durch andere Waaren. Man sagt nicht: ein Rock ist = 40 Arbeitsstunden, sondern ein Rock ist = 20 Ellen Leinwand, oder 10 gr Gold u. s. w. Der Rock erscheint in diesem Tauschverhältniß als Gebrauchswerth; Leinwand, Gold u. s. w. als Erscheinungsform des Tauschwerthes des Rockes als „Werthform". Marx unterscheidet nun die einfache oder einzelne Werthform, die totale oder entfaltete Werthform, welche letztere in die allgemeine Werthform ausläuft. Die einfache Werthform entspricht den Anfängen der Waarenproduction, wo nur selten ein Austausch stattfand, z. B. ein Broncehammer = 10 kg Steinsalz. Die entfaltete Werthform gehört einer spätern Zeit an, als man ein bestimmtes Product, z. B. Vieh, häufig als Werthform benutzte, bis es schließlich zur allgemeinen Werthform wurde. Als allgemeines Aequivalent dienten in der folgenden Zeit schließlich nur noch die edleren Metalle. Sie wurden Geld, welches dann als Werthmaß, Maßstab der

Preise, Zahlungsmittel fungirt. — Wenn nun ein Leinweber 20 Ellen Leinwand gegen 2 Pfd. Sterling und diese wieder gegen eine alte Familienbibel vom selben Preis austauscht, um „seine Erbauungsbedürfnisse zu befriedigen“ [1], so enthält dieser Austauschproceß zwei entgegengesetzte Verwandlungen: Waare wird in Geld verwandelt und Geld wiederum in Waare zurückverwandelt. Die Formel eines solchen einfachen Waarenkreislaufes [Waarenform (20 Ellen Leinwand), — Abstreifung der Waarenform (Geld), — wieder Waarenform (Bibel)] ist also:

Waare — Geld — Waare.
W — G — W.

Da es schwieriger ist, für seine Waare Geld zu bekommen, als für sein Geld Waaren, nennt Marx „das Ueberspringen des Waarenwerthes aus dem Waarenleib in den Goldleib“ den Saltomortale der Waare. — Der einfache Waarenkreislauf verschlingt sich nun unentwirrbar mit den Kreisläufen anderer Waaren. Hat der Leinweber z. B. seine Waare an einen Bauern verkauft, der die zu zahlenden 2 Pfund Sterling aus dem Verkauf von Weizen besitzt, so schließt sich an den Kreislauf Leinwand-Geld-Bibel ein neuer Kreislauf, Weizen-Geld-Leinwand an. Die Gesammtbewegung solcher zahllosen, sich ineinander verschlingenden Kreisläufe bildet die „Waarencirculation“ [2]. Durch die Waarencirculation entsteht der Umlauf des Geldes. Die Formel W-G-W zeigt, daß „derselbe Werth als Waare den Ausgangspunkt des Processes bildet und zu demselben Punkte zurückkehrt als Waare. Diese Bewegung der Waare ist daher ein Kreislauf. Andererseits schließt dieselbe Form den Kreislauf des Geldes aus. Ihr Resultat ist beständige Entfernung des Geldes von seinem Ausgangspunkte, nicht Rückkehr zu demselben“ [3]. Es läuft herum aus der Hand des einen Waarenbesitzers in die des andern. Daher der Ausdruck: „Umlauf des Geldes“.

5. Wie aber verwandelt sich das Geld in Kapital?

Aus der Waarencirculation W-G-W (Verkauf, um zu kaufen) entwickelt sich allmählich eine neue Circulationsform: Geld, Waare, Geld, G-W-G, d. h. man kauft für Geld eine Waare, um sie wiederum zu verkaufen.

„Das Geld nun, das in seiner Bewegung diese letztere Circulation beschreibt, verwandelt sich in Kapital, wird Kapital und ist schon seiner Bestimmung nach Kapital.“ [4] — Aber inwiefern? — „Es ist augenscheinlich, daß der Circulationsproceß G-W-G abgeschmackt und inhaltslos wäre, wollte man vermittelst seines Umweges denselben Geldwerth gegen denselben Geldwerth, 100 Pfund Sterling gegen 100 Pfund Sterling austauschen.“ [5] Der Kreislauf G-W-G hat vielmehr nur dann Sinn und Bedeutung, wenn die Geldsumme am Ende größer ist, als das Geld, mit dem die Circulation beginnt. Die Vermehrung der Geldsumme ist denn auch in der That der Beweggrund, warum der Kaufmann Waaren kauft, nämlich, um theurer zu

---

[1] „Das Kapital. S. 84. [2] S. 91. [3] S. 94.
[4] S. 129. [5] Ebendas.

verkaufen. Die vollständige Formel dieser neuen Circulationsform ist also G-W-G_1 wobei $G_1 = G + \triangle G$ (m) ist. $\triangle G$ oder m bezeichnet den Mehrwerth über den ursprünglichen, in die Circulation geworfenen Geldbetrag.

Das Geld, welches sich in dieser Bewegung befindet, ist Kapital. Es erhält durch den Mehrwerth seinen Charakter als Kapital. Das Kapital ist also Mehrwerth heckender Werth. Jedes neue Kapital betritt in erster Instanz die Bühne, d. h. den Markt, Waarenmarkt, Arbeitsmarkt oder Geldmarkt, immer noch als Geld, das sich durch bestimmte Processe in Kapital verwandeln soll." [1] Das Kapital ist daher kein ruhendes, sondern in der bestimmten Bewegung G-W-G + m begriffenes Geld. „Als bewußter Träger dieser Bewegung wird der Geldbesitzer Kapitalist. Seine Person oder vielmehr seine Tasche ist der Ausgangspunkt und Rückkehrpunkt des Geldes." Immer wieder erneuert sich von dort aus die Circulation des Geldes als Kapital. Das erlöste Geld mit dem gewonnenen Mehrwerth wird von neuem in die Circulation geworfen. „Die Bewegung des Kapitals ist daher maßlos." [2]

6. Im Anfange der Circulation besaß der Kapitalist 100 Pfund Sterling, am Ende 110 Pfund Sterling. — Aber jetzt entsteht die Frage: Woher dieser Mehrwerth? — Die Formel G-W-G entspricht zunächst einer bestimmten Art des Kapitals, dem Kaufmannskapital. Der Kaufmann erwirbt Waaren, um sie mit Gewinn zu verkaufen. Welches ist nun die Quelle dieses Gewinnes, dieses Mehrwerthes? Die moderne Oekonomik wiederholt zur Erklärung des Mehrwerthes Condillacs Argument: „Der Handel," heißt es z. B., „fügt den Producten Werth zu; denn dieselben Producte haben mehr Werth in den Händen des Consumenten als in den Händen des Producenten, und er (der Handel) muß daher wörtlich (strictly) als Productionsact betrachtet werden." [3]

Der Mehrwerth würde somit als Product der kaufmännischen Thätigkeit sich darstellen. Allein spöttisch bemerkt Marx, daß auch das Geld, welches der Käufer der Waare dem Kaufmanne zahlt, letzterem nützlicher und lieber sei, als die Waare selbst. Mit gleichem Rechte könnte darum auch, — wäre jenes Argument richtig, — gesagt werden, „daß der Käufer wörtlich (strictly) einen „Productionsact" vollbringt, indem er z. B. die Strümpfe des Kaufmanns in Geld verwandelt. Es beruht die landläufige Erklärung der Herkunft des Mehrwerthes auf einer Verwechslung von Waarenwerth mit Gebrauchswerth. Allerdings findet der Tausch überhaupt nur statt, weil die in Tausch gegebenen Waaren verschiedenen Gebrauchswerth haben, aber die Verschiedenheit des Gebrauchswerthes bildet nach Marx'scher Auffassung nur den Beweggrund, warum überhaupt getauscht wird, keineswegs aber den Maßstab des beiderseitigen Werthes. Der Austausch von Waaren erklärt sich seinem Beweggrunde nach durch die Verschiedenheit ihrer Gebrauchswerthe; aber „in seiner reinen Form bedingt der Circulationsproceß der Waaren Austausch von Aequivalenten" [4].

[1] „Das Kapital." S. 128. [2] S. 135. [3] S. 143. [4] S. 144.

„Werden Waaren oder Waaren und Geld von gleichem Tauschwerthe, also Aequivalente, ausgetauscht, so zieht offenbar keiner mehr Werth aus der Circulation heraus, als er in sie hineinwirft." [1] Werden also die Gesetze der Waarencirculation beobachtet, so kann ein Mehrwerth nicht entstehen. In der Wirklichkeit freilich werden diese Gesetze nicht beobachtet. Statt daß man Aequivalente austauscht, verschafft man sich Mehrwerthe durch Verminderung des Werthes in den Händen anderer. So hat sich namentlich das Handelskapital gebildet „aus der doppelseitigen Uebervortheilung der kaufenden und verkaufenden Waarenproducenten durch den sich parasitisch zwischen sie schiebenden Kaufmann. In diesem Sinne sagt Franklin: ‚Krieg ist Raub, Handel ist Prellerei'" [2].

7. Eine Zwischenbemerkung unsererseits sei hier gestattet. — Wir bestreiten nicht, daß „die Dinge in der Wirklichkeit", wenigstens sehr oft, „nicht rein zugehen". Indessen, wenn Marx schlechthin läugnet, daß aus der Circulation selbst Mehrwerth entstehen, somit „Geld in Kapital" [3] sich verwandeln könne, so rührt dies einmal von seiner irrthümlichen Anschauung über die Stellung des Gebrauchswerthes zum Tauschwerthe her, andererseits aus einer höchst ungenauen Erfassung des Gesetzes der Aequivalenz, wie es den Tauschverkehr beherrscht. Hätte Marx nicht einseitig den thatsächlichen Vollzug des Gebrauches, den Verbrauch, der natürlich individuell ist, vor Augen gehabt, hätte er vielmehr den socialen Charakter des Gebrauchswerthes, die Fähigkeit des Gegenstandes, den Bedürfnissen vieler, verschiedener Menschen (im disjunctiven Sinne) zu dienen, mehr berücksichtigt, dann hätte er auch unschwer verstanden, wie der formelle Tauschwerth vor allem ein Ausdruck für die gesellschaftliche Schätzung des Gebrauchswerthes einer Sache sein, wie ferner dieser Ausdruck in verschiedenen Gegenden, unter verschiedenen Verhältnissen, je nach Verschiedenheit der herrschenden Anschauungen über die Nützlichkeit der Sache sich sehr verschieden gestalten kann. Der Neger tauscht wenige Perlen und Glaskorallen ein gegen Elfenbein. Das Elfenbein hat in der Heimat des Negers wirklich geringern Tauschwerth, abgesehen von allem andern schon allein deshalb, weil es geringern Nutzen gewährt, weil man dort nicht viel damit zu machen weiß. Der Kaufmann nun, welcher Elfenbein aus Afrika nach Europa importirt, bewirkt durch diesen Transport, daß jenes Elfenbein in eine Lage kommt, in welcher seine Nützlichkeit einer höhern gesellschaftlichen Schätzung sich erfreut, wo die Waare höhern Tauschwerth hat. Ob man dies „Produciren von Mehrwerth" nennen will oder nicht, ist ohne Belang. Thatsächlich führt sich hier der Gewinn, den der Kaufmann in die Tasche steckt, auf die Circulation zurück. Es entsteht wirklich Mehrwerth durch die Circulation. — Es entspricht ferner durchaus nicht den thatsächlichen Verhältnissen, wenn Marx aus dem Gesetze der Aequivalenz, wie es den gerechten Tauschverkehr beherrscht, zu beweisen sich bestrebt, daß der Kaufmann „nicht mehr Werth aus der Circulation" herausziehen könne,

---

[1] „Das Kapital." S. 143. [2] S. 148. [3] Ebendas.

„als er in sie hineinwirft". — „Waaren können zwar zu Preisen verkauft werden, die von ihren Werthen abweichen, aber diese Abweichung erscheint als Verletzung des Gesetzes des Waarenaustausches. In seiner reinen Gestalt ist er ein Austausch von Aequivalenten, also kein Mittel, sich an Werth zu bereichern."[1] Hier wird vorausgesetzt, daß der Werth als eine fest bestimmte Größe gegeben sei, und Marx muß in seiner Auffassung vom Tauschwerth („festgeronnene Arbeit") allerdings dem Tauschwerthe diesen Charakter einer fest bestimmten Größe zuerkennen. Indessen widerspricht dies offenbar der Erfahrung. In Wirklichkeit ist der Tauschwerth nicht so fest fixirt, sondern besitzt eine gewisse Weite, so daß er in einem sogenannten niedrigsten, mittlern und höchsten Preise seinen gerechten Ausdruck findet. Der Kaufmann, der z. B. in größeren Quantitäten vom Producenten die Waaren entnimmt und sie deshalb zum geringern Preise erhält, kann offenbar ohne Verletzung des Gesetzes der Aequivalenz einen Mehrwerth erwerben, wenn er zum mittlern oder einem hohen Preise seine Waaren verkauft. Wenigstens für ihn entsteht also hier Mehrwerth aus der Circulation. Indessen Marx darf und will das nicht zugeben. Seine ganze Theorie von der Entstehung des Mehrwerthes durch Ausbeutung der Arbeitskraft wäre sonst in Frage gestellt. Für Marx ist es daher eine ausgemachte Sache, daß der Mehrwerth, welcher im Bereich der Waarencirculation erzeugt wird, in keiner Weise durch die Waarencirculation erzeugt werden könne. — Woher also dieser Mehrwerth?

8. Historisch begann die Aneignung von Mehrwerthen seitens des Kaufmanns- und Wucherkapitals. Allein Handels- und Wucherkapital sind sozusagen nur die „antediluvianischen Gestalten"[2] des Kapitals. Nicht an ihnen, sondern an einer höhern Form, an jener Form, in welcher das Kapital als industrielles „die ökonomische Organisation der modernen Gesellschaft bestimmt", will Marx die Grundgesetze des Kapitals und der Kapitalsbildung nachweisen. „Auch das industrielle Kapital ist Geld, das sich in Waare verwandelt und durch den Verkauf der Waare in mehr Geld rückverwandelt."[3]

Das zu lösende Problem charakterisirt Marx näher in folgender Weise: „Die Verwandlung des Geldes in Kapital ist auf Grundlage dem Waarenaustausch immanenter Gesetze zu entwickeln, so daß der Austausch von Aequivalenten als Ausgangspunkt gilt. Unser nur noch als Kapitalistenraupe vorhandener Geldbesitzer muß die Waaren zu ihrem Werthe kaufen, zu ihrem Werthe verkaufen und dennoch am Ende des Processes mehr Werth herausziehen, als er hineinwarf."[4]

Um den Sinn dieses Satzes zu verstehen, erinnere man sich an die allgemeine Formel des Kapitals: $G\text{-}W\text{-}G_1$, Geld-Waare-Geld, wobei das Geld am Schlusse einen höhern Werth bezeichnet, als das Geld am Anfange. G_1 ist gleich $G + \triangle G$ oder —, indem wir statt des Marx'schen $\triangle G$ ein einfacheres Zeichen wählen: — G_1 ist gleich $G + m$. Nach dem Aequivalenzgesetz der

[1] „Das Kapital." S. 142. [2] S. 148. [3] S. 138. [4] S. 150 f.

Waarencirculation muß in der Formel G-W-G + m zunächst G = W sein, aber nach demselben dem Waarenaustausch immanenten Gesetze wird auch wiederum W = G + m sein. In beiden Fällen muß die Waare zu ihrem Werthe bezahlt sein, da nur Aequivalente ausgetauscht werden. Allein, wie ist dies möglich? Weder aus dem ersten Circulationsacte, G-W, noch aus dem zweiten, bei welchem die Waare wiederum gegen Geld vertauscht wird, entsteht Mehrwerth, und doch ist dieser Mehrwerth m am Schlusse des zweiten Circulationsactes vorhanden. Im Gelde ist bei dem ganzen Proceß keine Veränderung vor sich gegangen; es verharrt in seiner eigenen Form, „zum Petrefact von gleichbleibender Werthgröße erstarrt" [1]. Die Veränderung muß sich also an der Waare zugetragen haben, — aber man beachte wohl, an der Waare, nicht insofern sie Werth (Tauschwerth), — denn es werden ja Aequivalente, in beiden Austauschfällen gleiche „Werthe", ausgetauscht, — sondern an der Waare, insofern sie Gebrauchswerth ist. „Die Veränderung kann also nur entspringen aus ihrem (der Waare) Gebrauchswerth als solchem, d. h. (!!) aus ihrem Verbrauch." [2] Von der räthselhaften Herkunft des Mehrwerthes wäre der Schleier gehoben, sobald unser Geldbesitzer so glücklich sein würde, innerhalb der Circulationssphäre, auf dem Markte eine Waare zu entdecken, deren „Gebrauchswerth" selbst die eigenthümliche Beschaffenheit besäße, Quelle von „Werth" zu sein, deren wirklicher Verbrauch also selbst Vergegenständlichung von Arbeit wäre, daher „Werth"schöpfung. Und der Geldbesitzer findet auf dem Markte eine solche specifische Waare vor — das Arbeitsvermögen oder die Arbeitskraft [3].

9. Nicht zufällig stößt Marx in der Entwicklung seiner Gedankenreihen hier auf die Arbeitskraft als Waare. Er fand sie, weil er sie suchte, und er mußte sie suchen, nachdem er einmal die Ricardo'sche Werththeorie, das πρῶτον ψεῦδος des ganzen Marxismus, angenommen hatte. Führt sich nämlich der ganze, in der Production neu gebildete Werth auf die Arbeit zurück, ist andererseits der Lohn Preis der geleisteten Arbeit, dann kann für den Kapitalisten ein Mehrwerth nicht entstehen. Darum unterscheidet Marx zwischen Arbeit und Arbeitskraft. Nicht die Arbeit, sondern die Arbeitskraft ist jene wunderbare Waare, deren das Kapital bedarf, um sich zu bereichern.

Damit aber die Arbeitskraft als Waare auf dem Markte erscheinen könne, müssen verschiedene Bedingungen erfüllt sein. Der Waarenaustausch setzt das Eigenthumsrecht der Tauschenden voraus. Der Arbeiter muß darum ein freier Mann sein, der freies Verfügungsrecht hat über seine Arbeitskraft. Der Arbeiter darf kein Sklave, auch kein Höriger, nicht dauernd gebunden sein; sonst ist er nicht Waarenbesitzer, sondern selbst eine Waare. Allein da das Motiv zum Tausch von Gütern die Verschiedenheit ihrer Gebrauchswerthe ist, da man nur eine Waare in Tausch gibt, die man nicht selbst gebrauchen kann, um eine andere zu erlangen, welche man

---

[1] „Das Kapital." S. 151. [2] Ebendas. [3] S. 152.

gebrauchen kann, so ist die zweite Bedingung, daß die Arbeitskraft für den Arbeiter selbst keinen Gebrauchswerth hat, weil er nicht im Besitze der nothwendigen Productionsmittel ist. Solange der Arbeiter noch über die Productionsmittel verfügt, trägt er seine Arbeitskraft nicht zu Markte, sondern verwerthet sie selbständig in der Production. Darum muß der Arbeiter zuerst von seinen Productionsmitteln getrennt werden, ehe der Entwicklungsproceß des Kapitals beginnen kann. „Zur Verwandlung von Geld in Kapital muß der Geldbesitzer also den freien Arbeiter auf dem Waarenmarkte vorfinden, frei in dem Doppelsinne, daß er als freie Person über seine Arbeitskraft als seine Waare verfügt, daß er andererseits andere Waaren nicht zu verkaufen hat, los und ledig, frei ist von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskraft nöthigen Sachen."[1] Diese Vorbedingungen der modernen Kapitalbildung sind nicht von Natur gegeben. Sie stellen das Ergebniß einer langen historischen Entwicklung, vieler ökonomischer Umwälzungen, des Unterganges einer ganzen Reihe älterer Formationen der gesellschaftlichen Production dar. Mit dem 16. Jahrhundert beginnt die Lebensgeschichte des modernen Kapitals, als die Fesseln des Feudalismus, die mittelalterliche Zunftgebundenheit gebrochen, der Arbeiter frei geworden war, frei aber auch von der festen ökonomischen Grundlage seiner Existenz.

Man kann in diesen Ausführungen eine Kritik der Art und Weise erblicken, wie die Kapitalbildung historisch begonnen hat, und insoweit haben wir keinen Anlaß, Marx entgegenzutreten. Würde Marx bloß mit einer scharfen Kritik sich begnügt haben, so hätte er ebenfalls insofern unsere volle Sympathie, als wir die Behandlung der Arbeit nach Art einer Waare, des Arbeitsvertrages nach Art eines bloßen Tauschvertrages —, wie sie auf Grund der Principien des liberalen Oekonomismus sich thatsächlich gestaltet hat, — aufs schärfste verurtheilen. Aber es ist nicht der Historiker, nicht der Kritiker, es ist der Dogmatist Marx, der uns hier seine Gedankenreihen nicht mehr über thatsächliche Mißbräuche, sondern über eine „historisch nothwendige" Entwicklungsstufe der ökonomischen Verhältnisse vorführt, der auf deductivem Wege aus einem falschen Princip absurde Folgerungen zieht und diese als Gesetze des wirthschaftlichen Lebens hinstellt. Wenn der Gebrauchswerth nur Träger, nicht Wesenselement des Tauschwerthes ist, wenn ein höherer Gebrauchswerth nicht unmittelbar in der Regel auch höhern Tauschwerth darstellt, wenn der Socialwerth sich allein mißt durch die in ihm aufgespeicherte Arbeit, dann allerdings wird die Kapitalbildung in der von Marx beliebten Weise erklärt werden können, aber auch nur dann, nur in der Voraussetzung der Ricardo-Marx'schen Werththeorie. Mit diesem Philosophem steht und fällt der ganze Marxismus.

Wir werden im folgenden immer mehr Gelegenheit haben, uns vom Gesagten zu überzeugen. — Die Waare, welche den Mehrwerth schafft, wäre also gefunden: es ist die Arbeitskraft.

---

[1] „Das Kapital." S. 154.

10. Aber wie hoch beläuft sich der Werth der Arbeitskraft? — „Der Werth der Arbeitskraft, gleich dem jeder andern Waare, ist bestimmt durch die zur Production, also auch zur Reproduction, dieses specifischen Artikels nothwendige Arbeitszeit. Soweit sie ‚Werth', repräsentirt die Arbeitskraft selbst nur ein bestimmtes Quantum in ihr vergegenständlichter gesellschaftlicher Durchschnittsarbeit."[1] Und wie hat sich diese gesellschaftliche Durchschnittsarbeit in der Arbeitskraft „vergegenständlicht"? „Zu seiner Erhaltung bedarf das lebende Individuum einer gewissen Summe von Lebensmitteln. Die zur Production der Arbeitskraft nothwendige Arbeitszeit oder der Werth der Arbeitskraft ist der Werth der zur Erhaltung ihres Besitzers nothwendigen Lebensmittel."[2] Eine mehrfache Metamorphose hat also hier „die gesellschaftlich nothwendige Durchschnittsarbeit" erlitten. Sie verleibte sich zuerst in den Lebensmitteln, entleibte sich dann im Magen des Arbeiters, indem sie Arbeitskraft erzeugte, und erscheint schließlich wiederum mit frischem Leben eben in dieser Arbeitskraft „vergegenständlicht". Je mehr Arbeitskraft der Arbeiter ausgibt, je anstrengender seine Arbeit ist, um so mehr Lebensmittel bedarf er. Die vermehrte Ausgabe eines „Quantum von menschlichem Muskel, Nerv, Hirn u. s. w."[3] bedingt eben eine vermehrte Einnahme. Die natürlichen Bedürfnisse, der Umfang der sogen. nothwendigen Lebensmittel, die Art und Weise ihrer Befriedigung ist bei verschiedenen Völkern verschieden, hängt wesentlich ab von der Culturstufe eines Landes, den Gewohnheiten und Lebensansprüchen des freien Arbeiters. „Im Gegensatz zu anderen Waaren enthält also die Werthbestimmung der Arbeitskraft ein historisches und moralisches Element."[4]

Der Eigenthümer der Arbeitskraft ist sterblich. Der Verkäufer von Arbeitskraft muß sich daher verewigen, damit die Verwandlung von Geld in Kapital ihren Fortgang nehme. Der Arbeiter verewigt sich aber durch Fortpflanzung. „Die Summe der zur Production der Arbeitskraft nothwendigen Lebensmittel schließt also die Lebensmittel der Ersatzmänner ein, d. h. der Kinder der Arbeiter, so daß sich diese Rasse eigenthümlicher Waarenbesitzer auf dem Waarenmarkt verewigt."[5] Endlich gehören zu den Productionskosten der Arbeitskraft auch die Kosten der Bildung, welche dem Arbeiter die nothwendige Fertigkeit in seinem Arbeitszweige verschafft. Alle diese Momente bestimmen den Werth der Arbeitskraft innerhalb einer bestimmten Arbeiterklasse eines Landes in bestimmter Zeit.

11. Verlassen wir nun den Markt, wo der Arbeiter seine Arbeitskraft feilgeboten und verkauft, ohne aber den Preis derselben sofort zu erhalten — wie es nach Marx'scher Auffassung recht und billig wäre. Begeben wir uns in die Arbeitsstätte, wo der glückliche Käufer der Arbeitskraft diese consumirt, indem er ihren Verkäufer arbeiten läßt. „Der Gebrauch der Arbeitskraft ist die Arbeit selbst."[6]

---

[1] „Das Kapital." S. 155 f. [2] S. 156. [3] Ebendas.
[4] Ebendas. [5] S. 157. [6] S. 163.

Man kann die Arbeit ins Auge fassen, insofern sie Gebrauchswerthe schafft, oder insofern sie Werthe, Tauschwerthe bildet, mit anderen Worten: als Arbeitsproceß oder als Werthbildungsproceß. Im Arbeitsproceß, einem „Proceß zwischen Mensch und Natur"[1], tritt der Mensch „dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber". Hierbei müssen unterschieden werden: die zweckbewußte Thätigkeit des Menschen, insofern der Mensch das, was er schaffen will, schon in der Idee voraus erfaßt, — sodann der Arbeitsgegenstand, ferner die Hilfsmittel, die Arbeitsmittel, deren er sich bedient, schließlich das Product als Ergebniß der zweckmäßigen Bearbeitung des Arbeitsgegenstandes mit Hilfe der Arbeitsmittel. — Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstand werden zusammengefaßt unter dem Namen: Productionsmittel.

Der „Arbeitsproceß" ist an keine bestimmte Stufe ökonomischer Entwicklung gebunden. Er findet sich jederzeit, weil man zu jeder Zeit den Naturstoff durch Formveränderung menschlichen Bedürfnissen dienstbar machen muß. Aber ein weiteres als diese Formveränderung will der „Arbeitsproceß" als solcher nicht. „Der Proceß erlischt im Product. Sein Product ist Gebrauchswerth." Diesen allein wollte in früheren Zeiten der Arbeiter; war dies Ziel erreicht, dann ruhte der Arbeiter. — „Er hat gesponnen, und das Product ist ein Gespinst."[2]

Allein in der Zeit der Waarenproduction ist das anders geworden. Der Waarenproducent, „der Kapitalist in spe", ruht nicht im „Gespinst". Die Production von Gebrauchswerthen ist für ihn nur Mittel zum Zweck der Production von Waarenwerthen. Seine Waare muß Gebrauchswerth sein; sonst wird er sie nicht los. Der Productionsproceß der Waarenproduction enthält also nothwendig den Arbeitsproceß, der Gebrauchswerthe schafft, aber nur als Mittel zum Zweck der eigentlichen Werthbildung. Der Werthbildungsproceß ist jetzt die Hauptsache geworden und nimmt darum auch vor allem unser Interesse in Anspruch. „Der Gebrauchswerth ist überhaupt nicht das Ding, ‚qu'on aime pour lui-même' in der Waarenproduction. Gebrauchswerthe werden hier überhaupt nur producirt, weil und sofern sie materielles Substrat, Träger des Tauschwerthes sind. Und unserm Kapitalisten handelt es sich um zweierlei: Erstens will er einen Gebrauchswerth produciren, der einen Tauschwerth hat, einen zum Verkauf bestimmten Artikel, eine Waare. Und zweitens will er eine Waare produciren, deren Werth höher ist als die Werthsumme der zu ihrer Production erheischten Waaren, der Productionsmittel und der Arbeitskraft, für die er sein gutes Geld auf dem Waarenmarkt ‚vorschoß'. Er will nicht nur einen Gebrauchswerth produciren, sondern eine Waare, nicht nur Gebrauchswerth, sondern Werth, und nicht nur Werth, sondern auch Mehrwerth."[3]

Auf der Unterscheidung zwischen Arbeitsproceß und Werthbildungsproceß beruht die ganze folgende Entwicklung der Kapital-

[1] „Das Kapital." S. 163. [2] S. 167. [3] S. 173.

genesis. Ist jene Unterscheidung falsch, dann auch die Erklärung des Mehrwerthes im Marx'schen Sinne. Die Unterscheidung aber ist falsch, wenn zwischen Gebrauchswerth und Tauschwerth keine Spaltung besteht, vielmehr durch Erzeugung höhern Gebrauchswerthes, ceteris paribus, unmittelbar auch höherer Tauschwerth gebildet ist. Mit einem Worte: die ganze folgende Entwicklung hat nur Sinn und Bedeutung in der Voraussetzung der Richtigkeit der Ricardo'schen Werththeorie.

12. Schauen wir nun dem Kapitalisten einmal genau auf die Finger, wie er das Kunststück, „Mehrwerth" zu gewinnen, fertig bringt[1].

Nehmen wir an, der Kapitalist kaufe die Arbeitskraft für einen Tag. Der Tageswerth der Arbeitskraft betrage 3 Shillinge oder 3 Mark, d. h. in Marx'scher Auffassung: die Arbeitszeit, welche gesellschaftlich nothwendig ist, um die für die Erhaltung des Arbeiters nöthigen Lebensmittel hervorzubringen, sei verkörpert, dargestellt in 3 Mark. Eine weitere Annahme, die wir machen wollen, ist die, daß jene zur Erzeugung der erforderlichen Lebensmittel gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit 6 Stunden betrage. Diese 6 Stunden gesellschaftlich nothwendiger Arbeitszeit sind also in jenen 3 Mark verkörpert. Nehmen wir ferner an, der Käufer verletze beim Kaufe der Waare „Arbeitskraft" in keiner Weise die Gesetze des Waarenaustausches; Aequivalent werde gegen Aequivalent ausgetauscht. Die Arbeitskraft sei 3 Mark werth, und diese 3 Mark zahle der Kapitalist dem Arbeiter für den Arbeitstag. Allein der Kapitalist ist ein praktischer Mann, „der zwar nicht immer bedenkt, was er außerhalb des Geschäftes sagt, aber stets weiß, was er im Geschäft thut". — Sehen wir näher zu. Der Tageswerth der Arbeitskraft betrug 3 Mark (3 Sh.), weil in ihr ein halber Arbeitstag (6 Stunden) vergegenständlicht ist, d. h. weil die täglich zur Production der Arbeitskraft nöthigen Lebensmittel einen halben Arbeitstag (6 Stunden) kosten. Aber die vergangene Arbeit (nämlich jener 6 Stunden), die in der Arbeitskraft steckt, und die lebendige Arbeit, die sie leisten kann (in der Arbeitsstätte des Kapitalisten), ihre täglichen Erhaltungskosten und ihre tägliche Verausgabung, sind zwei ganz verschiedene Größen. Die erstere (nämlich jene 6 Stunden) bestimmt den Tauschwerth der Arbeitskraft (3 Mark), die andere (12stündige Arbeit in der Fabrik des Kapitalisten) bildet ihren Gebrauchswerth. Daß nur ein halber Arbeitstag (6 Stunden) nöthig, um den Arbeiter während 24 Stunden am Leben zu erhalten, hindert den Arbeiter keineswegs, einen ganzen Tag (12 Stunden) zu arbeiten. Der Werth der Arbeitskraft (3 Mark) und ihre Verwerthung im Arbeitsproceß sind also zwei verschiedene Größen. Diese Werthdifferenz hatte der Kapitalist im Auge, als er die Arbeitskraft kaufte. Ihre Eigenschaft, Garn oder Stiefel zu machen, war nur eine unerläßliche Bedingung, weil Arbeit in nützlicher Form verausgabt werden muß, um „Werth" zu bilden. Was aber entschied, war der specifische Gebrauchswerth dieser Waare, Quelle von

[1] Vgl. Kautzky a. a. O. S. 77 ff.

„Werth“ zu sein und von mehr „Werth“, als sie selbst hat. — Dies ist der specifische Dienst, den der Kapitalist von ihr erwartet. Und er verfährt dabei „den ewigen Gesetzen des Waarenaustausches“ gemäß. In der That, der Verkäufer der Arbeitskraft, wie der Verkäufer jeder andern Waare, realisirt ihren Tauschwerth und veräußert ihren Gebrauchswerth. Er kann den einen nicht erhalten, ohne den andern wegzugeben. Der Gebrauchswerth der Arbeitskraft, die Arbeit selbst, gehört ebenso wenig ihrem Verkäufer, wie der Gebrauchswerth des verkauften Oels dem Oelhändler. Der Geldbesitzer hat den Tageswerth der Arbeitskraft gezahlt; ihm gehört daher ihr Gebrauch während des Tages, die tagelange Arbeit. Der Umstand, daß die tägliche Erhaltung der Arbeitskraft nur einen halben Arbeitstag (6 Stunden) kostet, obwohl die Arbeitskraft einen ganzen Tag (12 Stunden) wirken, arbeiten kann, daß daher der Werth, den ihr Gebrauch während eines Tages darstellt, doppelt so groß ist, als ihr eigener Tageswerth, ist ein besonderes Glück für den Käufer (den „Kapitalisten in spe“), aber durchaus kein Unrecht gegen den Verkäufer (den Arbeiter)[1].

Es ist also etwas Besonderes um solch eine fertige Waare. Wer im Fetischismus der Waare befangen ist, wer nur an der Oberfläche, am Scheine haftet, ohne in die Tiefen der gesellschaftlichen Verhältnisse hinabzusteigen, der sieht nur den Waarenkörper; aber der Aufgeklärte, Eingeweihte kennt die Geheimnisse, die sich unter dieser Hülle verbergen. Er kennt die Scheidung von allgemeiner werthbildender und besonderer, Gebrauchswerthe schaffender Arbeit, und rücksichtlich des Werthes weiß er die eigentliche Neuschaffung von Werth wohl zu unterscheiden von der durch den Arbeiter vollzogenen Uebertragung alten Werthes. Der Arbeiter mußte ja den Werth der Productionsmittel, der Baumwolle und der Spindelmasse, die im Productionsprocesse sich verzehrte, also die Arbeitszeit, die gesellschaftlich nothwendig war zur Herstellung der Baumwolle und der Spindeln, auf das Garn übertragen; aber er hat nicht nur alten Werth erhalten, vergangene Arbeitszeit übertragen, er hat auch neuen Werth gebildet. Dieser im Garnwerthe vergegenständlichte, neu gebildete Werth aber, was ist er? Offenbar nichts anderes, als die Arbeitszeit, welche der Arbeiter in lebendiger Arbeit zur Herstellung des Productes verwendet, insoweit sie „gesellschaftlich nothwendige“ Arbeitszeit war, — es sind die 12 Stunden, die nach unserer Annahme gesellschaftlich nothwendig sind zur Herstellung des bestimmten Quantums Garn. Hätte der Arbeiter für eigene Rechnung gearbeitet, um selbst das Product als Waare zu verkaufen, so würde der neugebildete Werth ihm gehören; jetzt aber hat der Arbeiter seine Arbeitskraft verkauft, der ganze Werth, den er, der Arbeiter, neu schafft, gehört dem Kapitalisten, welcher davon nur den Tageswerth der Arbeitskraft, 3 Mark, herausgibt, also nur ein Quantum gesellschaftlich nothwendiger Arbeitszeit von 6 Stunden. Der Kapitalist hat demnach den „Gebrauchswerth“ der von ihm

[1] „Das Kapital.“ S. 181 f.

gekauften Arbeitskraft länger consumirt, als Arbeitszeit erfordert wird, jenen Gebrauchswerth herzustellen. Der Arbeiter leistet 12 Stunden Arbeitszeit; er erhält dafür seitens des Kapitalisten nur den Tageswerth der Arbeitskraft, d. i. 6 Stunden Arbeitszeit. Dennoch hat der Kapitalist, indem er dem Arbeiter 3 Mark zahlt, das den Waarenaustausch beherrschende Gesetz der Aequivalenz nicht verletzt; denn 6 Stunden Arbeitszeit oder 3 Mark bilden wirklich den Tageswerth der Arbeitskraft, da 6 Stunden gesellschaftlich nothwendig sind zur Herstellung der für die Erhaltung der Arbeitskraft erforderlichen Lebensmittel. — Damit ist also das Räthsel der Kapitalbildung, des Mehrwerthes im wesentlichen gelöst; es ist bis zur Evidenz nachgewiesen, in welcher Weise der kapitalistische Productionsproceß, der mit fremder, gekaufter Arbeitskraft betrieben wird, Verwerthungsproceß wird für den Kapitalisten — durch Ausbeutung der Arbeitskraft.

13. Wir wollen hier mit Marx nicht rechten wegen der vom philosophischen Standpunkte aus unzulässigen Messung des Werthes der vitalen menschlichen Arbeitskraft durch die in den Lebensmitteln vergegenständlichte gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit. Eine Frage nur sei erlaubt: ist es in der That möglich, noch glänzender die absolute Hinfälligkeit der Ricardo'schen Werththeorie darzuthun, als Marx es hier gethan hat, indem er streng logisch die vollen, absurden Consequenzen der Theorie zog? Marx spinnt den vorgefundenen Faden nur weiter. „Er hat gesponnen, und sein Product ist ein Gespinst." Wer aber ist schuld, daß es ein „Hirngespinst" wurde? Nicht Marx, sondern die liberale Oekonomik, die dem Vater des wissenschaftlichen Socialismus aus den Nebelregionen ihrer selbstgeschaffenen Idole das Rohmaterial für seinen geistigen Productionsproceß liefert. — Die weiteren Ausführungen über die Genesis des Kapitals brauchen wir hier nur kurz anzudeuten.

14. Verschiedene Mittel stehen dem Kapitalisten zur Verfügung, den Mehrwerth zu vergrößern. Er kann zunächst die Zahl der Arbeiter vermehren, die Gegenstand seiner Ausbeutung sind, und dadurch das Ergebniß dieser Ausbeutung. Ein sehr beliebtes Mittel ist ferner Ausdehnung der Arbeitszeit. „Nothwendige Arbeitszeit" nennt Marx die Zeit, welche erforderlich ist, den Tageswerth der Arbeitskraft (3 Mark) zu produciren. Der Theil des Arbeitstages aber, den der Arbeiter „über die Grenzen der nothwendigen Arbeit hinausschanzt", dient zur Bildung des Mehrwerthes, „der den Kapitalisten mit allem Reiz einer Schöpfung aus nichts anlacht. Diesen Theil des Arbeitstages nenne ich Surplus-Arbeitszeit (Mehrarbeitszeit) und die in ihr verausgabte Arbeit Mehrarbeit (surplus labour). So entscheidend es für die Erkenntniß des Werthes überhaupt, ihn als bloße Gewinnung von Arbeitszeit, als bloß vergegenständlichte Arbeit, so entscheidend ist es für die Erkenntniß des Mehrwerthes, ihn als bloße Gewinnung von Surplus-Arbeitszeit, als bloß vergegenständlichte Mehrarbeit zu begreifen." [1]

---

[1] „Das Kapital." S. 207.

Je länger also die Mehrarbeitszeit, um so größer ist der Mehrwerth für den Kapitalisten. Marx zeigt an einer ganzen Reihe von Beispielen, welche er der Geschichte der englischen Industrie entlehnt, den „Heißhunger des Kapitals nach Mehrarbeit“ [1].

Aber nicht nur von „der Anzahl der von demselben Kapitalisten gleichzeitig exploitirten Arbeitskräfte und dem Exploitationsgrad der einzelnen Arbeitskraft“ [2] wird der Mehrwerth bestimmt, sondern auch von der sogen. „nothwendigen Arbeitszeit“, d. h. von der Zeit, die der Arbeiter arbeiten muß, um den Tageswerth seiner Arbeitskraft zu produciren (3 Mark = 6 Stunden gesellschaftlich nothwendiger Arbeitszeit). Gelingt es, den Tageswerth der Arbeitskraft zu vermindern, so wird nothwendig der Mehrwerth zu Gunsten des Kapitalisten steigen müssen. Den durch Verlängerung des Arbeitstages producirten Mehrwerth nennt Marx den absoluten Mehrwerth, den durch Verminderung des Werthes der Arbeitskraft entspringenden Mehrwerth aber den relativen Mehrwerth [3]. Es handelt sich hierbei für die thatsächlichen Verhältnisse um nichts anderes, als um das von Ricardo bereits aufgestellte Gesetz, daß, wenn die Unterhaltskosten des Arbeiters sich vermindern, der nothwendige Lohn verhältnißmäßig falle — nur daß Marx zugleich die Art und Weise klar bezeichnet, wie die Unterhaltskosten für den Arbeiter sich vermindern können. Steigt nämlich die Productivkraft der Arbeit durch eine Aenderung des Productionsverfahrens, durch technische Verbesserungen im Productionsproceß, wird ferner durch diese Verbesserungen gerade die Arbeitszeit verkürzt, welche nothwendig ist zur Herstellung der Lebensmittel u. s. w., deren der Arbeiter gewohnheitsmäßig bedarf, dann sinkt der Tageswerth der Arbeitskraft. Waren früher 6 Stunden Arbeitszeit zur Production der nothwendigen Lebensmittel erforderlich, gleich 3 Mark, und sind jetzt nur 4 Stunden für den gleichen Zweck erfordert, dann ist der Werth der Arbeitskraft von 3 Mark auf 2 Mark gesunken, und der Mehrwerth des Kapitalisten hat sich verhältnißmäßig erhöht. Dies ist vor allem der treibende Beweggrund, warum die kapitalistische Productionsweise nicht nur den Arbeitstag zu verlängern sucht, sondern auch sich bestrebt, durch immer neue Erfindungen die Productivkraft der Arbeit zu steigern. Mit steigender Productivkraft der Arbeit mindert sich ja der Werth der Arbeitskraft, und infolge dessen steigt der Mehrwerth, den der Kapitalist in die Tasche steckt.

15. So wächst das Kapital immer mehr an. Die „Accumulation des Kapitals“ aber bedeutet die Reproduction des Kapitalverhältnisses auf einer immer mehr sich erweiternden Stufenleiter. Sie bedeutet das Anschwellen der Kapitalien und der Masse des Mehrwerthes, d. i. der unbezahlten Arbeit, auf der einen Seite, die Vermehrung des Proletariates der ausgebeuteten Arbeiter auf der andern Seite, bis endlich

---

[1] Vgl. „Das Kapital“ 8. Kapitel, S. 222 ff. und 13. Kapitel, S. 384 ff.
[2] S. 309. [3] S. 318 ff.

„die Negation der kapitalistischen Production durch sie selbst, mit der Nothwendigkeit eines Naturprocesses“ [1] vollzogen, die kapitalistische Productionsweise in eine communistische verwandelt sein wird.

II.

Prüfung der Theorie.

Das sind im wesentlichen die grundlegenden Gedanken des Marxismus. Es erübrigt die Kritik der Marx'schen Theorie. Wir sagen der Marx'schen „Theorie“. Zwar bemühen sich die heutigen Socialisten, Marx von dem Vorwurfe, er sei „Theoretiker“, rein zu waschen. Er habe nur als „Historiker“ den Zersetzungsproceß der bürgerlichen Gesellschaft, wie er vor unseren Augen sich vollzieht, naturgetreu schildern wollen. Indessen, abgesehen von manchen werthvollen historischen und kritischen Excursen, ist Marx in seinem „Kapital“ durchweg Theoretiker, nicht der „auf den Kopf gestellte Hegel“, wie er selbst meinte; — nein, er hat den Purzelbaum kühn vollendet, und wandelt, das Haupt hoch in die Nebelregionen blasser Theorie erhoben, als echter deutscher Philosoph einher.

Die nähere Beleuchtung einzelner Hauptpunkte der Marx'schen Theorie wird dies bis zur vollen Klarheit darthun.

Wir behaupten, die Darstellung der Genesis des heutigen Kapitals, wie sie von Karl Marx geliefert wurde, ist unrichtig,

1. weil sie den wichtigsten Factor der modernen Kapitalbildung kaum berücksichtigt;

2. weil sie die Bedeutung der Arbeit im Productionsprocesse unrichtig darstellt; endlich

3. weil ihr grundlegendes Princip, die Werththeorie, praktisch unmöglich ist, im Widerspruche steht mit den einfachsten Thatsachen der alltäglichen Erfahrung, sowie mit den natürlichen Gesetzen logischen Denkens.

1. Der wichtigste Factor, durch welchen die Bildung des heutigen Kapitals, die Concentration der Kapitalien, die Ausbeutung der Arbeitskraft durch unterwerthige Löhne, übermäßige Verlängerung der Arbeitszeit u. s. w. bedingt wird, ist die Concurrenz [2], die individualistische Production mit allseitig freier Concurrenz. Marx scheint allerdings die Behandlung der Concurrenz dem zweiten Bande seiner

---

[1] „Das Kapital.“ S. 793.

[2] Vgl. É. de Laveleye, Le Socialisme contemporain. IIIième édition. Paris 1885. p. 43.

Untersuchungen vorbehalten zu haben. Allein, indem er hier, im ersten Bande, den wichtigsten Factor der modernen Kapitalbildung kaum berücksichtigt, verliert die ganze Darstellung den Charakter historischer Wahrheit und bietet statt der Kapitalgenesis, wie sie in Wirklichkeit sich vollzog, nur eine einseitige und verzerrte subjective Vorstellung des Herrn Marx.

2. Die Bedeutung der Arbeit im Productionsprocesse wird überschätzt. — Nach Marx'scher Lehre muß die Arbeit im Productionsprocesse ein doppeltes leisten: alten Werth übertragen und neuen Werth bilden. Handelt es sich um die Darstellung von Garn, so überträgt zunächst der Arbeiter den Werth der Baumwolle, aus welcher das Garn gesponnen wird, außerdem den Werth der Spindeln, der Spindelmasse, soweit diese im Productionsprocesse allmählich sich abnutzt. Aber der Werth des fertigen Garnes ist größer als die Summe jener übertragenen Werthe. Es ist somit neuer Werth gebildet worden. Durch wen? — Offenbar allein durch die Arbeit. — Das ist falsch. Auch die Maschinen üben im Productionsproceß einen causalen Einfluß aus, sind Ursachen nicht bloß der Gebrauchswerth-, sondern auch der „Werth"bildung.

Stillschweigend hat Marx dies anerkannt. Spricht er ja doch wiederholt davon, daß die Einführung neuer Maschinen den Arbeiter freisetze, verdränge, überflüssig mache. Was heißt das denn anders, als: die Maschine wird als Ursache der Werthbildung an die Stelle der bisherigen Ursache der „Werthbildung", der Arbeit, gesetzt? Freilich werden die Marxisten diesem Einwande gegenüber uns belehren, daß die Einführung der Maschine nur „Erhöhung der Productivkraft der Arbeit" bedeute. Indessen „Erhöhung der Productivkraft der Arbeit" und „Freisetzung", Verdrängung der Arbeiter sind doch sehr verschiedene Dinge. Die Anwendung neuer Maschinen im Productionsproceß erhöht nicht bloß für die Zukunft die Productivkraft der Arbeit, sie ersetzt vielmehr einen Theil der bisher zur Verwendung gekommenen Productivkraft. — Doch halt!

Eines haben wir übersehen. Die Maschine selbst ist ja nur Arbeitsgallerte, geronnene Arbeit, und so scheint es doch wahr zu bleiben, daß nur die Arbeit „Werthe" bilde. Allein diese Ausflucht hilft den Marxisten wenig. Die Maschine wirkt als Maschine, als Gebrauchswerth, nicht als „geronnene Arbeit", als Werth. Ihre instrumentale Efficienz übt sie vermöge ihrer natürlichen Eigenschaften.

Wie der Arbeit überhaupt im Productionsprocesse, und zwar auf Kosten der sonstigen, im Privateigenthum stehenden Factoren (Arbeitsgegenstand, Arbeitsmittel) in der Marx'schen Theorie eine die Grenzen der Wahrheit und Gerechtigkeit überschreitende Bedeutung zugemessen wird, so wird insbesondere auch die Arbeit, welche in der Leitung des industriellen Unternehmens sich bethätigt, zu Gunsten der physischen Arbeit, in unbilliger Weise herabgewürdigt. Der gewöhnliche Arbeiter ist Marx zufolge „Producent", „Arbeiter", während der Leiter des Unternehmens schlechthin zu den „Nichtarbeitern" gezählt wird.

Die Einseitigkeit einer solchen Anschauung tritt zu klar zu Tage, als daß sie einer eigentlichen Widerlegung bedürfte.

Der fundamentale Irrthum des Marxismus bleibt die Werththeorie.

3. Die Werththeorie ist nicht, wie man vielfach angenommen hat, die Grundlage, auf welcher der „wissenschaftliche" Socialismus seine neue Gesellschaft errichten will. Jene Theorie bezieht sich ja auf die Ergründung des Tauschwerthes, setzt somit eine Gesellschaft mit Waarenproduction und darum individuelle, ökonomisch selbständige Producenten voraus, während in der zukünftigen Gesellschaft für Waarenproduction und Tauschverkehr kein Platz mehr ist. Jeder arbeitet dort nach seinen Fähigkeiten und erhält direct von der Gesellschaft, was immer er bedarf.

Marx findet vielmehr in der Werththeorie das von Ricardo bereits formulirte ökonomische Grundgesetz der heutigen kapitalistischen Gesellschaft. Dieses Grundgesetz wählte er nun zum Ausgangspunkt seiner Kritik. Dabei begegnete ihm aber das Unglück, daß die gewählte Unterlage, ein unbewiesenes und unbeweisbares Axiom der „bürgerlichen Oekonomik", keinen festen Halt zu bieten vermag, und somit die ganze Kritik der „bürgerlichen" Gesellschaft, die „meisterhafte" Erklärung von der Entstehung des Mehrwerthes zugleich mit ihrem morschen Fundamente zusammenbricht, sobald man sie irgendwie im Lichte der Thatsachen des wirklichen Lebens betrachtet. Marx selbst hat sich nicht einmal die Mühe genommen, seine grundlegende Werththeorie an den ökonomischen Thatsachen zu prüfen. Er begnügt sich mit einem rein aprioristischen Beweis aus bloßen Begriffsentwicklungen.

Auf einen Punkt möchten wir hierbei besonders aufmerksam machen. Indem Marx seinen Werthbegriff nicht aus der Erfahrung entnimmt, sondern a priori construirt, gewinnt seine Werththeorie eine Allgemein-

heit, welche sie über die Grenzen der kapitalistischen Gesellschaft auf die Waarenproduction schlechthin erstreckt, seine Kritik der kapitalistischen Gesellschaft wird zur Kritik einer jeden auf Privateigenthum gegründeten Gesellschaft. Die ganze Verruchtheit, Unsittlichkeit des Kapitalismus erscheint darum mehr oder minder als wesentliches Attribut jeder Gesellschaftsform, mit Ausnahme der communistischen, der auf dem Gesammteigenthum an allen Productionsmitteln gegründeten Gesellschaft.

Marx hat allerdings im Gegensatze zu Proudhon, Rodbertus und dem deutschen Vulgärsocialismus niemals den Grundsatz aufgestellt, dem Arbeiter gebühre von Rechtswegen der volle Arbeitsertrag. Er durfte diesen Satz überhaupt nicht als allgemein giltigen vertheidigen, da die von ihm in Aussicht gestellte „ideale" Gesellschaftsordnung dem Arbeiter nichts weniger als den vollen Arbeitsertrag gewährt. Allein Marx wußte wohl, daß für eine auf Privateigenthum gegründete Gesellschaft jener Grundsatz seine Geltung habe. Darum klammerte er sich an die Ricardo'sche Werththeorie, welche den Arbeiter als einzigen Werthbildner hinstellt, der aber um sein gutes Recht betrogen, durch das „vom Kopf bis zum Zeh schmutz- und bluttriefende Kapital" „ausgebeutet" werde.

Die Werththeorie ist also für Marx nichts anderes, als die Waffe, mit welcher er jede auf Privateigenthum begründete Gesellschaftsordnung bekämpfen will.

Es lohnt sich der Mühe, jene Waffe auf ihre Güte und Brauchbarkeit des näheren zu prüfen. Die von Marx entwickelte Werththeorie steht im Widerspruche mit den natürlichen Gesetzen logischen Denkens; sie entbehrt jeder innern Wahrscheinlichkeit, und sie widerspricht den einfachsten Thatsachen der alltäglichen Erfahrung.

a) Die Begründung der Theorie verstößt gegen die Denkgesetze in mannigfacher Weise. Wir werden uns im einzelnen davon überzeugen.

α) „Ein Ding kann Gebrauchswerth sein, ohne Werth zu sein. Es ist dies der Fall, wenn sein Nutzen für den Menschen nicht durch Arbeit vermittelt ist. So Luft, jungfräulicher Boden, natürliche Wiesen, wildwachsendes Holz u. s. w." So Marx[1].

Man könnte hierin vielleicht eine Wiederholung jenes Beweises erblicken, dessen sich Smith und Ricardo schon bedienten, um darzuthun, daß

[1] „Das Kapital." S. 15.

der Werth eines Gutes sich richte nach der Menge von Arbeit, welche zu seiner Hervorbringung erforderlich ist: „Wasser und Luft sind über alle Maßen nützlich; sie sind in der That zum Leben unentbehrlich, und doch kann man unter gewöhnlichen Verhältnissen für sie im Tauschwerthe gar nichts erlangen.“ [1]

Dieser Beweis ist falsch, weil dabei übersehen wurde, daß außer dem Gebrauchswerthe eine gewisse Seltenheit des Dinges in Betracht kommt, und zwar als nothwendige Bedingung, damit das Ding überhaupt Gegenstand des Austausches werden könne. Im Tausch opfert jeder der Tauschenden eine Sache, die ihm gehört, um eine andere zu erlangen, die ihm nicht gehört. Thöricht aber wäre es, ein derartiges Opfer zu bringen, wenn man ohne Opfer den erwünschten Gegenstand haben könnte. So verhält es sich z. B. mit Wasser, Luft u. dgl.

Der Satz aber: Wasser ist vom höchsten Nutzen, und doch hat es keinen Werth, — ist ein offenbares Sophisma, insofern das Wort „Wasser“ im Vordersatze eine andere Bedeutung hat als im Nachsatze. Sage ich: „Wasser ist vom höchsten Nutzen“, so verstehe ich unter „Wasser“ das Element; der Ausdruck „Wasser“ ist da generisch gefaßt, während in dem Satze: „Wasser hat keinen Werth“, der Ausdruck „Wasser“ irgend eine bestimmte Quantität Wasser individuell bezeichnet. Das Wasser, generisch gefaßt, hat nicht nur den höchsten Nutzen, sondern auch den höchsten Werth. Wer in der Wüste dem Verdursten nahe ist und gar nichts von diesem kostbaren Elemente besitzt, würde Millionen hergeben, um etwas davon zu bekommen. Wer aber das Wasser in beliebiger Menge umsonst haben kann, gibt keinen Heller dafür. Ob Wasser Tauschwerth habe oder nicht, hängt also von den Umständen ab. Ricardo fühlte das offenbar, indem er beifügt, daß Wasser, Luft „unter gewöhnlichen Verhältnissen“ keinen Werth haben. Es ist nicht klar, ob Marx an der angeführten Stelle den Beweis Ricardo's annehmen oder ob er nur die Unabhängigkeit des Tauschwerthes vom Gebrauchswerthe illustriren wollte. Der unmittelbare Zusammenhang spricht für die letztere Annahme.

Darin stimmen wir mit Marx völlig überein, daß nicht jeder Gebrauchswerth Tauschwerth, nicht jedes nützliche Ding eben darum schon Waare sei, und daß umgekehrt kein Ding Werth sein könne, ohne Gebrauchsgegenstand zu sein. Allein aus alledem folgt noch lange nicht „die

---

[1] Ricardo's „Grundsätze“. S. 1.

Spaltung in nützliches Ding und Werthding"[1], wie Marx sie versteht. Nicht jeder menschliche Körper ist ein Mensch; es gibt ferner keinen Menschen ohne Körper. Aber hieraus folgt keineswegs die Spaltung in Mensch und Körper; es ergibt sich keineswegs, daß der Körper für den Menschen nur ein Substrat, eine bloße Voraussetzung (nicht auch Theil des Menschen) sei, wie es, nach Marx, der Gebrauchswerth für den Tauschwerth ist. — Gehen wir nunmehr zum eigentlichen Marx'schen Beweise über.

β) Das Austauschverhältniß ist darstellbar in einer Gleichung, z. B. 1 Quarter Weizen = a Centner Eisen. „Was besagt diese Gleichung? Daß ein Gemeinsames von derselben Größe in zwei verschiedenen Dingen existirt, in 1 Quarter Weizen und ebenfalls in a Centner Eisen. Beide sind also gleich einem dritten, das an und für sich weder das eine, noch das andere ist. Jedes der beiden, soweit es Tauschwerth, muß also auf dies dritte reducirbar sein."[2] Bis hierhin ist alles in Ordnung. Daß mathematische Operationen nur mit gleichartigen Größen vorgenommen werden können, versteht sich ja von selbst. Aber jetzt begegnet dem „großen Denker" ein ähnliches Unglück, dem schon mancher angehende Logiker zum Opfer gefallen ist. Er macht einen Trugschluß in optima forma.

Das gemeinsame Dritte, welches Marx sucht, „kann nicht eine geometrische, physische, chemische oder sonstige natürliche Eigenschaft der Waaren sein. Ihre körperlichen Eigenschaften kommen überhaupt nur in Betracht, soweit sie selbe nutzbar machen, also zu Gebrauchswerthen. Andererseits ist aber das Austauschverhältniß der Waare augenscheinlich (!) charakterisirt durch die Abstraction von ihren Gebrauchswerthen."[3] — Aber warum kann denn das Gemeinsame nicht in den natürlichen Eigenschaften, im Gebrauchswerthe des Dinges gesucht werden? — „Als Gebrauchswerthe sind die Waaren vor allem verschiedener Qualität; als Tauschwerthe können sie nur verschiedener Quantität sein, enthalten also kein Atom Gebrauchswerth."[4]

Habe ich zwei Waaren, Arbeitsproducte, die im Austauschverhältniß zu einander stehen, so müssen sie ein Gemeinsames haben, auf welches sie der Quantität nach reducirbar sind. Um zu diesem Gemeinsamen zu gelangen, muß ich von den qualitativen Verschiedenheiten der

[1] „Das Kapital." S. 50. [2] S. 11.
[3] S. 12. [4] Ebendas.

Waare, d. h. von ihren natürlichen Eigenschaften, vom Gebrauchswerthe, abstrahiren. „Die Gleichheit (Gleichsetzung) toto coelo verschiedener Arbeiten (Tisch und Rock) kann nur in einer Abstraction von ihrer wirklichen Ungleichheit bestehen, in der Reduction auf den gemeinsamen Charakter, den sie als Verausgabung menschlicher Arbeitskraft, abstract menschlicher Arbeit besitzen.“ [1]

Das ist also das Gemeinsame, welches den Waaren bleibt — sieht man vom Gebrauchswerthe der Waaren ab — die „eine Eigenschaft, die von Arbeitsproducten“ [2].

Aber ach, auch „dieses Gemeinsame“ ist noch überreich an Verschiedenheiten. Die Arbeiten, z. B. die Tischlerarbeit und die Spinnarbeit, sind ja „toto coelo verschieden“. Es muß also frisch weiter abstrahirt werden, zunächst von der Form der Arbeit, wie sie der natürlichen Verschiedenartigkeit der Arbeitsproducte entspricht. Habe ich, indem von den Gebrauchswerthen abstrahirt wurde, zugleich davon abgesehen, daß es sich um Tischler- oder Spinnarbeit handle, dann muß ich ferner noch absehen von der subjectiven Verschiedenheit der Arbeit innerhalb derselben Arbeitsart. So gelange ich auf dem dornenvollen Wege der Abstraction zum wahren Gemeinsamen, zur „abstract menschlichen Arbeit“. — Aber noch gönnt man mir keine Ruhe. Diese „abstract menschliche Arbeit“ ist wiederum voll „metaphysischer Spitzfindigkeiten und theologischer Mucken“. Will ich sie quantitativ, nach ihrer Zeitdauer, messen, dann könnte für das Arbeitsproduct eines ungeschickten Tölpels oder Faulenzers ein höherer Werth herauskommen, als für das Product des fleißigen und geschickten Arbeiters. Ich muß also weiter abstrahiren, von Fleiß und Trägheit, Geschicklichkeit und Ungeschicklichkeit. Die Arbeit nämlich, welche die Substanz der Werthe bildet, „ist gleiche menschliche Arbeit, Verausgabung derselben menschlichen Arbeitskraft. Die gesammte Arbeitskraft der Gesellschaft, die sich in den Werthen der Waarenwelt darstellt, gilt hier als eine und dieselbe menschliche Arbeitskraft, obgleich sie aus zahllosen individuellen Arbeitskräften besteht. Jede dieser individuellen Arbeitskräfte ist dieselbe menschliche Arbeitskraft wie die andere, soweit sie den Charakter einer gesellschaftlichen Durchschnittsarbeitskraft besitzt und als solche gesellschaftliche Durchschnittskraft wirkt, also auch nur die im Durchschnitt

---

[1] „Das Kapital.“ S. 50. [2] S. 12.

nothwendige oder gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit verbraucht." [1]

Unsere Abstractionsfähigkeit hat, um zu diesem Punkte, zum Begriff der „gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit" zu gelangen, verschiedene Salti mortali machen müssen. — Wie viel leichter wäre es für Marx gewesen, wenn er der Abstraction nur eine andere Richtung hätte geben wollen [2]. Er schließt aus der natürlichen Verschiedenheit der beiden auszutauschenden Waaren, aus der Verschiedenheit der Gebrauchswerthe, daß der Gebrauchswerth überhaupt nicht das Gemeinsame enthalten könne, in Bezug auf welches die beiden Waaren miteinander verglichen werden können. Aber enthalten denn verschiedene Gebrauchswerthe wenigstens nicht das Gemeinsame, daß sie Gebrauchswerthe sind, daß sie überhaupt die Fähigkeit haben, menschlichen Bedürfnissen zu dienen, daß sie „Nützlichkeit" besitzen? [3] — Eben

---

[1] „Das Kapital." S. 13.

[2] Vgl. Cathrein S. J., Der Socialismus. 4. Aufl. Freiburg, Herder, 1890. S. 36.

[3] Bereits Aristoteles und nach ihm der hl. Thomas von Aquin haben in dieser Frage der Speculation den richtigen Weg vorgezeichnet. (Cfr. S. Thom. in X Libros Ethic. ad Nicomachum. lib. V. lect. 9.)

„Dicit (Aristoteles), quod res tantum differentes impossibile est commensurari secundum veritatem, id est secundum proprietatem ipsarum rerum; sed per comparationem ad indigentiam hominum sufficienter possunt contineri sub una mensura." Indem man die Güter mit den menschlichen Bedürfnissen vergleicht, sie auf ihre Fähigkeit, jenen Bedürfnissen zu dienen, untersucht, wendet man schon einen Maßstab an, welcher für alle Güter gemeinsam gilt. Das Bedürfniß von seiten der Menschen, die Nützlichkeit von seiten der Waaren ist nämlich der gemeinsame Maßstab. Die Verschiedenheit des Grades der Nützlichkeit und des Bedürfnisses aber entscheidet über die relative Werthgröße, welche der einzelnen Waare zuerkannt werden muß. Daß dieses wirklich der Sinn der Ausführungen bei Aristoteles und Thomas ist, darüber wird niemand im Zweifel sein können, der die ganze Stelle im Zusammenhange liest. Nur auf einen Punkt möchten wir kurz hinweisen zur Vermeidung von Mißverständnissen.

Das Verhältniß zwischen den Handwerkern und ihren Erzeugnissen hat offenbar Aehnlichkeit mit einer Proportion. Wie der Baumeister den Schuster überragt, so überragt auch das Werk des Baumeisters das Erzeugniß des Schuhmachers. Durch die Aehnlichkeit jenes Verhältnisses mit einer Proportion ließ nun Aristoteles sich bestimmen, die Proportion wirklich aufzustellen: „Oportet . . . quam proportionem et comparationem habet aedificandi artifex ad sutorem, tot numero calceos cum domo . . . comparari." (Cfr. Aristoteles Ethic. Nicomach. V. 8. Ed. Acad. R. Boruss. 560 a 24.) Kurz darauf heißt es im gleichen Sinne: „Erit igitur tum perpessio mutua et reciproca, quum res fuerint exaequatae. Itaque quam rationem obtinet agricola ad sutorem, eandem ra-

diese Nützlichkeit, diese Fähigkeit ist eine Eigenschaft der Waaren mit gesellschaftlichem Charakter. Der actuelle Gebrauch bleibt

---

tionem habere debet sutoris opus ad opus agricolae.“ Zum besseren Verständniß des einen Verhältnisses, nämlich zwischen Baumeister und Schuster, oder zwischen Landmann und Schuster, setzt nun der hl. Thomas die beiderseitigen Arbeiten und Auslagen in die Proportion ein: „Oportet igitur ad hoc, quod sit justa commutatio, ut tanta calceamenta dentur pro una domo vel pro cibo unius hominis, quantum aedificator vel agricola excedit coriarium in labore et expensis, quia si hoc non observetur, non erit commutatio rerum, neque homines sibi invicem sua bona communicabunt.“ Es müssen die Schuhe an Zahl in demselben Verhältnisse die in Tausch gegebene Waare (z. B. Getreide) überragen, wie die Arbeit und Auslagen des Landmannes die Arbeit des Schusters überragen. Ist z. B. der Exponent des Verhältnisses der beiderseitigen Herstellungskosten (labor et expensae) 5, verhalten sich also die Herstellungskosten des Getreides zu den Herstellungskosten der Schuhe wie 5 : 1, so müssen 5 Paar Schuhe für ein Maß Getreide gegeben werden. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die Aufstellung einer solchen Proportion von besonderem wissenschaftlichen Werthe und überhaupt richtig sei; eine Frage interessirt uns nur: ob nämlich jene aristotelische Proportion die Ricardo-Marx'sche Werththeorie in sich schließe, ob sie nur eine andere Formulirung des socialistischen Satzes sei: die Werthgrößen zweier Waaren stehen im selben Verhältniß, wie die Quantitäten gesellschaftlich nothwendiger Arbeit, welche ihre Production erfordert.

Zunächst ist nichts in den Ausführungen von Aristoteles und Thomas enthalten, was zu dieser Annahme zwingen könnte. Die von Aristoteles aufgestellte Proportion will unseres Erachtens nur zeigen, wie das Erzeugniß des Schusters durch seine Quantität ersetzen muß, was ihm im Verhältniß zum Getreide an Qualität, an der Nothwendigkeit für den Menschen, an der Fähigkeit, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, kurz an Werth abgeht. — Wenn dann der heilige Lehrer an Stelle des Schusters und Landmannes die Herstellungskosten ihrer Erzeugnisse in die Proportion einführt, so darf man darin nicht mehr suchen, als die Worte des heiligen Lehrers zulassen: „Si hoc non observetur, non erit commutatio rerum, neque homines sibi invicem bona communicabunt.“ Würde der Handwerker u. s. w. beim Tauschgeschäfte nicht mehr die Herstellungskosten seiner Waare verhältnißmäßig ersetzt bekommen, dann müßte allerdings des Tauschens bald ein Ende sein. Ja ein Tauschgeschäft, welches nicht einmal die Herstellungskosten ersetzt, wird in der Regel, namentlich unter den wirthschaftlichen Verhältnissen, wie sie zur Zeit des hl. Thomas bestanden, im Widerspruche mit den Forderungen der Gerechtigkeit stehen. Dies sagt der hl. Thomas, und hierin wird jeder leicht dem heiligen Lehrer beipflichten. — Wer aber beweisen wollte, daß Aristoteles und Thomas bereits die Ricardo-Marx'sche Werththeorie gelehrt, der müßte jedenfalls nachweisen, daß nach den Worten des Thomas und Aristoteles die Waare ihren Werthcharakter allein durch die Arbeit erhalte, ferner daß sie in ihrer Werthgröße ausschließlich durch das „in ihr aufgehäufte Arbeitsquantum“ gemessen werde. Gerade diese Auffassung nun wird, wie uns scheint, im unmittelbaren Zusammenhange der von uns angeführten Stellen aus Aristoteles und Thomas positiv und ausdrücklich ausgeschlossen. Indem nämlich Aristoteles das eigentliche Maß bezeichnet, nach welchem die Güter im Tauschverkehr mit-

freilich stets individuell; aber das hindert nicht, daß der Gebrauchswerth gesellschaftlich sei. Marx verwechselt zuweilen den Gebrauchswerth als solchen mit dem Verbrauch[1]; indessen der Begriff des Gebrauchswerthes als einer allgemeinen Nützlichkeit, als einer gesellschaftlichen Eigenschaft der Waare, d. h. als einer Eigenschaft, welche die Waare nicht nur in Beziehung zu einer einzelnen Person, sondern zur Gesellschaft bringt, fehlt ihm keineswegs. Wenige Seiten später sagt er, daß man, um Waaren zu produciren, nicht nur Gebrauchswerthe produciren müsse, „sondern Gebrauchswerth für andere, gesellschaftlichen Gebrauchswerth“[2].

Das Gemeinsame, Gleiche, welches das Tauschverhältniß in den Waaren voraussetzt, kann also ebensowohl in der beiden Waaren gemeinsamen Eigenschaft, „Nützlichkeit“ zu besitzen, bestehen, als in der gemeinsamen Eigenschaft, Arbeitsproducte zu sein. Marx' Verstoß gegen die natürlichen Gesetze logischen Denkens liegt darin, daß er innerhalb seiner Beweisführung nur die letztere Gemeinsamkeit berücksichtigt, erstere aber übersieht. — Man beachte hier, wie der Marx'sche Beweis rein aprioristisch aufgebaut ist. — Wäre Marx wirklich Historiker, wie die Socialisten behaupten, dann würde er die fundamentale Werththeorie auf inductivem Wege, aus der Erfahrung, zu beweisen versucht haben. Allerdings hätte ein solcher Versuch sofort

---

einander verglichen werden, fährt er fort: „Ergo ... unum quiddam esse oportet, quod cetera omnia metiatur. Hoc autem re quidem vera usus seu indigentia est: quae omnia continent.“ Das Bedürfniß ist also Aristoteles zufolge nicht nur Bedingung und Beweggrund des Tausches, sondern auch das Maß, nach welchem die Güter verglichen werden. Je höher das Bedürfniß, und je mehr durch den Gebrauch der Sache Befriedigung des Bedürfnisses erlangt werden kann, um so höher wird das Gut geschätzt, um so mehr ist man im Tausche dafür zu opfern bereit. Damit stimmt der hl. Thomas vollständig überein: „Hoc autem unum, quod omnia mensurat, secundum rei veritatem est indigentia, quae continet omnia commutabilia, in quantum omnia referuntur ad humanam indigentiam.“ Der heilige Lehrer fügt dann bei, daß der Werth der Dinge sich nicht bestimme nach der Würde der Natur (dignitas naturae), da z. B. eine Maus, obwohl sie als lebendes Wesen auf einer höheren Stufe stehe, als ein Edelstein, dennoch weniger werth sei, „sed rebus pretia imponuntur, secundum quod homines indigent eis ad suum usum.“ Außer dem natürlichen Maßstabe, dem Bedürfnisse, kennen Aristoteles und Thomas noch einen positiven, gesetzlichen Werthmesser, das Geld. — Wir werden später Gelegenheit haben, aus anderen Stellen des hl. Thomas dessen Lehre unzweifelhaft festzustellen.

[1] „Das Kapital.“ S. 151. [2] S. 15.

die ganze Absurdität seines „ökonomischen Werthbegriffes" aufdecken müssen, und diese Erkenntniß wird wohl auch der tiefere Grund sein, warum unsere heutigen Socialisten so lebhaft von einem angeblichen Gegensatze zwischen dem „ökonomischen" Werthbegriffe und dem Werthbegriffe des „gewöhnlichen Lebens" zu reden pflegen.

b. Die Marx'sche Werththeorie ist nicht nur theoretisch fehlerhaft entwickelt, sondern auch innerlich unwahrscheinlich; sie stützt sich auf unhaltbare Voraussetzungen.

Ihren natürlichen Eigenschaften nach sind die Waaren verschieden. Allein diese Verschiedenheit ist keine totale. In der Eigenschaft, menschliche Bedürfnisse befriedigen zu können, kommen die Waaren überein. — Die Bedürfnisse nun sind in der wirklichen Welt vorhanden, ebenso die verschiedenartige und verschieden abgestufte Fähigkeit der Waaren, diesen Befriedigung zu verschaffen. Der vernünftige Mensch kann Bedürfniß und Nützlichkeit der Waare miteinander vergleichen. Er hat ein reelles Substrat für die Bestimmung des Werthes.

Anders in der Marx'schen Theorie. Ihr zufolge wird die Substanz des Werthes gebildet von der Arbeit. Der Werth ist krystallisirte Arbeit, und zwar keine individuelle Arbeit, die doch allein in der Außenwelt vorkommt, sondern gleiche, menschliche Arbeit, „abstrakt" menschliche Arbeit, Verausgabung derselben menschlichen Arbeitskraft, die sich nirgends findet. Wer in aller Welt kann sich denn eine Vorstellung bilden von einer „gesellschaftlichen Durchschnittsarbeitskraft", deren Leistungen frei sind von allen qualitativen Unterschieden und allein quantitativ nach der Arbeitszeit bemessen werden?

Wenn ich die engen Verhältnisse einer Fabrik oder eines kleinen Bezirkes vor Augen habe, dann kann ich mir vielleicht wenigstens einigermaßen eine Vorstellung machen von Durchschnittsarbeit und Durchschnittsarbeitskraft. Aber wenn es sich um die „Gesellschaft" handelt, um die „moderne kapitalistische Gesellschaft", also um alle europäischen Völker, um Amerika, Indien u. s. w., dann verflüchtigt sich der Begriff einer gesellschaftlichen Durchschnittsarbeitskraft immer mehr in die dunklen Nebelregionen der „Idole".

Die durchschnittliche nationale Arbeitskraft ist ja bei verschiedenen Völkern nach deren Charakter, Nahrungs- und klimatischen Verhältnissen sehr verschieden. Sogar innerhalb des Rahmens derselben Nation herrscht die größte Verschiedenheit. Man hat z. B. in Italien beim Eisen-

bahnbau gefunden, daß die durchschnittlichen Leistungen der Piemontesen und der Neapolitaner sehr verschieden sind[1].

Die „gesellschaftliche Durchschnittsarbeitskraft" als Reductionseinheit für die Bestimmung des Werthes wird darum stets in das Reich der Träume gehören. Eitle Selbsttäuschung aber war es, wenn Marx gerade darin einen Vorzug seiner Werththeorie vor der Ricardo'schen erblickte, daß er nicht bei dem quantitativen Unterschied der Arbeiten stehen geblieben, sondern durch ihre „Reduction auf abstract menschliche Arbeit", zur qualitativen Einheit und Gleichheit der Arbeit vorgedrungen sei[2], d. h. zu einer Arbeit, deren einzige Eigenschaft es ist, eigenschaftslos zu sein.

c. Die Werththeorie von Karl Marx steht schließlich im Widerspruche mit den einfachsten Thatsachen der alltäglichen Erfahrung.

α) Nach Marx enthält „der Tauschwerth kein Atom Gebrauchswerth". Die alltägliche Erfahrung lehrt uns dagegen, daß die Waaren nach ihrer Güte im Tauschwerthe bemessen werden. Der bessere Wein wird nicht nur theurer bezahlt, sondern auch dem Tauschwerthe nach höher geschätzt, als der weniger gute, eben weil er besser ist.

β) In der Marx'schen Theorie besteht der „Werth" in dem Quantum der darin aufgehäuften gesellschaftlich nothwendigen Arbeit. Wäre dies richtig, so müßte überall, wo z. B. zur Bestellung eines Ackers ein größeres Quantum von Arbeit gesellschaftlich nothwendig wäre, der Werth der Frucht ein höherer sein. Das widerspricht aber der Erfahrung. Mag noch so viel Arbeit „gesellschaftlich nothwendig sein", ist der Weizen nicht so gut wie der andere Weizen, so besitzt er im Verhältniß zu seiner geringern Güte auch geringern Werth, als der auf dem benachbarten Grundstück gewachsene, zu dessen Bestellung viel weniger „gesellschaftlich nothwendige" Arbeit erfordert wurde.

γ) Wenn man von dem Tauschwerth[3] einer Sache redet, so wird von allen denkenden Menschen dieser Werth auch wirklich der Sache selbst zuerkannt. Der Tauschwerth aber, wie er von Marx verstanden wurde, ist in keinem Sinne des Wortes: Werth der Sache. — Der Marx'sche „Werth" wird gebildet seiner Substanz nach durch die zur

---

[1] Calberla, Marx, „Das Kapital." Dresden, Schönfeld, 1877. S. 42.
[2] „Das Kapital." S. 57 Anm.
[3] Der Affectionswerth bleibt hier außer Betracht.

Herstellung der Sache gesellschaftlich nothwendige Arbeit und gemessen durch die Arbeitszeit. Er ist somit sowohl seiner Substanz, als seinem Maßstabe nach etwas außerhalb der Waare Befindliches. Allerdings versucht Marx sich über diese Schwierigkeit hinwegzuhelfen durch allerlei metaphorische Redewendungen. Er spricht von „geronnener", „krystallisirter", in der Waare „vergegenständlichter", „aufgehäufter" Arbeit. Unbemerkt nimmt dabei die Eigenschaft der Waare, „Arbeitsproduct zu sein", den Charakter einer „absoluten" Eigenschaft an. Kühn wird dann weiter geredet von einer „Spaltung", „Trennung", „Scheidung", welche zwischen den natürlichen Eigenschaften des Waarenkörpers und seiner „Eigenschaft, Arbeitsproduct zu sein", bestehe, ja von einer so totalen Trennung, daß der Tauschwerth kein Atom Gebrauchswerth enthalte. — Hätte Marx die den Scholastikern geläufige Lehre von den „Relationen" gekannt, so würde er gewußt haben, daß die „Eigenschaft, Arbeitsproduct zu sein", nur die Beziehung der Waare zu ihrer Theilursache „Arbeit", aber keine absolute Eigenschaft der Waare besagt. Man kann diese Beziehung, Relation, logisch unterscheiden von den natürlichen Eigenschaften des Waarenkörpers, aber nicht scheiden, spalten. Selbst in dem an Unglaublichem so überreichen communistischen Zukunftsstaate wird man dennoch ein Kind, „das Product der zeugenden Thätigkeit der Eltern", in welchem das Kindsein vom Menschsein geschieden wäre, welches kein Atom „Mensch" enthielte, schwerlich finden können. — Die fertige Waare, deren Tauschwerth hier in Frage ist, enthält also thatsächlich von der zu ihrer Herstellung verwendeten Arbeit nichts, absolut nichts. Dennoch enthält, besitzt die Waare ihren Tauschwerth. — Eines ist unläugbar. Zur Arbeit steht die fertige Waare in der Beziehung einer Wirkung zur Ursache. Aber man beachte den wesentlichen Unterschied zwischen geschöpflicher und schöpferischer Ursächlichkeit. Die geschöpfliche Ursache gibt ihrem Werke lediglich die Form, nicht das innerste Sein. Ist die Form vollendet, dann hört die reale Abhängigkeit des Effectes von seiner Ursache auf. Im Werden ist das Haus allerdings abhängig vom Baumeister. Hat derselbe aber das Gebäude fertig gestellt, dann wird dieses stehen bleiben, auch wenn der Baumeister stirbt, die Eigenschaft, „ein vom Herrn A erbautes Haus" zu sein, ist dann lediglich und allein eine historische Denomination, welche Bezug nimmt auf die Herkunft, auf eine frühere reale Relation, — keine fortdauernde, reale Abhängigkeit des Hauses.

Beim Kinde dauert die Abhängigkeit von den Eltern fort in der moralischen Ordnung. Hier ist eine moralische Relation an die Stelle der erloschenen, physischen Beziehung des Erzeugtwerdens getreten. — Kurz, der Marx'sche Tauschwerth, die Eigenschaft, Arbeitsproduct zu sein, ist nicht nur absolut nichts in der Waare Befindliches, er gründet sich nicht einmal auf eine actuelle, fortdauernde, reale Relation der Waare.

Der „Tauschwerth" dagegen, wie er von den Scholastikern (als ens rationis cum fundamento in re) und in Wirklichkeit auch von allen Menschen aufgefaßt wird, erhält freilich seine formelle Gestaltung erst im denkenden Geiste; aber mit vollstem Rechte kann er der Sache, der Waare zugeschrieben werden, weil er nur der Ausdruck ist von wirklich und actuell vorhandenen Beziehungen der natürlichen Eigenschaften der Waare zum Bedürfniß der Menschen. Die Menge der vorhandenen Waare, die größere oder geringere Leichtigkeit ihres Erwerbes, ihrer Neubildung, ihre natürlichen Eigenschaften, das Bedürfniß der Menschen, kurz alle Elemente, aus welchen sich der Tauschwerth zusammensetzt, sind wirklich vorhandene Eigenschaften oder Beziehungen der Waare selbst, während die Eigenschaft, „Arbeitsproduct zu sein", für die fertige Waare gar nichts anderes ist, als eine bloße historische Denomination auf Grund einer vergangenen Thatsache.

δ) Wäre es die Arbeit, welche ausschließlich die Substanz des Werthes ausmachte, ihn innerlich constituirte, dann müßte ferner der Tauschwerth, der durch die Arbeit geschaffen und in dem die Arbeit vergegenständlicht ist, durch bloß äußere Umstände nicht verändert, nicht durch die Dringlichkeit und den Umfang des Bedarfs beeinflußt werden können. Denn das Quantum der einmal „aufgespeicherten" Arbeit, der Herstellungswerth, bleibt unverändert. Das widerspricht aber wiederum der Erfahrung. Der Preis steigt und fällt mit dem Umfange des Bedarfs, wird also keineswegs allein von der „geronnenen" Arbeit bestimmt. Marx fühlte die Schwierigkeit; auch, daß es sich hierbei nicht um bloß zufällige Preisveränderungen, sondern um wirkliche Veränderungen des Werthes handle; ferner, daß jene äußeren Umstände keineswegs den Charakter bloßer Bedingungen, Voraussetzungen für den Werth besäßen, sondern die Werthgröße mitbestimmten. Wie aber hilft er sich aus der Noth?

Sehr einfach, — durch ein in den Sophistenschulen wohl bekanntes Mittel. Es wird plötzlich dem Ausdruck: „gesellschaftlich nothwendige

Arbeitszeit" ein neuer Begriff untergeschoben. Innerhalb seiner grundlegenden Werththeorie bedeutet für Marx „gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit" die zur Herstellung einer Waare unter gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen, die in der Gesellschaft bei normalen Bedingungen, nothwendige Arbeitszeit. „Es ist nur das Quantum gesellschaftlich nothwendiger Arbeit oder die zur Herstellung eines Gebrauchswerthes gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit, welche seine Werthgröße bestimmt."[1] Hier wird daraus plötzlich die zur Befriedigung der Bedürfnisse der Gesellschaft, die für die Gesellschaft nothwendige Arbeitszeit. Zeigt es sich, daß mehr Leinwand vorhanden ist, als dem Bedarf entspricht, „vermag der Marktmagen das Gesammtquantum Leinwand, zum Normalpreis von 2 sh. per Elle, nicht zu absorbiren"[2], sinkt infolge dessen der Preis, „der Geldname des in der Waare vergegenständlichten (!) Quantums gesellschaftlicher (!) Arbeit"[3], so mag zwar der einzelne Leinweber nur die gesellschaftlich nothwendige (!) Arbeitszeit verwandt haben, aber im Ganzen genommen ist doch „ein zu großer Theil der gesellschaftlichen Gesammtarbeitszeit in der Form der Leinenweberei verausgabt worden"[4]. Damit gesteht Marx offenbar zu, daß also doch nicht nur die zur Herstellung nothwendige Arbeit die Werthgröße bestimmt, sondern auch die größere oder geringere Menge der Waaren, das größere und geringere Bedürfniß der Gesellschaft, die größere oder geringere Abhängigkeit von der Einzelwaare den Werthwechsel beeinflußt. Die Nützlichkeit, der Gebrauchswerth der Leinwand hat sich ja doch dadurch nicht geändert, daß zu viel Leinwand producirt wurde. Was sich änderte, ist eben lediglich die Nothwendigkeit der individuellen Waaren für den Bedarf der Gesellschaft.

Neuere Socialisten, so z. B. Paul Fischer („Die Marx'sche Werththeorie", Berlin 1889, S. 20 f.) haben von vornherein den Begriff der „gesellschaftlich nothwendigen Arbeit" weiter gefaßt. „Gesellschaftlich nothwendige Arbeit ist solche," sagt Fischer, „welche gesellschaftlich nothwendige Gebrauchswerthe schafft, sich unter den gesellschaftlich normalen Bedingungen der Production vollzieht, und welche endlich in dem Umfange auf ihre Erzeugnisse verausgabt wird, der dem Gesammtbedarf entspricht." Da nun auch nach Fischer die „gesellschaftlich nothwendige Arbeit" unmittelbar, formell, innerlich den „Werth" constituirt,

---

[1] „Das Kapital." S. 14. [2] S. 86. [3] Ebendas. [4] Ebendas.

so wirken offenbar bei dieser Constitution des Werthes wenigstens mittelbar alle Elemente mit, welche zunächst den Begriff und das Sein der „gesellschaftlich nothwendigen Arbeit" bestimmen und bedingen, vor allem der Bedarf der Gesellschaft, aber auch der Gebrauchswerth der Waare. Will ich also den „Werth" einer Waare und ihre Werthgröße erkennen, so darf ich mich nicht damit begnügen, nur die zur Herstellung der Waare thatsächlich verwendete Arbeit zu berücksichtigen, ihr Quantum festzustellen, — ich muß vielmehr von diesem Quantum thatsächlich verrichteter Arbeit das Quantum Arbeit abziehen, welches für die Gesellschaft von keinem Nutzen ist, oder ihren Gesammtbedarf übersteigt. Nur diejenige Arbeit „krystallisirt" nämlich zu „Werth", wird in der Waare aufgespeichert, als „Werthsubstanz" „vergegenständlicht", welche dem Bedürfnisse der Gesellschaft entspricht, und zwar in dem Maße, wie sie diesem Bedürfnisse entspricht. Was heißt das aber anders als: diejenige Arbeit ist allein werthbildend, deren Product dem Bedürfnisse der Gesellschaft entspricht, und in dem Grade ist sie werthbildend, als ihr Product jenen Bedürfnissen entspricht. Mit anderen Worten: der „Werth" der Güter wird nicht nur in seiner Existenz durch das Bedürfniß der Gesellschaft bedingt, sondern durch eben dieses Bedürfniß in seiner Größe bestimmt.

Die logische Entwicklung des Begriffes der „gesellschaftlich nothwendigen Arbeit" hebt somit offenbar den von Marx im Anschluß an Ricardo aufgestellten ökonomischen Werthbegriff vollständig auf.

ε) Es widerspricht schließlich der Erfahrung und der bisherigen unter allen Menschen üblichen Auffassung, daß der Werth der Arbeit nur quantitativ, nach der Arbeitszeit bemessen werde. Im Gegentheil bestimmt sich, wie jedermann weiß, der „Werth" der Arbeit nach der Leistung, also qualitativ. — Wenn einzelne Scholastiker den Tauschwerth einer Waare, z. B. eines vom mittelalterlichen zünftigen Meister gefertigten Rockes nach dem Herstellungswerthe (labor et expensae) maßen, so hat eine derartige Auffassung mit der Marx'schen Lehre absolut keine Berührungspunkte. Die expensae, z. B. das zum Rock verwendete Tuch, löste sich keineswegs in Arbeit auf, war vielmehr ein Gebrauchsgegenstand, der besonders seiner Nützlichkeit nach im „Werthe" geschätzt wurde. — Auch die Arbeit, labor, ist keine „abstract menschliche Arbeit", lediglich nach der Arbeitszeit gemessene, sondern die ehrsame Schneiderarbeit, deren Werth qualitativ nach der Arbeitsart und Güte im „Werthe" sich bestimmte.

Kurz, die berühmte Marx'sche Werththeorie ist nichts mehr und nichts weniger als eine Sammlung von Sophismen und Trugschlüssen. Mit ihr stürzt der ganze Marxismus zusammen. — Wie viel hätte ein Mann von so reichen Anlagen, wie Marx sie unstreitig besaß, leisten können, wenn er, statt auf Ricardo's Werththeorie, auf die einfachen aber tief durchdachten und wohlbegründeten Lehren der großen Scholastiker, insbesondere des hl. Thomas von Aquin[1] sich hätte stützen wollen!

---

[1] Nach dem hl. Thomas ist der gerechte Preis der Ausdruck des Tauschwerthes durch ein Maß. Ungerecht wird der Kauf, sobald der Preis das Werthquantum der Sache übersteigt oder hinter diesem zurückbleibt (S. Thom. II. II. q. 77. a. 1). Das Werthquantum der Sache bestimmt sich aber keineswegs nach der Arbeit allein, die darin aufgehäuft ist, sondern vor allem nach der Qualität. Nachdem Thomas die Frage aufgeworfen: „utrum venditio reddatur illicita propter defectum rei venditae?" (ibid. a. 2), antwortet er bejahend, indem er einen dreifachen Defect der Sache aufzählt: secundum speciem rei, secundum quantitatem und ex parte qualitatis. Der Kauf ist also unerlaubt, wenn der Fehler sich bezieht auf die Art der Sache, — wenn z. B., wie der heilige Lehrer sagt, alchimisches Gold statt des echten verkauft würde —, oder auf das Gewicht, die Zahl, oder endlich auf die Qualität. Die Art der Unerlaubtheit wird dann näher bestimmt, daß es sich hierbei um eine injusta venditio, um einen ungerechten Verkauf handle, mit der Verpflichtung zur Restitution. Es ist somit die ausgleichende Gerechtigkeit dabei verletzt worden, d. h. der Preis, den der Verkäufer erhielt, deckte sich nicht mit dem Tauschwerthe des verkauften Gegenstandes. Die Qualität der Sache, die Art und natürliche Beschaffenheit der Sache stellt sich dem hl. Thomas demnach nicht als bloßes Substrat des Tauschwerthes dar, sondern bestimmt und mißt denselben. Ganz klar und zweifellos spricht der heilige Lehrer dies kurz darauf aus (ibid. ad primum): „Gold und Silber sind nicht allein theuer wegen des Nutzens der Gefäße, welche aus ihnen verfertigt werden, sondern auch wegen der Würde und Reinheit ihrer Substanz. Und darum ist der Verkauf, wenn das von den Alchimisten gemachte Silber und Gold nicht die wahre Art von Gold und Silber hat, betrügerisch und ungerecht; namentlich da es gewisse nützliche Eigenschaften (aliquae utilitates) des Goldes und Silbers gibt, . . . welche dem alchimischen Golde nicht zukommen." — Die Alchimisten mögen also noch so viele „gesellschaftliche, nothwendige" Arbeit aufwenden, ihr Fabrikat wird dem Werthe, dem Tauschwerthe nach, doch vor allem bestimmt und gemessen durch die Qualitäten, die mit den Qualitäten des echten Goldes verglichen werden. Ueber die Lehre des hl. Thomas in dieser Sache kann also durchaus kein Zweifel sein. (Cfr. ibid. ad tertium: „Pretium rerum venalium . . . consideratur secundum quod res in usum hominis veniunt . . .") Die ganze Lehre vom vitium rei (durch welches der Gebrauch verhindert wird) und vom Einflusse dieses vitium auf den Werth (a. 3. ad quartum) gehört hieher. Außer durch die innere Beschaffenheit, die Nützlichkeit, wird der Werth der Dinge nach dem hl. Thomas auch noch durch ihre größere oder geringere Seltenheit beeinflußt. (Cfr. ibid. a. 3. ad 4um in art. 4.)

So wären wir denn am Ende unserer mühsamen Wanderung angelangt. Hat Marx ein Verdienst um die Wissenschaft, dann ist es vor allem dieses, daß er die Unhaltbarkeit der Ricardo'schen Werththeorie klar und deutlich bewiesen hat, indem er rücksichtslos die absurden Folgerungen derselben gezogen. — Marx' geistige Waffen aber brauchen wir nicht zu fürchten; ebenso wenig wie die geistigen Waffen des Vulgärsocialismus. — Was wir zu fürchten haben, das ist die Leidenschaftlichkeit eines entchristlichten Volkes, die auch im übrigen wohlgesinnte Glieder der Arbeiterklasse mit sich fortreißen könnte, wenn man nicht bald zu einer wirklich tief einschneidenden Reform, zur Beseitigung der unverkennbaren Mißstände unserer kapitalistischen Gesellschaft, sich entschließen sollte.

Heinrich Pesch S. J.

Vor einer neuen Epoche in der elektrischen Kraftübertragung.

Mit nicht geringer Spannung sieht die ganze technische Welt den großartigen, vielversprechenden Versuchen entgegen, welche bei Gelegenheit der am 16. Mai eröffneten internationalen elektrischen Ausstellung zu Frankfurt am Main bezüglich der elektrischen Kraftübertragung in die Ferne ausgeführt werden sollen. Unter den zahlreichen Proben, welche in der altehrwürdigen Krönungsstadt der deutschen Kaiser, im Mittelpunkte des deutschen Reiches, dem Publikum vorgestellt werden sollen, um ihm die vielseitige Verwendbarkeit der Elektricität zu beweisen und ihm die hohe, umfangreiche Entwicklung vor Augen zu führen, welche die Anwendungen der Elektricität in der Großindustrie und im Kleingewerbe, im öffentlichen und privaten Leben heute schon gewonnen haben, dürfte den erwähnten Versuchen die größte Bedeutung beizumessen sein. Die „allgemeine Elektricitätsgesellschaft" zu Berlin und die Maschinenfabrik Oerlikon bei Zürich, zwei der bedeutendsten elektrotechnischen Firmen, haben es nämlich übernommen, dem Neckar bei Lauffen in Württemberg eine Wasserkraft im Betrage von 300 P. S. (= Pferdekräften) abzu-

zapfen und in elektrische Energie umzuwandeln, um sie als solche durch einen dünnen Kupferdraht von 170 Kilometer Länge möglichst verlustlos nach Frankfurt zu schaffen und dort vortheilhaft wieder arbeiten zu lassen; eine bisher unerhörte Leistung elektrischer Kraftübertragung, berufen, eine neue Epoche der Elektrotechnik zu eröffnen!

Bei diesem kostspieligen und kühn geplanten Experiment handelt es sich nicht darum, die Möglichkeit einer Kraftübertragung durch Elektricität überhaupt nach sehr entfernten Orten darzuthun: eine solche Möglichkeit hat die Erfahrung schon längst bewiesen. Es soll vielmehr alle Welt davon überzeugen, daß eine solche Uebertragung auch in den Fällen, wo ganz bedeutende Arbeitskräfte von einem Punkte an einen anderen, weit abliegenden, zu schaffen sind, nicht nur leicht und sicher ausführbar ist, sondern auch trotz der großen Anlagekosten für Maschinen und Leitung einen zuverlässigen und guten Gewinn für die Unternehmer abzuwerfen vermag. Die Erfolge, die man bisher in dieser Beziehung erzielt hat, waren leider derart entmuthigend gewesen, daß nicht allein das Publikum mit höchstem Mißtrauen gegen solche Kraftübertragungen erfüllt wurde, sondern sogar viele gewiegte Elektrotechniker an ihrer vortheilhaften Ausführbarkeit verzweifelten. Und doch würden gerade solche Uebertragungen in weite Fernen, wenn sie mit Gewinn sich vornehmen ließen, einerseits die hohe Ueberlegenheit der Elektricität allen übrigen Kraftübertragungsmitteln gegenüber in das hellste Licht setzen, und anderseits, was die Hauptsache ist, der ganzen Menschheit unberechenbaren materiellen Nutzen bringen, indem sie es ermöglichten, die vielen großen Vorräthe von Arbeitskraft in der Natur, welche bis jetzt nutzlos, weil unzugänglich oder unübertragbar, dalagen, in den Dienst des Menschen zu stellen. Der Traum der Amerikaner, die Wasserkraft des Niagara durch Kupferdraht nach New-York zu leiten, um mit ihr dort sämmtliche Maschinen zu treiben und die Riesenstadt mit elektrischem Licht zu übergießen, wäre dann der Verwirklichung nahe gebracht, ebenso der kühne Vorschlag, die Steinkohlen fürder nicht mehr per Achse durch die ganze Welt zu schleifen und mit ihrem Rauchqualm nicht mehr aller Orten die Luft zu verderben, sondern die Kohlen sammt und sonders am Orte ihrer Ausgrabung zu verbrennen und mit Hilfe riesiger Dampfkessel im Vereine mit elektrischen Maschinen nur die den Kohlen abgewinnbare Arbeitskraft per Draht an die bisherigen Kohlenabnehmer zu liefern. Die Elektrotechnik würde damit in jedem Falle einen neuen, unabsehbar großen Aufschwung nehmen; sie würde aber auch die Erwerbsquellen und die gesammte Industrie in neue Bahnen lenken.

Um diesen Aufschwung einigermaßen würdigen zu lernen, wollen wir erst einen Blick auf den dermaligen Stand der elektrischen Kraftübertragung werfen und hierauf die Bedeutung der Kraftübertragung zwischen Lauffen und Frankfurt ins Auge fassen.

Kaum 20 Jahre sind es, seitdem die Elektrotechnik zu einem gesonderten, selbständigen Zweige der Technik sich auszubilden anfing. Die Dynamomaschine, die im Jahre 1867 von Werner v. Siemens in Berlin erfunden wurde, und die gestattet, ganz unabhängig von galvanischen Elementen oder Stahlmagneten die mechanische Bewegung nahezu unbegrenzt in elektrische Ströme umzuwandeln, verlieh ihr die nöthige Lebenskraft, und zwar in solcher Fülle und mit so kräftigem Gestaltungstriebe, daß die Elektrotechnik mit ihrer alten Rivalin, der Dampftechnik, heute schon nicht nur kühn zum Wettkampf in die Schranken treten darf, sondern dieselbe auch, was die Vielheit und Mannigfaltigkeit, sowie die Leistungsfähigkeit ihrer Erzeugnisse anbelangt, weit überflügelt hat. Trotzdem steht sie erst am Anfange ihrer Laufbahn und hat noch in keinem ihrer vielen Arbeitsgebiete jenen Grad von Vollkommenheit erreicht, dessen sie fähig ist.

In den ersten Jahren warf sich die Elektrotechnik fast ausschließlich nur auf die Beschaffung geeigneter Mittel und Wege zur öffentlichen und häuslichen Beleuchtung, sowie auf die Verbesserung der Telegraphie und Telephonie. Mehr nebenbei eröffnete sie sich günstige Arbeitsgebiete in der Elektrochemie und Galvanoplastik, in der elektrischen Ausscheidung und Bearbeitung der Metalle, überall mit raschem Fortschritt und bestem Erfolg. Auch die elektrische Kraftübertragung bildete für sie von Anfang an einen Gegenstand emsiger und sorgfältiger Prüfung; dabei blieben günstige Ergebnisse ebenfalls nicht aus; doch nur sehr langsam und innerhalb enger Grenzen brach sie sich nach dieser Seite hin Bahn. Concrete Beispiele sollen dem Leser ein Urtheil über die auf letzterem Gebiete gemachten Errungenschaften ermöglichen.

Unter den verschiedenen Weisen elektrischer Kraftübertragung springen die elektrischen Eisenbahnen am meisten in die Augen. Das Wesentliche beschränkt sich bei ihnen auf folgendes. An einem Punkte, der Kraftstation, wird zunächst vermittelst Dampf oder, wenn möglich, vortheilhafter durch Wasserkraft der Anker einer Dynamomaschine — der „primären Maschine“ oder des „Generators“ — in Drehung versetzt und damit die ursprüngliche mechanische Bewegung, sei es des Kolbens der Dampfmaschine, sei es des Wasserrades, in einen elektrischen Strom um-

gewandelt. Dieser Strom fließt dann längs der Bahn durch einen Draht oder durch eine der Schienen zu dem „Elektromotor“ — wieder eine Dynamomaschine („secundäre Maschine“) —, welche im Wagen oder in der Lokomotive des Zuges untergebracht ist, und dreht hier unmittelbar den Anker dieses Dynamo, mittelbar aber auch das mit dem Anker verbundene Triebrad des Wagens. — Deutschland gebührt die Ehre, auf diesem Felde der Elektrotechnik bahnbrechend vorangegangen zu sein; später wurde es freilich von Amerika weit überholt. Werner v. Siemens, der Altmeister in diesem Fache, hat durch die erste, dem öffentlichen Verkehr dienende elektrische Bahn von Lichterfelde bei Berlin, welche 1881 eröffnet wurde, den greifbaren Beweis für die Leistungsfähigkeit dieses neuen Verkehrsmittels erbracht. Die Bahn hat eine Länge von 2,4 km und befördert mit einem, ausnahmsweise auch mit zwei Wagen, jährlich etwa 100 000 Personen. Die Betriebskosten betragen für einen Wagen und einen Kilometer 30 Pfennig. Unter den wenigen elektrischen Bahnen, die nachher in Deutschland gebaut wurden, ist am längsten die Linie Frankfurt-Offenbach mit 6,6 km. Sie hat 14 Wagen im Verkehr, nimmt im Jahr ca. eine Million Fahrgäste auf und fährt mit einer Geschwindigkeit von 12 km in der Stunde. An Betriebskosten verursacht sie für einen Wagen und eine Stunde 20 Pfennig. — England und Amerika haben längere elektrische Bahnen, die auch billiger fahren; keine der bis heute gebauten Linien hat jedoch unseres Wissens mehr als 25 km.

Während die eigentlichen elektrischen Eisenbahnen, d. h. die durch directe Elektricitätszufuhr betriebenen Eisenbahnen zwischen getrennten Ortschaften, nur wenig sich auszubreiten vermochten, haben die elektrischen Straßenbahnen innerhalb der Städte in den letzten vier Jahren an Ausdehnung in auffälligem Maße zugenommen. Gleichwohl ist der Vorgang der elektrischen Kraftübertragung bei beiden wesentlich ganz derselbe; es ist aber bei den Straßenbahnen die Ausführung mit weniger Schwierigkeiten verbunden und vortheilhafter sowohl wegen der leichtern Zuleitung der Elektricität von der centralen Kraftstation aus als auch wegen der geringern Zahl der auf einmal aufzunehmenden Passagiere. Bereits haben die elektrischen Straßenbahnen in Bremen, Hamburg, Prag, Budapest, Halle, Hagen, Gera, Nürnberg, Grünberg, Zürich, Neustadt festen Fuß gefaßt. In Berlin und Wien, sowie in anderen Großstädten beschäftigt man sich ernstlich mit dem Plane, wie sämmtliche Straßenbahnen am besten einheitlich elektrisch betrieben werden können. Aus ersterer Stadt wurden in dieser Absicht Ingenieure nach Amerika gesandt, um die

dortigen Straßenbahnen zu studiren. — London und Paris haben neben Pferde- und Dampf-Tramways seit einiger Zeit auch elektrische.

Das unternehmungslustige, in der Vollkraft seiner Jugend kühn aufstrebende Nordamerika ist hierin dem alten Continente mit Riesenschritten vorangeeilt. In den drei Jahren 1887—1890 wurden daselbst in 180 Städten elektrische Tramways eingeführt. Die Thomson-Houston-Company allein hatte Ende 1889 49 Bahnen mit einer Gesammtlänge von 540 km und 528 Motorwagen hergestellt, 34 andere aber mit einer Länge von 726 km hatte sie noch im Bau. West-End-Electrical-Tramway zu Boston, das größte dermalige Straßenbahnnetz der Welt, hat 400 km Geleise mit mehr als 1000 Wagen. Diese laufen, einschließlich des Aufenthaltes an den Haltestellen, mit einer Geschwindigkeit von 19 km in der Stunde. Philadelphia besitzt ein elektrisches Bahnnetz von 150 km Länge. In Buffalo, wo man zu Anfang dieses Jahres ebenfalls dazu übergegangen ist, das gesammte Straßenbahnnetz mit 170 km Geleise einheitlich elektrisch zu betreiben, wird die centrale Kraftstation so eingerichtet, daß sie jede Sekunde 5500 P. S. elektrisch auszuliefern im Stande ist; 300 Wagen sollen den Verkehr vermitteln.

Die Zahl der im Jahre 1889 auf amerikanischen elektrischen Bahnen beförderten Passagiere belief sich auf 200 Millionen. Keine Woche vergeht jetzt, in der nicht die Fertigstellung neuer Bahnen gemeldet wird. Mit welcher fieberhaften Eile die Yankees den Bau derselben betreiben, beweist die Thatsache, daß die Thomson-Houston-Company die Einrichtung des Alamo Streat Railway zu San Antonio (Texas) am 2. August 1890 in Angriff nahm und am 25. September, also nicht ganz zwei Monate später, schon 16 km Bahn mit 10 Wagen zur vollsten Befriedigung der Betheiligten in Betrieb setzte. Der eine Kapitalist H. S. Mac Kee in Pittsburg hat in ein paar Monaten 20 Millionen in elektrischen Straßenbahnen angelegt!

Vergleicht man diesen Bahnbetrieb durch Elektricität mit demjenigen durch Zugkabel, Dampf, Preßluft oder Pferde, so steht ersterer weit über allen anderen. Die Elektricität besitzt, wie keine andere Betriebskraft, das Vermögen, einem vielverzweigten, kleinen Verkehr sich anzupassen, gestattet geräuschloses, ruhiges Arbeiten, ein leichtes, sicheres Anfahren, bequeme Geschwindigkeitsregulirung, sowie rasches Anhalten, beliebig schnelle Aufeinanderfolge der Wagen, überhaupt schnelleren Betrieb im allgemeinen. Zu alldem kommt dann noch die große Bequemlichkeit einer gleichzeitigen Wagenbeleuchtung durch den gleichen elektrischen Strom. Es läßt sich

auch die Geschwindigkeit höher steigern als bei anderen Betriebskräften. In Laurel bei Baltimore wurde eine Geschwindigkeit von 200 km in der Stunde erreicht; nur die Mangelhaftigkeit des Holzgerüstes, auf welchem die Bahn ruhte, verbot eine noch größere Geschwindigkeit anzunehmen. Vor einem Jahre behauptete der amerikanische Elektrotechniker D. Marks, einen Elektromotor bauen zu können, welcher einen Zug in 36 Minuten von Philadelphia nach New-York zu ziehen vermöge, also eine Geschwindigkeit von 240 km in der Stunde oder 4 km in der Minute gestatte! — Im Vergleich mit den Pferdebahnen insbesondere kommt, ganz abgesehen von hygienischen und ästhetischen Vortheilen, noch in Betracht, daß unbespannte Wagen weniger Raum absperren als bespannte, daß das Pflaster zwischen den Schienen weniger angegriffen wird, daß Ställe und Futtermagazine wegfallen. Alle Bahnen, welche in Amerika vom Betriebe mittelst Pferde zum Betriebe mittelst Elektricität übergegangen sind, weisen denn auch eine Vergrößerung der Einnahmen und bedeutende Ersparnisse an Betriebskosten auf. Letztere betragen in vielen Fällen bis zu 50 Procent.

Weniger noch, als die Dampfkraft an die eisernen Schienen sich fesseln ließ, konnte die Elektricität mit dieser einen Verwendung ihrer Triebkraft sich begnügen. Kaum hatte man in den Großstädten elektrische Centralstationen zur Erzeugung elektrischer Ströme für die Beleuchtung errichtet, da machte sich auch schon das Bestreben geltend, für diese Elektricitätsquellen während des Tages vortheilhafte Absatzgebiete zu schaffen. Man suchte das Publikum zum elektrischen Betriebe der Maschinen in der Groß- und Kleinindustrie zu begeistern. Amerika ging hierin allen anderen Ländern voraus. Lange gaben sich die deutschen Elektrotechniker Mühe, auf dieses anregende Vorgehen ihre Landsleute hinzuweisen, ehe sie geneigtes Gehör fanden. Seit einem Jahre erst ist dieser elektrische Maschinenbetrieb bei uns heimisch geworden und jetzt in raschem Zunehmen begriffen. Firmen ersten Ranges gingen mit gutem Beispiele voran. So betreibt heute die Gesellschaft L. Löwe & Cie. in Berlin alle ihre Werkstätten mit Elektromotoren, welche an die städtischen Elektricitätsleitungen angeschlossen sind. Das große Henkel'sche Stahlwerk zu Solingen ließ sich eine eigene elektrische Centralstation für Licht und Betriebskraft bauen. Dieselbe versieht außer der Beleuchtung der ganzen Fabrikanlage den Betrieb von mehr als 40 Stahlpressen, von Drehbänken, Bohrmaschinen u. a. m. Die Bequemlichkeit, Sicherheit und Billigkeit dieses neuen elektrischen Betriebes veranlaßte die Direction, alsbald auch die übrigen Maschinen alle auf gleiche Weise in Thätigkeit zu versetzen.

Allerwärts lehrte die Erfahrung, daß dieser elektrische Maschinenbetrieb in großen Städten nicht allein die größten Vortheile bietet, sondern auch einer geradezu grenzenlosen Anwendung fähig ist. Viel leichter als Dampf, Gas, Druckluft läßt sich die Elektricität jeder Maschine als Betriebskraft zuführen. Die mit der Maschine zu verbindenden Elektromotoren aber, welche die Elektricität in Maschinenbewegung verwandeln, lassen sich an jeder Maschine anbringen, ohne daß diese geändert zu werden braucht. Sie nehmen sehr wenig Raum ein — für einen 100pferdigen Elektromotor genügt $1^1/_2$ cbm —; sie sind unerreicht, was Einfachheit der Construction, der Aufstellung und der Besorgung angeht; sie können in jeder Größe und Form ausgeführt und jedem Bedürfnisse genau angepaßt werden. Die „Allgemeine Elektricitätsgesellschaft" zu Berlin stellt ihren Elektricitätsabnehmern Elektromotoren von $^1/_{15}$ bis zu 12 Pferdekräften zur Verfügung. Es wohnt endlich den Elektromotoren in hohem Grade die kostbare Eigenschaft inne, sich von selbst zu reguliren, ohne dazu irgend eines Mechanismus zu bedürfen. — Die zu ihrem Betriebe erforderlichen elektrischen Ströme können in jeder Stärke und Spannung, zu jeder Stunde und auf beliebige Dauer bezogen werden. Es hängt nur von dem Abnehmer ab, dieselben durch Oeffnung oder Schließung der Strombahn eintreten zu lassen oder abzustellen. Automatische Meßapparate, welche in die Strombahn eingeschaltet sind, registriren für den Abnehmer wie für den Lieferanten, welche Elektricitätsmengen zum Maschinenbetrieb verbraucht worden sind. Die Leitung und Ueberwachung des Betriebes bedarf bei ihrer großen Einfachheit keiner besonderen Kenntnisse. Da ferner die Centralstation die Lieferung und Einrichtung der zweckentsprechenden Apparate und Stromleitung besorgt, so liegt dem Abnehmer nichts anderes ob, als die Elektricität einzulassen, zu gebrauchen und zu bezahlen. Die Preise sind mäßige, wenigstens in Amerika. So kostet in Pittsburg der Betrieb eines Elektromotors von einer halben Pferdestärke monatlich 40 M., einer zehnpferdigen 320 M. In diesem Preise ist die Miethe für den Motor bereits eingeschlossen; für die Einrichtung der ganzen elektrischen Anlage hat der Abnehmer nichts zu bezahlen, da sie ganz auf Kosten des Lieferanten geschieht. In Baltimore hat man für den Betrieb eines einpferdigen Motors per Stunde 16 Pf., bei einem zehnpferdigen 87 Pf. zu zahlen. Das städtische Elektricitätswerk in Hannover liefert die Pferdekraft pro Stunde für 20 Pf.

Nach dem eben Angeführten ist es leicht begreiflich, wenn es kaum einen Maschinenbetrieb gibt, bei dem man nicht schon die Elektromotoren

mit Nutzen versucht hätte. Hierfür nur einige Belege. Zu Boston sind täglich einige hundert Elektromotoren von 1/2 bis 15 P. S. zur vollsten Befriedigung der Arbeiter im Gange und treiben die Maschinen in Druckereien, in Uhr- und Instrumentenfabriken, in Werkstätten von Schuhmachern, Schneidern, Näherinnen u. s. w. Als in Cleveland die zehnpferdige Dampfmaschine einer Druckerei infolge Ueberlastung öfters ihren Dienst versagte, wurde sie durch einen fünfpferdigen Elektromotor ersetzt, welcher den Strom von der allgemeinen elektrischen Lichtleitung der Stadt entnahm. Er verlangte viel weniger Raum und Wartung, versah aber seine harte Arbeit viel besser und ohne je widerspänstig zu werden. Letztere bestand darin, 21 bis 24 m lange Wellen zu treiben, 7 Schnellpressen, 3 Kupferstichpressen, 4 große Papierschneider und endlich noch einen Aufzug — alles in drei Stockwerken vertheilt — mit der nöthigen Betriebskraft zu versorgen. — Zu Manchester (Conn.) hat die Elektricität die nicht geringe Aufgabe, von 6 Uhr früh Montags bis 6 Uhr abends am Samstag unausgesetzt, Tag und Nacht hindurch Papiermühlen zu treiben. Eine Hutfabrik in Chicago glättet und bürstet alle Cylinderhüte elektrisch. Französische Webereien haben sinnreiche und zweckmäßige Elektromaschinen für ihre Webstühle eingeführt. Radiguet in Paris erhielt für eine elektrische Strickmaschine die silberne Medaille von der Société d'Encouragement. Für das Nieten und Bohren beim Brückenbau und auf Schiffswerften hat sich die Elektricität als das billigste und praktischste Kraftübertragungsmittel bewährt. Die schnellfeuernde Kanone nach dem System Canet, welche in der französischen Marine Aufnahme gefunden hat, wird durch Elektromotoren bewegt, gehoben und gedreht. Zum Fällen der Bäume hat die Firma Ganz & Cie. einen eigenen Elektromotor construirt. Kurz, die verschiedenartigsten Maschinen, Schleifsteine, Blasebälge, Kaffeemühlen, Reismaschinen, Wringmaschinen, Pumpen, Krahnen, Hobelmaschinen, Kreis- und Bandsägen, Profilirmaschinen und hundert andere Maschinen haben mit der Elektricität bereits einen vortheilhaften Bund geschlossen, sie arbeiten alle ausgezeichnet und willig, wenn der Elektromotor sie treibt.

Es sei schließlich nur noch auf die Dienste hingewiesen, welche der Elektromotor dem Landbau und dem Bergwerkbetrieb zu leisten berufen ist. In Bergwerken finden wir ihn schon seit Jahren. Neben der Beleuchtung und dem Betrieb der Grubenbahnen besorgt die Elektricität schon vielfach das Ventiliren, das Auspumpen des Grubenwassers, das Heben von Lasten, das Drehen von Gesteinsbohrern u. a. m. Als man

in den Trafalgar-Steinkohlengruben eine Dynamo aufstellte, um mit ihren elektrischen Strömen weit abliegende Elektromotoren zu versehen, welche 2 Pumpen und 1 großen Ventilator bewegen mußten, erzielte man hierdurch allein schon eine jährliche Ersparniß von 9588 M. In den Thallern-Steinkohlengruben an der Donau und ebenso in denjenigen von Blany in Frankreich bewirkte die Ersetzung der Dampfmaschinen durch elektrische zum Bewegen der Pumpen und Ventilatoren außer einer großen Kohlen- und Geldersparniß auch noch ein vortheilhaftes Sinken der Temperatur um 8° C. in den unterirdischen Räumen. Bezüglich des Landbaues erwähnen wir die Anlagen auf den Besitzungen des Marquis von Salisbury bei Hatfield. Von zwei Turbinen im Flusse Lea werden zwei Dynamos, die eine von 40 P. S., die andere von 16 P. S. getrieben. Am Tage versehen diese die Elektromotoren mit Elektricität, des Nachts speisen sie die elektrische Beleuchtung. Die Elektromotoren bewegen nicht bloß die gewöhnlichen Maschinen, wie Kornmühlen, Dreschmaschinen, Heu- und Kornaufzüge, sie werden außerdem zum Einrammen von Pfählen beim Eindämmen des Leaflusses, sowie zum Ausbaggern des Flußbettes benützt. Für Bewässerungszwecke arbeitet endlich noch ein eigener Motor, er treibt eine Pumpe, die stündlich 13 500 l in ein großes, 10 m höher gelegenes Sammelbecken hinaufhebt.

Die mitgetheilten Thatsachen dürften genügen, die Rentabilität elektrischer Kraftübertragungsanlagen selbst unter der Voraussetzung schlagend darzuthun, daß die erste antreibende Kraft von einer Dampfmaschine, also unter beständigem Verbrauch von Steinkohlen und mit nicht unbedeutender Erhöhung der Anlage- und Betriebskosten, geliefert werden muß. Denn beinahe alle der oben erwähnten Anlagen zehren vom Dampfe. Um wie viel günstiger werden sich da die Verhältnisse gestalten, wo eine Wasserkraft zur Verfügung steht, die nichts oder wenig kostet und mit leichter Mühe zum Bewegen gebracht werden kann! Ist die elektrische Ausnützung der Wasserkräfte heute auch in rascher Entfaltung begriffen, so ist es doch auffallend, daß man ihr früher nicht mehr Aufmerksamkeit zugewandt hat. Kleinere, sehr gut gelungene Kraftübertragungsanlagen zur Verwerthung dieser meist nutzlos vergeudeten Naturkraft bestehen schon seit 1887 und haben das Vortheilhafte derselben glänzend bewiesen. So die elektrische Anlage zu Uster in der Schweiz, welche 7 P. S. einen Kilometer weit überträgt, ferner die Anlage zu Kriegstetten-Solothurn, welche 70 P. S. mit einem angeblichen Nutzeffect von 70 Procent 8 km weit von der Aufnahmestelle entfernt zur Verwendung bringt. — Bald nachher wurde

in Genf erst versuchsweise begonnen, die Wasserkraft der Rhône elektrisch auszunützen. Von Turbinen getriebene Dynamos setzen mit ihren elektrischen Strömen 175 Elektromotoren von 1/2 bis 70 P. S. innerhalb eines Umkreises mit 2 km Radius in Bewegung. Da dieser Versuch ein überaus günstiges Ergebniß hatte, wurden die Anlagen sofort erweitert. Anfangs 1891 standen schon 20 Turbinen im linken Flußarm mit einer Leistungsfähigkeit von 4400 P. S. Während 1890 waren 216 Elektromotoren im Betrieb gewesen. Die gesammten Anlagekosten beliefen sich auf 5 680 000 M., die Einnahmen in dem einen Jahre 1890 aber auf 2 065 000 M.

Ein höchst interessantes Elektricitätswerk, welches von Wasserkraft zehrt, entstand anfangs 1891 an den Ufern des Lago maggiore in Gossogno. Vier Turbinen erzeugen an den mit ihnen verbundenen Dynamos elektrische Ströme, jeder von einer Leistungskraft von 108 P. S. Ein Kabel leitet den Gesammtstrom zunächst nach dem 5 km entfernten Hauptvertheilungspunkte, gibt aber schon auf dieser Strecke an die beiden Orte Sanlino und Trobaso einige Pferdestärken zur Erzeugung elektrischen Lichtes ab. Vom Hauptvertheilungsknoten verzweigt sich dann das Kabel nach zwei Seiten. Ein Zweig liefert nach dem 2 km weiter gelegenen Orte Intra 40 P. S. zur Beleuchtung und 55 P. S. zum Betrieb von Elektromotoren ab. Der andere Zweig führt zur Spinnerei Sutermeister und verabreicht an diese etwa 15 P. S. für elektrisches Licht, 50 P. S. für den elektrischen Betrieb der Spinnmaschinen. Letzterer Zweig versorgt außerdem zwei getrennte Orte unterwegs mit Elektricität zur Speisung von Lampen. Es werden hier also mehrere, weit getrennte Ortschaften und Fabriken mit Licht und Arbeitskraft einheitlich von einem Punkte aus versorgt, welcher 11 km von der äußersten Abnahmestelle entfernt liegt.

Vom Niagarafall aus wird die Kraft noch auf größere Entfernungen hin, bis auf 32 km, übertragen. Im ganzen werden 15 000 P. S. elektrisch verladen; von diesen kommen 10 000 allein auf Buffalo. Für die Lieferung einer Pferdekraft wird pro Jahr nur 61,2 M. als Zahlung verlangt. Am 1. April dieses Jahres hat die „Niagara Falls Power Company" mit der „Cataract Construction Company" wegen der Herstellung eines Kanales sich geeinigt, welcher dem Wasserfall das zur Erzeugung von 120 000 P. S. nöthige Wasser entnehmen soll. Diese Wassermenge ist verhältnißmäßig so klein, daß man dessen Abgang am Wasserfall gar nicht bemerken kann.

Derartige Erfolge im Verlaufe eines Jahrzehnts — denn älter sind ernstliche Versuche, die elektrische Kraftübertragung in die Technik einzu-

führen, nicht — sprechen zu laut für sich selbst, als daß wir über den Werth der elektrischen Kraftübertragung innerhalb der bis jetzt eingehaltenen Grenzen noch etwas hinzuzufügen hätten.

Wir wollen zum Schluß dieser Uebersicht nur noch einige Zahlenreihen mittheilen, welche in noch viel schärferer Form einen Vergleich des elektrischen Betriebes mit demjenigen durch Kraftantriebe gestatten. Wir entnehmen dieselben einem Vortrage, welchen W. Geippel während 1890 vor Ingenieuren in London gehalten hat. Sie geben in zwei Tabellen eine Uebersicht über Anlage- und Betriebskosten auf Grund der bis damals gesammelten Erfahrungen.

I. Anlagekosten für jede zu übertragende Pferdekraft.

Zahl der zu übertragenden P. S.	System der Uebertragung.	Länge der Kraftübertragungsleitung:			
		100 m	1006 m	10060 m	20120 m
5	Elektrisch	1506,6 M.	1684,7 M.	2954,6 M.	4369,0 M.
5	Hydraulisch	852,7 „	2017,9 „	12692,2 „	26633,9 „
5	Pneumatisch	1518,7 „	4369,0 „	22681,4 „	42863,8 „
5	Drahtseil	135,6 „	1268,2 „	15813,4 „	25383,1 „
100	Elektrisch	666,06 „	727,6 „	1227,4 „	1810,5 „
100	Hydraulisch	291,72 „	583,1 „	3413,6 „	6449,8 „
100	Pneumatisch	540,6 „	707,2 „	2267,8 „	3985,0 „
100	Drahtseil	22,78 „	175,1 „	1684,7 „	3369,4 „

II. Betriebskosten für 1 übertragene Pferdekraft und 1 Stunde.

Zahl übertragener Pferdekräfte.	System der Uebertragung.	Kraftquelle ist eine Dampfmaschine:				Kraftquelle ist ein Wasserfall:			
		100 m	1006 m	10060 m	20120 m	100 m	1006 m	10060 m	20120 m
		Pf.	Pf.	Pf.	Pf.	Pf.	Pf.	Pf.	Pf.
5	Elektrisch	17,97	19,24	26,28	41,48	2,72	2,99	4,15	6,63
5	Hydraulisch	19,97	25,16	83,86	151,81	2,34	3,82	19,72	38,25
5	Pneumatisch	21,59	26,37	76,16	133,45	3,23	4,59	19,21	35,53
5	Drahtseil	9,03	15,01	83,13	181,39	0,85	2,40	19,97	38,76
100	Elektrisch	14,30	15,25	21,08	32,64	1,53	1,84	2,55	3,99
100	Hydraulisch	12,94	14,21	33,15	54,57	1,27	1,53	5,78	9,09
100	Pneumatisch	15,98	16,69	24,82	35,87	1,75	1,90	3,82	8,62
100	Drahtseil	8,53	9,74	70,55	77,69	0,63	0,85	3,82	9,52

Mit diesen Zahlenverhältnissen stimmen die numerischen Angaben nahe überein, welche in dem gleichen Jahre die Revue internationale des mines über diesen Gegenstand veröffentlicht hat. Die Tabellen beweisen, daß für ganz kurze Entfernungen die Anlagekosten für Seil- und

hydraulische Transmission am kleinsten sind; von 5 km an wird aber die Anlage für elektrische Kraftübertragung am wohlfeilsten. Bezüglich der Betriebskosten gestalten sich die Verhältnisse für elektrischen Betrieb noch günstiger; nur für kleine Entfernungen ist ihm der Seilbetrieb überlegen. Je größer die Entfernungen werden, um so mehr empfiehlt sich die elektrische Uebertragung vor allen anderen.

Wenn heute die Dinge bei der elektrischen Kraftübertragung schon derart günstig liegen, weshalb denn die Anstrengungen in dieser Richtung auf der Ausstellung in Frankfurt? Einfach deshalb, weil die erwähnten günstigen Verhältnisse in Wirklichkeit nur bis zu Entfernungen von höchstens 50 km zu erreichen waren und weil gewichtige theoretische Bedenken darüber obwalten, ob eine vortheilhafte elektrische Uebertragung auf größere Entfernungen überhaupt thunlich sei. Dies führt uns dazu hin, den Gegenstand nun auch von seiner theoretischen Seite ins Auge zu fassen.

Halten wir uns an die einfachste Art der elektrischen Kraftübertragung, bei welcher nur der Generator und der Elektromotor im Spiele sind. Wir können dabei vier Stadien unterscheiden. Im ersten wird ein bestimmter Betrag von mechanischer Arbeit („primäre Arbeit") auf den Generator übertragen; im zweiten verwandelt sich die primäre Arbeit in elektrische Energie, d. h. liefert einen elektrischen Strom von bestimmter Spannung und Stärke, welcher als solcher wieder eine Arbeit entfalten kann, die durch das Product aus Spannung und Stromstärke genau gemessen wird; im dritten Stadium wird die elektrische Energie vom Generator zum Elektromotor geschafft, wobei immer, je nach dem Abstande beider Dynamos voneinander, bald mehr bald weniger Energie infolge des Leitungswiderstandes auf dem Wege verloren geht; im vierten Stadium endlich formt der Elektromotor die elektrische Energie wieder in mechanische zurück und verausgabt sie als „secundäre Arbeit" oder „Nutzeffect" zu den verschiedensten mechanischen Verrichtungen.

Der Verlauf dieser einzelnen Verwandlungen und Verschiebungen regelt sich nach den drei Grundgesetzen von Ohm, Joule und Lenz. Aus diesen ergibt sich fürs erste, daß auch bei der denkbar vollkommensten Anlage die secundäre Arbeit immer unter der primären bleiben muß. Es muß deshalb auch der „mechanische Wirkungsgrad", d. h. das Verhältniß der secundären Arbeit zur primären stets kleiner als 1 sein, die von dem Elektromotor abgelieferte Arbeit immer weniger betragen als die dem Generator übergebene. Bekanntlich gilt etwas Aehnliches für alle unsere

Maschinenanlagen. Fürs zweite läßt sich unschwer aus den besagten Gesetzen der Beweis erbringen, daß der Wirkungsgrad bei der elektrischen Kraftübertragung günstiger wird, mit anderen Worten: daß die elektrische Anlage ökonomischer arbeitet, wenn man Ströme von möglichst hoher Spannung und niedriger Stromstärke benützt. Der „Nutzeffect" freilich, welcher die in jeder Sekunde vom Elektromotor abgelieferte secundäre Arbeit bezeichnet, wird unter diesen Umständen geringer, sobald man mit weniger als mit der Hälfte derjenigen Stromstärke arbeitet, welche der Generator in einem gegebenen Falle abzugeben im Stande ist; die überhaupt wiedergewonnene Arbeit aber wird größer; man verliert zwar an Zeit, spart oder gewinnt aber an Geld. Die Maschine verrichtet ihre Arbeit langsamer; sie wird aber mehr geschont und besser ausgenützt, und der Procentsatz der schließlich zurückgelieferten Arbeit wird höher. Dieses Wirkungsgesetz gestattet bei der elektrischen Kraftübertragung dem Wirkungsgrade 1 recht nahe zu kommen und deshalb gegebene Energiemengen mit Hilfe der Elektricität von einem Punkte an einen andern meistens vortheilhafter zu übertragen als durch Dampf, Preßluft und sonstige Mittelkörper. Gute Dynamos zeigen bei geringem Abstande voneinander einen Wirkungsgrad von 0,80 bis 0,85, liefern also 80—85 Procent der primären Arbeit als secundäre Arbeit wieder zurück.

In obiger Auseinandersetzung haben wir dem Umstande der Entfernung keine besondere Beachtung geschenkt. Derselbe ist aber gerade hier von besonderer Bedeutung. Einerseits greift sie relativ günstig ein, insofern, wie wir oben gesehen, innerhalb gewisser Grenzen mit der Entfernung des Generator von dem Elektromotor die Ueberlegenheit elektrischer Anlagen über andere Transmissionsweisen in raschem Verhältnisse zunimmt. Andererseits jedoch wirkt eben auch bei dem elektrischen Betriebe wie bei jedem andern die Entfernung nachtheilig auf die Kraftübertragung ein; der Nachtheil tritt bei ihr anfangs nur weniger stark hervor als bei jenen. Je länger die Leitung zwischen den beiden Dynamos, um so mehr nutzbare Energie wird unterwegs infolge des Leitungswiderstandes in unbrauchbare Wärme, verwandelt und schließlich bleibt dem Elektromotor nicht mehr so viel übrig, daß er nützlich damit arbeiten kann. Der Betrag dieses Verlustes während der Ueberleitung wird durch das Joule'sche Gesetz normirt; diesem zufolge wächst er aber mit dem Quadrate der Stromstärke und einfach mit dem Leitungswiderstande. Da letzterer wieder proportional mit der Länge des Leitungsdrahtes zunimmt, so ist dieser Verlust auch proportional der Entfernung. Diesem Verluste zu begegnen, gibt es nur

zwei Wege. Entweder muß man den Leitungswiderstand der metallischen Leitung durch entsprechende Vergrößerung des Querschnittes herabmindern, d. h. dem Strome ein weiteres Bett verschaffen: dann macht aber die Steigerung der Anlagekosten die Unternehmung bei großer Entfernung ganz unvortheilhaft. Oder man behält dünne Drähte bei, sucht aber dem Elektricitätsverlust unterwegs dadurch zu steuern, daß man Ströme von sehr hoher Spannung und geringer Stromstärke durch die dünnen Drähte schickt. So würden wir auch von diesem Gesichtspunkte aus auf die Anwendung hochgespannter Ströme geführt. Hochgespannte Ströme jedoch, wie sie zur lohnenden Uebertragung auf weite Strecken erfordert werden, begegneten bisher den schlimmsten Bedenken. Durch Leitung längs des Drahtes, so wendete man ein, wird allerdings weniger unterwegs verloren, es spritzt aber die Elektricität bei der hohen Spannung jetzt überall seitlich durch die Luft aus und rieselt durch die Stützen der Drähte zur Erde hinab. Haben sodann durch die bis jetzt bei der Beleuchtung und Kraftübertragung benützten Ströme schon manche Menschen ihr Leben eingebüßt, was wird erst von Strömen zu befürchten sein, deren Spannung man verzehnfachen will? Wie soll man endlich Dynamos bauen, welche der Erzeugung so übermäßig gespannter Ströme gewachsen sind, da unsere jetzigen Ströme ihnen übergenug zu schaffen machen? Diese Bedenken waren in der That nicht unbegründet.

Damit haben wir den eigentlichen wunden Punkt aufgedeckt, welcher der Kraftübertragung auf große Distanzen anhaftet. Ihn zu heilen, hat die Elektrotechnik seit Jahr und Tag sich alle erdenkliche Mühe gegeben. Ein Theil der Techniker freilich meinte, Entfernungen von mehr als 60 km würden für alle Zeiten einer vortheilhaften Kraftübermittlung eine unüberschreitbare Schranke setzen und schenkten dieser Frage keine Beachtung. Die anderen aber, wohl weitaus die Mehrzahl, hegten die feste Zuversicht, durch Erfindung neuer Apparate und besserer Isolationsmittel in nicht ferner Zukunft all der noch bestehenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Daß dieser ersehnte Zeitpunkt heute schon gekommen, sollen die Frankfurter Experimente beweisen. Bevor wir auf diese selbst eingehen, sei in Kürze ihrer Vorspiele gedacht; sie sind sehr geeignet, die Bedeutung jener in noch helleres Licht zu stellen.

Einer der eifrigsten Verfechter der elektrischen Kraftübertragung in die weitesten Fernen war der Franzose M. Deprez. Er unternahm es auch zuerst 1882, gelegentlich der internationalen elektrischen Ausstellung zu München die bestrittene Frage durch ein greifbares Experiment öffentlich

und vor sachverständigen Beurtheilern zur Entscheidung zu bringen. Den Generator stellte er in Miesbach auf und speiste ihn aus der vorbeifließenden Schlierach mit 1,06 P. S. Der Elektromotor stand in München, also 57 km vom Generator entfernt, erhielt die Elektricität durch einen gewöhnlichen Telegraphendraht zugeleitet und konnte eine Arbeit leisten von 0,235 P. S. Dieses ergibt einen Wirkungsgrad von 0,22; es wurden also 88 Procent der dem Bache entnommenen Wasserkraft bei der Uebertragung verloren. Die angewandten Dynamos zeigten sich außerdem der benützten Stromspannung von 1400 Volt nicht gewachsen: bei der zehnten Wiederholung des Versuches erlitt der Generator so erhebliche Beschädigungen, daß er sich während der Dauer der Ausstellung nicht mehr herstellen ließ. Dieses Ergebniß war ein sehr klägliches. Glücklicherweise konnte dieser Mißerfolg die Techniker selbst nicht irreleiten; in richtiger Beurtheilung der Umstände schoben sie die Schuld dieses traurigen Ausganges nicht der Natur der Sache zu, sondern der Mangelhaftigkeit der Maschinen und der unpraktischen Versuchsanordnung.

Auch Deprez hatte sich nicht entmuthigen lassen. Er vertrat nachher ebenso fest wie vorher seine Ueberzeugung, vermittelst Steigerung der Stromspannung müsse es gelingen, die Kraft auf jede Entfernung in lohnender Weise elektrisch zu übertragen. 1885 nahm er seine Versuche neuerdings auf. Das Haus Rothschild interessirte sich in hohem Grade für dieselben und steuerte dafür nahezu eine Million Franken bei. Es galt jetzt, 500 P. S. von Creil nach Paris, etwa 56 km weit mit einem Wirkungsgrad von wenigstens 0,5 zu übertragen. Dieses ursprüngliche Programm wurde jedoch bald um mehr als die Hälfte herabgesetzt: nur 200 P. S. sollten in Creil verladen werden. Schließlich ging Deprez unmittelbar vor der Ausführung auf 100 P. S. hinunter. Er wollte dieselben auf der Station Creil zwei Lokomotiven entnehmen und auf dem Bahnhofe in Paris 50 P. S. zu Nutzarbeit verabreichen. Im December 1885 sollte der Versuch unter der Controle einer Commission aus Mitgliedern der Akademie und gewiegten Ingenieuren vorgenommen werden. Leider gelang aber die Ausführung nicht, angeblich, weil ein Sturm die Leitungsdrähte in gegenseitige Berührung gebracht hatte. Erst im folgenden Jahre, am 24. Mai, kam die Ausführung schließlich zu Stande, ergab aber keineswegs das gewünschte Resultat. Statt 50 wurden nur etwa 42 P. S. in Paris wieder abgeliefert. Die Spannung, bis zu welcher diesmal die Dynamos in Creil hinaufgeschraubt wurden, betrug 6290 Volt. Wenngleich dieser Versuch einen bedeutenden Fortschritt im

Vergleiche mit demjenigen von 1882 aufwies, so war er doch nichts weniger als dazu angethan, das Vertrauen in die durch ihn vertretene Sache zu heben. Beliefen sich ja die Kosten der in Paris abgegebenen Pferdekraft auf eine Summe, für die man zehnmal mehr Arbeit durch Dampf oder Gas erhalten kann. Er mißstimmte denn auch höchlich alle Elektrotechniker im In- und Ausland; nach dem Urtheile aller einsichtigen Fachmänner entsprach dieses Ergebniß wieder durchaus nicht den Fortschritten, welche bis damals die Elektrotechnik schon gemacht hatte.

H. Fontaine suchte sofort die neue Schlappe, welche Deprez der nationalen Ehre und der ganzen Elektrotechnik eingetragen hatte, wieder gut zu machen. Ohne die Unterstützung eines Rothschild, mit weit geringeren Mitteln, nach viel weniger Vorbereitungen wiederholte er im October 1886 die gleiche Leistung mit besserem Erfolg. Von 96 dem Generator übergebenen Pferdestärken lieferte der Elektromotor jetzt 49,8 wieder zurück; der Wirkungsgrad betrug somit 0,52. In Anbetracht der schwachen Mittel ein gewiß nicht ungünstiges Resultat! Er vermochte indessen das einmal heraufbeschworene Mißtrauen nicht zu beseitigen. Vor Unternehmungen, welche eine Kraftübertragung auf mehr als 50 km beabsichtigten, hatte man bis in unsere Tage eine hohe Scheu — jedoch mit Unrecht. Seit 1886 hat die Elektrotechnik Fortschritte gemacht, welche mit Gewißheit darauf rechnen ließen, die von Fontaine erreichten Werthe um ein Bedeutendes zu übertreffen. Hauptsächlich zwei Umstände eröffnen eine viel bessere Aussicht: die Einführung der Transformatoren und die Verbesserung der Isolationsmittel. Außerdem hat sich der Bau der Dynamos seither in geradezu erstaunlicher Weise weiter entwickelt.

Der Transformator hat den Zweck, Ströme von gegebener Stärke und Spannung in solche von anderer Spannung und anderer Stärke umzuwandeln, so daß ein beträchtlicher Verlust von elektrischer Energie nicht stattfindet und das Product aus Stromstärke und Spannung, welches ja die elektrische Strom-Energie darstellt, für beide Ströme, den ursprünglichen und den neu erzeugten, nahezu gleich ist. Constructions- und Wirkungsprincip sind beim Transformator genau wie bei dem längst gebrauchten Ruhmkorff'schen Funkeninductor, welcher ja auch dazu dient, einen Strom von großer Stärke und geringer Spannung in einen andern von großer Spannung und geringer Intensität zu verwandeln. Wie der Funkeninductor hat auch der Transformator zwei getrennte Rollen aus isolirtem Kupferdraht, die eine aus dickem, die andere aus dünnem Draht, beide um einen Eisenkern gewickelt oder von Eisen umschlossen. Wird ein

primärer Strom mit periodischem Stromwechsel durch den dünnen Draht geschickt, so entsteht in dem dicken Draht ein secundärer Inductionsstrom von erhöhter Stärke und verminderter Spannung; das Umgekehrte geschieht, sobald man den primären Strom durch die dicke Drahtleitung fließen läßt. Der Transformator gestattet also, Spannung und Stärke eines gegebenen Stromes beliebig zu ändern und den Bedürfnissen anzupassen; der Bau der Dynamomaschinen steht also auch der Erreichung sehr hoher Spannungen nicht mehr hindernd im Wege. Seit 1886, seitdem der Transformator durch Zirnowsky, Deri und Blathy eine ebenso einfache, als leicht verwendbare und höchst wirksame Einrichtung erhalten, hat er bereits in den Beleuchtungs- und Kraftübertragungsanlagen unberechenbare Dienste geleistet. Auch in Frankfurt soll er bei dem Kraftübertragungsversuche eine Hauptrolle spielen.

Wiewohl über diesen Versuch bis heute kein ins einzelne gehendes Programm ausgegeben worden ist, so ist trotzdem die Hauptsache desselben infolge der hierüber gepflogenen Debatten in Fachblättern, sowie durch die in der Schweiz ausgeführten Vorversuche genugsam bekannt geworden. Weil nämlich die Unternehmer des Versuches einerseits auf eine Unterstützung der Regierungen und von seiten der interessirten Industriekreise wegen des energischen Widerspruches angesehener Fachleute nicht sicher rechnen konnten, andererseits aber dieselbe bei der großen Kostspieligkeit des Versuches nicht entbehren konnten; ja, weil sie sogar befürchten mußten, es könnte das Unternehmen wegen der von den Gegnern betonten Lebensgefährlichkeit geradezu verboten werden: so entschlossen sie sich, mit einem gut geführten Schlage allen fachmännischen Bedenken die Spitze abzubrechen und das ungerechtfertigte Mißtrauen der Behörden wie des Publikums zu verscheuchen, indem sie in kleinerem Maßstabe und mit einer weniger geeigneten Maschinerie einen Probeversuch in der Schweiz vor competenten, von allen Seiten her eingeladenen Richtern ausführten.

Am 24. Januar dieses Jahres fanden sich außer zahlreichen Fachleuten Abgeordnete des deutschen Reichspostamtes, der preußischen und württembergischen Staatsbahnen, sowie Mitglieder des Ausstellungscomité's in der Maschinenfabrik zu Oerlikon ein, um der angekündigten Vorprobe beizuwohnen. Den meisten kam es weniger darauf an, das neue System der elektrischen Kraftübertragung in Augenschein zu nehmen, als vielmehr darauf, die zur Prüfung der Betriebssicherheit wünschbaren Versuche sich vorführen zu lassen und von der wirklichen Grundlosigkeit der gegen das Verfahren gehegten Befürchtungen sich zu überzeugen.

Die Anordnung des Hauptexperimentes war folgende. Der Generator, eine kleine Wechselstrom-Dynamo, lieferte, als sie am kräftigsten arbeitete, einen Strom von 11—12 Ampère und 100—110 Volt und verfügte damit über eine Arbeitsfähigkeit von 1—$1^1/_2$ P. S. Dieser Strom wurde in einem ersten Transformator „300fach transformirt", d. h. genöthigt, einen Inductionsstrom mit einer Spannung von 30000 bis 33000 Volt und einer Stromstärke von etwa 0,04 Ampère zu erzeugen. Während ersterer vom Transformator direct zum Generator zurückkehrte, setzte letzterer seinen Weg durch die Leitung fort. Diese bestand aus blankem, 4 mm dickem Kupferdraht, der von hohen, oben mit Oelisolatoren versehenen Holzstangen getragen wurde, und war so angelegt, daß sie Verhältnissen entsprach, wie sie bei einer Uebertragung auf 4 km mit Hin- und Rückleitung des Stromes vorkommen würden. Am Ende dieser Leitung durch die Luft trat der Inductionsstrom in einen zweiten Transformator, um auf die ursprüngliche Stromspannung „zurücktransformirt" zu werden, d. h. er bewirkte hier das Entstehen eines zweiten Inductionsstromes von derselben Spannung, wie sie der erste Strom des Generators hatte, aber natürlich von etwas geringerer Stromstärke. Dieser letzte Strom endlich wurde zur Speisung einer Reihe von Glühlampen verbraucht. Verschiedene Meßapparate, welche in die drei Stromkreise eingeschaltet waren, gestatteten jeden Augenblick, den Verlauf des Uebertragungsprocesses zu controliren.

Der Hauptvortheil des neuen Systems liegt in der Benützung transformirter Ströme und in der Anwendung von Isolationsmethoden, welche den höchsten Spannungen Stand halten. Anstatt, wie früher, einen und denselben Strom vom Generator aus durch die ganze Uebertragungsanlage kreisen zu lassen, werden drei und mehr Ströme in getrennten Strombahnen verwendet; der erste und der letzte Strom besitzen nur mäßig hohe oder selbst niedere Spannungen, die dazwischen liegenden Ströme aber, welche nur in der Leitungsbahn fließen, sind sehr hoch gespannt. Damit ist die Gefahr der hochgespannten Ströme möglichst beseitigt. Da sie nämlich der directen Berührung mit dem Menschen entzogen sind, können sie ihm auch nicht schaden. Für die möglichen Fälle aber, daß durch Zerreißen und Herabfallen der Drähte oder durch Umfallen der Stützen die Ströme in greifbare Nähe gebracht werden könnten, war in dem Versuche durch automatisch wirkende Bleisicherungen der Gefahr vorgebeugt, welche, wie verschiedene Experimente zeigten, zuverlässig wirkten. Die Elektrotechnik verfügt übrigens heute noch über andere Mittel, solcher

gefahrdrohenden Zufälligkeit mit Sicherheit zu begegnen. Absolute Sicherheit ist natürlich hier ebenso wenig wie bei Eisenbahnen und Dampfschiffen zu erreichen. Auch den übrigen Bedenken gegen die hochgespannten Ströme wurde jeder Halt entzogen. Denn der Elektricitätsverlust durch Ausstrahlung in die Luft und durch Hinabrinnen längs der Stützen, sowie durch Ladung und Condensation in den Isolatoren und Transformatoren erwies sich, dank der ausgezeichneten Oelisolation in der Leitung und in den Transformatoren, als kaum merklich. Selbst als man die Drahtleitung, Isolatoren und Stützen mit einem kräftigen Wasserstrahle aus einem Hydranten bestrich, nahm der Elektricitätsverlust nur höchst unbedeutende Werthe an. Die Transformatoren, von denen man gesagt hatte, sie würden solche Spannungen ohne Beschädigung nicht ertragen, halten, wie lange Versuchsreihen Browns, des Directors der Fabrik Oerlikon, überzeugend darthun, Spannungen aus, die noch über 40000 Volt hinausgehen.

Nach allen Seiten hin war der Vorversuch zur vollen Zufriedenheit der Anwesenden verlaufen. Die Regierungen zauderten nun nicht länger, das Unternehmen der Kraftübertragung zwischen Lauffen und Frankfurt in jeder Weise zu unterstützen. Seine Majestät der Deutsche Kaiser geruhte, „in Würdigung der an die Versuche sich knüpfenden nationalwirthschaftlichen Interessen" eine Beihilfe von 10000 M. aus Reichsmitteln zu bewilligen. Ebensoviel steuerte die Frankfurter Handelskammer bei. Außerdem haben die Post- und Telegraphenverwaltungen ihre Beamten angewiesen, des Unternehmens dort, wo die Leitung die Eisenbahnlinie entlang geführt werden soll, thatkräftig sich anzunehmen und dafür die Telegraphenstangen benützen zu lassen.

Die glücklich gelungene Vorprobe gibt nun allerdings noch keine untrügliche Bürgschaft für das Gelingen des Hauptversuches. Bei diesem sollen ja nicht bloß 1—2 P. S., sondern 300 übertragen werden, und wenn auch die Stromspannung nicht höher, als im Vorversuch geplant ist, so macht doch die 43 mal größere Länge der Strombahn mit 43 mal mehr Isolatoren einen beträchtlichen Unterschied. Dem gegenüber ist nun freilich auch wieder der günstige Umstand zu beachten, daß die beim Hauptversuche zu verwendenden Maschinen eine ganz andere, neue Construction haben, die, wie man behauptet, zum vorliegenden Zwecke viel geeigneter ist. Dynamomaschinen sowohl, wie Transformatoren und Isolatoren werden eine besondere Einrichtung haben und viel kräftiger wirken. Die beiden Unternehmer, die „Allgemeine Elektricitätsgesellschaft" zu Berlin

und die „Maschinenfabrik Oerlikon", haben sich so in die Aufgabe getheilt, daß letztere mit den Versuchen zur Bewältigung hoher Spannungen sich befaßt, erstere aber die Construction und den Betrieb der zu gebrauchenden Dynamomaschinen und Transformatoren, beide nach einer neuen Erfindung und Ausführung ihres Chef-Elektrikers M. v. Dolivo-Dobrowolsky, übernimmt. Wie der Ausgang sich nun auch gestalten mag, soviel dürfte nach den bis jetzt über diese Kraftübertragung stattgehabten theoretischen Erörterungen und praktischen Versuchen jedenfalls feststehen: wenn der Versuch einer vortheilhaften elektrischen Kraftübertragung in weite Fernen zu Frankfurt nicht gelingen sollte, dann wird sein Gelingen damit nur auf eine spätere, nicht weit abliegende Zeit verschoben. Die neue Epoche beginnt dann nicht heuer, sondern wenige Jahre später.

Falls wir einem in der Frankfurter Zeitung veröffentlichten Briefe aus der Schweiz Glauben schenken dürfen, scheint man dort nur mehr Hoffnungen, nicht aber der Besorgniß über ein etwaiges Mißlingen Raum zu geben. „In allen größeren Ortschaften," so berichtet der Brief unter anderm, „beschäftigt man sich lebhaft mit der Nutzbarmachung der Wasserkräfte zur Erzeugung von Licht und Kraft. Auch sind in der Schweiz mehrere elektrotechnische Geschäfte in größerem Stil in der Gründung begriffen ... Bereits sind deutsche, französische und englische Finanzgruppen eifrigst bemüht, sich durch Kauf und Verträge in den Besitz der bedeutendsten Wasserkräfte zu stellen. Der Kapitalist hat wieder einmal vor allen anderen weit zum voraus begriffen, daß die Anlage seines Geldes in Wasserkräften eine gewinnbringende sei. Die Concurrenz des Wassers mit der Steinkohle wird mit dem vollständigen Sieg des Wassers über die Steinkohle endigen ... Während wir diese Zeilen schreiben, vernehmen wir, daß die Städte St. Immer, Biel, Thun, Bern, Solothurn, Langenthal, Aarau, Baden, Zürich und St. Gallen im Begriff sind, elektrische Kraft- und Lichtstationen zu errichten. Auch in Rheinfelden und Basel sollen großartige Wasserwerke, welche aber internationalen Charakter haben werden, hergestellt werden." Der Brief verräth durch seinen schwungvollen Stil freilich die lebhafte Phantasie des Verfassers, und diese mag ihn auch zu Uebertreibungen verleitet haben. Trotzdem hat er richtig gesehen, wenn er dem Probleme der Kraftübertragung eine sehr hohe Bedeutung für die wasserreichen Gebirgsgegenden und die mit Geld versehenen Kapitalisten erblickt.

Letzterer Umstand ertheilt diesem neuen Fortschritt in der Technik nach unserem Dafürhalten einen weniger angenehmen Beigeschmack. Es ist

nicht zu bezweifeln, daß die Geldmänner, die ihr Geld in großen elektrischen Unternehmungen anlegen, in erster Linie den greifbaren Vortheil an dem erhofften national-wirthschaftlichen Aufschwung vorwegnehmen werden. Wissenschaft und Kunst stehen auch in diesem Falle weit mehr in ihrem schnöden Solde, als in demjenigen des wahren national-wirthschaftlichen Gemeinwohles. Die Elektrotechniker haben zwar seit Jahren schon wiederholt behauptet, ihre Wissenschaft und Kunst habe den edlen Beruf, die Kluft zwischen Großindustrie und Kleingewerbe zu überbrücken, den Erwerb der einzeln stehenden Arbeiter zu heben, indem sie ihnen wohlfeilen Maschinenbetrieb im kleinen für alle ihre Verrichtungen ermöglichen und so die Handarbeit concurrenzfähig mit der Fabrikarbeit machen. Kein geringerer als W. v. Siemens hat schon 1886 auf der Naturforscherversammlung diesem Gedanken in beredten Worten Ausdruck verliehen und den großen Satz ausgesprochen: „Nicht eine Menge großer Fabriken in den Händen reicher Kapitalisten, in denen ‚Sklaven der Arbeit' ihr kärgliches Dasein fristen, ist das Endziel der Entwicklung der Naturwissenschaften, sondern die Rückkehr zur Einzelarbeit oder, wo es die Natur der Dinge verlangt, der Betrieb gemeinsamer Arbeitsstätten durch Arbeiterassociationen, die erst durch die allgemeinere Verbreitung von Kenntniß und Bildung und durch die Möglichkeit billiger Kapitalsbeschaffung eine gesunde Grundlage erhalten werden." Man lasse sich jedoch nicht täuschen, der einzelne Arbeiter wird unseres Erachtens auch durch die Elektricität nicht concurrenzfähig mit dem Fabrikbetrieb gemacht werden. Sollen die einzelnen Handwerker aber erst durch Association zum gemeinsamen Arbeiten sich im Sinne Siemens' verbinden, so wird eben auch der Betrieb des Kleingewerbes leicht zum Fabrikbetrieb unter den Fittichen des Kapitals. Die äußere Form wird dann eine andere, das innere Wesen bleibt so ziemlich dasselbe.

L. Dressel S. J.

Zwei neue christologische Gedichte [1].

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß die katholische Dichtung trotz allem nebenherlaufenden Dilettantismus doch unverkennbar in ihren besseren Vertretern immer mehr in aufsteigender Linie sich fortbewegt. Einen schlagenden Beweis für diese Thatsache hat auch das verflossene Jahr wieder dadurch geliefert, daß es uns nicht weniger als drei hochbedeutsame religiöse Dichtungen brachte, von denen wir bereits die eine besprochen haben (Bd. XL. S. 355 ff.), bevor uns die heute vorliegenden zwei letzteren bekannt waren. Wie E. Ringseis' „Lied der Königin“ im Grunde genommen ein hohes Lied auf den Heiland ist, so auch Ferd. Ludwigs' „Triumphzug Christi“ und Franz Luborffs „Der Heiland“. Und dennoch welche Verschiedenheit der Auffassung und Durchführung! In allen dreien nichts Hergebrachtes, Alltägliches, Liebhabermäßiges, sondern echte Kunst, ausgesprochene Eigenart und achtunggebietende Größe, alle drei werth der Beachtung des weitesten und besten Publikums.

Ferd. Ludwigs ist längst in weiteren Kreisen als ein wirklicher Dichter mit Ehren genannt; seine Dramen Eustachius, Die heilige Lanze, Esther und Clodewig haben wiederholte und stets freudig aufgenommene Aufführungen auf Liebhaber- und Vereinsbühnen gefunden.

Diesmal verläßt er das dramatische Gebiet und begibt sich auf das episch-lyrische oder schildernd-lehrende, indem er sich zum berufenen dichterischen Commentator von Führichs berühmten Blättern „Der Triumph Christi“ macht. Was der Maler in seinen Einzelfiguren von Eva bis Fra Angelico mit kühnem Stift gezeichnet, das erklärt uns Ludwigs in hochtönendem Lied, und keiner, der die Zeichnungen des Meisters genießen will, sollte versäumen, sie in Gesellschaft dieses poetischen Führers zu betrachten. Die Anlehnung des Dichters an den Künstler ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob das Gedicht nicht in sich abgeschlossen und selbständig wäre. Auch wer Führichs Compositionen niemals gesehen, wird ungeschmälert sein im Genuß der Dichtung.

Auch insofern ist Ludwigs selbständig, als er im zweiten Theil, der nachchristlichen Welt, sich nicht so sehr an die Auswahl des Malers bindet, daß er nicht andere und mehr Gestalten einfügt und neben und vor der Kunst auch die Wissenschaft zu ihrem Recht kommen läßt.

„Große Schuld und große Sühne, Todesstarre und Belebung,
Jäher Sturz in grause Tiefe, Und vom Falle die Erhebung:

Das ist Menschenloos geworden An dem schweren Schicksalstage,
Wo der Erde Jubelhymnus Sich verkehrt' in Trauerklage.

---

[1] I. Der Triumphzug Christi. Dichtung von Ferd. Ludwigs. 128 S. 16⁰. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1891. Preis *M.* 1.60. — II. Der Heiland. Epos in 17 Gesängen von Franz Luborff. VIII u. 196 S. 8⁰. Münster i. W., Selbstverlag des Verfassers, 1890. Preis *M.* 3.

Wo der Retter ward verkündet, Daß er allen Bannfluch breche,
Daß er allen Tod belebe Und das Wort des Friedens spreche.

Des erhabenen Triumphes Dankesfreudig zu gedenken,
Und des Herzens tiefste Inbrunst Dem Erlöser voll zu schenken:

Das ist Absicht dieser Blätter. Mag auf sie ein Schimmer fallen
Von dem Licht der Siegesstrahlen, Die den Herrlichen umwallen."

Die prosaische Wendung „das ist Absicht dieser Blätter" ist vielleicht der einzige Ausdruck, den die Kritik als störend verwerfen muß; alles übrige ist von einer Sorgfalt und Geschmacksreinheit der Ausführung, daß Ludwigs unbedingt als Muster einer gefeilten, ciselirten Sprache zu empfehlen ist. Bei welchem Meister er selbst in die Schule gegangen, werden die wenigen von uns mitzutheilenden Proben dem Kundigen sofort darthun.

Die Dichtung wird eröffnet von einem Vorspiel: die Schöpfung der Engel, ihre Versuchung durch Offenbarung des Geheimnisses der Menschwerdung und der Sturz Lucifers und der Seinen. Nun folgt die Erdenzeit! „Vom Himmel zum Himmel". Den Reigen eröffnen „Die Stammeltern", ihr Glück und ihr Fall, aber auch die Verheißung des Erlösers:

„Die zuerst die Fessel trugen, Tiefgeknechtet von dem Wahne,
Wandeln als die Erstbefreiten Vor des Triumphators Fahne."

Es folgen „Abel", „Noe", „Abraham", „Melchisedech", „Isaak", „Jakob", „Joseph", „Moses", „Aaron", „Josua", „Gedeon", „Samson", „David", ganz wie bei Führich, nur im Charakterbild ausführend, was des Künstlers Linien andeuten. Nunmehr erscheinen „Die Propheten", wobei es uns auffällt, daß Ludwigs sich nicht angetrieben fühlte, gerade für diese Gruppe mit dem Meisterstift Führichs zu wetteifern und wenigstens die vier „größeren Propheten" in Einzelbildern zu behandeln. Wie charakteristisch sind gerade diese vier Gestalten von dem Maler wiedergegeben: Isaias, der ungestüme Mahner an die Zukunft, mit dem scharfgeschnittenen Profil und dem erhobenen Blick; Jeremias, der Klagesänger mit dem gesenkten, gramdurchfurchten Antlitz, auf den Schultern das Joch der Knechtschaft; Daniel, der ganz johanneisch, mit freudiger Zuversicht in die absehbare Zukunft schauende, und endlich Ezechiel mit dem unbeugsamen Ernst und dem fliegenden Haar! — Wahrlich, wer diese Gestalten einmal gesehen, wird sie nie mehr vergessen. Herrlich ist dagegen dem Dichter wieder das folgende Stück „Die Sibyllen" gelungen.

„... An der gelben Tiber Strande, Ueberwacht von seinen [Satans] Flügeln,
Liegt des grimmen Fürsten Buhle, Angelehnt an sieben Hügeln;

Ueppigkeit auf heißen Lippen, Kalten Stolz im eh'rnen Muthe,
In dem Haare duft'ge Salben, Und das Kleid getränkt vom Blute.

Und soweit der Erdkreis reichet, Ueberblickt sie ihre Knechte,
Und soweit die Blicke tragen, Unterdrückt sie Menschenrechte.

Menschenrechte! O wer schützt euch, Kennt euch noch im wüsten Babel!
Alles Götter, keine Götter. Recht und Glauben ward zur Fabel.

Welch Versinken in die Knechtschaft, Mit der Thorheit welch ein Buhlen,
Welch ein Blenden mit dem Wahne, Und im Laster welch ein Suhlen!

Wohl gab's Lehrer in der Weisheit, Meister in dem Reich des Schönen;
Doch die Weisen und die Meister Stillten nicht der Erde Stöhnen.

Keiner fand der Wahrheit Fackel, Um der Lüge Nacht zu lichten,
Keiner fand den Stuhl der Freiheit, Um die Knechtschaft drauf zu richten.

Nein, kein Sterblicher kann retten; Dennoch muß, wer rettet, sterben;
Nur ein Gott kann Freiheit bringen; Dennoch muß ein Mensch drum werben.

Um die Menschheit zu erlösen, Muß sich Erd' und Himmel einen;
Nur der Gottmensch kann die Thräne Endlos reicher Buße weinen..." (58 ff.)

Die nächste Nummer, „Die Erwartung", führt uns in die Vorhölle zu den Vätern, und hier ist es denn auch, wo der Dichter die Propheten David, Isaias und Daniel redend einführt. „Die Erscheinung" enthält die Berufung der heiligen Dreikönige:

„... Doch am hoh'n Gedächtnißtage, Wo vom dunklen Heidenthume
Die drei schönsten Blüthen prangten Vor der holden Jesse-Blume,

Wo sich Sem mit Cham und Japhet Unterm Wunderstern verbündet,
Wo in Weihrauch, Gold und Myrrhe Sich der Weisheit Tiefe kündet,

Da erhebt die Königshymne Sich ins Reich des ew'gen Klanges,
Und aus Millionen Herzen Flammt die Glut des Psalmgesanges:

Gott, so übergib dem König Dein Gericht und deine Rechte;
Setz den Königssohn zum Schiedsherrn Ueber Völker, über Mächte.

Frieden ruhe auf den Bergen Und Gerechtigkeit auf Hügeln;
Denn er wird die Armen retten Und des Fälschers Arglist zügeln..." u. s. w.

eine trefflich gelungene Wiedergabe des Ps. 71.

Es folgen „Die Hirten" (wie bei Führich, wo ebenfalls die drei Weisen vorgehen), „Der hl. Joseph", „Der Vorläufer", „Die bethlehemitischen Knäblein" und dann „Der Triumphator" auf seinem Wagen. Zugleich mit Christus hat bekanntlich der Meister auch in gehörigem Abstand die Gottesmutter als „Omnipotentia supplex" auf dem Wagen dargestellt. Ihm folgt der Dichter in einer außerordentlich glücklichen Weise, indem er den Nachdruck gerade auf die Fürbittkraft der Mittlerin legt und in ganz vorzüglicher Weise die Geheimnisse des Rosenkranzes einflicht:

„Wohl, so bete denn, o Mutter! Laß uns Trost und Gnad erlangen
Bei dem Herrn, den du, o Jungfrau, Von dem Heil'gen Geist empfangen.

Auf dem Bergpfad dieses Lebens, Wo die Kräfte oft versagen,
Hilf durch Ihn, den du, o Jungfrau, Zu Elisabeth getragen..." u. s. w.

Natürlich konnte der Dichter die allegorische Darstellung der Evangelisten und Kirchenväter am Wagen nicht brauchen, und er geht sofort auf „Die Apostel" über, denen sich dann gruppenweise anschließen „Die Heiligen", „Die Martyrer" („Sanct Bonifatius" hat eine eigene Nummer), „Die Jung-

frauen", „Die Frauen" („Sanct Elisabeth" ist eigens behandelt), „Büßerinnen", „Die Eremiten", „Die Orden", „Die Fürsten". Endlich „Die christliche Wissenschaft" — ein Stück, in dem besonders die Personificirung der falschen Wissenschaft und ihres schließlichen Anlangens beim Nirwana sehr glücklich geschildert ist — und „Die christliche Kunst". Der „Schluß" eröffnet nach einer kurzen Darstellung der Kirche den Ausblick auf den endlichen ewigen Triumph.

„Und der große Kreuzessieger Ziehet mit den Millionen,
Die gleich ihm am Kreuz gerungen, Auf zu ew'gen Herrscherthronen. . .

Alleluja seinem Siege! Hosianna seinem Namen;
Selig alle, die da ziehen Im Triumphe Christi! Amen." —

Wenn wir die Dichtung F. Ludwigs' verlassen, um jene Fr. Ludorffs zu betrachten, so bemächtigt sich unser einigermaßen das Gefühl, als träten wir an einem frischen Sommermorgen aus einem wohlgepflegten, duftigen Rosengarten in einen Hochwald mit himmelanstrebenden Baumsäulen und grünem Kronengewölbe, in dem jener große geheimnißvolle Hauch der Einsamkeit und des Friedens weht, wo es aber zwischen den schlanken Stämmen auch nicht an niederem Buschwerk und Gestrüppe fehlt. Da ist der Weg nicht so leicht, sind die Ausblicke nicht so anmuthig wie im Rosengarten — aber Wald bleibt Wald, und es kommen Zeiten und Stunden, wo man ihn selbst dem üppigsten Rosengarten vorzieht.

Lassen wir zuerst dem Dichter das Wort, wie er es für nöthig hält, dasselbe in einer „Vorrede" zu ergreifen. „Die Erlösung des Menschengeschlechtes aus tiefem Fall in ihren ewigen Wurzeln, ihrer Vollführung in der Zeit und in ihren Früchten zu feiern, ist der Zweck des vorliegenden Epos; dasselbe ist, nach so vielen früheren und theilweise erfolglosen, ein weiterer Versuch, die drei möglichen Betrachtungsweisen des erhabenen Gegenstandes, nämlich die biblisch-geschichtliche, die subjective, die die Wiedergeburt und Heiligung der einzelnen Seele behandelt, und die transcendente, welche die Erlösung von überirdischen Sphären aus und in denselben wie in einem Spiegel anschaut, umfassend in einem Rahmen zu vereinigen.

„Das Gedicht erstrebt die Lösung dieser Aufgabe in eigenartiger Weise. Ein Wanderer aus fernen Landen, ein anderer Faust, wird auf seinen Fahrten durch den Drang der Zeiten nach Osten geführt und erzählt in der ersten Person, wie er als Zeuge der letzten Schicksale Jesu von Nazareth unter dem Kreuze zur Erkenntniß der Heilswahrheit und in den Hafen des Glücks und der Ruhe geführt worden ist. Den Anstoß zu einer solchen Behandlung gab die biblische Gestalt des Hauptmanns, der da ruft: ‚Dieser ist fürwahr ein Gerechter, ist Gottes Sohn!' Des Pilgers Bericht, welcher so manche geistigen Erlebnisse und Erfahrungen des Verfassers einschließt, bedeutet selbstredend nur eine dichterische Hülle für das Ringen des Menschengeistes aus der Nacht des Zweifels an das Licht der Offenbarung. Ist somit das ganze Epos nur eine einzige fortgesetzte Allegorie, so wird dem aufmerksamen Leser überall, besonders aber im zehnten, elften und zwölften Gesang, ein unter Bildern verborgener Sinn entgegentreten; die tiefen Beziehungen des heiligen

Geheimnisses sind zu mannigfach, als daß dieselben ausführlich und erschöpfend in Worten erzählt werden könnten.

„Aus dem über die Anlage des Werkes Gesagten geht schon hervor, daß zum Unterschiede von anderen, ähnlichen, in ihm der Begründung der christlichen Lehre von der Erlösung der Vorrang gebührt. Der Streit über die wahre Natur Christi ist im Grunde der einzige, welcher die Welt bewegt. Wofür halten wir Jesus von Nazareth? Je nach der Beantwortung dieser Frage richtet sich unser Urtheil auf weiten Gebieten. Alle Interessen, welche die Zeit aufwühlen, alle wichtigen socialen und wissenschaftlichen Probleme, Erziehung und Unterricht, die Führung des Einzellebens und des Lebens der Völker, sie hängen auf das innigste mit der herrschenden Anschauung von dem Wesen des Mannes zusammen, in welchem der Christ den Sohn Gottes anbetet. Meine Beweise sind ausschließlich inductiv und Pope's treffendem Wort ‚des Menschen wahres Studium ist der Mensch' entsprechend, nur auf psychologischer Grundlage aufgebaut, unter Zuhilfenahme einiger Prophezeiungen, welche von nüchternen Forschern, auch jüdischen, als messianisch anerkannt sind ... Großentheils unter Anleitung des erhabenen Lehrers Augustinus [schließe ich hier] von den unvereinbaren Widersprüchen der Seele, ihren Höhen und Tiefen, auf einen Fall und die Sünde als eine finstere, Gott widerstrebende Macht; von der Sünde aber auf die Erlösungsbedürftigkeit und geschichtliche Erlösung des Menschengeschlechts.

„Der fünfte, sechste, siebente, achte und neunte Gesang sind in den Bericht der Hauptperson eingeschoben. Dieselben sind lediglich bestimmt, die epische Handlung weiterzuführen und das durch Folgerung und Speculation zu Ermittelnde an lebenswahr gezeichneten Charakteren darzustellen; ihr Inhalt hat auf die schließliche Bekehrung des Erzählers nicht den geringsten Einfluß. Zu Nebenpersonen habe ich, soweit angänglich, Helden aus den bekannteren Sagen, welche eine tiefe, allgemein wahre Bedeutung besitzen, gewählt und auf diese Weise das Kreuz in die richtige Stellung zu denselben, d. h. in ihren Mittelpunkt gerückt. Im übrigen lasse man der Dichtung ihr Recht.

„Besondere Sorgfalt hat gewaltet, daß auch der minder Gebildete der Entwicklung des Epos ohne große Mühe folgen und sich seinen Inhalt zu eigen machen könne. Der Kenner aber wird schon bei oberflächlicher Prüfung ahnen, welche Menge philosophischen, biblischen und geschichtlichen Stoffes in jedem Gesang, ja fast auf jeder Seite des Buches verarbeitet worden ist."

Dies die prosaische Vorrede des Gedichtes. Man wird zugeben, daß niemand berufener ist, über seine Absichten und Ziele Rechenschaft zu geben, als der Verfasser selbst. Ehre ihm vor allem, daß er sich so ernstlich über die Natur seiner Aufgabe und den Weg zu ihrer Lösung klar zu werden suchte. Sehen wir uns sein Programm, wenn auch in etwas freierer Folge, näher an.

Es ist dem Dichter darin beizupflichten, daß man auf dem althergebrachten, objectiv epischen Wege mit der Geschichte des Messias kaum zu einem befriedigenden Ziele gelangen kann. Der Stoff ist zu übergewaltig, und zwar nicht bloß nach der übernatürlichen, sondern sogar nach der bloß sinnlichen Seite hin.

Die Muse, welche nur singt, was sie sieht und hört und was allenfalls von den handelnden Personen gefühlt wird, ist bald mit ihren natürlichsten, kräftigsten Mitteln der Darstellung zu Ende; sie muß zur Allegorie, zu Visionen und anderen Aushilfskünsten greifen, wobei dann der lähmende Rückschlag auf den Leser nicht lange ausbleibt. Andererseits liegt die Gefahr nahe, aus Furcht, nur das Allerbekannteste in der bekannten evangelischen Form zu geben, nur in realistisch-phantastischer Ausmalerei des gegebenen Motivs sich zu gefallen, worunter dann sehr leicht die Würde der Personen und die Weihe der jeweiligen Geheimnisse zu leiden haben. Auch nach Klopstock und nach F. W. Helle's Jesus Messias ist die rein epische Messiade noch eine ungelöste Aufgabe.

Der Verfasser des vorliegenden neuen Versuchs meint nun, man könne die Erlösung des Menschengeschlechtes in drei Weisen betrachten: in biblisch-geschichtlicher, in subjectiver und in transcendenter. Wir glauben, diese Eintheilung ist nicht genau. Es wäre zu sagen: man könne die Erlösung vom geschichtlichen — vom dogmatischen und vom moralischen oder mystischen Standpunkt betrachten, und zwar von jedem Standpunkte aus in objectiv berichtender oder in subjectiv empfindender Weise. Wir würden nach dieser Eintheilung aus der Erlösungsdarstellung bald ein Epos, bald ein Lehrgedicht, bald eine Rhapsodie machen. Streng genommen schlägt der Verfasser keinen dieser drei Wege im gewöhnlichen Sinne ein, und das ist sein Glück. Er zeigt uns die Erlösungsgeschichte nicht in sich und ihrem äußern Verlauf ihrer selbst wegen, sondern läßt sie uns in ihrem Spiegelbild in der Seele eines uns unbekannten interessanten Menschen schauen und zwar nur insofern, als sie für diesen Menschen wichtig und entscheidend ist. Damit hört freilich die Erlösungsgeschichte an sich auf der eigentliche poetische Gegenstand des Gedichtes zu sein; als solcher ist lediglich die Charakterentwicklung und Erlösung des betreffenden Menschen zu betrachten. Hat sich der Dichter von dieser Verschiebung des Gegenstandes hinreichend Rechenschaft gegeben? Wir zweifeln daran. „Der fünfte, sechste, siebente, achte und neunte Gesang sind in den Bericht der Hauptperson eingeschoben", sagt er selbst. Diese fünf Gesänge, also nahezu ein Drittel des Gedichtes, enthalten die Geheimnisse der Passion bis zur Verurtheilung Jesu, „ihr Inhalt hat auf die schließliche Bekehrung des Erzählers nicht den geringsten Einfluß." Liegt in diesem Satze aber nicht das kritische Urtheil über diese fünf Gesänge? Als Episode sind sie zu umfangreich, und der Dichter will sie auch gewiß nicht als solche betrachtet wissen; in *seinen* epischen Faden aber reihen sie sich nicht ein, also sind sie künstlerisch unzulässig und müßten fortfallen. Das aber verbietet wieder der Zweck des Dichters, dem es thatsächlich doch um die im großen und ganzen vollständige Darstellung der Passion zu thun ist, wenn er diesen Zweck auch durch *seine* dichterische Fiction zu erreichen sucht.

Hier hätte nur eine bessere Fassung der poetischen Fabel helfen können: der Held mußte auch den in diesen fünf Gesängen vorgeführten Scenen beiwohnen, oder sie sich zur Noth von andern erzählen lassen, sich jedenfalls in irgend einer Weise ihrem Einfluß aussetzen. In der jetzigen Anordnung tritt

eine Art Doppelgegenstand der Dichtung störend zu Tage: die Entwicklung des Helden durch die Passion und die Entwicklung der Passion als eines selbständigen Hauptgegenstandes. Nur so ist auch zu erklären, wie Nebenfiguren, die mit dem Helden nichts zu thun haben, die niemals oder kaum mit ihm in Verbindung kommen, so eingehend behandelt werden. Wir sehen von Ahasver und dem hohen Rathe, ja sogar von Pilatus ab, und greifen nur den Hauptmann Longinus, die beiden Schächer, Simon von Cyrene und besonders Judas heraus. Was würde die Kritik von einem Ichroman — ein Ichepos ist ja das vorliegende Gedicht seinem Wesen und seiner Form nach — sagen, der fünf von seinen siebzehn Kapiteln dazu benutzte, nicht im Namen des erzählenden Helden, sondern des herausgebenden Dichters, uns weitläufig die Schicksale von Personen zu erzählen, die mit dem Hauptthelden nichts zu thun haben? Selbst in einem wissenschaftlichen einheitlichen Werk gehörte so etwas in die Fußnote oder in den Anhang. Wir wiederholen noch einmal: Alles das gehört ja zur Passionsgeschichte, aber diese ist nicht der poetische Gegenstand des Gedichtes. Es mußte eine Vermittlung zwischen diesem poetischen und dem praktischen materiellen Stoff des Epos gefunden werden, was übrigens, wie uns scheinen möchte, nicht so schwer wäre, wenn nur der Dichter sich die nöthige Zeit gegönnt hätte.

Wie Fr. Ludorff sein ganzes Epos nur eine einzige fortgesetzte Allegorie nennen kann, ist uns unerfindlich. Nehmen wir den poetischen Hauptgegenstand, die Bekehrung eines auf den damaligen wissenschaftlichen Höhen oder Tiefen stehenden, an sich und Gott verzweifelnden, nach Frieden und Wahrheit lechzenden Menschen durch die sich vor seinen Augen abwickelnde Passion, so ist das höchstens eine typische Thatsache, aber nur in sehr uneigentlichem Sinne eine Allegorie. Selbst die Gesänge aus der „Unterwelt" sind ebenso wenig als ihr Vorbild, Dante's Inferno, Allegorie im gewöhnlichen Sinne. Der Dichter will uns durch seine Gebilde nur das klar machen, was er ausdrücklich sagt, seine Figuren sind Personificationen, wenn man will, aber jede Personification vertritt die ihr klar zugewiesene Idee; vollends im Kreise „der Denker", wo uns die alten Philosophen der Reihe nach ihre Systeme darlegen. Was wir übrigens bemängeln, ist die Benennung, nicht die Sache; eben weil das Gedicht mehr typisch als allegorisch angelegt ist, hat es Recht auf Beachtung und Beifall, während es andererseits einen, vom Dichter nicht beabsichtigten Nebensinn hat, wenn man die Passion des Herrn allegorisch nennen wollte.

Sehr Recht hat der Dichter, wenn er seinen Stoff durchaus modern auffaßt, indem er sich mitten hineinstellt in das Kampfgewoge um die Person Jesu. Wenn auch nicht gerade alle Fragen des modernen Lebens durch die Lehre von der Gottheit Jesu Christi entschieden sind, so muß doch zugestanden werden, daß der Kampf der Geister sich immer radikaler gestaltet und bereits zu dieser Grundfrage vorgedrungen — ja sie mannigfach schon überholt hat. Aber auf welchem Standpunkt steht der Dichter bei Beantwortung seiner Frage? Eigentlich auf einem doppelten: dem dogmatischen und dem psychologischen. Er will einerseits die Weissagungen des alten Bundes als erfüllt

darlegen — andererseits die offenbare, von allen Menschen empfundene Erlösungsbedürftigkeit als durch den Heiland und sein Werk befriedigt darthun. Ist dieser doppelte Standpunkt in der dichterischen Grundidee des Epos begründet? Wir zweifeln. Diese Grundidee — das vergißt der Dichter im Verlauf seines Werkes zu leicht — besteht in der Einwirkung der geschauten oder gehörten Erlösungsthatsachen auf ein die damalige Heidenwelt repräsentirendes Individuum. Nichts ist daher berechtigter als der zweite, rein psychologische Standpunkt: der Schluß von der Erlösungsbedürftigkeit auf die Natur der Erlösung. Weniger angebracht dagegen ist der erste, der dogmatische, wenigstens insofern die jüdische Prophetie in Betracht kommt. Diese konnte für den eben in Jerusalem angekommenen Heiden nicht das sein, wozu der Dichter sie machen möchte. Sollte auch der dogmatische Standpunkt zur Geltung kommen, so wäre eher das Wunder als Beweis beizubringen gewesen, da dieses ja auch in erster Linie den Heiden gegeben war. Dichterisch ist der psychologisch-moralische Standpunkt der glücklichste, und von ihm aus hat denn auch der Verfasser in mannigfachster Weise die Rundblicke in die Geschichte der Völker und Zeiten geworfen und die Frucht dieser Umschau für seine Arbeit verwerthet. Das psychologisch-moralische Element ist der festeste Kern dieses Gedichtes, um den alles andere sich ansetzt, und der noch deutlicher hervortreten würde ohne die angedeutete dogmatische Zuthat. Man verstehe uns wohl: wir wollen keine Messiade ohne Dogmatik, das wäre wirklich eine tolle Forderung; aber wir wünschen, daß der dogmatische Unterbau, der alles stützen muß, sich dem einheitlichen Plan des Dichtwerkes anpasse nnd nicht über die Fundamente hinausrage. Kommen wir zum Schluß:

Der Dichter war mit der Auffassung seines Themas von der polemisch-apologetischen Seite ebensowohl auf dem richtigen Weg als mit der subjectiv-objectiven Art, wie er dieses Thema zum dichterischen Austrag bringen wollte.

Christus, der längstersehnte, durch die Tiefe des Elends so nöthig gewordene Erlöser des ganzen durch die Sünde bis in die letzten Fasern verrotteten Menschengeschlechtes, die Quelle der verlorenen Wahrheit, der Grund der verlorenen Hoffnung, der Lehrmeister der verlorenen Liebe, der Spender neuen Lebens und neuer Kraft und alles dieses durch seinen freigewollten Tod: mußte Gott sein, als welchen er sich ausgab und durch tägliche Wunder erwies. Das ist die These. Eingekleidet wird dieselbe in die Erlebnisse eines einzelnen aus diesem großen unglücklichen Geschlechte, eines Heiden und Philosophen, der auf seiner Suche nach Erlösung alle Lehrer befragt, alle Systeme durchforscht, alle Länder und Völker durchwandert hat und nun in Jerusalem einen letzten verzweifelten Versuch bei den römisch-orientalischen Mysterien der großen Göttin im Palmenhain bei Bethanien machen will. Er trifft in Jerusalem gerade am Palmsonntag ein und hat so Gelegenheit, der ersten Scene des letzten Actes des großen Schauspiels beizuwohnen, das wir das Erdenleben des Gottmenschen nennen. Die Mysterien der Unterwelt und die Geheimnisse der Oberwelt wirken nun zusammen auf das arme gehetzte und verzweifelte Herz, und zwar nach derselben Richtung; die einen zeigen ihm erfüllt, was die anderen als nothwendig verlangen. Der Sucher findet die Wahrheit, die

Hoffnung und die Liebe. Er ruft unter dem Kreuz mit dem Hauptmann: Wahrlich, dieser Mensch war Gottessohn und der ersehnte Erlöser!

Man wird gestehen, daß eine glückliche Lösung der so gestellten interessanten Aufgabe ein Meisterwerk ersten Ranges hätte werden können und müssen. Leider hat, wie wir zeigten, der Dichter den einmal gewählten Standpunkt nicht klar und entschieden festgehalten; er hat vergessen, daß er von vorneherein sich vorgenommen, alles nur durch die Augen und im Gemüthe seines Helden zu schauen und darzustellen. Es war ja gewiß wünschenswerth und nothwendig, uns die Passion möglichst vollständig vorzuführen; daraus folgt aber nur, daß der Dichter von Anfang an in seinem Plan alles so anlegen mußte, um möglichst viel Scenen des Leidens in seine poetische Fabel aufnehmen zu können. Das wäre, wie wir bereits sagten, nicht schwer gewesen, wenn er seinen Helden etwas mehr individualisirt hätte, wenn etwa z. B. der Hauptmann Longinus dieser Held gewesen wäre.

Mit dem etwas Schwankenden, Unbestimmten in der ganzen Composition hängt enge zusammen ein anderer allgemeiner Fehler des Gedichtes, wie es vorliegt und den wir am kürzesten ausdrücken, wenn wir sagen: die Darstellungsweise hat nicht das gewünschte Relief. Der beste, bezeichnendste Ausdruck für diesen innern Mangel ist das Fehlen eines jeglichen Alinea's in den einzelnen Gesängen; da geht alles in einem Athem weiter von Anfang bis zu Ende. Man wird sagen, das ist eine reine Aeußerlichkeit, der ein geschickter Setzer im Druck hätte abhelfen können. Das glauben wir nicht, die „Aeußerlichkeit" ist eine natürliche Folge des innern Mangels an Disposition und Gruppirung, kurz am Relief des Gedankens selbst. Der Dichter schaut mehr klar als übersichtlich, mehr das Einzelne in sich als im Zusammenhang. Das Lesen wird dadurch erschwert, das Verständniß nicht erleichtert, der genußreiche Ueberblick unmöglich gemacht.

So wird man z. B. nicht behaupten wollen, daß die Anlage der Unterwelt mit ihren Ringen und Uebergängen sehr klar und übersichtlich sei. Es heißt beispielsweise S. 49:

„. . . Bevölkern diese Fläche in drei Ringen,
Die Schatten, die nicht Leidenschaft benagt. . ."

S. 50:

„Doch dringt dein Fuß noch tiefer in den Rachen. . "

oder:

„Durch diesen Kelch des Elends eben floß. . ."

„. . . Sah ich des Abgrunds ungeheure Schlange" 2c.

Hier herrscht also völlige Unklarheit, ob die Unterwelt eine Fläche oder ein Thal ist. Aber auch wo bei genauerem Studium Sicherheit zu erlangen ist, springt die Gestaltung nicht genug ins Auge, man muß sie sich selbst herstellen.

Besser als Lokalitäten und Vorgänge ist dem Dichter die Charakteristik der Personen geglückt. Ganz hervorragend gilt das unserer Ansicht nach von Pilatus, dessen Gastmahl überhaupt eine der besten Partien des Gedichtes ist.

Von der andern Seite ist aber der Dichter in seinem Streben, auch die Nebenpersonen interessant zu machen, unserer Ansicht nach zu weit gegangen. Der Hauptmann Longinus, die hl. Magdalena und die beiden Schächer sind nichts weniger als die Helden eines einheitlichen Nebenromans. Magdalena ist die Tochter eines britannischen Häuptlings; sie wurde als Mädchen von einem jungen Druiden in die Geheimnisse der Natur eingeführt. Ein Sohn der Berge, ebenfalls Schüler der Druiden, lernte sie kennen und lieben. Schon war Magdalena und ihr Mägdlein mit dem Spinnen der Brautkleider beschäftigt, als eines Tages der Wikinger Skopa im Hause ihres Vaters einkehrte und die Jungfrau raubte. Als sie sein Weib nicht werden wollte, verkaufte er sie auf einem syrischen Markt als Sklavin. So kam sie nach Jerusalem. Der junge schottische Bräutigam ist bei der Nachricht des Raubes starr vor Schmerz; dann aber tritt in seinem Herzen ein tödlicher Haß gegen den Mädchenräuber zu Tage, und in der Hoffnung, diesem einmal zu begegnen, tritt er in den Dienst Caesars, in welchem er sich auszeichnet und als Hauptmann der Quaden nach Palästina geschickt wird. Er war es, der die Schächer, die keine anderen sind als Skopa und ein von ihm verführter jüngerer Seeräuber, zum Tode führen sollte. Unter dem Kreuz erkennen sie sich wieder; Skopa bekehrt sich, er redet den Hauptmann an und verräth ihm, daß Magdalena ebenfalls unter dem Kreuz gegenwärtig ist:

„‚Hauptmann . . .
Du bist gerächt. Erfülle drum die Bitte
Und kehre dich zu jener Jungfrau um,
Die blondes Haar umwallt. . .‘ Da stand der Hauptmann,
Da stand die Sklavin, wie erstarrt und stumm.
‚Herr,‘ sprach der Schächer, sich zum Heiland wendend,
‚Gedenke meiner, kommst du in dein Reich!‘
‚Noch heut’ bist du bei mir im Paradiese,‘
Die Antwort ward ihm liebevoll und weich.
Nochmals der Heiland hob die schweren Lider,
Es lächelte sein schmerzverzog’ner Mund,
Und segnend auf das Paar er blickte nieder,
Das sich umschloß zum heil’gen Ehebund. . .“ (188 f.)

Das ist denn doch des Ungeschmacks ein allzugroßes Uebermaß, meinen wir, und mancher, der den Dichter nur aus diesem einen Zuge kennte, würde entschieden an dessen Befähigung zur Behandlung einer Messiade zweifeln. Wir fügen deshalb ausdrücklich bei, daß eine solche Tactlosigkeit glücklicherweise in dem Gedicht ganz vereinzelt dasteht. Sehr glücklich dagegen ist dem Dichter das Hineinverweben der Gralsage in die Geschichte des Hauptmanns gelungen; daher auch das Hervortreten des Nicodemus, der überhaupt in seiner Zweifelsucht eine glückliche Nebenperson abgibt. Ob ihn aber der Dichter nicht doch etwas zu schwarz zeichnet?

Eine andere Nebenfigur ist Ahasverus, der ebenfalls von der hergebrachten Legende abweichend als eine Art Patriarch und einflußreicher Seher behandelt wird und durch seine Macht und Rathschläge viel zum Tode des Heilandes beiträgt.

„. . . Weil eine Jungfrau,
Die einen Greisen führt, vorübergeht.
Und jener Greis, es ist Ahasverus.
Ist blöd sein Aug', strahlt seines Geistes Licht.
Schau ihn mit Ehrfurcht an, denn in ihm lebet
Des Judenvolkes fleischgeword'ner Stolz.
Ein Held der letzten Machabäertage,
Ist er ein grünes Reis am alten Holz,
Ob ihm kein Sohn blüht, nur die Knospe Juda.
‚Harrt aus,' ruft er, ‚der Zeiten Fülle naht!
Harrt aus, der Morgen tagt, ich fühl's am Wehen
Des Geistes, der im Dunkel Wahres sagt,
Und einen Blinden läßt am klarsten sehen!'"

Daß die Hoffnung Ahasvers politischer Natur ist, brauchen wir wohl nicht beizufügen. Zum „ewigen Juden" scheint er nicht zu werden. In der jetzigen Gestalt ist er eine populäre Figur nicht mehr.

Zweifelhaft ist uns die Behandlung der Persönlichkeit des Simon von Cyrene, der ganz augenscheinlich eine Lieblingsfigur des Dichters ist. Was uns Bedenken erregt, ist die stark hervortretende komische Seite des Charakters vor der Bekehrung, besonders da die ersten Bekehrungsversuche der Apostel etwas stark — wenigstens uns persönlich — an einen gewissen spanischen Ritter und seinen Knappen erinnern. Es wird dem Leser nicht besser ergehen, wenn er sieht, wie Petrus auf den harthörigen Bauer einredet:

„. . . Freund, sieh dich vor!
Kommst in den Weinberg du zur elften Stunde,
Auch dir wird noch zu Theil ein mächtig Reich
Als Herrschaft, eine Insel, wenn an Größe
Sie auch den unsern steht nicht völlig gleich." (52)

Daß die Mutter Gottes nicht charaktervoller hervortritt, wollen wir uns aus der poetischen Fabel erklären, obwohl wir der Ansicht sind, daß Maria doch in dem Erlösungswerke einen solchen Platz einnimmt, um auch in der Dichtung, mehr als dies geschehen ist, berücksichtigt zu werden. So dürfte doch wahrlich das Wort: „Siehe da deine Mutter — Siehe da deinen Sohn"! nicht fehlen, zumal alle anderen Worte am Kreuze verwendet sind. Es ist keine vorgefaßte Meinung beim Dichter, welche diese Nichtbeachtung verschuldete, im Gegentheil sucht er an einer Stelle ausdrücklich Maria gebührend zu preisen:

„Es schritt zum Kreuze vor die Schmerzensmutter,
Das Auge trocken, überströmt von Schweiß.
Sie seufzte bang, sie schaute auf zum Sohne,
Und achtete auf jeden Athemzug,
Auf jeden Tropfen Bluts, auf seine Male,
Auf jede Wunde, die die Geißel schlug.
So hielt sie an der Spitze vieler Frauen.

Voll der Verehrung sah ich auf das Weib,
Das, von dem Allerhöchsten auserkoren,
Zum Heil der Menschheit ward durch ihren Leib:
Auf diesen hehren Kelch, der sich erschlossen,
Die schönste aller Blumen auf der Au,
Der in sich fing des Himmels theure Gabe,
Daß eine Perle ward der Gottesthau;
Und gleich des Windes Spiel auf Silbersaiten
Erklang in meinem Herzen tief dies Wort:
‚Dich werden die Geschlechter selig preisen,
Gebenedeite Mutter, fort und fort!'" (184)

Wenn der Dichter uns S. 54 Maria vorführt:

„Da stand das Bild der Mutter, die da ringet —
Zu früh gebräunet von des Mittags Glut,
Zu früh gealtert von des Lebens Sorgen. . ."

so wird man an die betreffenden Stellen des hohen Liedes denken; wenn aber S. 66 gesagt wird:

„. . . Des Alters Schnee
War auf ihr Haupt in wenig Zeit gefallen,"

so wissen wir nicht, ob in diesem Punkte der Dichter irgend eine Tradition für sich anführen kann, gerade wie er in der obenangeführten Stelle nicht glücklich ist, wo er Maria trockenen Auges, aber überströmt von Schweiß unter dem Kreuze stehen läßt. Aehnlich möchten wir auch die Beschreibung des Herrn beanstanden, wie er seinen Feinden am Oelberg entgegentritt:

„Die Stirne blutbefleckt, das Haar gesträubt,
Und wirr sein Bart, — fast drangen seine Augen
Aus ihren Höhlen." (144)

Im übrigen Verlauf des Gedichtes ist die Person des Gottmenschen durchaus würdevoll und angemessen geschildert.

Hätten wir es unserer Ansicht nach mit einem endgiltig vollendeten Werk zu thun, so würde es sich lohnen, die Abstufung der einzelnen Charaktere näher zu studiren. Es würden uns zuerst drei Gruppen entgegentreten: Gläubige, Juden und Heiden. Bei den Juden und Heiden sind wiederum die verschiedensten, oft entgegengesetztesten Strömungen vorhanden, z. B. Pilatus, der blasirte Epikuräer, Longinus, der Streber und Idealist, der Erzähler des Gedichtes u. s. w. Bei den Juden: Ahasverus, der aufrichtige Träumer, die Saducäer und die Pharisäer, die Priester und die Masse, dann besonders Nicodemus der Schwankende . . . Es würde oft nicht leicht halten, das Charakterbild des einzelnen klar zusammenzustellen; so ist z. B. gerade Longinus eine außerordentlich complicirte Natur, bei der die plötzlich hervorbrechende sinnliche Seite sich nicht leicht mit der idealistischen Grundanlage zu vereinigen scheint. Wenn wir für heute uns diesem tieferen Studium des Werkes nicht

unterziehen, so geschieht das nur, weil wir, wie oben angedeutet, das Buch nicht für die endgiltig abgeschlossene Lösung der Aufgabe halten, die der Dichter sich gestellt hatte. Daß wir es hier vielmehr mit einem ersten genialen Entwurf einer Lösung zu thun haben, dem Durcharbeitung, Abrundung und Feile noch abgehen, zeigt auch die Sprache, die ebenso wenig einwandfrei ist wie die Composition.

Neben den Schönheiten ersten Ranges finden sich Nachlässigkeiten, die nur auf eine gewisse Eile schließen lassen. Zuerst stört die Willkür, mit welcher bald gereimt wird, bald nicht, was bald in dieser bald in jener Reihenfolge und Häufigkeit geschieht. Sodann kommt es vor, daß ohne äußern und innern Grund sogar das jambische Versmaß mit trochäischem wechselt; so sind z. B. die zwanzig ersten Verse des 17. Gesangs fünffüßige Trochäen; mitten in der Rede ändert sich dann das Maß und geht in den gewöhnlichen fünffüßigen Jambus über. Aehnliches geschieht am Schluß des 11. Gesanges. S. 134 für vier Verse mitten im Context derselbe Wechsel. Mehr noch als diese Versehen stoßen einzelne Nachlässigkeiten im Versbau.

„Ob ihm die heil'ge Flamme auch ging aus."

„Es schützet sie Roms Aar, zu dem sie stehen."

„Warum versuchet Ihr mich? Gleich Euch nahte
... der böse Feind."

„Was du hier siehst, sprach er, die Pracht und Größe ..."

„Als Sions hehrer Anblick Euch leiht Schwingen."

„Die Wüste
Des Lebens, in die einst ich mannhaft schritt."

„Bei Gottes Tempel, vor dem hier wir steh'n."

„Euch strittet, meinen Gram in mich ich schloß."

„An die der andern Seite Halle schloß,
Und bei der durch Gebüsch und saft'ge Stauden."

„Im Tempel, wo er sich wähnt in der Hut." U. s. w.

Das Wort „Dämon" hat beim Dichter immer den Ton auf der zweiten, der Name „Ahasverus" auf der zweiten und vierten Silbe.

Trotz der anhaftenden Unvollkommenheiten zeigt aber auch die Sprache nicht weniger als die Ideenwelt, daß wir es bei F. Ludorff mit einem eigenartigen, kräftigen und hochgebildeten Talent zu thun haben. Diese Sprache hat etwas von dem herb realistischen, knappgedrängten, bilderreichen Stil des großen Florentiners, den der Dichter sich ganz offenbar zum Vorbild genommen hat. Für den modernen Leser müssen gleich die echt episch naiven, vielleicht nur etwas zu sehr gehäuften Vergleiche auffallen, die der neuesten Literatur in dieser Form nicht mehr geläufig sind.

„... So strömen bei des Frühlichts erstem Strahl
Der Bienen Schwärme aus der sichern Feste,
Gelocket von dem süßen, reichen Mahl..."

„Löst sich am Hermon, von der kalten Wiege,
Ob der im stolzen Flug der Adler schwebt,
Vom Hauch des eis'gen Windes leicht berühret,
Ein Häuflein Schnee, das an dem Felsen klebt,
Es dehnet sich und wächst zu einem Riesen,
Wie es herniederstrebt in schnellem Flug,
Zersplittert Wälder, füllet tiefe Schlünde;
Doch schneller wuchs der kleine Pilgerzug" u. s. w.

„. . . Wenn des Malstroms Krallen
Mit festem Griff den Schwimmer plötzlich fassen,
Hört er ein Rauschen fern, sieht leichtes Wallen
Und treibt dahin durch immer eng're Gassen
Und wirbelt schwindlig nach dem innern Munde:
So sah ich plötzlich" u. s. w.

„Nicht prangt der Garten so, wenn Frühlingsluft
Die Bäume dicht mit Blütenschnee verhüllet,
Und voller Neugier bunte Blumen schau'n
Aus üpp'gem Grase auf. . ."

„. . . Wie Feuer lodert auf dem Brandaltar,
Wenn in der Früh der Priester seinem Gotte
Die weihevolle Gabe bringet dar. . ."

„. . . Und wie des Bergstroms Fluten,
Zur Mühle rauschend, plötzlich eingezwängt,
Mit wildem Toben in die Höhe spritzen,
Dem Joche zürnend, das sie so beengt,
So staute sich der Zug" u. s. w.

„So lächelt mild der Bogen durch die Wolken
Auf die zerzauste und gequälte Flur,
Das sichr'e Unterpfand des neuen Friedens,
Ob noch der Himmel mit der Erde zürnt
Und seines Grimmes Geißel niederschmettert
Im Donnerschwall. . ."

„Ein Lilienpaar, das süß von Honig troff,
Des Sehers Lippen zuckten. . ."

„. . . Gleich der Karawane,
Wenn sie nach langer Irrfahrt vor dem Saum
Der wüsten Hügel blickt auf die Oase,
Die baumgekrönte, fielen auf die Knie" u. s. w.

„. . . Wie eine Palme
Zu höchst im Walde ragt, so ragte er" u. s. w.

Das sind die ausgeführten eigentlichen Vergleiche der sechs ersten Seiten, daneben laufen wenigstens doppelt so viele bildliche Ausdrücke und Figuren. So z. B. wenn der Held kurz seine Schicksale schildert:

„O wie ich fluchte,
Daß Wogenschwall aus seiner Bahn gerissen
Des Lebens Kahn, der nach dem Hafen suchte,
Und längst durch alle Meere unstät irrte. —
Denn Nacht hing um mich her. Kein Stern entglänzte
Dem Nebelschleier, doch vernehmlich schwirrte
Verzweiflung um mein Haupt; gespenstisch blickten
Die Wogenköpfe nach der sichern Beute,
Die schaumgekrönten, plätschernd vor Behagen;
Schon hob die Brust zum letzten Sprung die Meute
Poseidons; hohl um mich der Abgrund gähnte.
Doch denk ich heut" u. s. w.

Wenn wir oben sagten: „die vielleicht etwas zu sehr gehäuften Vergleiche", so verstehen wir dies dahin, daß bisweilen der Vergleich gerade dort einfällt und dazwischentritt, wo eben ein anschauliches Bild der Person oder Sache selbst oder ein tieferes Gefühl, eine religiöse Bewegung u. dgl. im Begriffe waren sich zu entwickeln. Im übrigen sind die Vergleiche fast ausnahmslos zutreffend, dichterisch und geschmackvoll. Ueber den einen oder andern Einzelfall mögen die Meinungen auseinandergehen. Daß die Sprache immer eine leichte, glattgebaute ist, wird man nicht sagen können; ohne der Kraft und Eigenart zu schaden, dürfte sie bisweilen in den Uebergängen durchsichtiger oder, wenn man will, entschiedener sein, so daß gleich vom Anfang des Satzes die Richtung des Gedankens klar ausgeprägt wäre. Es wäre eine leichte, wohlgegliederte Sprache um so mehr zu wünschen, als der Ideeninhalt an sich schon hinreicht, die Kraft des Lesers in Anspruch zu nehmen. Natürlich gilt dies zumeist von den philosophischen Partien, die im Buche so häufig sind. Der Versbau ist im allgemeinen ein guter, wenn auch die eigentlichen „Merkverse" seltener sind, als man nach der ganzen Anlage des Gedichtes erwarten sollte.

Ein populäres Werk auch für „minder Gebildete" wird das Epos wohl kaum werden. Indes könnte auch nach dieser Richtung eine sorgfältige Durcharbeitung, eine schärfere Gruppirung und leichtere Sprache manches zum Besseren wenden. Daß der Dichter nicht gleich von Anfang an seinem Gedicht die möglichste Abrundung gegeben, müssen wir bedauern, hoffen aber, daß eine zweite Auflage ihn bald in die Lage bringen wird, diese Schuld abzutragen. In dieser Beziehung können wir ihm Ferd. Ludwigs nur als Vorbild empfehlen.

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

1. **Apologie scientifique de la foi chrétienne** par le **Chanoine Duilhé de Saint-Projet.** Troisième édition, mise au niveau des derniers progrès de la science. 545 p. 8°. Toulouse, Edouard Privat, Paris, Victor Palmé, 1890. Preis: *Fr.* 3.50.

2. **Apologie des Christenthums** auf dem Boden der empirischen Forschung. Von **F. Duilhé de Saint-Projet**, Ehrencanoniker, Professor der Apologetik am Katholischen Institut zu Toulouse, Laureat der Académie française. In Vorträgen, mit Zusätzen und einer Einführung von **Karl Braig**, Doctor der Philosophie, Stadtpfarrer zu Wildbad. LXXXVIII u. 680 S. 12°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 6.

Die vortreffliche Apologie des Herrn Duilhé hat jüngst schon zum drittenmal die Presse verlassen, nachdem sie in italienischer und spanischer Uebersetzung und in deutscher Bearbeitung erschienen ist. In Betreff der letzteren sagt das Polybiblion: „La traduction d'un livre scientifique français en allemand peut à bon droit passer pour un évènement bibliographique: cet honneur si rare vient d'être rendu à la science chrétienne française dans le récent ouvrage du chanoine Duilhé de Saint-Projet.“ Der Verfasser ergänzt in der um 50 Seiten vermehrten dritten Auflage die frühere durch Berücksichtigung der neueren Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschungen.

Das Gebiet, auf welchem das Werk sich die Vertheidigung des Christenthums zur Aufgabe macht, ist in seinem Titel bezeichnet. Die Gründe, weshalb der Verfasser auf dem Boden der empirischen Forschung die christliche Wahrheit vertheidigen will, führt er uns im ersten Theile vor. Nachdem er in den eindringlichsten Worten die Gefahren geschildert, mit denen die aus allen Kräften arbeitende und durch so viele Mittel unterstützte Pseudowissenschaft überall (1, 3; 2, 7 ff.), vor allem aber in Frankreich (1, 9; 2, 11 ff.), das Christenthum in der Wurzel bekämpft, bezeichnet er (1, 16; 2, 16) als das hervorstechende Merkmal des Kampfes die Feindseligkeit der empirischen, naturwissenschaftlichen Richtung in der gegenwärtigen Bewegung des Denkens. „Wohl oder übel muß man sich zurechtfinden mit den neuen Problemen, welche

die ausgezeichnetsten Köpfe der Jetztzeit beschäftigen. Man muß der realistischen Wissenschaft ins Auge sehen, die sich aufrichtet in ihrer ganzen Größe, mit einer Art Furchtbarkeit." Später (1, 31; 2, 29) erörtert der Verfasser drei Gründe, weshalb die apologetischen Studien heute in erster Linie auf die Naturwissenschaften eingehen müssen. Erstlich: „Die Wissenschaften der Physik haben in ihren verschiedenen Verzweigungen die größte Volksthümlichkeit erlangt." Zweitens: „Die Verheerungen einer falsch verstandenen Naturwissenschaft greifen viel tiefer ein und endigen mit allseitiger Negation." Endlich: „Die naturwissenschaftlichen Studien wurden bisher weit weniger gepflegt von den berufsmäßigen und den freiwilligen Vertheidigern der höhern Wahrheit." Die Ausführung, besonders die des ersten Satzes, ist vortrefflich. Auch der dritte Satz ist wahr. Indessen haben die Apologeten das naturwissenschaftliche Gebiet nicht gerade vernachlässigt, wie ein Blick auf die neuere apologetische Literatur zeigt. Daß sie sich mehr dem Studium der Philosophie und Geschichte zugewendet, liegt in der Natur der Sache, und es wird auch wohl so bleiben. Ist ja Apologetik und Theologie weit mehr auf diese Wissenschaften angewiesen, als auf die Naturwissenschaften. Sie hat nicht nur die auf dem Boden jener Wissenschaften aufwuchernden Irrthümer zu bekämpfen, sondern auch denselben die Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion zu entlehnen, und beim Aufbau des ganzen theologischen Lehrsystems leisten Philosophie und Geschichte fortwährend unentbehrliche Dienste. Auch bei den aus der Naturwissenschaft hergenommenen Schwierigkeiten genügt es nicht selten, auf die Mängel der für dieselben beigebrachten Beweise aufmerksam zu machen, welche dem philosophisch geschulten Theologen vielfach sofort in die Augen springen. Doch sei dies keineswegs bemerkt, um die Wichtigkeit des Studiums der Naturwissenschaften für den Apologeten zu bestreiten, sondern vielmehr, um die durchaus berechtigte, aber nur das Studium der empirischen Wissenschaften hervorhebende Ausführung des Verfassers zu ergänzen. Wahr bleibt es, daß sich die Apologetik dem Gebiete der empirischen Forschung besonders zuwenden muß. Denn hier regen sich besonders die Gegner. Und zwar muß sie diese auf ihrem eigenen Gebiete bekämpfen. Denn die Naturwissenschaft ist populär. Ihre Beweise sind sinnenfällig und finden auch in weitere Kreise leicht Eingang. Ein großer Fehlgriff wäre es, wollte man den Irrthum, welcher sich mit dem Scheine einer handgreiflichen Wahrheit in weiten Kreisen festsetzt, mit abstracten und, wenngleich viel zuverlässigeren, doch nicht so faßbaren Principien der Philosophie bekämpfen. Wenn man ferner auch durch empirische Forschung nicht die Beweise für die Grundwahrheiten des Christenthums gewinnt, so gibt man diesen doch durch Benutzung der Resultate echt wissenschaftlicher, empirischer Forschung ein festeres Fundament und eine concretere Gestalt. Aus dem vorliegenden Werke könnten wir dies leicht zeigen. So gewinnt z. B. der Verfasser im zweiten Theile durch Verfolgung der naturwissenschaftlichen Lehre von der Weltentstehung und Weltbildung, und im dritten Theile durch Darlegung der naturwissenschaftlichen Lehre vom Anfange des Lebens auf der Erde einen festern, von keiner Seite angreifbaren Standpunkt, um nun mit weit größerer Ueberzeugungskraft

die Nothwendigkeit der Annahme eines außerweltlichen Wesens nachzuweisen. — Endlich gelangt man durch ein aufrichtiges Studium der Natur zu Ergebnissen, welche in ganz auffallender Uebereinstimmung stehen mit den vor Jahrtausenden niedergeschriebenen Offenbarungslehren. Ohne künstliche Deutungen heranzuziehen, deckt uns der Verfasser die Harmonie zwischen Bibel und Naturwissenschaft auf. Nach Erklärung der Laplace'schen Theorie von der Weltbildung fährt er fort: „Es wird schwer zu bestreiten sein, daß eine wirkliche Harmonie besteht, ein Parallelismus zwischen der wissenschaftlichen Probabilität, welche die Exegese aus dem Bibeltexte darthun kann, und der wissenschaftlichen Probabilität, welche die empirische Forschung bezüglich der kosmogonischen Fragen zu erheben im Stande ist. Man beachte wohl, es sind immer nur die zehn ersten Verse der Genesis, welche in Betracht kommen, welche sich noch mit keinen biologischen, sondern lediglich mit Fragen der Astronomie, Geogonie, Generalphysik berühren. Folgendes sind die Leitideen der Schrift: die kosmische Materie oder das dunkle Chaos; die Wirkung des Schöpfergeistes oder die Mittheilung der Urkraft; die Gasmassen im Zustande hinlänglicher Verdichtung und mit Phosphorescenz — eine diffuse, aber wirkliche Helligkeit, ein unbestimmtes, aber thatsächliches Licht, welches die kreisenden Atommassen einander zuwerfen vor der Vollendungsform der Lichtherde; endlich der Erdplanet im Stadium der Abkühlung; Urweltmeer und Wolkendunst; Hebung des Urgesteins (arida); atmosphärische Umhüllung der festen, erkalteten Erdrinde; Vorbedingungen für die Erscheinungen des Lebendigen. Ist wohl ein gesuchter, gekünstelter, gezwungener Einklang zwischen der vorgenannten wissenschaftlichen und der biblischen Weltexegese? Und ist die Harmonie nicht genügend?" (1, 148; 2, 187 f.) Wiederholt kommt der Verfasser auf den wunderbaren Einklang zurück, der sich in Bezug auf manche Punkte zwischen Bibel und Naturwissenschaft vorfindet (vgl. 2, 105; 109; 314; 318). Im vierten Schöpfungstage möchte er fast einen indirecten Beweis der Inspiration (Offenbarung) finden. „Denn sicherlich hat Moses so gut als jeder Schulknabe heute gewußt, daß die Sonne scheidet zwischen Licht und Finsterniß. Daß sie aber zu Anfang nicht geschieden hat zwischen Warm und Kalt, daß später erst ihre Stellung zur Erde den Wechsel der Jahreszeiten (Tag und Nacht, Süd und Nord) zu beherrschen anfing; daß darum die Gestirne unter dem angeführten Gesichtspunkt gar nicht an den Beginn der Schöpfung gesetzt werden durften: dies alles lag zweifelsohne völlig außer dem Gesichtskreise des mosaischen Naturerkennens. Ist die auffällige Hineinschiebung der Sternenwelt zwischen die Nennung des Pflanzen- und Thierreichs nicht eine Andeutung, daß Moses den wahren Sachverhalt vom Bildungsgang des Erdkörpers nur durch übernatürlichen Aufschluß erahnt habe?" (2, 318.)

Wie gerne aber der Verfasser auf den Einklang zwischen Bibel und Naturforschung aufmerksam macht, so warnt er doch vor einem engherzigen Concordismus, welcher die kleinsten Einzelheiten in den biblischen Angaben und in den geologischen Aufschlüssen miteinander zu vereinbaren sucht (1, 99; 2, 104). In Bezug auf den biblischen Bericht des Sechstagewerkes bekennt er sich zur idealisirten Concordanztheorie (1, 102; 2, 105 f.).

Doch wir greifen vor und theilen unseren Lesern schon längere Ausführungen aus vorliegender Schrift mit, bevor wir sie mit der Eintheilung derselben und ihrem Hauptinhalte bekannt gemacht.

Das Werk zerfällt in vier Theile, von denen der erste (Methodologie) die Einleitung zu den drei anderen (Kosmologie, Biologie, Anthropologie) bildet. Von diesen beschäftigt sich der erste mit den Lehren der Naturforschung von der unbelebten Welt, der zweite mit den Pflanzen und Thieren, der dritte mit dem Menschen. Genauer gibt der Verfasser selbst am Schlusse des ersten Theiles den Inhalt an: „Der Weltbegriff, die Frage nach dem Ursprung und der Ausgestaltung des Universums, das Problem der anorganischen Natur (bildet) den Gegenstand unserer ersten Untersuchung. Was lehrt der Glaube bezüglich der Grundfragen? Was sagt die Wissenschaft? Welches sind ihre Hauptsysteme, ihre Haupthypothesen, ihre Hauptirrthümer? — Das Phänomen, welches bei Beobachtung der fertigen Natur am lebhaftesten sich vordrängt, ist das Leben. Ursprung und Verlauf des Lebens, Entwicklung und Bestimmung der Lebewesen — das sind die Fragen unseres zweiten Hauptabschnittes. Die Fragestellung ist wie vorhin. — Im Reiche des Lebendigen wird es immer der Mensch sein, dessen Erscheinung gebieterisch die Aufmerksamkeit des Forschers auf sich lenkt. Wesen und Ursprung des Menschen; Geistigkeit, Vernünftigkeit und Freiheit der Seele; Thier und Mensch; der Urmensch; Alter, Geschichte, Einheit, Endbestimmung des Menschengeschlechtes — das sind die zu behandelnden Thesen der dritten Abtheilung. Was tragen Bibel und Glaube vor? Was weiß die exacte Forschung Sicheres? Welches sind die freien Meinungen, die bedingnißweise zugelassenen Vermuthungen, die abzuweisenden Fälschungen?" (1, 124; 2, 159.)

Diese die ganze gebildete christliche Welt bewegenden Fragen behandelt der Verfasser mit voller Beherrschung des einschlägigen naturwissenschaftlichen Materials und ebenso geistvoll in der Darstellung, wie nüchtern in Abwägung von Grund und Gegengrund. Der deutsche Bearbeiter hat es verstanden, die geistvollen Gedanken in ein ihnen durchaus entsprechendes deutsches Gewand zu kleiden und durch homogene Zusätze zu ergänzen. Zuweilen hätten wir etwas mehr Einfachheit gewünscht. In einem Vortrage, welcher das Motto trägt: „Einfachheit — das Siegel der Wahrheit", steht folgender Satz des deutschen Bearbeiters: „Werden wir nicht mißverstanden, so nennen wir das Wunder das Vorkehrungsmittel absoluter Güte gegen die creatürliche Bosheit, um den einheitlichen Zusammenhang des göttlichen Weltplanes aufrecht zu erhalten" (2, 224). Doch bildet dieser Satz eine Ausnahme. Ein vom französischen Verfasser stammender Satz desselben Vortrags: „Die Thätigkeit der göttlichen Vorsehung ist nichts anderes als die Erhaltung der Kraft, der der Welt eingeschaffenen und in der Welt fortschaffenden Energie" (1, 184; 2, 220), läßt sich mit Rücksicht auf den Zusammenhang, in welchem bloß von der anorganischen Natur die Rede ist, einigermaßen rechtfertigen.

Der Verfasser ist ebenso weit entfernt von engherzigem Festhalten überkommener theologischer Lehrmeinungen und Schrifterklärungen, wie von jener Voreiligkeit, welche bereit ist, jeder neu aufschießenden naturwissenschaftlichen

Hypothese zulieb eine dem heiligen Text zunächst entsprechende oder durch ihr Alter geheiligte Erklärung preiszugeben. Er mahnt zur Vorsicht. „Die Verirrungen der positiven Wissenschaften, wenn diese der falschen Methode folgen, sind nicht immer so leicht zu unterscheiden. Manch eine Theorie gewährt den Anschein meisterhafter Durchbildung.“ Und dennoch: „Nur zu häufig sind die verwendeten Analogieschlüsse gewagt und übertrieben. Weil dies nicht immer auf der Hand liegt, kann solch eine empirische Voraussetzung manches Mal die besten Köpfe beirren unter den Vertretern der christlichen Vertheidigungswissenschaft und der Schrifterklärung“ (1, 47; 2, 46). So tadelt der Verfasser die vor einigen Jahren in England von einem katholischen Bischofe vorgetragene Lehre, der Anfang der Bibel sei eine religiöse Dichtung, welche Moses, von Gottes Geist inspirirt, zu Lehrzwecken verfaßt habe: eine Erklärung, welche den historischen Charakter des Sechstagewerks in den Hintergrund treten läßt oder gar völlig preisgibt (1, 48; 2, 47). Dagegen will der Verfasser auch die nöthige Freiheit der Wissenschaft gewahrt (1, 90; 2, 94; 1, 106; 2, 110) und auch bei Erklärung der Heiligen Schrift die wohlbegründeten Resultate wissenschaftlicher Forschung berücksichtigt wissen. Bilden sie ja ein unersetzliches Mittel, den wahren Sinn eines Textes ergründen zu helfen (1, 108; 2, 111).

Auch in der Einleitung, welche der deutsche Bearbeiter dem ganzen Werke vorausgeschickt hat, ist die Rede von der Freiheit, die dem christlichen Forscher einzuräumen sei. Wir finden uns wahrscheinlich mit der Auffassung des Herrn Verfassers im Einklang bezüglich des von ihm besprochenen Satzes: „Was nicht unbedingt gewiß, ist unbedingt frei“ (S. XXX). Doch wäre größere Klarheit in der Darlegung sehr erwünscht gewesen. Jener Satz kann wohl nicht bedeuten: Eine Lehre, welche schwerwiegende theologische Gründe oder das Gewicht hoher Autoritäten für sich hat, aber doch nicht unbedingt gewiß ist, ist unbedingt frei, d. h. so der freien wissenschaftlichen Discussion überantwortet, als ständen gar keine theologischen Bedenken entgegen, etwa wie eine andere wissenschaftliche Lehre, welche das Glaubensgebiet gar nicht berührt. Dieser Satz wäre unrichtig. Mit Recht fügt Duilhé zur Erklärung der Worte: „Pour tout ce qui n'est pas certitude, la recherche scientifique est libre“, in der dritten Auflage hinzu: „Il ne s'ensuit nullement qu'on soit libre d'abandonner d'avance et en bloc, à la discrétion des savants, les conclusions et les explications auxquelles il manque la certitude, si probables qu'elles puissent être ailleurs. Une doctrine doit être discutée avec d'autant plus de respect, maintenue avec d'autant plus de sollicitude qu'elle paraît plus autorisée par la tradition. On doit exiger du côté de la liberté, du côté de la science, des preuves et des faits en proportion avec la probabilité de la croyance traditionelle qu'il s'agit de modifier ou d'abandonner“ (1, 109 [1]). Diesem so erklärten Princip sucht Duilhé auch in seinen Untersuchungen treu zu bleiben. Man braucht auch keineswegs zu fürchten, daß bei einem solchen Verfahren die Wissenschaft zu kurz komme. Vor wie vielen Thorheiten wäre sie geschützt worden, wenn sie ein solches Verfahren eingehalten hätte. Wie viele hundert falsche Systeme und leichtfertige Hypothesen, welche nichts anderes für sich aufzuweisen hatten, als

den Reiz der Neuheit oder der Opposition gegen wirkliche oder vermeintliche Glaubenslehren, wie viele Irrthümer, welche die Köpfe verwirrt und die vorzüglichsten Kräfte verzehrt und der Erforschung der Wahrheit entzogen haben, sind aufgekommen und wuchern noch immer weiter, weil man die Offenbarungslehren außer Acht läßt! Berücksichtigung der Offenbarungslehren und auch solcher Lehren, welche nach wichtigen, wenn auch nicht absolut gewissen Gründen den Offenbarungslehren beizuzählen sind, schadet dem Fortschritt der Wissenschaft nicht, sondern fördert ihn; sie empfiehlt eine Vorsicht bei Aufräumung von alten Lehren, zu welcher aus bloßem Interesse für die Wissenschaft „der vorsichtige Gönner des Darwinismus und Materialismus, Professor Virchow", die Naturforscher wiederholt ermahnt. Die Erfahrungen der Vergangenheit, so betonte er noch im Herbst 1887 auf der Versammlung deutscher Naturforscher, haben uns genugsam belehrt, daß wir die Pflicht haben, uns vor überhasteten Schlüssen zu hüten. Spricht oder schreibt man für die Oeffentlichkeit, so sollte man zweifelsohne zweimal prüfen, wie viel von dem, was man vorbringt, eigentlich und streng wissenschaftlich erhärtet ist (2, 45 f.).

Wir bemerken ausdrücklich, daß wir diese Auseinandersetzung nicht gegen den deutschen Bearbeiter der uns vorliegenden Schrift richten. Wir vermissen bei ihm nur, wie gesagt, eine etwas größere Klarheit und Entschiedenheit in Bezug auf den Gegenstand, den wir berührt haben. Es sind mehrere Punkte, welche wir in seiner Darlegung nicht recht verstehen. So verstehen wir auch seinen Satz: „In philosophischen Dingen gibt es so wenig einen Autoritätsbeweis, als in mathematischen" (S. XXIX), an dieser Stelle nicht. Natürlich kommt ein Philosoph oder Mathematiker nicht durch Autoritätsbeweise zu seinen philosophischen oder mathematischen Sätzen. Aber, indem er nach Art seiner Wissenschaft durch Vernunftschlüsse zur Wahrheit zu gelangen sucht, kann und soll er doch auf die Stimme einer außer und über seiner Wissenschaft stehenden Autorität achten, sei es, daß diese ihm endgiltig entscheidend einen Satz als Irrthum bezeichnet oder den Satz nur als bedenklich hinstellt.

In dem vierten Vortrage des zweiten Theiles kommt ein in unserer Zeit oft gemachter Einwurf gegen die Wirksamkeit des Gebetes zur Sprache. Der Einwurf gründet sich auf die naturwissenschaftliche Lehre, daß alles Sein in continuirlichem Zusammenhang steht mit allem Sein, daß unsere Gegenwart immer die volle Summe und die ganze Folge der sämmtlichen Bedingungen und Verhältnisse in der nächst angrenzenden Vergangenheit ist (1, 185; 2, 220). Dies kann natürlich nur gelten, wenn wir von dem Wirken freiwollender Wesen absehen, sowohl der endlichen Wesen wie des unendlichen, durch Wunder eingreifenden Wesens. Aber auch so bleibt der Einwurf bestehen. Der materialistische Naturforscher Tyndall traf am Fuße des Rhonegletschers einen Priester, welcher gekommen war, die Berge zu segnen. „Das findet an dem Orte jährlich statt," bemerkt Tyndall. „Der Allerhöchste wird angefleht, meteorologische Vorkehrungen zu treffen, damit die Heerden Weide finden und Obdach. Der Priester hätte aber ebenso gut um Aenderung des Rhonelaufes oder um Vertiefung des Flußbettes beten können; das wäre für die Thalbewohner ein unberechenbarer Vortheil. Ein gutes Jahr, von den frommen

Leuten erbetet, wäre nicht mehr und nicht weniger wunderbar, als die Ablenkung der Rhone. Kein Act persönlicher oder gemeinschaftlicher Verdemüthigung vermag es nach den Voraussetzungen der Wissenschaft, auch nur einen Regentropfen den Wolken oder einen Strahl der Sonne zu entlocken, ohne eine Verwirrung der Naturgesetze herbeizuführen, ebenso groß, als wollte man die Verfinsterung eines Gestirns aufhalten oder die Niagarafälle in den Eriesee rückwärts leiten" (1, 196; 2, 239 f.). Damit wäre zugleich die Möglichkeit eines Wunders geläugnet. Denn dieses besagt einen Eingriff des höchsten Gesetzgebers in die Gesetze der Natur; auch hiervon braucht indessen Tyndall eine Verwirrung dieser Gesetze nicht zu befürchten. Aber zur Erklärung der Möglichkeit der Gebetserhörung brauchen wir nicht auf die Möglichkeit eines Eingriffes Gottes in die Naturgesetze hinzuweisen. „Der Mathematiker Euler meint: Wenn ein Gläubiger sein der Erhörung würdiges Gebet an Gott richtet, erhält Gott nicht erst in diesem Augenblicke Kenntniß von der Bitte. Solches zu denken wäre thöricht. Vielmehr ist das Gebet von aller Ewigkeit her Gott bekannt, und er hat eigens zu Gunsten dieses Gebetes den Naturlauf so eingerichtet, daß die Gewährung der Bitte als Folge der natürlichen Ereignisse erscheint, welche, wenn die Bitte nicht ausgesprochen wird, rein und schlechthin ihren mechanischen Wirkursachen gehorchen" (1, 200; 2, 241). Der Verfasser schließt sich dieser Bemerkung Eulers an. „Ein bestimmtes Gebet, in der gegenwärtigen Stunde zu Gott gesandt, um ein bestimmtes Gut zu erreichen, kann seine Wirkung setzen, ohne die Weise des allgemeinen Naturverlaufes zu berühren. Es war a priori, ab aeterno ein Bestimmungsgrund für die verschiedenartig mögliche Anordnung des Anfangszustandes im All. Die von Gott vorausgesehene Unterlassung des Gebetes oder die Aenderung des Gebetsgegenstandes hätte den Anfangszustand abgeändert und, auf dem Wege derselben Gesetze, die Dinge zu anderen Ergebnissen geführt" (1, 200; 2, 242). Diese Erklärung ist gewiß sehr einfach und richtig. Doch möchten wir ergänzend hinzufügen, daß Gott unmittelbar oder durch höhere Wesen auch ganz den bestehenden Gesetzen gemäß und ohne Wirkung eines Wunders auf die freiwollenden Wesen, und durch diese hinwieder auf die den mechanischen Gesetzen unterworfene Natur einwirkt. Es können also Gebete, welche Naturerscheinungen erflehen, ohne Wunder erhört werden, wenn auch dasjenige, was erfleht wird, in der Anordnung des Anfangszustandes noch keineswegs gegeben ist. Welche Veränderungen in der Natur können nicht durch die äußere Ausführung eines Willensentschlusses herbeigeführt werden? Wenn die Bewegung einer Hand unter ganz besonderen Umständen schon bedeutende Wirkungen hervorrufen kann, welche Veränderungen werden dann z. B. durch einen Krieg in der Natur bewirkt, wenn Tausende von Menschen auf den Schlachtfeldern fallen, Städte und Dörfer niedergebrannt und Fluren und Wälder in Einöden verwandelt werden? Welche Veränderungen mögen seit Erfindung der Eisenbahnen die allenthalben ununterbrochen dahinrasenden Züge in der Natur wohl hervorgerufen haben?

Einen recht ansprechenden und populären Beweis für die Existenz der Menschenseele bietet uns der Verfasser im dritten Vortrage des vierten Theiles

(1, 418; 2, 460 ff.). Er erzählt uns nach Originalberichten, wie jüngst in einer Taubstummenanstalt bei Poitiers ein blindes und taubstummes Mädchen, eine im Dunkel der Materie vereinsamte Menschenseele, „in Berührung tritt mit der Außenwelt, Verbindungen anknüpft mit anderen Seelen, allmählich ihre Wesensmerkmale nebst ihren specifischen Thätigkeiten offenbart und endlich sich entfaltet in den höchsten Lichtregionen des Gedankens" (2, 465). Wenn man mit diesem armen Wesen, welches weder sehen, noch hören, noch sprechen konnte und nur Geruch=, Tast= und Geschmacksinn besaß, das Thier mit seinen vorzüglichen Sinnen vergleicht und dann beachtet, wie unendlich hoch es über dem Thiere durch die Auffassung der höchsten Wahrheiten steht, so greift man es mit den Händen, daß im Menschen das Princip eines über das Sinnenleben unendlich erhabenen Lebens, daß in ihm eine geistige Seele ist. Auch der Beweis für die Unsterblichkeit der Seele ist im sechsten Vortrage sehr populär und schön. Doch würden wir bei Vertheidigung derselben auf eine Bundesgenossenschaft der Herren Tait und Balfour=Stewart (1, 510; 2, 551 f.), wie gut diese es auch meinen mögen, lieber verzichten.

In der deutschen Ausgabe des dritten Vortrages der Methodologie wäre dem Schlußtheile eine durchgreifendere Umarbeitung zu wünschen. Hier ist unter anderem nicht genügend der Glaubensaffens von den ihm vorausgehenden Urtheilen über Glaubensvernünftigkeit und =Pflicht unterschieden. Wir heben zum Beweise hierfür einen Satz heraus: „Zählen wir nunmehr die Glaubensmotive (motiva credendi) zusammen, so haben wir: Augenschein, Zeugnißformen, Evidenz des schließenden Verstandes — und die geheimnißvolle Einwirkung auf Geist und Herz des Glaubenden, welche von der Mittheilung des Glaubensinhaltes unabtrennbar ist (dispositio supernaturalis). Letztere ist das, was die heiligen Schriften den Glauben von oben, die Glaubensgnade heißen. Der Glaubensact (!) aber, welcher, unter Zusammenwirkung aller Glaubensmotive, von einem Vernunftwesen mit freier Einsicht gesetzt wird, das ist jene Tugend (!) u. s. w." (S. 72 f.). Nicht das oben Aufgezählte, sondern die Autorität des sich offenbarenden Gottes — credimus propter auctoritatem Dei loquentis, sagt das Vaticanum — ist unser Glaubensmotiv. Das Aufgezählte gehört, sofern es überhaupt objective Gründe und nicht subjective Thätigkeit und Disposition besagt, zu den motiva credibilitatis, zu jenen Gründen, durch welche wir zum Urtheil über die Glaubensvernünftigkeit gelangen. In einer Apologie wäre es rathsam, sich mit den Beweisen für die Glaubensvernünftigkeit zu begnügen. Damit ist dem apologetischen Zweck vollständig Rechnung getragen. Die sehr schwierige theologische Erörterung über das innere Wesen des Glaubensactes selbst ist nicht nothwendig und wird von Nichttheologen auch nicht leicht verstanden. Mit Recht hat sich der französische Verfasser an der entsprechenden Stelle (1, 67) Beschränkung auferlegt.

In der Lehre über die Auferstehung der Todten antwortet der Verfasser auf den bekannten Einwurf, wie unsere Leiber nach all den Wandlungen und Wechseln wieder mit unseren Seelen verbunden werden könnten: „Der Identitätsgrund liegt für den menschlichen Leib in seiner dauernden Verbindung

mit der gleichen und selben Seele zur Personeinheit" (1, 522; 2, 567). Wie dabei der dort (1, 523; 2, 568) mitgetheilte Satz des vierten Lateranconcils gewahrt bleibt: „Alle erstehen mit ihren eigenen Leibern, die sie nun tragen", ist nicht leicht ersichtlich. (Man vergleiche Bautz, Die Lehre vom Auferstehungsleibe.)

Der deutsche Bearbeiter hat nicht nur das herrliche französische Werk in einer den geistvollen Ideen ebenbürtiger Sprache seinen Landsleuten nahe gebracht, sondern dasselbe auch durch viele eigene Zusätze und Anmerkungen und durch einen längern, werthvollen Vortrag über die Grenzen des Naturerkennens (S. 114 ff.) bereichert. Wir sind ihm hierfür zu großem Danke verpflichtet. Weniger hat es uns gefallen, daß er dem Werke noch eine 80seitige Einleitung vorausgeschickt hat, da der erste Theil des Werkes selbst zur Einführung schon genügt hätte. Der Leser, welcher ein Werk studiren will, sieht sich nicht gerne zu lange in den Vorhallen aufgehalten und wünscht bald in den Tempel selbst einzutreten. Doch quod abundat, non vitiat, und außerdem lautet das Urtheil anderer vielleicht verschieden von dem unsrigen. Jedenfalls möge der Bearbeiter unsern aufrichtigen Dank dafür entgegennehmen, daß er die Rüstkammer der deutschen Apologeten um ein herrliches Waffenstück bereichert hat, welches dem Katholiken vortreffliche Dienste leisten wird, seine heilige Religion gegen jene Gegner zu vertheidigen, welche sie am heftigsten angreifen.

Th. Granderath S. J.

Lehrbuch der Kirchengeschichte von Dr. **F. X. Funk**, Professor der Theologie an der Universität Tübingen. Zweite, vielfach umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. XVI u. 604 S. 8⁰. Rottenburg a. N., W. Bader, 1890. Preis *M.* 6.

Ziemlich vollständige Zusammenfassung des gesammten kirchengeschichtlichen Stoffes in übersichtlicher Anordnung, leichtfaßlicher Form und knapper Kürze, sind Vorzüge, die für ein Lehrbuch der Kirchengeschichte große Anerkennung verdienen. Auf nur 580 Seiten hat der gelehrte und thätige Herr Verfasser ein ungeheures Wissensgebiet zur Darstellung gebracht, reiche Schätze von Kenntnissen und Errungenschaften niedergelegt. Er hat eine Eintheilung gefunden, die klar und einfach ist, aber nicht zur todten Schablone wird, sondern den jedesmaligen Verhältnissen der einzelnen Perioden sich passend anschmiegt. Er hat endlich auch in Bezug auf Literaturangabe ungefähr das Richtige getroffen, indem bei den einzelnen Fragen oder Persönlichkeiten lediglich auf die Hauptwerke oder die neuesten Specialdarstellungen verwiesen wird. Mag man zuweilen etwas vermissen, so ist doch im ganzen demjenigen, der sich näher unterrichten will, ein werthvoller Fingerzeig gegeben, ohne daß deshalb der Text mit einem Wust von Anmerkungen belastet worden wäre. Einzelne Partien des Buches verdienen, recht vortrefflich genannt zu werden. Theologen, denen eine correcte Schulung zu theil geworden ist und die mit einiger Sicherheit und Selbständigkeit des Urtheils auf ihrem Gebiete sich bewegen, werden sich dieses Lehrbuchs mit Vortheil bedienen können. Die Vorzüge desselben sind so mannigfaltig, daß man nur mit großem Bedauern

dem Lobe auch Ausstellungen an die Seite treten läßt. Aber einer unbedingten Empfehlung des Buches, namentlich als eines Leitfadens für angehende Theologen stehen manche gewichtige Bedenken entgegen.

Unbefangenes Urtheil, sachliches Abwägen nach beiden Seiten hin ist gewiß eine Tugend des Historikers. Es kann aber im Streben nach dieser Tugend auch eine Ueberreizung eintreten; die übertriebene Furcht einseitig zu werden in Bezug auf den Gegner, kann einseitig und unbillig machen in Bezug auf die Sache. Daß es dem Verfasser nicht immer gelungen ist, auf der Flucht vor der Charybdis auch der Skylla zu entgehen, zeigt schon seine Darstellung des Kampfes zwischen Sacerdotium und Imperium im Mittelalter.

Barbarossa, „die Institutionen Karls des Großen als seine Ideale betrachtend", will nur alles abwehren, was die „Selbständigkeit seiner Stellung gefährden könnte", er will „die früheren Verhältnisse erneuern". Der Papst dagegen ist „ebenso entschlossen, die neueren Rechte festzuhalten". Daher nothwendig der Kampf. Natürlich spricht dann auch der Papst im Schreiben an den Kaiser von „Collation" der Kaiserwürde und weiterer „Beneficien", gleichsam als wäre die Kaiserwürde ein päpstliches „Lehen", und so kommt es dann zu den „heftigsten Auseinandersetzungen". Wie der „große Barbarossa" (S. 258) findet auch Friedrich II. an dem Verfasser einen recht sorglichen Vertheidiger (vgl. S. 306). Gregors IX. Vorgehen war „zu rasch"; er begann den ersten Streit mit Bann und Anklagen gegen den unschuldigen Kaiser, den zweiten, indem er sich mit den Lombarden gegen ihn verband. Der Kreuzzug Friedrichs wird so lange verschoben, weil er den Zug nicht unternehmen will ohne beträchtliche Unterstützung aus anderen Ländern, wiewohl er ihn dann thatsächlich unternimmt mit nur 40 Galeeren. Er wird entschuldigt mit „der Ernüchterung, die inzwischen in der Sache eingetreten" sei, zu einer Zeit, wo man die Könige von Frankreich und Ungarn, den Thronfolger von England und selbst einen künftigen Träger der Tiara auf der Kreuzfahrt erblicken kann. Sein großartiger „Kreuzzug" erscheint dann noch gekrönt durch die stark hervorgehobenen Erfolge seiner „diplomatischen Geschicklichkeit".

Mit etwas mehr Gerechtigkeit wird das Vorgehen Philipps des Schönen von Frankreich gewürdigt; aber dafür wird Bonifaz VIII. der Anspruch auf die politische Oberhoheit über Frankreich in ganz apodiktischer Weise beigelegt. In der Bulle Unam sanctam spreche der Papst „ausdrücklich von der (politischen) Unterordnung der weltlichen Gewalt unter die geistliche, indem nur dieses Verhältniß der von Gott gewollten Ordnung entspreche und eine andere Auffassung auf den Irrthum des Manichäismus von zwei Principien hinauslaufe". Es macht auf den Verfasser keinen Eindruck, daß die damaligen Cardinäle der römischen Kirche, die nächsten Berather des Papstes, diese Deutung ausdrücklich als eine irrige zurückweisen, und wie es scheint, noch weniger die Erklärung Bonifaz' VIII. selbst im feierlichen Consistorium August 1302: „Vierzig Jahre sind es, seit Wir Uns im Rechte Kenntniß angeeignet haben, und Wir wissen, daß zwei Gewalten von Gott angeordnet sind. Wer also darf

und kann glauben, daß eine solche Thorheit Uns eingefallen wäre? Wir sagen es, daß Wir Uns in nichts die Gerichtsbarkeit des Königs anmaßen wollen."

Auch der Anfang des Streites mit Ludwig dem Bayern ist wesentlich zu Ungunsten des Papstes verzeichnet. Allerdings hat dieser den von Ludwig gesandten Reichsvikar zur Niederlegung seines Regimentes aufgefordert; aber dabei wäre wohl zu bemerken, daß eben Ludwig damals weder von der Gesammtheit des Reiches noch vom Papste als König anerkannt war. Der Anspruch des Papstes wird beschrieben als „für einen deutschen König kaum zu ertragen, der den Zusammenhang Italiens mit dem Reiche in Frage stellte." Johann XXII., der wohl auch wußte, was Rechtens war, bezeichnet denselben Anspruch 30. März 1317 als „de jure liquidum et ab olim inconcusse servatum" und gibt auch eine staatsrechtliche Begründung dafür. Clemens V. hatte überdies bei Ergreifung dieser so hart getadelten Maßregel auf die politische Nothwendigkeit hingewiesen, und ein unparteiischer Historiker wird sich der Erkenntniß einer solchen Nothwendigkeit doch nicht ganz verschließen können. Ueberdies hatte Clemens V. beim Act der Vollmachtsübertragung selbst seinen Vikar an die bestehende Rechtsordnung gebunden, hatte sich beliebige Einschränkung oder Zurücknahme der Vollmacht vorbehalten, und unter Androhung von Bann und Interdict den Vikar verpflichtet, binnen längstens zweier Monate nach Wahl und Anerkennung des römischen Königs seine Gewalt niederzulegen.

Schon S. 221 läßt der Verfasser kraft der Constitution Lothars I. von 824 den Kaiser „das Recht einer Mitwirkung bei Besetzung des päpstlichen Stuhles" erlangen, „wie es ähnlich früher Constantinopel besessen hatte", das „sich im allgemeinen äußerte in Bestätigung der Wahl". Die beiden Gelehrten, welche in neuerer Zeit unabhängig voneinander und auf sehr verschiedenem Wege die Lothar'sche Constitution eingehender Untersuchung unterzogen, stellen solches nicht nur entschieden in Abrede, sondern erbringen auch für ihre Behauptung den Beweis. (Vgl. Heimbucher, Die Papstwahlen unter den Karolingern, S. 140, 161; Dopffel, Kaiserthum und Papstwechsel unter den Karolingern, S. 106.) Die ganze Neuerung bestand darin, daß statt der früher schriftlich gegebenen Zusicherung der Treue und Ergebenheit, jetzt der Papst noch vor der Consecration einen diesbezüglichen Eid ablegen sollte. Keineswegs wurde dadurch der Kaiser zum mitwirkenden Factor bei Besetzung des päpstlichen Stuhles; die Neuerung zielt lediglich auf die politische Stellung des Papstthums zum Kaiser, als dem weltlichen Universalherrn, in einer Rücksicht, zu welcher das frühere Verhältniß zum byzantinischen Kaiser keinerlei Parallele bietet.

Im allgemeinen möchte fast der Eindruck sich nahelegen, als bestehe eine gewisse Neigung, zu Ungunsten der Päpste die Schatten aufzutragen. An der Annahme der Sirmischen Formel durch Liberius „kann nicht gezweifelt werden". Aber die Unzuverlässigkeit und der Widerspruch der betreffenden Berichte wird nicht erwähnt, die Orthodoxie jener dritten Sirmischen Formel nicht klargestellt, auf Stiltings recht bemerkenswerthe Untersuchung nicht hingewiesen. Ebenso geht es mit der weit durchschlagenderen Abhandlung der Mauriner Gelehrten

(Pitra, Analecta noviss. 372 ss.) in Bezug auf den „ehrgeizigen Diakon Vigilius". Bei Honorius wird die Angabe, daß der Patriarch Sergius in seinem Schreiben an den Papst „bei seiner (häretischen) Anschauung beharrte", mit dem Satze, Honorius habe dem Schreiben „im Wesentlichen zugestimmt" so verkoppelt, daß eine ungenaue Deutung naheliegt. Honorius hat im Wesentlichen zugestimmt, aber nur insofern das Wesentliche jenes Briefes darin lag, daß man über Worte und grammatische Spitzfindigkeiten nicht streiten solle, während ihm von der häretischen Anschauung des Sergius auch keine Ahnung aufdämmerte. Ueber den großen und reformeifrigen Benedikt VIII., den Freund des hl. Heinrich, schreibt selbst Giesebrecht anerkennend: „Zwischen den hervorragenden Päpsten der Ottonischen Zeit ... und zwischen ihren größeren Nachfolgern Leo IX., Gregor VII. und Urban II. bildet dieser Benedikt das verbindende Mittelglied". Der Verfasser nennt ihn eine „weltliche Natur, vor allem von den politischen Interessen des Papstthums erfüllt". „Sein Pontificat war nicht schlimm, aber ein Unglück war es insofern, als er die Vorstufe für die Erhebung zwei weiterer Glieder seiner Familie bildete" (von denen übrigens nur das zweite als unwürdiger Träger der höchsten Würde sicher bekannt ist). Als zusammenfassende Charakteristik für den Pontificat Leo's X. werden aus einem vertrauten Briefe des Papstes an seinen Bruder die Worte hervorgehoben: „Laß uns das Papstthum genießen, da Gott es uns verliehen hat". Bei Urban VIII. darf nicht übergangen werden, daß er „beschuldigt wurde, er freue sich über die Siege der Schweden in Deutschland". Trotz der großen Beschränkung, die der Verfasser in der Darstellung auch der bedeutungsvollsten Ereignisse sich auferlegen mußte, findet er Raum, sich über die Decretalbulle Clemens' VII. zu verbreiten, die am 24. October 1528 von Cardinal Campeggio Heinrich VIII. und Wolsey vorgelesen, nachher aber verbrannt wurde, ohne je in andere Hände gelangt zu sein. Obgleich der Wortlaut nie jemanden bekannt geworden ist, weiß der Verfasser doch ziemlich genau, was sie „näherhin vielleicht" enthalten habe. Im großen Gang der Ereignisse war diese Decretalbulle von ganz verschwindender Tragweite, und sie wäre in einem kurzen Lehrbuch leicht zu vermissen gewesen. Sollte sie aber zur Besprechung kommen, so mußte wenigstens das Nothwendigste zur Erklärung angedeutet werden. Es steht fest, daß nach des Papstes eigener Absicht das Schriftstück nie Rechtskraft erlangen sollte, daß er sich nur mit Widerstreben durch Wolsey dazu drängen ließ, als zu dem äußersten, was möglich und zulässig war, in der Hoffnung, durch dieses Scheinmanöver gegenüber einem Despoten wie Heinrich VIII. die Stellung Wolsey's noch zu retten und dadurch den Wirren in England einen bessern Ausweg offen zu halten. Die Vermuthung aber, welche der Verfasser mit „näherhin vielleicht" eingeführt hat, findet im Gang der Verhandlungen keine Stütze und dürfte anderen recht unwahrscheinlich sein. Ueberhaupt ist es überraschend, in dem sonst so knappen Lehrbuch sich wiederholt luftigen Vermuthungen gegenüberzusehen, für die nichts spricht als das „vielleicht" des Verfassers. So S. 442 über Kaiser Mathias zur Entschuldigung der Empörung der Protestanten, S. 501 zu Ungunsten der Gesellschaft Jesu und zur Beschönigung des Vorgehens gegen sie.

Weniger freigebig mit Vermuthungen ist der Verfasser nach anderer Seite hin, wie z. B. bei der Frage nach einer Erneuerung der Kirche von innen heraus, im Falle die kirchliche Revolution des 16. Jahrhunderts nicht eingetreten wäre. Das fünfte Lateranconcil wird ganz entschieden unterschätzt; die vielen Spuren einer im vollen Gange begriffenen Reformbewegung im Innern der Kirche, ähnlich der des 11. Jahrhunderts, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, werden theils kühl abgethan, theils ignorirt.

Die Entwicklung des Primates, die für die Geschichte der Kirche von so großer Wichtigkeit ist, wird zum Theil spärlich, zum Theil unbefriedigend behandelt. So werden als einziges Moment für die ganze patristische Periode die Canones von Sardika angeführt, die sich nur auf die oberrichterliche Gewalt des Bischofs von Rom beziehen. Dabei könnte die Darstellung den Schein erwecken, als seien die betreffenden Vorrechte damals erst als neues Recht dem Papst verliehen worden. Man vergleiche damit Hefele, Conc.-Gesch. I, 570. Durch Pseudo-Isidor läßt der Verfasser in der Entwicklung des Primates einen bedeutenden Umschwung eintreten, sofern erst durch ihn die Causae majores dem päpstlichen Forum vorbehalten werden. Die triftigen Momente, die dagegen sprechen, daß Nicolaus I. bereits 864 Pseudo-Isidor gekannt und benutzt habe, existiren für den Verfasser nicht. Die wiederholten Erklärungen schon Innocenz' I. über die Causae majores und die diesbezüglichen Worte des hl. Cyrill in seinem Briefe an Papst Cölestin berühren ihn nicht. Jedenfalls ist es unrichtig, daß jetzt erst dem Papste die Definitivsentenz in Rechtssachen der Bischöfe zugesprochen, und ebenso unrichtig, daß jetzt durch Pseudo-Isidor der Provinzialsynode die erste Entscheidung in diesen Rechtssachen entzogen wurde. Nicolaus I. wenigstens, sollte er Pseudo-Isidor wirklich gekannt und als Norm befolgt haben, vermochte diesen Sinn nicht herauszulesen. (Vgl. Schrörs, Hinkmar v. Reims, S. 264 u. Not. 103.)

Der hierdurch angebahnte Umschwung soll dann durch Gregor VII. um ein bedeutendes weitergeführt bezw. vollendet worden sein. Allein der Ausspruch Gregors, der als einziger Beweis dafür angeführt wird, enthält auch nicht ein einziges Moment, das nicht längst in der Kirche anerkannt gewesen wäre. Man vergleiche den Brief Gelasius' I. an die Bischöfe Dardaniens (Jaffé 664) oder Bonifaz' I. an die Bischöfe Macedoniens und Achaja's (Jaffé 365). Nichts anderes hebt 863 Nicolaus I. als das Anerkenntniß der westfränkischen Bischöfe hervor mit wörtlicher Anführung aus ihrem gemeinsamen Schreiben: „Daß Ihr mit aller Liebe nach der Anordnung der Vorfahren nicht nur über alle Angelegenheiten, die einen Zweifel lassen oder Streitigkeiten verursachen könnten, sondern auch über die übrigen majora negotia ecclesiastica an die Spitze des Episkopates, an den Sitz des großen Petrus Bericht erstatten sollt" (Mansi XV, 301). Dieselben Gedanken, die durch Gregor VII. in die kirchliche Entwicklung eingeführt worden sein sollen, hatten schon 833 Abt Wala von Corbie und Paschasius dem Papste Gregor IV. als die alte kirchliche Lehre zum Troste vorgehalten, als sie ihn sehr bekümmert fanden wegen der Drohungen der französischen Bischöfe. „Wir gaben ihm deshalb", schreibt Paschasius, „einige durch die Auctorität der heiligen

Väter bekräftigte Erklärungen seiner Vorgänger, denen niemand Widerspruch entgegensetzen kann, daß er die Vollmacht habe, die Vollmacht Gottes und des hl. Petrus, und das Recht, zu allen Völkern zu gehen oder andere an sie abzuordnen für den Glauben Christi und den Frieden der Kirche, für die Predigt des Evangeliums und die Feststellung der Wahrheit, und daß in ihm sei die ganze Obergewalt (potestas excellens) und die fortlebende Machtvollkommenheit des hl. Petrus, von der alle gerichtet werden, während er selbst von niemand gerichtet wird" (Jaffé 2577). Wenn der Satz in den dictatus Papae hervorgehoben wird „quod (papae) unicum est nomen in mundo", so erinnere man sich der Worte des Bischofs von Patara an Kaiser Justinian 537 über Papst Silverius (Liberat. Brev. c. XXII), von dem es heißt: „Judicium Dei contestatus est de tantae sedis episcopi expulsione, multos esse dicens in hoc mundo reges, et non esse unum sicut ille papa est super ecclesiam mundi totius". Freilich handelt es sich hier nicht um die Einschränkung des Namens papa, aber es handelt sich um wesentlich dieselbe Auffassung, welche der Verfasser als einen spätern Umschwung bezeichnet, der sich dann auch sprachlich bemerklich gemacht habe. Als weiteres Zeichen des Umschwungs wird dann hingewiesen auf die in dieser (der Gregorianischen) Periode aufgekommenen symbolischen Gebräuche des Steigbügelhaltens und des Fußkusses. Begreiflicherweise konnte in den ersten acht Jahrhunderten, wo Päpste und christliche Fürsten sich kaum je begegneten, eine feste Etikette sich nicht ausbilden. Aber schon über den Empfang Johannes' I. in Constantinopel 525 schreibt der Liber Pontificalis: „Tunc Justinus Augustus dans honorem Deo humiliavit se pronus et adoravit beatissimum Joannem Papam," und der Empfang des Papstes Vigilius dürfte kaum minder ehrenvoll gewesen sein. Die berufene Sitte selbst führt sich zurück auf den Empfang, den König Pipin Papst Stephan III. zu Theil werden ließ, wie er im Liber Pontificalis ausführlich beschrieben wird, und wurde deshalb auch sicher schon in früher Zeit zum stehenden Gebrauch.

Mit Recht ist S. 273 und 325 darauf hingewiesen, daß in Gregor VII. die große Reformbewegung des 11. Jahrhunderts nur ihre naturgemäße Fortentwicklung fand. Selbst der „andere Punkt", den er ins Auge faßte, war von den Freunden der Reform, wie unter Stephan X. von Cardinal Humbert, längst erörtert worden, und schon im 9. Jahrhundert hatte Florus (De elect. episc.) sich sehr deutlich in der gleichen Richtung geäußert. Also auch hier sind nicht gerade durch Gregors Persönlichkeit neue Ansprüche oder ein neuer Umschwung ins Leben gerufen worden.

In einzelnen Punkten der Doctrin hat die Darstellung des Verfassers vielleicht nur infolge ihrer Kürze zuweilen etwas irreführendes. So wäre es nicht zutreffend, wenn hinsichtlich der Satisfactionstheorie des hl. Anselm ein wirklicher Gegensatz zur Lehre der heiligen Väter in der bezeichneten Richtung behauptet werden sollte. Daß in der Beurtheilung des Selbstmordes, der im Alterthum für erlaubt gegolten, erst durch Augustin eine Aenderung erfolgt sei, ist etwas viel gesagt. Es dürften doch wohl auch die voraugustinischen Christen das fünfte Gebot Gottes richtig verstanden haben, wenn auch kein

Kirchenvater sich veranlaßt sah, ausdrücklich darüber zu schreiben. Die Ausschreitungen der Circumcellionen beweisen dagegen nichts.

Ob Gottschalk wirklich Häretiker gewesen sei oder der Häresie verdächtig, ist eine Frage, welche der Historiker füglich dem Dogmatiker überlassen dürfte. Für ihn genügt es, festzustellen, daß von der rechtmäßigen kirchlichen Behörde auf Häresie erkannt worden ist, und zwar von Männern, die Gottschalks vollständige Schriften, seinen Lebenswandel, seine mündlichen Aeußerungen kannten, von Männern wie Rhabanus Maurus, Haymo von Halberstadt, Hinkmar von Reims und anderer, deren Urtheil nach der wiederholten und reiflichen Untersuchung, die sie angestellt haben, wohl mehr Anspruch auf unsere Achtung hat, als die späteren Behauptungen der Jansenisten. Weit weniger apodiktisch als der Verfasser ist in dieser Frage Schrörs verfahren (Hinkmar, S. 480—490). Die dogmatische Würdigung der Frage sehe man bei Stentrup, De Verbo Incarnato, Soteriologia I, 423 ss. Nicht aus der „materialistisch lautenden Formel" der Lateransynode von 1059 ist Berengars häretische Hartnäckigkeit abzuleiten, sondern durch Berengars Verschlagenheit und Doppelzüngigkeit sah sich die Synode zuletzt zur Aufstellung einer jede häretische Ausflucht versperrenden Formel genöthigt.

Die alte Mißdeutung, daß nach Gregors VII. Lehre nur die kirchliche Gewalt von Gott stamme, die weltliche ihren Ursprung in der Sünde habe, sieht man ungern in einem solchen Buche.

Die Prädestinationslehre des hl. Augustin gibt der Verfasser, wie sie von manchen Theologen dargestellt, von anderen aufs entschiedenste bestritten wird. Es ist die Auffassung, welche Augustins Freund und Gesinnungsgenosse, der hl. Prosper, als „ineptissimarum blasphemiarum prodigiosa mendacia" zurückgewiesen hat. Auf die dogmatische Darlegung einzugehen, ist hier nicht der Ort. Aber auf die unhistorische Behauptung des Historikers sei hingewiesen, daß seit seinem Briefe an Sixtus c. 418 Augustin seine Prädestinationslehre — und zwar thatsächlich im allerwesentlichsten — umgeändert habe. Nirgends in all seinen Schriften, auch nicht in seinen Retractationen, hat Augustin einen solchen Wechsel bezeugt, wie er es sonst offen zu thun pflegte, wo er seine Anschauung wirklich geändert hatte. Dieselbe Prädestinationslehre, die er De spiritu et litera c. 33 n. 58 so klar ausgesprochen hat, ist nicht minder klar in dem frühern Werke Ad Simplicianum I. qu. II. n. 6 dargelegt „... unde quod dictum est: quia elegit nos Deus ante mundi constitutionem non video, quomodo sit dictum nisi praescientia" etc. etc. Dieses Werk hat Augustin in seinen späteren und spätesten Schriften wiederholt angeführt als den getreuen Ausdruck seiner Anschauungen über die Gnadenlehre. So De Praedest. sanct. c. IV., so De don. persev. XXI 55, wo er es mit dem berufenen Briefe an Sixtus nicht nur nicht in Gegensatz bringt, sondern ausdrücklich als übereinstimmend bezeichnet, so endlich in Retract. L. II. c. 1, wo er das dort Gesagte voll und ganz aufrecht erhält. Allerdings ist es Augustin an diesen Stellen zunächst um einen anderen Punkt der Gnadenlehre zu thun, um die gratia prima, allein er konnte ganz unmöglich so sprechen, wenn er inzwischen in einem ganz entscheidenden Punkte

seine Anschauung völlig geändert hatte. Dazu kommt, daß er Retract. I, 10 n. 2 noch ausdrücklich hervorhebt „quod omnes homines possunt (se salvare) si velint“. Allerdings legt Augustin für I. Tim. 2, 1 in seinen verschiedenen Werken sehr verschiedene Auslegungen vor; allein seine Aeußerungen De corrept. et grat. c. 14 und Enchir. c. 103 zeigen, daß er weder zu irgend einer Zeit eine derselben für die ausschließlich berechtigte noch die verschiedenen Auslegungen als unter sich widersprechend erachtete. Sie alle fügen sich trefflich in seine Gesammtanschauung, wonach Gott mit der voluntas antecedens et conditionata (ante praevisa merita) das Heil aller will, post praevisa merita aber, mit der voluntas consequens et efficax nur einen Theil der Menschheit wirklich auserwählt hat.

Auch Molina's Lehre ist nicht zutreffend wiedergegeben. Die Voraussicht der menschlichen Mitwirkung ist nach Molina durchaus nicht der Grund, weshalb Gott dem einen diese, dem andern jene Gnade verleiht. Diesen Grund zu finden, hat Molina sich nie angemaßt. So gut wie Augustin rechnete auch er dieses zu den „inscrutabilia judicia Dei“. Molina will gerade Gottes freies Erbarmen, seine Auserwählung erklären, die vom Menschen in jeder Hinsicht unverdient ist. Diese besteht darin, daß Gott die einen gerade in solche Umstände versetze und solche den Umständen entsprechende Gnadenhilfe gebe, von denen er voraussieht, daß sie von dem freien Willen des Geschöpfes thatsächlich zur guten Handlung bezw. Rettung benutzt werden. Alle haben völlig ausreichende Gnade, sich zu retten, wenn sie nur wollen; aber die besondere Erbarmung Gottes gegen die Erwählten besteht darin, daß er von Ewigkeit beschließt, ihnen solche Hilfe und Gelegenheit zu gewähren, von denen er voraussieht, daß sie Dank der von der Gnade getragenen freien Mitwirkung des Menschen wirklich zum Heile führen.

Die Behauptung S. 505, daß vor Benedikt XIV. „zwischen Katholiken und Protestanten eine giltige Verbindung nicht geschlossen werden konnte“, daß Benedikt in dieser Beziehung „die gegenwärtige Praxis eingeleitet“ habe, ist vermuthlich nur eine durch übergroßes Streben nach Kürze veranlaßte Unklarheit des Ausdrucks. Stets konnten solche Ehen unter Getauften giltig eingegangen werden, wenn nur in den Ländern, wo die Decrete des Tridentinums promulgirt waren, die forma Tridentina eingehalten wurde. Clandestine Ehen waren in solchen Ländern allerdings ungiltig, aber nicht auf Grund der Verschiedenheit der Confession. Benedikt XIV. hat nun für die früher unter Spaniens Herrschaft stehenden Staaten Belgiens und Hollands auch für solche clandestine Ehen, einerlei ob gemischter oder beiderseits protestantischer Confession, die Giltigkeit ausgesprochen bezw. Dispens gewährt, sowohl in Anbetracht der besonderen Verhältnisse jener Länder, als mit Rücksicht darauf, daß die Promulgation der maßgebenden Tridentiner Beschlüsse in jenen, damals von Aufruhr gährenden Ländern, nicht sicher nachgewiesen werden könnte. Es ist kein Grund vorhanden, so wie der Verfasser thut, diesen Erlaß als „einen der wichtigsten“ unter den zahlreichen Verordnungen Benedikts zu bezeichnen, es sei denn wegen des ernsten Urtheils, das dort der von ihm so hochgefeierte Papst über die gemischten Ehen ausspricht als

„haecce detestabilia connubia, quae S. Mater Ecclesia perpetuo damnavit atque interdixit".

Auf zwei bekannte Lieblingssentenzen des Herrn Verfassers soll hier kein großes Gewicht gelegt werden. Hinsichtlich des Rigorismus der Bußdisciplin in der „alten Kirche" d. h. der Nichtnachlassung der drei Kapitalsünden sei hingewiesen auf die Zeitschr. f. kathol. Theol. XI, 719 ff., überdies für den Orient nur auf die Erzählung des Clemens Alexandrinus bei Eusebius III. 23, die Anschauung des Dionysius von Corinth um 170 (ebenda IV. 23) und die Worte des Johannesschülers Polykarp (Ad Phil. 6): „Presbyteri sint ad commiserationem proni, misericordes erga cunctos, aberrantia reducentes ... non severi nimis in judicio". Man darf sich dagegen keineswegs auf Origenes, De orat. 28 berufen, da eine Reihe anderer Stellen, vor allem Contra Cels. III. 51 aufs klarste entgegenstehen und zeigen, daß man jene vereinzelte Stelle als unter gewissen Voraussetzungen geschrieben verstehen müsse.

Bezüglich der Sondermeinung des Herrn Verfassers über die Berufung der acht ersten allgemeinen Concilien durch den Kaiser, unabhängig von einer Zustimmung oder Bestätigung des Bischofs von Rom, genüge der Hinweis auf v. Hefele, Conc.-Gesch. I, 6 ff. und Zeitschr. f. kathol. Theol. X, 67 ff. An letzterem Orte S. 98/9 ist bereits darauf hingewiesen, wie irrthümlich die Auffassung ist, die der Verfasser von der „Approbationstheorie" sich gebildet hat und auch jetzt noch festhält, als ob diese immer und unter allen Umständen eine nachträgliche ausdrückliche Bestätigung der Concilsbeschlüsse für nothwendig erachte, auch für den Fall, daß bereits päpstliche Legaten mit ausreichender Vollmacht den Beschlüssen zugestimmt haben.

Noch möge auf einige Kleinigkeiten hingewiesen werden. Die Echtheit der Philonischen Erzählung von den Therapeuten schließt nicht aus, daß es sich dabei um christliche Asceten handle. Die Nachricht von der Bekehrung des britischen Königs Lucius stammt nicht ursprünglich von Beda, sondern aus dem Liber Pontificalis. Der Satz S. 77: „Die ältesten Documente sprechen sich über den Erlöser mit einer gewissen Unbestimmtheit aus", ist sicher richtig gedacht, aber doch recht mißverständlich. Daß die Trinitätslehre des Origenes nicht mangelhafter gewesen als die seiner Zeitgenossen, ist, falls man mit dem Verfasser den großen Alexandriner des Subordinatianismus schuldig erkennt, unwahr wenigstens hinsichtlich der Kirche von Rom, wie Papst Dionysius und Kallistus beweisen. Die Tragweite des Mailänder Edictes, das an sich doch nur ein sehr eingeschränktes Toleranzedict war, scheint S. 100 überschätzt. Auffallend ist die Angabe S. 168, daß auch an Weihnachten getauft worden sei. Da hier Dr. Probst widerspricht und selbst seine Theorie von der Entstehung der Festoctaven auf die gegentheilige Ansicht gründet, so wäre eine Belegstelle erwünscht gewesen. Daß der hl. Hieronymus mit dem bekannten Worte: „Non Jerosolymis fuisse sed Jerosolymis bene vixisse laudandum est", gegen „übertriebene Werthschätzung der Wallfahrten und ungesunde Vorstellungen" habe kämpfen wollen, würde wohl Hieronymus selbst am meisten überraschen, zumal die betreffenden Worte an

den feingebildeten und erleuchteten hl. Paulin von Nola gerichtet waren, und er selbst Ep. 58 n. 4 ausdrücklich erklärt, weshalb er dies Wort geschrieben. Hinsichtlich der Enthauptung der 4500 Sachsen durch Karl d. Gr. wäre ein Hinweis auf W. v. Bippens Untersuchung dieser Frage in Quidde's Zeitschrift 1889 I, 75 erwünscht gewesen. Was die „weitverbreitete Furcht, mit dem Jahre 1000 werde die Welt untergehen" und die Beziehung dieser Furcht zur Entwicklung der Baukunst betrifft, so hat Dom Fr. Plaine (Rev. des Quest. Hist. XIII, 145) überzeugend bewiesen, daß diese Furcht eine Fabel ist, und daß schon 950—1000 viele und großartige Bauten und Umbauten von Klöstern, Kathedralen und Kirchen unternommen wurden, mithin der großartige Aufschwung der Baukunst schon früher zu datiren ist. Wenn die Scholastik geschildert wird als gekennzeichnet „durch rationalisirende Behandlung der Theologie" und als ihr Ziel angegeben wird „den Glauben möglichst in die Form des Wissens zu erheben", so könnte dies recht mißverstanden werden. Wie die Besprechung des Ordenslebens im ausgehenden Mittelalter eine im allgemeinen zu harte, so ist auch das Urtheil über die wissenschaftlichen Leistungen dieser Periode nicht ganz gerecht. Die „schöpferische Kraft der Scholastik" war noch keineswegs erloschen. Das zeigen gerade zu Ausgang dieser Periode die vier großen Thomisten: Capreolus, Ferrariensis, Cajetanus und Deza. Männer, wie der gefeierte Alfons Tostatus („Abulensis"), in England der berühmte Karmelit Thomas Netter („Waldensis"), in Irland der gelehrte Mauritius de Portu und viele andere sehr bedeutende Gelehrte auf den verschiedensten Wissensgebieten stehen ihnen zur Seite. Nicht ohne richtige Einsicht bekennt sich in Bezug auf das damalige Deutschland der Protestant Maurenbrecher zu dem Urtheil: „Sicher wird man Männern gegenüber wie Cusanus, Heynlin vom Stein, Gregor Reisch, Rolewink, Geiler von Kaisersberg und Gabriel Biel nicht von einem Verfall der theologischen Wissenschaft reden dürfen. Dogmatik, Ethik und Erläuterung der Bibel fanden in den genannten Autoren Vertreter, die in den Geleisen mittelalterlicher Theologie würdevoll sich weiter bewegten und an der Lehrüberlieferung der mittelalterlichen Kirche glücklich auf's neue anknüpften." — Cusanus brauchte übrigens in seinem De docta ignorantia durchaus nicht „der wissensstolzen Scholastik gegenüber die Grenzen des menschlichen Erkennens zu betonen". Was Cusanus mit diesen Worten bezeichnet, war, wie den heiligen Vätern, so auch der Scholastik ein ganz vertrauter Gedanke: die Gelehrsamkeit des Philosophen besteht darin, daß er die Gründe recht einsieht, weshalb er Gott, wie dieser in sich ist, nicht begreifen könne, Gründe, die sich zurückführen auf die unendliche Vollkommenheit Gottes und die Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntnißweise. Cardinal Franzelin (De Deo uno p. 161) hat zur Erläuterung dieses Gedankens der Scholastik gerade hingewiesen auf das Buch des Cusanus. — Nicht St. Anselm v. Canterbury, sondern sein Neffe, der Abt Anselm von St. Edmundsbury war es, der für die Verbreitung des Festes der Unbefleckten Empfängniß so überaus thätig war. Von Anselm von Canterbury kann das nicht nachgewiesen werden; doch war erwiesenermaßen schon vor der Normannenzeit, selbst vor dem 11. Jahrhundert, das Fest in

England bekannt und gefeiert. Man kann schwerlich zustimmen, wenn der „größere Aufschwung der Hexenverfolgung" mit der Bulle Innocenz' VIII. verknüpft wird. Die Bulle, das Echo der aus Deutschland an den heiligen Stuhl gelangten Berichte, hat an dem Hexenglauben nichts geändert. Die einzige Aenderung, welche die Bulle herbeiführte, die Uebertragung der Untersuchung an eigene Inquisitoren, war schon deshalb ohne nachhaltige Bedeutung, weil bereits bald das Hexenverfahren den Händen der Kirche völlig entwunden und in die der weltlichen Behörde gebracht wurde. Unter der Aegide der Juristen hat dann allerdings die Hexenverfolgung ihren „größeren Aufschwung" erlebt. Aber für diese ist wohl nicht die Bulle Innocenz' VIII., sondern die Gesetzgebung Karls V. maßgebend gewesen. — Die Exemption der Klöster im Ernst als eine „Hauptquelle der kirchlichen Mißstände" ansehen zu lassen (S. 414) ist bei einem Kirchenhistoriker von weitem Blick überraschend. — S. 477 ff. vermißt man jeden Hinweis auf die einst bedeutenden Missionen in Afrika: am Congo in Angola, Oberguinea, auch in Sansibar und an verschiedenen Orten der Ostküste. — S. 482 ist die Darstellung der gegen Lessius angezettelten Streitigkeiten wohl keine ganz unbefangene, und keineswegs so, daß sie die Lage der Dinge richtig erkennen läßt.

Wenn die Entwicklung der kirchlichen Wissenschaft in den verschiedenen Perioden des öfteren unbefriedigend zur Darstellung kommt, so ganz besonders S. 507, wo der großartige Aufschwung auf dem Gebiete der Moraltheologie und des canonischen Rechtes eigentlich todtgeschwiegen wird. Es scheint fast, als ob die Moraltheologie mit keiner andern Frage sich zu befassen gehabt hätte als mit der des Probabilismus. Man erstaunt, unter den wenigen Autoren, die „Erwähnung verdienen", an der Seite des hl. Alfons Liguori in der Moraltheologie Concina und Patuzzi zu begegnen, während von den anerkannt classischen Autoren wie Lugo, den der hl. Alfons den „ersten Theologen nach dem hl. Thomas" genannt hat, Sanchez, Azor, Laymann, Bonacina, Sporer, Lacroix u. s. w. keiner „Erwähnung verdient". Ueberdies wird Barth. de Medina unrichtig als der Urheber des Probabilismus genannt. Schon lange vor ihm haben ganz hervorragende unter seinen Ordensbrüdern, wie Soto, Johannes Nider, der hl. Antonin u. a. klar die Grundsätze des Probabilismus ausgesprochen. Unter den Canonisten werden Männer wie Thomassin, Reiffenstuel und Schmalzgrueber mit Stillschweigen übergangen, um für van Espen Platz zu machen.

S. 499 wird der Vernichtungskampf gegen die Gesellschaft Jesu in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts darauf zurückgeführt, daß dieselbe „der Gefahr sich nicht zu erwehren gewußt, welche das Glück zu bereiten pflegt", und daß der Orden „gleich den übrigen Orden von der idealen Höhe, auf die sein Stifter ihn gestellt, allmählich herabsank". Indessen Abirrung von der Regel und Ordenszucht hat auch das Aufhebungsbreve der Gesellschaft Jesu nicht zum Vorwurf gemacht, und daß eine solche Rücksicht bei der Aufhebung in keiner Weise in Betracht kam, geht aus der Darstellung des Verfassers selbst hervor. Als Beweis für das Gesunkensein des Ordens wird hingewiesen auf das Verhalten in der „Accomodationsangelegenheit". Wenn hinsichtlich der

chinesischen und malabarischen Riten die Jesuitenmissionäre geirrt haben, so waren viele Bischöfe und Missionäre, die dem Orden nicht angehörten, im gleichen Irrthum befangen. Die Frage war schwierig und bot verschiedene Seiten, und dieser Irrthum gereicht den Irrenden nicht zur Unehre. Hinsichtlich des Verhaltens nach erfolgtem kirchlichen Verbot vergleiche man die Darlegung des edlen und offenherzigen Cordara (Döllinger, Beiträge III, S. 65). Der Verfasser hat gegen die aufgehobene Gesellschaft aber eine noch weit schwerere Anklage: sie hat durch Sklavenhandel und andere Härten gegen die Eingeborenen die Ausbreitung des Evangeliums unter den Indianern erschwert; Benedikt XIV. mußte deshalb „den Jesuiten wie einigen anderen Orden das Gebot der christlichen Liebe einschärfen"; der Beweis ist die Bulle Immensa Pastorum, 20. December 1741.

Diese Bulle ist gerichtet an die Bischöfe der portugiesischen Besitzungen in Südamerika (Paraguay, Brasilien, La Plata). Sie erneuert die Decrete Pauls III. und Urbans VIII. gegen den Sklavenhandel und spricht den Schmerz des Papstes darüber aus, daß trotz der strengen kirchlichen Censuren Christen sich nicht scheuten, sowohl Getaufte wie Ungetaufte unter den Eingeborenen zu berauben, zu Sklaven zu machen oder als Sklaven zu verkaufen. Im ganzen Inhalt der Bulle wird der Jesuiten weder direct noch indirect die leiseste Erwähnung gethan. Es werden nur Ausschreitungen gerügt, welche das schwierige Bekehrungswerk, dem die Jesuitenmissionäre mit aller Kraft oblagen, hindern und erschweren mußten. Wer in die Geschichte der südamerikanischen Missionen auch nur etwas Einblick sich zu verschaffen sucht, wird sich unschwer überzeugen, daß die Missionäre und insbesondere die Jesuiten ohne Unterlaß die schwersten Kämpfe zu bestehen hatten und den giftigsten Anfeindungen von seiten der angesiedelten Europäer ausgesetzt waren nur deshalb, weil sie die Eingeborenen gegen Mißhandlung und Vergewaltigung schützten und dem Sklavenhandel entgegentraten. So war es nicht bloß zu den Zeiten eines Joseph Anchieta oder Antonio Vieyra, sondern auch noch zu den Zeiten Benedikts XIV. Als 1740 die portugiesischen Bevollmächtigten unter Führung A. Pineyros die Jesuiten der spanischen Chiquiten-Reduction ihren Plänen günstig stimmen wollen, machen sie ihnen vor allem die feierliche Zusage, die Neophyten gut zu behandeln, wo immer sie denselben begegnen würden, und keinen Eingeborenen, auch keinen heidnischen, zu Sklaven zu machen. (Vgl. Charlevoix, Hist. du Paraguay [Paris 1757] VI, 104.) In den Wirren, die sich an den Namen Bernardin v. Cardennas, eines bittern Feindes des Ordens, knüpfen, der 1743 zum Bischof von Assumption erhoben wurde, wird es als Agitationsmittel gegen die Jesuiten benutzt, daß sie die Gegner des Sklavenhandels sind. Ganz um dieselbe Zeit (1740—1746) machte Antonio de Ulloa mit Georg Juan seine erste große Reise durch die südamerikanischen Staaten. In ihren Noticias segretas wird ein an den König von Portugal gerichtetes Gesuch mitgetheilt um Wiederherstellung der Kranken- und Versorgungshäuser für die in den Städten der Weißen wohnenden Indianer, und um Uebertragung der Leitung dieser Häuser an die Jesuiten. In der Begründung des Gesuches heißt es wörtlich: „... weil außer

dem Regierungstalente, womit, wie alle übereinstimmen, dieser Orden begabt ist, dessen Eifer, dessen rührige Wirksamkeit, dessen werkthätige Barmherzigkeit und die ganz besondere Liebe, womit er die Indianer betrachtet und behandelt, Eigenschaften sind, die bei allen seinen Mitgliedern in so ausgezeichnetem Grade vorhanden sind, daß sie durch denselben ganz besonders, ja einzig zur Erlangung des hohen Grades von Vertrauen in den Stand gesetzt werden, welcher zur Bekehrung und Seelsorge der Indianer erforderlich ist, die — wahrhaft Unmündige — von niemand anderem auch nur mit der gewöhnlichen Nächstenliebe angesehen werden." Vgl. Cardinal C. Baluffi, Das vormals spanische Amerika, aus dem Italienischen, Wien 1843 II, 302. Derselbe Cardinal berichtet, daß sowohl die Bulle Urbans VIII. als die spätere (Immensa Past.) Benedikts XIV. von den Missionären selbst erwirkt worden sei (a. a. O. 268). Die Veranlassung, die Bulle Immensa Pastorum im offenen Widerspruch mit der Geschichte als Anklage gegen den Jesuitenorden und Beweis seines Verfalles darzustellen, kann nur die an dieser Bulle, wie an Dutzenden von anderen, angehängte canonistische Clausel sein, daß das Gesagte gelten solle „universis et singulis personis tam saecularibus, etiam ecclesiasticis, cujuscumque status, sexus, gradus, conditionis et dignitatis etiam speciali nota et mentione dignis existentibus, quam cujusvis Ordinis, Congregationis, Societatis, etiam Jesu, Religionis et Instituti Mendicantium et non Mendicantium ac Monachalis Regularibus etiam quarumcunque Militiarum etiam Hospitalis S. Joh. Hier. Fratribus Militibus." Man möge beachten, daß besagte Clausel die gesammte menschliche Gesellschaft umfaßt, soweit sie der Jurisdiction des Papstes unterworfen ist.

Einen andern Vorwurf erhebt der Verfasser gegen die Gesellschaft Jesu wegen ihres Verhaltens bei der Aufhebung. Nun war es doch schwer möglich, eine größere Unterwürfigkeit und Ergebung zu beweisen, als der General Ricci mit unerschütterlicher Consequenz gethan hat. Ueber die Gründe seiner Gefangennehmung sehe man die offene Darlegung Cordara's (Döll. Beitr. III, 63). Die besondere in der canonistischen Fassung der Bulle gelegene Einschränkung und die eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen die Jesuiten in Rußland und auch in Preußen lebten, scheinen dem Verfasser völlig entgangen zu sein. Der Heilige Stuhl, unter dessen Augen alles geschah, und der Widersetzlichkeit gegen seine Anordnungen nicht leicht vergißt, hat anders geurtheilt als der Verfasser, indem er gerade den in Rußland fortbestehenden Zweig des Ordens schon nach kurzem wieder für die ganze Kirche bestätigte. Die ganze Frage ist eingehend behandelt bei Seb. Sanguineti, La Compagnia di Gesù e la sua legitima esistenza, Rom 1882.

Noch manche Ausstellungen verschiedener Art wären zu machen. Allein diese theilweise Darlegung der vorhandenen Bedenken wird genügen, um das Urtheil zu rechtfertigen, daß diesem Lehrbuch der Kirchengeschichte trotz seiner sonstigen Vorzüge eine unbedingte Empfehlung nicht gegeben werden kann.

Otto Pfülf S J.

Die Katakombengemälde und ihre alten Copien. Eine ikonographische Studie von **Joseph Wilpert.** XII u. 81 S. 4°. Mit 28 Tafeln in Lichtdruck. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 20.

Nachdem mit dem Jahre 1578 die Katakomben Roms wiederum bekannt und zugänglich geworden, begann der Dominikaner Fra Alfonso Ciacconio Malereien derselben durch sechs verschiedene Zeichner aufnehmen zu lassen. Philipp de Winghe, ein Flamänder und Freund Ciacconio's, erkannte bald, daß manche jener Aufnahmen wegen zu großer Hast und Oberflächlichkeit der Maler ungenau seien, und fertigte einige neue Zeichnungen. Nicht lange nachher begannen Bosio's Katakombenforschungen. Ihre Ergebnisse bot die 1632 nach seinem Tode durch Severano herausgegebenen Roma Sotterranea, deren grundlegenden Werth allgemein anerkannt ist, deren Abbildungen sich aber meist auf die Arbeiten zweier unzuverlässiger Zeichner stützen. Viele Zeichnungen Ciacconio's, de Winghe's und Bosio's sind in einem Folianten der Vaticanischen Bibliothek und in einem kleinern der Vallicellana erhalten. Wilpert, schon durch manche Arbeiten zur Katakombenforschung, besonders durch die „Principienfragen der christlichen Archäologie" rühmlichst bekannt (vgl. Bd. XXXVII S. 210 und Bd. XXXVIII S. 598 dieser Zeitschrift), unternimmt in dieser Publikation den Vergleich jener Zeichnungen und der gedruckten Abbildungen Bosio's mit den noch erhaltenen Originalen. Das Ergebniß ist ein ebenso wichtiges wie trauriges. Das Bestreben Bosio's und seiner Vorläufer, „die Monumente nach Möglichkeit auf Martyrer zu beziehen, hat zu manchem Irrthum Veranlassung gegeben: so wurde aus dem Getreidemaß ein Marterinstrument, und aus einer Anbetung der Magier in S. Domitilla das Martyrium einer zum Feuertod verurtheilten Christin; die Scene der Getreideausladung derselben Nekropole verwandelte ein Copist Ciacconio's in die Gruppe einer Steinigung, während Bosio hier an Martyrer dachte, die zum Graben und Schleppen von Sand verurtheilt waren; den gleichen Gedanken erregte in ihm das Bild zweier Fossoren aus der Katakombe der Via Latina, ja selbst den Winzerkarren auf einem Gemälde des Coemeterium Ostrianum brachte er mit Martyrern in Verbindung." In manchen Fällen muß eine verfehlte Deutung der Originalgemälde die Fehler der Copien, wenigstens zum Theil, veranlaßt haben. Die Irrthümer sind freilich einigermaßen verzeihlich, weil die Gemälde oft schwer zu erkennen sind. Fast unglaublich klingt Wilperts Angabe über jenes berühmte, unzählige Male reproducirte „eucharistische Lamm", welches das in einem Nimbus stehende Milchgefäß auf dem Rücken trägt. „Auf dem Original existirt das Lamm nicht." Ein verblichenes Blattornament, worauf jenes Gefäß ruht, ist in des Zeichners Phantasie zum Lamm geworden! Nicht wenige Katakombenbilder werden noch heute nach jenen alten, fehlerhaften Aufnahmen behandelt, verwerthet und erklärt und führen darum immer von neuem in die Irre. Durch Zurückgehen auf die Originale und durch Sichtung und Prüfung der verschiedenen Aufnahmen derselben wird Wilpert in den Stand gesetzt, „eine große Anzahl von Irrthümern, welche bisher in der Wissenschaft volles Bürgerrecht genossen haben, für immer zu beseitigen."

Es ist erfreulich zu sehen, wie de Rossi, dem diese Arbeit gewidmet ist, weil er bei deren Entstehen wirksam half, einen so würdigen Mitarbeiter und Fortsetzer seiner Studien gefunden hat. Wilperts Kraft beweist sich in seiner neuesten Arbeit nicht nur durch tiefes Eingehen auf den Grund der Sache, sondern auch durch den ruhigen objectiven Ton und den Verzicht auf jede Polemik oder auf persönliche Zurechtweisung all jener, auch neueren Gelehrten, die durch zu großes Vertrauen auf frühere, angesehene Autoritäten in die Irre geriethen. Möchte es Wilpert vergönnt sein, eine möglichst große Anzahl Katakombenbilder in Phototypien zu ediren. Der beste Zeichner ist und bleibt ein Kind seiner Zeit, wird ihren Stil in seine Zeichnung naturnothwendig mehr oder minder hineintragen, somit den Stil der Vorlagen verändern. Freilich sind solche Aufnahmen schwer, theuer, zuweilen unmöglich; aber wo sie zu erlangen sind, ist ihr Werth bleibend. Die auf Tafel IX, XII, XXI von Wilpert gebotenen Phototypien sind darum doppelt dankenswerth. Oft würde eine Phototypie zugleich mit einer die Contouren schärfer betonenden Zeichnung das Erwünschteste sein, wenn nicht der Kostenpunkt so gewichtige Bedenken erregte.

St. Beissel S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Der heilige Rock zu Trier. Eine archäologisch-historische Untersuchung, herausgegeben im Auftrage des hochwürdigsten Bischofs von Trier von Dr. C. Willems, bischöflichem Secretär. VIII u. 182 S. 8⁰. Trier, Paulinus-Druckerei, 1891. Preis *M.* 1.20.

Der hochwürdigste Herr Bischof, in dessen Auftrage diese Schrift soeben erschienen ist, ließ sie veröffentlichen als Begleiterin seines Hirtenschreibens vom 1. Juni 1891, worin die Ende August dieses Jahres beginnende Ausstellung des heiligen Rockes angesagt wird. Seit dem Jahre 1844 lag die heilige Reliquie meist im Hochaltar des Trierer Domes verschlossen. Von den Pilgern, welche dieselbe bei der letzten Ausstellung verehrten, ist die Mehrzahl ins Grab gesunken. Die Ueberlebenden sahen schwere Tage und begrüßen mit allen eifrigen Katholiken diese neue Ausstellung als Unterpfand des Friedens, als Hoffnungsstrahl besserer Tage. Darum werden sie freudig die hier gebotenen Belehrungen über das Heiligthum der Trierer Kathedrale entgegennehmen. Das hübsch ausgestattete Buch hat die alten Quellen und die neueren Bearbeitungen, besonders die große „Geschichte des heiligen Rockes" von P. Beissel S. J., gewissenhaft benutzt und geschickt verarbeitet. Wir werden, so Gott will, in einem der nächsten Hefte auf dies Buch und auf seinen Inhalt: den Werth, die Geschichte und die Verehrung des heiligen Rockes, zurückkommen. Für jetzt genüge diese kurze Anzeige und Empfehlung.

Jésus-Christ. Par le R. P. Didon de l'Ordre des Frères Prêcheurs. 2 vol. LXXXVIII, 483; 469 p. Lex.-8°. Paris, Plon, 1891. Preis *Fr.* 16.

Dieses wahrhaft schöne und fromme Werk verdient allen gebildeten Christen, ja allen, die für Hohes und Heiliges noch Sinn bewahrt haben, warm empfohlen zu werden. In vollendet edler Form wird ein Gehalt dargeboten, bei welchem ein seltener Reichthum menschlich schöner und wahrer Gedanken um die göttlich tiefe Wahrheit der christlichen Offenbarung sich krystallisirt, von ihr durchleuchtet und verklärt wird. Es ist die Lebensgeschichte Jesu Christi, die zu einer einzigen fesselnden Erzählung verschmolzene Darstellung der vier Evangelien, durchgearbeitet mit der Gewissenhaftigkeit des Gelehrten, gezeichnet mit der Schöpferhand des genialen Künstlers, umrankt durch die fromme Betrachtung des Ordensmannes. Der ungläubige Bibelkritiker wird freilich durch das Buch nicht bekehrt werden; es lag nicht im Plane des Werkes, solcher Anforderung zu genügen. Auch der bibelgläubige Exeget wird vieles auszusetzen haben und sieht sich ein über das andere Mal zum Widerspruch herausgefordert. Ebensowenig kann der Historiker sich befriedigt erklären mit der Darstellung der jüdischen Verhältnisse zu Christi Zeit. So geistreich und formvollendet im einzelnen, ist dieselbe weder richtig noch consequent durchgeführt. Auch finden sich vereinzelte Sätze, wie namentlich solche über das Verhältniß von Vernunft und Glaube (I, 16; II, 37), die übler Wille mißverstehen könnte, und bei denen eine genauere Abwägung des Ausdrucks rathsam gewesen wäre. Und doch verschwindet alles dies gegenüber den Vorzügen dieses herrlichen Buches, gegenüber dem, was das Wichtigste und das Schwierigste war, der Darstellung der Person Jesu Christi. Die Schilderung seiner heiligen Menschheit (I, 95 ff.) wie die der Offenbarungen seiner Gottheit sind voll unerschöpflicher Schönheit und hinreißender Wahrheit. Auch die Person des Täufers ist meisterhaft und, wie es scheint, mit besonderer Vorliebe gezeichnet. Kein Christ wird mit dem Buche sich vertraut machen, ohne gestärkt und neu belebt zu werden im Glauben und in der Liebe, kein Gebildeter, ohne reichen Gewinn zu haben an Veredlung des Geistes. Es ist ein Erbauungsbuch im schönsten Sinne des Wortes, ein Werk, doppelt willkommen in einer Zeit, welche Christus läugnet und die Materie anbetet, in einem Jahrhundert, welches geschändet ist durch die Erzeugnisse eines Strauß und eines Renan.

Die religiösen, sowie die wichtigsten häuslichen und politischen **Alterthümer der Bibel.** Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen und zum Selbstunterricht, bearbeitet von Dr. Bernh. Schäfer, Professor der Theologie an der Kgl. Akademie zu Münster. Zweite, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. Mit zwei Figurentafeln. Mit kirchlicher Gutheißung. XII u. 255 S. 8°. Münster, Theissing, 1891. Preis *M.* 3.60.

Die erste Ausgabe dieses verdienstvollen Leitfadens ist in diesen Blättern ausführlich besprochen worden (Bd. XIV. S. 545—551). Es gereicht uns zur großen Freude, jetzt diese zweite Auflage empfehlen zu können. Sie ist an Umfang gewachsen, von 208 auf 255 Seiten. Auch der Inhalt hat Erweiterung und Verbesserung erfahren. Neu hinzugekommen ist S. 48 als willkommene Erläuterung zur Beschreibung des herodianischen Tempels eine Figurentafel, die im Anschluß an die Arbeit von P. Odilo Wolff O. S. B. (Der Tempel von Jerusalem und seine Maße, Graz 1887) abgefaßt wurde. Ebenso ist neu dazugekommen: § 30. „Ein Tag in den Vorhöfen des Herrn", und S. 235—255 die fünf Kapitel: Ehe-, Vermögens-, Cri-

minal-, Staats-Recht, Maße, Gewichte, Münzen — eine Beigabe, die trotz der gedrängten Kürze jedem sehr erwünscht sein wird. Auch sonst macht sich oft die bessernde und ergänzende Hand bemerkbar. Ebenso hat die früher bereits gegebene Figurentafel Verbesserungen erfahren; zu diesen rechnen wir aber nicht, daß in Fig. 2 die Cherubim entgegen den Textworten (S. 20) mit ihren Flügeln die Lade nicht mehr überdecken. Zu S. 79 wäre wohl eine Berücksichtigung und Erklärung von Weish. 18, 24 zu erwarten gewesen. Die Umschreibung der hebräischen Worte ist nicht in allewege glücklich zu nennen; zain und samech werden durch das gleiche s gegeben; warum Serubabel, da doch S. 249 Zorobabel steht? Jehova, warum aber dann Askarah, Nedabah u. dgl.? Die Stelle Tertullians über das sedile am Kreuze ist adv. Marc. 3, 18 (S. 245 c. nat.?). Das hebr. Hin faßte nach den Rabbinen 12 Log (zu S. 252), und S. 253 sollte es heißen: das Talent war 58,9 kg schwer u. dgl. m. — Ein großer Vorzug des Buches ist die sorgfältige Hervorhebung und Durchführung der typischen Bedeutung alttestamentlicher Einrichtungen. Durch sie wird das Studium der Alterthümer wirklich fruchtreich auch für das Verständniß und die Würdigung kirchlicher Gebräuche und Satzungen, und wir lernen recht im einzelnen verstehen, in welchem Umfange es wahr ist, was St. Paulus sagt: Quae sunt umbra futurorum, corpus autem Christi (Col. 2, 17). Die Darstellung ist dem Leitfaden angemessen: einfach, inhaltsreiche Kürze und Gedrungenheit.

De alexandrinae interpretationis libri Danielis indole critica et hermeneutica. P. I. Dissertatio theologica. 75 p. 8⁰. Monasterii Guestf., Aschendorff, 1891.

Diese Doctordissertation des hochw. Herrn Augustin Bludau bekundet großen Fleiß und eine ausgedehnte Belesenheit. Hier ist nur der erste Theil der Arbeit geboten; er behandelt Ort und Zeit der Entstehung der Uebersetzung, deren Geschichte und die Hilfsmittel der Textverbesserung nebst Vorschlägen zur Herstellung des ursprünglichen Textes. Der zweite Theil soll — si Deo placet — später deutsch folgen und uns mit dem Charakter der Uebersetzung selbst, mit dem Plan und Verfahren des Uebersetzers bekannt machen. Die Uebersetzung verlegt der Herr Verfasser in die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. Wie aber der Herr Verfasser für diese Zeit einen Beweis erbringen will aus Wörtern, die bei Plato, Aristoteles, Herodot, Xenophon, Sophokles, Thucydides, Isokrates und auch im 3. und 4. Buch der Maccabäer sich finden (S. 8), ist uns unverständlich geblieben. Eingehend und werthvoll ist die Untersuchung über die in den Schriften der ersten Jahrhunderte auffindbaren Spuren des Gebrauches dieser Uebersetzung (S. 11—32). Warum diese Uebersetzung sodann von der Kirche zurückgewiesen wurde, dafür scheint dem Herrn Verfasser der Hauptgrund die absona interpretatio von 9, 24—27 gewesen zu sein. Spuren der Uebersetzung des Theodotion glaubt er bereits bei Hermas und Justin zu finden; daher macht er den Theodotion zum Zeitgenossen des Aquila. Beachtenswerth sind auch die annotationes criticae S. 44—71.

Evangelicum Dominicale, seu Sanctorum Patrum ac Doctorum et ecclesiasticorum scriptorum homiliae, sermones, commentaria in Evangelium Dominicarum totius anni. Auctore Antonio Videmari. Pars I. 765 p. 8⁰. Augustae Taurinorum, ex typis S. Josephi apud collegium artium alumnorum, 1890. Preis *Fr.* 3.50.

Der hier vorliegende Band reicht vom Advent bis zum Palmsonntag. Es ist, wie schon der Titel sagt, ein Sammelwerk. Als solches gibt es rasch Stoff und

Gedanken an für verschiedene Kanzelvorträge über die jeweiligen Sonntagsevangelien. Es sind entweder kurze Ansprachen von heiligen Vätern und Kirchenlehrern über die betreffenden Evangelienabschnitte, oder auch nur wörtliche oder paränetische Erklärungen der einzelnen Schriftverse, wie sie von den heiligen Vätern und späteren kirchlichen Schriftstellern gegeben sind. Der griechische und der lateinische Vulgata-Text der Evangelien sind vorausgeschickt. Außer den heiligen Vätern sind der heilige Thomas von Aquin, der hl. Bonaventura und Cornelius a Lapide mit Vorliebe benutzt. Die Ausstattung macht dem Verlag alle Ehre.

Die Religion als tiefstes Fundament der socialen Ordnung. Ein Vortrag zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. Von Dr. theol. P. Hake, Oberlehrer und Religionslehrer an dem Kgl. Laurentianum zu Arnsberg. 22 S. 8⁰. Arnsberg, Stein, 1891. Preis 40 *Pf.*

Der durch seine apologetischen Schriften rühmlichst bekannte Verfasser behandelt hier kurz und bündig die Grundsätze einer gesunden Socialphilosophie. Die Menschen, so entwickelt er, können nach ihrer Natur nicht bestehen ohne gesellschaftliche Verbindung, Gliederung und Rechtsordnung, ohne staatliche Ordnung und Autorität, ohne Sittlichkeit und ein die socialen Gegensätze versöhnendes gegenseitiges Wohlwollen. Auf Gott als dem Urheber der menschlichen Natur und ihrer Forderungen beruhen also Gesellschaft, Staat, Sittlichkeit und wohlwollende Liebe. Alle tiefer Blickenden aller Zeiten, etwa von Lykurg angefangen bis auf den Gefeierten des Tages, stützten und stützen die staatliche und gesellschaftliche Ordnung auf Gott und Religion. — Dabei fallen Streiflichter auf die atheistische Gesellschaftstheorie, ihre innere Gehaltlosigkeit und die Giftfrüchte, welche sie in der Revolution gezeitigt hat, so daß die Religion nicht bloß als tiefstes, sondern auch als einzig ausreichendes Fundament der socialen Ordnung erwiesen wird. Wer die hier zusammengehäuften Schätze hebt und verarbeitet, wird in diesem akademischen Schriftchen eine Goldgrube finden zu gründlicher und faßlicher Behandlung der brennendsten Fragen der Gegenwart.

Breviarium Romanum ex decreto SS. Concilii Tridentini restitutum, S. Pii V. P. M. jussu editum, Clementis VIII., Urbani VIII. et Leonis XIII. auctoritate recognitum. Editio quarta post typicam. 4 tomi 12⁰. Ratisbonae, Pustet, 1891. Preis *M.* 24. Dazu Einbände: Nr. 1 in chagrinirtem Schafleder, biegbarem Rücken und rothem Schnitt *M.* 14; Nr. 2 dito mit Goldschnitt *M.* 16; Nr. 3 in echtem Chagrin, sonst wie Nr. 2, *M.* 22; Nr. 4 in echtem Chagrin nebst Kanten- und Deckenvergoldung *M.* 26; Nr. 5 in echtem Juchten, sonst wie Nr. 4, *M.* 36.

Preces ante et post Missam pro opportunitate sacerdotis dicendae. Accedunt hymni, litaniae aliaeque preces in frequentioribus publicis supplicationibus usitatae. Cum approbatione Reverendissimi D. D. Ordinarii Ratisbonensis. Editio quinta. 71 p. 4⁰. Ratisbonae, Pustet, 1891. Preis *M.* 2.

Rituale Romanum Pauli V. P. M. jussu editum et a Benedicto XIV. auctum et castigatum. Cui novissima accedit benedictionum et instructionum appendix. Editio secunda post typicam. X et 404 et 256 p. 18⁰. Ratisbonae, Pustet, 1891. Preis *M.* 4.

Officium parvum B. M. V. et officium defunctorum cum septem psalmis poenitentialibus et litaniis Sanctorum, S. Pii Pontificis Maximi jussu edita, Clementis VIII. et Urbani VIII. auctoritate recognita. Editio tertia. 188 p. 24⁰. Ratisbonae, Pustet, 1891. Preis 80 *Pf.*, geb. *M.* 1.50.

Wiederholt haben wir auf die in ununterbrochener Folge aus dem Pustet'schen Verlage hervorgehenden Liturgica mit der vollsten Anerkennung hingewiesen, am ausführlichsten Bd. XXXVI, S. 586 ff. Aus der jüngsten Zeit sind die vier oben verzeichneten Preßerzeugnisse zu nennen, welche durchaus die hohen Vorzüge ihrer Vorgänger theilen, insbesondere die vollkommene Correctheit und die würdige, geschmackvolle Ausstattung.

Das neu vorliegende Breviarium Romanum, welches in erster Auflage 1886 erschien, hält an Größe die Mitte zwischen dem stattlichen Quartbrevier von 1888 und dem kleinen von 1889. Die Güte des Papiers, die Deutlichkeit des Druckes, der Schmuck der Bilder und Kopfleisten lassen die Ausstattung als eine vorzügliche erscheinen. Selbstverständlich sind die neuen Officien der letzten Jahre dem Breviere eingefügt worden, einschließlich der drei erst im nächsten Jahre verpflichtenden Officien der hll. Johannes Damascenus, Johannes von Capistran und Sylvester; sogar das erst im März dieses Jahres approbirte Lourdes-Officium (pro aliquibus locis) ist schon aufgenommen. Für den Gebrauch des Buches ist es ein nicht zu unterschätzender Vortheil, daß die Verweisungen sich auf das Allernothwendigste beschränken: so ist der Beter des störenden Suchens und Blätterns überhoben. Die Einbände sind eine sehr gediegene und geschmackvolle Arbeit.

Die Preces ante et post Missam bieten außer den betreffenden liturgischen Gebeten eine große Auswahl der schönsten Andachtsübungen der hll. Thomas von Aquin, Bonaventura, Alphons von Liguori, Franz von Sales, des Cardinals Bona und anderer Geistesmänner. Im Anhange sind die bei kirchlichen Andachten und Bittgängen am meisten gebräuchlichen Kirchengebete zusammengestellt, so daß das ebenso praktisch angelegte wie prächtig ausgestattete Buch seinem doppelten Zwecke, den Priester bei seiner Privatandacht und beim Gottesdienste zu unterstützen, in vollkommenster Weise gerecht wird.

Bezüglich der neuen Auflage des Rituale Romanum verweisen wir auf das Bd. XXXVI, S. 109 Gesagte.

Das an letzter Stelle angezeigte Büchlein, dessen ganzen Inhalt der Titel selbst angibt, empfiehlt sich durch das höchst bequeme kleine Format. Die Schrift ist nicht übermäßig klein, sondern leicht leserlich.

Geschichte des Spitals, der Kirche und der Pfarrei zum Heiligen Geist in München. Von Adalbert Huhn, Stadtpfarrer zum Heiligen Geist. I. Abtheilung (1204—1790). Mit zwei Illustrationen und vier Situationsplänen. VIII u. 272 S. 8⁰. München, Lentner (E. Stahl jun.), 1891.

Dreifach ist die Aufgabe des Buches; es beginnt mit der Geschichte des 1250 urkundlich zuerst beglaubigten Heilig-Geist-Spitales, erzählt die Baugeschichte der Kirche dieses Spitales und will zeigen, wie sich aus den Angehörigen desselben eine Pfarre entwickelte. Die Stiftungsgeschichte veranlaßt zu einer sehr dankenswerthen Darlegung der Gründung, Ausbreitung und Wirksamkeit „des Ordens der Brüder vom Heiligen Geist" und der sich an ihn anlehnenden Bruderschaften

vom Heiligen Geist. Für die Kenntniß der Wohlthätigkeitsanstalten des Mittelalters, vorzüglich in Bayern, bietet diese Arbeit schöne Beiträge. Viele culturhistorische Einzelheiten sind eingeflochten; alles wird mit Lebendigkeit und Herzlichkeit geschildert. Die Geschichte der verschiedenen Stiftungen für das Spital und seine Kirche, aber auch die Darlegung der vielen Streitigkeiten zwischen Pfarrern, Spitalverwaltung, Cooperatoren und Dechanten, sodann die Charakteristiken der einzelnen Inhaber des Pfarramtes sind unter gewissenhafter Benutzung der Quellen, mit Frische, oft nicht ohne Laune gegeben. Im Laufe der Jahrhunderte wechseln die Personen, die menschlichen Verhältnisse treten aber im wesentlichen nur wie in neuen Auflagen zu Tage. Der Verfasser zeigt, wie das religiöse Leben im 18. Jahrhundert blühte; die fromme Andacht, wodurch ein Fremder in den Kirchen Münchens so angenehm berührt wird, erweist sich dadurch als Erbstück. Möchte die jetzige Generation aus dem Buche auch ihrerseits reiche Anregung schöpfen, um das Ererbte den Nachkommen unverkürzt zu hinterlassen.

Praktisches Handbuch der kirchlichen Baukunst, einschließlich der Malerei und Plastik. Zum Gebrauche des Clerus und der Bautechniker bearbeitet von Georg Heckner, Priester der Erzdiöcese München-Freising und ehemaligem Baumeister. Mit 188 in den Text gedruckten Abbildungen. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vielfach ergänzte Auflage. XIX u. 411 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 4.

Im Vergleich zu der Bd. XXXI, S. 108 dieser Zeitschrift empfohlenen ersten Auflage ist die hier vorliegende vielfach erweitert, und manche Ergänzungen machen sie noch brauchbarer. Freilich stößt man auch auf Behauptungen, welche Widerspruch herausfordern. Beispielsweise heißt es S. 8 f.: „Die Kunstblätter unserer Zeit haben vorwiegend Archäologisches zum Inhalt ... Die Archäologie ist und bleibt nur eine geschichtliche Wissenschaft und ist unfähig, über die kirchliche Baupraxis unserer Tage richtige Normen aufzustellen.“ S. 15: „Unter Baustil versteht man eine einheitliche Bauform, welche in einem Lande oder in mehreren Ländern bisher eine längere Zeit vorherrschend war.“ S. 17: „Der romanische und der Renaissancestil unterscheiden sich viel zu wenig vom Basilikastil, um eine gründliche Aenderung der alten Bauformen erkennen zu lassen.“ S. 238: „Flügelaltäre werden es nicht mehr zu einer größern Verwendung bringen“, weil „das oftmalige ungewohnte Oeffnen und Schließen der Flügel für die Meßner gewöhnlich viel zu beschwerlich“ ist. „Einfache Flügelaltäre ohne kostbaren Schmuck sind auch nicht schön und wären nur ein gewöhnliches Tafelwerk.“ S. 239: „Die Zahl der Statuen soll nicht zu groß sein.“ Gegen diese kirchliche Vorschrift ist im Mittelalter „sehr oft gefehlt worden. Bei solcher mit dem Geiste und der Gesetzgebung der katholischen Kirche nicht mehr vereinbaren Ausschreitung verdiente dieser (gotische) Stil allerdings von den Italienern gotischer, d. h. barbarischer Stil genannt zu werden“. S. 298: „Es liegt nicht im Geiste der katholischen Kirche, die Kirchenwände mit Gemälden von Heiligen zu schmücken. Das Caeremoniale der Bischöfe und mehrere Erlasse der Rituscongregation verlangen nämlich, daß alle Gemälde der Heiligen in der ganzen Kirche von dem Passionssonntage bis zum Charsamstage nach dem Gottesdienste mit violettem Tuche verhüllt werden sollen. ... Es zeugt doch sicher nicht von kirchlichem Geiste, bei Neubauten die Wände einer Kirche so mit Heiligenbildern zu schmücken, daß später die kirchlichen Vorschriften über Verhüllung gar nicht eingehalten werden können. Gemälde von Heiligen

gehören auf die Altäre und nicht an die Wände oder Fenster der Kirche." Immerhin darf das Buch insofern empfohlen werden, als es wirklich „praktisch" angelegt und nützlich ist durch Darlegung vieler Dinge, welche ein Pfarrer wissen muß, wenn er eine neue Kirche baut oder eine alte restaurirt.

Das wirtschaftliche Leben. Vergangenheit und Gegenwart, dargestellt für Schule und Haus von Dr. Ed. Moormeister, Gymnasialdirektor. VIII u. 180 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 1.20.

Der Name des Herrn Verfassers ist schon bekannt durch zwei andere Schriften, welche den Leser in die Wirthschaftslehre einzuführen bestimmt sind. Diesmal haben wir es aber nicht mit einer Uebersetzung aus dem Italienischen zu thun, sondern mit einem selbständigen Werk. Dasselbe will weniger denen, die sich dem besondern Studium der Wirthschaftslehre widmen wollen, als vielmehr den Laien in dieser Wissenschaft Begriffe und Elemente derselben klar machen und dasjenige Verständniß vermitteln, welches heutzutage keinem einigermaßen Gebildeten mehr mangeln darf. Das Buch ist in einer recht faßlichen, dabei gewählten und ansprechenden Form geschrieben. Der erste, geschichtliche Theil, welcher einen kurzen Ueberblick über die wirthschaftlichen Verhältnisse der früheren Zeiten und der verschiedenen Völker gibt, hebt das Interesse und erweitert das Verständniß der Frage. — Bei der Schilderung und Beurtheilung der heutigen wirthschaftlichen Verhältnisse dürften die Lichtseiten den Schattenseiten gegenüber etwas zu günstig behandelt sein, sowie auch die Rechte des Kapitals gegenüber den übrigen Nutzen erzeugenden Factoren. Wenn z. B. S. 144 gesagt wird, daß außer dem Kapitalzins noch für das Risico des Kapitals ein Gewinn zu berechnen sei, so kann dies mißverständlich sein. Es mag in seinem nacktesten Sinne den thatsächlichen Gepflogenheiten entsprechen, dem philosophisch und theologisch geprüften Recht entspricht es nicht; nach diesem kann das Risico nur als irgend einer von den möglichen Titeln gelten, auf welchen die Berechtigung des Zinsnehmens beruht. Doch vielleicht hat der Herr Verfasser nichts anderes sagen wollen, als daß ein größeres Risico zu einem höhern Zinssatze berechtige: in dem Sinne muß seine Ausführung als richtig anerkannt werden.

Théophile Foisset, 1800—1873, par Henry Boissard, ancien procureur général à la cour de Dijon. III et 319 p. 8⁰. Paris, Plon, 1891.

Mehr als der Titel den meisten Lesern zu versprechen scheint, bietet dies kleine, vortreffliche Buch. Schildert es doch das thätige Leben eines Mannes, welcher den beiden großen Rednern Frankreichs, Lacordaire und Montalembert, als Freund und leitender Rathgeber zur Seite stand. An den großen Kämpfen der französischen Katholiken um die Freiheit des Unterrichtes und der Kirche nahm er regen Antheil; in den Auseinandersetzungen seiner nur zu bald in zwei Parteien sich spaltenden Gesinnungsgenossen hat er in vielen Fällen voll Ruhe und Vorsicht zur Mäßigung gemahnt und voreilige Schritte hintangehalten. Freilich gehörte er zur Partei des Correspondant und war darum mit Louis Veuillot und dessen Univers, trotz aller Freundschaft, mehr als einmal uneins. In der Frage nach dem Werth der lateinischen Classiker gab Rom ihm Recht, in der wichtigern über die Opportunität des Dogmas der Unfehlbarkeit hatte Veuillot den richtigen Standpunkt vertheidigt. Foisset schrieb viele der wichtigsten Artikel des Correspondant, besonders die schwierigeren, in denen es sich darum handelte, die liberaleren Ansichten seiner besten Freunde mit den kirchlichen Entscheidungen in Einklang zu bringen bezw. den Bruch zu vermeiden.

Er löste seine Aufgabe oft so sehr zur allgemeinen Zufriedenheit, daß z. B. Pius IX. nach Foissets Artikel über den Syllabus sagte: „Er ist ein ausgezeichneter Theologe." Ein „Leben Jesu Christi", die Lebensbeschreibung des P. Lacordaire und ein Nachruf für Montalembert sind seine wichtigsten Arbeiten. Er war ein frommer Katholik, der alle seine religiösen Pflichten oft und treu erfüllte, in den Vincenzvereinen eine thätige Rolle spielte und bei allem, auch bei Beurtheilung politischer Dinge, zuerst auf Gott sah. Die vorliegende Schilderung seines Lebens ist lebendig, kurz und klar. So vermittelt sie einen werthvollen Einblick in die innere Geschichte der französischen Katholiken unter Louis Philippe, Napoleon III. und der Republik.

Die Greuelthaten der Commune im Jahre 1871 zu Paris. Zur Lehr und Wehr für das katholische Volk herausgegeben von Dr. Jos. Drammer. 44 S. 16⁰. M.=Gladbach, Riffarth, 1891. Preis 20 *Pf.*

Die Socialdemokratie spielt sich je nach Bedürfniß entweder als gleichgiltig oder als feindselig gegen die christliche Religion auf. Daß ihr im Grunde der tiefste Haß gegen die katholische Kirche innewohnt, ist ebenso weltbekannt, als es gut ist, das katholische Volk immer wieder darüber aufzuklären. Die vorliegende Schrift thut dies in ausgezeichneter Weise. Sie beschränkt sich darauf, die Greuelthaten der Pariser Commune nach authentischen Berichten auszüglich dem Leser vor Augen zu führen und auf die Sympathien aufmerksam zu machen, welche die Pariser Commune bei den Socialdemokraten, auch bei den deutschen, gefunden hat. Das spricht deutlicher als viele theoretische Erörterungen. — Der Ausspruch von Maxime du Camp (S. 27) dürfte bei einer folgenden Auflage besser ausgemerzt werden.

Mamerti Claudiani vita ejusque **Doctrina de Anima Hominis.** Thesim Facultati Litterarum Parisiensi proponebat R. de la Broise, in Facultate libera litterarum Andegavensi olim alumnus. XXV et 221 p. gr. 8⁰. Parisiis, Retaux-Bray, 1890.

Mamertus Claudianus, der gelehrte Priester von Vienne (gest. 473), steht da als wichtiges Bindeglied zwischen der philosophischen Gelehrsamkeit der Väter, besonders Augustins, und der mittelalterlichen Scholastik. Deutlich weist er bereits auf diese hin durch die Gegenstände seiner Studien, seine Geistesrichtung und selbst seine Sprache. Er bietet dabei das Schauspiel eines Mannes, der, glühend von Liebe zur Wissenschaft und für die höheren Güter des Lebens, der hereinbrechenden Barbarei sich entgegenstemmt, und in einer Zeit, da die Wissenschaften im allgemeinen Umsturz untergehen, noch einmal alle Errungenschaften der christlichen wie heidnischen Vergangenheit in sich vereinigt. Sein Leben wie seine Schrift bilden eine vorzügliche Quelle, den Zustand der Geistesbildung in jener verworrenen Zeit, insbesondere die wissenschaftlichen Bestrebungen im Gallien des 5. und 6. Jahrhunderts kennen zu lernen. Sein Werk De statu animae ist das Bedeutendste, was das gesammte Alterthum, sowohl das christliche wie das heidnische, über die Geistigkeit der Seele hervorgebracht hat, und enthält bereits die classischen Argumente der christlichen Schule. Für alle, die an der Geschichte der Philosophie oder überhaupt an philosophischen Fragen Interesse haben, ist daher die vorliegende Schrift eine höchst beachtenswerthe. Sie ist es um so mehr wegen der vorzüglichen Gelehrsamkeit, Klarheit und Sorgfalt, mit welchen sie gearbeitet ist. Es ist eine tüchtige Leistung, durch welche über die neueren Untersuchungen Engelbrechts und Schulze's hinaus namhafte Erkenntnisse geboten werden. Die edle Bescheidenheit des Verfassers, die wiederholt sich geltend macht, erhöht nur die Anerkennung, auf die sein Werk ihm so reichen Anspruch gibt.

Bossuet et la Bible. Par R. de la Broise S. J. Étude d'après les documents originaux. LII et 455 p. 8°. Paris, Retaux-Bray, 1891.

Das ganze Interesse dieser höchst fleißig gearbeiteten Studie wird allerdings nur der verkosten, der als Christ, Franzose und literarisch gebildeter Mann in dem „Adler von Meaux" einen der vollendetsten Classiker seiner Sprache und seines Volkes verehrt. Indes auch außerhalb der Grenzen Frankreichs gibt es Bewunderer Bossuets, Liebhaber der Heiligen Schrift und begeisterte Jünger der geistlichen Beredsamkeit. Sie werden in diesem Werke viele Belehrung, Anregung und Befriedigung finden. Es beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Einfluß, welchen die Heilige Schrift auf Bossuet als Mensch, Redner, Schriftsteller und Seelenführer geübt, und dem Gebrauch, den er von derselben gemacht hat. Doch darf man nicht schöngeistige Ergüsse oder ascetische Betrachtungen erwarten. Es sind philologisch genaue, literarhistorische Untersuchungen, wie man sie sonst nur von Meistern der Philologie über die alten classischen Autoren zu erhalten gewohnt ist. Die Sorgfalt und Kenntniß, womit das Buch gearbeitet ist, kann nicht genug gelobt werden; es ist in dieser Beziehung geradezu musterhaft.

Geschichtlicher Wahrheitsspiegel. Eine Widerlegung der verbreitetsten Entstellungen der Geschichte und des Katholicismus. Nach den besten Quellen bearbeitet von Ferdinand Knie. 206 S. 8°. Paderborn, Kleine, 1891. Preis *M.* 1.50.

Gegenüber den maßlosen Anklagen und Geschichtsentstellungen, mit denen die katholische Vergangenheit verlästert und die Kirche bekämpft wird, die man geflissentlich in die Massen streut und durch die der Halbgebildete und Unbelesene sich so leicht verwirren läßt, ist jeder Versuch einer besonnenen Abwehr dankbar zu begrüßen. Nach dem Vorgang eines früheren Werkchens ähnlicher Richtung hat der Verfasser neun besonders viel mißbrauchte Punkte der Kirchengeschichte herausgegriffen und klarzustellen versucht unter Hinweis auf bekannte Geschichtswerke, denen er seine Belehrungen entlehnt. Die Auseinandersetzungen haben die Form einer Unterredung von Männern sehr verschiedenen Geistes; sie sind in gemeinverständlichem Tone geschrieben ohne verletzende Ausfälle gegen Andersgläubige. Für den wenig bemittelten Katholiken, der in solchen Punkten Auskunft wünscht und Waffen zur Abwehr, ist das kleine Buch eine willkommene Gabe. Einzelne Schwächen des Büchleins ließen sich zwar namhaft machen, aber im ganzen hat es sein Verdienst, enthält viel Gutes und ist werth, daß es gekauft und gelesen werde.

Zehn Vorträge über Kunst von Philipp Veit. Mit Anmerkungen und einem Vorwort von L. Kaufmann. (Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft.) 120 S. 8°. Köln, Commissionsverlag von Bachem, 1891. Preis *M.* 1.80.

Philipp Veit, Sohn der Dorothea Mendelssohn-Veit, versah 1830—1843 die Stelle eines Directors des Städel'schen Kunst-Instituts zu Frankfurt. Daß er ein bedeutender Maler war, weiß jeder, welcher in Frankfurt sein Bild der „Einführung des Christenthums in Deutschland" sah. Mit Recht nimmt es in den Sälen jenes Instituts einen Ehrenplatz ein. Dem Mittelschiff des Mainzer Domes gab er in achtzehn großen Bildern eine Darstellung des Lebens Jesu. Aber Veit war auch ein bedeutender Schriftsteller. Das beweisen diese geistreichen Vorträge. Bereits 1861 hatte Bischof Laurent von Luxemburg ihn um Herausgabe derselben gebeten. Sie blieben

liegen auch nach dem Tode des Meisters († 18. December 1877). Glücklicherweise gingen sie nicht verloren, sondern werden hier von L. Kaufmann, der sich durch die schöne Arbeit über Dürer als feiner Kunstkenner ausgewiesen hat, veröffentlicht. Sie bieten Ausführungen eines echt christlichen Künstlers, reife Früchte vielseitiger Beschäftigung mit der Kunst und ausgebreiteter Lebenserfahrungen, neue und alte Ideen in vielfach wechselnder, bald ernster, bald auch humoristischer oder ironischer Form. Wer sie gelesen hat, wird mit uns den Wunsch nach Herausgabe der noch nicht gedruckten Vorträge und nach einer eingehenden Schilderung des Lebens dieses Meisters theilen.

Katakomben-Bilder. Sechs Erzählungen aus den ersten Jahrhunderten der römischen Kirche von Anton de Waal. Zwei Bände. 8⁰. Regensburg, Pustet, 1891. Preis *M.* 4.

Die Kirche der Katakomben, welche uns Wisemans unerreicht schöne „Fabiola" in so lebenswarmen Farben vorführt, hat auch in Msgr. de Waal, dem verdienten Vorsteher des Campo santo zu Rom, einen ebenso gelehrten und sachkundigen wie begeisterten Erzähler gefunden. Sein größeres Werk „Valeria" ist früher in diesen Blättern (Bd. XXVIII. S. 103) verdienterweise gelobt und anempfohlen worden. Auch die vorliegenden sechs neuen Erzählungen, welche uns unter dem treffenden Titel Katakomben-Bilder vom Pustet'schen Verlag in gefälliger, reich illustrierter Ausstattung geboten werden, enthalten des Schönen, Erhebenden, Belehrenden ungemein viel und können für jung und alt empfohlen werden. Manche Scenen können mit Fug neben die ergreifendsten Scenen der „Fabiola" gestellt werden, wenn uns auch nicht alles gleichmäßig gelungen scheint. Ueberdies vermitteln diese Bilder, namentlich durch die vorzüglichen Anmerkungen, welche sowohl dem Text als den Illustrationen am Ende jeder Erzählung gewidmet sind, auch dem gebildeten Leser eine tiefere Kenntniß der kirchlichen Gebräuche der ersten Jahrhunderte und sind eine glänzende Vertheidigung der katholischen Lehre in allen Punkten, welche die sogen. Reformatoren geläugnet haben. Endlich fügen wir bei, daß der Reinertrag dieser Erzählungen zum Besten des noch jüngst so schwer heimgesuchten Priester-Collegiums vom Campo santo zu Rom verwendet wird. Die sechs Erzählungen behandeln folgende Episoden:

1. Kranz und Krone. Eine Erzählung aus den Tagen der Apostel. (Mit 28 Bildern. 120 S.) Dieselbe bringt Scenen aus der neronianischen Verfolgung, den Brand Roms und die lebendigen Fackeln.

2. Domitian. Eine Erzählung aus dem 1. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. (Mit 66 Bildern. 184 S.) Der finstern Gestalt des römischen Tyrannen ist wirkungsvoll die Familie des Flavius Clemens gegenübergestellt, durch die, dem Kaiser unbewußt, das Christenthum seinen Einzug in den Palast der Cäsaren hielt. Ein herrlicher Stoff, ganz geeignet zu einem wirkungsvollen Drama!

3. Welt und Weisheit. Eine Erzählung aus der Zeit des Kaisers Marc Aurel. (Mit 35 Bildern. 104 S.) Dem Philosophen auf dem Throne, der seine sonst gepriesene Regierung durch Ströme von Christenblut befleckte, tritt hier der hl. Justinus, der Philosoph und große Apologet, gegenüber, und die edle Cornelia wird durch das Beispiel der hl. Cäcilia aus den Schulen der heidnischen Weltweisheit der Weisheit Christi zugeführt.

4. Die Verbannten. Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts. (Mit 36 Bildern. 144 S.) Hier werden uns ergreifende Züge aus dem Loose der in die Bergwerke verbannten Christen vor Augen geführt, deren langsames

Martyrium mindestens ebenso bitter war wie das blutige in der Arena. Im Vordergrunde der Handlung steht der heilige Papst Pontianus, der in die Bergwerke von Sardinien geschleppt wurde, und dessen Gefährten.

5. Soteris. Eine Erzählung aus der Zeit der diocletianischen Verfolgung. (Mit 29 Bildern. 112 S.) Aus dem Leben dieser glorreichen Blutzeugin, deren Martyreracten leider verloren gegangen sind, hat uns der hl. Ambrosius herrliche Züge hinterlassen; es war seine Großtante. Sehr glücklich hat daher der Verfasser die Geschichte dieses Martyriums mit der Bekehrungsgeschichte des Aurelius Ambrosius, des Großvaters des großen Bischofs von Mailand, verflochten. Wir betrachten diese Erzählung als die Perle der Sammlung.

6. Der kleine Künstler in den Katakomben. Eine Erzählung aus dem 4. Jahrhundert. (Mit 52 Bildern. 86 S.) Die Schilderung, mehr ein kleines Charakterbild als eine eigentliche Erzählung, läßt uns einen Blick in die Anfänge der christlichen Kunstthätigkeit thun, die gleich nach dem Siege des Christenthums mit der Kirche aus den Katakomben emporstieg und in ihrem Schutze sich kräftig zu entwickeln begann.

Miscellen.

Wissenschaft und Wunder. „Der größte Kirchenlehrer des Abendlandes, der hl. Augustinus, erzählt uns (Civ. Dei XXII, 8) eine Menge der außerordentlichsten Wunder, die unter seinen eigenen Augen vorgekommen sein sollen: Todtenerweckungen, Teufelaustreibungen, Blindenheilungen u. s. w.; eine bösartige Fistel in Augustins Gegenwart durch Gebet so plötzlich geheilt, daß der Arzt, der sie operiren wollte, eine festgeschlossene Narbe an ihrer Stelle fand; eine Frau, ebenso plötzlich auf einen Traum hin durch das Zeichen des Kreuzes vom Brustkrebs befreit, und ähnliches ... Dabei versichert Augustin, daß er von den ihm bekannt gewordenen Wundern nur den kleinsten Theil erwähnt habe. Der hl. Stephanus allein, sagt er, habe in den zwei Städten Hippo und Calama so viele Kranke geheilt, daß er viele Bände schreiben müßte, um alles zu erzählen. Und zugleich gibt er uns, wie man glauben könnte, für die Wahrheit jener Wunder jede erdenkliche Bürgschaft. Er hatte nämlich die Einrichtung getroffen, daß über alle derartigen Vorfälle förmliche Urkunden aufgenommen wurden. Solche Urkunden waren ihm allein aus der Stephanuskapelle bei Hippo in weniger als zwei Jahren gegen 70 zugekommen ... Der Berichterstatter ist ein Zeitgenosse, theilweise selbst ein Augenzeuge der Begebenheiten, die er berichtet; er ist durch sein bischöfliches Amt zu ihrer genauen Untersuchung vorzugsweise berufen; wir kennen ihn als einen Mann, an Geist und Wissen über alle seine Zeitgenossen hervorragend, an religiösem Eifer, an Glaubenskraft und sittlichem Ernst hinter keinem zurück-

stehend. Die wunderbaren Vorfälle haben sich an bekannten Personen, mitunter vor großen Volksmassen ereignet, sie sind auf amtliche Anordnung urkundlich verzeichnet worden."

„Was sollen wir nun dazu sagen?" fragt der Gelehrte, der das geschildert hat, Ed. Zeller (Sybels Hist. Ztschr. IV, 141). Er meint: „Schließlich werden wir in dieser beispiellosen Häufung von Wundern doch nur einen Beweis für die Leichtgläubigkeit jener Zeit und die Unersättlichkeit ihres Wunderbedürfnisses finden können."

Und warum dies? Weil „das Wunder und die geschichtliche Betrachtung der Dinge sich ausschließen". „Ueber Möglichkeit und Unmöglichkeit urtheilen wir nach der Analogie der Erfahrung: ‚Was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinkommt, sagt Kant, ist möglich.' Diesen formalen Bedingungen der Erfahrung aber, dem Gesetz des Widerspruchs, dem Gesetz der Causalität u. s. w. widerstreitet das Wunder immer und nothwendig; denn was diesem Gesetz gemäß ist, das ist kein Wunder." Daraus folgt: „Was in einem bestimmten Fall geschehen ist und ob überhaupt etwas dem Berichteten ähnliches geschehen ist, dies mit Sicherheit zu ermitteln, sind wir selten im Stande, weil uns eben statt eines geschichtlichen, ein ungeschichtlicher, ein Wunderbericht vorliegt. Um so entschiedener können wir aber auch in solchen Fällen sagen, *was nicht geschehen ist*: keinesfalls nämlich ein Wunder." (Sybels Histor. Ztschr. VI, 367.)

Das ist die erste Stellungnahme der „Wissenschaft" gegenüber dem Wunder: Jeder Wunderbericht *muß* ungeschichtlich sein, weil — nach einem Satze Kants — das Wunder unmöglich ist.

Aber es gibt doch auch Geister, welche der haarsträubenden Unlogik solcher Deductionen sich bewußt werden und anerkennen, daß mit der Möglichkeit des Wunders weder dem Gesetz des Widerspruchs noch dem der Causalität die ganz unbedingte Geltung abgesprochen wird. Daher hat man bereits eine andere Stellung in Reserve: „Möchte es der Metaphysik noch so sehr gelungen sein, jene Möglichkeit zu beweisen, wie könnte von dem Historiker verlangt werden, daß er sich in irgend einem gegebenen Falle für seine Wirklichkeit entscheide? Da nämlich die Wahrscheinlichkeit einer Thatsache sich nur nach der Analogie der Erfahrung beurtheilen läßt, ein Wunder aber ein Vorgang ist, welcher der Analogie aller sonstigen Erfahrung widerstreitet, während von unrichtiger Berichterstattung zahllose Beispiele vorliegen, so läßt sich kein Fall denken, in welchem es der Historiker nicht ohne allen Vergleich wahrscheinlicher finden müßte, daß er es mit einem unrichtigen Bericht, als daß er es mit einer wunderbaren Thatsache zu thun habe. Diese Beweisführung betrifft nicht die Möglichkeit, sondern lediglich die Erkennbarkeit des Wunders; sie ist nicht der Metaphysik, sondern der Erkenntnißtheorie und näher der *Theorie der historischen Kritik* entnommen." (Sybels Hist. Ztschr. VI, 364.)

Dies ist die zweite Stellungnahme der „Wissenschaft" zum Wunder: nach der Theorie der historischen Kritik kann der Historiker nie ein Wunder zugeben. Er muß nach der *größern Wahrscheinlichkeit* entscheiden.

Nun kommt es häufiger vor, ist daher auch für alle Fälle (?) viel wahrscheinlicher, daß der Bericht unrichtig ist, als daß ein Wunder geschieht. Also er darf kein Wunder annehmen, weil es — unwahrscheinlich ist. Und doch, wie oft sieht der Historiker sich gezwungen, kraft der Theorie der historischen Kritik etwas anzunehmen, was in sich sehr unwahrscheinlich, was von verschiedenen Eventualitäten das Unwahrscheinlichste ist! Daß ein Römerkaiser bei kaltem Blute seine eigene Hauptstadt anzündet, die Hauptstadt der Welt, das ewige Rom niederbrennen will, ist gewiß sehr unwahrscheinlich. Aber es ist zu klar und sicher bezeugt, als daß der Historiker es läugnen könnte.

Wie nun, wenn auch einmal ein Wunder, mag es auch etwas Seltenes, etwas auf den ersten Blick Unwahrscheinliches sein, ganz klar und sicher bezeugt wäre? Wenn einmal die Theorie der historischen Kritik nichts mehr gegen den Beweis vorbringen könnte? Dann muß natürlich die „Wissenschaft" auch noch das Wunder läugnen und zu diesem Zwecke eine neue Position sich auswählen. Es ist von Interesse, ein solches Manöver genauer beobachten zu können, und die Möglichkeit, dies zu thun, verdanken wir zwei Historikern von Namen und anerkanntem Verdienst. Der eine, Dr. G. Hüffer, Professor an der Universität Breslau, hat den historischen Nachweis für die Wunder des hl. Bernhard erbracht und sich gegen alle Angriffe siegreich vertheidigt (Der heilige Bernard von Clairvaux. Erster Band: Vorstudien. Münster 1886. Historisches Jahrbuch X, 23—46; 748—806). Der andere, Dr. Ottokar Lorenz, ein angesehener Professor der Universität Jena, sucht dazu Stellung zu nehmen (Leopold v. Ranke, Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht. Berlin 1891, S. 324):

„Der Historiker kann die Ueberlieferung von Wundern unmöglich bestreiten wollen. Für ihn steht die Frage also nur so: Soll der Historiker die überlieferte Wundergeschichte nacherzählen, oder soll er ein für allemal sagen, die Sache wird als etwas dargestellt, was sich im Widerspruch mit den Naturgesetzen als ein unmittelbarer Eingriff einer übernatürlichen Ursache in die Weltordnung darstellt, und kann mithin nicht wirklich geschehen sein und daher auch nicht angenommen und nacherzählt werden? In jüngster Zeit hat sich ein so interessanter Streit über die Wunderfrage in der historischen Literatur abgespielt, daß man zur Lösung der hier vorhandenen Räthsel vielleicht nicht besser gelangen kann als an der Hand einiger polemischer Schriften v. Druffels und G. Hüffers. Ich halte es für wünschenswerth, den Streitpunkt zu kennzeichnen. Herr Hüffer hat ein Buch über den hl. Bernhard von Clairvaux geschrieben, das v. Druffel abfällig besprochen hat, wobei das Kapitel über die Wunder der Heiligen besonders zum Gegenstand der Kritik gemacht wurde. Herr G. Hüffer beschwerte sich über die Art der Recension ... Durch diesen gelehrten Streit erhält man einen vollen Einblick in den Gedankengang eines regelrecht verfahrenden Historikers im Jahre des Heils 1888. Derselbe lieferte den dankenswerthen Beweis, daß man nach den anerkanntesten Grundsätzen der historischen Kritik annehmen müsse, der hl. Bernhard von Clairvaux habe wirklich viele Wunder gewirkt. Und wenn sich die Weisesten der

Weisen sonst einbilden zu können glaubten, sie dürften hier ohne weiteres zweifeln und läugnen, so zeigt Professor Hüffer dagegen deutlich, daß die historische Schule dies nicht gestatte, da nach den Regeln der Kritik in der That kein leisester Grund vorliegt, das zu verwerfen, was hier überliefert worden ist. Besonders der zweite Theil der Ausführungen Hüffers scheint mir ein wahres Muster strengster ‚historisch-kritischer' Beweisführung zu sein, und ich meine, daß man unrecht thue, dem Manne, der den Muth hatte, die gerühmte Methode einmal wirklich mit Consequenz und Scharfsinn zu handhaben, anders als dankbar zu begegnen. Wenn ich noch für meine Person einen Zweifel hätte haben können, ob Herr Hüffer sich im besten Glauben befinde, daß er zur Ehre seiner Richtung und historischen Methode und nach den Recepten derselben vorgehe, so würde ich durch seine ausdrückliche Verweisung auf Bücher, die in tadelloser Art die Grundsätze der verbreiteten Schule zusammenfassen, mich haben überzeugen können, daß man es hier wirklich mit einer ernsten Anwendung der sogen. historischen Kritik auf die in Rede stehenden Fragen zu thun habe. Und — ich zögere nicht, hinzuzusetzen, daß mir Herr Hüffer vom Standpunkt dieser Methode ganz im Rechte zu sein scheint ... Augenzeuge! Augenzeuge! ruft Herr Hüffer beständig seinem Gegner zu, und er hat gewiß ganz Recht ... Man sieht schon, wo der Verfasser hinaus will, — er wird die Wunder des hl. Bernhard ‚exact' nachweisen, und wie vortrefflich und mit welcher seltenen Gelehrsamkeit weiß er auch in der That dies zu machen! Die vorzüglichen ‚Eigenschaften der Berichterstatter' sind hier bis ins kleinste nachgewiesen, alles und jedes zeigt Männer von größter Wahrheitsliebe, fromme, jeder Lüge abgeneigte Leute. Es ist diesem unbestreitbaren Thatbestande gegenüber wirklich fast unnöthig, noch zu zeigen, wie die Ueberlieferung von den Wundern des hl. Bernhard sich durch die Geschichtswerke so vieler späterer gläubiger Menschen fortspinnen konnte. Es genügt, zu sagen, daß die Ausführungen des Herrn Hüffer wirklich auf jeden, der die bislang als unbezweifelt geltenden kritischen Grundsätze theilt, einen überwältigenden Eindruck machen müssen. Herr Hüffer hat den Vogel abgeschossen, er besaß den Muth und Ernst der Consequenz, welchen leider die Erfinder der kritischen Methode gewöhnlich nicht hatten." So urtheilt ein Historiker, der kein Neuling ist in seinem Fach, für dessen wissenschaftliche Bedeutung eine Anzahl von Werken anerkannten Werthes Zeugniß geben, der selbst von seinen Gegnern mit Achtung genannt zu werden pflegt. Also nicht nur die Metaphysik, auch die „Theorie der historischen Kritik" ist sehr mit Unrecht gegen das Wunder aufgeboten worden. Aber welche Schlußfolgerung zieht jetzt der Jenaer Professor, Dr. Ottokar Lorenz?

„Die Ueberlieferung erzählt von Bernhard von Clairvaux eine ganze Reihe der reizendsten Wundergeschichten, von denen ich gestehe, sie haben mir schon von Jugend auf das größte Vergnügen bereitet. Man muß sich, wenn man sie recht genießen will, in ein Cistercienserkloster setzen und am sommerlichen Bernhardstag, nachdem man mit den liebenswürdigen Klosterbrüdern ein Glas aus dem Stammfaß zu Ehren des Heiligen geleert hat, im kühlen

Kreuzgang diesen Liber miraculorum bedenken. Die gotischen, prächtig ornamentirten Fenster lassen das Licht durch gemalte Scheiben hereindringen, von der Kirche dringt das ora pro nobis der andächtigen Gemeinde an mein Ohr, und die Orgel begleitet die halblauten Gesänge von dem großen und heiligen Manne, der hier seit 700 Jahren verehrt wird. Jetzt vergegenwärtige ich mir den Inhalt des Wunderbuches und sage mir: Es ist auch alles so praktisch und verständig, was darinnen erzählt wird, er war eine durchaus thatkräftige, aller Sentimentalität abgeneigte Natur, er hat natürlich auch Wunder von solcher Art gethan: überall Nützliches, wie in seinem ganzen Leben, so auch in seinen Wunderthaten. Hier die prächtige Kirche, der herrliche Kreuzgang, ringsum die trefflich cultivirte Gegend, Mönche und Laienbrüder thätig und arbeitsam; wer möchte die Wunderkraft eines solchen Menschen bezweifeln, der noch nach 700 Jahren Schöpfungen solcher Art aus den Stürmen der Geschichte gerettet hat . . .

„Indessen darf ich doch auch wieder von ihm (Herrn Hüffer) verlangen, daß er mir nicht übel nehme, wenn ich am andern Morgen nach dem Bernhardsfeste früh aufstehe, einen vergnügten Spaziergang in den Wald mache und ihm rundweg sage: glauben könnte ich aber von den sämmtlichen Wundern des hl. Bernhard kein Wort. Fand ich mich gestern ganz erbaut und innig angeregt — im Kreuzgang selbstverständlich —, so ist heute meine Stimmung eine andere: In der Kühle des Morgens rauschen leise vom Winde bewegt die Wipfel, die Vögel singen die Lieder, die ihnen Gott in die Kehle gelegt, das Bächlein fließt nach dem ewig einen Gesetz der fließenden Wasser vom Bergesrand hinab in das Thal, und hier hat der Blitz einen Baum gespalten, in welchem die Zahl seiner Jahre mit mathematischer Genauigkeit eingezeichnet erscheint. In solcher Natur fällt es mir natürlich gar nicht ein, an die Wunder des hl. Bernhard zu glauben." — Das heißt also: auch das noch so sicher und klar bezeugte Wunder nehme ich nicht an, weil ich einmal etwas Uebernatürliches nicht zugeben will. Und das Uebernatürliche läugne ich deshalb, weil der allmächtige Schöpfer das Reich des Natürlichen so schön und weise eingerichtet hat.

Aber Dr. Lorenz hat zu viel Geist, um nicht das Frivole zu erkennen, das in seinen Ausführungen liegt. Er sucht wieder zum Ernste einzulenken, wenigstens scheinbar, und spricht dabei manches beachtenswerthe Wort:

„Ich will mich der Pflicht nicht entschlagen, in bestimmterer Weise die Stellung des Beobachters zu diesem schwer zu handhabenden Stoffe zu bezeichnen. Im allgemeinen und ein für allemal kann sich niemand verpflichten, alle Ueberlieferungen abzuweisen, welche Wunder als Wunder berichten. Es kann nicht die Aufgabe eines verständigen Mannes sein, jede Erzählung von einer Sache, deren Ursachen nicht erkennbar sind, und die der Erzähler deshalb als ein Wunder betrachtet, einfach zu verwerfen . . . Man kann einem zuverlässigen, ernsten Erzähler bis zu der äußersten Grenze dessen, was wunderbar ist, gern und ruhig zuhören, ohne demselben sein Vertrauen zu entziehen. Der Unerfahrene, der die Masse der täglich sich ereignenden Wirkungen, deren Ursachen nicht erkannt worden sind, unterschätzt, ist einem

Skepticismus verfallen, der oft ganz thöricht ist. Wunderbare Menschen und Ereignisse müssen dem Historiker etwas recht Vertrautes sein, wenn er nicht ins Gelage hinein sich gegen ganz unanfechtbare Ueberlieferungen fortwährend sperren soll. Ein allgemeines Gesetz ist unzulässig und völlig unmöglich. Der einzelne Fall muß nach der Sache geprüft werden, nicht nach einer aufgestellten Formel. Man kann auch über die Wunder, die in der Geschichte überliefert sind, nichts anderes sagen, als daß der Fachmann sie zu beurtheilen hat. Seine Gründe werden aus höchst verschiedenen Quellen fließen, und von den Facultäten, die sich dabei betheiligen wollen, braucht keine ausgeschlossen zu werden. Das aber, was man verlangen muß, ist dies, daß der wahre Grund der Annahme oder Ablehnung anerkannt und zugestanden und daß dabei nicht geheuchelt werde."

Ganz recht! Keine allgemeine Formel wie die: „Wunder sind überhaupt unmöglich." Keine Heuchelei wie die: „Die Erkennbarkeit der Wunder verträgt sich nicht mit der Theorie der historischen Kritik!" Statt dessen: sachliche Prüfung des einzelnen Falles durch Männer vom Fach, aber nur soweit eines jeden Fach wirklich reicht. Wo nicht, so verfallen wir in einen Skepticismus, „der oft ganz thöricht ist".

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten Nordamerika's. Kürzlich hat Herr H. S. Pritchett, Director der Sternwarte in St. Louis (Missouri), die soeben vollendete Zählung des letzten Census von 1890 benutzt, um das Gesetz der Bevölkerungszunahme in den Vereinigten Staaten Nordamerika's einer neuen Untersuchung zu unterwerfen.

Es mögen uns zur Bezeichnung seiner Rechnungsweise einige algebraische Zeichen erlaubt sein. Herr Pritchett bezeichnet die laufenden Jahrzehnte, angefangen vom Jahre 1840, mit dem Buchstaben t und setzt voraus, die Bevölkerung lasse sich für ein gegebenes Jahrzehnt t durch die Formel darstellen:

$$\text{Bevölkerung} = A + Bt + Ct^2 + Dt^3.$$

Er hat dann zur Bestimmung der vier unbekannten Constanten A, B, C, D elf Bedingungsgleichungen, die sich aus den elf bis jetzt angestellten Censusaufnahmen ergeben, und die nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit behandelt werden.

Die folgenden Zahlen sind das Ergebniß seiner Rechnung:

$$A = 17{,}4841,\ B = 5{,}1019363,\ C = 0{,}6335606,\ D = 0{,}0304086.$$

Diese Zahlen, in obige Formel eingesetzt, stellen die wirkliche Zählung der letzten elf Censusaufnahmen sehr annähernd dar, mit Ausnahme der Jahre 1860 und 1870, in Bezug auf welche Herr Pritchett auf die störenden Einflüsse des Bürgerkrieges verweist.

Als Frucht dieser Rechnung wird man selbstverständlich einen Blick in die nächste Zukunft erwarten, und diesen hat uns Herr Pritchett auch gegeben.

Unter der Voraussetzung, daß das jetzt herrschende Gesetz der Volkszunahme keine gewaltsamen oder unvorhergesehenen Störungen erleide, wie solche durch Pest, Krieg und Hungersnoth, oder auch durch eine Ablenkung des Einwanderungsstromes nach anderen Welttheilen veranlaßt werden könnten,

würde die Bevölkerungszahl für das nächste Jahrhundert sich folgendermaßen stellen:

Jahr.	Millionen.	Jahr.	Millionen.	Jahr.	Millionen.
1890	62 622	1930	136 887	1970	257 688
1900	77 472	1940	162 268	1980	296 814
1910	94 673	1950	190 740	1990	339 193
1920	114 416	1960	222 067	2000	385 860

Herrn Pritchetts Formel für die Bevölkerungszahl gilt strenggenommen nur für das verflossene Jahrhundert, aus welchem sie abgeleitet ist, und ihre Anwendung für die Zukunft ist, wie schon gesagt, eine bedingungsweise. Noch mehr, sie stellt ihrem Wesen nach einen ungewöhnlichen Bevölkerungszustand dar. Denn rückwärts verlängert, bis zum Jahre 1746, gibt sie gar keine Bevölkerung, und vorwärts verlängert gibt sie einen unbegrenzten Zuwachs bis ins Unendliche.

Die durch die Formel dargestellte parabolische Curve kann demnach auch nur innerhalb eines begrenzten Zweiges als Bild einer Bevölkerungszunahme dienen und würde überhaupt auf Länder mit gleichmäßigem Bevölkerungszustande keine Anwendung finden. Für solche Gegenden wären Curven zu wählen, welche durch ihre asymptotische Anschmiegung an gerade Linien die allmähliche Annäherung an stationäre Zustände darstellen.

Daß Herrn Pritchetts parabolische Curve auch für Nordamerika nicht auf unbestimmte Zeit hinaus Geltung haben kann, sieht man schon daraus, daß nach derselben die Bevölkerung der Vereinigten Staaten im Jahre 2900 über 40 Milliarden betragen würde, also beinahe viermal so dicht wäre als in England. Lange bevor ein solch unnatürlicher Zustand eintreten könnte, würde dem jetzigen reißenden Bevölkerungsstrome durch hemmende Ursachen Einhalt geboten. Doch wenn derselbe nur noch ein Jahrhundert lang, oder auch nur für die nächsten 50 Jahre, sein Bett behauptet, so gestattet die angeführte Tafel einen annähernd richtigen Schluß auf die ungeheure Anschwellung, die er verursachen muß.

Bedenken wir nun zum Schlusse, daß das Wachsthum der katholischen Bevölkerung während des letzten Jahrhunderts mit dem allgemeinen Zuwachse nicht nur gleichen Schritt gehalten, sondern denselben noch überflügelt hat, so können wir uns mit einigem Grunde einen trostreichen Blick in die Zukunft der katholischen Kirche in Nordamerika gestatten.

Irrthümliche Ansichten auf socialwirthschaftlichem Gebiet, berichtigt durch die Encyklika Leo's XIII. über die Arbeiterfrage.

Zum Aufbauen und Pflanzen wie zum Zerstören und Ausrotten muß die Hand des obersten Hüters der gottgebrachten Segnungen und Wahrheiten gleich geschickt und gleich bereit sein. Die menschliche Leidenschaft nicht nur, sondern auch die Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes trübt immer von neuem die Wahrheit, selbst bei redlichem Willen; um so mehr verkehrt ein unredlicher Wille im Bunde mit dem Geheimniß der Bosheit die Wahrheit und das Recht in Lug und Trug. Wenn daher die Kirche, jene Grundveste und Säule der Wahrheit, in kritischen Augenblicken die unveränderte Wahrheit in neue Form bringt und sie in Flammenschrift der ganzen Welt vor Augen stellt, dann pflegt sie auch die der Wahrheit entgegenstehenden oder sie trübenden Irrthümer hervorzuheben und zu brandmarken. Diese Arbeit nach der negativen Seite hin, diese Arbeit der Zerstörung, wenn man sie so nennen will, und der Abwehr ist von der höchsten Bedeutung, nicht minder wichtig als der positive Aufbau und Ausbau der Wahrheit, nothwendiger sehr oft als dieser.

Leo XIII. hat in seinem Rundschreiben über die Arbeiterfrage beides ausgiebig zur Geltung gebracht. Er bietet eine Fülle von positiver Belehrung und positiven Rathschlägen. In der Form überwiegt ohne Zweifel gerade die positive Seite. Um so nützlicher dürfte es sein, die reichen Schätze der Belehrung nach der negativen Seite zu heben und die wichtigsten Irrthümer und irrthümlichen Auffassungen, welche theils direct, theils indirect vom Papste verworfen oder mißbilligt werden, einigermaßen zusammenzufassen.

1. Vor einem Jahrzehnt konnte man noch Stimmen hören, welche das Bestehen einer socialen Frage und die Nothwendigkeit, auf Heilung zu sinnen, abläugnen wollten. Allmählich sind diese Stimmen voll-

ständig verklungen. Leo XIII. bestätigt feierlich das Bestehen der sogenannten socialen Frage und die Dringlichkeit einer richtigen Lösung derselben. Hätten wir hier nicht die bloße Bestätigung einer augenscheinlichen Thatsache, so würden wir sagen, die Läugnung des Bestehens und der Dringlichkeit der socialen Frage sei der erste Irrthum, den die Encyklika abweist. Die besagte Frage ist nach ihr bis zu dem Grade brennend geworden, daß sie „den socialen Conflict wachgerufen, vor dem wir stehen", daß „man überall mit ihr sich beschäftigt", daß sie „geradezu in den Vordergrund der ganzen Zeitbewegung getreten ist", „daß der untern Volksklasse geholfen werden muß, und zwar, daß baldige ernste Hilfe noth thue".

Nachdem die gegenwärtige Lage der wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse als ein wahres „Uebel" gekennzeichnet ist, zählt der Papst eine Reihe von Ursachen auf, welche dieses Uebel herbeigeführt oder mitbefördert haben. Unter diesen wird über zwei Dinge in besonders hervorstechender Weise das Verwerfungsurtheil gesprochen, über den Wucher und über die monopolisirte Ausbeutung von Handel und Industrie. Der Ausdruck ist zu markig im Urtexte, als daß wir ihn nicht wiedergeben sollten: „Malum auxit usura vorax." Also der gefräßige, nimmersatte Wucher, der mehr als einmal von der Kirche verurtheilt ist, wie der Papst bemerkt, aber dennoch von der Habgier und Gewinnsucht in veränderter Gestalt zwar, doch wesentlich unverändert zur Ausübung kommt, ist einer der Hauptschuldigen an der Hervorbringung der so mißlichen Lage der mittellosen Volksklasse.

2. Dieser Ausspruch des Papstes zerstreut recht gründlich den Irrthum, als ob die Kirche von ihren strengen Wuchergesetzen jemals abgewichen sei und dieselben heutzutage nur mehr geschichtliche Bedeutung hätten. Die heutigen wirthschaftlichen Verhältnisse haben freilich die Anwendung der kirchlichen Bestimmungen und die Anwendung des Wucherbegriffs geändert, nicht aber jenen Begriff selber, noch auch seine kirchliche Verurtheilung. Als Wucher faßte die Kirche immer auf und faßt sie es auch jetzt noch auf, wenn und inwieweit aus einer unfruchtbaren Sache ohne Arbeit, ohne Risiko, ohne Verlust oder Verlustgefahr dennoch Gewinn gemacht oder ein Mehrbezug genommen wird. Dieses wurde freilich früher auf Gelddarlehen insofern angewendet, als es in den Einzelfällen eines Nachweises eines vorhandenen Risikos, eines voraussichtlich zu erleidenden Schadens oder des Ausfalles eines wahrscheinlichen Gewinnes bedurfte, um den Darleiher zum Zinsbezug zu berechtigen. Heutzutage

ist wegen der Leichtigkeit und Allgemeinheit eines Gewinnes für den, der eine Summe Geldes zu Geschäftszwecken verwenden kann, infolge der veränderten Lage jener besondere Nachweis nicht mehr nöthig. Das Geld ist wegen seiner geschäftlichen Verwendbarkeit nutzbringend geworden, und darum läßt die Kirche jetzt einen jeden ungestört mäßige Zinsen erheben. Allein sobald der Zins sich über die Schätzung der eventuellen Gefahr, über einen billigen Gewinnantheil eines ausführbaren Geschäftes erhebt, fängt er an, wucherhaft zu werden. Aus demselben Grunde wird eine wucherhafte Ausbeutung mit dem eigenen Gelde oder Kapital getrieben, wenn von ihm zuerst der Löwenantheil beansprucht wird, und der karge Rest als Lohn für die mit dem Kapital zusammenwirkende Arbeit entfällt. Ob nicht die hohen Gründergewinne, die hohen Tantièmen für ein kleines Maß Geistesarbeit u. dgl. m. manchmal auf wucherischer Berechnung des Kapitalgewinnstes beruhen? Faßbar ist der Wucher heutzutage weniger leicht als früher, verabscheuungswürdig und verderblich gewiß nicht minder. Die Maske, die er oftmals anlegt, um sich zu verbergen, verhüllt seine Sündhaftigkeit vor Gott und dem Gewissen nicht. Wir zweifeln nicht, daß Wuchergesetze, und je nach Umständen strenge und leicht anwendbare Wuchergesetze, mit zu den Einrichtungen gehören, von denen der Papst im weitern Verlaufe des Rundschreibens sagt, daß auf sie der Staat zunächst sein Augenmerk richten müsse, um gesegnete Zustände, öffentliches und Privatwohl wie von selbst aufsprießen zu lassen.

3. Weit glimpflicher sind die Ausdrücke des Rundschreibens über den andern von uns hervorgehobenen Punkt, das Monopolisiren von Handel und Industrie. Der Heilige Vater beklagt dasselbe und nennt es auch mit unter den Ursachen der heutigen mißlichen Lage; aber er verurtheilt nicht sofort die Handlungen der einzelnen, die darauf lossteuern. In dem einzelnen Falle kann ein solches, auch ein erfolgreiches Bemühen, einen gewissen Industriezweig zu beherrschen, in den Grenzen erlaubter Geschäftsconcurrenz verharren. Doch ist es nur zu leicht ein Zeichen von wenig christlicher Auffassung des Werthes der äußeren Güter, von unordentlicher Gier nach denselben; häufig auch — und das ist der dunkelste Punkt des Monopolisirens — bietet es Anlaß und Versuchung, um willkürlich und mit ungerecht hohem Gewinn die Preise zu bestimmen und die Miterzeuger der Producte, die Arbeiter, schamlos auszubeuten, durch Vereinigung mit Gleichgesinnten und Gleichmächtigen und durch Bildung von „Ringen“ die Ausbeutung der Arbeiter und der Käufer zu verallgemeinern. Der Heilige Vater deutet das an und sagt klar genug, daß

jene Versuchung nicht bloß vereinzelterweise zur verwerflichen That geworden ist: „Und so konnten wenige übermäßig Reiche dem arbeitenden Stande (oder, wie er sich wörtlich ausdrückt, der unzähligen Menge von Besitzlosen) nahezu ein sklavisches Joch auflegen.“

4. In diesen Worten finden wir, daß Leo XIII. den Kernpunkt socialwirthschaftlichen Uebels, wie es in die Erscheinung tritt, kurz will bezeichnet haben: Anhäufung unermeßlicher Reichthümer in den Händen Weniger und Verarmung der Massen, sowie das daraus erfolgende gereizte, feindselige Verhältniß zwischen arm und reich. Es ist das Uebel seiner äußern Erscheinung nach, nicht seinem Grunde nach. Dieser wurde zum Theil vorhin berührt; doch auch jene Punkte sind noch nicht der tiefste Grund. Aber daß der Heilige Vater es als das in die Erscheinung tretende Uebel bezeichnet, brandmarkt indirect den großen Irrthum, als ob das wirthschaftliche Wohl eines Landes oder Staates einfach von dem größern Reichthum abhinge und nicht ebenso sehr von der passenden Vertheilung der Güter und des Reichthums.

5. Also das Uebel ist gekennzeichnet, die Nothwendigkeit, auf schleunige Heilung zu sinnen, anerkannt. Leo XIII. prüft die Mittel und findet eine Reihe von Irrthümern bei solchen, die dem großen Körper der menschlichen Gesellschaft ihre ärztlichen Dienste anbieten. Da ist es zuerst der verhängnißvolle und grundstürzende Irrthum oder vielmehr das irrthümliche System der Socialdemokratie. Abgesehen von ihrer gottlosen und gottesläugnerischen Grundlage enthalten die socialwirthschaftlichen Ziele der Socialdemokraten die schwersten Irrthümer gegen die natürliche Gerechtigkeit und gegen die vernünftige gesellige Natur des Menschen. Die Socialdemokratie zielt ab auf Abschaffung des Privatbesitzes, besonders des Privat-Grundbesitzes. Der philosophische Nachweis, wie dieses Ziel im Widerspruch steht mit den Forderungen der Vernunft und der ganzen Natur des Menschen, ist ein Glanzpunkt im päpstlichen Rundschreiben. Die Socialdemokratie bezweckt Lockerung, ja Aufhebung der Familienbande, um die Elternrechte und -Pflichten, soweit von Pflichten bei einem solchen System noch die Rede sein kann, dem socialistischen Staate zu übertragen. Die Verurtheilung dieses unnatürlichen Zielpunktes faßt der Papst nach eingehender Widerlegung in die kurzen Worte zusammen: „Das socialistische System also, welches die elterliche Fürsorge beiseite setzt, um eine allgemeine Staatsfürsorge einzuführen; versündigt sich an der natürlichen Gerechtigkeit und zerreißt gewaltsam die Bande der Familie.“

6. Die Socialdemokratie würde mit ihren chirurgischen Experimenten am Körper der menschlichen Gesellschaft, mit ihren Schnitten bis ins Herz hinein sofort ihr den Tod bringen, ohne dem Leichnam neues Leben geben zu können. In einen ganz andern Irrthum verfallen die religionslosen Lebemänner und die ungläubigen Staatsprofessoren unserer Tage, indem sie sich auf den Rath beschränken, der Staatshilfe des modernen Staates und ihr allein zu vertrauen, da dessen Gesetzesparagraphen und nöthigenfalls auch Bajonette zur vollen Genüge die sociale Frage lösen würden. Diesem Irrthum, der kaum minder verderblich ist als jener der Socialdemokratie, hält der Papst die bedeutungsvollen Worte entgegen: „Wir sagen mit allem Nachdrucke: Läßt man die Kirche nicht zur Geltung kommen, so werden alle menschlichen Bemühungen vergeblich sein." Der tiefste Grund sowohl des Bestehens der socialen Frage als auch der Schwierigkeit oder vielmehr des Unvermögens der Heilung beim Fortbestand der modernen Zeitrichtung ist eben die Lossagung von Gott und seiner Kirche, diese Lossagung, welche die große Zahl der Besitzenden schon vollzogen hat und zu welcher die Masse des Volkes immer mehr hingedrängt wird. Die bewußte Lossagung von Gott und der Kirche macht den Menschen gottlos und religionslos; sie verzerrt in ihm die Idee von dem Zweck und Werth der irdischen Güter; sie verzerrt in ihm die Idee vom Menschen, von sich selbst und von seinen Mitbürgern. Die Genüsse dieser Erde sind ihm das Ein und All; seine Leidenschaften zähmen mag und kann er nicht; er wird zum vollendetsten Egoisten, genußsüchtig, ehrgeizig, hartherzig, grausam; ihm ist der Mitmensch nicht mehr als eine Maschine, die er zu seinem eigenen Nutzen und Genuß ausnützt; im Glück und Wohlleben ist er übermüthig, im Unglück und Leiden kraft- und muthlos, voll Neid und Haß gegen die, denen heitereres Glück lächelt. Wohl tritt diese Verzerrung der vernünftigen Natur nicht immer in ihrem Vollmaße zu Tage; die äußeren Umstände halten die Entwicklung mancher Giftkeime von Leidenschaften auf, und die Sucht, zu glänzen und zu genießen, findet es sehr oft im eigenen Interesse, sich zeitweilig und nach gewissen Richtungen hin Beschränkungen aufzulegen. Aber der Abfall von Gott und Religion kann folgerichtig nur dies erreichen, daß die ganze Erde in eine wahre Hölle umgewandelt und zu einem großen Zuchthaus ausgebaut wird, so daß die große Masse voll Ingrimm mit ihren Ketten klirrt, die wenigen Mächtigen aber nur mit eiserner Faust dieselbe niederhalten und den Becher der Lust nur durch die beständige Furcht vergällt genießen.

7. In dem Abfall von Gott und Religion, ja schon in der praktischen Vernachlässigung derselben findet sich die Wurzel von mehreren Irrthümern, welche beim Heilversuch der socialen Nothlage die Erkenntniß verdunkeln und die Thatkraft auf Abwege führen und ihre Wirksamkeit hemmen oder ganz vereiteln. Dazu rechnet der Heilige Vater zunächst den Wahn, als sei es jemals möglich, in der menschlichen Gesellschaft den Klassen- und Ständeunterschied zu verwischen. „In der bürgerlichen Gesellschaft ist eine Gleichmachung von hoch und niedrig, von arm und reich schlechthin nicht möglich. Es mögen die Socialisten solche Träume zu verwirklichen suchen, aber man kämpft umsonst gegen die Naturordnung an." Also Irrthum und Thorheit ist es, wollte man sich zum Ziele setzen, Niedrigkeit und Armuth ganz aus der menschlichen Gesellschaft zu verbannen; das einzig Mögliche ist, das Schroffe der Klassengegensätze abzuschleifen, Armuth und Noth möglichst zu beschränken, so daß sie nicht die allgemeine Lage der Masse des Volkes, sondern nur die Ausnahme bilde, zugleich geistige und leibliche Mittel zur Hand zu haben, um die eintretende Noth durch mildthätige Hilfe zu lindern.

8. Ein hiermit zusammenhängender verhängnißvoller Irrthum ist es, zu wähnen, als sei es überhaupt möglich, von dem Menschen Arbeit und Plage zu nehmen und das Loos lästiger Arbeit zu einem Ausnahmezustand zu machen. „Die Arbeit wurde dem Menschen nach dem Sündenfalle als eine nothwendige Buße auferlegt, deren Last er spüren muß." Dieses göttliche Gesetz kann die Menschheit nicht umstürzen, und wem es unter Tausenden gelingen mag, sich demselben nahezu zu entziehen, der thut das weder zu seinem zeitlichen, noch zum ewigen Segen.

9. Endlich entnimmt man aus dem päpstlichen Rundschreiben unschwer die Belehrung, daß es ein arger Irrthum ist, wenn die Arbeitgeber ihre ganze Pflicht den Arbeitern gegenüber glauben erfüllt zu haben, falls sie ihnen den Arbeitslohn aushändigten. Die nächste strenge Pflicht ist es freilich, den Lohn, und zwar den Lohn von gerechter Höhe dem Arbeiter zu geben. Allein das Rundschreiben ruft ihnen zudem die Pflicht ins Gedächtniß, „auch die gebührende Rücksicht auf das geistige Wohl und die religiösen Bedürfnisse der Arbeiter" zu haben. Zwar beschränkt sich der Papst beim Namhaftmachen der einzelnen Punkte dieser Pflicht darauf, daß der Arbeitgeber den Arbeiter in seinem Recht zur Ausübung der religiösen Pflichten nicht kränke, ihn keiner Gefahr und Verführung aussetze. Es ist ihm wohl bekannt, daß die Verhältnisse zwischen Arbeitern und Herren nicht die engen und vertraulichen sind, wie sie zwischen

Herrschaft und Gesinde bestanden und bestehen sollen: darum will er nicht zu sehr eine strenge Pflicht positiver väterlicher Fürsorge für das geistige Wohl der Arbeiter betonen. Gleichwohl entspricht dieses dem Ideal eines christlichen Arbeitgebers und ist selbst je nach den Umständen in größerem oder geringerem Maße ernste Pflicht. Unverhohlen läßt Leo XIII. dies auch an späterer Stelle des Rundschreibens durchblicken. Wo er von Arbeitervereinen spricht zur gegenseitigen Wahrung der gemeinsamen Interessen und zur gegenseitigen Stütze in geistigen und religiösen Gefahren, räumt er an der Seite der Arbeiter auch den Arbeitgebern einen Platz in diesen Vereinen ein, natürlich nicht zu dem Zwecke, um die Interessen der Arbeiter zu kreuzen, sondern um sie zu begünstigen und zu fördern. Wie sehr gebrandmarkt steht hier die unchristliche und menschlich unwürdige Auffassung derjenigen Arbeitgeber da, welche in ihrer Stellung nichts anderes sehen als ihr Uebergewicht über die Menge, nichts anderes betreiben als ihren Nutzen und größern Gewinn, den Arbeiter aber der Maschine gleich ausbeuten und an Leib und Seele zu Grunde richten! Ganz anders christliche Lehre und christliches Gesetz. Durch sie werden die Höhergestellten angewiesen, ihr Uebergewicht zum größern Wohle ihrer Mitmenschen zu benützen und nebst standesgemäßem Auskommen für sich das Wohlergehen, zeitliches und ewiges Wohlergehen der ihnen Unterstehenden eifrig zu befördern. Das ist ihre Arbeit.

10. Bisher wurden diejenigen vom Heiligen Vater gekennzeichneten Irrthümer in den Zielen und den Wegen zur vermeintlichen Heilung der brennenden socialwirthschaftlichen Schäden genannt, welche unter Katholiken kaum jemals Platz greifen konnten: so sehr lag ihr Widerspruch mit der christlichen Vernunft zu Tage. Allein bei der allseitigen Entwicklung der principiellen Seite der Arbeiterfrage, wie sie Leo XIII. so glänzend zu geben verstanden hat, kommen auch Anschauungen zur Sprache, betreffs welcher selbst katholische Männer keineswegs immer einmüthig waren; über nicht wenige fällt der Papst ein zustimmendes oder ein abweisendes Urtheil. Wir haben es hier nur mit denjenigen zu thun, die er abweist. Vor allem handelt es sich dabei um die Aufgaben und die Grenzen der Staatsgewalt bei Lösung der socialen Frage. Für katholische Socialpolitiker dürften daher jene Partien des Rundschreibens, welche von dem diesbezüglichen Antheil der Staatsgewalt und von den Arbeitervereinen handeln, die meiste Belehrung bieten und das größte Interesse erwecken. Wie leicht wird die Befugniß des Staates zu eng oder zu weit gezogen: nach beiden Richtungen hin werden irrthümliche Ansichten berichtigt.

Als Hauptirrthum wird zunächst bezeichnet, wenn die Staatsgewalt aus sich unmittelbar in die Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeiter sich einmischen wollte. An sich sind dies Privatangelegenheiten, welche die einzelnen für sich oder in freier Vereinigung mit anderen abmachen. Als ebenso irrthümlich aber wird es auch hingestellt, wenn die Staatsgewalt alles gehen läßt und nicht von vornherein ihre Sorge auf die gedeihliche Entfaltung solcher ihrer Natur nach privaten Angelegenheiten richtet; wenn sie nicht mittelbar eine solche gedeihliche Entwicklung beeinflußt, durch allgemeine Einrichtungen und Gesetze ihre weise Vorsicht übt, Auswüchsen vorbeugt oder solche im Keime erstickt. Also helfend, fördernd, schützend der Thätigkeit der Bürger, sei es individuelle oder Vereinsthätigkeit, zur Seite stehen zur Entwicklung allseitigen zeitlichen Wohlstandes, des materiellen wie des geistigen, nicht aber diese Thätigkeit hemmen und aufsaugen: das ist die große Aufgabe der Staatsgewalt. Die hier fest und markig gezogene Grenzlinie, welche die richtige und die irrthümliche Auffassung von der Staatsgewalt scheidet, genügt jedoch schwerlich, wenn es sich um einzelne Maßnahmen handelt, über welche man zweifelt, ob die Staatsgewalt dazu berechtigt ist oder nicht. Darum geht das päpstliche Rundschreiben auch in mehrere Einzelheiten ein, um die Grenzen der Staatsgewalt näher zu bestimmen. Wir heben hier mehrere Sätze aus.

„Es ist auch kein Grund vorhanden, die allgemeine Staatsfürsorge in Anspruch zu nehmen; denn der Mensch ist älter als der Staat, und er besaß das Recht, Leib und Leben zu schützen, bevor es irgend einen Staat gegeben hat.“ Und: „Ein großer und gefährlicher Irrthum ist es, wenn man will, daß der Staat in das Innere der Familie, des Hauses hineinregiere. Allerdings, wenn sich eine Familie in höchster Noth und in so rathloser Lage befindet, daß sie sich in keiner Weise helfen kann, so ist es der Ordnung entsprechend, daß staatliche Hilfeleistung eintrete; die Familien sind eben Theile des Staates.“

11. „Die Lohnherren und die Arbeiter selbst können und müssen zu einer gedeihlichen Lösung der Frage mitwirken. Hierher gehören Vereine zu gegenseitiger Unterstützung, private Veranstaltungen zur Hilfeleistung für den Arbeiter und seine Familie bei Unglücks-, Krankheits-, Todesfällen, Einrichtungen zum Rechtsschutz für Kinder, jugendliche Personen oder auch Erwachsene.“ — „Wenngleich nun diese privaten Gesellschaften innerhalb der staatlichen Gesellschaft bestehen und gewissermaßen einen Theil von ihr bilden, so besitzt der Staat nicht schlechthin die Vollmacht, ihr Dasein zu verbieten. Sie ruhen auf Grundlage des Naturrechtes;

und das Naturrecht kann der Staat nicht ändern, sein Beruf ist vielmehr, dasselbe zur Anerkennung zu bringen." Wir möchten diesen Satz doppelt unterstreichen. Er ist eine feierliche Verurtheilung der weitverbreiteten Ansicht, als ob Privatvereine, welche zu erlaubten und guten Zwecken zusammentreten, erst dann irgend welche Rechte hätten, wenn es der Staatsgewalt beliebt, ihnen solche zu geben.

12. Aber hören wir den Heiligen Vater weiter. Er hält Regelung der Arbeitszeit, Schutzmaßregeln gegen die Gesundheitsgefahr u. s. w. für zweckdienlich, bezw. für nöthig. Allein soll das alles nun von oben herab durch Anordnung und Fürsorge des Staates geschehen? Hören wir die Antwort: „Damit aber in solchen Fragen die öffentliche Gewalt sich nicht in ungehöriger Weise einmische, so erscheint es in Anbetracht der Verschiedenheit der zeitlichen und örtlichen Umstände durchaus rathsam, jene Fragen vor die Ausschüsse (nämlich nach Vereinbarung der Lohnherren und der Arbeiter) zu bringen oder einen andern Weg zur Vertretung der Interessen der Arbeiter einzuschlagen, die öffentliche Gewalt aber, wenn nöthig, Schutz und Beihilfe leisten zu lassen."

Danach scheint das Ideal zu sein, wenn die selbsteigene Thätigkeit der Arbeiter und Lohnherren durch Vereine die Sachen so regelte, daß dieselben ohne Einmischung der Obrigkeit zur beiderseitigen Zufriedenheit bereinigt würden; die Obrigkeit sollte nur den frei getroffenen Einrichtungen durch Schutz Beständigkeit und Nachdruck verleihen. Wenn aber die freie Thätigkeit verschiedener Umstände halber nicht so weit wirksam sein kann, dann allerdings steht nichts im Wege, daß die Obrigkeit weiter gehe, mehr eingreife und die Privatthätigkeit so weit ersetze, als es erforderlich ist. Es fallen hier treffliche Streiflichter auf die viel erörterten Fragen über Versicherung und Versicherungszwang und Zwangsversicherung gegen Unfälle, Krankheiten, Arbeitsunfähigkeit u. s. w. Daß derartige Versicherungen der Arbeiter platzgreifen, befürwortet selbst der Heilige Vater. Daß deren Einrichtung und Verwaltung an sich nicht Staatssache sei, wird ganz klar und deutlich gesagt. Daß die Obrigkeit jedoch indirect darauf hinarbeiten darf und soll, derartigen Anstalten zum Dasein und Leben zu verhelfen und durch sie den Arbeitern *wirksamen* Schutz und Hilfe zu verschaffen, tritt nicht minder in dem Rundschreiben zu Tage. Wo staatlicherseits ein Anstoßgeben, ein Begünstigen und Beschützen hinreicht, um bestimmte Klassen von Bürgern zur selbsteigenen Bildung von Vereinen und Anstalten behufs Förderung gemeinschaftlicher Interessen zu bringen, da soll deren Bildung nicht staatlicherseits ge-

schehen, da sollen nicht Staatsanstalten statt freier Anstalten gegründet werden. Wo aber und inwieweit die freie Thätigkeit versagt, da und so weit hat die öffentliche Gewalt die nothwendigen Schritte zur Förderung der mit dem öffentlichen Wohl zusammenhängenden Interessen einzelner Klassen und Gruppen der Staatsbürger zu thun: ihre fürsorgliche Thätigkeit wird also größer oder geringer sein müssen je nach den jeweiligen Verhältnissen und Umständen.

13. Also eingreifen in privatrechtliche Verhältnisse soll und darf die Staatsgewalt nur in den Fällen der Noth. Das allgemeine Wohl hat sie jedoch positiv zu fördern und durch allgemeine Gesetze und Einrichtungen dahin zu wirken, daß sich die privatrechtlichen Verhältnisse von selber friedlich, ausgleichend, gedeihlich entfalten. Dann aber — was ein递 Haupttheil des allgemeinen Wohles ist — muß die Staatsgewalt den einzelnen und allen Rechtsschutz gewähren, Schutz im Besitze der natürlichen oder erworbenen Rechte und Schutz in der freien, rechtmäßigen Bethätigung dieser Rechte. Nach dieser Seite hin hat, wie das Rundschreiben besonders hervorhebt, die Staatsgewalt vor allem von den Schwächeren Unrecht und Gefahr abzuwehren. „Wenn überhaupt alle Rechte der Staatsangehörigen sorgfältig beachtet werden müssen und die öffentliche Gewalt darüber zu wachen hat, daß jedem das Seine bleibe, und daß alle Verletzung der Gerechtigkeit abgewehrt werde oder Strafe finde, so muß doch der Staat beim Rechtsschutze zu Gunsten der Privaten eine besondere Fürsorge für die niedere, unvermögliche Masse sich angelegen sein lassen. Die Wohlhabenden sind nämlich nicht in dem Maße auf den öffentlichen Schutz angewiesen, sie haben die Hilfe eher zur Hand; dagegen hangen die Besitzlosen, ohne eigenen Boden unter den Füßen, fast ganz von der Protection des Staates ab.“ Beherzigenswerth ist, daß der Heilige Vater diesen Rechtsschutz nicht auf schon geschehene Vergewaltigung beschränkt, sondern auch auf die drohende Gefahr einer solchen will ausgedehnt wissen. Ein Eingreifen in die bürgerlichen Verhältnisse seitens der öffentlichen Autorität ist insoweit am Platze, „als es zur Hebung des Uebels und zur Entfernung der Gefahr nöthig ist“.

Ein Irrthum über die Tragweite der persönlichen Rechte und deren Veräußerlichkeit oder Unveräußerlichkeit zieht folgerichtig auch irrthümliche Auffassungen bezüglich der Rechte und Pflichten der Staatsgewalt nach sich. Ueber mehrere Einzelpunkte zerstreut in dieser Hinsicht der Heilige Vater Zweifel und Irrthümer, welche auch die bestgesinnten Socialpolitiker beschleichen konnten.

14. Man hat schon Bedenken angeregt, ob denn die öffentliche Gewalt auch den erwachsenen Arbeitern gegenüber die Sonntagsruhe gesetzlich anordnen könne, oder ob sie sich nicht vielmehr darauf beschränken müsse, ihnen die Möglichkeit der Sonntagsruhe zu verschaffen und sie gegen unnöthigen Zwang, wie zur Sonntagsarbeit, so auch zur Sonntagsruhe, zu schützen. Die Worte Leo's XIII. lassen den Zweifel nicht mehr aufkommen. „Keine Gewalt darf den Menschen auf dem Wege christlicher Pflicht und Tugend, der ihn zum ewigen Leben im Himmel führen soll, zurückhalten. Ja, der Mensch besitzt nicht einmal selbst die Vollmacht, auf die hierzu nöthige Freiheit Verzicht zu leisten und sich der Rechte, die seine Natur verlangt, zu begeben; denn nicht um Befugnisse, die in seinem Belieben stehen, handelt es sich, sondern um unausweichliche, über alles heilig zu haltende Pflichten gegen Gott. — Hiermit ist die Grundlage der pflichtmäßigen Sonntagsruhe bezeichnet." Nach diesen Worten läßt sich nicht zweifeln, daß der Staat ganz nach Recht und Pflicht handelt, wenn er nicht nur den Zwang zur Sonntagsarbeit, sondern auch die nicht etwa durch die Noth geforderte Sonntagsarbeit selbst unter bestimmte Verbote stellt oder durch Entziehung von Arbeitsgelegenheit gewissermaßen unmöglich macht; auch die freiwillige Sonntagsarbeit ist nicht Ausübung eines Rechtes, sondern Mißbrauch und Rechtsverletzung.

15. Daß die Staatsgewalt befugt sei, zum Schutze der Kinder und des schwachen Geschlechts die Arbeitszeit dieser zu regeln oder zu beschränken, liegt heutzutage im Bewußtsein aller; ob diese Befugniß auch hinsichtlich der erwachsenen Arbeiter vorliege, oder ob es vielmehr eine ungebührliche Beschränkung ihrer Freiheit sei, wurde angezweifelt. Nach Leo XIII. ist jene Befugniß zweifellos. In der Regel ist eine übermäßige Arbeitszeit dem Arbeiter, wenn auch scheinbar durch freien Contract, so in der That doch durch moralischen Zwang aufgebürdet. Selbst wenn irgend jemand über außergewöhnliche Körperkräfte zu verfügen hätte oder dies wenigstens glaubte und eine ungewöhnliche Arbeitsdauer wünschte, so dürfte doch deshalb die Gesammtheit seiner Mitgenossen nicht in Mitleidenschaft gezogen und überbürdet werden. Zu einer die Gesundheit und das Leben schädigenden Ueberbürdung aber hat der Arbeiter selbst kein Recht; die öffentliche Gewalt kann in dieser Beziehung ihn vor sich selber und seine Mitarbeiter vor moralischem Zwang schützen. „Im allgemeinen ist daran festzuhalten," sagt das päpstliche Rundschreiben, „daß den Arbeitern so viel Ruhe zu sichern sei, als zur Herstellung ihrer bei der Arbeit aufgewendeten Kräfte nöthig ist; denn die Unterbrechung der

Arbeit hat eben den Ersatz der Kräfte zum Zweck. Bei jeder Verbindlichkeit, die zwischen Arbeitern und Lohnherren eingegangen wird, ist ausdrücklich oder stillschweigend die Bedingung vorhanden, daß die genannte Ruhe dem Arbeiter gesichert sei. Eine Vereinbarung ohne diese Bedingung wäre sittlich nicht zulässig, weil die Preisgabe von Pflichten gegen Gott und gegen sich selbst von niemand gefordert und von niemand zugestanden werden kann."

16. Desgleichen wurde auch angezweifelt, ob es der Obrigkeit je zustehen könne, in die Lohnbestimmung der Arbeiter einzugreifen. Das päpstliche Rundschreiben spricht sich unzweifelhaft bejahend aus: nicht als ob es ein unmittelbares Fixiren für wünschenswerth hielte, wohl aber soll die Obrigkeit die Einigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, wenn nöthig durch ein Schiedsgericht mit Zwangscharakter, so anbahnen, daß dem Arbeiter wirklich ein gerechter Lohn, der zum mäßigen Unterhalte für ihn und die Seinen ausreiche, zu theil werde. Die Berechtigung zu irgend einem Eingreifen der öffentlichen Gewalt, je nach den Umständen, sieht der Heilige Vater ganz gewiß als miteinbegriffen an in dem Rechtsschutze des Staates. Der Staat ist nach dem Rundschreiben ganz besonders berufen, die Rechte der Schwachen zu schützen. Nun ist es aber, wiederum nach Ausspruch des Heiligen Vaters, ein strenges Recht des Arbeiters, wenigstens für die Arbeiterklasse im allgemeinen, wenn auch Ausnahmsfälle für einzelne vorkommen können, „daß der Lohn nicht etwa so niedrig sei, um einem genügsamen, rechtschaffenen Arbeiter den Lebensunterhalt nicht abzuwerfen. Diese schwerwiegende Forderung ist unabhängig von dem freien Willen der Vereinbarenden. Gesetzt, der Arbeiter beugt sich aus reiner Noth den allzu harten Bedingungen: so heißt das, Gewalt leiden, und die Gerechtigkeit erhebt gegen einen solchen Zwang Einspruch". Die Folgerung ist klar: Die obrigkeitliche Gewalt hat dafür Sorge zu tragen, daß solche Vergewaltigung nicht eintrete und nicht ungesühnt bleibe. Uebrigens hat das mit anderen Worten das Rundschreiben schon an einer frühern Stelle gesagt: „Nicht anders als durch die Thätigkeit der Arbeiter werden die Reichthümer im Staate erzeugt. Daher heischt es die Billigkeit, daß eben der Staat sich der Arbeiter so weit annehme, um ihnen einen entsprechenden Antheil an den Erzeugnissen zu sichern, so daß sie Wohnung, Kleidung, Unterhalt zur Genüge haben und ein leidliches Leben führen können."

17. Mehreres andere übergehen wir, um mit einer Mahnung des Papstes über die Einrichtung der Arbeitervereine zu schließen — einer

Mahnung, welche eine unermeßlich bedeutsame Richtigstellung diesbezüglicher Anschauungen enthält. Es ist eine je nach den verschiedenen Gegenden schwer zu lösende Frage: Welcher Art sollen die Arbeitervereine sein? auf welcher Grundlage eingerichtet? welches ihr Zweck und ihr Ziel? Daß wechselseitige Hilfe und gemeinsame Fürsorge zur Hebung der wirthschaftlichen Lage und der gemeinsamen Interessen ins Auge gefaßt werde, darüber kann kein Zweifel bestehen. Allein ein Satz des Rundschreibens ist sehr zu beherzigen, den die authentische deutsche Uebersetzung nicht zwar wörtlich, aber den Sinn genau erklärend also gibt: „Das religiöse Element muß dem Vereine zu einer Grundlage seiner Einrichtungen dienen. Die Religiosität der Mitglieder soll das wichtigste Ziel sein, und darum muß der christliche Glaube die ganze Organisation durchdringen." Und weiter: „Es muß darauf Bedacht genommen werden, den religiösen Unterricht der Arbeiter zu befördern, daß alle ihre Pflichten gegen Gott wohl erkennen . . . und gegen die herrschenden Irrthümer und Verführungskünste gewappnet sind." Daraus ist zu entnehmen, wie wenig nach Urtheil des Heiligen Vaters auf confessionslose oder interconfessionelle Verbindungen von Arbeitern und Handwerkern zu geben ist; wie dagegen dort, wo solche jemals der Verhältnisse halber nöthig werden sollten, um so mehr daneben für Arbeitervereine, die auf kirchlichem Boden stehen, gesorgt werden muß, damit die Gefahr der ersteren möglichst entkräftet werde.

Was im Beginne des Rundschreibens den Geist des Heiligen Vaters fesselte, das stellt sich am Ende desselben ihm wieder mächtig vor Augen: ohne wirkliche Rückkehr zum vollen Christenthum, ohne praktische Befolgung der christlichen Lehren sowohl seitens der Höheren wie der Niederen, seitens der Arbeitgeber wie der Arbeiter gibt es keinen friedlichen Ausgang aus dem Wirrsal der socialen Frage. Christus hat sie vor fast zweitausend Jahren gelöst; nur Er und der Anschluß an Ihn löst sie auch jetzt.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Der heilige Rock unseres Herrn und Heilandes im Dome zu Trier.

Ein Hirtenbrief des hochwürdigsten Bischofes Wilhelm Arnoldi von Trier sagte für das Jahr 1844 eine hehre, erhabene Feier an: die Ausstellung des heiligen Rockes. Die segensreichen Früchte derselben übertrafen alle Erwartungen; aber sie fand auch einen ungeahnten Widerspruch, der im Rongeskandal seinen Höhepunkt erreichte. Ebenso hat das neueste Ausschreiben des Nachfolgers Arnoldi's für Freund und Feind die größte Bedeutung. Die altehrwürdige Reliquie des Trierer Domes tritt endlich aus ihrer siebenundvierzigjährigen Verborgenheit wiederum hervor. Das gläubige Volk begrüßt die Belehrung seines Bischofes im erwähnten Ausschreiben mit Freuden; der Clerus in den Rheinlanden, in Westfalen, ja in ganz Deutschland und in allen an Trier grenzenden Diöcesen erwartet von der Wallfahrt nach Trier viel Segen. Die während des verflossenen Jahres vollzogene Eröffnung des den heiligen Rock umschließenden Altares und seiner Schreine war eine höchst dankenswerthe That; die Mittheilung des Fundberichtes bezeichnet einen Sieg liebgewonnener katholischer Anschauungen.

Wie lagen die Dinge vor jener Eröffnung? Wodurch ward sie veranlaßt? Am Schluß der berühmten Ausstellung von 1844 war eine wissenschaftliche Fehde über die Echtheit der Reliquie entbrannt. Bischof Arnoldi hatte den Wunsch ausgesprochen, sie möge in würdiger Weise von katholischen Gelehrten weitergeführt und ehrenvoll beendet werden. Der von den Gegnern angeschlagene Ton der Streitschriften war aber so beleidigend und herausfordernd, daß die Katholiken auf weitere Erörterungen verzichteten. Die Sache ruhte. Da richtete im Jahre 1878 eine Schrift des Domkapitulars v. Wilmowsky unerwartete Verwirrung an. Sie machte überdies eine wissenschaftliche Beurtheilung der Reliquie überaus schwer. Untergrub sie doch die Grundlagen der Verehrung des heiligen Rockes durch die Behauptung, v. Wilmowsky habe 1844 mit dem damaligen Trierer Generalvikar, spätern Bischof von Münster, Johann Georg Müller, den heiligen Rock gründlich untersucht und bei dieser Gelegenheit gefunden, das als Kleid des Herrn verehrte Gewand sei ein byzantinisches Gewebe des 5. oder 6. Jahrhunderts. Dieses Ge-

webe aber diene als Hülle eines mildgrauen Stoffstückes, welches vom heiligen Rock des Herrn stamme. Zu Trier besitze man demnach nur ein verhältnißmäßig kleines Stück des Gewandes Christi.

Was war diesen Behauptungen gegenüber zu thun? Mit der größten Zuversicht wurden sie aufgestellt von einem Manne, der in dieser wichtigen Angelegenheit Glauben und Vertrauen zu verdienen schien. Trat er doch auf als Canonicus desjenigen Domes, worin der heilige Rock aufbewahrt und ausgestellt wurde. Er war archäologisch gebildet, behauptete und zeigte, daß er sich auf byzantinische Stoffe verstehe, und trug plötzlich mit voller Kenntniß der Bedeutung seiner neuen Ansicht öffentlich eine so überraschende Meinung als sichere Wahrheit vor.

Auf der andern Seite standen verschiedene ältere Berichte seinen Ausführungen schroff gegenüber. Man durfte dieselben um so weniger rasch aufgeben, weil v. Wilmowsky sich als Archäologe bei Aufdeckung und Beurtheilung der vielbesprochenen Inschriften von Nennig arg geirrt und auch die Trierer Ueberlieferungen über die Entstehung des Domes durch Berufung auf den zweifelhaften Fund einer Münze Gratians in einer Weise angegriffen hatte, die mit Recht Widerspruch erregte [1]. Trotz alledem schien es kaum glaublich, auch seine vor Freund und Feind so bestimmt abgegebenen Mittheilungen über die Entdeckung, in dem als heiliger Rock gezeigten und verehrten Gewand seien auf rothem Grund gelbe Vogelpaare eingewebt, — beruhten auf einem Versehen. Die von ihm der Beschreibung des Fundberichtes beigefügte Zeichnung trug so entschieden den Charakter byzantinischer Seidengewebe, daß Zweifel an ihrer Echtheit um so weniger begründet waren, als ja auch schon Generalvikar Cordel 1810 und Professor Clemens 1845 gesagt hatten, solche Vögel fänden sich auf dem heiligen Rock. Wilmowsky wollte sie aber in dem nach seiner Behauptung irrthümlich als heiliger Rock verehrten Gewande gesehen haben.

Um seinen Widerspruch gegen die alten Ueberlieferungen der Trierer Kirche zu decken, wies er hin auf einen heftigen Streit, den das Domkapitel 1630—1632 gegen den Erzbischof geführt hatte. Der Kurfürst von Trier hatte nämlich eine Partikel „vom heiligen Rock" an die zu Brüssel residirende Infantin Isabella verschenkt. Kaum vernahm das Kapitel dies, so behauptete es, jene Partikel könne nicht vom heiligen Rock der Kathedrale stammen, weil sie sich von ihm in Stoff, Farbe und

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXX. S. 15 ff.

Webeart unterscheide. Wilmowsky behauptete nun, jenes von ihm im „angeblichen heiligen Rock“ gefundene Stoffstück sei der angefochtenen Reliquie des Erzbischofs gleich. Daraus folgerte er: Freilich unterschied sich des Erzbischofs Partikel von dem „heiligen Rock“, aber dieser von den Kapitularen hochgehaltene „heilige Rock“ war keine Reliquie. Die wirkliche Reliquie lag, ohne daß sie es ahnten, in jenem byzantinischen, mit Vogelgestalten gemusterten Purpurkleide; diese Reliquie aber war wie die des Erzbischofs nur ein Stück vom echten heiligen Rock.

Eine endgiltige Lösung der vorgebrachten Schwierigkeiten blieb unmöglich, solange nicht eine gründliche, auf Augenschein beruhende Untersuchung gezeigt hatte, ob überhaupt oder inwieweit die neuen Behauptungen richtig seien. Der Culturkampf hatte Herrn v. Wilmowsky nicht gehindert, volle zweiunddreißig Jahre nach seiner vermeintlichen Entdeckung in so unglücklichen Tagen seine verwirrenden Behauptungen ohne alle Veranlassung plötzlich zu veröffentlichen. Derselbe Kampf machte es dem Bischof unmöglich, eine Eröffnung des Altares seiner Kathedrale und eine Untersuchung des heiligen Rockes vorzunehmen. Solange alles auf dem Spiele stand, solange die Bischöfe in eine so traurige Lage gebracht waren, durfte man nicht an die Erledigung einer nicht geradezu drängenden Controverse gehen. Als aber endlich der Friede wieder angebahnt wurde, hat der hochwürdigste Oberhirte der Trierer Diöcese die nöthigen Schritte gethan, um Klarheit zu schaffen.

Im verflossenen Jahre wurde eine Untersuchung der Reliquie selbst angestellt. Der Erfolg derselben entsprach den alten Ueberlieferungen. Das officielle Protokoll konnte darum sagen: „Die Untersuchung hat nichts geliefert, was mit den uralten Traditionen der Trierischen Kirche im Widerspruch sich befindet“; d. h. nach dem Zweck des Actenstückes: Alle neuen Behauptungen des Herrn v. Wilmowsky, wodurch er sich in Gegensatz stellte zu den Ueberlieferungen des Domes, erwiesen sich als Irrthümer.

Wohl fand das durch v. Wilmowsky veröffentlichte Muster mit den Vogelpaaren sich vor, aber zunächst schon in Zeichnung und mehr noch in Farbengebung anders, als er angegeben hatte. Das Muster ist nämlich von breiten rothen und gelben, horizontallaufenden Streifen durchzogen. In den rothen Streifen sind die oberen und unteren Theile der Vögel (ihre Köpfe mit den Hälsen und den Beinen) gelb; dagegen erscheinen im mittlern Streifen die Leiber der Vögel gelb auf gelbem Grund. Sie sind deshalb nicht mehr erkennbar. Das wesentlichste Ergebniß aber bestand

in der klaren Erkenntniß, diese Musterung sei keineswegs in die Reliquie eingewebt, sondern finde sich in einer ihr zum Schutz gegebenen Umhüllung, ja diese Umhüllung sei nur mehr auf der vordern Seite der Reliquie, und selbst dort nur an einigen Stellen erhalten, die zusammen kaum ein Viertel dieser Vorderseite ausmachen. Die Angabe, das als heiliger Rock verehrte Gewand sei ein byzantinisches Prachtkleid, beruhte demnach auf einem durch ungenaues Zusehen verursachten Irrthum.

Der gemusterten Seide auf der Vorderseite des heiligen Rockes entspricht auf der andern Seite ein Gazeüberzug. Liegen die Seide und die Gaze auf den beiden Außenseiten der Reliquie, so befindet sich, wie schon Professor Clemens 1845 bekannt machte, in ihrem Innern ein aus ungemusterter Köperseide angefertigtes Kleid. Das Ganze, welches ausgestellt wurde, besteht also gleichsam aus drei Gewändern. Der heilige Rock bildet das mittlere und liegt zwischen zweien derselben. Er ist aber sichtbar, weil das gemusterte Seidengewebe fast vergangen und in Stücken herabgefallen, die Gaze durchsichtig ist. Die heilige Reliquie selbst enthüllt die Spuren ihres hohen Alters.

Das nach v. Wilmowsky im Innern des heiligen Rockes liegende mildgraue Stück wurde gesucht, aber nicht gefunden. Es hat als solches nie anders als in seiner Phantasie bestanden. Ein von vier bunten Streifen umrahmtes Stück jenes im Innern des heiligen Rockes liegenden seidenen Gewandes, oder aber „einen breiten, von außen über den untern Rand in das Innere geführten Gazeumschlag, der hier, weil nur lose befestigt, eine Art Tasche gebildet hat", wird er in der Eile der kurzen Untersuchung als ein „mildgraues, einfaches, glattes, ungemustertes" und selbständiges Stoffstück angesehen haben, das ihm „mehr wie feine Wolle, als wie Seide" erschien.

Hat jenes Stück nicht existirt, dann konnte auch die „Partikel" des Erzbischofs ihm nicht gleich sein. Die Domkapitulare sagten 1631, sie sei von dem in der Kathedrale verehrten heiligen Rock mit Rücksicht auf Farbe und Dicke verschieden, scheine überdies „aus Wolle und Leinen" zu bestehen. Man thut jenen Kapitularen wohl kein Unrecht durch die Annahme, sie seien nicht im Stande gewesen, bei einer so alten Partikel über den Stoff der einzelnen Fäden ein fachmännisches Urtheil abzugeben. Sie werden im Stoff verschiedene, d. h. hellere und dunklere Fäden gefunden haben. Das aber macht es ziemlich sicher, daß der Erzbischof einen Theil jener byzantinischen Umhüllung des heiligen Rockes besaß, worin gelbe und purpurne Fäden erkennbar geblieben waren. Eine solche

Partikel mußte sich natürlich vom heiligen Rock in Farbe und Dicke unterscheiden; das versteht sich von selbst. Da dieselbe schon vor 1483 in der Kapelle der Trierer Erzbischöfe sich befand, der heilige Rock aber von 1196—1512 im Hochaltar verschlossen lag, wird sie 1196 oder früher von der Reliquie herabgefallen sein.

Gehen wir nach Klarstellung dieser Vorfragen auf den Kern der Sache ein. Auf welche Gründe hin kann die Reliquie des Trierer Domes als jener heilige Rock angesehen und verehrt werden, den der Erlöser der Welt in seinem Leiden getragen hat, dessen die Soldaten ihn beraubten und über den sie, wie schon der Psalmist geweissagt hatte, das Loos warfen? Man beachte von vorneherein, daß es sich in unserm Falle bei der Behauptung der Echtheit nicht um Ansprüche handelt, die erst jetzt erhoben werden. Neue Forderungen sind freilich auch mit neuen vollgiltigen Beweisen zu erhärten. Nicht so verhält es sich bei Ansprüchen, welchen ein langer Besitzstand zur Seite steht.

Oft muß in wichtigen Processen eine entscheidende Urkunde geprüft werden, von welcher es abhängt, ob sicher bewiesene Schuldsummen bereits bezahlt oder noch nicht bezahlt wurden. In solchen Fällen wird der Richter die Anwälte beider Parteien vernehmen. Er wird Gründe und Gegengründe hören und abwägen und die Urkunde erst dann als beweiskräftig behandeln, wenn klar erhärtet ist, daß sie das nöthige Alter und hinreichende Kennzeichen der Unverfälschtheit besitzt. Ganz anders ist das Verfahren, wenn ein Kläger das Eigenthum seines Mitbürgers, dessen Haus oder dessen Acker, beansprucht. Der Richter wird freilich auch in letzterem Falle den Besitzer auffordern, seine Kaufacten vorzulegen. Wenn solche vorhanden sind, werden sie beigebracht. Es können jedoch solche Acten fehlen oder nicht unantastbar sein. Der augenblickliche Besitzer und seine Vorfahren haben aber schon lange in jenem Hause gewohnt, schon lange jenes Grundstück benutzt. Wird nicht vor Gericht unter solchen Verhältnissen der Besitz anerkannt und bestätigt? Mag der Kläger betonen, die Echtheit dieses oder jenes Beweismittels für den ersten rechtmäßigen Antritt des Besitzes sei nicht hinreichend erwiesen, der Richter wird bei seinem Spruch bleiben. Anders würde sich freilich nach dem Naturrecht und für das Gewissen die Sache stellen, wenn der Kläger bewiese, der Besitz sei mit bewußter Unredlichkeit angetreten und festgehalten worden. Solange jene Unredlichkeit nicht bewiesen ist, achtet man das lange verjährte Recht, setzt man voraus, daß es giltig erworben sei. Der Besitzer findet Schutz und Anerkennung vor dem Gesetz, bis ein Unrecht sicher und klar erwiesen ist.

Die katholische Kirche geht nun seit mehr denn einem Jahrtausend hinsichtlich der Reliquien immer und überall von ähnlichen Grundsätzen aus. Ihre Rechtsbücher sagen, die Bischöfe könnten, ja sollten eine Reliquie hochhalten, wenn sie seit langer Zeit verehrt wurde, kein stichhaltiger Grund gegen die Echtheit vorliegt und Gott durch wunderbare Gebetserhörung und andere das Gnadenleben befördernde Früchte die Verehrung derselben gutzuheißen scheint.

Treffen diese Bedingungen hinsichtlich einer Reliquie ein, dann stellt der Diöcesanbischof sie zur Verehrung aus, und gute Katholiken werden sich nach seiner Entscheidung richten. Wollte jemand sie deswegen tadeln, so beginge er ein Unrecht.

Die Verehrung des heiligen Rockes der Trierer Kathedrale hat nun zweifelsohne eine mehr als tausendjährige Vergangenheit. Im Jahre 1844 ward der heilige Rock angesichts der ganzen katholischen Welt unter Gutheißung des Papstes vor elf Bischöfen fremder Diöcesen und vor mehr als einer Million Pilger vom Bischofe von Trier feierlich ausgestellt. Im Jahre 1810 bemühten sich drei Regierungen um ihn; keine zweifelte an seiner Echtheit, weder die französische noch die bayerische noch die nassauische. 227 217 Menschen strömten damals nach Trier, ihn zu verehren. Große Ausstellungen setzten die Rheinlande und alle benachbarten Provinzen in fromme und freudige Bewegung während der Jahre 1655, 1585, 1545, 1538, 1531, 1524, 1516, 1515, 1514, 1513 und 1512. Die Ausstellung des letztgenannten Jahres, der Zeit nach die erste, ward vom Kaiser Maximilian I. veranlaßt und in Gegenwart der zum Reichstage versammelten deutschen Fürsten gefeiert. Von 1810—1512 sahen hochgestellte Herren es oftmals als besondere Vergünstigung an, wenn man ihnen den heiligen Rock zeigte und zur Verehrung darbot. 1196 hatte Erzbischof Johann I. von Trier die Reliquie mit großer Feierlichkeit in den Hochaltar seines neugeweihten Domchores gelegt. Um 1105 aber bezeugte die werthvolle alte Chronik von Trier (Gesta Trevirorum) seine Anwesenheit im Dome. Daß er bereits in Karolingischer Zeit zu Trier hochgeachtet war, beweisen eine kunstreiche Elfenbeintafel, das auf der Vorderseite der Reliquie liegende byzantinische Purpurgewebe und das Vorkommen von Partikeln des heiligen Rockes oder von seinen Umhüllungen im 9., 10. und 11. Jahrhundert. Es ist hier nicht der Ort, diese Thatsachen durch Beibringung der Belege aus den Quellen zu beweisen. Dies ist in der vom Schreiber dieses verfaßten und in der Paulinusdruckerei zu Trier erschienenen ausführlichen

„Geschichte des heiligen Rockes" in so eingehender Weise geschehen, daß ein Hinweis auf dies Buch genügt. Dr. Willems hat in seiner, S. 116 dieser Zeitschrift, empfohlenen Schrift in kürzerer Fassung jene Beweismittel zusammengestellt. Sicherlich und unbestreitbar hat die Kathedrale von Trier seit mehr als tausend Jahren diese Reliquie als heiligen Rock aufbewahrt, gezeigt und der Verehrung der Gläubigen dargeboten.

Zweifelt der redliche Besitzer eines von den Voreltern ererbten Grundstückes an seinem Eigenthumsrecht? Hält der Adelige, der seinen Stammbaum tausend Jahre weit heraufführen kann, seine Titel nicht für unantastbar? Es ist wahr, ein Unterschied besteht zwischen dem Beweis, welchen lange Jahre für den Besitz eines Grundstückes oder Titels liefern, und der Stütze, welche dieselbe Reihe der Jahre einer Reliquie geben. Durch Verjährung wird vermeintliches Eigenthum zum wirklichen, wird angemaßter Adel zum wahren; nie aber kann auch der Lauf der Jahrtausende den Mangel der Echtheit einer Sache ersetzen oder gut machen.

Trotzdem bleibt der Hinweis auf jene Verjährung von Eigenthum und Titel bei Behandlung der Reliqienverehrung berechtigt. Fragen wir uns: Warum setzt denn das Gesetz fest, durch Verjährung würden Eigenthumsrechte, würden Titel und Würden giltig? Zweifelsohne auch deshalb, weil durch derartige Bestimmungen eine Menge endloser, schwieriger, oft nie zu entscheidender Processe verhütet, weil so größere Sicherheit für das praktische Leben gewonnen wird. Ein anderer Grund liegt jedoch tiefer. Sehen wir ab von den Ausführungen mancher Juristen neuerer Zeit und von den Vertretern der Ansicht, Recht sei oder werde, was in der Wirklichkeit einmal festen Fuß gefaßt habe. Die Rechtsgelehrten vergangener Jahrhunderte gingen von den Grundsätzen der christlichen Liebe aus. Darum sagten sie: Niemand muß für schlecht gehalten werden, bis seine Fehler erwiesen sind. Sie dachten gut von ihren Mitmenschen, darum setzten sie voraus, altererbter Besitz oder lange geführte Titel seien rechtmäßig angetreten. Sie wollten auch jene Untersuchungen möglichst vermeiden, bei denen ein rechtmäßiger Anfang meist ohne Erfolg bestritten und untersucht wird. Als erfahrene Männer scheuten sie das Aergerniß, welches durch Rechtshändel verursacht wird, die das gegenseitige Vertrauen tief erschüttern, ohne daß am Ende ein entscheidender Spruch gefällt werden kann. Wenig gewinnt das Gemeinwesen, viel verliert es, wenn mit großen Kosten vor zahlreichen Zeugen hüben und drüben gestritten wird, ob dieser oder jener altererbte Grundbesitz rechtmäßig ist, und wenn der Richter schließlich entscheiden muß, der gegen=

wärtige Besitzer solle in seiner Behausung bleiben, weil seine Gegner ihre Ansprüche nicht genügend zu erhärten vermögen. Bei einem solchen Entscheide haben meist alle Betheiligten etwas verloren: Zeit oder Ehre oder Geld oder gegenseitige Liebe und Achtung.

Der heilige Rock hat, wie gesagt, seine tausendjährige Geschichte. Ein Jahrtausend führt Kaiser und Könige herbei, bringt Bischöfe, Priester und Mönche nebst Millionen von Laien als Zeugen für dessen Verehrung. Kann und muß ein verständiger Mann nicht mit Rücksicht darauf eingestehen: Was solange hochgehalten ward, muß wohl achtungsvoll sein in sich; haben so viele hochstehende Männer an die Echtheit geglaubt, dann werden sie Gründe gehabt haben. — Zahllose ältere Nachrichten und Aufzeichnungen sind verloren gegangen, und vieles wurde zur Zeit, als es geschah, gar nicht aufgezeichnet.

Dennoch gibt es heute nur zu viele Geschichtsforscher, welche den Satz auszusprechen wagen: Was uns nicht durch sichere Documente von Zeitgenossen erwiesen ist, existirt nicht für uns — ja wir läugnen es sogar.

Im Gegensatz hierzu sagt der hochwürdigste Herr Bischof von Trier in seinem Hirtenbrief vom 1. Juni 1891:

„Nach der Bestimmung des Concils von Trient sollen die Bischöfe bei Bestätigung und öffentlicher Ausstellung von Reliquien den Rath frommer und gelehrter Männer einholen und dann diejenige Entscheidung treffen, welche der Wahrheit und Frömmigkeit entsprechend ist. Die Wahrheit erheischt aber, daß wir der altehrwürdigen, beständigen Ueberlieferung unserer Kirche vertrauen, daß wir nicht ohne überzeugende Beweise unsere Vorfahren der Leichtgläubigkeit oder gar des Betruges bezichtigen. Und solche Beweise sind noch nicht erbracht worden. Wie könnte ich annehmen, daß meine Vorfahren auf dem Stuhle des hl. Eucharius in einer so hochwichtigen, heiligen Sache bei der Prüfung der Echtheit einer solchen Reliquie es trotz der wiederholten feierlichen Vorschriften der Kirche an der nöthigen Sorgfalt und Wachsamkeit fehlen ließen oder zu einem bewußten Betrug geschwiegen hätten? Gerade in den Zeiten, wo diese Reliquie wieder mehr die Aufmerksamkeit auf sich zog, zierten die Kirche Triers durchweg ausgezeichnete Kirchenfürsten, Männer wie Egbert, Poppo, Eberhard, Udo, Bruno, Söhne der edelsten Familien, fromme, ja heiligmäßige Erzbischöfe, ebenso hervorragend durch hohe Bildung wie durch wahrhaft priesterliche Tugenden. Und diese hätten bei Verehrung der vornehmsten Reliquie ihrer Domkirche alle kirchlichen Vorschriften bei Seite gelassen und wären leichtsinnig und gewissenlos

gewesen! Nein, die Pietät, die einfache Billigkeit, welche wir dem makellosen Andenken dieser Kirchenfürsten schulden, sträubt sich gegen einen solchen Verdacht. Ich bin mir bewußt, und Ihr möget mir verzeihen, wenn ich dies betheuere, daß ich um keinen Preis in der Welt zu einem solchen Betrug, zu einer solchen Täuschung der Andacht meines Volkes mitwirken würde; und diese meine Vorfahren und Brüder im bischöflichen Amte — ich darf es ohne falsche Demuth und mit gerechtem Stolze sagen — waren besser als ich. Als Wächter der uralten Traditionen meiner Kathedralkirche und der Ehre ihrer Oberhirten muß ich an der Ueberzeugung festhalten, daß diese Ueberlieferungen auf Wahrheit beruhen, daß die Erzbischöfe Triers weder sich getäuscht haben, noch auch sich täuschen ließen. Wahrlich, ich müßte fürchten, mich an der Kirche Triers zu versündigen, wenn ich diese Reliquie, welche die Vorfahren als ihr höchstes Kleinod betrachtet haben, wie eine werthlose Sache preisgäbe."

Was sollte aus dem menschlichen Verkehr werden, wenn überall vor jedem Handeln Beweise der Art zu erbringen wären, wie sie von einer strengen wissenschaftlichen Kritik vielfach gefordert werden? Wem stehen denn solche Beweise dafür zu Gebote, daß er wirklich der Sohn seiner Eltern ist und deren Erbschaft antreten kann? Wird man das vorgestellte Mahl nach Entdeckung neuer Untersuchungsmethoden jedesmal mit wissenschaftlicher Genauigkeit untersuchen, um zu sehen, ob es nicht vergiftet sei, und ob man zugreifen dürfe? Wird jemand glauben, jene strenge Kritik anwenden zu müssen, bevor er eine in seinem Besitz befindliche Banknote als echt ausgibt, oder bevor er diese oder jene wichtige Nachricht, die einer seiner Freunde ihm mittheilt, wirklich als wahr hinnimmt? Zweifelsohne kann, darf, ja soll für wissenschaftliche Kreise auch die Frage erörtert werden: Inwieweit kann man aus den noch vorhandenen Quellen darthun, Jesus Christus habe das Gewand der Trierer Kathedrale getragen? Diese Frage ist in solcher Form das leitende Motiv meines oben erwähnten Buches gewesen. Setzen wir nur einmal den Fall, die strenge historische Kritik müßte am Ende sagen: Aus den heute noch erhaltenen Quellen ist der Erweis der Echtheit unmittelbar und mit Sicherheit nicht zu erbringen. — Was würde daraus folgen? Jedenfalls nichts anderes, als daß man auf ein vollkommen befriedigendes Ergebniß dieser Art wissenschaftlicher Beweisführung verzichten müßte. Alle anderen Beweise aber würden dadurch nicht angefochten, und insbesondere behielte die altehrwürdige Tradition und der Besitzstand das volle

Gewicht. Ganz anders stände freilich die Sache, wenn jemand meinte, die strenge Wissenschaft hätte aus äußeren oder inneren Gründen die Unechtheit dargethan. Dann wären für seine Person die Grundlagen des Besitzes untergraben, die Berechtigung weiterer Verehrung wäre für ihn weggefallen. Alle anderen, welche glaubten, dieser Beweis sei nicht erbracht, behielten für ihr eigenes Verhalten jene Grundlagen mit der daraus folgenden Berechtigung, die Verehrung fortzusetzen.

Doch wenn auf wissenschaftliche Untersuchung die Rede kommt, dann ist es überaus traurig, zu sehen, wie weit thatsächlich die Gegner des heiligen Rockes vielfach entfernt waren von solchem ernsten wissenschaftlichen Streben nach Wahrheit. Die Hefte, welche Gildemeister und von Sybel gegen die Verehrung der Trierer Reliquien veröffentlicht haben, werden doch von niemanden als wissenschaftliche Arbeiten bezeichnet werden könnnen. Hören wir darüber einen vollwichtigen Zeugen. Der bekannte und mit Recht allseitig geachtete Protestant Böhmer schrieb am 11. April 1846 an Professor Clemens: „Wenn Sie bei Ihren Untersuchungen auf den angeblichen Brief Friedrichs I. (von 1157 über den heiligen Rock) zurückkommen sollten und irgend ein Interesse hätten, über denselben mehrere Meinungen zu vergleichen, so wäre ich sehr gerne bereit, Ihnen die meinige mit allen Umständen zu eröffnen, nur bitte ich dann, mir mit zwei Worten zu sagen, was die Herren Gildemeister und Sybel neuerdings zu dessen Gunsten wollen gefunden haben, da ich einen Werth darauf lege, den Debit einer solchen Schrift nicht zu befördern, und niemanden dahier kenne, der sie besitzt.“ Diese Herren gaben ihren Heften den Titel: „Der Heilige Rock zu Trier und die zwanzig andern Heiligen ungenähten Röcke.“ Immer von neuem kehrt der Schluß wieder: Dort verehrt man eine Reliquie „vom heiligen Rock“ oder „von einem Kleide des Herrn“; also existirt dort ein heiliger Rock. Trotz solcher Logik werden diese so oft und so siegreich widerlegten Schlußfolgerungen selbst von vielgelesenen, ja von angesehenen protestantischen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern einfach wiederholt. Diese scheuen sich auch nicht, die hohlen Phrasen neu abzudrucken, mit denen der Stifter der Deutschkatholiken, der suspendirte und im Concubinat lebende Johannes Ronge am 16. October 1844 den hochwürdigsten Bischof Arnoldi in knabenhaftem Uebermuth angriff: „Fünfmalhunderttausend Menschen, fünfmalhunderttausend Deutsche sind schon zu einem Kleidungsstücke nach Trier geeilt, um dasselbe zu verehren oder zu sehen! . . . Ja, ein Götzenfest ist es; denn viele Tausende der leichtgläubigen Menge werden verleitet,

die Gefühle der Ehrfurcht, die wir nur Gott schuldig sind, einem Kleidungsstücke zuzuwenden, einem Werke, das Menschenhände gemacht haben... Endlich wird durch dieses ganz unchristliche Schauspiel dem Aberglauben, der Werkheiligkeit, dem Fanatismus und, was damit verbunden ist, der Lasterhaftigkeit Thor und Angel geöffnet. Dies der Segen, den die Ausstellung des heiligen Rocks verbreitet, von dem es im übrigen ganz gleich ist, ob er echt oder unecht . . . Wissen Sie nicht, daß der Stifter der christlichen Religion seinen Jüngern und Nachfolgern nicht seinen Rock, sondern seinen Geist hinterließ? ... Wissen Sie nicht, daß Christus gelehrt: ‚Gott ist ein Geist, und wer ihn anbetet, soll ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten'? Und überall kann er verehrt werden, nicht etwa bloß zu Jerusalem im Tempel, auf dem Berge Garizim oder zu Trier beim heiligen Rock."

Und doch haben Gildemeister und von Sybel diese Ausfälle jenes eiteln Schwärmers überboten; denn sie schrieben sogar:

„Die Mohammedaner erlauben sich nie einen Act der Anbetung gegen die Reliquien ihrer Heiligen; wenn sie dieselben anrufen, geschieht es nur, sofern sie Vermittler bei Gott sind; selbst wenn sie ihre Bitten an Mohammed richten, geschieht es nicht anders als in dieser Eigenschaft, da er der Heilige vorzugsweise, der letzte und größte der Propheten ist. Daß diese Grundsätze bei ihnen nicht bloß etwa zur Rechtfertigung gegen die Christen, als Lehre auf dem Papier stehen, sondern daß in der That alle und jede, auch die gemeinsten und ungebildetsten Mohammedaner davon durchdrungen sind, weiß jeder, der das mohammedanische Wesen etwas näher kennt."

Später führten sie zur Begründung ihrer Sätze aus, im zweiten Buch Moses 20, 4 f. stehe: „Du sollst dir kein Bild noch eine Abbildung machen von dem, was im Himmel oben, und was auf Erden unten, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist. Du sollst sie nicht anbeten noch verehren."

Dagegen habe Pius IV. am 4. September 1560 in feierlichem Consistorium den Glaubensartikel publicirt: „Die Bilder, ferner die Körper und jegliche Reliquien der Mutter Gottes, der Engel und der Heiligen müssen angebetet werden. — Also erweisen die Katholiken den Heiligen jene Anbetung, welche durch den Dekalog den Juden mit Recht verboten ward", und welche selbst Mohammedaner nicht üben.

Widerlegungen solcher ungeheuerlichen Mißverständnisse oder Verdrehungen werden nicht beachtet, sondern todtgeschwiegen.

Sehen wir uns die Gegner des heiligen Rockes an. Was für Leute sind das? Es gibt unter ihnen Männer, die nicht nur die Wahrheit der Bücher des Alten Bundes und die Zuverlässigkeit der Evangelisten, sondern auch die Auferstehung des Herrn läugnen. Solche werden natürlich an die Echtheit des heiligen Rockes nie und nimmer glauben können. Andere verachten die weitaus größte Zahl ihrer Mitmenschen, weil diese glauben, daß in ihrem den Sinnen zugänglichen Leibe eine diesen Sinnen unzugängliche Seele wohne, und daß diese Seele an einem den Sinnen unerreichbaren Ort ewig leben werde. Gegner der Unsterblichkeit der Seele werden erst recht gegen die Wallfahrt nach Trier reden und streiten.

Im Jahre 1514 schrieb der fromme Trierer Weihbischof Enen:

„Es ist kein Wunder, daß der heilige Rock Christi Verfolgung leidet, und bedünket mich dieses ein recht wahrhaftiges Zeichen der Wahrheit zu sein, daß es der Rock sei; denn nach dem Ausspruche aller heiligen Lehrer mag kein gutes Werk sonder große Widerwärtigkeit und Anfechtung vollbracht werden. Da der Herr dieses heiligen Rockes, Christus Jesus, das allerhöchste, unendliche Gut, von den Gliedern des Teufels bis zum allerschändlichsten Tode des Kreuzes verfolgt ward, so ist es kein Wunder, daß sein heiliges Kleid auch verfolgt werde; denn so der Teufel merkt die Andacht und mancherlei Thränen, die aus dem Zeigen dieses heiligen Rockes gekommen sind und noch kommen werden, so vermerkt er auch wohl, welch großer Schaden ihm daraus entstehen mag. Dies zu verhüten, richtet er diejenigen zu allem Zweifel ab, von welchen er vermerkt, daß sie ihm dazu helfen mögen oder zu helfen geneigt sind. Das sind nun am allermeisten die Allwissenden, welche sich bedünken lassen, daß niemand mehr weiß, denn sie allein, und sie sind aller Dinge kundig, so daß sie die Mücken athmen sehen und das Gras wachsen hören. Sie ertrinken oft in ihrer Weisheit und erleiden durch solchen Hochmuth, den sie in ihrem Herzen tragen, großmächtigen Schaden an der Seele, was sie zwar hier nicht fühlen, aber ohne Zweifel nach dieser Welt empfinden werden."

Weisen die Apologeten auch auf die Persönlichkeit der Gegner der Kirche und des Christenthums hin, machen sie auf deren Kampfesweise aufmerksam, um daraus einen weitern Beweis für die Offenbarung zu entnehmen, so darf man mit dem Weihbischofe Enen etwas Aehnliches hinsichtlich des heiligen Rockes thun.

Doch gehen wir noch tiefer ein auf die Sache. Schreiten wir vor zu einem Gedanken, welcher geeignet ist, ein besonderes Gewicht in die Wagschale zu werfen. Es ist der Hinblick auf die Vorsehung Gottes.

Haben die Canonisten und die Juristen früherer Jahrhunderte einen alten Besitzstand achten wollen, weil sie gut dachten von ihren Mitmenschen, so müssen wir doch gewiß Liebe und Vertrauen dem großen Hausvater entgegenbringen, welcher vom Himmel aus die Welt regiert. Wenn es auch meistens nicht möglich ist, genau zu bestimmen, wie weit die Hand Gottes eingreift ins Getriebe des irdischen Lebens, so tritt uns doch Gottes Walten in manchen Ereignissen unverkennbar entgegen. Sieh nun die Geschichte des heiligen Rockes an! Wirst du da in Abrede stellen können, daß Gott die Verehrung dieser Reliquie begünstigte und förderte, sie also auch guthieß? — Woraus erkennt man insbesondere die Gutheißung Gottes? Aus wunderbaren Gebetserhörungen bei einer Reliquie und aus anderen übernatürlichen Früchten, wodurch die Verehrung belohnt wird. Wer will in Zweifel ziehen, daß besonders im Jahre 1844 jene Erhörungen und jene Früchte in überraschender Fülle zu Tage traten?

Alles, was die Zeugen früherer Ausstellungen von der Rührung der Herzen, von den Thränen der Pilger, von tiefer religiöser Anregung erzählen, sah man erneuert. Ein Pilger beschrieb seine inneren Erlebnisse sehr anschaulich ungefähr in folgenden Worten: „Als wir in der Reihe der Wallfahrer in den Dom eingetreten waren, fühlten wir, wie unser Herz sich den ergreifendsten Eindrücken öffnete. In Wahrheit, welche Seele könnte unempfindlich bleiben bei den süßen Klängen dieser wunderbaren Gesänge, die aus der Mitte des Schiffes sich ins Chor erheben und mehr Wiederklängen aus dem Himmel als Stimmen der Erde glichen? Muß nicht inmitten dieses demüthigen, andächtigen Volkes, das seinen Erlöser Jesus Christus also anbetet, selbst ein lauer Glaube sich neu beleben? Ich sah mich bei diesem ergreifenden, wahrhaft rührenden Anblick auf einmal in die Höhle von Bethlehem zu den Füßen des göttlichen Kindes versetzt. Die süßen Klänge, in denen Freude und Hoffnung sich ausdrückten, erinnerten an die Gesänge der Engel; diese stillen, innerlich gesammelten Landleute waren wie jene Hirten; diese inmitten der armen Leute hinzutretenden Vornehmen glichen den Weisen, welche dem Könige Himmels und der Erde Gold, Weihrauch und Myrrhe darbrachten."

Der Bischof konnte sein Volk kurz nach der Ausstellung mit folgenden Worten beglückwünschen:

„Großartig, wie vielleicht keine vor ihr, sollte diese Pilgerfahrt unserm glaubensarmen Zeitalter zum glänzenden Zeignisse für die Einheit, Kraft und Glaubensfreudigkeit der katholischen Kirche werden.

„Ihr alle traget hiervon den Beweis in Euch selber. Denn wer von Euch hätte nicht am Mittelpunkte unseres ebenso schönen als erbaulichen Festes freudig den Herrn gepriesen für die große Gnade, Mitglied der katholischen Kirche zu sein, als sein Blick mit Wohlgefallen auf der unübersehbaren Menge von Pilgern aus den verschiedensten Nationen ruhte, die da alle mit ihm, wie aus Einem Herzen und aus Einem Munde denselben Glauben an Christum, den Gekreuzigten, in tiefer Anbetung und Huldigung bekannt; die da mit ihm Thränen der Wehmuth, des Dankes und der Liebe geweint bei dem Anblicke des armen Gewandes, in welchem der Gottmensch voll Erbarmen und Liebe das Werk der Erlösung vollbracht, und die alle mit ihm unaussprechlichen Trost und innere Erweckung zu allem Guten, höhere Stärke im Kampfe, in Leiden und Drangsal, süße Hoffnung in reichem Maße geschöpft, und diese Tage des Gebetes und der Erbauung die glücklichsten ihres Lebens genannt haben? . . . Aufs glänzendste hat sich das alles an Euch und an den Tausend und abermal Tausenden fremden Pilgern bei Gelegenheit unseres großartigen Festes geoffenbart."

Hinsichtlich des zweiten, der Wahrheit und Wirklichkeit wunderbarer Heilungen bei der Verehrung des heiligen Rockes ist ein zuverlässiger Zeuge eingetreten: der Königlich Preußische Stadtkreis-Physikus zu Trier, Dr. V. Hansen. In achtzehn Fällen hat er alle betreffenden Umstände zu Protokoll nehmen lassen, und diese Protokolle, mit Erklärungen versehen, veröffentlicht. Er sagt: „Sollte es auch manche geben, die in ihnen (diesen achtzehn Fällen) nicht eine unmittelbare Betheiligung göttlicher Allmacht und Gnade erblicken, sondern glauben mögen, sie anders erklären zu können: es bleiben auch für sie Thatsachen, außerordentlich in ihrer Art, von denen der menschliche Geist demüthig bekennen muß, daß er nach den gewöhnlichen Erfahrungen ihren Causalzusammenhang nicht zu erklären vermag, — Thatsachen, die auch solchen mindestens die unendliche Kraft des Glaubens bekunden und reichen Stoff zu langem Nachdenken liefern."

Die Historisch-politischen Blätter schrieben bei Besprechung des von Hansen veröffentlichten Buches: „In allen diesen Wunderbezeugungen hängt alles folgerecht und wohl in innerer Harmonie zusammen; sie sind ausgegangen, um die Zeit, die im Chorus ruft: ‚Es gibt keine Wunder im Laufe der Dinge!' durch Thatsachen Lügen zu strafen; und diese Thatsachen scheinen so gestellt, als hätten sie Rücksicht genommen

auf die Einwürfe, mit denen man ihnen entgegentritt; und während sie untereinander gegenseitig sich bekräftigen, müssen vor ihrer Evidenz diese Einwürfe in ihrer Nichtigkeit verschwinden. Der Verfasser, der sie unbefangen erzählt, hat in ihrer vollen Objectivität sie hingestellt; sie sind plastisch und handgreiflich ausgewirkt; und indem sie in ihrer Abrundung dem vernünftigen Zweifel keine Seite bieten, an die er sich anhängen könnte, müssen sie als rein ausgemittelte Ergebnisse anerkannt werden, die man hinnehmen muß, wie andere Vorgänge, die unbequem sein mögen, die man aber einmal nicht läugnen kann. Der Verfasser hat in seinem Buche sie auch in einfachem und schlichtem Vortrag gut und populär erzählt; das Volk wird nun alles wohl verstehen."

Beides, die übernatürlichen Früchte, sowie die wunderbaren Heilungen faßte der hochwürdigste Bischof Arnoldi beim Schlusse der Ausstellung in seiner Predigt in authentischer Weise zusammen:

„Wohl wußte ich, daß unsere Zeit noch reich sei an Gläubigkeit und Andacht, wenn sie auch oft überschrieen würde von den Stimmen der Thoren; aber auch meine höchsten Erwartungen sind übertroffen. Es ist ein Zeugniß abgelegt worden vor dem Herrn, das da dauern wird bis in die spätesten Zeiten, und darum rufe ich mit dem heiligen Sänger aus: ‚Herr, Gott meiner Väter, erhalte diesen Sinn deinem Volke.' ... Von der Kraft und Stärke des katholischen Glaubens haben wir ein Bild und eine Bewährung gesehen.... Die innere Kraft dieses Glaubens hat sich glorreich erwiesen durch die Kraft der Wunder.... Ist nicht eine einzige Thräne der frommen Rührung in einem zerknirschten Gemüthe, ist nicht ein einziger guter Vorsatz, ein einziger Act des christlichen Glaubens, der christlichen Hoffnung und Liebe ein wahres Wunder, das der Herr wirkt durch seine allbarmherzige Gnade? Und wer zählt diese Seelenwunder, die hier gewirkt worden? O, wie viele Sünder sind bekehrt worden; wie viele und wie große Freuden haben die Engel gesehen in diesen Wochen! ... Aber auch leibliche Wunder sind geschehen! Ja, ich verkünde es euch von dieser heiligen Stätte, daß der Herr gezeigt hat, daß seine Rechte nicht aufhört, durch Wunder den armen Sterblichen zu Hilfe zu kommen, und daß er in der katholischen Kirche diese barmherzige Kraft will leuchten lassen bis an das Ende der Zeiten.... Und nun, Gott meiner Väter, erhalte diesen Sinn in deinem Volke und laß ihre Herzen stets gerichtet sein zu dir; ich danke dir für die unzähligen Wunder deiner heiligen Gnade, die du in den Herzen der Gläubigen gewirkt hast; ich danke dir für die leiblichen

Tröstungen, Linderungen und Heilungen, die du hast angedeihen lassen, insbesondere aber danke ich dir für die vielen guten Beispiele, die du meinem Volke, das du mir anvertraut, in diesen Zeiten bereitet hast."

Seit 1512 sind zwei bis drei Millionen Katholiken zum heiligen Rock gekommen nach Trier. Was suchten sie und was fanden sie? Nicht ein todtes Kleid, sondern eine lebendige Erinnerung an den, der diesen Rock ehedem getragen hat. Mit Recht fragt der hochwürdigste Herr Bischof von Trier im neuesten Hirtenbrief:

„Welches war denn der wunderbare Magnet, der so mächtig diese Menge herbeizog? War es bloß menschliche Neugierde? Bei einigen mag es vielleicht der Fall gewesen sein; aber eine Neugierde erfaßt nicht ein ganzes Volk in allen seinen Höhen und Tiefen, ergreift nicht gleichmäßig reich und arm, Männer von hoher Bildung, wie schlichte Arbeiter und Landleute. Irdische Gewinnsucht war noch weniger der Beweggrund, welcher die zahlreichen Pilger herbeiführte. Das zu jener Zeit von den großen Verkehrsstraßen abgelegene Trier konnte ihnen keinen Vortheil bieten. Es war ein höherer Gedanke, der alle beseelte, ein wundersamer geistiger Zug, dem sie folgten. Es war eine unwiderstehliche Kraft des Glaubens, und durch den Anblick des heiligen Gewandes wurde dieser Glaube von neuem belebt. ... Welches soll die Frucht dieser Feier sein, in welcher Absicht sollen wir dieselbe begehen? Wir haben keinen andern Zweck, als die Belebung des Glaubens und der Liebe zum göttlichen Heiland, als die Befestigung in einem christlichen Lebenswandel. Wie sehr thun diese Güter des Glaubens uns noth, gerade in unserer Zeit! Wie sehr bedürfen wir eines himmlischen Arztes, der die kranke Menschheit heilt! ... Es muß der Glaube an den göttlichen Erlöser in die Herzen wieder hineingesenkt, die erkaltete Liebe wieder entfacht werden. Im Leben der Völker wie im Leben der Einzelnen muß das Gesetz Christi wieder zur Geltung kommen. Nichts erscheint zu dem Zweck geeigneter, als kirchliche Feierlichkeiten, welche durch die Sinne auf die Herzen mächtig einwirken. Eine solche Feier soll aber vor allem die Ausstellung des heiligen Rockes werden."

Ja, wir leben in ernster Zeit. Jene Ausstellung von 1844 ging der Revolution von 1848 voran! Wer weiß, was der Ausstellung von 1891 folgen wird? Mit Recht sagte Joseph von Görres: Die Wallfahrt von 1844 „war ein großer, denkwürdiger Act in der Geschichte der Kirche, eine große Demonstration — im Angesichte aller Völker vorgenommen —, in bester Form Rechtens abgelaufen, bekräftigt durch jene über-

große Zahl von Zeugen". Sie sammelte die Katholiken, sie stärkte dieselben, und 1848 haben diese Katholiken ihre Treue bewiesen gegen Thron und Altar. Auch die jetzige Ausstellung wird die gläubigen Katholiken sammeln um das Panier des Herrn und Erlösers ihrer Seelen. Der heilige Rock wird zum Wahrzeichen für das Volk Gottes.

Unsere menschliche Seele wohnt in einem mit Sinnen begabten Leibe. Sie neigt darum dahin, ihren Idealen auch sinnliche Gestaltung zu geben, so viel als sie darf. Zieht der Soldat aus zur Schlacht, dann schaut er hin auf seine Fahne. Ihr Adler, ihr im Sturm flatterndes Gewebe, ihre von den Kugeln zerrissenen und zerfetzten Theile reden zu ihm eine Sprache, die der Tapfere versteht. Er weiß, was dieses alles bedeutet. Die Phantasie regt sich, der Streiter sieht siegreiche Schaaren voranstürmen durch den Kugelregen, sieht die Feinde weichen und seine Fahne flattern hoch oben auf der erstürmten Bastei.

Auch das katholische Volk schaut jetzt hin auf den heiligen Rock im alten Dome der von ihm als Heilige verehrten Mutter des großen Constantin. Sanct Helena und ihr Sohn haben das Christenthum am Rhein und an der Mosel zur herrschenden Religion erhoben. Unser gläubiges Volk sieht, wie die Kaiserin das Gewand des Herrn niederlegt in ihren alten Palast und diesen hingibt zur Kirche. Es weiß, was wir dem Christenthum, was wir dem menschgewordenen Sohne Gottes verdanken. Gebrochen ist die Zwingherrschaft, deren Wahrzeichen in Trier hoch aufragen in dem Festungsthor der Porta nigra und in den Ruinen der Kaiserpaläste. Statt der eisernen Faust der heidnischen Roma, deren Legionen ihren fremden Kaisern folgten und Deutschlands Kraft zu Boden warfen, hat das neue Rom Freiheit gebracht von Sklaverei, Lasterhaftigkeit und Götzendienst. Statt des Olymps mit seinen selbstsüchtigen Gebilden steht jetzt vor uns die liebenswürdige Gestalt des vom Himmel herabgestiegenen Gottessohnes. Die Mächtigen hat er herabgestürzt vom Throne, die Unterdrückten erhöht. Mit dem guten Volke sehen wir beim Anblicke des heiligen Rockes den Gottmenschen selbst gleichsam in unserer Mitte stehen, wie er die Hände erhebt, um zu segnen, zu trösten, zu helfen.

Bis in die Wüste folgten einst die Schaaren dem Herrn. Sehen wollten sie ihn und ehren, darum achteten sie nicht des Hungers und des Durstes, fürchteten sie nicht die weiten Wege und das andere Ungemach. So rüsten sich die Bewohner der rheinischen Dörfer und Städte zur Wallfahrt nach Trier. Ihnen folgen die Katholiken in Deutschland, Luxemburg, Belgien und Frankreich, ja fast in allen Ländern, selbst in den

jenseits des Oceans gelegenen. Wenn Pharisäer und Sadducäer am Wege stehen, werden sie bekennen müssen: Wir richten nichts aus. Seht ihr nicht, wie alle ihm nachlaufen?

Möge der Herr vom Himmel aus gnädig herabsehen auf die gläubigen Schaaren!

Nach Trier hat nach der Ueberlieferung der hl. Petrus seine Schüler Eucharius, Valerius und Maternus gesandt; sie haben zuerst das Christenthum verkündet an der Mosel und am Rhein. Der hl. Maternus wird zu Trier, Köln und Lüttich verehrt als Begründer der Diöcese. Wie er von Trier aus die Kirchen leitete in weitem Umkreise, so steht seine Stadt auch jetzt wiederum für einige Zeit im Mittelpunkt des katholischen Lebens von Deutschland.

„Der wunderbare Magnet, der 1844 so mächtig die Menge herbeizog", wird auch jetzt das Volk sammeln — Landleute und Fabrikarbeiter, Reiche und Arme, Gebildete und Unwissende. Alle bedürfen des Glaubens und der Liebe zum Heiland.

„Es ist mir ein Trost," schreibt der hochwürdigste Herr Bischof von Trier, „euch jetzt zu dieser Feier einladen zu können. Möge sie wie die früheren Ausstellungen unsern Glauben kräftigen, unsere Liebe zu Christus und zu seiner Kirche vermehren, das christliche Leben entfalten."

Steph. Beissel S. J.

Kaftans neues Dogma.

Mit dem Kampfe um das Dogma, welcher unter den Protestanten entstanden ist und lebhaft fortgeführt wird, sind unsere Leser bereits bekannt. In früheren Aufsätzen[1] haben wir den Vorschlag Dreyers beleuchtet, das Dogma aus dem Christenthum gänzlich zu beseitigen. Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit einem Gegner dieses Vorschlages zu.

Gegen Dreyers „undogmatisches Christenthum" erhob sich von protestantischer Seite insbesondere Dr. Julius Kaftan, ordentlicher Professor

[1] Diese Zeitschrift Bd. XL. S. 22 ff. S. 178 ff. S. 274 ff.

der Theologie an der Universität Berlin. Kaftan stimmt zwar mit Dreyer darin überein, daß das gegenwärtige Dogma seiner Religionsgemeinschaft nicht mehr haltbar sei, will aber ihre Noth nicht mit Dreyer dadurch beseitigen, daß er an die Stelle des Dogmas eine unbestimmte, verschwommene Lehre setzt, unter welcher ein jeder sich denken kann, was ihm am besten gefällt, sondern dadurch, daß man ein neues Dogma einführt, da ein Dogma für eine Religionsgemeinschaft absolut nothwendig sei [1].

Beginnen wir damit, uns den letztern Punkt in Kaftans Lehre vorzuführen, und sehen wir zunächst, was er unter Dogma versteht.

Nach Dreyer sind zwei Dinge bei einer Lehre erforderlich, damit sie Dogma sei: sie muß scharf formulirt sein, und es muß für alle die Verpflichtung bestehen, sie zu bekennen. Wenn also Kaftan ihm gegenüber, der das Dogma verwirft, die Nothwendigkeit des Dogmas betont, so muß er wohl dasselbe unter Dogma verstehen. Doch hören wir ihn selbst und heben wir einige Stellen aus seinen Schriften aus, in denen er sich über die Natur des Dogmas äußert [2].

„Das kirchliche Dogma“, so sagt er, „ist die Lehre, welche in der Kirche gelten soll, die Wahrheit, welche sie als die göttlich gegebene glaubt, bekennt, verkündigt, von welcher sie sagt, daß sie alle Menschen angehe, allgemeingiltig sei, die Wahrheit schlechtweg.“ „Der Glaube führt von selbst zur Lehre [3]. Denn der Glaube ist (außer Vertrauen) immer zugleich Erkennen“; „Glauben ist Fürwahrhalten“, und dieses Moment wiegt „nach unserm Sprachgefühl“ vor im Begriffe des Glaubens [4]. „Was der Glaube erkennt, das bekennt er auch. Und wenn wir's dann überlegt und bedacht aussprechen, was wir so erkennen und bekennen, wenn wir erwägen, daß der Glaube das alles als Wahrheit setzt, die eben als Wahrheit thatsächlich gewiß und für alle giltig ist, — ja so haben wir daran eine Lehre. Nehmen wir hinzu, daß es ein ganzes System innerlich zusammenhängender Sätze ist, die sich auf diese Weise

---

[1] Kaftans Aufsätze gegen Dreyer erschienen zuerst in der „Christlichen Welt“ (1889. Nr. 1—5, 8, 40—49), dann im Sonderabdruck: Glaube und Dogma. Betrachtungen über Dreyers undogmatisches Christenthum. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1889. — Brauchen wir ein neues Dogma? Neue Betrachtungen über Glaube und Dogma. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1890.

[2] Glaube und Dogma. S. 21.

[3] Diesem Sätzchen liegt die auch sonst bei Kaftan oft wiederkehrende falsche Idee zu Grunde, daß der Glaube der im Glauben erkannten Lehre vorausgehe.

[4] Glaube und Dogma. S. 22.

aus dem Glauben ergeben, so müssen wir urtheilen: mit dem christlichen Glauben ist eine bestimmte Erkenntniß, die als Lehre ausgesprochen zu werden verlangt, da und gegeben." [1] „In der Kirche aber wird die Lehre zum Dogma. Denn was die Kirche zusammenhält, ihre Glieder untereinander verbindet, das ist vor allem der Glaube. Und zwar der gemeinsame Glaube." [2] Die Kirche bezeichnet auch die Grenzen dieser allgemein geltenden Lehre und wacht darüber, daß sie eingehalten werden. Was die Ausdehnung derselben angeht, so kann sich die Kirche nicht damit begnügen, nur das Allgemeinste zu bezeichnen. „Gerade im Gegentheil gilt, daß das Dogma genau so weit reichen muß, als die Kirche eine Wahrheit zu verkündigen hat. Es geht nicht an, diese Wahrheit zum Theil zu formuliren, zum andern Theil aber dem beliebigen Ermessen der Einzelnen zu überlassen. Das Nothwendige ist hier das Ganze, nichts drüber, aber auch nichts drunter. Mag man den gegenwärtigen Verhältnissen Rechnung tragen, so weit es nöthig ist — das Ideal muß sein und bleiben: Die reine Lehre nach Gottes Wort. Es geht nicht an, auf das Dogma zu verzichten. Denn der Glaube ist nicht ohne die Wahrheit, die er bekennt. Und die Wahrheit ist nur eine. Es gibt da keine Parallelformulare. Eine Gleichberechtigung der Richtungen oder, wie man es nennt, als Ideal aufstellen, zum Princip machen, ist ein Widerspruch in sich selbst." [3]

Während Kaftan den Kreis der Dogmen, welche allgemein gelten sollen, recht weit zieht, legt er ihnen hinsichtlich der Dauer nur einen vorübergegenden Werth bei. „Zeitweise kann das Dogma der Kirche unsicher werden. Manches, was früher galt, wird allgemein aufgegeben, über anderes und nicht bloß über unwichtige Dinge gehen die Ansichten weit auseinander." [4] „Das Dogma kann nicht bloß, es muß eventuell nach Gottes Wort geändert werden." [5] Das Dogma soll also nur so lange in der Kirche gelten, nur so lange „die Wahrheit schlechtweg" sein, als es nicht als unwahr oder unbrauchbar erkannt wird oder doch durch ein besseres ersetzt werden kann. Aber immer muß es ein Dogma geben.

Die Begründung Kaftans für diesen Satz ist schon theilweise in den angeführten Citaten enthalten. Der Glaube führt nothwendig zur Lehre. Was nun „die Kirche zusammenhält, ihre Glieder miteinander verbindet,

[1] Glaube und Dogma. S. 25. [2] A. a. O. S. 26.
[3] A. a. O. S. 27. [4] A. a. O. S. 26.
[5] A. a. O. S. 59; vgl. S. 28. Brauchen wir ein neues Dogma? S. 65.

das ist vor allem der Glaube. Und zwar der gemeinsame Glaube. Dieser Glaube soll verkündigt, in diesem Glauben sollen die heranwachsenden Glieder der Kirche unterwiesen werden. Es gibt auch keine christliche Kirche, welche nicht eine Vorstellung davon hat, aus welchen Quellen der gemeinsame Glaube geschöpft werden muß, nach welchen für alle verbindlichen Normen er zu bemessen ist. Es gibt keine christliche Kirche, welche nicht eine Richtschnur aufstellt, nach welcher Verkündigung und Unterweisung sich richten soll, keine auch, in welcher sich diese Richtschnur nicht als Lehre darstellt. Und diese Lehre ist ihr Dogma" [1].

„Und kann nun eigentlich im Ernst eine Meinungsverschiedenheit darüber bestehen, daß es so ist? Gibt es irgend jemanden, welcher meint, daß in der Kirche alles zu verkündigen gestattet sei, wozu der Einzelne sich etwa gedrungen sehen möchte? Gibt nicht jeder zu, daß irgendwelche Grenzen gezogen werden müssen? Nun wohl, dann muß die Kirche diese Grenzen aber auch bezeichnen und darüber wachen, daß sie eingehalten werden. Und wenn das geschieht, so hat sie eine Lehre, welche gelten soll." [2]

Das Dogma, so führt Kaftan weiter aus, ist erst recht für die Protestanten ein Bedürfniß. Es „hat in der katholischen Kirche gar nicht dieselbe Bedeutung, wie in der evangelischen. Cultus und Organisation stehen hier in erster Reihe, das Dogma tritt dahinter zurück (?). In der evangelischen Kirche verhält es sich umgekehrt. Hier treten Cultus und kirchliche Organisation zurück. Hier ist der Glaube und darum die Lehre und darum das Dogma alles" [3]. „Es ist daher an dem," so schließt Kaftan seine Ausführung, „daß die evangelische Kirche nicht bloß auch ein Dogma braucht, sondern, daß gerade sie und vollends sie ein solches nicht entbehren kann." [4]

Das Bedürfniß eines Dogmas ist nachgewiesen. Ohne Zweifel ist eine allgemeingiltige Lehre für jede Glaubensgemeinschaft nothwendig. Glaube besagt Erkenntniß. Also hört die Gemeinschaft des Glaubens mit der Gemeinschaft der Lehre, die im Glauben erkannt und bekannt wird, auf. Auch ist es wahr, daß bei den Protestanten die Predigt fast alles ist. Fehlt Einheit in der Lehre, so ist die Religionsgemeinschaft aufgelöst. Also das Bedürfniß ist ein überaus dringendes. Ein Dogma ist eine Lebensbedingung für den Protestantismus.

---

[1] Glaube und Dogma. S. 26. [2] A. a. O. S. 27.
[3] A. a. O. S. 27 f. [4] A. a. O. S. 30.

Aber das alte Dogma, so sagt nun Kaftan, ist unhaltbar. Da aber, wie gezeigt, ein Dogma nothwendig ist, so folgt, daß wir ein neues haben müssen.

Das alte Dogma ist in den symbolischen Schriften der Protestanten enthalten; diese sind bei den verschiedenen protestantischen Religionsgenossenschaften einigermaßen verschieden. Die symbolischen Schriften der Lutheraner — diese kommen zunächst in Betracht — sind die drei auch bei den Katholiken geltenden alten Glaubensbekenntnisse, das apostolische, das nicänisch-constantinopolitanische und das athanasianische; hierzu kommen die specifisch protestantischen Bekenntnißschriften: die augsburgische Confession, die Apologie derselben, die schmalkaldischen Artikel nebst dem Anhange Melanchthons von der Gewalt und Obrigkeit des Papstes, der kleine und der große Katechismus Luthers, die Concordienformel und ein paar Anhänge. Warum wird nun bestimmt, daß die in diesen Schriften enthaltenen Dogmen aufgegeben werden müssen?

Wie wir in unseren früheren Aufsätzen dargelegt haben, liegt für Dreyer der Grund in einem vermeintlichen Widerspruche derselben mit der Wissenschaft und modernen Bildung. Auch Kaftan führt diesen Grund an erster Stelle auf. „Wem die hier (von Dreyer) geschilderte Noth der Kirche nie auf der Seele gebrannt," so sagt er, „der mag es läugnen; wir vermögen es nicht."[1] Er tröstet sich dann damit, daß trotz des Gegensatzes, in welchem die moderne Weltanschauung zum Dogma stehe, manche dem letztern treu bleiben. Je nach den Interessen, meint er, läßt sich der Mensch schon Widersprüche gefallen. Viele werden sich auch mit der bei den Katholiken geltenden fides implicita helfen, obgleich sie auf evangelischem Boden schon ihrem Begriffe nach ein Unding ist. Andere retten sich durch Benützung des reichen Schatzes philosophischer Ueberlieferungen. „Es ist dem gescheidten Manne immer möglich, etwas zu finden, was ihn über den Conflict hinwegbringt."[2]

Herrn Kaftan gereicht es nicht gerade zur Ehre, daß er in solchen Erwägungen Trost sucht. Er erklärt denn auch, daß er auf diese Mittel, die nur Palliativmittel seien, nicht zu viel geben wolle; sie seien auch nur für gewisse Personen und Lebensstellungen von Bedeutung. „Die Regel bleibt der Conflict, der so viele über das Christenthum zur Tagesordnung übergehen läßt."[3] Glaubt nun Kaftan mit Dreyer, daß ein wirklicher

---

[1] Glaube und Dogma. S. 9. [2] A. a. O. S. 11 ff.
[3] A. a. O. S. 18 ff.

Gegensatz zwischen Wissenschaft und Dogma bestehe, oder nur, daß irrthümlich ein solcher angenommen werde? Wir hätten hierüber größere Klarheit gewünscht. Auf die diesbezüglichen schwankenden Ausführungen Kaftans brauchen wir uns hier um so weniger einzulassen, als wir uns in den Aufsätzen über das undogmatische Christenthum über die Sache selbst hinreichend ausgesprochen haben [1]. Auch ist der Gegensatz zwischen dem modernen Geistesleben und dem bestehenden Dogma für Kaftan nicht der Hauptgrund, letzteres anzugreifen. „Was wir wider das Dogma geltend zu machen haben," sagt er, „ist vor allem ein innerkirchliches Bedenken. Es hemmt die Durchführung der reformatorischen Ideale vom Glauben, von der reinen Lehre nach Gottes Wort als dem vornehmsten Schatz der Kirche, von der Aufhebung jedes Unterschiedes zwischen Clerus und Gemeinde." [2] Untersuchen wir also zunächst, wie Kaftan zeigt, daß das bestehende protestantische Dogma mit der protestantischen Idee vom Glauben in Disharmonie steht.

Nach katholischer Lehre ist jener Glaube, welcher zur Erlangung des Heils nothwendig ist, ein übernatürliches Fürwahrhalten einer von Gott geoffenbarten Wahrheit auf Grund des Wortes Gottes hin, der uns die Wahrheit bezeugt und weder getäuscht werden, noch täuschen kann. Vom Glauben gehen wir über zum Vertrauen und den übrigen Heilsacten, die, im Glauben freilich wurzelnd und ohne ihn unmöglich, doch mit dem Glauben nicht identisch und in ihm noch nicht gegeben sind.

---

[1] Einzelne Aeußerungen Kaftans verdienten allerdings wohl eine Berichtigung, z. B. die unsinnige Lehre über die fides implicita, welche der gelehrte Professor der Theologie an der Universität Berlin der katholischen Kirche zuzuschreiben keinen Anstand nimmt. Kaftan erklärt („Die christliche Welt" 1889, S. 22) die fides implicita (den einschließlichen Glauben), wie er bei den Katholiken üblich ist, dahin: „Die fides implicita ist der nicht persönlich ausgeübte, sondern von der Kirche für ihre Glieder mitgeleistete Glaube." — Der Glaube ist nach katholischer Lehre ein Lebensact. Es ist aber der Gipfelpunkt der Ungereimtheit, einen Lebensact nicht persönlich, sondern durch einen andern zu üben. Ich kann ebenso wenig einen Glaubensact durch einen andern üben, wie ich durch den Blick eines andern selbst sehen, durch den Schlaf eines andern selbst ausruhen kann. Auch die fides implicita übt der Katholik selbst. Der Unterschied zwischen ihr und der fides explicita bezieht sich auf den Gegenstand des im Glauben Erfaßten. Wer z. B. glaubt, daß Christus wahrer Mensch gewesen, der glaubt implicite, daß er eine menschliche Seele gehabt. So kann auch einer den ganzen Gegenstand seines Glaubens durch einen Satz ausdrücken: Ich glaube alles, was die Kirche zu glauben vorstellt, oder ich glaube alles, was Gott geoffenbaret hat. In diesem Glaubenssatze ist implicite der Glaube an jeden Glaubensartikel enthalten.

[2] Glaube und Dogma. S. 18.

Ganz anders lautet die protestantische Lehre vom Glauben, und der Unterschied zwischen beiden Lehren ist eine der einschneidendsten von allen Lehrverschiedenheiten, und auf der Lehre des Protestantismus vom Glauben beruht sein sogen. Materialprincip, die Lehre vom alleinseligmachenden Glauben. Nach ihr ist der Glaube nicht einzig Fürwahrhalten des von Gott Geoffenbarten, sondern wesentlich „das feste, vom Heiligen Geiste in meinem Herzen bewirkte Vertrauen, durch welches ich in Gott ruhe und es als gewiß annehme, daß nicht nur anderen, sondern auch mir Verzeihung meiner Sünden und das ewige Leben aus Gnade gewährt sei durch Gottes Barmherzigkeit und das Verdienst Christi“ [1].

Auf die hohe Bedeutung dieser Lehre im Protestantismus macht Kaftan bei Begründung seines Satzes von der Nothwendigkeit eines neuen Dogmas ganz besonders aufmerksam. „Wer die Bekenntnißschriften unserer Kirche, vor allem die Apologie der augsburgischen Confession und den großen Katechismus Luthers gelesen hat, dem ist bewußt, daß im evangelischen Christenthum alles auf den Glauben gestellt ist, auf den Glauben, der, um es kurz zu sagen, Vertrauen ist.“ [2] „Richtig gefaßt ist der Glaube vor allem Vertrauen.“ „Glauben heißt: in ein neues Verhältniß zu Gott treten und darin eine neue, die Welt überwindende Kraft empfangen.“ „Das ist der Glaube nach evangelischem Sinn und Verstand, niemand wird es läugnen.“ [3] In der That hat er hierin von den strenggläubigen Protestanten keinen Widerspruch zu fürchten; und gerade diesen gegenüber hat er seinen Satz von der Unhaltbarkeit des bestehenden Dogmas zu beweisen. Es ist nun ein Leichtes, zu zeigen, daß der neue protestantische Glaubensbegriff zum protestantischen Glaubensbekenntnisse nicht paßt.

„Von diesem Glauben (im protestantischen Sinne) hat die kirchliche Lehrbildung vor der Reformation nichts gewußt. . . . Die biblische (?) Auffassung (vom Glauben) ist bereits im Laufe des zweiten Jahrhunderts der andern, der katholischen, gewichen. Erst Luther hat sie wieder ent-

[1] Fides est non tantum notitia, sed etiam certa fiducia a Spiritu s. in corde meo accensa, qua in Deo acquiesco, certo statuens, non solum aliis, sed mihi quoque remissionem peccatorum et vitam aeternam donatam esse gratis ex Dei misericordia propter Christi meritum. Catech. Heidelb. 21. Illa fides, quae iustificat, non est tantum notitia historiae; sed est assentiri promissioni Dei, in qua gratis propter Christum offertur remissio peccatorum et iustificatio...: est velle et accipere oblatam promissionem remissionis peccati et iustificationis. Apol. Art. IV. De Iustificatione. Cf. Formula Concordiae. I. P. III. De iustitia fidei coram Deo.

[2] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 37; vgl. S. 41. [3] A. a. O.

deckt. ... Und so kommt es, daß die Lehrbildung des alten Dogmas dem Glauben in unserm, im evangelischen und biblischen Sinne nicht entspricht, ihm fremd gegenüber steht."[1] Ich kann, fährt er fort, die Sätze unseres Glaubensbekenntnisses dem evangelischen Christen vortragen, z. B. den Satz von den beiden Naturen in Christus und von den drei Personen und dem einen Wesen in der Gottheit und Glauben dafür fordern. „Aber wenn er nun zustimmt und sagt: ja, ich glaube das alles — was ist denn das seiner Art nach für ein Glaube, in und mit dem er diese Lehren annimmt? Nun eben natürlich ein Fürwahrhalten, ein Glaube im katholischen Sinne des Wortes. Etwas anderes ist gar nicht möglich. Die Sätze, die ich vorgetragen habe, wenden sich an den Verstand, an die Einsicht des Menschen. Nimmt er sie an und sagt: ich glaube sie, so heißt das gar nichts anders, als: ich halte sie für wahr und bekenne mich dazu. Vom Glauben im evangelischen Sinn, von dem Glauben, der Vertrauen ist, kann hier nicht die Rede sein."[2]

Die Sache ist überaus klar — möchten nur alle Erörterungen Kaftans so klar und überzeugend sein. Bekennt jemand den ersten Artikel der ersten symbolischen Schrift, des apostolischen Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde", so sagt er wahrhaftig nicht: „Ich vertraue zuversichtlich, daß nicht nur anderen, sondern auch mir Nachlassung der Sünden und das ewige Heil verliehen sei", sondern: „Ich halte es für wahr und bekenne mich zur Lehre, daß es einen Gott Vater gibt und daß er Himmel und Erde durch seine Allmacht erschaffen hat." Eine entfernte Beziehung zwischen unserm Gottvertrauen und diesem Satze besteht freilich; ist er ja die nothwendige Voraussetzung für das Vertrauen, wie auch Kaftan sagt[3]; aber das Bekenntniß desselben selbst ist kein Vertrauen.

So muß uns denn ein protestantischer Theologe nachweisen, daß ein schroffer und ganz augenfälliger Gegensatz zwischen einer Hauptlehre, einer „Haupterrungenschaft" der Reformation, der protestantischen Lehre vom Glauben einerseits, und dem gesammten protestantischen Glaubensbekenntnisse andererseits besteht. „Es wäre also die Summe unserer Weisheit die," sagt Kaftan, „daß wir uns in einem zwieschlächtigen Wesen bewegen, daß wir hinken auf beiden Seiten. Was die Heilslehre betrifft,

---

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 38. [2] A. a. O. S. 38 f.
[3] A. a. O. S. 39.

fordern wir einen Glauben, der Vertrauen ist; in allem übrigen dagegen nehmen wir mit Fürwahrhalten vorlieb“ [1].

Kaftan sah sich also vor die Alternative gestellt, entweder „das Kleinod der Reformation“, die protestantische Lehre vom Glauben, oder das ganze Dogma als solches aufzugeben. Er entschied sich für das letztere. Wäre es nicht rathsamer gewesen, das erstere zu wählen? Vom zweiten Jahrhundert an bis auf Luther, so sagt er selbst, war die Lehre vom Glauben die katholische. Sie ist es auch geblieben in der ganzen katholischen Kirche. Bei den Protestanten drängen auch heute noch die symbolischen Schriften zu ihr hin, und die Existenz der letzteren steht auf dem Spiele, wenn man „das Kleinod der Reformation“ festhält. Dazu kommt, daß die Protestanten selbst thatsächlich die katholische Idee vom Glauben beibehalten haben, wie uns dies Kaftan bezeugt [2]. Aber er hat sich für die Lehre, welche Luther nach vierzehn Jahrhunderten wieder entdeckt haben soll, entschieden, weil sie die ursprüngliche, die biblische sei. So nehme er denn einmal die Bibel zur Hand. Was verstand der Apostel Paulus unter dem Worte „Glaube“, wenn er im Briefe an die Hebräer [3] schreibt: „Ohne Glaube ist es unmöglich, selig zu werden. Denn derjenige, welcher Gott nahen will, muß glauben, daß Gott existirt und ein Belohner derjenigen ist, welche ihn suchen.“ Heißt hier „glauben“ „für wahr halten, daß Gott existirt und die ihn suchenden belohnt“, oder „vertrauen, daß mir Verzeihung meiner Sünden und das Heil verliehen ist“? Und wenn der hl. Paulus kurz vorher sagt, daß wir durch diesen zum Heile nothwendigen Glauben wissen (νοοῦμεν), daß Gott die sichtbare Welt aus dem Nichts ins Dasein gerufen, ist dieser Glaube nicht ein Verstandesact des Fürwahrhaltens? Ganz gewiß ebenso, wie jener Act, mit dem wir nach Kaftan das apostolische Glaubensbekenntniß annehmen. Was bedeutet ferner das Wort „Glaube“, wenn es gleich darauf heißt, Noe habe im Glauben die Arche gebaut, nachdem er von den Dingen, die noch nicht in die Erscheinung getreten, von der kommenden Sintflut durch göttliche Offenbarung Kenntniß genommen?

---

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 40.

[2] „Thatsächlich denken auch die evangelischen Christen, wenn sie von ihrem Glauben reden, an eine Summe von Lehrsätzen, die sie für wahr halten, und nur, wenn es sich um die Frage des Heils handelt, um die Frage, wie wir gerecht werden vor Gott, besinnen sie sich (im günstigen Fall) auf das Kleinod der Reformation, auf den Glauben, der nicht bloß auch, sondern vor allem Vertrauen ist.“ A. a. O. S. 40; vgl. S. 63. Glaube und Dogma. S. 22. O anima naturaliter catholica!

[3] 11, 6.

Durch den Glauben wußte er, was er noch nicht sehen konnte. Ist ja nach der Definition des hl. Paulus selbst für den Christen, der sein volles Glück im Jenseits zu finden hofft, „der Glaube, die Vorexistenz des Gegenstandes seiner Hoffnung (im Geiste), der Beweis (ἔλεγχος) für die Dinge, die er noch nicht sehen kann“[1]. Die Begriffe Glaube und Vertrauen sind sich sehr verwandt, und es kann ja immerhin das Wort „Glaube“ zuweilen in einem Zusammenhange vorkommen, in welchem es sowohl als „Fürwahrhalten“ wie als „Vertrauen“ erklärt werden könnte, wie wenn der Heiland vor Erfüllung einer Bitte fragt, ob man Glauben habe. Aber auch in diesen Fällen lautet die Frage, ob man für wahr halte, daß er die Macht habe, oder daß er der Messias sei. „Glaubt ihr,“ so fragt er die beiden Blinden, welche ihn baten, sie zu heilen, „daß ich dies thun kann?“ Das Vertrauen, erhört zu werden, kann nur statthaben vor Erhörung der Bitte; der volle Glaube aber, den der Heiland verlangt, tritt oft erst ein nach Erhörung derselben, wie bei den Blindgeborenen[2] und bei dem Königlichen, von welchem berichtet wird, daß er nach der Herstellung seines Sohnes mit seinem ganzen Hause geglaubt habe[3]. Es ist dieser Glaube das Fürwahrhalten, daß Jesus der gottgesandte Messias ist. Ebenso im sechsten Kapitel des Evangeliums des hl. Johannes, wo oft die Rede vom Glauben ist. Jesus tadelt die Juden, daß sie nicht glaubten; Petrus sagt im Namen der Apostel: „Wir haben geglaubt und bekannt, daß du bist Christus, der Sohn Gottes (griech. ὁ υἱός τοῦ θεοῦ)“[4], d. h. wir halten dich für Christus. Aehnlich antwortete ja Petrus auf die Frage des Heilandes, für wen sie ihn hielten[5]. Wenn nach dem vierten Kapitel des Evangeliums des hl. Johannes die Samaritaner an ihn glaubten, und er nach dem siebenten aufgefordert wird, nach Jerusalem zu gehen, um sich durch seine Werke zu erkennen zu geben, damit man an ihn glaube, so bedeutet Glaube offenbar einen Erkenntnißact. Der hl. Paulus hört von den Spaltungen, die in Korinth ausgebrochen seien, und schreibt den dortigen Christen, daß er es theilweise glaube (καὶ μέρος τι πιστεύω)[6]. Spricht er vielleicht sein Vertrauen aus, es möchte theilweise so sein? Wenn er vom christlichen Glauben der Korinther spricht und sagt, daß dieser nicht auf Lehren menschlicher Weisheit, sondern auf Gottes Wunderzeichen zurückzuführen sei[7], so versteht er unter diesem Glauben ihre Ueberzeugung von

---

[1] Matth. 9, 28. [2] Joh. 9, 38. [3] Joh. 4, 53.
[4] Joh. 6, 70. [5] Matth. 16, 13 ff.; Marc. 8, 27 ff.; Luc. 9, 18 ff.
[6] 1 Kor. 11, 18. [7] 1 Kor. 2, 4 f.

den Wahrheiten des Christenthums, jene Erkenntniß der göttlichen Dinge, die, obgleich Stückwerk, uns, so lange wir vom Herrn ferne sind, einen Ersatz bietet für die dereinstige Anschauung [1], sie ist die Vorexistenz des Gegenstandes unserer Hoffnung in unserm Geiste.

Es würde zu weit führen, die freilich mit unserm Gegenstande innig zusammenhängende Frage über das Verhältniß des Glaubens zur Rechtfertigung und besonders die Lehre des hl. Paulus im Römerbriefe hier darzulegen. Uns kam es nur darauf an, auf den biblischen Sinn des Wortes „Glaube" aufmerksam zu machen, und die angeführten Stellen beleuchten genügend die kühne Behauptung Kaftans, daß seit dem zweiten Jahrhundert bis auf Luther, beziehungsweise bis auf unsere Zeit, dem Worte ein Sinn beigelegt worden sei, welcher dem biblischen Gebrauche des Wortes nicht entspreche. So hätte denn Kaftan, auf den Widerspruch, welcher zwischen dem protestantischen Begriffe vom Glauben und den protestantischen Glaubenssymbolen besteht, aufmerksam gemacht, doch noch einmal überlegen sollen, ob er nicht lieber den protestantischen Begriff vom Glauben dem ganzen Glaubensbekenntnisse opfern solle, als umgekehrt dieses jenem. Aber den aus dem Schutte von vierzehn Jahrhunderten ausgegrabenen Fund Luthers preisgeben wäre ein großer Schritt zum Katholicismus gewesen! „Wie es Sünden gibt," sagt er bei einer andern Gelegenheit [2], „die uns niemals zur Versuchung werden, so daß wir ihre Versuchlichkeit kaum zu verstehen vermögen, so ist es mir von jeher mit allem katholisirenden Wesen, dieser (für einen evangelischen Christen) geistigen Sünde oder Krankheit, ergangen." Die Vorurtheile gegen „die Papstkirche" und „die Pfaffenherrschaft" [3] sind also so tief bei Kaftan eingewurzelt, daß sich ihm selbst damals nicht der Gedanke aufdrängte, die alte Kirche könnte doch die wahre sein, als er seiner durch Abfall von ihr entstandenen Religionsgemeinschaft das größte Armuthszeugniß ausstellte, welches man ihr nur ausstellen kann: hebt er ja einerseits die unbedingte Nothwendigkeit eines Dogmas für jede christliche Religionsgenossenschaft hervor und sagt, daß die protestantische desselben noch mehr bedürfe als die katholische — und dann weist er nach, daß jene während der drei Jahrhunderte ihres Bestehens nie ein ihrem Wesen entsprechendes

---

[1] Jetzt sehen wir im Spiegel, wie in einem Bilde; dann aber von Angesicht zu Angesicht; jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie auch ich erkannt worden bin. 1 Kor. 13, 12; vgl. 2 Kor. 5, 7: Denn im Glauben wandeln wir, nicht in der Anschauung.

[2] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 12. [3] A. a. O.

Dogma gehabt und heute noch kein solches habe. Das Schlimmste ist, daß sie gar nicht zu einem Dogma kommen kann, wie wir später zu zeigen Gelegenheit haben werden.

Es wird sich nun dem Leser die Frage aufdrängen, was für ein Dogma Kaftan an die Stelle des alten setzen will. Ein neues Dogma, so sagt er, „oder, wenn ihr lieber wollt: eine andere, eine neue Formulirung der alten Wahrheit. Eine solche nämlich, die deren Beziehungen zum menschlichen Geist nicht vor allem im Erkennen sucht, um sie dann erst nachträglich und an zweiter Stelle für Herz und Gewissen fruchtbar zu machen, nein, eine Formulirung, die statt dessen letzteres voranstellt und der Einsicht gerecht wird, daß es sich um ein Erkennen des Glaubens handelt, d. h. um ein Erkennen, in dem Herz und Gewissen bestimmend sind.“ [1]

Im letzten Kapitel der Schrift sucht Kaftan durch ein Beispiel zu zeigen, „wie die Rede von einem ‚neuen Dogma‘ gemeint ist“ [2]. Als Beispiel wählt er das Grunddogma der Kirche, die Lehre von Christus, und sagt: „Das ewige Verhältniß Jesu Christi zum Vater ist im alten Dogma der eigentliche und der ganze (?) Gegenstand der Lehre; dem evangelischen Christenthum dagegen entspricht es, seine Gottheit in ihren lebendig gegenwärtigen Beziehungen zu uns und unserm Glauben zu erkennen.“ [3] Wenn Kaftan behauptet, der erste Theil werde von jedem Kundigen zugegeben, so müssen wir dagegen Verwahrung einlegen. Das alte Dogma zeigt uns Christus auch im Verhältnisse zu uns, z. B. seine Menschwerdung und seinen Kreuzestod für unser Heil. Kaftan fährt dann fort: „Aber wir evangelische Christen sind darauf angewiesen, uns seine Gottheit in den lebendigen Beziehungen zu uns und unserm Glauben gegenwärtig zu halten. Das fordert der Standpunkt des Glaubens, auf den uns die Reformation gestellt hat.“ [4] „Geschieht das aber, so ergibt sich ohne weiteres, daß wir den verklärten Herrn, das lebendig gegenwärtige Haupt seiner Gemeinde im Auge haben, wenn wir uns zu seiner Gottheit bekennen. Denn der Glaube hat es nicht mit den ewigen Geheimnissen der Gottheit, sondern mit der offenbaren und gegenwärtigen Wirklichkeit zu thun. Diese Wirklichkeit ist aber der Herr als das verklärte Haupt aller, die durch den Glauben mit ihm eins geworden sind.“ [5] Dies ist richtig, wenn man den Glauben in dem oben angegebenen pro-

---

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 14. [2] A. a. O. S. 49 ff.
[3] A. a. O. S. 54. [4] A. a. O. S. 54 f. [5] A. a. O. S. 55.

testantischen Sinne nimmt, als Vertrauen, durch welches der Einzelne im gegebenen Falle das von Christo dargebotene Heil ergreift. Kaftan sagt uns aber nur, von welcher Seite das neue Dogma Christus dem Christen vorführen müsse, nicht aber, mit welcher Thätigkeit sich der Gläubige nun mit dem Dogma beschäftige. Folgende Stelle kann vielleicht noch zur Erklärung dienen: „Dieser Glaube an die Gottheit des Herrn ist Glaube im vollen Sinne des Wortes. Denn er enthält zugleich ein Gesetz für das innere Leben ... Denn der Glaube bedeutet nicht bloß, daß ich für wahr halte, es sei ein Mensch gewesen von Gott gesandt ... und dieser Mensch sei nun ... göttlicher Ehren theilhaftig. Nein, der Glaube bedeutet, daß ich mich selbst hineinrechne in diesen Lebenszusammenhang, der über alles, was Welt heißt, hinausragt in Gott selbst und in die Ewigkeit hinein. Er bedeutet, daß ich ein Leben kenne, das über die Welt erhebt und von der Welt befreit, daß ich kraft meines Glaubens durch Jesum Christum in Gott bin, daß ich lebe aus seiner Kraft, daß ich gewißlich hoffen darf, als seines Leibes Glied an seiner Verklärung und Gottes Herrlichkeit Theil zu gewinnen. Und wiederum, wenn ich mich mit diesem Glauben an das geschichtliche Lebensbild des Herrn gebunden weiß, so bedeutet das nicht, daß ich mir vorhalte, wie ein reines Leben im vollkommenen Gehorsam ihm, der von Gott kam, der Weg zum Throne Gottes ward. Nein, es bedeutet, daß ich mich verpflichtet halte und verpflichtet weiß, im Gehorsam meines irdisch-sittlichen Berufs die mir gewordene Freiheit zu bethätigen. Es bedeutet, daß ich schlechterdings geschieden bin von allen Versuchen, durch selbstgewählte Mittel der Heiligkeit nach der Vollkommenheit zu streben, daß ich nichts Höheres kenne, als die einfachen sittlichen Pflichten des kirchlichen Lebens ...“ [1] Wir setzen diese Stelle wörtlich hierher, um dem Leser ein selbständiges Urtheil zu ermöglichen, aus Furcht, wir möchten durch Wiedergabe des dunkeln Sinnes in unseren Worten die Lehre des Herrn Professors verschieben. Hätte er doch, der so sehr auf Formeln dringt [2], selbst einmal als Beispiel ein Stück des protestantischen Zukunftssymbolums formulirt. Freilich würde er dann wohl eingesehen haben, wie schwierig es sei, ein zum protestantischen Glaubensbegriff passendes Glaubensbekenntniß aufzustellen.

Wenn wir nun die Erklärung, die uns Kaftan in obigen Stellen über sein neues Dogma gibt, und seine Lehren über Dogma überhaupt genauer

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 57 f. [2] A. a. O. S. 27.

betrachten, so kommen wir zu dem überraschenden Ergebniß, daß dem neuen Dogma ganz derselbe Fehler anhaften wird, dessentwegen Kaftan das alte verwerfen zu müssen glaubt. Mag man Christi Person in sich oder in seinen Beziehungen zu uns im Dogma vorführen, in beiden Fällen ist die Annahme desselben ein Glaube im katholischen Sinne dieses Wortes, ausschließlich ein Fürwahrhalten des Verstandes, nicht ein Vertrauen des Willens. Im zweiten Falle mag dieser Verstandesact leichter zu einem Vertrauensacte führen, als im ersten, in welchem es sich um eine rein theoretische Wahrheit handelt, aber die Annahme des Dogmas selbst ist in beiden Fällen ein Fürwahrhalten, und vergebens sucht sie Kaftan in der zuletzt angeführten Stelle auf das Gebiet des Willens hinüberzuleiten. Durch die Erklärung, die er vom Dogma gibt, hat er sich vollends den Weg hierzu abgeschnitten. Das Dogma ist auch nach ihm, wie wir oben gezeigt, *Lehre*. Ein Satz aber, der eine *Lehre* ist — das Wort im eigentlichen und nicht in der Bedeutung von Ermahnung genommen —, *ein Lehrsatz wird dem Verstande* vorgelegt. Wer ihn vorträgt, trägt ihn als *wahr*, als Gegenstand des Verstandes vor, und er will, daß er *als wahr angenommen, für wahr gehalten werde*. Dies gilt ebensowohl von praktischen, wie von theoretischen Lehren, wie z. B. von der eminent praktischen Lehre, daß Gottes Gesetz alle Menschen verpflichte. Sie ist nur Gegenstand der Erkenntniß, mag sie auch, erkannt, ihren Einfluß auf den Willen bethätigen; sie kann auch zum Gegenstande rein theoretischer Erörterung gemacht werden. Das gilt um so mehr von den halb praktischen, halb theoretischen Lehren, welche Kaftan gewiß auch in das neue Symbolum aufnehmen wird, von den Lehren über die Barmherzigkeit Gottes, über die volle Erlösung durch Christus u. dergl. Diese Lehrsätze sind Gegenstand des Verstandes und wollen als wahr erkannt und *für wahr gehalten* werden. Wohl *bewirkt* die Erkenntniß derselben Vertrauen; aber die Erkenntniß allein ist der volle Glaube. Wenn dem Christen die Wahrheit vorgelegt wird: „Christus ist für alle Menschen am Kreuze gestorben“, und er antwortet: „Ich glaube“, so versteht er, mag er Katholik oder Protestant sein, dieses Wort im katholischen Sinne.

(Schluß folgt.)

Theod. Granderath.

Volksthümliche Andachtsübungen der Dänen beim Ausgange des Mittelalters.

(Schluß.)

4. An mehreren Wallfahrtsorten Dänemarks war des Erlösers heiliges Blut oder Kreuz Gegenstand der Verehrung. An den meisten wurden aber die Heiligen verehrt und um ihre Fürbitte angegangen. Die auf der Lehre des hl. Paulus fußende und dem apostolischen Glaubensbekenntniß entsprechende Heiligenverehrung war zu allen Zeiten und an allen Orten in der ganzen katholischen Kirche eine sehr rege. Auch die katholischen Dänen des Mittelalters lebten der Ueberzeugung, sie seien mit ihren verklärten Brüdern und Schwestern durch die innigsten Bande geeinigt und bildeten mit ihnen und mit den Seelen des Reinigungsortes die Gemeinschaft der Heiligen unter Christus, ihrem gemeinsamen Haupte. Auf Grund dieser Vereinigung und im Verlangen, möglichst viele Fürsprecher beim Throne Gottes zu haben, empfahlen sie ihre Anliegen deren liebevollen Fürbitte. Darum sagte Allen: „Kaum etwas hat sich so sehr im Leben des skandinavischen Volkes abgeprägt, war so sehr mit dessen Sitten verschmolzen, wie die Verehrung der Heiligen. Der Glaube an sie und das Vertrauen auf ihre Hilfe hat die Reformation lange überdauert. Nichts konnte von der evangelischen Kirche schwerer ausgerottet werden als dieses." [1] Er nennt auch die Heiligen, welche man in den dänischen Landen besonders verehrte: den hl. Laurentius im Dome von Lund, den hl. Lucius im Dome von Roskilde, wo dessen Haupt sich befand [2], den hl. Lambert in Ripen, den hl. Kjeld (Ketillus) in Viborg, wo er Canonicus war, den hl. Clemens in Aarhus, den Nationalheiligen des Landes, den hl. Kanut, im Dome von Odense, wo dessen Gebeine noch heute ruhen [3]. Bischof Lage Urne verordnete, das Fest des hl. Kanut solle zwar besonders festlich von den Canonikern des Collegiatstiftes von Kopenhagen begangen, aber doch in allen Kirchen der Diöcese Roskilde mit Festoctav gefeiert werden. Jeder Cleriker habe dessen Officium mit eigenen Lectionen an jedem Tag der Octav zu beten.

---

[1] Tre Riger IV, I. 203.

[2] Jetzt liegt es alles Schmuckes beraubt in einem Glasschranke des altnordischen Museums zu Kopenhagen.

[3] Tre Riger IV, I. 207.

Nur für die Insel Rügen, welche kirchlich Roskilde unterstand, kam die Octav in Wegfall. Eine andere conciliarische Bestimmung verlangt, die Prediger sollten das Volk auffordern, an den Festen des hl. Lucius, des hl. Kanut und der übrigen Patrone der Kathedrale und Mutterkirche fleißig nach Roskilde zu kommen, um der bewilligten Ablässe theilhaftig zu werden. Der Bischof verbietet, Officien abzusingen, welche in der Diöcese nicht recipirt seien, bewilligt dagegen seinen Geistlichen einen Ablaß von vierzig Tagen, so oft sie bestimmte, von ihm angeführte Gebete zur Mutter des Herrn und zur hl. Anna nach der Terz und Sext knieend verrichteten [1]. Birger bestimmte, das Fest des hl. Kanut solle in der Erzdiöcese Lund mit Octav gefeiert werden, verlegte ein auf den Octavtag fallendes Fest und erneuerte die Bestimmung des Kopenhagener Provinzialconcils (1425), wonach das Fest der hl. Anna am Tage nach Mariä Empfängniß zu feiern war [2].

Auf Grund conciliarischer Verordnungen, der in alten Büchern enthaltenen Gebete und sonstiger Nachrichten müssen wir den schon genannten Namen der in Dänemark besonders verehrten Heiligen hinzufügen: den hl. Täufer, den hl. Michael [3], den hl. Petrus, den hl. Nikolaus von Myra (Niels), den hl. Severin (Sören) und den hl. Erasmus (Rasmus) [4]. Daß die letztgenannten beim Volke in hohem Ansehen standen,

---

[1] Synodalstatuten Lage Urne's in Ny kirkehist. Saml. III. 273. 75. 269. 272. Diese Gebete stehen auch auf der ersten Seite des Roskilder Breviers.

[2] Statuta Birgeri (Ausgabe von Thorkelin) Bl. F und B verso. S. 7. Man hat in protestantischer Zeit Anstoß daran genommen, daß das Fest des hl. Ansgar bei weitem nicht so feierlich, wie dasjenige des hl. Kanut begangen wurde, ja im Kalendarium der Erzdiöcese Lund ganz fehlt, und daß der Name Ansgar selbst in der verkürzten und mundgerechteren Form Anker nicht häufig war. Dagegen ist zu bemerken, daß der Heilige in jener Diöcese höchstens auf der Durchreise nach oder von Sigtuna wirkte, sein Gedächtniß aber in anderen Diöcesen als Fest ersten Ranges gefeiert wurde. Der hl. Kanut galt mehr, weil er im Lande geboren und König gewesen war, durch seinen Martertod das Christenthum zum vollen Durchbruch gebracht hatte, und weil, was im Mittelalter schwer in die Wagschale fiel, seine Gebeine in der prächtigen St. Knudskirche zu Odense ruhten, diejenigen des hl. Ansgar aber im fernen Bremen.

[3] Die hl. Anna wurde besonders von Ehefrauen und Müttern, der hl. Michael besonders zur Erlangung einer seligen Sterbestunde angerufen. Vgl. Else Holgersdatters Tidebog, gl. kgl. Saml. Nr. 1613 in 4°.

[4] Das Brevier von Roskilde enthält als Suffragia außer den Commemorationen der heiligsten Dreifaltigkeit und des heiligen Kreuzes auch jene der seligsten Jungfrau Maria, der hll. Anna, Johannes Baptista, Lucius, Laurentius, Maria Magdalena, Nikolaus und Katharina. Im Brevier von Aarhus wird vorgeschrieben, außerhalb der Advents- und Fastenzeit an jedem Donnerstag, auf den kein Fest mit neun

geht daraus hervor, daß wir ihnen in der Mehrzahl der dänischen Familiennamen begegnen. Damals hießen noch mehr, als dies heute der Fall ist, die meisten Dänen Petersen, Hansen (Jensen), Rasmussen, Sörensen u. s. w. Bis in dieses Jahrhundert hinein pflegte man den Sohn mit dem Vornamen des Vaters unter Anhängung der Silbe sen oder sön (Sohn), die Tochter unter Hinzufügung des Wortes Datter (Tochter) zu bezeichnen, so daß es oft schwer hält, die Frage zu entscheiden, welcher Familie der eine oder andere in jener Zeit hervortretende Mann eigentlich angehört habe. Erst um 1500 begann die Sitte, sich eigentliche Familiennamen beizulegen. Bei deren Wahl waren dann im ganzen Norden die auf den Wappenschildern dargestellten Thiere maßgebend. Hinsichtlich der Vornamen blieb aber bis in die neueste Zeit der Gebrauch, den Täuflingen Namen von Heiligen zu geben, vorherrschend.

In welcher Weise wurde nun das Andenken der Heiligen gefeiert? Zunächst verrichtete man viele Gebete, um ihr Andenken zu ehren. Die alten Handschriften und Druckwerke enthalten zahlreiche Gebete, in denen ihre Fürbitte erfleht wurde. Ihre Feste wurden mit Glanz gefeiert. In den Unterschriften der Briefe und der Actenstücke unterschied man profestum, festum und postfestum. Die Vorfeier war eine Vorbereitung, bei welcher die Erwachsenen fasteten. Sie thaten dies nicht nur vor den Apostelfesten und an den noch bestehenden Vigilfasten, sondern auch vor anderen Festen [1]. Das postfestum, die Nachfeier, tritt

---

Lectionen falle, die Lebensgeschichte des hl. Clemens zu recitiren. Bischof Lage Urne machte sein Testament im Namen Jesu und empfahl seine arme, sündhafte Seele der himmlischen Kaiserin und Jungfrau Maria, ihrer gebenedeiten Mutter Sanctae Annae, Sanctis Lucio Martyri, Andreae Apostolo et Michaeli Archangelo. (Dansk Magazin, 3. Raekke, III, 213 ff.)

[1] Trotz der strengen, ja übertriebenen Anforderungen, welche Christiern Pedersen in seinem Fastenunterricht aufstellte, wurde im Norden viel gefastet und auch außerhalb der heiligen Fastenzeit die Abstinenz strenge beobachtet. Paulus Eliä schreibt: „Wir sehen, daß unter denjenigen, die guten Willens sind, manche nicht bloß die von der Kirche gebotenen Fasttage halten, sondern daß sie wohl noch mehr thun.“ (S. 253.) Allen versichert, Christian II. habe es in seiner katholischen Periode mit dem Fasten strenge genommen. Von Friedrich I. und seiner Gemahlin wird gemeldet, sie hätten außer an den vorgeschriebenen Abstinenztagen auch an einem anderen Wochentage sich der Fleischspeisen enthalten. Als Tyge Krabbe 1525 während der Fastenzeit gegen Sören Norby im Felde lag, klagte er, infolge des Mangels an Lebensmitteln müßten sie Fleisch essen, „wie andere Hunde“. (Allen V, 17.) Ja die Dalekarlen verlangten von Gustav Wasa, er solle diejenigen verbrennen lassen, welche an seinem Hofe Freitags Fleisch äßen. (Geijr, Geschichte Schwedens. II, 59.) Daß außer den vorgeschriebenen Tagen freiwillig an anderen Tagen gefastet wurde,

oft in Datirungen auf als Octavtag dieses oder jenes Heiligen. Bei der Feier des Festes selbst wurde in den Kirchen die größte Pracht entfaltet, indem man feierliche Hochämter sang, Officien abhielt, das Lob der Heiligen von den Kanzeln verkündigte, Processionen mit brennenden Lichtern hielt und bei feierlichem Glockengeläute fromme Lieder sang [1]. Auch die Schriften der Heiligen und deren Lebensgeschichten wurden häufig in der Volkssprache abgeschrieben [2] und gedruckt.

Jede Kirche, jedes Kloster, ja jede Bruderschaft und Gilde hatte ihren eigenen Patron, dessen Fest mit besonderer Feierlichkeit begangen wurde und bei dem die Gläubigen anderer Orte sich einfanden. Die Zahl der Andächtigen mußte wachsen, wenn ein solches Fest an einem Wallfahrtsort stattfand. Große Pilgerschaaren kamen zu Wasser und

---

bezeugt Paulus Eliä; denn er sagt, wer einen Tag aus Gehorsam mit der ganzen Kirche faste, finde mehr Verdienst und Wohlgefallen bei Gott, als wer zehn Tage nach eigenem Sinne faste (Secher S. 255). Palladius wagte nicht, das Fasten gleich abzuschaffen, und suchte nur die Ideen zu seinem Zwecke umzugestalten. Er verwarf für alle Fälle den Unterschied der Speisen, wollte das Fasten nicht an bestimmte Tage geknüpft haben, und verlangte, wer zu fasten wünsche, solle das in strenger Art thun. Nur bis zum Mittage fasten, sei nur ein halber Fasttag. Wer faste, solle nichts essen; Fasten sei Hunger, Hunger, Hunger. Bezeichnend für die bis auf seine Zeit herrschende Gewohnheit ist auch, daß er folgenden Einwand zu widerlegen sucht: „Ich habe gelobt, am Freitag oder an jenem Tage zu fasten, darum muß ich es halten, sonst würde Gott mich strafen. Soll ich nicht halten, was ich einem Menschen gelobe? Wie soll ich denn nicht Gott halten, was ich ihm gelobt habe?" (Visitatzb. S. 101—103.) Daß einzelne Protestanten geraume Zeit nach Einführung der Reformation noch fasteten, erhellt aus Troels Lund V, 376 ff.

[1] Freilich sind aus dem katholischen Mittelalter fast nur dänische Homiliensammlungen erhalten. Es wurden auch Lobreden auf die Heiligen gehalten. Paulus Eliä predigte im Jahre 1522 am Feste der Enthauptung Johannes des Täufers vor Christian II. mit solchem Freimuthe, daß der König den Carmelitern das Kopenhagener St. Jörgenspital wiederum nahm und der Prediger für rathsam hielt, sich nach Jütland zurückzuziehen. Die protestantische Kirchenordonnanz vom Jahre 1537 verordnete, an den auf die Sonntage verlegten Festen der Heiligen müsse über das Evangelium des Sonntags gepredigt werden. Christiern Pedersen spricht anläßlich der Primizen zwar von Orgelspiel (II, 455); Orgeln waren aber noch nicht allgemein, und da durch die Glaubensneuerung viele Kirchen mit ihren Einkünften in die Hände von Privaten kamen, fehlen die Orgeln heute in manchen Dorfkirchen Dänemarks.

[2] Im zweiten Hefte seiner Klosterlaesning (geistlicher Lesung für Klöster) hat Brandt unter dem Titel De hellige Kvinder (Die heiligen Frauen) eine Sammlung mittelalterlicher Legenden in altdänischer Sprache herausgegeben. In dem Buche sind aber auch größere Abschnitte über die Geburt und das Leiden Christi, wie über den hl. Paulus enthalten. Fraglich erscheint uns, ob das Ganze bloß für Klöster bestimmt war und nur in ihnen gelesen wurde.

zu Land nach Drontheim zum Feste des hl. Olaf [1]. Die Betheiligung an solchen Festen war so allgemein, daß Palladius den Pfarrern befahl, an den von ihm abgeschafften Festtagen die Kirchen geschlossen zu halten, damit dem Volke nicht mehr Arbeitstage geraubt würden, als nothwendig sei [2].

Seinen Namenstag suchte jeder feierlich zu begehen. Ward doch bei der Taufe das ganze Leben unter den Schutz des Patrons gestellt, und dessen Fürbitte für die Zeit der ganzen irdischen Pilgerfahrt angerufen. Der Namenstag galt darum als Erinnerung an die Taufe und den Geburtstag für den Himmel. Viele bereiteten sich auf denselben vor, indem sie Tags vorher fasteten; keiner versäumte am Namenstage, die Kirche zu besuchen, zu opfern und am Gottesdienste theilzunehmen [3]. Die Kinder, welche vor der Taufe starben, hießen navnlöse Börn (Kinder ohne Namen). Erst geraume Zeit nach Einführung des Protestantismus trat die Feier des Geburtstages an Stelle des Namenstages. Selbst am königlichen Hofe wurde noch lange der Namenstag gefeiert, ja in Schweden ist die Sitte, den Namenstag zu feiern, noch in Kraft [4].

An die kirchliche Feier schloß sich oftmals eine außerkirchliche im Kreise der Familie, im Gildenhause oder im Freien, wobei das Schießen nach dem „Papagei" eine der beliebtesten Belustigungen war. Ausschreitungen, die bei Volksspielen vorfielen, werden in den Homilien von Christiern Pedersen gerügt.

Daß unter solchen Umständen gegen Ende des Mittelalters auch in Dänemark zahlreiche Bilder des Gekreuzigten und seiner Heiligen Kirchen, Wohnungen, öffentliche Plätze und Wege schmückten, brauchen wir kaum

[1] Nach den Quellen geschildert in Bang, Den norske Kirke under Katholicismen. S. 256 ff.

[2] Visitatzb. S. 107. [3] Allen IV, I. 217.

[4] Aus dem Umstande, daß Karen Rud in ihr Gebetbuch die Namenspatrone und die Pathen ihrer nächsten Anverwandten untereinander mischte, hat man schließen wollen, sie habe auch himmlische Pathen zur Taufe geladen (bei Vedel-Simonsen, Ruderne. 1. Heft. 32. 59. 86, und nach ihm Allen). Die Dame dürfte indes nur der Kürze halber sich diese Vermengung der patroni und patrini verstattet haben. Das Manuale Roskildense Lage Urne's verordnet in Uebereinstimmung mit älteren Concilsbeschlüssen Skandinaviens, fürs gewöhnliche solle der Knabe nur zwei Pathen und eine Pathin, das Mädchen nur zwei Pathinnen und einen Pathen haben. Bloß denjenigen wurde die Uebernahme von Pathenstellen gestattet, welche das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß hersagen konnten. Bei Adeligen wurde eine größere Zahl von Pathen zugelassen. (A_4 verso.) Als einer der vielen Pathen erscheint auch Bischof Lage Urne bei der Taufe von Jörgen Rud, dem Vater der Karen.

zu sagen. In den Kirchen hatten nicht bloß die Altäre ihre Statuen und Oelgemälde, auch die Wölbungen waren mit Malereien gefüllt, die man jetzt durch Entfernung der Tünche wieder bloßlegt. Palladius rieth den Kirchenvorstehern, die Seitenaltäre zu entfernen, den schlimmen und unnützen Kram zu anderem kirchlichen Bedarf zu verwenden, Tafeln und Bilder dagegen an den Wänden aufzuhängen, damit sie guten und einfältigen Leuten zum Spiegel dienten [1]. Volk und Adel liebten eben ihre Heiligen und deren Bilder. Die Wegschaffung der Seitenaltäre aus den Kirchen fand bis gegen Ende des Jahrhunderts vielfachen Widerstand. Der Adel hatte gebeten, neben Mariager möge auch Mariebo bestehen bleiben zur Unterbringung und Versorgung seiner Töchter. Es wurde erst 1620 aufgehoben. Bis dahin aber verstummten die Klagen nicht, die Schwestern hätten nicht bloß auf ihrem Chore Heiligenbilder, sondern schmückten sich sogar mit solchen. Paulus Eliä schreibt an Erasmus, man sehe jeden als Lutheraner an, der unterlasse, beim Vorübergehen an einem Kirchhofskreuz das Haupt zu entblößen. Auf Fünen stand bis vor nicht langer Zeit an einer Wegscheide ein Kreuz [2]. In dem bis 1660 dänisch gebliebenen Malmö war sogar an einem alten Hause noch ein Marienbild, bis vor etwa zehn Jahren ein neuer Bau an die Stelle des alten trat.

In mehreren handschriftlichen dänischen, dem Mittelalter angehörenden Gebetbüchern finden sich Bemerkungen, wie: „Bevor du folgendes Gebet sprichst, sollst du ein Licht anzünden vor dem Bilde dieses Heiligen.“ Der Schreiber dachte offenbar an Bilder, die man im Hause habe, und nahm an, sie seien nicht selten. Paulus Eliä beklagt, daß Adelige jetzt anfingen, ihre Häuser „mit Bildern der Palladis, Junonis, Veneris“ und mit mancherlei Buhlerei und Unzucht zu schmücken, und sagten, der Anblick und das Beispiel, welches das Bild des Gekreuzigten, seiner Mutter Maria und anderer Heiligen in den christlichen Tempeln böten, genüge! [3] So waren also Darstellungen der Pallas und anderer Göttinnen an die Stelle der Heiligenbilder getreten. Derselbe Paulus Eliä redet von Bildern, welche die Dänen bei sich trugen [4], um sich durch deren Anblick zu erbauen.

---

[1] Visitatzb. S. 15. [2] Kofoed-Hansen, Hvor er Menigheden. S. 87.

[3] Ausg. von Secher S. 281. — Noch heute sieht man in vielen dänischen Familien wenigstens die Bilder des Erlösers und seiner gebenedeiten Mutter. Sie sind überall zu haben und werden den Landbewohnern in grellen Farben auf den Jahrmärkten feilgeboten. [4] A. a. O. S. 42.

Mit großer Ehrfurcht wurden Reliquien aufbewahrt, zunächst in Altären; denn gemäß den kirchlichen Vorschriften wurde nur über den Gebeinen der Heiligen das Meßopfer dargebracht. Auch im Norden findet man deshalb beim Abbrechen alter Altäre sogen. sepulchra, kleine Vertiefungen im Altarsteine, wohinein Reliquien vermauert wurden. Manche Kirchen besaßen auch noch andere Reliquien in großer Zahl, deren Verzeichnisse erhalten sind, und für die kostbare Reliquienschreine und Reliquiare von frommen Geschenkgebern gestiftet wurden. Daß das Volk dieselben in Ehren hielt, erhellt aus den Wallfahrten, sowie aus den Festlichkeiten, welche bei ihrer Ueberbringung oder Erhebung stattfanden.

Unter allen Heiligen wurde nun Maria die höchste Ehre zu theil. Allen schreibt darum: „Hoch über den anderen Heiligen stand unsere liebe Frau, die heilige Mutter.“ [1] Ihr Lob erscholl aus aller Mund; denn auch von den katholischen Dänen wurde sie nächst Gott „unsere Hoffnung, unser Leben und unsere Süßigkeit“ genannt, welche durch ihre Fürbitte das Leben erwerben könne, welches Gott selber hat [2].

Dem Vaterunser pflegte das Volk damals wie heute die Worte beizufügen, womit der Engel Maria bei der Menschwerdung Christi gegrüßt hat. Weil nur der geringere Bruchtheil zu lesen verstand und wenige im Besitze eines Gebetbuches waren, wurden das Vaterunser und Gegrüßet seist du Maria häufiger gebetet als heutzutage. In den Büchern aber steht oftmals zu Ende eines Gebetes: Füge Vaterunser und Ave Maria hinzu. Man darf annehmen, keiner habe sein Morgen- und Abendgebet verrichtet, ohne dabei das Vaterunser und Gegrüßet seist du Maria zu beten.

Täglich mahnte die Glocke mehrmals von den Kirchthürmen herab, Maria andächtig zu grüßen und für die Menschwerdung des Erlösers zu danken. Birgers Statuten geben betreffs der Art und Weise des Angelusläutens genauere Anordnung [3]. Palladius hielt es für rathsam, weiter läuten zu lassen, und verbot nur, von Marienglocken zu reden. In Zukunft müsse man sie „Friedensglocken“ nennen. Die Pfarrer aber sollten ihren Zuhörern ein Friedensgebet beibringen [4]. Noch heute erschallt daher mehrere Male des Tages das alte Geläute von den protestantischen Kirchthürmen.

---

[1] Bd. IV, I. 207.
[2] Paulus Eliä, Ausg. von Secher. S. 262.
[3] Statuta Birgeri (edid. Thorkelin) E_2.
[4] Visitatzb. S. 111.

In den mittelalterlichen Liedern [1] und Gebeten des dänischen Volkes verräth sich immer wieder die größte Hochachtung und Verehrung gegen die Mutter des Herrn und das Vertrauen, ihre Fürbitte beim göttlichen Sohne sei vielvermögend. Ihr empfehlen diese Gebete alle Anliegen des Leibes und der Seele. Daß sie als Mittlerin beim Sohne aufgefaßt wurde, erhellt schon aus einem Gebete im Buche des Christiern Pedersen, das man vor der heiligen Messe verrichten solle, um die Gnade zu erlangen, dieselbe in der rechten Weise zu hören [2].

Im Mittelalter glaubte man vielfach, der Samstag sei darum Maria in besonderer Weise geweiht, weil an diesem Tage, als der Erlöser im Grabe ruhte und alle an ihm zweifelten, sie allein eine Ausnahme machte. Das wurde dem dänischen Volke schon im Lucidarius gesagt; so wiederholte es ihm, nach Nikolaus von Lyra, Christiern Pedersen kurz vor Schluß des Mittelalters [3].

Die Tageszeiten (Officium) der allerseligsten Jungfrau bildeten den Hauptinhalt der meisten mittelalterlichen Gebetbücher; der Rosenkranz aber war seiner Natur nach das Gebet des Volkes. Wer des Lesens unkundig war, konnte durch denselben am leichtesten und einfachsten seiner Andacht genügen. Daß er viel gebetet wurde, geht aus folgenden Thatsachen hervor. Als Christiern Pedersen protestantisch geworden, erklärte er, der Teufel suche das Volk von Gottes Wort wieder abzubringen durch die Furcht, es möge Leib, Leben und Gut verlieren, weil es nicht mehr so viele Rosenkränze bete [4]. Besonders Peter Palladius eiferte gegen „dieses gottlose“ Psalterband, den Rosenkranz, die Himmelsstiege, oder wie man es sonst nennt. Die Reichen und Gebildeten ließen sich kostbare Rosenkränze aus rothen Korallen und Bernstein fertigen, ja sie bedienten sich solcher, die mit Gold und Silber verziert waren. So hinterließ Otto Krumpen, der Eroberer Stockholms, unter anderen Kostbarkeiten zwei Rosenkränze aus Karneolen, an denen Goldkörner die Vaterunser bezeichneten [5]. Nur mit großer Mühe und langsam gelang

---

[1] Diese Lieder wurden gesammelt und herausgegeben von Brandt und Hellweg.

[2] Bön for jomfru mariess billede i solgislen; Chr. Pedersens danske Skrifter. I, 420. 424.

[3] Dänischer Lucidarius, Ausg. von Brandt. S. 10; Chr. Ped. a. a. O. I, 121.

[4] IV, 435—436.

[5] Allen IV, I. 254—255. Bircherod Janus (Breviarium equestre seu de equestri ordine elephantino. Hafniae 1704 in fol.) läßt darüber keinen Zweifel, daß der hohe dänische Elephantenorden ursprünglich eine Muttergottes-Bruderschaft war. (Ove Bilde wird ausdrücklich widerlegt). Auch der Gesandte

es dem Protestantismus, das Rosenkranzgebet abzuschaffen. Die Schwierigkeit war um so größer, weil in Dänemark wie anderswo [1] das Volk durch den Rosenkranz gegen die gewaltsame Einführung der Reformation protestirte und seine Anhänglichkeit an den alten Glauben bezeugte. Zwar rühmte Peter Palladius in seinen Visitationspredigten, die er in Anwesenheit des Amtmannes in allen Pfarrkirchen Seelands hielt (1540—1543), daß er unter seinen Zuhörern keinen mehr erblicke, der in den hellen Tagen dieses klaren Evangelii mit dem gottlosen Rosenkranz weiter Unfug treibe. Da auf dem Landsthing unter dem Schwerte des Königs das Beten des Rosenkranzes verboten worden war, konnte er freilich erwarten, daß niemand wagen würde, unter seinen und des Amtmannes Augen den Rosenkranz zu zeigen. Nichtsdestoweniger mußte er hinzufügen: „Wäre noch ein Papstknecht, ein Mönchsbub oder ein Nonnengeck unter dem Haufen, der sein Psalterband gebrauchen wollte, Gott und dem Könige, dem Pfarrer und der Gemeinde zum Trotz, dann soll er es daheim thun in seinem eigenen Hause, innerhalb der eigenen Wände, — zu allem Fluch und Verderben. Amen! — damit hier nicht das ganze Volk ein böses Beispiel nehme und einem schmierigen Mönchsknecht, Papstbuben oder Nonnengeck nachahme, der nach Mönchslehre lieber dem Teufel als Gott im Himmel dienen will.“ [2] Solche Worte halfen nicht viel; denn noch 1546 mußte die Nationalsynode von Antvorskov das Tragen von Rosenkränzen verbieten [3], und im Jahre 1557

Spaniens am dänischen Hofe, Gf. Rebolledo, handelt in einem epischen Gedicht in spanischer Sprache über dänische Verhältnisse und nennt darin den Elephantenorden: Orden de la Virgen Maria. — Ludovicus Voigtius (De regio ordine Elephantino, Baruthi 1673) berichtet, der Orden sei von Kanut VI. am Ende des 12. Jahrhunderts gestiftet worden. P. Anshelmius aber bezeugt (Palatio honoris), daß er gestiftet worden: sous l'invocation de la Mère de Dieu. — Nach Olaus Worm waren die Ordensabzeichen: ein Elephant, das Bild der Mutter Gottes und drei Nägel. Irrthümlich wird behauptet, Sixtus IV. habe den Orden auf Betreiben Christians I. in honorem passionis Domini, oder Friedrich II. habe ihn 1559 bei seiner Krönung gestiftet. Friedrich II. entfernte freilich aus den Ordensabzeichen das Bild der Mutter Gottes, behielt nur den Elephanten und den Thurm bei, damit aller papistische Irrthum von den dänischen Küsten verdrängt werde. Adelige, die den Ritterschlag und Elephantenorden empfangen sollten, entschuldigten ihre Weigerung damit, daß der Orden ursprünglich römisch-katholisch sei. (Nordisk Kirketidende for katholske Christne, 1879. S. 819 ff.) Bernhardus Justinianus, Historia Chronologica della vera origine di tutti gli Ordini equestri.

[1] Historisch-politische Blätter. CI, 653 Anm.

[2] Visitatzb. S. 37—40.

[3] Rórdam, H., Danske Kirkelove. S. 251.

klagte Nikolaus Palladius, der Bruder des Peter, in einigen Pfarreien seiner Diöcese (Lund) trügen noch immer alle Männer und Frauen den Rosenkranz [1].

Ueber das Beten des Rosenkranzes handelten verschiedene in Dänemark eifrig gelesene und zum Theil in der Landessprache gedruckte Schriften, z. B. das Werk des Dominikaners Alanus über das Rosenkranzgebet. Es liegt dem Dichtwerk zu Grunde, welches der bedeutendste dänische Dichter des spätern Mittelalters, Herr Michael, Geistlicher von Odense, 1494 zu Ehren Mariä verfaßte, und hat wohl den Peter Palladius veranlaßt, den schwarzen Brüdern (Dominikanern) vorzuwerfen, sie hätten angefangen, in den Kirchen Rosenkranzaltäre zu erbauen. Im Dome von Aarhus sieht man noch an einer Säule auf der Epistelseite die deutlichen Spuren eines Rosenkranzaltares. Außerdem hatte dieser Dom einen Altar von der Verkündigung Mariä [2]. In Odense wurde 1496 eine Rosenkranzbruderschaft errichtet, welcher die angesehensten Bürger geistlichen und weltlichen Standes beitraten, und bei diesem Anlasse forderte Herr Michael in seinem Mariengedichte alle Weltgeistlichen Dänemarks auf, dem Beispiele der Dominikaner zu folgen und in ihren Gemeinden Rosenkranzbruderschaften zu errichten [3]. Noch 1512 wurde ein Werk in dänischer Sprache gedruckt, welches über den Rosenkranz handelt, und dessen letztes Exemplar im Jahre 1728 verbrannte [4]. In Kopenhagen, Aarhus, Aalborg, Odense, Svendborg und Helsingör wird noch heute je ein Gotteshaus Liebfrauenkirche genannt. In Aarhus hieß diese Kirche früher St. Nikolauskirche. Ihren jetzigen Namen erhielt sie erst, als die alte Carmeliterkirche niedergerissen wurde. In Kopenhagen aber trat eine neue Liebfrauenkirche an die Stelle der alten, durch Brand zerstörten. Beweis genug, wie gerne das Volk auch in protestantischer Zeit eine Liebfrauenkirche sah. Schon die erste Kirche, welche der hl. Ansgar für die Dänen in Hedeby (Schleswig) aufführte, war eine Marienkirche. Später ward sie freilich zu Ehren des heiligen Erbauers St. Ansgarskirche genannt [5].

---

[1] Commonefactio A_5 verso, 7. Seite.

[2] SS. rer. Dan. V, 420.

[3] Hellweg, Den danske Kirkes Historie. Til Reformationen. II, 442 ff.

[4] Bruun, Meddelelser fra det store kongel. Bibliothek I, 196. — Unter den Büchern, welche Petrus Alberti 1497 der Universität vermachte, befand sich auch eine Corona beate virginis. (SS. rer. danic. VIII, 346.)

[5] Dreves, Lebr., Leben des hl. Ansgar. S. 92 u. Anm. 7.

Fast jede Kirche hatte ihren Muttergottesaltar; viele Wallfahrtsorte waren Maria in besonderer Weise geweiht, viele Stiftungen ihr zu Ehren gemacht; ihre Feste wurden mit besonderer Feierlichkeit gefeiert: Lichtmeß, Unsere Liebe Frau in der Fasten (Verkündigung Mariä), Mariä Heimsuchung [1], Himmelfahrt, Geburt, Unbefleckte Empfängniß und Darstellung im Tempel. Ein Synodalstatut des Erzbischofs Birger bestimmte, das zuletzt genannte Fest solle in derselben Weise wie die übrigen Marienfeste gefeiert werden [2]. An mehreren dieser Marienfeste wurden besondere Almosen gespendet, Mariebyrdh (Marienbrod) genannt, deren Ertrag in gleichen Theilen zwischen den Vikaren und den Armen vertheilt ward [3]. Alle einflußreichen Männerorden Dänemarks suchten die Verehrung Maria's zu heben. Die grauen Brüder (Franziskaner) waren die eifrigen Vorkämpfer für den Glauben an die Unbefleckte Empfängniß Mariä; die schwarzen (Dominikaner) waren besonders thätig für die Pflege des Rosenkranzgebetes; die weißen (Carmeliter) aber nannten sich einfach Marienbrüder. Auch die drei dänischen Abteien der Brigittinerinnen waren nach Maria benannt: Mariebo, Mariager und Mariested. Die ersteren haben ihre Namen den anliegenden Städten hinterlassen.

Statuen und Bilder der seligsten Jungfrau waren nicht bloß zahlreich, sondern auch mit der größten Kunst dargestellt. Das bezeugen die Marienbilder des altnordischen Museums. Den kostbaren Ring, den Christian II. seiner Braut Isabella von Burgund schenkte, ließ er mit einem großen Saphir und mit der Inschrift verzieren: Ave Maria gr. [4] Selbst in Dorfkirchen waren die Statuen der seligsten Jungfrau mit kostbaren Kronen geschmückt, welche später von den protestantischen Pfarrern gegen Vergütung den Bräuten geliehen wurden, damit sie sich am Hochzeitstage damit schmückten [5].

---

[1] Die Kirchenordonnanz vom Jahre 1537 ließ die drei ersten Feste fortbestehen, nebst den Festen der hll. Johannes des Täufers, Peter und Paul, Michael und Allerheiligen. Sie wurden erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Struensee abgeschafft. Die Feste der Apostel, der hl. Maria Magdalena und des hl. Laurentius kamen dadurch in Fortfall, daß sie auf den Sonntag verlegt wurden und man anordnete, es müsse über das Evangelium des Sonntags gepredigt werden. (Ordinatio ecclesiastica 1537. Ritus feriandi fol. 14 et 15 und Pallad., Visitatzbog S. 100—109.) [2] Statuta etc. Birgeri, edid. Thorkelin fol. E_4 verso.

[3] SS. rer. danic. VI, 422. Vgl. Hertels Geschichte des Domes von Aarhus.

[4] Allen II, 112.

[5] Troels Lund X, 336—337. — Ueber die Verehrung der Gottesmutter in England während des Mittelalters vgl. Bridgett, Our Lady's Dowry, or how England gained and lost that title. London, Burns and Oates, 1875.

Ist man aber nicht in Dänemark bei der Verehrung der Heiligen zu weit gegangen? Kommen doch in den Briefen Sätze vor, wie: Gott helfe dir und St. Anna (St. Georg, St. Michael)! Offenbar haben die Briefschreiber in dieser häufig vorkommenden Redensart nur sagen wollen: Gott helfe dir durch die Fürbitte der hl. Anna oder der andern Heiligen. Für diese Deutung zeugt die Lehre der katholischen Kirche um so eher, als die Briefschreiber nicht ungebildet, sondern mehr oder weniger gebildete Adelige waren.

Hier ist der Ort, auch die Beschwerden zu erwähnen, welche Paulus Eliä betreffs der Heiligenverehrung erhob. Als nämlich Gustav Wasa an einige hochgestellte Geistliche Schwedens eine Reihe von Fragen gerichtet hatte, um dem Protestantismus die Wege zu bereiten, waren zehn Fragen auch dem Paulus Eliä mitgetheilt worden. Dieser veröffentlichte seine Beantwortung, in welcher er erklärte, nicht alles billigen zu können, was in seiner Zeit zum Lobe Gottes und zu Ehren der Heiligen geschehe, und erhob eine doppelte Beschwerde. Die erste faßt er in die Worte: „Wir sehen leider, daß manche durch die Fürbitte der Heiligen zu erlangen suchen, was Gott erzürnt und zu sündhaftem Handel dienen soll.“ Er führt aus, Gottes Zorn errege es, wenn jemand bete um großes Glück in der Welt, um Macht und Gewalt, reiche und glänzende Heirat, Gesundheit, irdischen Verstand, der Herren Gunst und Freundschaft, Ansehen und Ehre, Glanz und Ruhm unter den Menschen und zahlreiche andere solcher Dinge, welche viele tausend Menschen der ewigen Verdammniß überantwortet hätten. Gewaltig irre, wer Unchristliches von Gott erflehe oder solches, das den Mitchristen Schaden bringe. Räuber und Landsknechte beteten: „Herr, verleihe uns Glück, weil wir reiche Beute machen, Kirchen und arme Bauern ausplündern wollen.“ Unchristliche Aerzte begehrten, viele möchten in Siechthum und Krankheit fallen, damit aus dem Schaden anderer ihnen Nutzen erwachse. Ein übelgesinntes Kind flehe um den Tod der Eltern, damit es das erwartete Erbe antreten könne.

Wie man leicht sieht, ist die fast unglaubliche Einwendung nicht gegen die Heiligenverehrung als solche gerichtet, sondern gegen Mißbräuche des Gebetes überhaupt. Zweitens mißbilligt Paulus Eliä, die Heiligen in so grober Weise zu ehren, daß es aussehe, als ob denselben unmittelbar anheimgestellt wäre, dem Bittsteller zu helfen, der sie also *beinahe* über Gott setze. Uebrigens fügt er bei, dieser Mißbräuche wegen dürfe man nicht aufhören, die Heiligen zu verehren, ebensowenig, wie man unterlassen

solle, die Heilige Schrift zu lesen, weil Ketzereien daraus entstanden, indem Gelehrte dieselbe nach ihrem Sinn auslegten und nicht nach der Meinung, welche der Heilige Geist den Worten gab. Soll man nicht mehr Christus und seinen heiligen Namen anrufen, weil dieser Name auch bei Zauberei und Schwarzkunst angerufen wird? Dann führt er aus, die wahre Heiligenverehrung bestehe in der Nachfolge und in dem Anrufen der Heiligen [1].

Derselbe Paulus Eliä schrieb 1532 in seiner Ermahnungsschrift an den Reichsrath [2]: „Ein Stück wühlen sie (die Prädikanten) immer wieder auf und sagen, daß sie allein die neue Lehre hätten, daß die Seligkeit allein von Christus begehrt werden müsse. Gleich als ob wir die Seligkeit von einem Heiligen verlangten, oder von einem Bilde, von Priestern, Mönchen oder irgend einem andern Menschen. Wenn ein Sünder anfängt, seine Sünden zu hassen, aber sich noch nicht gleich von denselben losmachen kann und, in Anbetracht seiner Unwürdigkeit, aus geziemendem und christlichem Schrecken einen frommen Mann um sein Gebet ersucht, damit dieser ihm rechtes Erkennen seiner Sünden erflehe, begehrt er alsdann seine Seligkeit von einem andern als Christus? Mit nichten, er verlangt sie alsdann in Wahrheit nicht von einem andern, sondern vermittelst eines andern. So ist es auch, wenn wir die Heiligen um ihre Fürbitte angehen. Wir begehren alsdann die Seligkeit nicht von ihnen, sondern durch ihre Vermittlung von Christus."

Abgesehen von wenigen Ausschreitungen hat das dänische Volk die Heiligen so verehrt, wie die Kirche vorschrieb. Die Lehre und den wirklichen Gebrauch der Kirche hat Paulus Eliä auch noch an anderen Stellen seiner Schriften richtig entwickelt. So schreibt er: „Wir beten nicht zu den Heiligen mit der Ehrfurcht, welche Gott zukommt, sondern beten Gott selbst an in ihnen . . . Nach dem christlichen Gebrauch der Kirche begehren wir, das Gebet der Heiligen uns zu Nutzen zu machen, damit wir um so eher erhört werden mögen, wenn viele Beter um dasselbe bitten. Alles erwarten wir vom Vater vermittelst seines eingeborenen Sohnes Jesus Christus, welcher der einzige Mittler ist zwischen Gott und den Menschen . . . Wir sehen nicht die Heiligen einzeln und für sich genommen als Fürsprecher an, sondern insofern sie Glieder der Kirche sind und unsere Mitbrüder, die wegen der Gemeinschaft der ganzen Christen-

[1] Ausg. von Secher S. 284 ff.
[2] Thotts Samling Nr. 327 in 4°, Bl. 16.

heit uns Liebe der Fürbitte schulden."[1] Selbst Palladius gibt in seiner Schrift über das Schiff Petri, abgesehen von einzelnen Verdrehungen, Uebertreibungen und Kraftausdrücken, eine zutreffende Darstellung der Heiligenverehrung und zeugt dadurch für Glauben und Praxis seiner Landsleute und Zeitgenossen: „Das war auch eines ihrer Kleinode, daß wir die verstorbenen Heiligen anrufen könnten und dies Gott wohlgefällig sein könne; . . . daß wir durch ihre Fürbitte uns die Gnade Gottes erwerben könnten; daß wir darum am Vorabende ihrer Feste fasten, den Tag (selbst) heilighalten, ihnen Tempel und Kapellen bauen, Messe von ihnen halten und sie zu unseren Patronen erwählen sollten"[2].

Wie das Wort adorare, ist auch das entsprechende dänische und schwedische Wort böswilliger Deutung fähig und war dies noch mehr, als die Sprachen noch weniger an den Gebrauch bestimmter Wortformen und Ausdrucksweisen gebunden waren[3]. Gustav Wasa's Anschuldigung, die Anhänger des alten Glaubens beteten die Heiligen an oder hätten dieselben jemals angebetet, wies Paulus Eliä mit folgenden Worten zurück: „Alle Sprachen haben die Eigenthümlichkeit, daß viele ihrer Wörter in verschiedener Bedeutung genommen, sowohl für Gott wie für den Menschen gebraucht werden . . . Wird darum gefragt, ob wir die Heiligen anbeten, so antworten wir: Dieses Wort muß seine frühere, von alter Zeit hergebrachte Bedeutung behalten. Wir verehren die Heiligen, wie im Alten Testament Könige und Priester verehrt wurden, d. h. wir achten und ehren in ihnen Gottes Macht, seine Gaben und Gnaden . . . Wir christlichen Leute halten nicht die Martyrer für unsere Götter, da sowohl der Gott der Martyrer wie unser Gott ein einziger wahrer Gott ist. Darum ist ihr Gott unser Gott, nicht sie. Wo ist je erhört worden, sagt Augustinus, wenn Messe über ihren Leibern oder über ihren Gebeinen gelesen wurde, daß jemand gesagt: ‚Ich opfere dir Petrus, Paulus oder Cyprian‘, da wir alle bei ihrem Gedächtnisse dem allmächtigen Gott opfern, nicht ihnen."[4]

---

[1] Om det hemmelige stócke (Ueber den Canon der Messe) H_2.

[2] St. Peders Skib. Abschnitt über die Anrufung der Heiligen.

[3] Anbeten heißt dänisch (at) tilbede, schwedisch tillbedja; beten zu (einem Heiligen) at bede til.

[4] Ausg. von Secher S. 43. 277—278. — Wie Paulus Eliä, nur volksthümlicher, lehrte etwas vor ihm der „Seelenführer": „Du solt wissen, lieber eben mensche, daß die heylige kirche immer geleret hat, das gebet der heyligen sy fruchtperlich für iglichen, der selig werden will. Du solt sy andächtig anruffen, daß sy durch ir gebet dir helffen in allem, was gut ist und gott will, und sunst nichtis nit. Din engel

Als vor einigen Jahren ein Prediger die Vorwürfe des Gustav Wasa gegen den Katholicismus erneuerte, hatte er den kühnen Ausspruch beigefügt, im Mittelalter habe man nur zu den Heiligen, nicht aber zu Christus gebetet. Brandt, der verdiente Herausgeber vieler Schriften des katholischen Mittelalters, erwiederte seinem Collegen: als derselbe diese Worte niedergeschrieben, habe das Papier erröthen müssen.

Das dänische Volk hat immer seinen Erlöser hoch über alle Heiligen gestellt. Der göttliche Erlöser war stets der hauptsächlichste Gegenstand der Verehrung und neben dem Vater und dem heiligen Geiste der einzige der Anbetung. Seine Priester haben in den Homilien und den Gebeten theologisch durchaus correct zwischen der Gottheit Christi und seiner Menschheit unterschieden. Letztere, die als Christi manddom (Mannheit, Männlichkeit) bezeichnet wurde, war wegen der hypostatischen Vereinigung der beiden Naturen ebensowohl Gegenstand der Anbetung, wie seine Gottheit. Sie wurde dieser Vereinigung wegen angebetet in ihrer Gesammtheit und in ihren Theilen. Der Leib Christi im heiligsten Altarssacramente wurde durchgängig als „Leib Gottes" bezeichnet. Das Gebet: Seele Christi heilige mich u. s. w., welchem der hl. Ignatius von Loyola eine so große Ausbreitung verschafft hat, stammt aus dem Mittelalter und findet sich auch in dänischen Schriften jener Zeit. Das Gebetbuch, welches Anna Bradesdatter (Anna Brahe), Aebtissin von Mariebo, 1497 schreiben ließ, enthält unter einer großen Auswahl salbungsvoller Gebete auch eines zur Seele Christi, eines zu seinem heiligsten Herzen, seinem Antlitz, seinen fünf Wunden, der Seitenwunde u. s. w. Das Gebet zum heiligsten Herzen Jesu hat folgenden Wortlaut: „Sei gegrüßt, ehrenvolles Herz Jesu Christi! Ich bitte dich, o du blühendes und liebendes Herz Jesu Christi, aus welchem alles Gute, alle Freude und alle Seligkeit fließt, geflossen ist und in alle Ewigkeit fließen wird. Ich grüße dich,

---

hilfft dir auch, und die patrone und die gebenedeite gottesmutter insonderheit. Aber sich dich wol für, daß du recht betest und im vertrauwen auf gott allein. Dan ist es wolgetan und gott annehmlich, sunst nit." Dasselbe lehrt der um 1470 geborene „broeder Dieberick (Coelde) van Münster in seinem kerstenspieghel": „Der Mensch soll seinen Glauben, seine Hoffnung, seine Liebe in Gott setzen, und anders keine Creatur." „Gegen das erste Gebot sündigen alle diejenigen, die ihren Glauben, ihre Hoffnung, ihre Liebe mehr setzen in die Heiligen, dann in Gott" (Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters. Bd. I. Erstes Buch. II. Abschn. 4). Wahrscheinlich waren diese und ähnliche Bücher in Dänemark bekannt, vielleicht auch für das Volk ins Dänische übersetzt Bei Dieberick van Münster war eine Uebersetzung übrigens kaum nothwendig, da sein Niederdeutsch dem Altdänischen sehr nahe kommt.

heiliges Herz Jesu, welches im Stande ist, mein finsteres und eiskaltes Herz zu erleuchten. Stärke und befestige es in deiner Liebe und Furcht, damit ich dich vollkommen lieben, fürchten und würdig preisen möge in Ewigkeit. Amen.“ — Ganz entsprechend dem eigentlichen Zwecke der Marienverehrung wird im Gebete zum „gebenedeiten Herzen Mariä“ darum gefleht, daß in unseren kalten und eisigen Herzen die Glut einer unaussprechlichen Liebe zu Jesus entfacht werden möge [1].

Wilhelm Schmitz S. J.

Das „goldene Buch“ von Freiburg.

Es sind jetzt 44 Jahre, daß die blühende Erziehungsanstalt zu Freiburg in der Schweiz dem Ansturm der Revolution und der Gewalt als erstes Opfer fiel. Nur 20 Jahre hatte sie bestanden. Im October 1818 nahmen die Jesuiten den Unterricht am Freiburger Collegium, der Stiftung des sel. Petrus Canisius, wieder auf; 1827 wurde das Pensionat eröffnet; der erste Zögling desselben kam aus dem Herzen Deutschlands. Als im Juni 1828 durch die königlichen „Ordonnanzen“ die sämmtlichen Jesuitencollegien in Frankreich geschlossen wurden, strömten die Kinder der ersten Familien des Landes zu Hunderten nach Freiburg, vor allem die des alten legitimistischen Adels, die Blacas, de Foresta, die Montbel, Damas und Huet du Pavillon, die später dem Grafen Chambord mit edler Treue zur Seite gestanden haben. Eine ähnliche Wirkung übte die Vertreibung der Jesuiten aus Spanien; es kamen die Söhne der Granden-Familien: die Monistrol, die Sentmenat, vor allem die Fonollar. Es ist diese letztere Familie, welche sich rühmt, daß ihre Vorfahren einst Ignatius von Loyola aus dem Spital von Manresa bei sich aufgenommen haben.

Das Pensionat gewann damals europäischen Ruf, und die Angriffe, welche Thiers in der Kammer gegen dasselbe schleuderte, waren nicht geeignet, diesen zu verringern. Auch Belgien und Holland, Italien und England, Polen und Rußland und selbst überseeische Länder sandten die Sprößlinge der edelsten katholischen Häuser. Einer, Nicolaus de Fischer, war vom russischen Zaren Nicolaus selbst dahin empfohlen. Das friedliche und fröhliche Zusammenleben so vieler, zum Theil hervorragender Individualitäten der ver-

---

[1] Manuscript der Königl. Bibliothek in Thotts Saml. Nr. 553 in 4°, Bl. 31. 32. 37.

schiedensten Nationen und Sprachen, die für jene Zeit großartige Einrichtung der Anstalt, der schöne, lautere Geist der Frömmigkeit und Strebsamkeit, die daselbst herrschten, verbunden mit dem tragischen Ende, das über die Anstalt hereinbrach, haben sie der großen Mehrzahl der einstigen Zöglinge theuer und unvergeßlich gemacht. Ihnen ist das alte Freiburger Pensionat der „König unter den Collegien“. Man kann in fernen Ländern manchem ernsten, im Kampf des Lebens ergrauten Manne begegnen, der die Bewegung nicht verbirgt, wenn die Rede auf Freiburg kommt: „Ja, Freiburg war ein Paradies!“ Schon wenige Jahre nach der Vernichtung des Pensionates bildete sich auf Anregung eines Edelmannes und Officiers, A. de St. Priest, zu Lyon ein Comité zur Veranstaltung einer jährlichen Zusammenkunft alter Freiburger Zöglinge zum Zwecke der Aufrechthaltung der Erinnerung wie der gegenseitigen Freundschaft. Von den beiden gleichgesinnten Männern, die 1852 ihre Bemühungen mit denen St. Priests vereinigten, ist der eine, Noël Le Mire, noch jetzt als Secretär eines der thätigsten Mitglieder des Comités. Denn die Gründung behauptete sich auch, als St. Priest schon am 15. Juni 1855 vor Sebastopol den Heldentod starb. Männer von hervorragender gesellschaftlicher Stellung und ausgezeichnetem Verdienst stehen an der Spitze. Der Präsident des Comités, G. de St. Victor, ein hochangesehener Patriot und einer der Führer der Royalisten, veröffentlicht Jahr für Jahr die geistreich geschriebenen Rechenschaftsberichte. 1889 fand die jährliche Zusammenkunft unter besonderer Feierlichkeit sogar in den Räumen des ehemaligen Pensionates in Freiburg statt. Eine ähnliche Vereinigung entstand auch in Paris, welche außer den jährlichen Zusammenkünften die Unterstützung verarmter oder bedrängter Freiburger Mitschüler sich zum Ziele setzte. Graf Paul O'Mahony war hier die Seele des Ganzen. Nach 1871 bildete sich auch in Marseille eine engere Verbindung der alten Freiburger, die bis zum Tode des Grafen Maxence de Foresta 1888 ihr jährliches Erinnerungsfest hielt. Allein während diese Vereinigungen nur lokale Bedeutung hatten, wurde die von Lyon zum Bande, welches die über alle Welt zerstreuten Freunde von ehedem immer noch einander nahebrachte und zusammenhielt.

Ein Werk von allgemeinerem Interesse und man darf sagen bleibendem Werthe hat das Lyoner Comité durch seine rastlosen Bemühungen zu Stande gebracht in dem „Livre d'or des Élèves du Pensionnat de Fribourg en S. 1827—1847.“ Schon in früheren Jahren war unter diesem Titel ein Verzeichniß der alten Freiburger Zöglinge mit einigen näheren Angaben herausgegeben worden. Dies Verzeichniß ist jetzt, soweit es möglich war, umgestaltet zu einer „Allgemeinen Biographie“ der alten Freiburger. Es ist ein Werk von brillanter Ausstattung und überraschend reichem Inhalte; nicht weniger als 492 kleine photographische Porträts und mehrere andere bildliche Darstellungen sind beigegeben; alles, was den ehemaligen Zögling interessiren kann, bis herab zu der Tagesordnung und den Namen der dienenden Brüder ist aufgenommen. Nachdem der größere Theil 1889 erschienen und vielfach mit Enthusiasmus begrüßt worden war, hat jetzt durch das Supplement mit den nothwendigen Nachträgen und Berichtigungen das Ganze seinen Abschluß gefunden.

In der Vorrede zum Haupttheile konnten die Herausgeber versichern, daß es schon bis dahin mehr als 2000 Briefe nach fast allen Ländern der Erde und unglaublicher Mühe bedurft habe, um das Werk zu Stande zu bringen. Um so mehr können sie jetzt mit Freude darauf hinblicken. Das Denkmal, das sie der „Heimat ihrer Jugend“ aufgerichtet, ist zugleich eine Arbeit von nicht zu unterschätzendem historischem Werth.

Schon unter dem Personal der Lehrer und Präfecten begegnet man interessanten Gestalten: einem Msgr. Canoz, der nach großen Thaten des Eifers und der Liebe als Bischof von Madura im December 1888 gestorben ist; einem P. Freudenfeld, dem geistvollen, liebenswürdigen Convertiten, einst in den Freiheitskriegen Blüchers Adjutant, dann einer der ersten Professoren an der neu errichteten Universität Bonn, einem Mann von mächtigem Einfluß auf viele seiner Zeitgenossen; einem P. Barelle, der einst in den portugiesischen Wirren als geistlicher Berather Don Miguel zur Seite stand, ähnlich wie P. Galicet, der „große Rector“, eine hervorragend begabte und anziehende Persönlichkeit; einem P. Anderledy, der jetzt als Generaloberer der Gesellschaft Jesu vorsteht, und vielen anderen Namen, die theils in Deutschland, theils in Frankreich, Belgien und der neuen Welt weithin bekannt geworden sind. Unter den Gönnern der Anstalt, den Bischöfen von Genf und Lausanne, liest man die ehrwürdigen Namen eines Pierre Tobie Yenni, Etienne Marilley, Gaspard Mermillod, alle drei Schüler des alten Jesuitencollegs St. Michel in Freiburg. Als Bischof Marilley 1848 nach harter Gefangenschaft aus der Schweiz verbannt wurde, war es ein alter Freiburger Zögling, der Graf Divonne, der ihm sein Schloß als Wohnsitz anbot und ihn acht Jahre lang da beherbergte. Als er endlich zurückkehren durfte, reiste eine Deputation der alten Freiburger von Lyon in die Schweiz, um ihn zu beglückwünschen und ihm zum Willkomm eine Ehrengabe darzubringen. Msgr. Mermillod pflegte sich selbst als alten Freiburger zu betrachten, obgleich er nicht Zögling im Pensionat, sondern nur Schüler des Collegs gewesen war. Bei der Zusammenkunft seiner alten Mitschüler in Freiburg 1889 betheiligte er sich in sehr herzlicher Weise an ihren Festlichkeiten. Die Kunde von seiner Erhebung zum Cardinalat wurde vor allem von den Freiburger Veteranen mit Jubel begrüßt. Das Lyoner Comité ließ einen prachtvollen Ring anfertigen, welcher dem Kirchenfürsten im Namen der alten Mitschüler überreicht wurde.

Das höchste Interesse bieten die so verschiedenartigen Lebensbahnen und Geschicke der einstigen Zöglinge. Schon die Zusammenstellung der Namen ist dazu angethan, eigenthümliche Gedanken zu wecken: neben den Häuptern der Legitimisten die beiden Neffen des Grafen Cavour, der eine davon sein Protegé und Erbe; neben den Kindern der urkatholischen Familien der Waldburg, der Schmising-Kerssenbrock, der Spee, ein Sohn des kaum von seinem unheilvollen Schauplatze geschwundenen Ministers Graf Montgelas; neben späteren Mitgliedern des Centrums, einem R. v. Freyberg-Eisenberg, einem Graf Quadt-Wyckradt-Isny die beiden Hatzfeld; der eine Fürst und erbliches Mitglied des Herrenhauses, der andere deutscher Botschafter in London; neben schlichten bürgerlichen Namen aus allen Gauen Deutschlands ein Fürst Salm-Reiffer-

scheidt, Graf Leiningen, Boos von Waldeck, nichts zu sagen von der Auswahl der hohen Aristokratie des Auslandes.

Der Eingang des Werkes erinnert an die Worte des einstigen Freiburger Congregationspräfecten P. Labonde: „Ich will Euch nicht zu Mönchen erziehen, sondern einfach zu echten Christen, fest und unerschütterlich, fähig, jede Carrière einzuschlagen.“ Der ganze Inhalt zeigt, daß dies keine leeren Worte waren. Wohl sind bei den 20 Jahren des Bestandes der Anstalt drei hochverdiente Bischöfe, von denen der eine den Tod des Bekenners starb, 50 zum Theil sehr ausgezeichnete Weltpriester und 97 Mitglieder verschiedener Orden aus ihr hervorgegangen. Unter denen, welche sich der Gesellschaft Jesu angeschlossen haben, sind die PP. v. Waldburg-Zeil, v. Mehlem, Pottgeisser, v. Lamezan in Deutschland, P. Ramière u. a. in Frankreich genugsam bekannt geworden. Aber die Zahl der geistlichen Berufe wird weit übertroffen durch die zum Militärstande. Ueber 200 Officiere, darunter 16 Generale, 23 Obersten und Oberstlieutenants und außerdem eine Anzahl tüchtiger See-Officiere werden unter den alten Freiburgern verzeichnet. Fast überall, wo es etwas zu kämpfen gab, haben Freiburger Veteranen mit Auszeichnung gefochten. Mehrere fielen im Kampfe gegen die Araber in Algier, A. de Damas an der Palikaobrücke in China. F. Perrier stand als Officier an der Seite Ibrahim Pascha's, des Vicekönigs von Aegypten, während des Feldzuges in Syrien. Der Marquis von Pimodan kämpfte in österreichischen Diensten gegen die Aufständischen in Ungarn, fiel in die Hände der Rebellen, und zum Tode verurtheilt, harrte er der Hinrichtung, als er durch das siegreiche Vordringen des Generals Haynau befreit wurde. In derselben Armee dienten die beiden von Esebeck, die sich gegenseitig das Wort gegeben, daß, sollte der eine fallen, der andere aus Rücksicht für die Mutter den Kriegsdienst verlassen würde. Der jüngere fiel, und der ältere nahm als Hauptmann seinen Abschied. Cathelineau, der schon am Aufstand der Vendéer sich betheiligt hatte, kämpfte mit Auszeichnung in Portugal, um später zur Zeit der Gefahr beim päpstlichen Heere einzutreten; andere wie Pina de St. Didier dienten unter Don Carlos. Im Krimkrieg begegnet man allenthalben den Freiburgern. Im französischen, im englischen, im sardinischen Dienste, zur See wie zu Land, als Krankenpfleger wie als Kämpfer sind sie vertreten. E. Bain erlag den Anstrengungen der Krankenpflege, P. Gloriot, einst zu Freiburg angesehener Präfect, wurde von der Cholera weggerafft. Er war es, dem einige Zeit zuvor die ehrenvolle Aufgabe geworden, den Leichnam des Marschalls St. Arnaud nach Frankreich zu geleiten. Mehrere fielen vor Sebastopol. A. du Peloux blieb in den Laufgräben des Malakoff; noch als Leiche hielt er seinen Rosenkranz fest an die Brust gepreßt. Er war nicht der einzige Freiburger, dessen Leiche man mit dem Rosenkranz gefunden. Er wurde gerühmt als der Friedensstifter in seinem Regimente, der stets gewußt hatte, Duelle zu verhindern, ohne dadurch die militärische Ehre zu beeinträchtigen.

Verhältnißmäßig am zahlreichsten war Freiburg vertreten im päpstlichen Heere. Zwei fielen als päpstliche Officiere bei Vicenza 1848. Bei Castelfidardo wurde Graf L. de Limminghe verwundet und gefangen. Der Marquis von

Pimodan mußte hier sein edles Leben lassen. Als Generalstabschef Lamoricière's fiel er am 18. September 1860 von vier Kugeln durchbohrt für die Rechte des Heiligen Vaters. Am Tage vor der Schlacht hatte er mit Lamoricière und dem ganzen Stab die heiligen Sacramente empfangen. Hier kämpfte auch ein anderer Freiburger, L. v. Müller aus Rheims, mit großer Auszeichnung. Als gefeierter Held kehrte er heim, nur um seine glänzenden Zukunftsaussichten zu opfern und im demüthigen Gewande der Kapuziner sein Leben Gott zu weihen.

Auch beim Heere von Versailles, das 1871 gesammelt wurde, um die Commune mit bewaffneter Hand niederzuwerfen, traf eine ganze Schaar von Freiburgern unerwartet zusammen, manche von ihnen viel erprobte Kriegshelden, die zur Herstellung der Ordnung sich freiwillig zum Kampfe angeboten hatten.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß es nicht nur tapfere Officiere waren, die aus den Reihen der Freiburger hervorgingen, sondern viele von ihnen auch wissenschaftlich strebsame Officiere. Einer, F. Bernadac, stand lange Zeit als Director der Kriegsschule für Artillerie und Genie zu Fontainebleau vor. Als de La Boussinière als Oberstlieutenant der Artillerie vor Sebastopol fiel, nannte ihn sein Chef im Bericht an den Kaiser die „Perle seiner Artillerie“, den „unvergleichlichen“, den er durch keinen andern ganz ersetzen könne. Nicht minder hervorragend zeigte sich F. Julien im Seedienst. Der Admiral Bouët-Villaumez machte ihn zu seinem Adjutanten. In der Krim, im italienischen Krieg, vor Tunis, nicht minder aber in den Bureaux der Admiralität zeigte er seine außerordentlichen Eigenschaften. Er war der nahe Freund und College des später als Admiral so gefeierten Courbet. Allein eine allzu freimüthige Publication erregte den Grimm der Napoleonischen Regierung, und der talentvolle Officier wurde 1868 mit dem Kreuz der Ehrenlegion in den Ruhestand versetzt, um von da an einer höchst fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit sich hinzugeben. Erfolgreicher war die Carrière eines anderen fähigen Marine-Officiers aus den Reihen der Freiburger, F. de La Chapelle, der in der Krim, wie im italienischen Krieg drei Admirälen als besonderer Secretär beigegeben war und 1863—1879 die Stellung eines Inspectors der Marine bekleidete. Besondere Erwähnung verdienen unter den Kriegsmännern der Freiburger Schule die beiden Generale, welche das Pensionat der englischen Armee geschenkt hat. Ignaz Mac-Donnel aus einer schottischen Adelsfamilie, als Kind einst Spielgenosse des Grafen Chambord, als ergrauter Kriegsmann der Reisebegleiter des Prinzen von Wales durch Spanien und Portugal (1876), kämpfte in der Krim, in Indien und Afghanistan. Er blieb 43 Jahre lang im activen Dienst, 36 davon stets bei demselben Regiment; 1883 wurde er General. Bedeutender als er war General Clifford. 1845 hatte er das Pensionat verlassen, und schon 1855 kehrte er als Major mit Ehren bedeckt aus dem Krimkrieg zurück. Es war bereits der dritte Kriegsschauplatz, auf dem er sich ausgezeichnet hatte; zwei Feldzüge hatte er schon am Kap mitgemacht. Obgleich er treu an seiner Religion festhielt und bei den Soldaten auch später noch als der „katholische General“ bekannt war, wurde er doch der höchsten militärischen Ehren gewürdigt. Im Krieg

gegen China 1857 gehörte er dem Generalstab an; längere Zeit war er später der Adjutant des Oberstcommandirenden der englischen Armee, des Herzogs von Cambridge; Lord Wolseley hatte ihn zum Chef des Generalstabs für Aegypten bestimmt. Hohe Orden zierten seine Brust; der Krimkrieg allein brachte ihm das höchst selten verliehene Victoriakreuz und noch eine andere Auszeichnung der englischen und zwei der türkischen Krone und von Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion. Er war es auch, der als Commandirender der Reserven in Afrika der Leiche des Prinzen Napoleon die letzten kirchlichen wie militärischen Ehren erweisen ließ. Die Kaiserin Eugenie machte ihm als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit das Pferd des Prinzen zum Geschenk. Bei der Beerdigung des Generals am 18. April 1883 ließ sie einen Kranz auf seinen Sarg legen; einen andern brachte der Quartiermeister General Sir Arthur Herbert im Namen Lord Wolseley's, um ihn auf seinem Grab niederzulegen. Die Leichenfeier hielt Cliffords Bruder, der Bischof von Clifton, assistirt von einem andern seiner Brüder, P. Walter Clifford S. J.

Unter den Staatsmännern, die Freiburg ihre Jugenderziehung verdanken, müssen die Belgier Malou und de Decker an erster Stelle genannt werden, die den Erziehern ihrer Jugend stets Ehre gemacht haben. Malou hatte schon in mehreren ehrenvollen Stellungen seine Tüchtigkeit bewährt, als er 1845 das Finanzministerium übernahm. Seine Thätigkeit als Minister nach seiner zweiten Berufung 1870—1878 ist noch in aller Erinnerung; 1884 trat er abermals an die Spitze der Regierung. Auch de Decker hat als Beamter und Abgeordneter wie als Minister des Innern um sein Vaterland sich verdient gemacht. Dauernden Ruhm hat er sich erworben durch sein schönes Werk: „L'Église et l'ordre social chrétien.“ Ihnen muß für Frankreich der Straßburger Joseph Picquet-Damasme an die Seite gestellt werden, der nach längerer Lehrthätigkeit an der juristischen Facultät von Grenoble, wo er das Strafrecht vorgetragen, verschiedene einflußreiche Staatsämter, darunter zwei Präfecturen, mit Anerkennung verwaltete. Eine glänzende Laufbahn stand ihm offen, und verlockende Aussichten traten an ihn heran. Aber dieselbe Charakterfestigkeit, mit welcher er bei Proclamirung der Republik sich aus dem Staatsdienst zurückzog, ließ ihn auch später Zukunftsaussichten entsagen, welche ihn mit seinen Ueberzeugungen in Widerspruch gebracht hätten.

Auch die Zahl der Diplomaten ist beträchtlich. Neben Pycke de Peteghem in Belgien, Graf F. v. Quadt und Frhr. v. Ow in Deutschland, die selbständige Gesandtschaftsposten bekleidet haben, steht u. a. Graf Gerebtsoff, Legationsrath bei der russischen Gesandtschaft in Paris unter Orloff, später Staatsrath in Petersburg, E. de Rozière, französischer Gesandtschaftssecretär in Wien und Madrid, vor allem aber die ebenso liebenswürdige als bedeutende Erscheinung des Grafen Reiset. Unter schwierigen Verhältnissen hat er schon 1848 zu Frankfurt a. M., dann während des italienischen Krieges zu Turin, dann bis 1866 in Hannover die französische Regierung mit großem Geschick vertreten. Bei Georg V. von Hannover war er besonders beliebt. Der bekannte Schriftsteller O. Meding schreibt darüber in seinen „Memoiren zur Zeitgeschichte“ (II, 39): „Der Gesandte Napoleons war der Graf

v. Reiset, ein Mann mit allen liebenswürdigen Eigenschaften des vornehmen Franzosen, von vieler diplomatischer Feinheit und einer tiefen künstlerischen, namentlich musikalischen Bildung, durch welche er dem Könige ganz besonders sympathisch wurde... Er machte ein angenehmes Haus, das der König besuchte. So erinnere ich mich noch einer Soirée im Winter 1865, bei welcher die königliche Familie und der ganze Hof erschien. Es wurde eine musikalische Composition des Grafen aufgeführt, und während die Gesellschaft versammelt war, traf ein Telegramm des Kaisers ein, in welchem er den König im Hause seines Vertreters begrüßte." Seitdem hat Reiset sich hauptsächlich mit historischen Studien befaßt und mehrere werthvolle Werke herausgegeben. Eines derselben: „Modes et usages au temps de la reine Marie Antoinette" wurde 1886 von der Akademie mit dem Preis gekrönt.

Die verhältnißmäßig größte Zahl der alten Freiburger hat allerdings der Verwaltung ihrer Güter sich gewidmet und gar nicht oder nur vorübergehend in die öffentlichen Ereignisse eingegriffen. Aber es ist erhebend, ihre Reihen zu durchgehen, da weitaus die meisten im echten Geist des Christenthums, treu ihrer Kirche wie ihrem Vaterland und wohlthuend für ihre Umgebung, in der edelsten Weise ihre Kräfte wie ihr zeitliches Besitzthum zum Guten verwerthet haben. Auch der große Kaufmannsstand ist ehrenvoll und ziemlich zahlreich vertreten (160), und 46 Industrielle werden gezählt; 73 alte Freiburger haben sich durch literarische Thätigkeit, 27 durch künstlerische Leistungen besonders bekannt gemacht. Am besten sind unter diesen wohl die Architekten und die Musiker vertreten; doch stellen sie auch eine Anzahl talentvoller Maler und in B. Lhomme de Mercey einen Bildhauer von bedeutendem Ruf. Ausgezeichnet Tüchtiges haben zwei der alten Freiburger als Ingenieure geleistet. Graf H. de Dion, gleich erprobt in der Theorie wie der Praxis, machte sich durch seine gelehrten Arbeiten einen großen Namen, trug 1870 zur Vertheidigung von Paris, 1878 durch Plan und Ausführung der sämmtlichen Metallconstructionen des Ausstellungsgebäudes zum Erfolg der Pariser Weltausstellung ganz wesentlich bei. Seit 1877 war er Präsident der Gesellschaft der Ingenieure. Gleich ihm liebenswürdig als Mensch und hervorragend als Mann vom Fach war E. Carvalhaes van Zeller aus Oporto, der in England, Aegypten, Italien und Portugal bedeutende Brücken- und Eisenbahnbauten ausgeführt hat.

Auch hervorragende Redner sind aus Freiburg hervorgegangen, ganz abgesehen von der Zahl tüchtiger Prediger, die dort die Grundlage zu ihrer Ausbildung gelegt haben. Zu ihnen zählen der verdiente Graf Th. v. Scherer-Boccard, der Begründer des Piusvereins in der Schweiz, einer der unermüdlichsten Bekämpfer der Revolution, und zwei ausgezeichnete Lyoner Advokaten, St. Genton und Lucian Brun. Der letztere, zugleich Mitglied des Senates, gehört zu den geachtetsten Persönlichkeiten unter den Freiburger Veteranen. Seine ganz außergewöhnliche Beredtsamkeit, die er stets im Dienste der guten Sache verwerthete, feierte ihre größten Triumphe inmitten der Anarchie und Pöbelwirthschaft, die 1848 ganz Lyon zittern machten. Sein Wort allein war es, das die wilden Massen zu bändigen vermochte.

Einen vorzüglichen Ruhm Freiburgs bildet die große Zahl derer, die als Mitglieder gelehrter Gesellschaften um die Verbreitung des Wissens und wahrer Civilisation sich hohes Verdienst erworben haben. Unter den vielen glänzenden Namen, die hier zu verzeichnen wären, stehen oben an: Gabriel de St. Victor, bekannt durch seine großen Reisen, seine zahlreichen gehaltvollen Schriften und seine Verdienste um Hebung und Förderung des Ackerbaus, und L. Pouget, Generalinspector des französischen Post- und Telegraphenwesens, Erfinder mehrerer physikalischer Apparate, verdient um die Wissenschaft und Cultur wie um sein Vaterland, dem er namentlich 1870 in kritischen Tagen werthvolle Dienste geleistet hat.

Dabei ist das alte Freiburg nicht nur mit begeisterten Liebhabern der Wissenschaft, sondern auch mit Fachmännern recht vielseitig vertreten. Neben mehreren fleißigen Historikern und angesehenen Professoren der Medicin stellt es in F. Ancey einen sehr bedeutenden Entomologen, in A. Franzoni einen Botaniker von Ruf, in F. Sabatier einen gefeierten Linguisten.

Wie zu den Mittelpunkten der Wissenschaft hat das alte Freiburg seine Zöglinge auch entsandt zu den Höfen der Fürsten. Berlin und Wien, München, Stuttgart und Karlsruhe, Madrid, Turin und Athen und auch Paris in den glänzendsten Tagen Napoleons III. sahen alte Freiburger in angesehenen Hofchargen. Einer aus ihren Reihen, Graf G. de Chabanne, verhalf Don Carlos zur Flucht aus Bourges, wo die französische Regierung jenen in Haft hielt. Chabanne selbst saß auf dem Bock der Kutsche, die den Prinzen davontrug. In der nächsten Umgebung des Grafen Chambord weilten beständig mehrere derselben, fünf umstanden am 24. August 1883 das Todesbett des hohen Sterbenden, sieben geleiteten seinen Sarg von Frohsdorf nach Görz, und 41 waren theils in Person, theils durch ihre Erben und Söhne beim Begräbniß vertreten.

Zur französischen Nationalversammlung 1871 kamen neun alte Freiburger, fast alle sehr bedeutende Persönlichkeiten, unter ihnen auch der nachherige Unterstaatssecretär des Finanzministeriums, L. Lefébure. Als Mitglieder des deutschen Reichstages werden drei genannt.

Auch in den christlich socialen Bestrebungen stehen die alten Freiburger nicht zurück. Die einen wirkten im engern Kreise ihrer Heimath, an der Spitze der Wohlthätigkeitsvereine und als Förderer aller Werke der Volkswohlfahrt; andere haben direct um die Hebung des Arbeiterstandes sich verdient gemacht. Noël Le Mire, bekannt wegen seines künstlerischen Talentes wie seiner schriftstellerischen Leistungen, einst erfolgreich als Großindustrieller, jetzt nur noch für die Sache der Kirche und des Volkes thätig, ist auch in dem unruhigen Lyon anerkannt als der ehrliche Freund der Arbeiterklasse. Graf C. de Thiollière ist einer der hervorragendsten unter jenen Männern, die an der Seite des Grafen de Mun für die Rettung und Erneuerung der christlichen Gesellschaft ihre Kraft einsetzen. An der Spitze bedeutender Hüttenwerke, sucht er durch christliche und weise Behandlung seiner Arbeiter für die sociale Frage die praktische Lösung zu finden. Im gleichen Sinne wirkt G. Vicomte du Peloux, dem jener Arbeiterverein von Bourg, der durch seine

glänzende Generalversammlung von 1887 unter dem Vorsitze des Grafen de Mun sich einen Namen gemacht hat, zum großen Theile sein Bestehen und seine Lebensfähigkeit verdankt.

Viele verdiente Männer ließen sich diesen noch anreihen. Andere aus ihren Mitschülern wirkten wieder auf andere Weise zum gleichen Ziele. F. Bernard, Großindustrieller in Lille, schien ganz aufzugehen in zwei großen Werken der Wohlthätigkeit, der Sorge für das Asyl der Unheilbaren und für die Anstalt der „kleinen Schwestern der Armen“. In der Kapelle der Unheilbaren in der Nähe des Altares wurde auf seinen ausdrücklichen Wunsch sein Herz beigesetzt. J. Cournand hingegen lebte ganz für die Rettung der Jugend. Er war 23 Jahre lang der unermüdliche Helfer, die rechte Hand des edlen Joseph Allemand in Marseille, des Stifters der Jugendvereine in Frankreich. A. Colon, erst Advokat, dann Priester, ward zum Begründer des Instituts St. Romain zu Chateau-Chinon für die christliche Erziehung der Kinder des Morvan und die Gewinnung priesterlicher Berufe.

Auch die öffentlichen Werke der Frömmigkeit und Gottesverehrung fanden an den alten Freiburgern die eifrigsten Förderer, wie das Werk der Glaubensverbreitung oder der Bau der Herz-Jesu-Kirche auf dem Montmartre. Ein Freiburger war es auch (C. Combier), der M. de Belcastel zuerst den Gedanken nahelegte, Frankreich in besonderer Weise dem göttlichen Herzen zu weihen.

Es ist kein Erdtheil, wo nicht einer der Freiburger in Krieg oder Frieden Außergewöhnliches geleistet hätte, und kaum eine Nation, in welcher nicht das alte Pensionat auf bedeutende Männer als seine Zöglinge hinweisen könnte. Da ist in Spanien die schöne, imposante Gestalt des Marquis Joseph von Monistrol, eine der hervorragendsten und vielseitigsten Persönlichkeiten der hohen spanischen Aristokratie, von dem bei seinem Tode (5. Mai 1890) ein öffentliches Blatt schreiben konnte: „Nichts ist ihm fremd geblieben, was edel und werth ist, auserwählte Geister zu beschäftigen, sei es in Literatur, sei es in Kunst, sei es in Werken der christlichen Nächstenliebe.“ Ihm steht in Frankreich der ritterliche Freund des Grafen Chambord, Maxence Marquis von Foresta, würdig zur Seite, neben Stanislaus de Blacas, einem andern Freiburger, das Haupt der alten französischen Royalisten, aber gleichmäßig verehrt von allen Parteien. Die beiden edlen Männer hat die Erinnerung an Freiburg bis aufs Todbett begleitet. Monistrols letzte irdische Beschäftigung war das Durchblättern des „Livre d'or“; Foresta ließ sich von einem alten Freiburger die Sterbsacramente reichen.

Von einer Reihe bedeutender Männer der Schweiz, die sich in vieler Beziehung um ihr Vaterland verdient gemacht haben, seien nur genannt Louis de Weck, 20 Jahre lang Staatsrath und Präsident des Kantons Freiburg, bei seinem Tode (Nov. 1880) betrauert von der ganzen Schweiz, und F. v. Gendre, für die gesammte Schweiz Präsident des Piusvereins und des Vereins vom hl. Vincenz von Paul.

England ist vertreten durch die beiden Weld, von denen der eine als Gouverneur in Australien und auf den Malayischen Inseln seiner Regierung die wichtigsten Dienste geleistet und sich dabei als Christ, Held und Staats-

mann stets gleichmäßig bewährt, der andere als kühner und tüchtiger See-Officier fast in allen Welttheilen sich ausgezeichnet hat; ebenso durch die beiden Day, von denen der eine als Beamter in Australien dient, der andere eine der Zierden des hohen englischen Richterstandes ist.

Aber auch trübe Seiten hat der „Livre d'or“ zu verzeichnen, nicht nur manches verfehlte Leben, dem nur ein christlicher Tod noch einen tröstlichen Abschluß gab, sondern auch manches jähe und unglückliche Ende. L. de Ronchaud, eine sinnige Dichternatur, für alles Reine und Edle begeistert, hatte fromm und brav das Pensionat verlassen. Er träumte davon, im Noviziat eines Ordens seine Unschuld sicher zu stellen. Sein Unglück war die Bekanntschaft mit Daniel Stern und die Freundschaft mit George Sand. Daniel Stern, — das Pseudonym, unter welchem die Comtesse d'Agoult sich verbarg, — hat mit Vorliebe die deutsche Dichtung studirt. Sie war eine Bewundererin Heinrich Heine's; ihr literarischer Name ist gebrandmarkt vor allem durch die Schamlosigkeit, mit der sie in ihrer Nérida den Ehebruch verherrlicht hat. Ronchaud wurde Freimaurer; an Ehren und Würden fehlte es ihm dafür nicht. Er war der Begründer und Director der École nationale du Louvre, der Director der Nationalmuseen und geziert mit dem Kreuz der Ehrenlegion. Er bekleidete die angesehene Stellung des Directeur des beaux arts. Aber er starb verlassen während eines Erholungsaufenthaltes zu St. Germain-en-Laye; fünf Stunden vor seinem Ende wurde er aus seinem Hotel weggeschickt, weil er nicht genug zu verdienen gäbe. Auch sein Leichnam fand noch nicht Ruhe. Nach Paris gebracht, mußte er außerhalb des Thores der eigenen Wohnung niedergestellt werden, da es verboten war, eine Leiche in die Räume des Louvre zu bringen. Nur durch einen Zufall mißlang der Plan, sein Begräbniß zu einer großen freimaurerischen Demonstration zu benützen (Juli 1887).

Man wird jedoch nicht sagen können, daß im ganzen die Früchte der Freiburger Erziehung sich ungünstig ausweisen, oder auch nur jene Mängel zeigen, welche so oft als mit jedem Pensionatsleben verbunden dargestellt werden. Die Frömmigkeit, die dort gepflegt wurde, hat sich widerstandsfähig und lebenskräftig gezeigt. Man kann auch nicht behaupten, daß Einseitigkeit oder Kopfhängerei sich an den Freiburger Veteranen bemerklich gemacht habe. Im Gegentheil, wenn es ein gemeinsames Merkmal, ein eigenthümliches Gepräge für die alten Freiburger gibt, so ist dies der Geist des Unternehmens, des Lebensmuthes, der frischen Initiative auf allen Gebieten.

Nichts ist bezeichnender für den Inhalt des „goldenen Buches“ als aufs Gerathewohl aus seinen bunten Bildern einige herauszugreifen. Da sieht man den gelehrten deutschen Arzt C. v. Ellenrieder erst als Freiwilligen unter Radetzky, dann als Officier in holländischen Diensten auf Batavia kämpfen, und in Schriften die Erfahrungen seiner weiten Reisen und vielen Kämpfe niederlegen, dort die Brüder Castella in Australien mit großartigen Weinpflanzungen ungeahnte Erfolge erzielen und auf der Ausstellung von Melbourne 1881 mit dem vielbegehrten Kaiser-Wilhelm-Preis belohnt.

Viele der alten Freiburger haben mehrere Welttheile gesehen; wenigstens vier derselben haben die ganze Welt umsegelt: C. de Laubépin als Secretär

des Admirals Dumont d'Urville auf dessen berühmter Expedition, O. Ferreri aus Turin, den die eigene Wanderlust überall umhergetrieben, C. d'Abbadie de Barrau, der jetzt als Großindustrieller auf der Insel Mauritius lebt. Fünf Jahre nach seiner Heimkehr von der großen Weltreise hat ein niedlicher Familienroman ihn zurückgeführt in die Heimat von „Paul und Virginie“. Alle diese übertrifft noch Marquis G. de Nicolay, den man mit Recht einen der unermüdlichsten und kühnsten Reisenden seiner Zeit genannt hat. Nicht allein zu Land und See, sondern auch zu Luftballon hat er die alte und neue Welt, Himmel und Erde durchforscht.

Im Juni 1848 steht O. Graf Busseul als Rittmeister in österreichischem Dienst bei dem Angriffscorps gegen Vicenza. Bei den päpstlichen Truppen, die gezwungen sind, gegen Oesterreich zu kämpfen, dienen mehrere seiner alten Mitschüler und Freunde. Einer davon, A. de Reynold aus Freiburg, fiel unter den österreichischen Kugeln, ein anderer, der junge F. Caumont, Busseuls Landsmann und Freund, wurde tödtlich verwundet.

Im Jahre 1862 kreuzen zwei französische Schiffe an den Küsten der Romagna. Sie machen Jagd auf Garibaldi und schützen die Küste. Die Befehlshaber der beiden Schiffe werden vom Papste mit dem Kreuze des Piusordens geziert. Beide waren Freiburger Zöglinge: F. Julien und V. Aguillon. Im italienisch-österreichischen Krieg unter Karl Albert kommt der junge F. Franchet d'Espérey, Ordonnanzofficier im Dienste des Königs, als Parlamentär zu Radetzky's Lager gesprengt. Er war kein Neuling mehr im Krieg; er hatte als sardinischer See-Officier bereits Schiffe commandirt und seine Tüchtigkeit bewiesen. Radetzky's Adjutant naht sich, mit ihm zu verhandeln. Es war sein Bekannter von Freiburg, der Marquis von Pimodan, der sich gleichfalls schon auf anderm Schauplatze ruhmreich hervorgethan hatte. Auch gegen Italien hatte er schon wichtige Dienste geleistet, und zweimal hatte er sich nur mit knapper Noth aus den Händen italienischer Aufrührerbanden befreit. Dies war nicht das einzige merkwürdige Wiedersehen in Franchet d'Espérey's Leben. Einige Jahre vorher war er als Commandant eines sardinischen Schiffes bei St. Franzisko vor Anker gegangen. Es war die heißeste Zeit des Goldfiebers; ein Fremder kam an Bord und bearbeitete die Matrosen, mit ihm zu den Goldfeldern zu ziehen. Der Capitän ließ ihn festnehmen und in seine Kajüte vor sich kommen. Ein geladener Revolver lag auf dem Tische. Aber er hatte den Abenteurer wohl erkannt. Es war eine der ritterlichsten und selbst großartigsten Erscheinungen unter denen, die einst dem Freiburger Pensionat angehört hatten, nur daß unbändiger Abenteuerdurst all seine großen Gaben überwucherte. „Mein Herr“, sagte der Capitän ernst, „Sie haben sich vermessen, meine Mannschaft zur Desertion verleiten zu wollen. Ich habe das Recht, Ihnen eine Kugel vor den Kopf zu schießen — aber — Du bist ja Graf Gaston de Raousset Boulbon und ich Capitän Franchet d'Espérey, drum komm an mein Herz! Aber nur kein Wort mehr zu meiner Mannschaft!“ Wenige Jahre später fiel Raousset Boulbon, der „Held der Sonora“, nachdem er seine Abenteuer in Frankreich und Algier durch glänzende Waffenthaten in Mexico überboten, in die Hände der Feinde. Vom französischen

Consul im Stiche gelassen, wurde er am 12. August 1854 erschossen. Die Gelegenheit zur Flucht war ihm geboten worden durch den Vetter eines seiner Freiburger Kameraden; aber Boulbon hatte sein Wort gegeben, nicht zu fliehen. Er starb ritterlich und fromm; sein Abschied von der Welt war ein Brief an seine alten Lehrer. Sein Freiburger Mitschüler de la Madelène hat ein Lebensbild von ihm herausgegeben.

Unterdessen hatte sich Franchet d'Espérey aus dem Dienste Sardiniens nach Frankreich zurückgezogen. 1871 stellte er sich an die Spitze des einzigen freiwilligen Bataillons, das sich zur Niederwerfung der Commune gebildet hatte. Seine Unerschrockenheit, sein militärischer Blick und sein Erfolg erwarben ihm dabei den Dank des Vaterlandes und das Kreuz der Ehrenlegion. In Versailles wurden ihm die Insignien der neuen Würde überreicht von einem andern alten Freiburger, dem Marquis Octavian de Quinsonas, demselben, der sich im Kampfe gegen die Commune solche Auszeichnung erwarb, daß der Oberstcommandirende, General de Cissey, um ihn besonders zu ehren, ihn an der Spitze der Truppen in Paris einreiten ließ. Unter der Armee, die bei dieser Gelegenheit Quinsonas folgte, war auch eine Schwadron, geführt von einem andern Freiburger Veteranen, Baron L. von Müllenheim-Rechberg, der 1870 in vielen Schlachten mit Auszeichnung gefochten und sich, kaum von seinen Wunden genesen, freiwillig zum Kampfe gegen die Commune gemeldet hatte.

Aus so manchen Heldenthaten der alten Freiburger sind dies nur vereinzelte Züge. Aber nicht sie, sondern die weit zahlreicheren Beispiele wahrhaft christlicher Gesinnung, heroischer Nächstenliebe, hochherziger Hingabe für die Kirche, für das Recht und die Freiheit sind es, die das Buch mit dem Verzeichniß der Freiburger Zöglinge wahrhaft zu dem machen, was der Titel besagt, einem „goldenen Buch“.

O. P.

Recensionen.

Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung, dargestellt von **Otto Willmann.** Braunschweig, Vieweg. I. Bd.: Einleitung. Die geschichtlichen Typen des Bildungswesens. 1882. XV u. 241 S. gr. 8°. Preis *M.* 8. II. Bd.: Die Bildungszwecke. Der Bildungsinhalt. Die Bildungsarbeit. Das Bildungswesen. 1889. XVIII u. 544 S. gr. 8°. Preis *M.* 6.

Das vorliegende Werk richtet sich vor allem an den gediegenern Theil der deutschen Gymnasiallehrer, welcher Interesse für die wissenschaftliche Gestaltung der Pädagogik und für einen wahrhaft rationellen Unterrichtsbetrieb besitzt. Der Punkt, an dem bisher solche Bestrebungen vielfach ansetzten, war die Pädagogik Herbarts, welche, mag sie auch im einzelnen manches Gute enthalten, doch sicher auf grundfalscher Metaphysik und Ethik fußt. Die Absicht des Verfassers ging nun einerseits dahin, jene Grundlagen zu verbessern, ohne jedoch das Brauchbare und Berechtigte aus Herbarts Pädagogik verwerfen zu wollen, andererseits alle bisherigen Leistungen der Unterrichtslehre, die Ergebnisse der Arbeiten zur Erziehungs- und Bildungsgeschichte, sowie die Anfänge zu einer Lehre vom Bildungswesen, auf welche die neuere Socialforschung geführt hat, in Contact und Wechselwirkung zu setzen. So bietet Willmanns „Didaktik" auch für den Sociologen vielfache Anregung und reiche Ausbeute. Die von Lorenz von Stein in seiner Lehre von der Bewegung geistiger Güter eröffneten Gesichtspunkte werden wesentlich erweitert. Gerade die socialen Gesichtspunkte sollen auch bei unserer Besprechung hauptsächlich berücksichtigt werden, wie wir uns überhaupt darauf beschränken, den principiellen Fragen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Niemand dürfte Professor O. Willmann das ehrende Zeugniß versagen können, daß er aufrichtig und ernst, einzig und allein im Dienste der Wahrheit, dabei ausgerüstet mit einem staunenerregenden Reichthum an Wissen und Erfahrung, sein großes Werk vollendet hat.

Dasselbe zerfällt in zwei Theile. Der erste Band bringt neben methodologischen Erörterungen die historische Grundlegung durch eingehende Behand-

lung der geschichtlichen Typen des Bildungswesens, während der zweite Band die Analyse der Bildungsarbeit nach ihren Zwecken, Inhalt, Formen, Veranstaltungen und Beziehungen enthält.

Die grundlegende Anschauung, welche dem ganzen Werke sein charakteristisches Gepräge aufdrückt und zugleich den wesentlichen Fortschritt bezeichnet gegenüber früherer Behandlung desselben Stoffes, die Auffassung des Bildungs- und Erziehungswerkes als eines Theils der socialen Lebenserneuerung, lehnt sich an die dem Alterthum schon bekannte, im Christenthum vertiefte, von der neuern Socialforschung wieder mit Erfolg verwerthete Analogie zwischen der menschlichen Gesellschaft und dem lebenden Körper an. Indessen hütet sich Willmann, im Gegensatze zu Paul von Lilienfeld („Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft." 4 Bde. Mitau 1873) und Albert Schäffle („Bau und Leben des socialen Körpers." 4 Bde. Tübingen 1875), dem Gleichnisse die Bildlichkeit abzustreifen und die Analogie von Gesellschaft und lebendem Körper zur realen Conformität zu erweitern, so zwar, daß beide lediglich als Kräftecomplexe gefaßt werden: dieser als Complex physischer, jener als ein solcher ideeller. „Jene Theorien haben für das Problem der Wechselwirkung von Individuen und socialem Collectivwesen keine Handhabe und können sie nicht haben, weil sie Begriffe der natürlichen (körperlichen) Welt auf die geistige übertragen, unangesehen der generischen Verschiedenheiten beider Gebiete" (I, S. 51). Der Gesellschaft wird überdies nicht genug gethan, wenn man sie als einen Complex ideeller Kräfte bezeichnet: sie ist vielmehr zugleich ein ideeller Complex von Kräften, die erst vollends durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Ueber- und Unterordnung zur Einheit des socialen Organismus sich verbinden. Schließlich erscheint auch die Stellung des Individuums in der Gesellschaft als eine andere denn die der Zelle im Verhältniß zum lebenden Körper. „Die Zelle ist gegenüber dem Organismus eine Einheit niederer Ordnung, oder teleologisch ausgedrückt: sie ist für denselben da, auf ihn als Zweck bezogen; das Verhältniß von Individuum und Gemeinschaft dagegen ist durch eine analoge Unterordnung nicht zu bestimmen: beide sind für einander da, keines ein bloßes Mittel für das andere; die moralische Welt läuft in zwei Spitzen zugleich aus: in der individuellen Persönlichkeit und in der geistig-sittlichen Gemeinschaft; der Stufenbau der physischen Welt macht hier einem neuen architektonischen Principe Platz" (I, S. 52). — In der tiefen und zugleich anspruchslosen Weisheit der christlichen Weltanschauung findet Willmann die richtige Erfassung des Verhältnisses zwischen Gesellschaft und Individuum. „Das Gleichniß vom lebendigen Leibe hat für die christliche Ansicht eine fundamentale Bedeutung, und keine mechanistische oder individualistische Zeitströmung hat die Kirche an ihrem organischen Charakter irre gemacht; aber die Eingliederung in den mystischen Leib bedeutet nicht die Aufhebung des absoluten Werthes des individuellen Geistes, vielmehr ist die Obsorge, daß jeder einzelne das Leben habe und keiner Schaden leide an seiner Seele, welchen Schaden alle Güter der Welt nicht aufwögen, die höchste Function der christlichen Gemeinschaft" (I, S. 53).

Wie sehr nun auch Willmann die naturalistische Auffassung von einer eigentlichen Conformität zwischen menschlicher Gesellschaft und thierischem Organismus bekämpft, wie wenig er geneigt ist, in jenem Gleichniß geradezu ein sociologisches Erkenntnißprincip anzuerkennen, so verschmäht er es doch andererseits nicht, die fruchtbare und lehrreiche Analogie von Gesellschaft und lebendem Körper für seine organische, das individuale und sociale Element verbindende Auffassung der Bildungs- und Erziehungslehre in ausgedehnter Weise zu verwerthen. Die Aufhellung der biologischen Processe durch die spätere Naturforschung bietet ihm hierfür neue Analogien, neue Vergleichungspunkte. Der Organismus scheidet Stoffe aus, die er durch andere ersetzt, und erneuert sich durch stetigen Aufbau und Abbau ohne Unterlaß; bei der menschlichen Gesellschaft sind es Geburt und Tod, welche einen analogen Zu- und Abfluß darstellen und die continuirliche Erneuerung derselben mit sich bringen. Beide, Organismus und Gesellschaft, bewahren bei diesem fortwährenden Erneuerungsproceß gleichwohl ihre Identität, und für beide ist es eine Lebensfunction, sich den jedesmaligen Zuwachs zu assimiliren und dadurch die Continuität ihrer Bethätigungen zu sichern. „Fortpflanzung und Vererbung, die Pflege der Nachkommenschaft, die ungewollten Assimilationen der Jungen an die Alten, die erbliche Uebertragung der Güter, die bewußten, mehr oder weniger planmäßigen Einwirkungen durch Lehre und Zucht: dies sind die wesentlichen Vorgänge und Acte, in welchen sich die sociale Lebenserneuerung vollzieht" (I, S. 13). Das Bildungs- und Erziehungswesen fügt sich somit als organisches Element dem Verjüngungsproceß der Gesellschaft ein.

Bringt schon diese sociale Auffassung der Jugendbildung, derzufolge keineswegs bloß das binäre Verhältniß von Erzieher und Zögling, sondern die weitergehende Beziehung von Generation zu Generation der Bildung und Erziehung zu Grunde liegt und diese geradezu als Vehikel für die Vererbung und Erhaltung aller geistigen und sittlichen Güter der Gesammtheit sich darstellt, die Willmann'sche Didaktik in schroffen Gegensatz zur einseitig individualistischen und darum revolutionären Weltanschauung der Aufklärungsepoche, wie sie lediglich auf das Individuum als solches, unangesehen seiner Beziehungen zur Gesammtheit und Vergangenheit reflectirte: so verschärft sich dieser Gegensatz wo möglich noch mehr bei der Frage, wessen Aufgabe es sei, als Träger der geistigen Güterbewegung, als Vermittler der Schätze des geistigen und sittlichen Lebens an das nachwachsende Geschlecht zu fungiren. Wiederum ist es hier die Analogie zwischen Socialkörper und Organismus, an welche Willmanns Auffassung sich anlehnt. „Wie der Organismus nicht bloß ein System darstellt, sondern auf einem Ineinander mehrerer Systeme — der Knochen, Muskeln, Blutgefäße, Nerven — beruht, so ist es auch nicht ein Verband, der die Menschen an gegebenem Ort, zu gegebener Zeit zu einem Collectivwesen vereinigt, sondern ein Ineinander von Verbänden, ein complexes sociales Gewebe, welches den nationalen Verband, das politische Gemeinwesen, das Gefüge der Stände und Berufsarten, die Religionsgemeinschaft und die ungezählten Aggregationen, welche

durch wirthschaftliche, geistige, gesellige und andere Interessen, durch Zusammen-leben, Verkehr und Sitte gestiftet werden, insgesammt in sich begreift" (I, S. 4).

Gänzlich verfehlt wäre es demnach, wollte man Willmanns sociale Auffassung der Jugendbildung mit jener heute noch herrschenden politischen verwechseln, die hierfür keine andere Collectivthätigkeit kennt als die des Staates. „Der politische Gesichtspunkt ist für sich allein nicht geeignet, das Verständniß des socialen Charakters der Erziehung und Bildung zu erschließen. Kann man es den Griechen billigerweise nicht zum Vorwurfe machen, daß sie die sociale und politische Ansicht der Jugendbildung nicht trennten, da ihnen ihr öffentliches Leben Gesellschaftsverbände, nationale und Stammeseigenthümlichkeiten und religiöse Institutionen mit dem politischen Gemeinwesen auf das engste verwachsen zeigte, so muß dagegen die Staatspädagogik des vorigen und jetzigen Jahrhunderts der Vorwurf der Einseitigkeit treffen, wenn sie das Bildungs- oder gar das Erziehungswesen als eine Veranstaltung des Staates ansah und die anderen socialen und historischen Factoren, welche es ins Leben gerufen: die Kirche, die Gesellschaft, die Sitte, ignorirte. So gewiß der Staat nur einer der Verbände ist, die in ihrer Gesammtheit den socialen Organismus ausmachen, so gewiß ist die Lebenserneuerung des letztern nicht zu verstehen, wenn sie vom Standpunkte des Staates allein angesehen wird. Erziehungsideale und Bildungsbestrebungen fußen auf den Gütern der Gesittung und des Geisteslebens, welche der Staat nicht schafft, sondern nur schützt, bestenfalls regelt und fixirt. Seiner organisirenden Thätigkeit muß der Inhalt von anderer Seite her zuwachsen aus schöpferischen Tiefen, in welche kein Herrschergebot und keine Regierungsverordnung hinabreicht" (I, S. 31. 32).

Mit der socialen Betrachtungsweise der Erziehungs- und Bildungslehre enge verwandt, ja recht eigentlich demselben Princip entsprungen, ist die historische. Erziehung und Bildung im Ganzen des socialen Erneuerungsprocesses aufsuchen, heißt eben nichts anderes, als ihre Stellung in der geschichtlichen Lebensbewegung, ihre Mitwirkung zur historischen Continuität der menschlichen Dinge zu erkennen streben; sie als ein Verhältniß der Generationen, als Ueberlieferung und Assimilation auffassen, bedeutet, sie unter den historischen Gesichtspunkt stellen (I, S. 53).

Nach dieser allgemeinen Kennzeichnung des principiellen Standpunktes, von dem aus Willmann eine Verbindung der socialen und der individualen Auffassung der Erziehung und Bildung erstrebt, versteht sich erst recht der Plan, nach welchem das Werk aufgebaut ist. — Willmann unterscheidet schärfer als bisher zwischen Pädagogik, welche die werdende sittliche Persönlichkeit nach allen ihren Beziehungen zu verfolgen habe, und Didaktik, deren Aufgabe die Vermittlung der Bildung, der geistigen Strebungen sei. Hier beschäftigt er sich ausschließlich mit der Didaktik, während er die Pädagogik einer spätern Behandlung vorbehält (I, S. 75).

Gegenstand der Didaktik nun ist die Bildungsarbeit, wie sie sowohl in ihrer collectiven Gestaltung: dem Bildungswesen, als in ihren

individuellen Erscheinungen: dem Bildungserwerbe, der durch den einzelnen zu geschehen hat, sich darstellt. Das Bildungswesen aber erscheint zugleich als ein Organismus und als ein Organ: ersteres, insofern es ein relativ abgeschlossenes Ganze von Anstalten und Veranstaltungen zur Vermittlung der Bildung ausmacht, letzteres mit Rücksicht auf den Socialkörper, dessen Gesammtfunction es sich einordnet. Die Lehre vom Bildungswesen wird darum in Willmanns „Didaktik" unter jener doppelten Rücksicht behandelt, so zwar, daß die historische Behandlung des Bildungswesens an die Spitze tritt (I, S. 101—421), hieran die Lehre vom Bildungserwerbe sich anreiht (II, S. 3—423), während das Gesammtbild des Bildungswesens und der Nachweis seiner Verzweigung in das Ganze der socialen Verzweigung den Schluß des Werkes bildet (II, S. 423—544).

Es ist nicht thunlich, hier, auch nur im Auszuge, die gelehrte und interessante Behandlung der mannigfach wechselnden Gestaltungen, welche das Bildungswesen im Laufe der Zeit angenommen hat, wiederzugeben, im einzelnen zu zeigen, wie die Bildungsarbeit im Verhältniß zur Cultur, Civilisation und Gesittung verschiedene Formen angenommen hat, in der morgenländischen, griechischen und römischen Bildung, in der christlichen Bildung auf römischem Boden, der Bildung des Mittelalters, der Renaissance und der Aufklärung, schließlich in der modernen Bildung, — aber man kann Herrn Dr. Otto Frick nur beistimmen, wenn er in der überaus anerkennenden Besprechung der Willmann'schen „Didaktik" sagt: „Die Darstellung ist ein Muster einer überall in die Tiefe gehenden und weite Ausblicke aufdeckenden Behandlung; sie bezeichnet auch in ihrer Knappheit durch die Weite des Blickes einen erheblichen Fortschritt gegen die früheren Darstellungen der Geschichte der Pädagogik" („Lehrproben und Lehrgänge", 23. Heft. Halle 1890. S. 35). Wunderschön ist unter anderem manches in der Darstellung des Einflusses, welchen das Christenthum auf die Bildung geübt. „Jedes Zeitalter hat die schöpferischen Antriebe desselben empfunden, keines seine Segensgaben erschöpft" (I, S. 209). „Man hat es beklagt, daß das Mittelalter den Geist, indem es ihn auf das Jenseitige fixirte, von der menschlich-schönen und harmonischen Gestaltung des Diesseitigen abhielt, und daß sein einseitiger (?) Spiritualismus das Verständniß der Alten, den Verkehr mit der Natur, die unbefangene Schätzung der menschlichen Kräfte nicht aufkommen ließ (?); man sollte aber auch in Anschlag bringen, was es an jenem tiefen und ernsten Zug nach der andern Welt und an seiner Richtung auf das Spirituelle und Innerliche besessen hat" (I, S. 291).

Bei aller Anerkennung, die Willmann dem modernen Bildungswesen und seinen wahren Fortschritten zollt, verkennt er dessen Einseitigkeit im Verhältniß zu den Bildungsveranstaltungen früherer Zeiten keineswegs. „In jedem Betracht ist das moderne Bildungswesen mehr angelegt auf Angleichung der Köpfe und Verwerthung der Anlagen, als auf Hervorbringung der eigenartigen, ausgestalteten Persönlichkeit; sein reicher Lehrstoff befriedigt die intellectuellen Bedürfnisse, ehe sich diese zu individuellem Interesse, zu persönlicher Wißbegierde steigern können; die von ihm auf-

erlegte Pflichtarbeit gestattet dem Lernenden erst spät nach eigenem Sinn und Geschmack sein Studium zu gestalten, falls überhaupt die Regungen solchen Sinnes und Geschmackes nicht im Entstehen niedergehalten worden; seine Organisation bringt ein allgemeines Lernen und Arbeiten in Gang, aber begünstigt es, daß zu herrschenden Motiven dafür Gewöhnung, Aussicht auf künftige Verwerthung, bestenfalls Pflichtgefühl werden, gegen welche die spontanen und individuellen Bildungstriebe zurücktreten; sein System ist umfassend und sinnvoll angelegt, aber es umspannt doch nicht alle Factoren des geistigen Wachsens und Werdens, sondern schädigt die einen, wenn es den anderen genugthun will" (I, S. 420 f.).

Wie wir vernehmen, hat Willmanns „Didaktik" bei der Berliner Schulconferenz aufgelegen, und dringend wäre es zu wünschen, daß die, namentlich im zweiten Bande enthaltenen Grundsätze und praktischen Forderungen bei der bevorstehenden Reform des preußischen Schulwesens eingehende Berücksichtigung fänden.

Der zweite Band beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Bildungserwerbe. Er behandelt zuerst die Bildungszwecke, dann den materialen Bildungsinhalt, schließlich die formende Bildungsarbeit.

Die Bildungszwecke werden der Reihe nach aufgeführt und gegenseitig gewerthet, von den bewußten und unbewußten triebartigen Motiven zum Lernen und Lehren, den mitwirkenden praktischen Interessen des Erwerbs- und Ehrtriebes, dem eigentlichen Bildungsinteresse bis hinauf zu den ethischen Motiven und zu dem transcendenten Zug der Bildungsarbeit, der wahren Quelle aller Idealität (II, S. 3—38). — Wie bei der Behandlung der Teleologie der Bildungsarbeit, so offenbart sich auch in dem anziehenden Entwurfe eines Bildungsideals die ganze Tiefe der durch und durch christlichen Weltanschauung, die Willmann beseelt. „Lebendiges Wissen und durchgeistigtes Können sind Erscheinungsformen gebildeten Wesens; aber die Erscheinung bleibt bloßer Schein, wenn sich jene nicht in geläutertem Wollen zusammenfinden" (II, S. 50). Ja, die sittlich-religiöse Gesinnung bezeichnet nicht nur die Höhe der Bildung, sondern gehört nach Willmanns Auffassung zu deren innerstem Wesen. „Indem wir die Grundzüge des gebildeten Wesens aufsuchten, sind wir über dieses selbst hinausgewiesen worden vermöge der innern Verknüpfung, welche zwischen allen Richtungen der auf das Ideale gerichteten Bethätigung besteht. Durch die Propyläen veredelten Geisteslebens führte uns der Weg zur Akropolis der sittlich-religiösen Gesinnung; oben angelangt aber sehen wir, daß der zurückgelegte Weg nicht der einzige ist; außer ihm klimmt ein anderer schmuckloser Pfad zur nämlichen Höhe hinauf ... Der einfachste Christ, in welchem das Evangelium den Egoismus und Materialismus überwunden hat, ist in der That ein gebildeter Mann, weil das Christenthum seinem Denken, Reden und Thun ein Ebenmaß verleiht, alles Rohe und Gemeine ihm abthut und so auch sein Leben schön macht" (II, S. 51 f.).

Sehr sympathisch berührt es uns, wenn Willmann dort, wo er die Beziehungspunkte der Bildungsarbeit im Subjecte aufsucht, mit aller Entschieden-

heit die harmonische Ausbildung des ganzen Menschen fordert. „Die Bildung gehört zu den theoretischen Functionen, sie bewegt sich im Geistigen, ihre Stätte ist der Gedankenkreis. Allein die letzten Zwecke der Bildung sind sittliche, und darum muß sie ihre Einwirkungen auf das Gemüth und den Interessenkreis ausdehnen; sie faßt den Menschen von der intellectuellen Seite, aber sie soll sich von da aus des ganzen Menschen bemächtigen" (II, S. 62).

Der dritte Abschnitt des zweiten Bandes behandelt den Bildungsinhalt. Er beginnt mit einer Analyse des Bildungsinhaltes, indem er grundlegende und accessorische Bildungsstoffe unterscheidet. Zu den ersteren gehören die eigentlichen Schulwissenschaften: Sprachunterricht, Mathematik, Philosophie, Religionslehre. Die accessorischen Elemente der Bildung umfassen die Geschichte, Weltkunde, Naturkunde (Polymathie, d. h. was sonst noch das Bildungsbedürfniß von nützlichen und unterhaltenden Kenntnissen erfordert). Hieran schließt sich die Gruppe der Fertigkeiten: Musik, Graphik, Technik, Gymnastik.

Im vierten Abschnitte wird die Organisation des Bildungsinhaltes, die didaktische Formgebung und die didaktische Technik behandelt. Eine ausführlichere Besprechung dieser beiden Abschnitte, welche den größten Theil des zweiten Bandes einnehmen, sowie der Fragen, welche mehr praktischer Natur sind, z. B. über Einrichtung des Gymnasiums, Auswahl der Autoren, Stellung der Nebenfächer und Hauptfächer, über Lehrerbildung u. s. w., müssen wir der fachwissenschaftlichen Literatur überlassen. Wenn man aber Willmann etwa den Vorwurf machen sollte, daß seine Vorschläge zum Theil auf eine Wiederherstellung früherer Formen des Bildungswesens hinauslaufen, so wird er dem gegenüber mit Recht geltend machen können, daß, „was sich in der Vergangenheit bewährt hat, auch einen festen Grund für die Zukunft zu geben verspreche, und was die Last der Geschichte getragen hat, in der Natur und Bestimmung des Menschen gegründet sein müsse" (Vorrede zum II. Bande).

Den Schluß des ganzen Werkes bildet die Darstellung der Bildungsarbeit im Ganzen der menschlichen Lebensaufgaben. Durch die Beziehung der Bildungsarbeit auf die menschlichen Lebensaufgaben überhaupt wird sie ihrer Isolirung entrissen, dem höchsten Zusammenhange, dem sie angehört, wiedergegeben und in ein inniges Verhältniß zur Ethik gebracht. Aber es ist die christliche, nicht die moderne Ethik mit ihrer Scheu vor allem Transcendenten, an welcher Willmanns „Didaktik" Stütze und Ergänzung sucht. „Die Bildungsarbeit hat die Aufgabe, die Werke der (wahren) Cultur in der rechten Weise zusammenzuführen, sie zu frei verfügbaren Elementen des individuellen Geisteslebens zu machen und damit die Fortpflanzung der Cultur zu sichern. Die übertreibende Auffassung der Cultur muß nothwendig auch den Begriff der Bildung ungehörig überspannen; die Culturfanatiker erwarten von Schule und Unterricht alles Heil und Heilung aller Schäden; ihre Schlagwörter: ‚Bildung macht frei', ‚Unterrichten ist versittlichen', ‚Wer lesen kann, ist ein Erlöster' u. a., repristiniren die Irrthümer des vorigen Jahrhunderts über den Werth der Aufklärung, welche über dem Wissen das

Gewissen und das Können zugleich vergessen hatte; sie wollen die Natur entbinden und zur Cultur steigern durch Bildung, welche zugleich die Gesittung vertreten soll, die keines höheren Beziehungspunktes mehr bedürfe. Es ist die volle Umkehrung des innern und wahren Verhältnisses dieser Bethätigungen, welche damit proclamirt wird, das Widerspiel jeder besonnenen und unbeirrten Ethik und Pädagogik. Der höhere Beziehungspunkt ist das erste, was festgestellt werden muß: in der Heiligung muß die Gesittung bewurzelt sein, auf ihr die Bildung und Cultur sich erheben, die nun wieder für die Behandlung des Natürlichen das Maß hergibt; denn das Niedere soll sich nach dem Höhern, das Vergängliche nach dem Unvergänglichen richten, und das Mittel nach dem Zwecke bestimmt werden, nicht umgekehrt" (II, S. 542 f.).

Mit steigendem Interesse haben wir das Werk Professor O. Willmanns gelesen. Möchten sich recht viele das überaus reiche Material, welches hier geboten ist, zu nutze machen, an der schönen, gründlich durchdachten Ordnung, der durchweg gefälligen, anziehend geistreichen Darstellung sich bilden und erfreuen. Die Stellung des Werkes gegenüber den bisherigen Bearbeitungen desselben Gebietes, die souveräne Benutzung der gesammten, auch der protestantischen Literatur, die Erfahrung und Einsicht des Verfassers [1], die Bezüge auf Religion, Geschichte und sociales Leben, die Verwerthung aller neuen Errungenschaften für Didaktik, das Endziel einer echt christlichen Geistesbildung, verbunden mit der wahren Humanität, die auf eine wirklich harmonische und natürliche Ausbildung der sämmtlichen Fähigkeiten des Menschen gegründet ist, das sind die unverkennbaren Vorzüge, welche die Willmann'sche „Didaktik" an die Spitze der neuern pädagogischen Literatur stellen. Die edle Gesinnung aber, die den Verfasser leitete, und den idealen Zweck, den er im Auge hatte, deuten die erhebenden Schlußworte des ganzen Werkes an: Wiederanknüpfung an die ältere christliche Anschauung und Sitte, welche am weisesten das Verhältniß der Bildungsarbeit zu den höheren Ordnungen bestimmte. „Wenn unsere Altvorderen dabei nur mit einem beschränkten Kreise von Culturwerthen gearbeitet haben, so ist nach dieser Richtung ein Hinausgehen über sie nothwendig, aber es ist nicht gerechtfertigt, die festen Grundlagen zu verlassen, welche ihre Weisheit gelegt hat. Da dies aber geschehen, so ist die Rückkehr dazu geboten, nicht vermöge einer starrsinnigen Reaction oder kurzsichtigen Restauration, sondern geleitet von dem Geiste, welchen das Pfingstlied anruft, das Unlautere zu reinigen, das Verdorrte zu feuchten, das Wunde zu heilen, das Harte zu beugen, das Starre zu erweichen, und was vom Pfade wich, zurückzuführen" (II, S. 544).

[1] Derselbe war früher in Leipzig thätig, wo er als ehemaliger Schüler Herbarts an dem Pädagogium wirkte. Dort trat er vor etwa 20 Jahren zur katholischen Kirche über. Sein Berufsgenosse und Prinzipal in jener Zeit war Ziller. Seit mehr als 12 Jahren wirkt er in Prag als Professor der Philologie und Pädagogik und hat vielfach bei den Prüfungen der Abiturienten als Commissar den Vorsitz geführt.

Heinrich Pesch S. J.

Das Problem der Materie in der griechischen Philosophie. Eine historisch-kritische Untersuchung von **Clemens Bäumker.** XV u. 436 S. gr. 8°. Münster, Aschendorff, 1890. Preis *M.* 12.

Als Problem der Materie bezeichnet der Verfasser die Summe aller derjenigen Fragen, welche sich auf das Vorhandensein und die Natur des von unserm Bewußtsein verschiedenen Grundes der in der sinnlichen Wahrnehmung gegebenen und unter dem Namen Körperwelt zusammengefaßten Phänomene beziehen. Es kann in dieser Erklärung mit dem Worte „Grund" nur der in den Dingen selbst liegende, also innere Grund gemeint sein, nicht irgend eine äußere, sei es ordnende, sei es schaffende Ursache. Die rein physikalische Betrachtung der Materie faßt dieselbe als den allgemeinen Grund der differenzirten körperlichen Dinge, ohne sie zur immateriellen Substanz in Gegensatz zu bringen. Den allgemeinen Grund kann man nun wieder auffassen als das „Woraus" und „Worin" des mannigfaltigen körperlichen Werdens und Vergehens, und diese genetische Betrachtung der Materie ist die im Alterthum vorherrschende, während die moderne Physik in der allgemeinen Natur der Materie den Erklärungsgrund für die allen Körpern gemeinsamen Verhaltungsweisen sucht.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, so viel als möglich aus den unmittelbaren Quellen selbst zu erforschen und klarzulegen, welche Versuche die antike griechische Philosophie zur Lösung des Problems der Materie gemacht, zu welchen Resultaten die hervorragenden Denker und Schulen gelangt sind, den innern Zusammenhang und die logische Gliederung der einzelnen Theorien scharf herauszuarbeiten, endlich die historischen Bedingungen, von welchen die einzelnen Systeme in ihrem Entstehen abhingen, sowie die gegenseitigen Beziehungen derselben zu einander zur Kenntniß zu bringen. Eine sachliche Kritik hat der Verfasser nur den beiden Hauptsystemen angedeihen lassen, welche auch für die Gegenwart ihre Bedeutung ungeschwächt bewahrt haben, dem atomistischen nämlich und dem aristotelischen. Und das mit Recht; denn die anderen Systeme haben zwar auch ihre Bedeutung für die Philosophie, aber nur indirect und zumal als historische Beleuchtung des Entwicklungsganges zu dem Bleibenden. Ja, es will uns sogar scheinen, es hätte, zumal in Bezug auf Aristoteles, die sachliche Kritik noch mehr eingeschränkt werden können. Zwar bringt auch da der Verfasser nur recht Lesenswerthes vor; aber es läßt sich die schwierige Frage eben doch nicht zur vollen Befriedigung behandeln, wenn sie in einer bloß nebensächlichen Stellung zur Sprache kommt. Jedenfalls liegt der Werth des Buches in der historischen Untersuchung und Darlegung. Mit Fleiß und Scharfsinn forscht der Verfasser nach den Auffassungen der verschiedenen Schulen in den Werken und Resten von Werken ihrer Hauptvertreter. Ohne daß dadurch der Fluß der Darstellung ins Stauen geriethe, bietet das Werk doch die reichste Fülle kritischen Materials und ermöglicht es so dem Leser, durch eigene Prüfung sich ein selbständiges Urtheil zu bilden. Gelegentliche Blicke auf die neueren Schulen und kurze Vergleiche alter Auffassungen mit modernen Ideen erhöhen das Anziehende der Darstellung.

Die Realität der Körperwelt ist dem Alterthum, einzelne vorübergehende Ansätze abgerechnet, noch nicht zum Problem geworden. Was ist das allgemeine Substrat des Wechsels in der Körperwelt? Das ist die Frage.

Wenn auch die ersten Antworten gar verschieden ausfallen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß einige Grundgedanken sich immer wieder geltend machen. Tritt bald das Wasser auf, bald die Luft, dann das Feuer, endlich irgend ein unbestimmtes Ausgedehntes, immer bleibt das Bestreben, für alles körperliche Werden, wenigstens für alle Wandlungen der sublunarischen sichtbaren Welt einen einheitlichen Urstoff zu finden. Daß alle körperlichen Dinge gewisse Eigenschaften gemeinschaftlich haben und dementsprechend in einen Gattungsbegriff zusammengefaßt werden können, ist klar und darum auch, daß diese gemeinschaftlichen Eigenschaften dem einen Urstoff zugeschrieben werden können, falls es überhaupt einen einzigen gibt. Es ist aber auch die stete Gefahr vorhanden, den Gattungsbegriff geradezu mit dem Begriff des allgemeinen Substrates zu verwechseln oder zu vermengen.

Wie aber diesem Streben nach einem Urstoffe ein berechtigter Gedanke zu Grunde liegt, so ist es auch ein anderer wirklich gesund realistischer Zug, daß man für die Veränderungen der Körperwelt zunächst die Erklärung in den Körpern selbst sucht. Freilich findet sich da ein fortwährendes Schwanken zwischen den verschiedensten Arten von Kräften und Bewegungen, von einfacher Ortsbewegung, Hin- und Herwogen, Verdichtung und Verdünnung bis zur Annahme von eigentlichen Lebenskräften selbst höherer Art, die sich im Urstoffe finden sollen. Es wird eben über dem Streben, dem gemeinsamen Urstoff, dem gemeinsamen Substrat aller Veränderungen in der Körperwelt, auf die Spur zu kommen, dann nur zu leicht vergessen, daß dieser gemeinsame Urstoff durchaus nicht aus sich allein schon die volle Erklärung alles dessen zu enthalten braucht, was aus ihm werden kann. Die einzig gerechte Forderung an ein allgemeines Substrat als solches besteht ja gerade darin, daß es den Veränderungen nicht entgegenstehe, sondern eine gegen alle die verschiedenen Seinsweisen gleichgiltige Natur besitze. Aber darum können auch alle die Seinsweisen in diesem Substrat allein nicht ihren adäquaten Grund haben; es würde ja eben dadurch die nöthige Veränderlichkeit desselben aufgehoben. Es bietet großes Interesse, den mannigfaltigen Versuchen zu folgen, die gemacht worden sind, der unbestimmten Materie ein ihr doch nicht ganz fremdes Bestimmendes entgegenzustellen und es mit ihr zu verbinden. Das Auffallendste und gewissermaßen Unbegreiflichste ist wohl die Zahlenwelt der Pythagoräer. Und doch, ist sie im Grunde genommen etwas anderes, als ein recht augenfälliges Unterliegen bei der noch immer nicht überwundenen und gerade jetzt wieder sehr stark auftretenden Versuchung, die Qualität in der Quantität gänzlich aufgehen zu lassen?

Mehr und mehr treten in den folgenden Abschnitten die Schwierigkeiten in den Vordergrund, welche in dem Begriff des Werdens und Vergehens liegen, oder mit diesen Uebergängen vom Nichtsein ins Sein und zurück in das Nichtsein zusammenhängen. Die Eleaten schaffen sich die Schwierigkeit aus dem Wege mittelst einer Lösung, welche nur die Verzweiflung dem Denker

eingeben kann. Alles Sein ist eins und unveränderlich, unbeweglich. Neben dem Sein kann es kein Nichtseiendes geben. Die Naturerscheinungen sind also als Wirklichkeiten unerklärlich, unmöglich; sie sind Täuschungen der Sinne. Um nun doch wieder irgend eine Wirklichkeit dieser Erscheinungen zu retten, ohne sich in die Schwierigkeit eines eigentlichen Werdens zu verwickeln, reißen die jüngeren Naturphilosophen (Empedokles, Leucipp, Demokrit, Anaxagoras) das Eins der Eleaten in eine Vielheit (Vierheit) verschieden gearteter Dinge auseinander, welche unentstanden, unveränderlich, unvergänglich in ihrem Sein sind. Durch ihre Mischung und Entmischung entsteht der Schein, den die gemeine Vorstellung als Werden und Vergehen eines Seienden deutet. Den Grund dieser Mischung suchen sie nicht im Stoffe, sondern in Kräften, die einen in Liebe und Haß, die anderen in einem ordnenden νοῦς.

Noch mehr reißen die Atomiker das Eins der Eleaten in Stücke. Die Materie besteht aus einer Anzahl unentstandener, discontinuirlich durch den leeren Raum geschiedener Theilchen, qualitativ gleich, an Größe und Gestalt verschieden. Ein absolutes Entstehen und Vergehen halten auch die Atomiker für widersprechend. Die Qualitäten sind nur Affectionen der Sinne, hervorgebracht durch die Einwirkung der verschiedenen Atome auf unsere Organe.

Der Verfasser betont hier einen Unterschied zwischen dem antiken und dem modernen Atomismus, der, soweit er zutrifft, jedenfalls zum Vortheile des letztern ausfällt. Während der Atomismus der Alten sich eine abschließende Erklärung der letzten Gründe der Dinge zumuthe, begnüge sich der moderne Atomismus mit der bescheidenern Rolle einer naturwissenschaftlichen Hypothese, welche nur insoweit eine Erklärung bieten wolle, als die Erscheinungen diese zunächst fordern und zugleich an die Hand geben; die abschließenden Fragen über das objective Correlat unserer Vorstellung von einer materiellen Substanz überlasse er aber der Erkenntnißtheorie (sollte heißen Philosophie) zur weitern Bearbeitung.

In seiner weitern Besprechung meint dann der Verfasser, daß das Denken, welches überall nach möglichster Einheit der Erklärung strebt, an das Atom, wenn es das letzte Element der Körperconstitution vorstellen soll, zwei Hauptforderungen stelle: nämlich Einfachheit und Gleichartigkeit, und diese Forderungen würden consequent dazu führen müssen, daß nur durch verschiedene räumliche Gruppirung und ihre Bewegungsformen die qualitativen Verschiedenheiten derjenigen Bedingungen begründet würden, die wir jetzt Elemente nennen.

Gewiß, wenn es einen Urstoff gibt, aus dem alle Körper werden, dann verlangt das Denken, daß ihm nur die allgemeinsten generischen Eigenschaften der Körper zukommen und er somit gleichartig sei. Doch, wie der Verfasser mit Recht betont, legen zwar mancherlei Erscheinungen den Gedanken nahe, daß in den chemischen Atomen noch nicht die letzten Einheiten der Materie vorliegen, daß vielmehr diese letzten Einheiten absolut gleichartig zu denken seien, — es wird jedoch Derartiges nur als Vermuthung gelegentlich ausgesprochen, und man legt keinen Werth darauf, da noch alle Mittel der Verification fehlen. Das Denken strebt allerdings nach Einheit, aber zunächst nur nach der begrifflichen Einheit. Die reelle Einheitlichkeit, mit anderen

Worten, ein einziger realer, gleichartiger Urstoff wird nur unter der Voraussetzung allgemeiner substantialer Veränderlichkeit der Dinge zur Forderung des Denkens. Abgesehen von dieser Voraussetzung, kann sich unser Denken ganz gut mit der Annahme mehrerer, ja noch so vieler qualitativ und wesentlich verschiedener Elemente, die nur begrifflich in einer Gattung zusammenkommen, abfinden. Für die allgemeine und zwar auch substantiale Veränderlichkeit aller körperlichen Dinge spricht allerdings vieles, zumal die wohl kaum auf bestimmte Elemente beschränkte Möglichkeit, von lebendigen Körperwesen aufgenommen zu werden zur wirklichen Theilnahme am Leben.

Angenommen nun, es müsse wirklich einen realen Urstoff geben, dann stellt das Denken allerdings an ihn die Forderung der Gleichartigkeit und auch einer gewissen Einfachheit, — es ist aber diese Einfachheit schließlich nur ein anderer Ausdruck für die absolute Gleichartigkeit und durchaus nicht eine Einfachheit im Sinne, den das gewöhnliche Leben mit diesem Worte verbindet, d. h. es kann durchaus nicht eine Einfachheit im Sinne des Ausschlusses jeder Theilbarkeit und Zusammensetzung gefordert werden. Sonst hätten wir die Einfachheit der Geister oder die Einfachheit des mathematischen Punktes. Ist aber das sogen. Atom weder einfach wie der Geist noch wie der mathematische Punkt, so ist und bleibt es irgendwie continuirlich ausgedehnt, trägt also auch in sich die allgemeinste Eigenschaft aller Körper. Dann braucht aber von dieser Seite her die aristotelische Auffassung gewiß nicht mehr beanstandet zu werden. Denn die Frage, ob die ganze Urmaterie für sich ein großes Continuum oder eine Summe von kleinen Continuen wäre, ist für die peripatetische Auffassung nicht von wesentlichem Belang.

Nehmen wir also an, es liege auch den jetzigen chemischen Elementen ein einheitliches Urelement zu Grunde, dann bestehen die jetzigen chemischen Elemente allerdings aus einer Zusammensetzung, in dem dieser Urstoff enthalten ist. Daß es aber dann so aufzufassen wäre, wie der Verfasser sich ausdrückt, nämlich daß die letzten Einheiten erst durch ihre räumliche Gruppirung und ihre Bewegungsformen die qualitativen Verschiedenheiten derjenigen Verbindungen begründen, die wir jetzt Elemente nennen — wird nicht leicht allgemeine Anerkennung finden. Denn soll das die ganze Erklärung sein, so ist wieder alle objective Qualität in Quantität aufgelöst, und es bleibt dann schließlich nichts übrig, als für die Qualitätsunterschiede als solche den Grund im erkennenden Subject zu suchen, mit anderen Worten: aus unzulänglicher Erkenntniß der Natur der Dinge alles aus den gemachten Voraussetzungen nicht völlig Erklärbare der Erkenntnißtheorie zuzuschieben. Man verlegt die Schwierigkeit nur in ein anderes Gebiet — auf dem jedoch eine den Geist befriedigende Lösung nicht zu erwarten ist.

Eingehend und gründlich sind besonders auch die Erörterungen über Plato's Auffassung. Nur die Ideenwelt ist das wahrhaft Seiende, Unveränderliche, Ewige. Das Sinnliche besitzt die ihm zustehenden Bestimmungen nur durch die Theilnahme an den Ideen; es ist nur eine vorübergehende Erscheinung, ein Widerschein des wahrhaft Seienden. Die Materie ist das objective „Worin" dieses Widerscheins. Bäumker vertritt und begründet die Ansicht, daß Plato die

(primäre) Materie weder als qualitätlosen Stoff noch als dessen Möglichkeit, sondern als leeren Raum, bloße Ausdehnung aufgefaßt habe. Dabei wird besonderes Gewicht darauf gelegt, daß Plato, wo er von der Materie redet, sie consequent das, worin (ἐν ᾧ) die Dinge, die Nachbilder des Seienden, entstehen, nennt, niemals das, woraus (ἐξ οὗ); wo er dagegen einen wirklichen körperlichen Stoff meint, sich zwar auch gelegentlich des erstern Ausdruckes bedient, aber dann stets den zweiten hinzufügt. Des Weitern wird dann unter Widerlegung verschiedener Einwände und entgegenstehender Auffassungen die Ansicht des Verfassers als die begründet, welche sich allein mit der Lehre Plato's von der einzig wahren Realität der Ideen in Einklang bringen lasse.

Ebenso ausführlich ist die Lehre des Aristoteles behandelt. Er ist es, welcher das Wort ὕλη als technische Bezeichnung eingeführt hat. Materie ist auch bei Aristoteles nicht der allgemeinste Gattungsbegriff alles Sinnenfälligen, sondern das Substrat des Werdens. Das Werden ist weder aus einem schlechthin Seienden noch aus einem schlechthin Nichtseienden, sondern die Materie ist ein Seiendes, welches beziehungsweise ein Nichtseiendes ist. Sie ist das, woraus (ἐξ οὗ) etwas wird, das jedem unmittelbar zu Grunde Liegende, woraus etwas wird, als aus einem das Werdende innerlich constituirenden Princip. Sie ist die physische (nicht rein logische) Möglichkeit, und zwar die passive.

Daß es nicht bloß accidentale, sondern auch substantiale Veränderungen in den Dingen gibt, war für Aristoteles klar. Die Materie ist daher, soweit sie substantialen Veränderungen zu Grunde liegt, nicht Substanz, zu der die Veränderungen sich wie Accidentien verhalten; sie ist nicht Substanz, sondern aus ihr wird die Substanz. „Ich nenne Materie, was an sich weder als Etwas noch als Quantum noch als sonst eine der Gattungen des Seienden zu bezeichnen ist."

Wenn der Verfasser S. 233 nun sagt: „Für die Möglichkeit eines Dinges zu sein oder nicht zu sein, würde eine weniger begriffsrealistische Zeit den Grund vermuthlich eben in dem beschränkten Sein des Dinges sehen und jene Möglichkeit nur dem Begriffe, nicht auch der Sache nach von dem Sein des Dinges unterscheiden," so ist das wohl richtig vom Sein und Nichtsein im Sinne von einfachhin Existiren und einfachhin Nichtexistiren. Daß aber Aristoteles unter der Materie die Möglichkeit, einfachhin zu existiren oder nicht zu existiren versteht, wie man nach den Ausführungen des Verfassers meinen sollte, ist kaum zu glauben. Und gerade daß er von der Materie sagt, sie sei nicht Etwas, noch Quantum, noch irgend eine andere Gattung des Seienden, scheint uns klar zu zeigen, daß er nur sagen wolle, sie sei eben für sich kein vollständiges Ding irgend welcher Art und darum unter keine der Gattungen der Dinge unmittelbar einzureihen. Die Materie ist nicht bloß eine Potentialität in dem Sinne nie geschaffener, aber doch schaffbarer Dinge, sondern sie ist etwas wirklich Existirendes, Ausgedehntes (warum nicht „Körper", ist vom Verfasser richtig angegeben), das an sich indifferent ist gegen die verschiedenen Seinsformen. Sie ist also auch an sich nicht Baum oder Wasser; das ist sie bloß der Möglichkeit nach. Und wenn sie jetzt Baum oder Wasser

ist, so ist sie es durch die betreffende substantiale Form. Was sie durch Beraubung der jetzt sie bestimmenden Form und Ersetzung derselben durch eine andere werden kann, das ist sie jetzt nicht schlechthin; sie ist es aber auch nicht schlechthin **nicht**, da sie sich in der Möglichkeit (physischen, passiven, subjectiven, nicht rein objectiven und logischen Möglichkeit) dazu befindet.

Der Vorwurf, daß diese aristotelische Materie als Möglichkeit ein widerspruchsvolles Mittelding zwischen Sein und Nichtsein bilde, dürfte nur dann berechtigt sein, wenn der große Denker die gar nicht existirende, rein objective Möglichkeit als Hilfsmittel gebraucht hätte, um die Schwierigkeit des Begriffes vom Werden zu lösen, ohne dabei auf den Schöpfungsbegriff zu kommen. Faßte er wirklich die Möglichkeit als rein objective Möglichkeit des gar nicht Existirenden, dann stand er unmittelbar vor der Alternative, alles substantiale Werden als Schöpfung zu erklären oder es gänzlich zu läugnen. Da er keines von beiden gethan, müßte man also sagen, er habe klar und offen für seinen Begriff der Materie das Contradictionsprincip umgekehrt. So freilich würde auch die Bemerkung, daß ja die Materie nie ohne Form sei, zum unnützen Wort. Keineswegs aber wird sie es, wenn die Materie als reale Möglichkeit entweder dieses oder jenes zu sein aufgefaßt wird.

Daß die aristotelische Kosmologie auch ihre Schwierigkeit hat, ist gewiß wahr; man kann sich zudem nicht wundern, wenn die Straßen nicht ausgebaut sind und man sich auf einmal am abbrechenden Ende derselben findet. Auch die Bedenken gegen die Materie als Individuationsprincip sind vom Verfasser mit vollem Recht betont worden. Ebenso ist es wahr, daß die Erklärung alles ohne Schöpfung vor sich gehenden substantialen Werdens durch die Theilung in substantiale Materie und Form noch nicht zur vollen Lösung geführt ist. Wenn man nun auch einsieht, daß in gewissem Sinne richtig gesagt werden muß, weder die Materie noch die Form, sondern das Ganze werde, so ist doch nicht alles Werden, Entstehen und Vergehen erklärt; die Schwierigkeit muß sich wieder bei der Form melden. Da Aristoteles die platonischen Universalformen glücklich überwunden hat, und da nach ihm die gleiche Form in den verschiedenen Individuen derselben Art real vervielfältigt ist; da ferner die Form nach ihm nicht vor, sondern gleichzeitig mit dem Einzelding ist und sie mit Ausnahme der vernünftigen Seele nicht länger besteht, als das ganze Einzelding dauert: so kehrt eben die alte Schwierigkeit des Werdens wieder. Zu sagen, nicht die Form entstehe, sondern das Ganze, wird uns da nicht mehr neues Licht bringen. Indes möchten wir hierin nicht einen Widerspruch der aristotelischen Lehre, sondern etwas Unfertiges erblicken.

Es folgen noch die Abschnitte über die Epikuräer und die Stoiker und über den Neuplatonismus. Auch in diesen Abschnitten bietet der Verfasser ein klares Bild der Entwicklung der betreffenden Ansichten.

Den Zweck, einen historisch-kritischen, genauen Einblick in die Entwicklung des schwierigen Problems zu bieten, erfüllt das Werk vortrefflich, und es werden alle, die mit der Naturphilosophie sich beschäftigen, dem Verfasser dankbar sein für den Fleiß und die Mühe, die er sich gegeben, um ihnen ihre Arbeit durch eine so treffliche Schrift zu erleichtern. **Karl Frick** S. J.

Lehrbuch der katholischen Religion auf Grundlage des in den Diöcesen Breslau, Köln, Münster und Trier eingeführten Katechismus, zum Gebrauche an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren und anderen höheren Lehranstalten, sowie zur Selbstbelehrung. Von **M. Waldeck,** geistlichem Seminarlehrer. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. VI u. 448 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1890. Preis *M.* 4.

Nachdem in den auf dem Titel genannten Diöcesen, welchen unlängst auch Limburg beigetreten, ein einheitlicher Katechismus für die Elementarschulen eingeführt ist, war es ein glücklicher Gedanke des hochw. Herrn Verfassers, ein entsprechendes „Lehrbuch der katholischen Religion" herauszugeben, welches „zunächst für Zöglinge an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren und anderen ähnlichen Unterrichtsanstalten bestimmt ist" (Vorwort S. III); er ist dadurch sicherlich einem vielfach gehegten Wunsche entgegengekommen. Es freut uns, daß das Lehrbuch sich möglichst enge an den Katechismus anschließt. Durch diese concentrische Erweiterung und inhaltliche Vertiefung des früher schon Gelernten wird das Verständniß der Religionslehre sehr erleichtert, „abgesehen davon, daß diejenigen Schüler und Schülerinnen, welche sich dem Lehrberufe widmen, in ihrer spätern Wirksamkeit die Katechismuslehren nicht nur dem Inhalte, sondern auch der Form nach stets im Geiste gegenwärtig haben müssen" (S. III). In dieser Beziehung bemerkt treffend Schöberl („Lehrbuch der katholischen Katechetik" S. 469): „Es gibt allerdings solche, die für den Volksschullehrer eine Gymnasial-, ja sogar Universitätsbildung verlangen, deswegen auch den Katechismus perhorresciren und schon für die Schulamtszöglinge ein wissenschaftliches Religionshandbuch fordern. Ist aber diese ganze Geistesrichtung eine ungesunde, überspannte, dann müßte zumeist die Einführung eines wissenschaftlichen Religionshandbuches an Lehrerbildungsanstalten als pädagogischer Mißgriff bedauert werden." Ganz gewiß; das früher Gelernte würde vergessen, die neue Form selten geistiges Eigenthum, und so träte bei den Lehrern an Stelle der einheitlich und klar ausgebauten positiven Kenntnisse nur Halbheit, Verwirrung, wenn nicht gar Schlimmeres.

Inhaltlich zeichnet sich das vorliegende Lehrbuch durch Mannigfaltigkeit und große Reichhaltigkeit des Stoffes aus. Geradezu charakteristisch ist ihm die häufige Bezugnahme auf Kirchenfeste, Kirchenlieder und die ganze herrliche Liturgie der Kirche, welche ja „der concrete Ausdruck und die anschauliche Darstellung der religiösen Wahrheiten ist" (S. IV). Stellen aus Kirchenliedern sind sehr zahlreich eingestreut, und man ist oft überrascht, wie einfach und zugleich tief das Lied die soeben theoretisch vorgetragene Wahrheit zum Ausdruck bringt. Doch ist an einigen Stellen des Guten wirklich etwas zu viel geschehen; auch mußten stilistisch uncorrecte Strophen, wenn sie nicht sehr gebräuchlichen Liedern angehören, jedenfalls ausfallen.

Der Inhalt des Lehrbuches ist durchschnittlich recht klar zergliedert; die einzelnen Theile oder Gedanken sind durch Nummern, Buchstaben, neue Zeilen recht durchsichtig und faßlich herausgehoben (vgl. z. B. S. 97. 98. 106). Wie-

viel durch diese Anordnung der Text an Uebersichtlichkeit gewinnt, zeigt ein Vergleich mit dem großen Katechismus von Deharbe, worin manchmal dieselben Stellen, aber ohne solche Gliederung, stehen. Dringend zu empfehlen wäre indes eine größere Druckverschiedenheit, damit die einzelnen Absätze klarer in die Augen springen und die sogen. Stichwörter besser hervortreten (vgl. z. B. S. 132. 246. 419).

„Der Religionsunterricht soll nicht nur belehren, er soll auch erbauen; die religiösen Wahrheiten sollen nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit Herz und Willen erfaßt werden" (S. IV). Diesem Zwecke hat der Verfasser in edelster Weise gedient. Das Buch ist mit wohlthuender Wärme geschrieben, und aus jedem Abschnitte heraus muß der Schüler fühlen, daß die Religion nicht bloß ein „Fach" ist, welches man wissen muß, sondern daß sie als eigenste, persönliche Pflicht, als unabweisbare Lebensnorm an sein Innerstes herantritt.

Zum Zwecke der Vervollkommnung des Buches möge uns der hochwürdige Verfasser noch ein paar einzelne Bemerkungen gestatten. Ein solches „Lehrbuch", wie das vorliegende, sollte thunlichst so abgefaßt sein, daß es von allen nicht bloß richtig verstanden werden kann, sondern auch muß. Dies ist nicht überall der Fall. S. 7, Fr. 7, n. 1: Was bedeutet das „sowie"? — S. 12, n. 3 ist die Definition von „Kirchenlehrer" nicht correct; die sub n. 2 aufgezählten Kirchenväter sind ja auch Kirchenlehrer. — S. 87: Wurde Christus gegeißelt und mit Dornen gekrönt nach der Verurtheilung zum Kreuzestode durch Pilatus? — S. 102, Fr. 162, n. 1 muß es heißen Ps. 67 statt 47; überhaupt dürfte eine sorgfältige Revision der Schrifttexte, etwa nach Allioli, sehr zu empfehlen sein (vgl. S. 169: Röm. 13, 5; S. 224: Job 31, 1 nicht genau citirt). — S. 182: Ist die Lesung aller im Index aufgeführten Bücher unter schweren kirchlichen Strafen verboten? — Das auf S. 189 über die Canonisation Gesagte könnte genauer dargestellt werden; ebenso S. 200, n. 2 die Feierlichkeit der Gelübde. — Da der Name „Jesus" den Gottmenschen bezeichnet, wird er S. 195 unten nicht gut im Gegensatze zum „Namen Gottes" mit „anderen verehrungswürdigen Namen" zusammengestellt (ebenso S. 201 und 303 oben). — S. 196 oben: Das unehrerbietige Aussprechen heiliger Namen „in großem Zorne" ist wohl an sich noch nicht immer Todsünde gegen das 2. Gebot Gottes (vgl. Lehmkuhl, I, 371). — Ueber „die Tödtung eines Menschen" bei Raub u. s. w. auf S. 216 siehe Gury-Ball. I, n. 397. — Die Lesung „schlechter Romane" ist S. 222 wohl ein etwas zu starker Ausdruck. — Zu S. 232, Fr. 120: Die Absicht, den Nächsten in Irrthum zu führen, gehört nicht zum Wesen der Lüge; die Antwort wurde im Katechismus eigens geändert (vgl. Lehmkuhl, I, 771). — S. 251: Warum nicht auch ein Frustulum? Das angefangene 60. Lebensjahr genügt (vgl. Lehmkuhl, I, 1211. 1216, n. 7). — Nach S. 273 u. 276 könnte es den Anschein gewinnen, daß die sittlichen Tugenden (als übernatürliche Fähigkeiten) nicht eingegossen seien, was doch die wohlbegründete Meinung der Gottesgelehrten annimmt (vgl. S. Thom. 1. 2. qu. 63. a. 3). — S. 285 scheint die Pflicht, dem Berufe zum Ordensstande zu folgen, nicht ganz richtig dargestellt und begründet. — S. 376 unten: Das mißverständliche „nachlässig erforschte" sollte klarer bestimmt werden (vgl. Fr. 171 im Katechismus). — S. 440: Ueber die Berührung der heiligen Gefäße vgl. Lehmkuhl, II, 237.

Ferd. Wittenbrink S. J.

Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Première Partie: Bibliographie par les Pères **Augustin et Aloys de Backer.** Seconde Partie: Histoire par le Père **Auguste Carayon.** Nouvelle Édition par **Carlos Sommervogel** S. J. Strasbourgeois, publiée par la Province de Belgique. Bibliographie Tome I (Abad—Boujart). XVIII, 964 et XII p. 4⁰. Bruxelles, O. Schepens; Paris, A. Picard, 1890. Preis *Fr.* 40, für Subscribenten jeder Band *Fr.* 30.

Dieser erste Band eröffnet ein ebenso wichtiges als umfassendes bibliographisches Unternehmen, das schon jetzt auf 9—10 Quartbände von je etwa 1000 Seiten (2000 Colonnen) veranschlagt ist. Es handelt sich um die bedeutend vermehrte und nach jeder Richtung hin vervollkommnete Neuauflage und zugleich Verschmelzung zweier großer, anerkannt werthvoller Bibliographien. Die wichtigere der beiden ist die von den Brüdern de Backer ausgearbeitete Bibliothèque des Écrivains de la Compagnie de Jésus, die 1869—1876 in 2. Auflage in drei Foliobänden erschien. Sie enthält das nach Möglichkeit vollständige Verzeichniß der von Jesuiten seit Gründung ihres Ordens verfaßten Schriften, mit Einschluß der sämmtlichen Auflagen, Uebersetzungen und Auszüge, unter Angabe von Zeit und Ort der Drucke und mit den nothwendigsten Daten über die Person der Schriftsteller.

Von jeher hat jener schöne und berechtigte Geist der Pietät, welcher in den Orden sowohl für die Ordensanstalt selbst, wie für die dort vereinigten Genossen gehegt und genährt wird, der Geschichtswissenschaft werthvolle Dienste geleistet. Auf die Todtenverzeichnisse der ältesten abendländischen Klöster (die Emortuarien) wird die Entstehung der „Annalen" zurückgeführt; die Geschichtschreiber der mittelalterlichen Klöster wie die Chronisten der Bettelorden haben uns die werthvollsten, oft die einzigen Quellen hinterlassen zur Erkenntniß wichtiger Ereignisse und großer geistiger Bewegungen.

Dieser selbe Geist der Pietät war es denn auch, welcher schon 60 Jahre nach Gründung der Gesellschaft Jesu P. P. Ribadeneira ein Verzeichniß der hauptsächlichsten Schriftsteller und ihrer Werke anfertigen ließ, welche der Orden bis dahin hervorgebracht hatte. Was Hieronymus für die ganze Kirche gethan, das wollte er für seinen Orden thun, dem er fast von der ersten Zeit seines Bestehens angehört hatte. Fra Antonio de Siena war ihm mit der Bibliotheca Ordinis fratrum Praedicatorum 1585 als Beispiel vorausgegangen. Mit diesem eröffnet Ribadeneira die jetzt ins Endlose angewachsene Reihe der Bibliographen. Sein Illustrium virorum religionis Societatis Jesu catalogus, der 1608 zum zweitenmal gedruckt wurde, besprach bereits das Leben und die Schriften von 250 Ordensmitgliedern. Bald erschien das Werk nicht nur in neuen Auflagen, sondern auch durch andere Ordensgenossen mit Notizen bedeutend bereichert und weitergeführt. Am bekanntesten ist die Fortsetzung von Ribadeneira's Werk durch P. Philipp Alegambe (bis 1642) und P. Nathanael Southwell (bis 1675). Die hübsch geschriebenen kleinen Biographien der einzelnen Schriftsteller, welche sie ein=

fügten, gaben ihrer Arbeit einen besondern Werth in einer Zeit, wo noch nicht, wie heutzutage, durch biographische Sammelwerke, Encyklopädien und Gelehrten-Lexica alles Wünschenswerthe geboten war.

Die später versuchten Fortsetzungen und Ergänzungen zu Alegambe-Southwell waren wenig vom Glück begünstigt. Mühsam und nur stückweise kamen sie zu Stande, und fast keine derselben gelangte je an die Oeffentlichkeit. Die Schwierigkeiten waren so groß, die Masse des Materials so angewachsen, daß trotz des Bemühens der Ordensgeneräle Gonzalez, Tamburini und Retz 1687—1750 und der zweckentsprechenden Anordnungen der XVI. General-Congregation des Ordens 1730 das so sehr gewünschte Unternehmen nicht gelingen wollte.

Was schon damals sich fast als unerreichbar erwiesen, als noch die Collegien der Gesellschaft Jesu mit ihren wohlversehenen und geordneten Bibliotheken überall in Blüte standen, schien zur Unmöglichkeit geworden, nachdem durch die Aufhebung und Beraubung des Ordens die literarischen Schätze der alten Häuser in alle Winde zerstreut waren. Den rastlosen Bemühungen des Ex-Jesuiten R. D. Caballero gelang es zwar mit Ueberwindung unglaublicher Schwierigkeiten, 1816 zwei Supplementbände zu Southwell erscheinen zu lassen. Allein auch diese waren nur in wenigen Exemplaren gedruckt, und mit Caballero's Tod ruhte wieder das Unternehmen. Der neuen Anregung, welche 1829 durch die XXII. General-Congregation und in ihrem Sinne durch den Ordensgeneral P. Roothaan gegeben wurde, standen die stets wachsenden Schwierigkeiten gegenüber.

Da schenkte das kleine Belgien, dem die Gesellschaft Jesu ihren Alegambe, die Kirche ihre Bollandisten verdankt, dem Orden die Brüder Augustin und Aloys de Backer, welche das Riesenwerk auf ihre Schultern nahmen. In Augustin, dem ältern der Brüder, war der Gedanke erwacht, da er als Studirender der Theologie in Löwen mit Southwells Buch bekannt wurde. Er brachte jene eigenthümliche Gabe mit, welche man nur als das bibliographische Genie bezeichnen kann. Vergebens hat man versucht, dieses Genie zu definiren. Man hat es geschildert als eine Verbindung von Feuereifer, Spürnase und Lammesgeduld; man hat es dargestellt als beherrscht vom Streben nach Genauigkeit, gleichsam wie von der Stimme des Gewissens. „Es bedarf dazu", schreibt der bekannte Bollandist P. V. de Buck (Études religieuses 1870, V, 290), „einer Art Feinschmeckerei, eines Feingefühles, eines gewissen Blickes, einer Inductionsgabe, einer Pfiffigkeit, Neugierde und Geduld, kurz einer ganz besondern Anlage, die auch der beste Wille nicht ersetzen kann."

P. de Backer fand an seinem jüngern Bruder bald einen befähigten Helfer, an seinem Provinzial P. Karl de Franckeville einen weitblickenden und hochherzigen Obern, der auf seine Pläne einging und das Unternehmen in großmüthigster Weise förderte. Die rastlosen Mühen, denen sich nun die beiden Brüder unterzogen, die Forschungsreisen, welche sie durch fast alle Länder Europa's unternahmen, hat P. Augustin de Backers Lebensbeschreiber, P. V. van Tricht (Brüssel 1876), in beredter Weise geschildert. Als Frucht unbeschreiblicher Mühen trat 1853 eine erste „Bibliothèque des Écrivains ..."

ans Licht. Da aber eine solche Riesenarbeit unmöglich auf einen Wurf gelingen konnte, so folgten von da bis 1861 noch sechs starke Supplementbände, welche alle, gleich dem ersten, das ganze Alphabet durchliefen. In früheren Zeiten hatte das Werk Alegambe's der Gesellschaft Jesu heftige Anfeindungen und den stets erneuerten Vorwurf der „librorum edendorum intemperantia“ zugezogen, so daß der Ordensgeneral P. Oliva selbst dem Fortsetzer dieses Werkes, P. Southwell, große Einschränkungen auferlegen zu müssen glaubte. Das de Backer'sche Werk dagegen wurde ebenso wegen seiner bibliographischen Genauigkeit wie wegen seines ungemeinen Nutzens gleich anfangs von allen Seiten mit Lob und Freude begrüßt. Bald hatte sich indessen unter den Händen der emsigen Sammler eine solche Menge von Ergänzungen und Berichtigungen gehäuft, daß die Brüder de Backer sich entschlossen, statt weiterer Supplementbände eine vollständig neue, mehr übersichtliche Ausgabe des gesammten Werkes vorzubereiten. Von 1869—1876 erschien dasselbe in drei Foliobänden. Der Inhalt der frühern Auflage war um ein Drittel des Ganzen vermehrt, die Zahl der verzeichneten Schriftsteller von 6300 auf über 8000 gestiegen. Es war ein bibliographisches Werk, dem an Großartigkeit der Dimension wie an technischer Vollendung kein anderes sich an die Seite stellen konnte.

Noch bevor der zweite Band im Druck vollendet war, wurde P. Augustin de Backer am 1. December 1873 durch den Tod abgerufen. Sein Bruder folgte ihm im April 1883. In der richtigen Erkenntniß, wie manche Frage noch zu lösen, wie manche Lücke auszufüllen sei, hatten sie dieser zweiten Auflage die Erklärung vorausgeschickt: „Wir maßen uns nicht an, damit das letzte Wort gesprochen zu haben.“ Nur in 200 Exemplaren wurde diese zweite Auflage gedruckt, und sie war bald eine gesuchte Seltenheit auf dem Büchermarkt.

Mit dem Verzeichniß der Schriftsteller hatten die PP. de Backer zugleich auch ein Verzeichniß jener Schriften verbunden, welche sich auf das Institut und die Geschichte der Gesellschaft Jesu bezogen, die, sei es im allgemeinen, sei es in Betreff einzelner Ordenshäuser, Ordensprovinzen oder Ordenspersonen, für oder gegen die Gesellschaft Stellung nahmen. Solche Schriften waren unter dem Namen der betreffenden Länder, Collegien oder Personen in die alphabetische Ordnung der Schriftsteller einfach eingereiht. Was hier von de Backer nur nebenbei und in Unterordnung unter den Hauptzweck des Werkes angestrebt wurde, suchte P. Aug. Carayon S. J. in einem eigenen Werke mit mehr Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit zu leisten. 1864 erschien seine Bibliographie historique de la Compagnie de Jésus (VIII u. 612 S. 4°), welche alle auf die Gesellschaft Jesu bezüglichen Schriften umfassen sollte.

Indem nun P. Sommervogel auch dieses zweite Werk in neuer, vervollkommneter Auflage erscheinen läßt und mit de Backers „Bibliothèque des Écrivains“ zu einem Gesammtwerke verbindet unter dem veränderten Titel „Bibliothèque de la Compagnie de Jésus“, gewinnen beide sowohl an verhältnißmäßiger Kürze wie an Uebersichtlichkeit. Das Verzeichniß der Schriftsteller wird jetzt nicht mehr, wie bei de Backer, durch fremdartige Ein-

schiebsel unterbrochen; andererseits braucht jetzt für die von Jesuiten selbst verfaßten Vertheidigungsschriften, Erläuterungsschriften und Biographien, welche in Carayons Werk eine bedeutende Stelle einnehmen, nur auf das im Schriftstellerverzeichniß bereits Gesagte hingewiesen zu werden.

Schon diese Verschmelzung der beiden wichtigen Werke verräth den glücklichen Griff und den richtigen Blick dessen, der die Arbeit der Brüder de Backer fortzuführen unternommen hat. Um die Zeit, da die erste Auflage des de Backer'schen Werkes mit dem siebenten Quartbande zur Vollendung kam, war P. Carlos Sommervogel mit P. Augustin de Backer in Verbindung getreten, mit dem er bis zu dessen Tod in den freundlichsten Beziehungen blieb. Sieben Jahre lang benutzte er noch als junger Präfect in verschiedenen Collegien Frankreichs seine freien Augenblicke, um die Bibliotheken zu durchstöbern und für P. de Backer nützliche Ergänzungen und Berichtigungen zu sammeln. In der zweiten Auflage, 1869, wird P. Sommervogel bereits neben P. Aloys de Backer als Mitarbeiter genannt. Er selbst feiert in der Vorrede zu einem spätern Werke in gerührten Worten die Verdienste der beiden de Backer und nennt besonders den einen derselben seinen „Meister und Führer auf dem Gebiete der Bibliographie".

Schon hatte sich P. Sommervogel durch verschiedene selbständige Arbeiten wie durch seine zahlreichen und fleißigen Artikel in den „Études religieuses" mehr bekannt gemacht, als er 1884 mit einem größern bibliographischen Werke, dem „Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes publiés par des religieux de la Compagnie de Jésus", hervortrat. Dasselbe erwarb sich große Anerkennung und war schon deshalb von Bedeutung, weil darin zahlreiche Irrthümer und Mängel anderer sehr angesehener bibliographischer Werke, auch der „Bibliothèque" de Backers, nachgewiesen und berichtigt werden konnten. Schon im Jahre 1885 ließ dann P. Sommervogel seine schöne „Bibliotheca Mariana de la Compagnie de Jésus" folgen, in welcher er nicht weniger als 2207 Schriften von Jesuiten nachwies, welche auf die Verehrung Maria's Bezug hatten. Es waren dies nur Vorarbeiten für die neue Herausgabe der großen de Backer'schen „Bibliothèque". Die Seltenheit und Kostbarkeit des Werkes wie die Masse neuer Nachrichten, welche durch die bibliographischen Specialarbeiten der einzelnen Länder inzwischen zu Tage gefördert waren, machten eine solche Neubearbeitung dringend wünschenswerth.

Dieselbe ist denn auch, soweit sie im ersten Bande vorliegt, trefflich ausgefallen und bezeichnet nach allen Richtungen hin einen bedeutenden Fortschritt auch im Vergleich zu der zweiten Auflage de Backers. Schon die bei einem Nachschlagewerk so überaus wichtige äußere Anlage und Ausstattung ist vorzüglich. Statt der unhandlichen Foliobände mit den drei eng und klein gedruckten Colonnen erhält man jetzt mäßige Quartbände mit nur zwei, tadellos schön und übersichtlich gedruckten Reihen, welche die Benutzung zu einem wahren Vergnügen machen. Kaum minder bedeutend sind die Verbesserungen und Ergänzungen am Inhalt des Werkes. Man mag die Reihen der Schriftsteller oder die Nummern ihrer Werke vergleichen, überall gewahrt man reichen Zu-

wachs und gar oft auch die Spuren einer sorglichen, gewissenhaften Revision. Kleine, sachgemäße Aenderungen, welche das Auffinden der Autoren erleichtern, finden sich wiederholt. Nur der, welcher den einzelnen Aenderungen und Zusätzen nachgeht und beobachtet, wie sie aus tausenden von zerstreuten Schriften und Notizen mühsam zusammengeklaubt sind, erhält eine Ahnung von der gigantischen Arbeit, die in dieser Neugestaltung des de Backer'schen Werkes aufgegangen ist. Die Arbeit war indes keine unfruchtbare. Diejenigen, welche sich mit der Geschichte der Kirche in den letzten 300 Jahren, mit der Culturgeschichte, mit der Geschichte der Völker, der verschiedenen Wissenschaften, der Missionen, der philosophischen und theologischen Controversen, wie der naturwissenschaftlichen Entdeckungen zu befassen haben, werden Ursache haben, dem fleißigen Arbeiter dankbar zu sein. Und so ganz ohne Interesse und Werth ist das einladend ausgestattete Werk selbst für den Laien in der Wissenschaft nicht. „Wenn man ein Fremdling ist in bibliographischen Werken," schreibt darüber P. de Buck, „erscheint nichts langweiliger, als lange Verzeichnisse von Büchern oder Bibliothekskataloge zu durchmustern. Und wirklich, wenn man ohne jede Kenntniß ist, lernt man daraus auch nur wenig. Aber ist der Geist nur etwas höher gebildet, und ist man im Stande, die ersten Anwandlungen des Ueberdrusses zu überwinden, so gibt es wenige Werke, die lehrreicher wären als die Bibliographien. Man bildet sich da an der Erkenntniß der Fragen, welche den Menschengeist beschäftigten, der Ideen, welche sich geltend machten, erörtert wurden, sich auslebten oder Bürgerrecht errangen. Die ganze intellectuelle und moralische Welt der Vergangenheit und Gegenwart zieht an unserem Auge vorüber. Man tritt ein in die Hochschulen, die Klöster, die Seminarien, die Cabinete der Staatsmänner wie der Literaten, in die Hütten der Armen und in die Paläste der Reichen. Man durcheilt die Städte und Provinzen. Jetzt segelt man hinaus mit dem Entdecker ferner Länder, dann lauscht man den Predigten und Trauerreden. Fortwährend geht es von einem Gegenstand zum andern. Es ist wahr, in nichts dringt man tiefer ein, aber das Verständniß öffnet sich, breitet sich aus, der geistige Gesichtskreis wird weiter, vorgefaßte Ideen schwinden, und erwirbt man auch nicht gerade einen Reichthum an eigentlichem Wissen, so sammeln sich doch im Gedächtniß Anknüpfungspunkte und Fingerzeige in Masse, welche dann dazu anleiten, solches zu erwerben. Kurz, was man je gesagt hat über den Nutzen des Reisens in der Fremde, das läßt sich anwenden auf den Nutzen der Bibliographien, insbesondere derer der Gesellschaft Jesu, da es schwer ist, irgend einen Zweig des menschlichen Wissens zu bezeichnen, den nicht auch Jesuiten gepflegt und in dem sich nicht einzelne hervorgethan hätten."

Es genügt zu sagen, daß in diesem Bande etwa 760 Namen unter A, 960 unter B behandelt sind, von denen 4 auf ganze Länder, etwa 35 auf Collegien, die übrigen fast 1700 auf Schriftsteller fallen. Reichlich der zehnte Theil derselben gehört Deutschland einschließlich Deutsch-Oesterreich an. Die Collegien von Augsburg (mit 128 Nummern) und Bamberg (mit 173 Nummern) mit ihren zahllosen Comödien, Disputationen und anderen Schulfeierlichkeiten bieten ein Interesse eigener Art, in welchem sie vielleicht nur von

Antwerpen (222 Nummern) überboten werden. Einzelne Riesenartikel, wie Bellarmin (104 Col.), Bollandus (50 Col.), Emmanuel Alvarez, der Verfasser der Schulgrammatik (26 Col.), bilden interessante Bibliographien für sich, ebenso bedeutend als lehrreich und interessant.

Auch Plan und Einrichtung des Werkes im ganzen sind vorzüglich. Wo etwa Wünsche laut werden könnten, liegt dies in der Schwierigkeit der Sache. Eine dieser Schwierigkeiten ist die Behandlung der noch lebenden Autoren. P. Sommervogel hat sich entschlossen, dieselben nicht aufzunehmen, sondern nur in einem Nachtrag diejenigen zu verzeichnen, die während der Vollendung und Drucklegung des Werkes verstorben sind. In der Voraussetzung, daß von da an wenigstens alle 10 Jahre ein Supplementband mit den Werken der inzwischen Abgeschiedenen folgen würde, und daß dafür schon jetzt genügende Vorsorge getroffen wäre, könnte man sich mit diesem Verfahren vielleicht einigermaßen aussöhnen. Jedenfalls berührt es eigenthümlich, daß eine Anzahl noch lebender Autoren thatsächlich mit aufgenommen sind, weil sie die Gesellschaft Jesu verlassen haben, wogegen weit ältere, bedeutendere Autoren unerwähnt bleiben, weil sie dem Orden noch angehören. Dann aber — und dies ist die Hauptsache — sind es oft gerade die Autoren der Gegenwart, über die man am schwersten sich Auskunft verschaffen kann und über die man am liebsten die „Bibliothèque de la Compagnie“ befragen möchte. Es ist kein Zweifel, daß gerade die Aufnahme der noch lebenden Autoren in de Backers Werk ungemein nützlich und angenehm war, und daß P. Sommervogel sich den Dank vieler verdienen würde, wenn er gleichfalls auch diese in seinen Nachtrag aufnehmen wollte.

Um nach Kritiker-Art wenigstens das Interesse und die Genauigkeit zu bekunden, mit welcher das schöne Werk durchforscht wurde, wollen wir hier noch einige Kleinigkeiten anmerken.

Der einfache Vergleich von H. Bonninghausen (Col. 1748) mit H. Bönninghausen (Col. 1571 n. 4) scheint zu ergeben, daß Bonninghausen zu streichen sei. Die deutschen Ortsnamen sind im allgemeinen mit einer für ein solches Werk ganz außerordentlichen Genauigkeit besorgt, und die wenigen Irrthümer (gegenseitige Verwechslungen von gratz und grätz, o und ö, u und ü, m und n) beruhen auf Druckversehen. Allein weshalb Neisse consequent als „Neyss“ bezeichnet wird und das wichtige Jesuitencollegium von Görz stets mit „Goritz“, ist doch nicht ersichtlich, zumal im letztern Falle die Verwechslung mit der preußischen Stadt Göritz sich nahe legt. Ebenso consequent schreibt P. Sommervogel Straubing e n, Altötting e n, wogegen Wormatingen unglücklich abgekürzt wird in Wormenting. Es sei noch aufmerksam gemacht auf Telgero (Col. 599 statt Telgte?), Geschitz (Col. 1569 statt Gescher?) in Westfalen und Kambach in Schwaben (Col. 1697, vielleicht Krumbach oder auch Karbach in Unterfranken?) — gewiß verschwindend wenig Versehen unter vielen Hunderten deutscher Namen, die meist aus lateinischen Angaben zu enträthseln waren.

Bei dem Abschnitt, der im Artikel über Bollandus dem „Bollandisme“ gewidmet wird, hat P. Sommervogel mit Recht aus de Backer den Hinweis aufgenommen, daß noch kein Gelehrter das Bollandistenwerk nach der biblio-

graphischen Seite hin so eingehend und ernst studirt und so gerecht gewürdigt habe als A. Potthast in seiner ausgezeichneten „Bibliotheca historica medii aevi“. Nur ist es irreführend für den, welcher mit Potthasts Werk und den darin aufgespeicherten Reichthümern nicht näher vertraut ist, wenn dabei ausschließlich auf den einen Abschnitt hingewiesen wird, den Potthast mit „Vita“ ꝛc. überschrieben hat. Mit den Bollandisten als solchen und dem „Bollandisme“ befaßt sich dieser Gelehrte eingehend zum Titel „Acta sanctorum“ S. 23—25 und im Supplement S. 8, wo eine reiche Literatur zusammengestellt ist, während der gründlich gelehrte Mann sein von de Backer angeführtes herrliches Gesammturtheil in der Vorrede p. VII niedergelegt hat.

Diese Bemerkungen sind natürlich weit entfernt, ein Tadel sein zu sollen. Naturgemäß wird ein derartiges Riesenwerk stets einer noch größeren Vervollkommnung fähig bleiben. Thatsächlich verdient P. Sommervogels ganz unschätzbare Arbeit die höchste Anerkennung und kann — von den Mitgliedern des Ordens ganz zu schweigen — bei jedem Freunde der Wissenschaft und Literatur nur ungetheilte Freude hervorrufen. Es ist eine wahre Musterleistung, ein „opus consule dignum“.

Otto Pfülf S. J.

Die beiden Tilly. Historisches Drama in fünf Acten von **Adolf von Berlichingen.** VIII u. 252 S. 8⁰. Regensburg, Verlagsanstalt, 1891. Preis *M.* 2.

Es geht ein großer patriotischer Zug durch diese neue dramatische Schöpfung des Dichters von „Ozanam“, „Garcia Moreno“ ꝛc., und besonders muß jedes Bayerherz sich durch die Lesung dieses Gedichtes auf das wohlthuendste berührt und auf das freudigste bewegt fühlen. Was den guten Eindruck verstärkt, ist der Umstand, daß der Dichter es verstanden hat, ohne dem Charakter der Helden oder demjenigen der Zeit auch nur im mindesten Abbruch zu thun, dennoch die religiöse Frage oder vielmehr die aus ihr entstehenden, Deutschland zerreißenden Zwistigkeiten möglichst zu vermeiden. Auch der heißblütigste „Bundesbruder“ wird keinen Anlaß, geschweige denn einen Grund haben, sich durch dieses Drama gereizt zu finden. Wir danken dem Verfasser desselben besonders, daß er sich durch die in letzter Zeit so gehäuften Gustav-Adolf-Dramen, die von Ausfällen gegen katholische Lehrer, Priester und besonders Ordensleute strotzen, nicht seinerseits zu ähnlichen Feindseligkeiten hinreißen ließ. Wir sehen freilich voraus, daß darum das Erscheinen der Dichtung in gewissen Kreisen doch nicht Gnade finden wird, eben weil sie dem Helden der katholischen Liga, dem vielbeschrieenen Wauwau aller in der historischen Entwicklung zurückgebliebenen großen Kinder, endlich auch einmal poetische Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Charakteristik des großen Tilly scheint denn in der That die eigentlichste Herzenssache für den Dichter gewesen zu sein, und wir freuen uns, mit den meisten unbefangenen Lesern die Ansicht aussprechen zu dürfen, daß ihm diese Charakteristik trefflich gelungen ist. Wir sehen den Helden freilich nur während seiner letzten Tage, die er, krank von schwerer Wunde, in dem belagerten Ingolstadt zubringt. Das Drama ist indessen so angelegt,

daß wir durch mancherlei Rückblicke die ganze Laufbahn des großen Feldherrn und besonders die Gemüthsseite desselben kennen lernen. Da Tilly selbst keine Schwächen zeigt und als schattenloses Idealbild vor uns steht, sah sich der Verfasser gezwungen, im Neffen des Generalissimus denjenigen vorzuführen, der durch sein Schwanken und seine Fehler die nöthige dramatische Verschuldung und Verwicklung tragen könnte. Auch er, der junge Graf Werner Tilly, ist ein überaus edel angelegter Mensch, ein würdiger Liebling seines Fürsten und Oheims; aber er ist noch jung und hat noch die liebenswürdige Schwäche blinden Vertrauens, nicht in die Menschheit, wie Tilly, sondern in die ihm angenehmen Menschen. Er will von diesem Vertrauen nur lassen, wenn er die Beweise der Unwürdigkeit mit Händen greifen kann. Keine Warnung, kein Rath vermag ihn zur Vorsicht zu bewegen; ja dem ausdrücklichen Befehl entgegen, zeigt sich der junge Commandant schwach genug, dem vermeintlich ungerecht Gekränkten einen Vertrauensposten zu übertragen, wodurch er in Wirklichkeit den Verrath begünstigt. Diese bis zur schweren Pflichtverletzung getriebene Schwäche wird freilich später von dem jungen Manne wieder wett gemacht durch eine seltene Tapferkeit und Treue, so daß auch dieser Charakter geläutert aus dem Spiele hervorgeht. Das Mündel Tilly's, Elisabeth von Lichtenstein, tritt uns als eine energische junge Dame entgegen, bei welcher der Widerstreit zwischen der Liebe und dem Abscheu vor der vermeintlichen Felonie des Bräutigams uns recht dramatisch anmuthet. Sehr sympathisch wirken außer der Fürstengestalt des Kurfürsten Maximilian noch die Generale Aldringer und Ruepp, während das schlechte Princip in der abschreckenden Gestalt des Verräthers Fahrensbach verkörpert ist. Bei diesem letztern dürfte es manchem Leser wohl scheinen, außer der Habsucht wäre besser noch ein anderes Motiv als treibende Kraft verwendet worden, das dem Gemüthe mehr zusetzt. Ein Ansatz dazu liegt in der rasch entflammten Leidenschaft für Elisabeth, aber es ist auch nur ein Ansatz, der ganz wie zufällig heraustritt. Sehr gut wirken auch die Gestalten der Studenten; besondere Anerkennung verdient die Gegenüberstellung der beiden Brüder.

Mit großem Geschick hat der Verfasser die reiche Handlung in einen einzigen Tag zusammengepreßt, der mit dem Einzug Tilly's in Ingolstadt anhebt und mit dem siegreichen Zurückwerfen der Schweden endet. Auch die Einheit des Ortes ist ziemlich streng gewahrt, ohne dem Gang der Handlung Zwang anzuthun. Die Sprache ist im allgemeinen zu loben. Es fehlt jedoch auch nicht an ziemlich harten und steifen Versen. Indes wichtiger ist der Umstand der Weitschweifigkeit der Redeweise, die sich oft ganz ins Epische verliert. Manchmal hätte im Interesse der Kürze und Kraft statt des Verses die ungebundene Rede einsetzen können. An eine Aufführung des ungekürzten Stückes ist nicht zu denken. Ob es aber rathsam war, diese Kürzung fremden Händen zu überlassen, möchten wir dem Dichter zu bedenken anheimgeben. Als Lesedrama können wir das Büchlein der reifern vaterländischen Jugend nur aufs wärmste empfehlen.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Theologiae Dogmaticae Compendium. Edidit H. Hurter S. J. Tomi tres. Editio septima, aucta et emendata. Oeniponte, Libraria academica Wagneriana, 1891. Preis *M.* 17.90.

Appendix ad T. II et III. Ed. 3—6. Compendii Theologiae Dogmaticae, complectens concionum argumenta. Auctore H. Hurter S. J. Oeniponte, Libraria academica Wagneriana, 1891. Preis 25 *kr.*

In den Jahren 1876—1878 in erster Auflage erschienen, verläßt das dreibändige Handbuch der Dogmatik jetzt schon zum siebenten Male die Presse. Einer weitern Empfehlung bedarf das Werk nicht. Mit dem Inhalte und der Anlage desselben wurden die Leser dieser Blätter in früheren Besprechungen bekannt gemacht. Als wichtige Erweiterungen der siebenten Auflage müssen wir aber die vielen ganz neuen sogen. scholia practica des zweiten und dritten Bandes hervorheben, in welchen nach der dogmatischen Behandlung der Glaubensgeheimnisse reichhaltige Analysen für Predigten über eben diese Glaubensgeheimnisse geboten werden. Schon vorher wegen seiner vortrefflichen Auswahl herrlicher Väterstellen für den Prediger von hohem Werthe, erleichtert das Handbuch demselben jetzt durch die neuen Zusätze in vorzüglicher Weise die schwierige Aufgabe, die tiefsten Geheimnisse des Christenthums in leichtfaßlicher und mannigfacher wie gründlicher Weise dem christlichen Volke darzulegen. Trotz des Zuwachses von beinahe neunzig Seiten ist der Preis des Werkes nicht erhöht. — Die Besitzer früherer Auflagen können die Predigtskizzen (an 58) in Separatabzug unter dem oben angezeigten Titel erhalten.

Geschichte der heiligen katholischen Kirche. Dem katholischen Volke erzählt von Franz Sales Beutter, Dompräbendar in Freiburg i. Br. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit Titelbild und vielen in den Text gedruckten Abbildungen. VIII u. 356 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1891. Preis geb. *M.* 3.60.

Die treffliche Schrift wird bald Eingang in die weitesten Kreise des katholischen Volkes finden, dank ihrem echt katholischen Geiste, ihrem reichen Inhalt und ihrer würdigen Ausstattung mit willkommenen Illustrationen, darunter sprechend ähnlichen Portraits bekannter Männer. Der hochw. Herr Verfasser hat den glücklichen Gedanken realisirt, auf der sicheren Grundlage des Alzog'schen Lehrbuches die Leiden und Freuden unserer heiligen Kirche den Kindern dieser Mutter zur Belehrung, Ermunterung und Erbauung zu erzählen. Bezüglich der Behandlung ist der richtige Grundsatz befolgt: je näher dem Leser in Zeit und Raum, desto ausführlicher. — Ueber die Frage der Auswahl des Stoffes, was alles mitzunehmen,

was auszuscheiden sei, werden die Ansichten freilich auseinandergehen. Vielleicht aber gibt uns der Herr Verfasser nicht ganz Unrecht, wenn wir meinen, Ausdrücke wie „pseudo-isidorische Decretalen, pragmatische Sanction von Bourges, Frankfurter Fürstenconcordate, Magdeburger Centuriatoren, Schriftcanon, Ambon, Horoskop" und ähnliche machten in einem Volksbuch einen erklärenden Zusatz wünschenswerth. Vielleicht haben wir auch die Freude, in der zweiten Auflage ausgezeichnete katholische Persönlichkeiten und Leistungen nicht aus übel angebrachter Bescheidenheit übergangen, sondern verdientermaßen ins Licht gestellt zu sehen. Ein unliebsames Anschwellen des Buches ist nicht zu befürchten; an anderen Stellen sind Streichungen zulässig, um nicht zu sagen wünschenswerth, so S. 98, 142, 164, 170—172, 262, 308. Die Sprache ist correct, edel, schlicht. Gleichwohl ist das Volksbuch auch nach dieser Richtung hin vervollkommnungsfähig. Bei einer Neuauflage werden sich gleichfalls verschiedene Versehen, Ungenauigkeiten und Schiefheiten leicht ausmerzen lassen.

Kirchengeschichtliche Studien. Herausgegeben von Dr. Knöpfler, Dr. Schrörs, Dr. Sdralek, o. ö. Professoren der Kirchengeschichte in München, Bonn und Münster i. W. I. Bd., 1. Heft: **Papst Benedikt XI.** Eine Monographie von Paul Funke. VIII u. 152 S. 8°. Münster i. W., H. Schöningh, 1891. Preis *M.* 2.60.

Das Unternehmen, das mit dieser Schrift ins Leben zu treten begonnen hat, kann nur mit aufrichtiger Freude begrüßt werden. Ein erfreuliches Zeichen für die Regsamkeit, die in katholischen Gelehrtenkreisen auf dem so überaus wichtigen Gebiete der Kirchengeschichte sich geltend macht, bietet es die beste Hoffnung für weitere wirksame Förderung der kirchlichen Wissenschaft in der Zukunft. Wenn etwas geeignet war, diese Hoffnung zu bestärken, so ist es die Gediegenheit, das Wissen und der vortreffliche Geist, welche die Schrift auszeichnen, der die Ehre zu theil geworden ist, ein so wichtiges Unternehmen zu eröffnen. Es ist eine Arbeit, in der wirklich etwas geleistet, die Erkenntniß gefördert wird, und in der es geschieht in einer durchweg tadellosen und anerkennenswerthen Weise. Auch da, wo der Verfasser nicht zu überzeugen vermag, folgt man gern seinen klaren, stets maßvollen Auseinandersetzungen. Denn so wohlbegründet z. B. seine subjective Ueberzeugung von der Unechtheit der Briefe Benedikts XI. vom 25. März und 2. April 1304 vielleicht sein mag, so dürften seine Darlegungen schwerlich allgemein hinreichen, auch andere zu überzeugen. Niemand kann tadeln, daß auch die Momente geltend gemacht werden, die zur theilweisen Entschuldigung Philipps IV. sprechen. Allein daß der König im Ernst schon in der ersten Zeit Bonifaz für einen unrechtmäßigen Papst gehalten, oder an der Giltigkeit seiner Wahl gezweifelt habe (S. 60), hat stichhaltige Belege nicht für sich. So viel Kindeseinfalt besaß Philipp nicht, um seine Erkenntniß der Dinge aus den verspäteten Behauptungen und kecken Protestschriften der Colonnas zu schöpfen. Dagegen mag es wahr sein, daß der Papst, dessen rücksichtslose Energie die Mönchsorden zu seinen Gegnern gemacht hatte, schon zu Anfang seines Pontificates in den Ruf mangelnder Frömmigkeit kam, daß dies hier und dort auch leidenschaftlichen Ausdruck fand, und daß dieser Umstand neben der Opposition innerhalb des Cardinalcollegiums dazu beitrug, Philipp in seinem Vorangehen kühner und rücksichtsloser zu machen. Uebrigens hat die Schrift Philipp IV. ganz richtig beurtheilt. Möge ihr Verfasser und mögen die „Kirchengeschichtlichen Studien" auch ferner mit solch werthvollen Arbeiten unsere Literatur bereichern zum Besten der echten Wissenschaft und zum Wohl und zur Ehre der Kirche.

Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. Von Dr. Fr. Kaulen, Professor der Theologie zu Bonn. Vierte Auflage. Mit Titelbild, 87 in den Text gedruckten Holzschnitten, 7 Tonbildern, einer Inschriftentafel und zwei Karten. XII u. 286 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 4; geb. *M.* 6.

Das Werk, welches nunmehr in vierter Auflage vorliegt, hat in diesen Blättern bereits wiederholt (zuletzt Bd. XXIX. S. 576 f.) die ihm gebührende hohe Anerkennung gefunden. Auch sonst ist dem schönen Buche überall reiches Lob gespendet worden. Wenn auch die neue Auflage von der vorhergehenden sich nicht stark unterscheidet, so fehlen doch nicht kleine Verbesserungen und einige nöthig gewordene Ergänzungen. Selbstverständlich hat der hochw. Herr Verfasser die seit 1885 auf diesem Gebiete gemachten Fortschritte mit Umsicht verwerthet und einzelne Partien entsprechend erweitert. So z. B. nimmt die babylonisch-assyrische Literatur gegen früher sieben Seiten mehr in Anspruch; auch die Illustrationen sind um zehn vermehrt. Vielleicht hätte die Astronomie der Babylonier infolge der neuesten Entdeckungen etwas eingehender berücksichtigt werden können; in der Literaturangabe vermissen wir die „Kosmologie" von P. Jensen (1890).

Lehrbuch der Philosophie von Dr. Constantin Gutberlet. II. Bd.: Die Metaphysik. Zweite Auflage. XIV u. 256 S. 8°. Preis *M.* 2.40. III. Bd.: Die Psychologie. Zweite Auflage. XII u. 328 S. 8°. Preis *M.* 3.60. Münster, Theissing, 1890.

Die erste Auflage des Gutberlet'schen Lehrbuches der Philosophie ist Bd. XXX. S. 320 dieser Zeitschrift eingehend besprochen worden. Es wurde ihr dabei der Wunsch mit auf den Weg gegeben, es möge das Werk „berufen sein, in die weitesten Kreise dringend einer gesunden Philosophie überall die Wege zu bahnen und so erfrischend und erneuernd auf die gesammte deutsche Wissenschaft einzuwirken". Schon im letzten Jahrgang (Bd. XXXIX. S. 317) konnte die wenigstens theilweise Erfüllung dieses Wunsches durch die Empfehlung der zweiten Auflage der „Theodicee" mitgetheilt werden. Nun liegt auch die allgemeine Metaphysik und die Psychologie in neuer Bearbeitung vor. Die erstere ist um einen einleitenden Paragraphen über die Möglichkeit der Metaphysik und einen Paragraphen über die Zahl bereichert worden. Auch außerdem findet man manche vortheilhafte kleinere Veränderungen und Zusätze; so ist z. B. dem Abschnitte über den Begriff der Substanz eine gute Widerlegung des Wundt'schen Angriffes auf die Substanz beigefügt. In der Psychologie ist der letzte Abschnitt der ersten Auflage, der über die Gerechtigkeit der ewigen Strafen handelte, weggeblieben, und hier mit Recht; denn die Schwierigkeiten sind, soweit dieselben die psychologischen Beweise für die ewige Fortdauer der Seele berühren, in dem auch jetzt Gebliebenen hinreichend gelöst. Der äußern Form nach hat die allseitige Brauchbarkeit des Buches auch dadurch gewonnen, daß die einzelnen Absätze innerhalb der Paragraphen numerirt worden sind. Auch in der theilweise veränderten Eintheilung und Folge der Abschnitte zeigt sich das höchst anerkennenswerthe Streben nach allseitiger Vervollkommnung. Doch möchten wir im Interesse des leichteren Gebrauches bei Vorlesungen, wofür das Lehrbuch unstreitig sich sehr empfiehlt, den hochw. Herrn Verfasser bitten, die jetzt gewählte Eintheilung soviel möglich in den folgenden Auflagen beizubehalten. Aufrichtig wünschen wir der zweiten Auflage rasche Vollendung und die wohlverdiente recht allgemeine Verbreitung.

Sankt Aloysius wacht! Schauspiel in drei Aufzügen von Alexander Halka. 84 S. kl. 8⁰. Wien, Verlag des kath. Waisen-Hilfsvereins, 1891. Preis *M.* 1.

Das vorliegende Heft ging uns leider zu spät zu, um es noch für das Aloysiusfest zu besprechen. Es enthält indes eine dramatisirte Legende, welche, auch zu anderen Zeiten aufgeführt, gewiß ein dankbares Publikum bei der Jugend und einfachen Volkskreisen finden wird. Zu einem armen Handwerker kommt ein Stadtherr, Inhaber eines Schulkosthauses, und beredet die Eltern, ihm den Sohn anzuvertrauen, den er auf diese Weise dem Liberalismus und der Loge zu gewinnen hofft. Der zweite Act führt uns in die Kostschule selbst und zeigt uns den armen Knaben vom Lande vor der Entscheidung, seinem Glauben durch ein Sacrileg abtrünnig zu werden. Wie endlich eine Erscheinung des hl. Aloysius den Aermsten zur Besinnung und in die Arme der Eltern zurückbringt, zeigt der Schlußact. Der Bau des Stückes ist ebenso einfach wie die Sprache, die in ihrer ungebundenen Rede nur selten jenen unnatürlich emphatischen Ton anschlägt, der uns sonst so oft die „poetische Prosa" unausstehlich macht. Die verwendeten Motive sind — dem Charakter des Stückes als eines Volks- und Jugendspieles entsprechend — sehr drastischer und starker Art; alles geht mit Siebenmeilenstiefeln, Gutes wie Schlimmes. Was wir bedauern, ist der Umstand, daß Männer- und Frauenrollen verwendet wurden, was an manchen Stellen die Aufführung verhindern wird. Das Gleiche ist der Fall bei einer ältern dramatisirten Legende desselben Verfassers: „Die heilige Odilia", welche außerdem an dem oben berührten Fehler einer etwas unnatürlichen Prosa leidet, im übrigen aber sehr geschickt angelegt und als Volksspiel sehr zu empfehlen ist.

Leben des heiligen Thomas von Aquin, Patrons der katholischen Schulen. Der Jugend gewidmet von P. Fr. Karl Anatol Joyau O. Pr. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. VI u. 384 S. 8⁰. Paderborn, Bonifaciusdruckerei, 1891. Preis *M.* 2.

Es ist in Deutschland kein Ueberfluß an Lebensbeschreibungen der Heiligen, welche geeignet wären, die studirende Jugend und überhaupt den etwas anspruchsvolleren Theil des katholischen Lesepublikums zu fesseln und in ihren berechtigten Anforderungen zu befriedigen. Dazu bedürfte es, abgesehen von den Vorzügen der Form, daß nicht der Ton der Lobrede, sondern der Erzählung oder historischen Darstellung vorherrsche; daß in den Berichten nicht durch das Wunderbare und Außerordentliche fast alles andere, mehr Lehrreiche und Nachahmenswerthe verdrängt werde; daß dem erbaulichen Elemente auch das bildende zur Seite gehe; daß die Einheit der Erzählung belebt werde durch Reichthum an Gedanken und Gesichtspunkten; daß die Darstellung der Zeitverhältnisse, Ereignisse und Personen, zu welchen der Heilige in Beziehung tritt, in historisch treuer und selbst kritischer Weise behandelt sei, so daß der junge Leser sich unbedingt auf die Richtigkeit verlassen kann. Es gibt wenige Heiligenleben, die bei solchem Verfahren so überwältigend und begeisternd zu den Herzen der Jugend sprechen würden, wie das des hl. Thomas von Aquin. Da aber leider ein solches Werk für Deutschland noch nicht geschrieben ist, so war es ein dankenswerthes Unternehmen, das von P. Joyau für Frankreich verfaßte ins Deutsche zu übertragen. Entspricht dasselbe auch nicht völlig allen aufgestellten Forderungen, so ist es doch eine der besseren Erscheinungen in diesem Zweige der Literatur. Es ist reichhaltig an schönen und fruchtbaren Gedanken und Tugendbeispielen und mit jenem Schwunge geschrieben, der die Jugend anzieht. Es kann für jugend-

liche Leser sehr empfohlen werden. Die Kapitel sind kurz, die Uebersetzung recht gut und fließend, die Ausstattung hübsch. Der das Tugendleben des Heiligen behandelnde zweite Theil ist so eingerichtet, daß er bei dreitägigen oder neuntägigen Andachten u. dgl. zugleich zur Betrachtung oder geistlichen Lesung im engsten Sinne verwendet werden kann. Einige Ungenauigkeiten in den historischen Angaben hätte man gern durch den Uebersetzer ergänzt und verbessert gesehen, ebenso die auf die Judenfrage bezügliche Stelle S. 71, welche nur deshalb so schroff lautet, weil der Sinn des hl. Thomas sehr unvollständig wiedergegeben ist. Es wären da mit opusc. 21 auch die betreffenden Stellen der Quodlibeta und der Summa II. II. qu. 10. a. 10—12 zu vergleichen.

Katholische Männer der Gegenwart in Wort und Bild. Von Johann Menzenbach, Pfarrer der Diöcese Trier. I. Lieferung. 40 S. 12°. Trier, Paulinusdruckerei, 1891. Preis 20 *Pf.*

Es sind nicht allein die hübsche Ausstattung und der äußerst billige Preis, welche das Unternehmen empfehlen, das mit dieser Lieferung seinen Anfang genommen hat. Gerade über die Männer der Gegenwart, die so oft in den öffentlichen Blättern genannt werden und bei den für die Kirche Deutschlands wichtigsten Ereignissen in den Vordergrund treten, ist es oft am schwersten, sich Auskunft zu verschaffen. Es mangeln die Hilfsmittel und Nachschlagewerke, die für alle wichtigeren Erscheinungen der Vergangenheit so reichlich vorhanden sind. Diese Lieferung enthält 10 Nummern. Beginnend mit Leo XIII., bringt sie das Bild und auf je zwei Seiten die äußeren Lebensumrisse von neun deutschen Kirchenfürsten, abschließend mit „dem geistlichen Feldmarschall an der Spitze der deutschen Armee", dem seeleneifrigen, unermüdlichen Feldpropst, Bischof Dr. Aßmann. Wie es bei „Männern der Gegenwart" nicht anders sein kann, muß leider das Beste ungesagt bleiben. Die Tugenden, Arbeiten und Verdienste der einzelnen können höchstens von weitem angedeutet werden. Man darf auf die weitere Fortsetzung des Unternehmens gespannt sein.

Die Herz-Jesu-Kirche in Graz. Von Johann Graus, Ritter des Kaiser-Franz-Joseph-Ordens, fürstbischöfl. geistl. Rath, k. k. Conservator und Obmann des christlichen Kunstvereins der Diöcese Seckau. Mit acht Tafeln und mit Illustrationen. 64 S. 8°. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria, 1891. Preis *M.* 1.40.

Im Jahre 1868 empfahl der hochwürdigste Fürstbischof von Seckau seinen Diöcesanen das Gebetsapostolat; im folgenden Jahre ermahnte er sie, sich den heiligsten Herzen Jesu und Mariä zu weihen; 1875 erbat er deren Hilfe, um in seiner Stadt eine Herz-Jesu-Kirche zu erbauen. Reiche Gaben ermöglichten 1881 den Beginn des Baues und dann dessen stetigen Fortschritt. Jetzt ist dessen Inneres wie das Aeußere fast vollendet. Der Ausschuß des christlichen Kunstvereins der Diöcese stand an der Spitze der ganzen Angelegenheit. Sein Leiter, der Verfasser vorliegender Schrift, war wie kein zweiter befähigt und berufen, die Baugeschichte und die bei der Anlage, Aufführung und Ausstattung befolgten Grundsätze darzulegen. Die Kirche bildet eine einschiffige, von Kapellen begleitete, in edlem, frühgotischem Stil hoch aufsteigende Halle. Ihr dem Herzen Jesu geweihter Hochaltar ist von einem schlanken Baldachin überragt, die Nebenaltäre sind dem Herzen Mariä und dem hl. Joseph gewidmet. In geistreichen und stilvollen Bildern veranschaulicht jedes der drei Chorfenster die Liebe einer der göttlichen Personen. Druck, Ausstattung und Bilderschmuck der Schrift

sind schön, der Text ist klar und mit ansprechender Wärme geschrieben. Kirchenvorstände und Pfarrer, welche den Neubau einer Kirche unternehmen oder leiten müssen, werden aus der Schrift nützliche Winke und Rathschläge schöpfen; den Diöcesanen von Seckau aber beweist sie, daß ihre Beiträge in der besten Art und Weise verwendet wurden zur Herstellung eines Denkmals, dessen Größe, Würde und Schönheit die heiligsten Herzen in geziemender Weise ehrt und verherrlicht.

Die Geschichte des Stiftes Münstereifel, sowie der übrigen Kirchen und Klöster der Stadt. In Beiträgen dargestellt von Ad. Plönnis, Pfarrer. Aus der rheinischen Geschichte. XIII u. 100 S. 8°. Bonn, Hanstein, 1891. Preis *M.* 1.50.

Um das Jahr 835 erbaute Abt Marquard von Prüm das Kloster Münstereifel, dem er 844 aus Rom die Reliquien der hll. Chrysanthus und Daria brachte. Der Verfasser theilt die alten lateinischen Berichte über das Leben, das Leiden und die Wunder dieser Blutzeugen in deutscher Uebersetzung mit und führt die Erzählung über die Schicksale ihrer Reliquien bis in unsere Zeit herab. Im zweiten Abschnitt beschreibt er die aus dem 11. Jahrhundert stammende Anlage der Stiftskirche, deren Umbau, Schätze und Altäre. Der dritte Abschnitt bietet die bis jetzt ungedruckten Statuten des Stiftes in lateinischer Sprache, jedoch leider fast ohne Unterscheidungszeichen und in der alten Orthographie. Zuletzt gibt der Verfasser Nachrichten über Kirchen und Klöster der Jesuiten, der Salvatorschwestern, der Kapuziner, der Karmelitessen und des Marienhospitals zu Münstereifel. Seine „Beiträge" sind aus Vereinsvorträgen entstanden, für seine Mitbürger bestimmt und dem Pfarrer der Stadt gewidmet. Aber auch Auswärtige werden dadurch über eine alte, denkwürdige Stiftung sich mit Nutzen unterrichten können.

Heinrich VIII. und die englischen Klöster. Zur Beleuchtung der Geschichte ihrer Aufhebung. Von Franz Aidan Gasquet O. S. B. Aus dem Englischen von P. Thomas Elsässer aus der Beuroner Benediktinercongregation. Zweiter Band. 410 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1891. Preis *M.* 8.

Die Uebersetzung von Gasquets interessantem Werk ist mit diesem Bande vollendet. Sie ist so gewissenhaft besorgt, daß sie das Original vollständig ersetzt. Eine Reihe von Anmerkungen, durch welche der Uebersetzer manche dem deutschen Leser ferner liegende Begriffe, Redensarten und Wortspiele zu erläutern sucht, gibt ihr selbst für den des Englischen kundigen Leser vor dem Original noch einen gewissen Vorzug. Dagegen steht allerdings an formeller Schönheit die Uebersetzung hinter dem Original weit zurück, da der Verfasser sich allzu eng an den Satzbau und die Ausdrucksweise seiner fremden Vorlage angeschlossen hat. Das macht die Lesung nicht immer angenehm, bietet aber dafür die Sicherheit, daß der Inhalt auch voll und ganz wiedergegeben werde.

Leben der Heiligen für das katholische Volk. Mit kirchlicher Druckerlaubniß. Aachen, Rudolf Barth, 1891. Preis geb. *M.* 1.50.

Der in der Ueberschrift wörtlich gegebene Titel mit der Preisangabe und ohne Name des Verfassers beweist schon, daß es sich hier um ein für den Massenvertrieb hergestelltes Buch handelt. Es ist in der That so billig, daß es keine Concurrenz zu scheuen hat. In einem befriedigenden Einbande nicht weniger als VIII und 504 Seiten in 8° für anderthalb Mark! Der Inhalt ist gut, denn er ist ein Auszug

aus dem bei J. Mathes in Stolberg erschienenen Werke: „Kurzer Lebensabriß der Heiligen auf jeden Tag des Jahres nebst Erwägungen und Gebeten von A. Höhne, Pfarrer in Düsseldorf.“ Hier sind die Erwägungen und Gebete weggelassen. Der Leser erhält darum für jeden Tag des Jahres die etwa eine Seite lange, leicht verständliche und nützliche Lebensbeschreibung eines Heiligen. Neben der warmen Empfehlung dieses Buches geben wir gern unserer Freude darüber Ausdruck, daß die katholischen Verleger sich mehr und mehr bemühen, unserem Volke zu möglichst billigem Preise gute Bücher zu liefern.

Lebensbilder katholischer Erzieher. Herausgegeben von Dr. W. E. Hubert. III. **Die heilige Angela Merici,** Stifterin der Ursulinerinnen. VIII u. 163 S. kl. 8°. Mainz, Kirchheim, 1891. Preis *M.* 1.50.

Es ist allerdings nicht so sehr das Lebensbild der Erzieherin, als der an Wundern und Gnaden überreiche Pilgerlauf einer auserwählten Heiligen. Indessen wird das vierte Buch auch christlichen Erzieherinnen manche fruchtbare Anregung bieten, die ganze Schrift aber allen Christen einen Spiegel jeglicher Tugend vor Augen halten. Das Leben der hl. Angela ist schon deshalb von Interesse, weil es eine Reihe von Heiligengestalten, wie Hosanna Andreassi, Stephanie Quinzani und Angela selbst in ihrem gottbegeisterten Wirken zeigt zu einer Zeit, die von den Geschichtsentstellern als die Periode tiefster Versunkenheit der ganzen Kirche dargestellt zu werden pflegt. Im ganzen ist die Erzählung gefällig, die Darstellung übersichtlich. Nur zuweilen verräth die Sprache den engen Anschluß an ein ausländisches Muster (z. B. S. 31: die „Passionspunkte“). Daß die hl. Ursula „Aebtissin eines Klosters in England und Lehrmeisterin von Jungfrauen“ war, entspricht wohl nicht der überlieferten Legende.

1. **Ludwig Windthorst.** Zur Erinnerung an sein Leben und Wirken. Verlag und Druck von J. P. Bachem in Köln. 46 S. 12°. Preis 20 *Pf.*
2. **Ludwig Windthorst** in seinem Leben und Wirken von Johann Menzenbach, Pfarrer der Diöcese Trier. 128 S. kl. 8°. Trier, Paulinusdruckerei, 1891. Preis 50 *Pf.*
3. **Ludwig Windthorst.** Ein Lebensbild von Paul Majunke. 51 S. 8°. Frankfurt a. M., Fösser, 1891. Preis 50 *Pf.*, 12 Exemplare *M.* 1.80, 100 Exemplare *M.* 10.

1. Eine Gelegenheits-, aber keineswegs eine Alltagsschrift, sondern über Erwarten gehaltvoll und lehrreich, zeigt das kleine Büchlein überall den erfahrenen Kampfgenossen des dahingeschiedenen Centrumsführers, der das, was er selbst durchgelebt und im Herzen empfunden hat, auch gut zu erzählen weiß. Bei einem solchen Gewährsmann will man gern noch einmal der Ueberzeugung sich bewußt werden, daß in Windthorst „nicht nur ein großer, sondern auch ein guter Mann gestorben ist“. Der einzige Vorwurf, den man dem Schriftchen machen möchte, ist, daß es allzu kurz, daß der Verfasser, der so viel und so schön zu erzählen weiß, so karg ist in der Mittheilung. Das Schriftchen ist vortrefflich.

2. Eine fleißige und pietätsvolle Zusammenstellung alles dessen, was über den großen Centrumsführer Bemerkenswerthes in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Dem katholischen Volke, wie dem späteren Geschichtschreiber ist damit ein angenehmer Dienst erwiesen worden. Drei hübsche Abbildungen und ebenso viele Nachbildungen von Windthorsts Unterschrift zieren die billige Volksschrift.

3. Skizzen und Streiflichter aus Windthorsts Parlamentsleben sind es hauptsächlich, die ein ehemaliges Centrumsmitglied, der frühere hochverdiente Redacteur der „Germania", Dr. Majunke, dem alten Führer als Scheidegruß auf die Bahre legt. Er schöpft dabei aus dem Schatze seiner persönlichen Erinnerungen, wie seiner reichen publicistischen und parlamentarischen Erfahrungen und bietet daher manches Neue und Interessante. Die eine oder andere Bemerkung (wie S. 197) hätte man vielleicht lieber unterdrückt, auch einige Druckfehler (wie Kaldenkirchen als Windthorsts Geburtsstadt) gern vermieden gesehen. Der wiederholt stark hervorgehobene Gedanke (S. 196. 223) von politischen „Gegenschlägen" und den „zwei Hieben zurück" für jeden Schlag auf kirchlichem Gebiet hätte wohl einer Einschränkung bedurft. Besonders dankenswerth ist, was Dr. Majunke gegenüber den in außerkirchlichen Kreisen herrschenden Vorurtheilen über die Lauterkeit von Windthorsts Gesinnung ausgeführt hat. Wer das Schriftchen liest, wird gern das Schlußwort unterschreiben: „Daß es einer ist, unter dessen Büste der Bildhauer schreiben muß: Er war — katholisch!"

Erzählungen für das Volk. (Empfohlen vom Verband „Arbeiterwohl.") M.-Gladbach, A. Riffarth, 1891.

Nr. 1. **Opfer der Verführung.** Erzählung von Wilhelm Koch. 76 S. 12°. Preis 20 *Pf.*

Nr. 2. **Von Stufe zu Stufe.** Erzählung von Heinrich Keiter. **Am Mutterherzen.** Von Leonz Niderberger. 80 S. 12°. Preis 20 *Pf.*

Wie die Socialdemokratie durch alle Mittel der Agitation und der Presse ihre verderblichen Lehren unter das Volk zu bringen sucht, so ist es Pflicht der Gutgesinnten, durch Wort und Schrift gegen dieselben Stellung zu nehmen und die arbeitende Klasse über die Fallstricke, die man ihr legt, aufzuklären. Ganz besonders eignen sich dazu kurze, populäre und wohlfeile Erzählungen, wie sie in den vorliegenden Heftchen die thätige Riffarth'sche Verlagshandlung verbreitet. Dieselben sind deshalb mit Recht von dem Verband „Arbeiterwohl" empfohlen, und wir möchten ihre Verbreitung, wenn sich, woran wir nicht zweifeln, die nachfolgenden Heftchen den beiden ersten würdig anschließen, unter der arbeitenden Bevölkerung warm befürworten. Die erste Erzählung: „Opfer der Verführung" ist in jeder Beziehung mustergiltig. Da wird vor unseren Augen ein braver Arbeiter von einem nichtswürdigen socialdemokratischen Agenten umgarnt und Schritt für Schritt ins äußerste Elend gebracht, bis ihm endlich die Augen aufgehen und er erkennt, auf welcher Seite die wahren Freunde, auf welcher die schlimmsten Feinde der Arbeiter stehen. Ganz besonders zu loben sind die in den Gesprächen geschickt eingestreuten und glänzend widerlegten Schlagworte und Irrthümer der Socialdemokraten. — Auch die Erzählung Heinrich Keiters: „Von Stufe zu Stufe" ist recht gut und ganz geeignet, ein abschreckendes Beispiel gegen die traurige Leidenschaft des Schnapstrinkens, welche unter den Arbeitern so viele Opfer fordert, zu bieten. Es ist ein düsteres und unerquickliches Gemälde, in welchem ein Fabrikarbeiter mit seiner Familie „von Stufe zu Stufe" bis ins Gefängniß hinabsinkt, weil er sich der Schnapsflasche überläßt. Die kurze Skizze von Leonz Niderberger (7 Seiten): „Am Mutterherzen", die dem zweiten Heftchen beigegeben ist, hätten wir gerne weiter ausgeführt gesehen; das schöne Motiv wäre dann mehr zur Wirkung gelangt. Aber auch in dieser knappen Form weist sie darauf hin, daß das Gebet einer Mutter schon manchen verlorenen Sohn auf bessere Wege zurückgeführt hat.

Prinz und Page. Eine Erzählung aus dem letzten Kreuzzuge für die reifere Jugend. Aus dem Englischen des Verfassers von „The Heir of Radcliffe“. Uebersetzt von G. L. 295 S. 8⁰. Köln, J. P. Bachem, 1891. Preis *M.* 3.

Eine recht gute historische Erzählung, sittlich rein und reich an farbenprächtigen Schilderungen aus der Zeit des schwachen Heinrich III. von England und dessen Sohn Eduard I. Der „Page“ ist ein Sohn Simon von Montforts, jenes Grafen von Leicester, der an der Spitze der Barone den König gefangen nahm, später aber von Kronprinz Eduard, dem „Prinzen“ unserer Erzählung, besiegt wurde. Durch die Treue des „Pagen“, eines durchaus edlen Charakters, wird der Verrath seiner Brüder glänzend gesühnt. Besser würde wohl die Erzählung mit dem Opfertode Richard von Montforts schließen, der doch der eigentliche Held ist. Ueberhaupt tritt das Erzählungstalent etwas hinter das Talent des Beschreibens und Schilderns zurück, das in manchen glänzenden Auftritten des damaligen Ritterthums einen reichen Stoff findet.

Zeitbilder in Erzählungen aus der Geschichte der christlichen Kirche. II. Sabinianus und die ersten Apostel Galliens. Von C. Guenot. Dritte, neubearbeitete Auflage. 246 S. 8⁰. Köln, J. P. Bachem, 1891. Preis *M.* 2.

„Das Werden und Wachsthum, das Leiden und Streiten der Kirche in Erzählungen darzustellen, ist keine neue Idee. Sie ist, wie aus der Vorrede zur ‚Fabiola‘ zu ersehen, von Cardinal Wiseman angeregt worden, als man den nunmehr Verewigten von der beabsichtigten Herausgabe einer ‚Katholischen Volksbibliothek‘ in Kenntniß setzte... Der Plan blieb leider unausgeführt. Jetzt ist er von einem Kreise französischer Schriftsteller wieder aufgegriffen worden.“ So lesen wir in der Vorrede. Daß dieser Plan auch in Deutschland begeisterte Aufnahme gefunden, geht nicht nur aus der erfreulichen Thatsache hervor, daß die 12 Bändchen der deutschen Uebersetzung oder Bearbeitung alle schon in zweiter oder dritter Auflage erschienen, sondern auch daraus, daß außerdem eine bedeutende Anzahl ähnlicher Erzählungen mit größerem oder geringerem Geschicke verfaßt wurden. Allerdings muß man eingestehen, daß, so schön der Plan, ebenso schwierig auch dessen Ausführung ist, und daß die Höhe der „Fabiola“ nie mehr erreicht wurde. Auch von „Sabinianus“ wird das niemand behaupten wollen; trotzdem enthält die Erzählung schöne Züge und viel Belehrendes.

Es sei hier noch bemerkt, daß die deutsche Uebersetzung von Wisemans „Fabiola“ soeben in 19. und diejenige von Newmans „Kallista“ in 6. Auflage erschienen ist. Beide gehören dem Verlage von J. P. Bachem in Köln an.

Notice sur M. Hippolyte Carnot par M. Lefèvre-Pontalis, Membre de l'Institut de France. Académie des sciences morales et politiques. 48 p. 8⁰. Paris 1891.

Dieser kurzgedrängte, aber geschmackvoll verfaßte Ueberblick über Leben und Werke Hippolyte Carnots, des Vaters des jetzigen Präsidenten der französischen Republik, bietet immerhin mancherlei Reiz. H. Carnot, merkwürdig mehr durch seinen Vater und seinen Sohn, als durch die eigene politische Laufbahn, ist bekannt als

der „Archivist der französischen Revolution“ und der Biograph mehrerer ihrer Helden. Von dem berüchtigten Abbé Gregoire, von dem er selbst gesteht, daß seine revolutionäre Ueberspanntheit manchmal bis zur Raserei sich steigerte, hat er nahezu ein Heiligenleben geschrieben, das in dem Satze gipfelt: „Wäre die Kirche ihren Traditionen treu geblieben, so müßte sie ihn als Heiligen verehren.“ Und doch hat das Bild Carnots selbst etwas Wohlthuendes auch für den Katholiken, nicht nur wegen des patriarchalisch schönen Familienlebens und der edlen Philanthropie, die in der Familie Carnot erblich, sondern mehr wegen eines Zuges echten und wahren Freisinnes, wie er heutzutage so selten ist. Obgleich nicht bekenntnißgläubig, ist er kein Feind der Religion oder Confession, er beschäftigt sich gern mit religiösen Gedanken. Als Minister will er weder Verfolgung noch Chikane oder Knechtung der Geistlichkeit. Er will die öffentlichen Processionen nicht verhindert, die katholischen Privatschulen nicht unterdrückt haben. Als es sich um Gehaltsperre gegen „renitente“ Geistliche handelt, bezeichnet er solche Maßnahmen als „der Regierung unwürdig“. In der Biographie seines Vaters, die er seinen Söhnen gewidmet hat, um sie für ihr ganzes Leben auf das Beispiel des Großvaters hinzuweisen, legt er noch Nachdruck darauf, sie zu warnen vor „hochfahrender Glaubenslosigkeit und schwarzgalliger Intoleranz“.

Leitfaden bei dem Unterrichte in der vergleichenden Erdbeschreibung für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Von Professor **Wilhelm Pütz**. Zweiundzwanzigste, verbesserte Auflage, bearbeitet von F. **Behr**, Professor a. D. XVI u. 235 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis *M.* 1.20; geb. *M.* 1.55.

Dieser Titel ist die beste Empfehlung des Buches. Der verdiente Herausgeber, welcher die sechs letzten Auflagen besorgt hat, ist unermüdlich im Vervollkommnen und Berichtigen. In dieser neuesten Ausgabe ist die Behandlung der politischen Verhältnisse beschränkt, die der natürlichen erweitert. Ein Anhang von Tabellen gibt eine Uebersicht über Größe und Bevölkerung der (wichtigsten) Staaten oder Länder der fünf Welttheile, Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, über Einwohnerzahl der größeren Städte, Länge der Flüsse und Höhe der Berge. Für richtige Aussprache fremder geographischer Namen werden schätzenswerthe Winke gegeben. Hier sei aber bemerkt, daß der im Dänischen durch aa bezeichnete Laut sich durch deutsche Lautzeichen gar nicht wiedergeben läßt; das S. 176 gewählte ô entspricht nicht. Röskilde (ebenda) ist unrichtig; der Däne schreibt Roeskilde, spricht Roskilde. Mit welchem Recht Odense noch als „zweite Stadt des Reiches“ bezeichnet werden kann, seitdem Aarhus, wie richtig bemerkt wird, sich zur „zweitgrößten Stadt des Reiches“ emporgeschwungen hat, ist unerfindlich.

Miscellen.

Die Britische Bibelgesellschaft an der Arbeit. Die Thatsache, daß von der genannten Gesellschaft in dem einen Jahre 1889/90 nahezu 4 Millionen Bibeln (ganz oder in einzelnen Partien) zur Vertheilung kamen, und daß die wohlorganisirte Thätigkeit der Gesellschaft fast über alle Länder der Erde sich erstreckt, genügt, um ihr als einer beachtenswerthen Culturerscheinung einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ausgesprochener Zweck der Gesellschaft ist, „die weitere Verbreitung der Heiligen Schrift ohne Anmerkung und Commentar zu fördern" (natürlich in specifisch protestantischer Uebersetzung). Der Wahrnehmung, daß viele dieser Bibeln sehr überflüssiger- und vergeblicherweise vertheilt werden, vermag man sich nicht zu entziehen; aber man tröstet sich: „Wenn man sagen wollte, ganze Massen dieser Geistesboten würden vernachlässigt oder zerstört, sie verlören sich, ohne Spur zurückzulassen, gleich dem Blatt im Herbste, und gleich dem verlorenen Samen im Frühling gehörten sie der Verwesung an, so möge man eingedenk bleiben, daß es selbst in der stofflichen Natur ein weiter reichendes Gesetz gebe als das der Vernichtung und ein tiefer greifendes als das des Zerfalles. Es ist die Erhaltung aller Kraft, es ist das Fortbestehen alles Stoffes. Das Blatt wird übergehen in andere Gestalt, der Same wird den von Gott ihm bestimmten Platz zu finden wissen — selbst im Vergehen werden sie Ihn loben, dem alles dient, was da ist."

Man kann nicht behaupten, daß dieser schöne Trost wohlfeil erkauft wäre. Die Gesellschaft verausgabte für solche „Herbstblätter" und „Frühlingssamen" im Verlaufe dieses einen Jahres 227 566 Pfd. Sterl. 8 d (4 541 321 M.), wovon nur 98 198 Pfd. 19 Sh. 10 d (1 963 979 M. 50 Pf.) durch den Verkauf von Bibeln gedeckt, alles übrige durch freiwillige Beiträge aufgebracht wurde, oder als Deficit für später zu decken bleibt. Das Deficit, welches 1888 nur 260 179 M. betrug, ist 1889 auf 309 770 M. 50 Pf. gestiegen.

Dieser Ausfall ist jedoch keineswegs der Abnahme des Interesses und dem Geringerwerden der Unterstützung zuzuschreiben. Gab es auch an Vermächtnissen um etwa 100 000 Mark weniger als im Vorjahre, und ist der Verschleiß an Bibeln für Großbritannien selbst im Rückgang begriffen, so nimmt doch die Zahl der freiwilligen Beiträge fortwährend zu (im letzten

Jahre um 20 000 M.), und der Verschleiß im Auslande ist im Steigen. Indes die Verwaltung der Gesellschaft, weit entfernt, mit ihrer enormen Einnahme zufrieden zu sein, erklärt, daß es noch an Großmuth des Herzens fehle, und daß die „Freunde der Bibel" nicht ruhen dürften, bis die Einnahmen mit den großartigen Aussichten und Leistungen der Gesellschaft in Uebereinstimmung gebracht wären. Und in der That, die „Leistungen" der Gesellschaft sind stark in der Zunahme: 1880 wurden nur 2 780 362 Bibeln in Umlauf gesetzt, 1888 bereits 3 677 204 und 1889 endlich 3 792 263, mithin ein Mehrabsatz von 115 059 Exemplaren in einem einzigen Jahre. Der Absatz für 1889 vertheilt sich, wie folgt:

	Ganze Bibeln.	Ganze Testamente oder Neues Testam. u. Psalmen.	Einzelne Theile.
London (für In- und Ausland)	660 528	798 770	254 022
Auswärtige Depots . . .	175 677	588 448	1 314 818

Es ist von Interesse, dem Schicksal dieser Bibeln genauer nachzugehen. Ihre Vertheilung läßt sich, soweit die Ziffern für Uneingeweihte zugänglich sind, in folgender Weise darstellen:

	Gesammtvertrieb 1889.	Gesammtvertrieb 1888.	Verkauf durch Colportage 1889.	Verkauf durch Colportage 1888.
Frankreich	419 009	123 806	55 512	58 927
Spanien	51 906	47 413	30 938	27 317
Italien	—	—	95 328	—
Deutschland	—	—	55 000	—
Belgien	—	—	11 646	10 570
Oesterreich-Ungarn . . .	—	—	91 151	90 887
Türkei	38 092	37 256	—	—
Aegypten ꝛc.	19 203	18 790	—	—
Rußland (nur das Centrum — Petersburg) .	311 264	290 257		
China (in drei Agenturen) ungefähr	226 000	—	—	—
Japan	23 852	37 703	—	—

In Frankreich scheint also die Gesammtverbreitung ungeheuer zugenommen zu haben, obgleich die Colportage um 3415 Exemplare weniger betrug als im Vorjahre. Dafür aber wurde über eine Viertelmillion von Exemplaren an die Besucher der Weltausstellung gratis vertheilt. Dieser Massenverbreitung von Bibeln schreibt der Hauptagent M. Monod es zu, daß „die Richtung im Denken und Leben des Volkes ganz augenscheinlich weniger irreligiös sei, als noch vor wenigen Jahren".

Ueber Spanien weiß der Agent Mr. Jameson zu berichten: „Die Macht der Priesterschaft ist in rapidem Niedergang; der nackte Nationalismus ist in Ausbreitung; die Bibel kommt allmählich, aber stets mehr in die Hand des Volkes und gewinnt Einfluß auf sein Leben." Die Britische Bibelgesell-

schaft ist der einzige Hebel zur Ausbreitung der evangelischen Wahrheit, und „wenn je die Halbinsel evangelisch wird, gebühren Dank und Ehre dafür zum großen Theil der Bibelgesellschaft“.

In Italien hat der Vertrieb der Bibel dieses Jahr die höchste bisher dagewesene Ausdehnung erlangt. Die Gesammtzahl der in Umlauf gesetzten Bibeln wird jedoch nicht angegeben. Die Aussichten sind gut: „Der Zwiespalt zwischen Regierung und Vatican ist schroffer denn je.“ „Die Herstellung der politischen Einheit ist nicht ein letzter, sondern ein erster Schritt“ (!). „Wir haben Italien gemacht,“ sagte Massimo d'Azeglio, „wir müssen jetzt auch die Italiener bilden.“ Die Bibelgesellschaft glaubt sich dazu auf dem besten Wege; denn ihre Anstrengungen, „die Schrift zu einem Haushaltbuch zu machen von den Alpen bis nach Sicilien, sind mit jedem Jahre mehr mit Erfolg gekrönt“.

Ueber Deutschland berichtet der Agent Mr. Watt in triumphirendem Tone: Es ist „das Jahr, in welchem die Verbreitung des Wortes Gottes als gedrucktes Buch zum höchsten Grade stieg, der je in Deutschland erreicht wurde“. Der Absatz aller Bibelgesellschaften zusammen, deutscher wie auswärtiger, betrug in dem einen Jahre über 600 000 Exemplare (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXIX. S. 106). Merkwürdig ist, daß trotz des stark vermehrten Absatzes der deutschen Bibelgesellschaften jener der Britischen keineswegs zurückgegangen ist. Mit nur 27 Colporteuren hat dieselbe um 25 000 Exemplare mehr abgesetzt als 1881, wo sie noch 58 Colporteure im Dienste hatte. Dabei ist ihre Sorgfalt hauptsächlich den Katholiken zugewendet. Denn da die deutschen Bibelgesellschaften nach ihren Statuten nur die deutschen Protestanten mit Bibeln versehen wollen, so blieben die 17 Millionen Katholiken und die nicht deutsch sprechenden Preußen ohne die Hilfe der Britischen Bibelgesellschaft des Wortes Gottes beraubt. „Allüberall — von Posen an der östlichen Grenze, wo man die polnische Zunge hört und die slavischen Gesichtszüge erkennt, angefangen, in Schlesien, Bayern, Ost- und Westpreußen, bis nach Baden und an den Rhein vollbringen unsere Leute ihr begeisterndes, aber oft schwieriges Werk.“ Die Gesellschaft hat hier nicht bloß zu kämpfen mit der „katholischen Intoleranz“, sondern auch mit einer weit schlimmern Macht, der Freigeisterei. Ein Trost bleibt bei all diesen Schwierigkeiten für sie der gute Fortschritt der Britischen Gesellschaft bei der deutschen Armee. Hier allein hat sie in dem einen Jahre 1889 etwa 35 000 Exemplare abgesetzt. (Die etwas unklare Aushebung aus dem amtlichen Bericht des Mr. Watt legt wenigstens die Auffassung nahe, als seien 35 000 Bibeln von der Britischen Gesellschaft allein ausgetheilt worden und noch sehr viele andere von anderen Gesellschaften. In dem officiellen, für Deutschland ausgegebenen Bericht hingegen werden nur 7580 als von der Britischen Gesellschaft an die Armee vertheilt angegeben. Es könnte sein, daß man in Deutschland gerade diese Rubrik nicht nach ihrer ganzen Ausdehnung bekannt machen wollte. Andernfalls läge ein Mißverstehen des Berichtes vor.) Dabei werden zwei Umstände besonders hervorgehoben: „die Theilnahme an dieser Arbeit (Versorgung der Armee mit Bibeln) durch eine stets wachsende Zahl

von (verschiedenen, auch deutschen) Bibelgesellschaften" und „die warme Unterstützung durch viele der commandirenden Officiere, von denen manche sogar den Preis erlegen für die Exemplare, die ihrer Mannschaft ausgetheilt werden sollen".

In Oesterreich-Ungarn scheint, dem Berichte zufolge, die Armee weniger „fromm" zu sein. Dagegen wird das Entgegenkommen der Civilbehörden gegen die Bibelcolporteure merklich betont. Große Erfolge sollen in der habsburgischen Monarchie erzielt sein: „Man hat Belege, daß der Geist ernster Forschung an vielen Orten erwacht.... Die Beispiele kommen von allen Theilen des Reiches, und der Agent Mr. Millard hebt hervor, daß dies auch an Orten der Fall sei, wo bis jetzt nur wenige solche glückliche Erfolge beobachtet werden konnten."

Der bedeutendsten Fortschritte rühmt man sich in Rußland. Sowohl das russische Volk im großen, wie namentlich die russischen Soldaten, sollen überall mit wahrer Begier die Bibel annehmen und die Colporteure begünstigen. In der einzigen Centralagentur von Petersburg wurden hoch über 300000 Exemplare verbreitet, in einer neu errichteten Unteragentur innerhalb sechs Monaten 18000, namentlich infolge der Bemühungen Dr. Bäckers unter den Verbannten und Gefangenen Sibiriens. Innerhalb sechs Jahren hat man bereits das siebente Hunderttausend von russischen „Volks-Testamenten" an den Mann gebracht. Auch der Süden des russischen Reiches geht nicht leer aus. Oestlich vom Schwarzen Meere verbreiten sieben Colporteure jährlich ungefähr 14000 Exemplare. Dank ihren guten Beziehungen zu den russischen Truppen vermögen die Boten der Bibelgesellschaft vorzubringen bis zu den Grenzen von Afghanistan. Im Jahre 1889 wurden verbreitet:

In Tschardjui am Oxus .	830	Bibeln	In Kerki an der Afghan-Grenze	316	Bibeln
„ Askabet	560	„	„ Samarkand	218	„
„ Merw	470	„	„ Buchara	145	„

Von dem Gang der Geschäfte in China ist dagegen die Verwaltung weniger befriedigt. Im ganzen himmlischen Reiche wurden kaum so viele Bibeln verbreitet, als bei der Pariser Ausstellung an die Besucher gratis vertheilt wurden, etwa eine Viertelmillion. Der Geschäftsführer der Gesellschaft (Editorial Superintendent), Dr. Wright, ist daher für Mai 1891 nach China beordert worden, um bei der Versammlung der Missionäre weitere Maßnahmen zu berathen.

In Japan ist gleichfalls Rückgang des Geschäftes.

Um so enthusiastischer lauten die Nachrichten aus Indien. Im Penschab allein sind um 15000 Exemplare, d. h. doppelt so viele Bibeln abgesetzt worden als im Vorjahre. „Aber bedeutungsvoller als dies dürfte der stille Einfluß von 266 Bibelweibern sich erweisen, welche in Indien und Ceylon von der Gesellschaft besoldet werden, und durch deren Vermittlung unter den Zenanas und ihren eingeborenen Schwestern die Verbreitung von 7000 Bibeln

des Vorjahres für 1889 auf 10 000 gestiegen ist. Denn jetzt, wie in frühen Jahrhunderten, — im Osten, wie dereinst im Westen, kann es nicht anders sein, als daß die christliche Frau, die ihre alte Stellung süßer Oberherrschaft (!) wieder gewonnen hat, ihren unvergleichlichen Einfluß übe und die Kindheit der Kirche ihres Volkes pflege, wie sie allein zu pflegen versteht, während diese langsam zur Blüte erstarkt."

Für schlechte Erfolge in Canada und Südamerika bot Australien, Neuseeland, Oceanien, namentlich der Malayische Archipel reichen Ersatz. Die Verausgabung malayischer Bibeln hat sich in einem Jahre verdoppelt. In Singapore allein wurden statt der 33 000 des Vorjahres über 48 000 Exemplare losgeschlagen.

Also jährlich Tausende von Menschen fast ausschließlich damit beschäftigt und Millionen europäischen Geldes dafür verausgabt, meist recht schlecht gelungene Uebersetzungen eines Buches über die ganze Welt hin zu verschleudern, zu dessen Verständniß vielerorts jegliche Grundlage fehlt! Die Naivetät, mit der man sich von solcher Massenverbreitung unfehlbare Erfolge verspricht und der demnächstigen Protestantisirung der ganzen Welt zuversichtlich entgegenblickt, erinnert an gewisse pathologische Erscheinungen. Ist es wirklich ein gedrucktes Buch, dessen unsere kranke Welt bedarf? Werden dadurch die Massen gehoben, ihr Loos verbessert, ihr sittliches Denken geläutert, daß man ein Buch unter sie wirft — ein Buch mit sieben Siegeln, ein Buch, das der Gefahr des Mißbrauchs weit mehr ausgesetzt ist als fast jedes andere? Die Apostelgeschichte (c. VIII) erzählt, wie die Jünger des Weltheilandes „durch das Land zogen, das Wort Gottes predigend", und wie die Schaaren „aufmerkten und einmüthig zuhorchten", wie sie dann getauft wurden, und die Apostelfürsten kamen, ihnen die Hände aufzulegen unter Anrufung des Heiligen Geistes.

Das hat auch der gelehrte Göttinger Professor Lagarde eingesehen, dem man in protestantischen und insbesondere in bibelfreundlichen Kreisen Verständniß und Autorität doch nicht vollständig wird absprechen wollen. Er schreibt: „Immer soll der Theologe wissen, daß es die Sache ist, worauf es ankommt, nicht der Bericht über die Sache, nicht ein Buch, welches nur da Werth hat, weil es nur da wirklich verstanden wird, wo gegenwärtiges Leben hell genug brennt, um des Buches verblichene Schrift durch sein Licht lesbar zu machen.... Mit einem Satze: Kirche brauchen wir und Theologie, nicht Bibel" (Die revidirte Lutherbibel des Halle'schen Waisenhauses, Göttingen 1885, S. 38).

Ein österreichischer Anti-Habsburger als Historiker. Die berühmte „objective Geschichtschreibung" unserer Tage hat schon manches eigenthümliche Phänomen zu Tage gefördert. Im vorigen Jahre haben die wackeren „gelben Hefte" wieder auf ein solches hingewiesen, indem sie auf das neue Geschichtswerk eines k. k. Professors einer österreichischen Universität aufmerksam machten, der sein Bestes thut, die großen Gestalten des österreichischen Kaiserhauses herabzusetzen und unter der Flagge des Deutschthums einige der

pflichttreuesten und fleckenlosesten Herrscher, die je eine deutsche Krone getragen, zu verkleinern. Es scheint fast, als ob es erst noch der Geschichtskünste bedürfte, um das Ansehen der Dynastien bei den Völkern zu schwächen. Die Leistung des österreichischen Professors war so stark, daß nun sogar v. Sybels „Historische Zeitschrift" Bd. LXVI, S. 559 dagegen Stellung nehmen zu sollen glaubt. In der Besprechung der „Deutschen Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königthums" I. von Hans v. Zwiedineck-Südenhorst heißt es dort unter anderem:

„Was wir dem Verfasser als Vorwurf anrechnen müssen, ist, daß er auch dort, wo er klar sehen konnte, wo ihm eine entsprechende Anzahl von Mittheilungen vorlag, zu falschen Urtheilen gelangt ist, daß er an die Beurtheilung der Ereignisse und Personen manchmal voreingenommen herantrat, daß er nicht immer davon ausging, sich aus den Documenten eine Ansicht zu bilden, sondern in den Documenten die Beweise für seine von allem Anfange an feststehende Ansicht zu suchen... Der härteste Vorwurf aber, der das Werk Zwiedinecks trifft, ist, daß in demselben ein ungerechtes Urtheil über die Politik des Wiener Hofes und über den Kaiser gefällt wird. Wir sagen ausdrücklich: ein ungerechtes Urtheil. Eine gerechte, wenn auch noch so strenge Beurtheilung hätte Referent gewiß gebilligt. Es gibt nur eine Wahrheit, und das Ziel der historischen Wissenschaft muß, wie das jeder andern, die Aufsuchung der Wahrheit sein. Was Verderbliches, Falsches, Unrichtiges an der Politik des Wiener Hofes war — und es war sehr viel von alledem vorhanden —, möge offen an den Tag gelegt werden, aber eben nur die Wahrheit. Wir fragen, welche Belege hat Zwiedineck für seine, die Wiener Regierung vernichtende Behauptung, ‚daß der Kaiser und die edlen Mitstände des Heiligen Römischen Reiches es gerne gesehen hätten, wenn der Friede von St. Germain nicht geschlossen worden und der Marschall Crequi nach Berlin marschirt wäre'? Daß der Wiener Hof das Aufkommen des Berliner Hofes mit scheelen Augen ansah, ist richtig; daß man dem Stande des Reiches, der einem über den Kopf zu wachsen drohte, die Demüthigung gönnte, ist gewiß; daß man aber den Vormarsch der Franzosen nach Berlin gern gesehen hätte, ist eine Behauptung, für die uns Zwiedineck den Beleg gewiß nicht wird bieten können. Und wie will Zwiedineck es mit seinem historischen Gewissen vereinbaren, wenn er im Anschluß an die oben angeführte Bemerkung die folgende niederschreibt: ‚Von allen Fürstenhäuptern, mit denen Friedrich Wilhelm (der große Kurfürst) zu verkehren gehabt hatte, war König Ludwig (XIV.) der anständigste; treulos und hinterlistig hat er nie an ihm gehandelt'? Und ebenso unrichtig und unbegründet wie diese Behauptungen sind viele andere, welche Zwiedineck über (Kaiser) Leopold (I.) und seine Regierung vorbringt. Der Persönlichkeit Leopolds ist Zwiedineck in keiner Weise gerecht geworden. Sein Urtheil über Leopold ist — soweit er nicht die Zeitgenossen des Kaisers es sprechen läßt, sondern selbst abgibt — keineswegs zutreffend. Man mag über die geistige Capacität, sowie über den Grad der Anerkennung, der dem Wirken dieses Herrschers zu zollen ist, noch so verschiedener Ansicht sein, so, wie Zwiedineck über ihn urtheilt, wird man,

auch auf Grundlage des gedruckten Materials, nicht mehr urtheilen dürfen. Und ebenso verhält es sich mit der Charakteristik Auerspergs und anderer österreichischer Staatsmänner. Auch über die Charakteristik der außerösterreichischen Staatsmänner ließe sich so manches bemerken, ebenso über die Darstellung gewisser Ereignisse... Was wir von dem Verfasser fordern, ist ausschließlich, daß er bei der Fortsetzung seines Werkes ... vorurtheilsfrei an die Betrachtung der Personen und Dinge herantrete und Lob und Tadel nicht nach vorgefaßter Meinung vertheile."

Die Philosophie des „wissenschaftlichen“ Socialismus.

1. „Die sociale Frage ist die Frage des Jahrhunderts, und das letzte Jahrzehnt desselben ist allem Anschein nach berufen, es zu wichtigen Entscheidungen zu bringen. Diese zu verhindern, liegt in keines einzelnen Macht noch in der Macht einer Klasse, wie umgekehrt kein einzelner noch eine Klasse sie willkürlich herbeizuführen vermag. Was wird, ist das geschichtliche Muß, das in der Entwicklung liegt und durch die Macht der Thatsachen den Menschen die Wege zeigt, die zu wandeln das Culturinteresse der Gesellschaft gebietet. Es wird noch heiße Tage geben, aber der Socialismus kommt trotz alledem und alledem ans Ziel.“ [1]

Mit diesen Worten begrüßte Bebel den 1. October 1890, den Tag, an welchem das Socialistengesetz fallen und „damit eine der traurigsten und schmachvollsten Episoden der deutschen Geschichte“ ihr Ende erreichen sollte.

Unwillkürlich fühlt man sich einer solchen fatalistischen Zuversicht gegenüber zu der Frage gedrängt: Warum dann aber jene gewaltige socialistische Agitation, wozu die vielen Reden in und außerhalb des Parlamentes, die Zeitungen und Broschüren, mit denen ihr die Welt überflutet, wenn ihr wirklich euer Heil erwartet von dem „geschichtlichen Muß“, vom siegreichen Durchbruch der socialistischen Idee, von der unvermeidlichen Umgestaltung der Gesellschaft auf communistischer Grundlage, als dem natürlichen Zielpunkte einer mit elementarer Nothwendigkeit sich vollziehenden historischen Entwicklung? Indessen man läßt uns nicht lange auf Antwort warten. „Die Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung ist zwar durch die materiellen Verhältnisse unverrückbar gegeben. Aber die Art und Weise, wie sie vor sich geht, und die Schnelligkeit ihres Fortschrittes ist bis zu einem gewissen Grade von der Thätigkeit der einzelnen abhängig.“ [2]

---

[1] „Die Neue Zeit.“ IX. Jahrg. I. Bd. 1. Heft. S. 10.

[2] Ebendas. 8. Heft. S. 226.

Also die Richtung der gesellschaftlichen, mit elementarer Macht sich Bahn brechenden Entwicklung ist durch die materiellen Verhältnisse unabänderlich gegeben, und jede sogen. Reformbestrebung, mag sie auch von dem besten Willen beseelt, mit den reichsten Hilfsmitteln ausgestattet sein, — bleibt ohnmächtig gegenüber jener unheimlichen absoluten Nothwendigkeit der unaufhaltsam fortschreitenden Entwicklung.

2. Alles ist in der Entwicklung begriffen, im wirthschaftlichen wie im geistigen Leben der Menschen. Auch die heutigen Verhältnisse und Anschauungen unterliegen dem allgemeinen Gesetze der Vergänglichkeit. Kein Recht, kein Sittengebot, keine Wahrheit, keine Religion kann den Untergang der auf dem Privateigenthum an den Productionsmitteln gegründeten Gesellschaft verhindern. Denn die wechselnde ökonomische Structur der Gesellschaft ist die reale Grundlage, aus welcher der gesammte Ueberbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweisen eines jeden geschichtlichen Abschnittes in letzter Instanz sich erklärt. Die heutige Religion, das heutige Recht, die heutige Moral stehen und fallen mit der Epoche der Waarenproduction. Der gesellschaftlichen Entwicklung gegenüber bleiben sie ohnmächtig. Mit der zukünftigen ökonomischen Structur der Gesellschaft wird eine neue Wahrheit, ein neues Recht, eine neue Moral und, wenn man den Atheismus „Religion" nennen will, eine neue Religion erstehen. — Darum ist es denn auch eine Thorheit, mit religiösen oder sittlichen Motiven die socialistische Weltanschauung bekämpfen zu wollen, da die Religion und Sittlichkeit denselben Gesetzen nothwendiger Entwicklung unterliegen, wie die ökonomischen Verhältnisse. Sogar die Logik und der „gesunde Menschenverstand" bleiben machtlos gegenüber dem „wissenschaftlichen" Socialismus. Wie Paul Fischer (London) und vor ihm Engels uns belehren, sind nämlich „die Gesetze der Logik die in das menschliche Bewußtsein übersetzten Gesetze der Bewegung der wirklichen Welt. Die logische Weiterentwicklung der aus den ökonomischen Vorgängen abstrahirten Grundbegriffe muß daher der thatsächlichen ökonomischen Entwicklung der Gesellschaft entsprechen. Ist dies der Fall, decken sich die logische und historische Entwicklung (wie z. B. in Marx' „Kapital"), so wird die Richtigkeit der Darstellung unumstößlich. Daher die Unangreifbarkeit des Marx'schen Systems"[1]. Also vergebens und aussichtslos ist jede Bekämpfung des Socialismus. Beruft man sich den socialistischen

[1] Die Marx'sche Werththeorie. Berlin, Verlag der „Volkstribüne", 1889. S. 8.

Forderungen gegenüber auf die Religion, das Gewissen, das Recht, die Vernunft, so wird stets mit Hohn und Spott geantwortet, daß eine solche Berufung der „Wissenschaft“ widerspreche, da nichts beständig, alles, alles, Wahrheit und Recht, Religion und Sittlichkeit, in stetem Fluß begriffen sei.

3. Man mag mit Recht in der „materialistischen Geschichtsauffassung“ eher eine Krankheit als eine wissenschaftliche Verirrung erblicken und darum von der Heilung des Herzens mehr erwarten als von einer Widerlegung durch Vernunftgründe. Indessen läßt es sich nicht läugnen, daß eine solche fatalistische Lehre sehr geeignet ist, die Massen mit einer Art fanatischer Begeisterung zu erfüllen, sobald einmal statt der Vernunft und der Gottesfurcht die Leidenschaften zur ungezügelten Herrschaft gelangt sind. Darum ist denn auch die Popularisirung jener Theorien in der That zu einem der beliebtesten Agitationsmittel des heutigen Socialismus geworden.

Allein wer mit Aufmerksamkeit die Schriften von Marx und Engels, in welchen vorzugsweise der ökonomische Materialismus gelehrt wird, gelesen hat, so namentlich die „Misère de la Philosophie“, „Das communistische Manifest“, „Das Kapital“, „Herrn Eugen Dührings Umwälzung in der Wissenschaft“, „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der classischen deutschen Philosophie“, „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates“ u. s. w., — der wird unseres Erachtens keinen Augenblick darüber im Zweifel sein können, daß die „materialistische Geschichtsauffassung“, der Kernpunkt in der socialistischen Weltanschauung, keineswegs als bloßes Agitationsmittel, sondern überdies und vor allem als theoretische *Grundlage* des „wissenschaftlichen“ Socialismus gelten soll.

Man hat bisher vielfach als ökonomische Grundlage des Socialismus die Ricardo-Marx'sche Werththeorie und als philosophischen Ausgangspunkt die auf der natürlichen Gleichheit beruhende Gleichberechtigung aller Menschen betrachtet. Und in der That sucht und findet *thatsächlich* die socialistische Kritik der bestehenden Gesellschaftsverhältnisse auch heute noch in diesem doppelten Irrthum eine Stütze. Indessen formell und ausdrücklich wird von den Vertretern des „wissenschaftlichen“ Socialismus seine innere Abhängigkeit von jenen Lehren geläugnet. So erklärt z. B. Engels mit großem Nachdruck, Marx habe niemals seine communistischen Forderungen auf irgendwelche Nutzanwendung der Ricardo-schen Werththeorie gegründet, sondern allein auf den nothwendigen, sich vor unseren Augen täglich mehr und mehr vollziehenden Zusammenbruch

der kapitalistischen Productionsweise[1]. Ebensowenig wird die Gleichberechtigung aller Menschen, welche für frühere Formen des Communismus und Socialismus den philosophischen Stützpunkt bildete, im „wissenschaftlichen“ Socialismus der Neuzeit als theoretische Unterlage der praktischen Forderungen anerkannt. Die Marx-Engels'sche Theorie kennt ja überhaupt keine absolute Wahrheit; ein philosophisches Axiom hat nur zeitweilige Bedeutung, und lebhaft protestirt sie wiederholt gegen die Anwendung abstracter allgemeiner Moralprincipien auf die Verhältnisse des in stetem Fluß begriffenen wirthschaftlichen Lebens. Wir werden später Gelegenheit haben, aus den Schriften hervorragender Vertreter des „wissenschaftlichen“ Socialismus nachzuweisen, wie nach ihrer Auffassung jene Gleichheitsvorstellungen aus den ökonomischen Bedingungen der bürgerlichen Gesellschaft historisch sich ableiten[2].

4. Wir wollen nun die socialistische Weltanschauung I. in ihrem Entstehen, II. ihrem Inhalte nach dem Leser vorführen und schließlich III. einer eingehenden Kritik unterziehen.

I.

Wie entstand die Philosophie des Socialismus?

Auf diese Frage antwortet uns Friedrich Engels selbst in seinem Buche „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der classischen deutschen Philosophie“[3]. — Der Hegel'sche Panlogismus und der Feuerbach'sche Materialismus lieferten die Elemente dazu.

Höchst interessant sind die Auseinandersetzungen über den revolutionären Charakter des Hegelianismus, mit denen Engels seine Schrift beginnt. „Wie in Frankreich im 18., so leitete auch in Deutschland im 19. Jahrhundert die philosophische Revolution den politischen Zusammenbruch (1848) ein. Aber wie verschieden sahen die beiden aus! Die Franzosen in offenem Kampf mit der ganzen officiellen Wissenschaft, mit der Kirche, oft auch mit dem Staat; ihre Schriften jenseits der Grenze, in Holland oder England gedruckt, und sie selbst oft genug drauf und dran, in die Bastille zu wandern. Dagegen die Deutschen — Professoren, vom Staat eingesetzte Lehrer der Jugend, ihre Schriften anerkannte Lehrbücher, und das abschließende System der ganzen Entwicklung, das

[1] In der Vorrede zu Marx, „Elend der Philosophie“. Stuttgart, Dietz, 1885. S. X.

[2] Man vergleiche z. B. „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft“. S. 91—95. [3] Stuttgart, Dietz, 1888.

Hegel'sche, sogar gewissermaßen zum Rang einer königlich preußischen Staatsphilosophie erhoben! Und hinter diesen Professoren, hinter ihren pedantisch-dunklen Worten, in ihren schwerfälligen, langweiligen Perioden sollte sich die Revolution verstecken?“ [1]

Allerdings, wer nach dem Scheine zu urtheilen gewohnt war, konnte im Hegelianismus sogar ein durch und durch conservatives System erblicken. Oder welche Lehre kann conservativer sein als der berühmte Satz Hegels: „Alles, was wirklich ist, ist vernünftig, und alles, was vernünftig ist, ist wirklich“? Dennoch birgt gerade dieses Axiom, im Hegelschen Sinne verstanden, die Rechtfertigung der Revolution. „Die Wirklichkeit“ nämlich „erweist sich Hegel zufolge in ihrer Entfaltung als die Nothwendigkeit“. Wirklich ist nur, was nothwendig ist. Der existirende Staat, die thatsächlich vorhandene Gesellschaftsordnung sind nur in dem Grade wirklich und vernünftig, als sie nothwendig sind. Weit gefehlt wäre es darum, die Wirklichkeit im Sinne Hegels als dauerndes Attribut gegebener politischer oder gesellschaftlicher Verhältnisse aufzufassen. „Die römische Republik war wirklich, aber das sie verdrängende römische Kaiserreich auch. Die französische Monarchie war 1789 so unwirklich geworden, d. h. so aller Nothwendigkeit beraubt, so unvernünftig, daß sie vernichtet werden mußte durch die große Revolution, von der Hegel stets mit der höchsten Begeisterung spricht. Hier war also die Monarchie das Unwirkliche, die Revolution das Wirkliche. Und so wird im Laufe der Entwicklung alles früher Wirkliche unwirklich, verliert seine Nothwendigkeit, sein Existenzrecht, seine Vernünftigkeit; an die Stelle des absterbenden Wirklichen tritt eine neue, lebensfähige Wirklichkeit — friedlich, wenn das Alte verständig genug ist, ohne Sträuben mit Tod abzuziehen; gewaltsam, wenn es sich gegen diese Nothwendigkeit sperrt.“ [2]

Betrachtet man den Satz von der Vernünftigkeit alles Wirklichen im Lichte der Hegel'schen Dialektik, vergegenwärtigt man sich, daß die Hegel'sche Philosophie, consequent durchgeführt, überhaupt eine Endgiltigkeit in den Ergebnissen des menschlichen Denkens und Handelns in keiner Weise anerkennen darf, daß sie an Stelle jeder feststehenden Wahrheit den Entwicklungsproceß des fortschreitenden Erkennens setzt, in allen aufeinander folgenden geschichtlichen Zuständen nur die vergänglichen Stufen im endlosen Entwicklungsgang der menschlichen Gesellschaft vom Niedern zum Höhern erblicken kann, dann wird man Engels beistimmen müssen, wenn

---

[1] Fr. Engels, „Ludwig Feuerbach“. S. 1 f. [2] A. a. O. S. 3.

er sagt: „Der Satz von der Vernünftigkeit alles Wirklichen löst sich nach allen Regeln der Hegel'schen Denkmethode auf in den andern: Alles, was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht." [1] Hiermit soll übrigens die relative Berechtigung der einzelnen Entwicklungsstufen durchaus nicht bestritten werden. Im Gegentheil, „jede Stufe ist nothwendig, also berechtigt für die Zeit und die Bedingungen, denen sie ihren Ursprung verdankt; aber sie wird hinfällig und unberechtigt gegenüber neuen, höheren Bedingungen, die sich allmählich in ihrem eigenen Schoß entwickeln; sie muß einer höhern Stufe Platz machen, die ihrerseits wieder an die Reihe des Verfalls und des Untergangs kommt. Wie die Bourgeoisie durch die große Industrie, die Concurrenz und den Weltmarkt alle stabilen, altehrwürdigen Institutionen praktisch auflöst, so löste diese dialektische Philosophie (Hegels) alle Vorstellungen von endgiltiger, absoluter Wahrheit und ihr entsprechenden Menschheitszuständen auf. Vor ihr besteht nichts Endgiltiges, Absolutes, Heiliges; sie weist von allem und an allem die Vergänglichkeit auf, und nichts besteht vor ihr als der ununterbrochene Proceß des Werdens und Vergehens, des Aufsteigens ohne Ende vom Niedern zum Höhern, dessen bloße Wiederspiegelung im denkenden Hirn sie selbst ist. Sie hat allerdings auch eine conservative Seite: sie erkennt die Berechtigung bestimmter Erkenntniß- und Gesellschaftsstufen für deren Zeit und Umstände an; aber nur so weit. Der Conservatismus dieser Anschauungsweise ist relativ, ihr revolutionärer Charakter ist absolut — das einzig Absolute, das sie gelten läßt." [2]

5. Man muß bei der Hegel'schen Philosophie zweierlei wohl unterscheiden: das System und die Methode. Nur die letztere, die dialektische Methode, bildet einen der Stützpunkte des wissenschaftlichen Socialismus. Das System widerspricht der Methode. Hatte Hegel, namentlich in der Logik, betont, daß die ewige, absolute Wahrheit nichts anderes sei als der logische bezw. geschichtliche Entwicklungsproceß, hatte er sich sogar bemüht, für verschiedene Gebiete, für Recht, Religion, Aesthetik u. s. w. den durchgehenden Faden der Entwicklung nachzuweisen, so suchte er am Ende dennoch wiederum selbst nach einem Abschluß dieser Entwicklung, „weil er eben genöthigt war, ein ‚System' zu machen, und ein System der Philosophie muß nach den hergebrachten Anforderungen mit irgend einer Art von absoluter Wahrheit abschließen" [3]. Darum ließ Hegel seine „absolute Idee", nachdem sie sich in die Natur

[1] Engels a. a. O. S. 4. [2] A. a. O. S. 5. [3] A. a. O. S. 6.

„entäußert", d. h. verwandelt hat, schließlich im Geiste wieder zu sich selbst kommen. Die Menschheit gelangt zur Erkenntniß der absoluten Idee, und diese Erkenntniß der absoluten Idee ist endgiltig erreicht in der Hegel'schen Philosophie, deren Lehrgehalt demnach die absolute Wahrheit darstellt. Die weitere Verwirklichung der absoluten Idee vollzieht sich von da an im Staate, „in derjenigen ständischen Monarchie, die Friedrich Wilhelm III. seinen Unterthanen so hartnäckig vergebens versprach, also in einer den deutschen kleinbürgerlichen Verhältnissen von damals angemessenen beschränkten und gemäßigten, indirecten Herrschaft der besitzenden Klassen; wobei uns noch die Nothwendigkeit des Adels auf speculativem Wege demonstrirt wird." [1]

Der Gegensatz zwischen System und Methode [2] der Hegel'schen Philosophie führte allmählich zu einer Spaltung unter ihren Anhängern. „Wer das Hauptgewicht auf das System Hegels legte, konnte auf beiden Gebieten (der Religion und der Politik) ziemlich conservativ sein; wer in der dialektischen Methode die Hauptsache sah, konnte religiös wie politisch zur äußersten Opposition gehören." [3] Die junghegel'sche Schule folgte der letztern Richtung. Sie wurde in Deutschland und Italien [4] zur Trägerin der revolutionären Bestrebungen. Ihr Angriff galt zunächst und vor allem der positiven Religion, und hier fand sie eine Stütze in den Bestrebungen des englisch-französischen Materialismus. Aber welch ein Gegensatz bestand zwischen diesen Kampfgenossen! Während der Materialismus die Natur als das einzig Wirkliche auffaßt, erscheint diese in der Hegel'schen Philosophie als eine „Entäußerung", gewissermaßen als eine Degradation der absoluten Idee. Die Idee war hier das Ursprüngliche, die Natur dagegen das Abgeleitete, welches nur durch die Herablassung der Idee existirt.

6. „Da kam Feuerbachs ‚Wesen des Christenthums'. Mit einem Schlag zerstäubte es den Widerspruch, indem es den Materialismus ohne Umschweife wieder auf den Thron erhob. Die Natur existirt unabhängig von aller Philosophie; sie ist die Grundlage, auf der wir Menschen, selbst Naturproducte, erwachsen sind; außer der Natur und den Menschen existirt nichts, und die höheren Wesen, die unsere religiöse

---

[1] Engels a. a. O. S. 7.

[2] Vgl. auch S. 23 f. über den Widerspruch zwischen System und Methode in der Hegel'schen Philosophie.

[3] Engels a. a. O. S. 10.

[4] Vgl. „Katholik". 48. Jahrgang 1868. I. Hälfte. S. 129 ff.

Phantasie erschuf, sind nur die phantastische Rückspiegelung unseres eigenen Wesens... Man muß die befreiende Wirkung dieses Buches selbst erlebt haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen. Die Begeisterung war allgemein; wir waren alle momentan Feuerbachianer. Wie enthusiastisch Marx die neue Auffassung begrüßte und wie sehr er — trotz aller kritischen Vorbehalte — von ihr beeinflußt wurde, kann man in der ‚Heiligen Familie' lesen." [1]

Feuerbach hatte einen ähnlichen Entwicklungsgang durchlaufen wie Marx und Engels, die Umwandlung „eines — freilich nie ganz orthodoxen — Hegelianers zum Materialisten, eine Entwicklung, die auf einer bestimmten Stufe einen totalen Bruch mit dem idealistischen System seines Vorgängers bedingt. Mit unwiderstehlicher Gewalt drängte sich ihm schließlich die Einsicht auf, daß die Hegel'sche vorweltliche Existenz der ‚absoluten Idee', die ‚Präexistenz der logischen Kategorien', ehe denn die Welt war, weiter nichts sei als ein phantastischer Ueberrest des Glaubens an einen außerweltlichen Schöpfer; daß die stoffliche, sinnlich wahrnehmbare Welt, zu der wir selbst gehören, das einzig Wirkliche, und daß unser Bewußtsein und Denken, so übersinnlich es scheine, das Erzeugniß eines stofflichen, körperlichen Organs, des Gehirns, sei. Die Materie ist nicht ein Erzeugniß des Geistes, sondern der Geist selbst ist nur das höchste Product der Materie." [2] — Damit war die große Frage nach dem Verhältnisse des Denkens zum Sein, des Geistes zur Natur, die höchste Frage der gesammten Philosophie, endgiltig entschieden. Auch die Vorstellung einer Weltschöpfung durch Gott, wie sie der europäischen Menschheit in „dem langen Winterschlaf des christlichen Mittelalters" [3] vorgeschwebt, war definitiv überwunden, ebenso wie die noch „verzwicktere" Schöpfung im Hegel'schen Sinne, als Entäußerung der absoluten Idee an die Natur. An Stelle des Idealismus, welcher die Ursprünglichkeit des Geistes vor der Natur behauptet hatte, war der Materialismus, der die Natur als das Ursprüngliche ansieht, als einzig richtige Weltanschauung getreten.

7. Indessen nicht jede Form des Materialismus, nicht einmal die so freudig begrüßte Lehre Feuerbachs, entsprach vollständig der revolutionären Geistesrichtung der Herren Marx und Engels.

Der classische französische Materialismus war vorwiegend mechanisch. Wie für Descartes das Thier, so war für die Materialisten des 18. Jahr-

---

[1] Engels a. a. O. S. 12 f. [2] A. a. O. S. 21. [3] A. a. O. S. 16.

hunderts der Mensch nur eine Maschine. Die Einseitigkeit dieser Auffassung, das Verkennen höherer Gesetze (der Chemie und der Biologie), soll seine Erklärung und Entschuldigung in dem Umstande finden, daß „von allen Naturwissenschaften damals nur die Mechanik, und zwar auch nur die der festen Körper, kurz die Mechanik der Schwere, zu einem gewissen Abschluß gekommen war“ [1].

Bedeutender als dieser Mangel wiegt aber in den Augen Engels' eine andere „specifische Beschränktheit“ des classischen französischen Materialismus, nämlich seine Unfähigkeit, „die Welt als einen Proceß, als einen in der geschichtlichen Fortbildung begriffenen Stoff aufzufassen“ [2]. Allein auch dieser Mangel erklärt sich einigermaßen aus dem damaligen Stande der Naturwissenschaften. Zwar wußte man die Natur in ewiger Bewegung begriffen; aber die Bewegung drehte sich im Kreise, erzeugte immer wieder dieselben Ergebnisse. Die Vorstellung einer allgemeinen fortschreitenden Entwicklung war zu fremdartig in einer Zeit, wo die eben aufgestellte Kant-Laplace'sche Theorie von der Entstehung des Sonnensystems noch als bloßes Curiosum galt, die Geologie aber, die Entwicklungsgeschichte der Erde, völlig unbekannt, und die Lehre, daß die heutigen belebten Naturwesen das Ergebniß einer langen Entwicklungsreihe vom Einfachen zum Complicirten sind, nicht einmal „in den genialen Vorahnungen“ einzelner hervorragender Männer vorhanden war. Die „unhistorische Auffassung“ der Natur im Materialismus des 18. Jahrhunderts mochte sich auf diese Weise entschuldigen lassen. Anders verhält es sich mit der Behandlung, welche der damalige Materialismus der Geschichte zu theil werden ließ. Hier waren es keine äußeren Gründe, sondern die selbstgewählten Ziele, — vor allem der mit Vorurtheil und Leidenschaft geführte Kampf gegen die Reste des Mittelalters —, was den Blick befangen hielt: „Das Mittelalter galt als einfache Unterbrechung der Geschichte durch tausendjährige allgemeine Barbarei; die großen Fortschritte des Mittelalters — die Erweiterung des europäischen Culturgebietes, die lebensfähigen großen Nationen, die sich dort nebeneinander gebildet, endlich die enormen technischen Fortschritte des 14. und 15. Jahrhunderts — alles das sah man nicht. Damit war aber eine rationelle Einsicht in den großen geschichtlichen Zusammenhang unmöglich gemacht, und die Geschichte diente höchstens als eine Sammlung von Beispielen und Illustrationen zum Gebrauch der Philosophen.“ [3]

---

[1] Engels a. a. O. S. 22. [2] A. a. O. S. 22 f. [3] A. a. O. S. 24.

Ebensowenig wie in Frankreich fand die materialistische Weltanschauung wesentliche Förderung in Deutschland. Auch hier bildete die einseitige Sucht, jeden Fortschritt der Naturwissenschaft als neuen Beweisgrund gegen die Existenz des Weltschöpfers zu verwerthen, ein Hemmniß des Fortschreitens in der wissenschaftlichen Erkenntniß. Ja, es war sogar jene ganze Auffassung durch „die vulgarisirenden Hausirer, die in den fünfziger Jahren in Materialismus machten“ [1], Büchner, Vogt und Moleschott, mehr oder minder in Mißcredit gekommen.

8. So erklärt es sich, wenn Feuerbach über seine Erkenntniß, daß außer der Materie nichts existire, gewissermaßen erschrak, und daß er, anstatt den wiederaufgefundenen Materialismus fortzubilden, ihn eher durch eine idealistisch angehauchte Religionsphilosophie und Ethik zu mildern sich bestrebte. Sehr idealistisch darf man sich freilich Feuerbachs Religion und Sittenlehre nicht vorstellen. „Religion“ heißt sie in demselben Sinne, wie die Pariser Reformisten der Louis Blanc'schen Richtung den Atheismus eine „Religion“ nannten, — eine Religion ohne Gott, eine Religion, als deren Wesen das Herz, das Gefühlsverhältniß zwischen Mensch und Mensch gilt, und deren Ausübung in der Geschlechtsliebe ihre höchste Form finden sollte. Engels verwirft eine solche Religion, nicht als ob er an ihre Stelle etwas Besseres setzen wollte, sondern weil er es verschmäht, den bloßen Namen „Religion“ beizubehalten, wo ihr Inhalt sich verflüchtigt hat.

Der seichten Religionsphilosophie entspricht Feuerbachs „Ethik“. — Als Grundlage aller Moral gilt ihm der dem Menschen eingeborene Glückseligkeitstrieb. Allein einer doppelten Correctur bedarf dieser Trieb: „Erstens durch die natürlichen Folgen unserer Handlungen: auf den Rausch folgt der Katzenjammer, auf den gewohnheitsmäßigen Exceß die Krankheit. Zweitens durch ihre gesellschaftlichen Folgen: respectiren wir nicht den gleichen Glückseligkeitstrieb der anderen, so wehren sie sich und stören unsern eigenen Glückseligkeitstrieb.“ [2] Berechnung der Folgen unserer Handlungen, „rationelle Selbstbeschränkung in Beziehung auf uns selbst und Liebe im Verkehr mit anderen sind also die Grundregeln der Feuerbachschen Moral, aus denen alle anderen sich ableiten“ [3].

E n g e l s verwirft auch diese materialistische Ethik, da sie für Leute, denen alle Mittel zur Befriedigung des Glückseligkeitstriebes fehlen, ohne

[1] Engels a. a. O. S. 24.
[2] A. a. O. S. 37. [3] Ebendas.

Bedeutung sei. Feuerbach habe dieses selbst anerkannt, wenn er sage: „Wo du vor Hunger, vor Elend keinen Stoff im Leibe hast, da hast du auch in deinem Kopfe, in deinem Sinn und Herzen keinen Stoff zur Moral." Ebenso illusorisch sei es, wenn Feuerbach fordere, daß die Anerkennung der Gleichberechtigung des Glückseligkeitstriebes anderer für alle Zeiten gelte. Wann und wo ist denn im Laufe der Geschichte diese Gleichberechtigung anerkannt worden? Im Alterthum mit seinen Sklaven, im Mittelalter mit seiner Leibeigenschaft? Und erst heute! — Gewiß! man hat die ständischen Privilegien abgeschafft, die privatrechtliche und dann auch die staatsrechtliche, juristische Gleichberechtigung der Person eingeführt. „Aber der Glückseligkeitstrieb lebt nur zum geringsten Theil von ideellen Rechten und zum allergrößten von materiellen Mitteln" [1], welche der Arbeiterklasse unter der Herrschaft der kapitalistischen Production nur äußerst knapp zugemessen werden.

Nicht genug. „Nach der Feuerbach'schen Moraltheorie ist die Fondsbörse der höchste Tempel der Sittlichkeit — vorausgesetzt nur, daß man stets richtig speculirt. Wenn mein Glückseligkeitstrieb mich auf die Börse führt und ich dort die Folgen meiner Handlungen so richtig erwäge, daß sie mir nur Annehmlichkeit und keinen Nachtheil bringen, d. h. daß ich stets gewinne, so ist Feuerbachs Vorschrift erfüllt. Auch greife ich dadurch nicht in den gleichen Glückseligkeitstrieb eines andern ein; denn der andere ist ebenso freiwillig an die Börse gegangen wie ich, ist beim Abschluß des Speculationsgeschäftes mit mir ebenso gut seinem Glückseligkeitstrieb gefolgt wie ich dem meinigen. Und verliert er sein Geld, so beweist sich eben dadurch seine Handlung, weil schlecht berechnet, als unsittlich, und indem ich an ihm die verdiente Strafe vollstrecke, kann ich mich sogar als moderner Rhadamanthus stolz in die Brust werfen. Auch die Liebe herrscht an der Börse, insoweit sie nicht bloß sentimentale Phrase ist; denn jeder findet im andern die Befriedigung seines Glückseligkeitstriebes, und das ist ja, was die Liebe leisten soll und worin sie praktisch sich bethätigt. Und wenn ich da in richtiger Voraussicht der Folgen meiner Operationen, also mit Erfolg spiele, so erfülle ich alle die strengsten Forderungen der Feuerbach'schen Moral und werde ein reicher Mann obendrein." [2] Kurz, das soll der Fehler der Feuerbach'schen Theorie gewesen sein, daß sie eine Religion, eine Moral, und zwar für alle Zeiten, alle Völker, alle Zustände aufstellen wollte. Sie hätte

---

[1] Engels a. a. O. S. 38. [2] A. a. O. S. 39.

sich dadurch wiederum schließlich in das Reich der Abstractionen verloren, ohne den Weg zur lebendigen Wirklichkeit vollends zu finden.

9. Fehlte es dem Feuerbach'schen Materialismus einerseits an der richtigen Erfassung der in allen Verhältnissen sich vollziehenden fortschreitenden Entwicklung, und stellte sie andererseits den Cultus des abstracten Menschen an Stelle der wirklichen Menschen, so erschien eben vermöge dieses doppelten Mangels eine Weiterbildung der Feuerbach'schen Theorie dringend geboten. „Diese Fortentwicklung des Feuerbach'schen Standpunktes über Feuerbach hinaus wurde eröffnet 1845 durch Marx in der ‚Heiligen Familie‘.“ [1]

Feuerbach hatte vom bloß naturwissenschaftlichen Materialismus gesagt, er sei zwar „die Grundlage des Gebäudes des menschlichen Wissens, aber nicht das Gebäude selbst“. Und warum? „Denn wir leben nicht nur in der Natur, sondern auch in der menschlichen Gesellschaft, und auch diese hat ihre Entwicklungsgeschichte und ihre Wissenschaft nicht minder als die Natur. Es handelte sich also darum, die Wissenschaft von der Gesellschaft, d. h. den Inbegriff der sogen. historischen und philosophischen Wissenschaften mit der materialistischen Grundlage in Einklang zu bringen und auf ihr zu reconstruiren.“ [2]

Der „wissenschaftliche“ Socialismus, welcher sich dieser Aufgabe unterzog, glaubt darum mit demselben Rechte den Namen einer „Wissenschaft“ beanspruchen zu dürfen, wie die materialistische Naturwissenschaft. Er führt den Materialismus ein auf ein höheres Wissensgebiet, auf das Gebiet der Gesellschaftslehre, und indem er an Stelle der frühern „metaphysischen Denkweise“ [3] — welche die Dinge dieser Welt als stabile, aus sich selbst zu erklärende, unabhängige Erscheinungen auffaßt und demgemäß in der Untersuchung des Einzelnen, in der Aufspeicherung und Klassificirung des Materials ihre Hauptaufgabe erblickt —, indem er statt dieser „metaphysischen“ die „dialektische Methode“ anwendete, alle Erscheinungen des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens in ihrem wirklichen Zusammenhang, ihrer historischen Entwicklung, in den Gesetzen der Entfaltung und des Unterganges ergründete, vollzog er die ersehnte Vermählung zwischen der pantheistischen und der materialistischen Weltanschauung, der Hegel'schen und der Feuerbach'schen Philosophie.

---

[1] Engels a. a. O. S. 41.
[2] A. a. O. S. 26. [3] A. a. O. S. 23.

II.

Die socialistische Weltanschauung.

10. Nicht so sehr Gründe theoretischer Art waren es, welche Marx und Engels bestimmten, vom Hegel'schen „System“ sich loszusagen. Der Panlogismus hatte die Idee für das Höchste erklärt, den Staat als Organisation der höchsten Sittlichkeit, als präsenten Gott proclamirt, schließlich sogar eine „absolute“ Wahrheit anerkannt. Vor allem „die Erzeugung der sehr zahmen politischen Schlußfolgerung vermittelst einer durch und durch revolutionären Denkmethode“ [1] erregte Anstoß. Der Lehrgehalt der Hegel'schen Philosophie bildete scheinbar ein Hinderniß für den heiß ersehnten und leidenschaftlich erstrebten Umsturz aller bestehenden Verhältnisse. — Lassalle blickte tiefer. Er erkannte auch in den Lehrsätzen des Pantheismus den revolutionären Geist unter conservativer Hülle. Gerade in dem absoluten, pantheistischen Staatsbegriffe suchte und fand er eine theoretische Stütze für das socialistische System. Wenn der Staat alles ist, wenn alles nur durch ihn und für ihn existirt, dann gibt es keinen Unterschied zwischen Staat und Gesellschaft, dann hat der Staat allein die Gesammtheit des wirthschaftlichen Lebens zu regeln. Und wenn dann noch eben dieser Staat der gegenwärtige Gott, die absolute Wahrheit, das absolute Recht ist, dann gilt nur das als wahr und recht, was der Staat will und solange er es will. Damit aber verflüchtigte sich jede „absolute“ Wahrheit, jedes „absolute“ Recht, das System Hegels war in vollen Einklang mit der Methode gebracht, alles gerieth wieder in Fluß, die Bahn war frei für den Socialismus. Eines erübrigte: die Staatsgewalt mußte mittelst des allgemeinen Stimmrechts in die Hand der Besitzlosen gespielt werden. Was ist der Staat? ruft Lassalle den Arbeitern zu. Und er antwortet: „Ihre, der ärmeren Klassen, große Association — das ist der Staat!“ Den nothleidenden Klassen gehört der Staat, sie bilden die ungeheuere Mehrzahl der Bevölkerung; aus ihnen besteht der Staat, nicht aus den höheren Ständen.

Indessen Marx und Engels glaubten ihre revolutionären Tendenzen wirksamer gefördert durch Feuerbachs Lehre. Da sie das ganze menschliche Leben auf Arbeit und Genuß zurückführen, in der sinnlichen Existenz alles Denken und Streben, alles Leiden und Handeln der ganzen Menschheit aufgehen lassen wollten, so schien es ein besserer Weg, nicht mehr mit Hegel die Idee, sondern mit Feuerbach die sinnliche Realität als das Eine und Höchste anzuerkennen.

---

[1] Engels a. a. O. S. 7.

a. Der Materialismus als Grundlage der socialdemokratischen Weltanschauung.

11. „Wir müssen unser Fundament bloßlegen, damit der Anblick des granitnen Felsens dem Unbefangenen um so frappanter darthue, wie windig der Sand ist, auf den die Maulhelden der ‚bestehenden Ordnung' ihre Widersprüche bauen."[1] Der „granitne Felsen" aber ist weiter nichts als die materialistische Weltanschauung, die gleichzeitig mit dem religiösen Unglauben in längst vergangenen Tagen entstanden, erst in unserem erleuchteten Jahrhundert sich aus dem Rohen heraus zu wissenschaftlicher Prägnanz durchgearbeitet hat[2]. Der Boden für die Revolution ist damit geschaffen, und es fordert daher „die Emancipation der Arbeiterklasse, daß letztere der Wissenschaft unseres Jahrhunderts sich ganz bemächtige"[3]. — Feuerbach hat einmal gesagt: „Es ist das charakteristische Zeichen eines Professors der Philosophie, kein Philosoph, und umgekehrt, das charakteristische Zeichen eines Philosophen, kein Professor der Philosophie zu sein." Das Proletariat verfügt über keine akademischen Lehrstühle. Dennoch „besteht nur bei der Arbeiterklasse der deutsche theoretische Sinn unverkümmert fort. Hier ist er nicht auszurotten, hier finden keine Rücksichten statt auf Carrière, auf Profitmacherei, auf gnädige Protection von oben; im Gegentheil, je rücksichtsloser und unbefangener die Wissenschaft vorgeht, desto mehr befindet sie sich im Einklang mit den Interessen und Strebungen der Arbeiter. Die neue Richtung, die in der Entwicklungsgeschichte der Arbeit den Schlüssel erkannte zum Verständniß der gesammten Geschichte der Gesellschaft, wandte sich von vornherein vorzugsweise an die Arbeiterklasse und fand hier die Empfänglichkeit, die sie bei der officiellen Wissenschaft weder suchte noch erwartete. Die deutsche Arbeiterbewegung ist die Erbin der deutschen classischen Philosophie"[4]. Wir wollen die übernommenen Erbstücke im einzelnen etwas näher in Augenschein nehmen.

12. Nicht in dem Sein darf die Einheit der Welt gesucht werden, wie der Pantheismus es wollte; „die wirkliche Einheit der Welt besteht in ihrer Materialität"[5]. Dieser Satz, welcher die vollständigste Einerlei-

---

[1] Joseph Dietzgen, Die Religion der Socialdemokratie. 3. Aufl. Leipzig 1875. S. 40. Dietzgen ist jener deutsche Arbeiter, von dem Engels („Feuerbach" S. 45) sagt, er habe merkwürdigerweise unabhängig von Marx und selbst von Hegel die „materialistische Dialektik" wieder entdeckt.

[2] Dietzgen a. a. O. S. 31. [3] Ebendas. S. 32. [4] Engels a. a. O. S. 68.

[5] Engels, Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. Zürich 1886. S. 28.

heit des Seins ausspricht, nur die Materie und außer der ewigen Materie nichts anerkennt, beseitigt mit einem Schlag alle „Prätensionen des Geistes“. Die Erkenntniß, „wie und woher die Weisheit kommt und entsteht ..., wie Gedankenspähne fabricirt werden, stellt uns theoretisch auf einen Standpunkt, der von Göttern, Büchern und Menschen unabhängig ist. Indem die Wissenschaft den Dualismus zwischen Geist und Materie auflöst, nimmt sie der bisherigen Zweitheilung in Herrscher und Beherrschte, in Unterdrücker und Unterdrückte die letzte theoretische Stütze“ [1]. Und gründlich hat die materielle und socialistische „Wissenschaft“ mit jenem Dualismus aufgeräumt. Für sie gibt es keinen Gott [2], keine geistige, unsterbliche Seele [3], kein die Materie überragendes, sie beherrschendes und bestimmendes Lebensprincip. Leben ist „die Daseinsweise der Eiweißkörper“, „der Chemismus des Eiweißes“ [4], der Mensch ein bloßes Product der materiellen Natur, der „Geist“ nur ein Sammelwort für die aufeinanderfolgenden Gedanken, ein anderer Ausdruck für unsere Denkthätigkeit [5], diese lediglich eine Function des Gehirns, wie auch die letzten das Wollen bewegenden Mächte ausschließlich der materiellen Ordnung angehören [6].

13. Mit derselben Begeisterung, wie einst Feuerbach, wurden Darwin und Häckel von Marx und Engels begrüßt. Siebenmal mindestens versichert uns Engels [7] allein in der Schrift über Dühring, daß der Mensch aus dem Thierreiche stamme. Als Schwelle der Menschheitsgeschichte gilt ihm jener Augenblick, da „die ersten vom Thierreiche sich sondernden Menschen“ das Reibfeuer erzeugten. „Das Reibfeuer gab dem Menschen zum erstenmal die Herrschaft über eine Naturkraft (die „Freiheit“) und trennte ihn damit endgiltig vom Thierreiche. ... Wie jung noch die ganze Menschengeschichte, und wie lächerlich es wäre, unseren jetzigen Anschauungen irgendwelche absolute Giltigkeit zuschreiben zu wollen, geht aus der einfachen Thatsache hervor, daß die ganze bisherige Geschichte sich bezeichnen läßt als Geschichte des Zeitraums von der praktischen Entdeckung der Verwandlung von mechanischer Bewegung in Wärme (Erzeugung des Reibfeuers) bis zu derjenigen der Verwandlung von Wärme in mechanische Bewegung (Erfindung der Dampfmaschinen).“ [8]

---

[1] Dietzgen a. a. O. S. 33. [2] Engels, „Feuerbach“. S. 16 f. u. a.
[3] Ebendas. S. 21; „Dühring“ S. 130.
[4] Engels, „Dühring“. S. 68 f. [5] Dietzgen a. a. O. S. 33.
[6] Engels, „Feuerbach“. S. 53 ff.
[7] Engels, „Dühring“. S. 89. 104. 105. 130. 171. 174. 188.
[8] Engels a. a. O. S. 104.

14. Man sieht aus dem Gesagten bereits zur Genüge, wie die „materialistische Schrulle" der liberalen Wissenschaft den Socialismus vollständig beherrscht, und es war im Grunde genommen überflüssig, wenn Friedrich Engels noch ausdrücklich jene herkömmlichen Redensarten wiederholt von der „Unerschaffbarkeit und Unzerstörbarkeit der Materie als alter, weltbekannter Thatsache" [1], von der Unmöglichkeit der Schöpfung [2], von einer „unendlichen Reihe anderer Formen", welche die Materie vor dem „Urnebel" des Kant-Laplace'schen Systems durchgemacht [3] u. s. w. Eine Begründung für die materialistische Weltanschauung wird ja doch niemand in derartigen Phrasen erblicken können, ebensowenig wie in der Gotteslästerung, mit der Marx zum Schöpfungsbericht der Genesis höhnisch bemerkt, derselbe führe uns Gott „als den ersten Industriellen der Welt vor" [4].

15. Alles Sein ist Materie, „die Daseinsweise der Materie" aber ist die Bewegung [5]. Es gibt kein ruhendes Sein, kein „Ansichsein" alles ist Nichtsein und Sein zugleich, alles ist „Werden". Jeder Augenblick bezeichnet nur eine flüchtige Phase in der ewigen Wandlung des von Ewigkeit her durch sich selbst bewegten Stoffes, in dem stets wechselnden Proceß des allgemeinen Werdens und Vergehens [6]. Hier ist der Punkt, wo der ökonomische Materialismus in Gegensatz tritt zu den verschiedenen Formen des ältern Materialismus, indem er die revolutionäre „dialektische Methode" des Hegel'schen Panlogismus mit dem Feuerbach'schen Materialismus verquickt. Allein Hegel muß vorerst „auf den Kopf gestellt" werden, ehe Marx ihm als Bundesgenossen den Arm reicht. Während Hegel die Welt a priori construirt mit Hilfe der absoluten Idee, ist für Marx die Idee nur der Reflex der wirklichen Bewegung der Welt. „Meine dialektische Methode ist der Grundlage nach von der Hegel'schen nicht nur verschieden, sondern ihr directes Gegentheil. Für Hegel ist der Denkproceß, den er sogar unter dem Namen Idee in ein selbständiges Subject verwandelt, der Demiurg des Wirklichen, das nur seine äußere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das Ideelle nichts anderes als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle." [7]

Bei der Bedeutung, welche die „dialektische Methode" im ökonomischen Materialismus einnimmt, haben wir sie etwas genauer zu betrachten, um

---

[1] Engels, „Dühring". S. 51.

[2] Engels, „Feuerbach". S. 17. [3] Engels, „Dühring". S. 43.

[4] Karl Marx, Das Elend der Philosophie. Stuttgart 1885. S. 39.

[5] Engels, „Dühring". S. 45. [6] Ebendas. S. 29. 43. 51. 111.

[7] Marx, „Kapital", Nachwort S. 821 f.

so mehr, als Marx und Engels ausdrücklich bekennen, daß „die materialistische Dialektik seit Jahren ihr bestes Arbeitsmittel und ihre schärfste Waffe" [1] gewesen sei.

b. Die materialistische Dialektik.

16. Die unerschütterliche Grundlage aller Wissenschaft, welche nur auf Thatsachen baut, ist die inductive Methode. „Anwendung dieser Methode auf alle Probleme vom Anfang (?) bis zum Ende der Welt, also die systematische Anwendung der Induction macht die socialdemokratische Weltanschauung zu einem System." [2] Sie steht im schroffsten Gegensatze zur alten metaphysischen Denkweise, welche transcendente Wahrheiten aus dem Geiste deducirte, an Stelle der Thatsachen Gedankenbilder, an Stelle der unbekannten wirklichen Zusammenhänge in Natur und Geschichte ideelle, phantastische gesetzt hatte [3]. Allein weit gefehlt wäre es, wenn man in der Denkweise des „wissenschaftlichen" Socialismus nichts anderes erblicken wollte als den längst bekannten Empirismus, der sich damit begnügt, auf inductivem Wege Thatsachen zu suchen und die gefundenen zu ordnen. Die socialistische Denkweise ist wesentlich „dialektisch"; sie will den wirklichen wechselvollen Proceß des ewigen Werdens, wie er in der Welt thatsächlich sich vollzieht und alles in Zusammenhang bringt, widerspiegeln in der Idee. Seit Darwin ist dieses Werden, sind jene wirklichen Zusammenhänge für die organische Welt, seit Marx für die sociale Welt und die Geschichte gefunden worden. Alle Wissenschaft wurde damit zur Entwicklungslehre und in sofern Dialektik. Diese, die „Dialektik", ist nämlich „weiter nichts als die Wissenschaft von den allgemeinen Bewegungs- und Entwicklungsgesetzen der Natur, der Menschengesellschaft und des Denkens" [4]. Sie allein ist von der ganzen bisherigen Philosophie übrig geblieben [5].

Selbstverständlich bedienen sich von nun an die positiven Wissenschaften der Natur und Geschichte ausschließlich der „dialektischen Methode", d. h. sie beschäftigen sich nur mit den Gesetzen der alles umfassenden Entwicklung, die Naturwissenschaft (Darwinismus) mit den besonderen Bewegungsgesetzen der Natur, der „wissenschaftliche" Socialismus, als „historische Wissenschaft", mit den besonderen Bewegungsgesetzen der menschlichen Gesellschaft. Alle besonderen Entwicklungsprocesse aber lassen sich zurückführen auf ein allgemeines dialektisches Bewegungs-

[1] Engels, „Feuerbach". S. 45. [2] Dietzgen a. a. O. S. 38.
[3] Engels, „Feuerbach". S. 48 f. [4] Engels, „Dühring". S. 133.
[5] Engels, „Dühring". S. 10; „Feuerbach". S. 47. 49.

gesetz, die Hegel'sche „Negation der Negation". „Es ist ein äußerst allgemeines und eben deswegen äußerst weit wirkendes und wichtiges Entwicklungsgesetz der Natur, der Geschichte und des Denkens, ein Gesetz, das in der Thier- und Pflanzenwelt, in der Geologie, in der Mathematik, in der Geschichte, in der Philosophie zur Geltung kommt."[1] Negiren in der Dialektik bedeutet freilich etwas anderes als bloßes Neinsagen, oder ein Ding für nicht bestehend erklären, oder es in beliebiger Weise zerstören. Ich negire ein Gerstenkorn auch, wenn ich es zertrete. Allein die Negation im Sinne der Dialektik muß so eingerichtet sein, daß sie durch eine zweite Negation wieder aufgehoben werden, z. B. daß das Gerstenkorn keimen, blühen, in der Frucht sich vervielfältigen kann. Sonst wäre keine Bewegung vorhanden, keine Entwicklung möglich, sondern nur Untergang[2]. Was die dialektische Bewegung ausmacht, „die dialektische Zeugung" ermöglicht, ist ja „gerade das Nebeneinanderbestehen der beiden entgegengesetzten Seiten"[3]. Die niedere Entwicklungsstufe muß schon die Keime der höheren in sich tragen, muß von innen heraus, nach immanenten Gesetzen zur höhern Phase sich entfalten. — Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir den Nachweis dieses dialektischen Processes für den Bereich der Natur und Gedankenwelt wiedergeben wollten, wie er von Engels versucht wird[4]. Wir beschränken uns vielmehr auf das Gebiet der Geschichte und der gesellschaftlichen Entwicklung.

17. Die Oekonomen der alten liberalen Richtung verkannten die Natur ökonomischer Gesetze, als sie dieselben mit den unveränderlichen Gesetzen der Physik und Chemie verglichen. Allgemeine Gesetze des ökonomischen Lebens gibt es nicht außer dem einzigen Gesetz „der Negation der Negation", dem Gesetze der beständigen und allseitigen Veränderlichkeit. Jede historische Periode hat vielmehr ihre eigenen Gesetze, die ihre Geltung verlieren, sobald die Epoche einer höhern Entwicklungsstufe weichen muß. Kurz, das gesellschaftliche Leben bietet uns nach socialistischer Lehre eine der biologischen Entwicklungsgeschichte durchaus analoge Erscheinung. Eine tiefere Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse soll beweisen, daß sociale Organismen, welche in der geschichtlichen Entwicklung sich folgen, voneinander ebenso gründlich verschieden sind als Pflanzen- und Thierorganismen[5]. —

---

[1] Engels, „Dühring". S. 132. [2] Ebendas. S. 133.

[3] Marx, „Elend". S. 104 f. [4] Engels, „Dühring". S. 126 ff.

[5] Marx, „Kapital", Nachwort S. 819 ff. Hier wird Bezug genommen auf eine Recension des „Kapital" im Petersburger „Europäischen Boten" (Mai-Nummer 1872, S. 427—436). — Marx gibt zu, daß der Recensent seine Methode „treffend" geschildert habe.

Der Socialismus als „Wissenschaft" ist somit nur eine Fortsetzung des Darwinismus, Entwicklungsgeschichte der *socialen* Organismen.

18. Hiernach bemißt sich die Stellung, welche Marx' Hauptwerk „Das Kapital" im wissenschaftlichen Socialismus einnimmt. Marx verfolgt nur den einen Zweck im „Kapital": er will das *Gesetz* der Phänomene finden, mit deren Untersuchung er sich beschäftigt. Hierbei ist ihm aber nicht nur das Gesetz von Bedeutung, das sie beherrscht, soweit sie eine *fertige* Form haben, sondern vor allem sucht er nach dem Gesetze ihrer *Veränderung*, ihrer Entwicklung. Es handelte sich für ihn einerseits darum, den wahren innern Charakter der kapitalistischen Epoche zu enthüllen, andererseits namentlich darum, die kapitalistische Productionsweise in ihrem geschichtlichen Zusammenhange und ihrer *relativen* Nothwendigkeit, d. h. ihrer Nothwendigkeit für einen bestimmten geschichtlichen Zeitabschnitt, also auch die Nothwendigkeit ihres Untergangs darzustellen. In unserm frühern Aufsatze über „die ökonomischen Lehren des Marx'schen Socialismus" [1] haben wir hauptsächlich den Grundcharakter der kapitalistischen Epoche nach Marx'scher Auffassung zu zeichnen versucht. Es wurde ausgeführt, wie hiernach die Aneignung unbezahlter Arbeit die Grundform der kapitalistischen Productionsweise und der durch sie vollzogenen Ausbeutung des Arbeiters sei, daß der Kapitalist, selbst wenn er die Arbeitskraft seines Arbeiters zum vollen Werthe kauft, den sie als Waare auf dem Waarenmarkt hat, dennoch mehr Werth aus ihr herausschlägt, als er für sie bezahlt hat, und daß dieser *Mehrwerth* in letzter Instanz die Werthsumme bildet, aus der sich *die stets wachsende Kapitalmasse* in den Händen der besitzenden Klasse aufhäuft. Der Hergang sowohl der kapitalistischen Production wie der Production von Kapital war damit erklärt [2]. Hier sei insbesondere darauf hingewiesen, wie die historisch-ökonomische Specialuntersuchung des „Kapital" die inneren dialektischen Bewegungsgesetze bloßlegt, nach denen die heutige kapitalistische Gesellschaft, wie jede andere, frühere geschichtliche Erscheinung, an den Consequenzen ihrer eigenen Entwicklung zu Grunde gehen wird [3]. „Processe, die ihrer Natur nach antagonistisch sind, einen Widerspruch in sich enthalten, Umschlagen eines Extrems in sein Gegentheil, endlich als Kern des Ganzen die Negation der Negation", das sind die „dialektischen Wendungen" [4], deren Marx sich vorzugsweise bedient, wo er den innern Auflösungsproceß auch der kapitalistischen Gesellschaft historisch nachzuweisen sich bestrebt.

---

[1] Bd. XLI. S. 23—58. [2] Engels, „Dühring". S. 11 f.
[3] Ebendas. S. 166. [4] Ebendas. S. 131.

19. Vor der kapitalistischen Aera herrschte bei den Culturvölkern zumeist der Kleinbetrieb auf Grundlage des Privateigenthums des Arbeiters an seinen Productionsmitteln. Die sogen. ursprüngliche Accumulation des Kapitals vollzog sich nun durch Expropriation dieser unmittelbaren Producenten, d. h. durch Auflösung des auf eigener Arbeit beruhenden Privateigenthums. Nur mit engen, naturwüchsigen Schranken der Production verträglich, mußte der Kleinbetrieb zu Grunde gehen, als die Entwicklung zur freien und erweiterten Production drängte. „Auf einem gewissen Höhegrad bringt diese Productionsweise (Kleinbetrieb) die materiellen Mittel ihrer eigenen Vernichtung zur Welt. . . Sie muß vernichtet werden, sie wird vernichtet."[1] Die Verwandlung der individuellen und zersplitterten Productionsmittel in gesellschaftlich concentrirte bildet die Vorgeschichte des Kapitals. Aber die Entwicklung drängte weiter. Sobald die Arbeiter in Proletarier, ihre Arbeitsbedingungen in Kapital, das zwerghafte Eigenthum wieder in das massenhafte Eigenthum weniger verwandelt worden, gewinnt die weitere Vergesellschaftung der Arbeit und die weitere Verwandlung der Erde und der anderen Productionsmittel, daher die weitere Expropriation der Privateigenthümer eine neue Form. „Was jetzt zu expropriiren, ist nicht länger der selbstwirthschaftende Arbeiter, sondern der viele Arbeiter exploitirende Kapitalist. Diese Expropriation vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Production selbst, durch die Concentration der Kapitalien. Ja ein Kapitalist schlägt viele todt. Hand in Hand mit dieser Concentration oder der Expropriation vieler Kapitalisten durch wenige entwickelt sich die corporative Form des Arbeitsprocesses auf stets wachsender Stufenleiter, die bewußte technologische Anwendung der Wissenschaft, die planmäßig gemeinsame Ausbeutung der Erde, die Verwandlung der Arbeitsmittel in nur gemeinsam verwendbare Arbeitsmittel, und die Oekonomisirung aller Productionsmittel durch ihren Gebrauch als gemeinsame Productionsmittel combinirter, gesellschaftlicher Arbeit. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprocesses usurpiren und monopolisiren, wächst die Masse des Elendes, des Drucks, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Productionsprocesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Productionsweise, die

---

[1] Marx, „Kapital". 2. Aufl. S. 791.

mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Concentration der Productionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigenthums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt.“ [1] Wie ehedem der Kleinbetrieb durch seine eigene Entwicklung die Bedingungen seiner Vernichtung, d. h. der Enteignung der kleinen Eigenthümer mit Nothwendigkeit erzeugte, so hat also auch die kapitalistische Productionsweise im Laufe der Zeit die materiellen Bedingungen selbst erzeugt, an denen sie zu Grunde gehen, in die *communistische* Productionsweise überleiten muß. „Die kapitalistische Productions- und Aneignungsweise, daher das kapitalistische Privateigenthum ist die erste Negation des individuellen, auf eigene Arbeit gegründeten Privateigenthums. Die Negation der kapitalistischen Production wird durch sie selbst, mit der Nothwendigkeit eines Naturprocesses, producirt. Es ist Negation der Negation. Diese stellt das individuelle Eigenthum [an den Verbrauchsgegenständen] wieder her, aber auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Aera, der Cooperation freier Arbeiter und ihrem Gemeineigenthum an der Erde und den durch die Arbeit selbst producirten Productionsmitteln.“ [2]

20. Genau dieselben Gedanken finden sich ebensowohl in dem Programm der französischen Collectivisten (Marxisten), das von Marx, Engels, Lafargue, Guerde in London verfaßt wurde, wieder, wie in dem neuesten Programmentwurf der deutschen Socialisten: „Die socialdemokratische Partei Deutschlands erstrebt die Umwandlung der Arbeitsmittel — Grund und Boden, Bergwerke, Gruben, Maschinen und Werkzeuge, Verkehrsmittel — in Gemeineigenthum der Gesellschaft, und die Umwandlung der kapitalistischen Production in die socialistische Production; eine Umwandlung, *für welche die kapitalistische Gesellschaft selbst die materiellen und geistigen Bedingungen geschaffen hat und weiter schafft*“ u. s. w. Die Weiterentwicklung der Gesellschaft im angegebenen Sinne wird dem „Vorwärts“ (7. Juli d. J.) zufolge sich schnell vollziehen: „Die bürgerliche Gesellschaft hat den Todeskeim im Leibe — und die Todten reiten schnell.“ [3]

---

[1] Marx, „Kapital“. 2. Aufl. S. 792 f.

[2] Ebendas. S. 793; Engels, „Dühring“. S. 125.

[3] Genau so wie Marx, „Kapital“. S. 793.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Kaftans neues Dogma.

(Schluß.)

Ein Hauptgrund für die Abschaffung des alten Dogmas ist für Kaftan, wie wir gesehen, der Widerspruch, in welchem es zum Materialprincip des Protestantismus, zur Lehre vom alleinseligmachenden Glauben steht; nach dieser muß der Glaube nicht nur als Verstandesact, als ein Fürwahrhalten, sondern auch, und zwar vornehmlich, als Willensact, als Vertrauen gelten, während der dem alten Dogma entsprechende Glaube nur Fürwahrhalten ist. Einen zweiten, ebenso wichtigen Grund findet er in der Disharmonie, die zwischen dem alten Dogma und dem Formalprincip des Protestantismus besteht, der Lehre von der Heiligen Schrift als einziger Glaubensquelle. Seine diesbezügliche Erörterung wollen wir uns genauer vorführen, nachdem wir zuerst kurz einen dritten Grund Kaftans berührt, der minder wichtig ist.

Er bemerkt, daß die Reformation einen gründlichen Bruch mit der Vergangenheit in den wichtigsten Beziehungen des Lebens bedeute. Vor allem weist er hin auf die Abschaffung der Hierarchie und des alten öffentlichen Gottesdienstes und auf die Aenderungen in der kirchlichen Erziehung und Leitung des einzelnen Christen: alles dies beruhe auf der „Verbesserung“ der Lehre. Es sei nun unbegreiflich, daß die Reformation bei den durchgreifenden Umwälzungen auf jenen anderen Gebieten gerade auf dem Gebiete der Lehre sich damit begnügen könne, an dem fertigen Ganzen nur hier und da einige „Verbesserungen“ vorzunehmen, wie die Strenggläubigen wollten. Auf die Dauer habe ein so entstandenes Lehrgebäude keinen Bestand[1]. Die Reformation müsse auf dem Gebiete der Lehre weiter geführt werden. „Der Respekt vor dem geschichtlich Gewordenen und der Glaube an das Walten des göttlichen Geistes in der Kirche“, worauf die Orthodoxen hinwiesen, könne kein Grund sein, für das alte Dogma einzutreten. „Respekt vor der Geschichte“ sei ihm (Kaftan) im höchsten Maße eigen; aber aus Respekt vor der Geschichte das der Hauptsache nach aus der katholischen Kirche herübergenommene Dogma in Schutz zu nehmen, sei unvernünftig bei solchen, welche auf dem Gebiete der socialen Ordnung und der kirchlichen Lebensformen über

---

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 41 ff.

den vollständigen Bruch mit der Vergangenheit triumphirten[1]. „Noch seltsamer erscheint es“ Kaftan, wenn man sich zur Vertheidigung der alten Lehre auf „das Walten des Geistes Gottes in seiner Kirche auf Erden“ beruft. „Oder meint ihr wirklich, daß diese göttliche Leitung sich nur auf die Lehre beschränkt und diese wenigstens nicht ernstlich beschädigen läßt, im übrigen aber der menschlichen Sünde und dem Irrthum freien Spielraum läßt?“ „Was wollt ihr denn den Katholiken antworten,“ so ruft er den Strenggläubigen zu, „wenn sie euch den Bruch mit der Vergangenheit vorhalten, der in der Reformation geschah, und wenn sie euch sagen, ihr hättet dem zustimmend mit jedem Glauben an die göttliche Regierung in der Kirche gebrochen? Ich weiß es: ihr so wenig wie ich kennt ein Paktiren mit Rom . . . so bleibt doch nicht . . . mit dem einen Fuß in der katholischen Geschichtsbetrachtung stecken.“ [2] Der Bruch mit der Vergangenheit, aus dem das evangelische Christenthum erwachsen ist, zieht nothwendig seine Consequenzen auf dem Gebiete der Lehre. Also: „Wir brauchen in der Kirche der Reformation ein neues Dogma.“ [3]

„Auch die Geschichte unserer Kirche und des Dogmas in ihr predigt dasselbe.“ Die Probe, die man gemacht hat, mit dem alten Dogma auszukommen, ist gescheitert. Das alte Dogma wurde abgestoßen, und nur wenige Fundamentalsätze des christlichen Glaubens blieben im Rationalismus als „vernünftiges Christenthum“ in Ansehen. Dann kam die Gegenwirkung der Romantik. Aber das erneuerte alte Dogma hat nicht Stich gehalten. Strauß, „dessen Name noch heute in aller Munde ist“, hat die Katastrophe bald herbeigeführt. „Es ist darin unzweideutig klar geworden, daß wir das Schicksal des reinen evangelischen Glaubens, den uns Luther erneuerte, von dem des alten trennen müssen. Dazu aber brauchen wir ein ‚neues Dogma‘, sonst zerfließt der Glaube und verliert sich in jenem unklaren Idealismus, der sich undogmatisches Christenthum nennt.“ [4]

In dieser ganzen Ausführung Kaftans ist kein Beweismoment enthalten — auch nicht vom protestantischen Standpunkte aus — für die Abschaffung des alten Dogmas. Wohl aber offenbart sich in derselben die ihm und so vielen Protestanten inwohnende Neuerungssucht und der Trieb, den unseligen Spalt zwischen den christlichen Confessionen zu erweitern. Es ist derselbe eine traurige, von demjenigen, der den Keil in

---

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 45 f.
[2] A. a. O. S. 46 f. [3] A. a. O. S. 47 f. [4] A. a. O. S. 48 f.

die Christenheit zuerst eingetrieben, überkommene Erbschaft. Wenn sein Werk ein so glorreiches war, warum sollte die Fortsetzung desselben nicht ehrenvoll sein?!

Die Vollständigkeit der Revolution auf dem Gebiete der kirchlichen Organisation und des öffentlichen Gottesdienstes ist noch kein Beweis dafür, daß sie auch auf dem Gebiete der Lehre eine vollständigere sein müsse, falls nicht nachgewiesen wird, inwiefern die beibehaltene Lehre zu den Neuerungen auf jenen Gebieten nicht stimme. Wollte Kaftan einen aprioristischen Beweis für die Nothwendigkeit weiterer Neuerungen in der Lehre bringen, so hätte er auf dem Gebiete der Lehre bleiben sollen. Hier bot sich ihm wirklich der Beweis leicht dar. Das ist ja klar, daß sich aus dem festen Gefüge des katholischen Lehrgebäudes nicht ein paar Fundamentblöcke herausreißen lassen, ohne daß andere Steine nachstürzen und, wenn nicht sofort, so doch allmählich das ganze Gebäude zusammenbricht. Kracht nicht wirklich das ganze „verbesserte“ Lehrgebäude? Wie viele Tausende Anhänger von Strauß und andere wären bereit, nachzuhelfen oder würden doch den Augenblick des Einsturzes herbeisehnen, wenn sie eine befriedigende Antwort fänden auf die sich allen aufdrängende Frage: Was dann?

Darin hat Kaftan Recht, daß die Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen und der Glaube an das Walten des Geistes Gottes in der Kirche kein Grund für Protestanten sein kann, vor Neuerungen in der Lehre zurückzuschrecken. Die bei ihnen geltende Kirchengeschichte, nach welcher „die Kirche wenigstens seit dem achten Jahrhundert ein Schauplatz von Unwissenheit und Bosheit“, „alle ihre Vorsteher greuliche Irrlehrer und sie selbst ein vollkommenes Narrenhaus war“, vernichtet den Glauben an eine göttliche Leitung der Kirche, ja an ihren göttlichen Ursprung; war sie ja auch einer der Hauptgründe für die so schnelle Verbreitung des Rationalismus im vorigen Jahrhundert, sobald der orthodoxen Lehre der staatliche Schutz entzogen war. „Die übertriebene Sorgfalt,“ so bemerkt einer der scharfsinnigsten protestantischen Theologen jener Zeit, „mit welcher bisher protestantischerseits alles gesammelt worden, was nur zu einigem Zeugnisse für den ehemals herrschend gewordenen Verfall in der Kirche brauchbar ist, die Ungerechtigkeit, mit welcher diesseits alle ehemaligen Vorsteher und Häupter der Kirche als Tyrannen und alle Glieder derselben als Heiden vorgestellt werden, und die Nachlässigkeit, mit welcher diesseits das neben allem eingerissenen Verderben in der Kirche zu aller Zeit vorhanden gewesene Gute über-

sehen wird, diese Mängel in der Kirchengeschichte unter den Protestanten werden von den Widersachern des Christenthums begierig zu ihrem Endzweck benützt." [1] Er führt dann eine Schrift Friedrichs II. an [2], worin dieser Monarch die herkömmliche protestantische Vorstellung von der Kirchengeschichte, daß sie ein großes von Schurken und Heuchlern auf Kosten der betrogenen Massen aufgeführtes Drama sei, als die eigentliche Ursache seiner Verachtung des Christenthums enthüllt [3].

Doch dies nebenbei. Wenden wir uns nun zu einem Hauptbeweise Kaftans für die Nothwendigkeit eines neuen Dogmas. Er stützt sich auf das Formalprincip des Protestantismus, jenes Princip, welches die Heilige Schrift als einzige Glaubensquelle und Glaubensregel bezeichnet.

Die christliche Wahrheit ist uns in der Heiligen Schrift gegeben, sagt Kaftan. Nur sie ist die Quelle, aus der wir die Wahrheit schöpfen dürfen. „So ist es die Meinung der Väter gewesen von Luthers Tagen an." Das Schriftprincip ist die feste Grundlage aller evangelischen Lehrbildung gewesen und wird bis auf diesen Tag als solche anerkannt [4]. — Hierin hat Kaftan die lutherischen Bekenntnißschriften gewiß auf seiner Seite. Die Concordienformel z. B. bezeichnet die Heilige Schrift als die „einzige Regel und Richtschnur, nach welcher alle Dogmen und alle Lehrer geprüft und beurtheilt werden müssen [5].

---

[1] Töllners kurze vermischte Aufsätze. Frankfurt a. d. O. 1769. II. S. 87 ff.; vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen. S. 393 ff.

[2] Die Vorrede zu dem Buche: Abrégé de l'histoire ecclésiastique de Fleury-Berne (Berlin) 1767.

[3] In derselben Weise, wie man den Abfall von der alten Kirche vertheidigt und den „Segen der Reformation" gefeiert hat, führt man vielfach auch jetzt in protestantischen Streitschriften und Zeitungen den Kampf mit der katholischen Kirche. Erdichtete oder aus allen Ländern und Zeiten zusammengesuchte und aufgebauschte Skandalgeschichten, unrichtige Darstellungen von Lehren, Einrichtungen und Gebräuchen der katholischen Kirche, Schlagwörter, wie hierarchische Herrschergelüste, Gewissenszwang, Geistestyrannei u. dgl., nehmen die Stelle der Beweisführung ein. Einer principiellen Erörterung der Frage, welche der beiden Confessionen die wahre Kirche Christi, und welche eine abgefallene Secte ist, geht man aus dem Wege. Eine solche Polemik ist wohl im Stande, in protestantischen Kreisen Vorurtheile über die katholische Kirche und Abneigung gegen sie zu erzeugen, nicht aber Licht zu verbreiten über die wichtigste Frage, welche den Christen beschäftigen kann.

[4] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 30.

[5] Form. Conc. p. 570: „Credimus unicam regulam et normam, secundum quam omnia dogmata omnesque doctores aestimari et iudicari oporteat, nullam omnino esse, quam prophetica et apostolica scripta cum veteris tum novi testamenti."

„Aber die Erkenntniß der Schrift", so fährt Kaftan fort, „ist eine fortschreitende, eine wechselnde." Das Schriftprincip ist deshalb ein Princip der Entwicklung und Beweglichkeit. Die heutige Erkenntniß der Schrift ist vielfach eine genauere und bessere geworden. Früher glaubten die protestantischen Theologen, daß alle Dogmen, alle kirchlichen Lehrsätze, wie sie lauteten, in der Schrift, im Alten wie im Neuen Testament, enthalten seien und aus derselben ihrem Wortlaut nach entnommen werden könnten. Heute ist diese Ansicht allgemein aufgegeben. Sie ist ja auch offenbar falsch. Von der Lehre der heiligen Dreifaltigkeit z. B. sind im Alten Testamente höchstens Andeutungen enthalten, und selbst im Neuen Testamente darf man nicht die bestimmten Formeln der Kirchenlehre suchen. So lehren jetzt alle, auch die strenggläubigen Theologen, während im 17. Jahrhundert der Helmstädter Theologe Georg Calixt bei den Strenggläubigen großes Aergerniß und gewaltigen Widerstand hervorrief durch die Behauptung, die Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit sei nicht so klar im Alten Testamente enthalten, daß man aus demselben die Gegner dieser Lehre, die Juden, von ihrer Wahrheit überzeugen könne. Wenn nun die orthodoxen Theologen des 17. Jahrhunderts unter uns erschienen und vernähmen, daß nach Lehre der jetzigen Theologen die Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit nur den Grundzügen nach in der Heiligen Schrift enthalten sei, würden sie diesen nicht sagen: „Ihr wollt Lehrer der evangelischen Kirche sein, ihr bekennt euch zu der Heiligen Schrift als der Richtschnur aller Lehre, als der alleinigen Quelle aller heilsamen Wahrheit, und dann sagt ihr, was ihr lehrt, sei doch nicht eigentlich aus der Heiligen Schrift entnommen, sondern ein Erzeugniß der kirchlichen Lehrthätigkeit, nur den maßgebenden Grundzügen nach in der Schrift enthalten? . . . Wißt ihr nicht, daß auch die Papisten dergleichen von der Heiligen Schrift lehren und auf diesem Weg ihre seelenverderblichen Irrthümer rechtfertigen? . . . Dann ist sie nicht mehr und nicht weniger als der Anfang der kirchlichen Tradition . . . Das verläugnet auch die römische Kirche nicht. Das war die Meinung des gottgesegneten Doctor Martin Luther nicht, als er die Bibel im Arm dem Papst und der ganzen Welt absagte, um sich in allen Sachen des Glaubens und der Lehre auf Gottes Wort und dieses allein zu stellen." So würden sie sprechen, und mit Recht. Wenn man eine Lehre als Dogma aufstellt und dann sagt, daß sie nur den maßgebenden Grundzügen und Anfängen nach in der Heiligen Schrift enthalten sei, so gibt man das Schriftprincip im Sinne der Reformation auf, und die Schrift wird dann als nichts

anderes betrachtet, denn als das erste und wichtigste Glied in der kirchlichen Tradition [1].

So Kaftan, und in der Hauptsache hat er den Protestanten gegenüber Recht. Daß im Alten Testamente noch nicht deutlich und klar die ganze Lehre von der heiligsten Dreifaltigkeit enthalten ist, sagen auch die katholischen Theologen. In den Schriften des Neuen Testamentes ist sie vollständig und klar ausgesprochen. Doch auch in diesen steht das Dogma nicht nach seinem Wortlaute, und es bedarf des Studiums und theologischer Forschung, um es aus verschiedenen sich gegenseitig ergänzenden Stellen ans Licht zu bringen. Indessen kommt es in unserer Untersuchung nicht darauf an, was katholische, sondern was protestantische Theologen über das Verhältniß der Heiligen Schrift zum Trinitätsdogma sagen. Wenn nach diesen das Dogma nur „den maßgebenden Grundzügen nach" in der Schrift enthalten ist und sie dennoch das Dogma als allgemein geltende Kirchenlehre hinstellen, so geben sie das Formalprincip des Protestantismus auf. „Tradition" und „Menschensatzung" muß dann die „einzige" Quelle und Richtschnur der Wahrheit ergänzen.

Was vom Trinitätsdogma gesagt ist, gilt nach Kaftan auch von anderen Dogmen. Er führt dieses Dogma und die Lehre von der Person Christi nur als Beispiele solcher Dogmen an, für welche die Heilige Schrift nach den heutigen Theologen nur Anknüpfungspunkte biete [2]. So sieht er sich denn auch hier bei Betrachtung des Verhältnisses des alten Dogmas zum Formalprincip des Protestantismus, wie vorher bei Betrachtung des Verhältnisses des erstern zum Materialprincip, vor eine verhängnißvolle Wahl gestellt: er muß entweder das alte Dogma oder das Formalprincip des Protestantismus preisgeben. Das letztere geht nicht an. Also muß das alte Dogma weichen. Gerade den Strenggläubigen gegenüber, welche so zäh an demselben festhalten wollen, betont er die Nothwendigkeit, dasselbe dem Formalprincip zu opfern. Ihnen, „die sich nichts davon abmarkten lassen wollen, daß die Schrift gilt, daß Gottes Wort allein die Leuchte wie die Richtschnur unseres Glaubens und unserer Lehre ist", zieht er aus diesem ihrem Schriftprincip die Folgerung, welche ihnen feststehen müsse, wie ihr Glaube selbst: „Es hilft nichts, wir müssen uns mit unserer Lehre, mit unserem Dogma nach Gottes Wort richten, wir können keine Lehre führen, die nur Anknüpfungspunkte und Ansätze in der Schrift hat, oder denn, wir können solche Lehrsätze nur

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 30 ff. [2] A. a. O. S. 33.

nebenbei führen als Folgesätze etwa oder theologische Speculationen, wie sie jedem der gütige Gott schenkt, aber wir können sie nicht führen als Dogma, als verbindliche, als alle verpflichtende Lehre. Was dafür gelten soll, das muß und darf nichts anderes sein, als was aus der reichen, lebendigen Fülle der Schrift, gerade aus ihrer Mitte herausgeschöpft werden kann. Vollends, wo es sich um das Grunddogma handelt, um die Lehre von Christo, möge uns Gott doch vor anderer als solcher Lehre behüten." [1] Also, so schließt er, „wir brauchen ein ‚neues Dogma‘. Nicht als Neuerer, sondern als Hüter des alten Glaubens stellen wir diese Forderung auf" [2].

Was er verlange, sagt Kaftan, sei schon in gewissem Sinne eine Thatsache. Da die Kirche jeden, besonders ihren Diener, an die Schrift weise, so könne dieser, ohne sich um das Dogma zu kümmern, das Wort nach der Schrift verkündigen. Die bessere Erkenntniß der Heiligen Schrift habe denn auch, ganz unabhängig vom Dogma, „ihre großen und heilsamen Folgen längst entwickelt." Aber daß die Predigt sich nicht um das Dogma kümmere, sei nicht in der Ordnung. So werde „das Dogma, statt zu einem Hilfsmittel, zu einem Hindernisse der Kirche und ihrer Predigt".

Nun hören wir aber, wie Kaftan fortfahrend die Nothwendigkeit eines neuen Dogmas beweist: „Wir wissen es ja wohl alle, was auch bei den Besten und Tüchtigsten aus der Predigt wird, wenn sie einmal darauf verfallen, das alte Dogma zum besten zu geben. Und bilden diese, die in der Regel selbständig aus der Schrift zu schöpfen wissen, bilden sie die Mehrzahl? Gibt es nicht auch schwache und unselbständige Geister, die der Handreichung dringend bedürfen? Sollte nicht das Dogma ihnen diese bieten, indem es den reichen, lebendigen Inhalt des Wortes Gottes in solche Formen fassen lehrte, in denen es vor allem Glauben weckend zu wirken vermag? Und sollte eben dies nicht auch den andern dienen, den selbständigen Geistern, als heilsame Zucht zur Bewahrung vor allerlei Abwegen? Fürwahr, hier liegt ein wirklicher Mangel unserer gegenwärtigen Verhältnisse am Tage, hier erwächst eine dringende Aufgabe: wir brauchen ein ‚neues Dogma‘. Die alleinige Autorität der Heiligen Schrift in Sachen des Glaubens, die das Lehrprincip unserer Kirche ist, fordert, daß die Lehrbildung die bessere Erkenntniß der Schrift und ihres Inhaltes, die wir heute haben, nicht verläugne." [3]

---

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 34 f. 56 ff.
[2] A. a. O. S. 35. [3] A. a. O. S. 35 f.

Hier drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Sieht Kaftan wirklich nicht, in welchen Widerspruch er sich verwickelt? Das alte Dogma muß aufgegeben werden, weil der Prediger es nicht in der Heiligen Schrift findet und ihm doch nach protestantischem Formalprincip die Heilige Schrift die einzige Quelle und Richtschnur für seine Predigt sein soll. Ein neues Dogma muß kommen, weil die Mehrzahl der Prediger, die schwachen und unselbständigen Geister, ferner aber auch die übrigen, die Besten und Tüchtigsten, „welche in der Regel selbständig aus der Schrift zu schöpfen wissen", der Zucht und Bewahrung vor allerlei Abwegen beim Studium der Heiligen Schrift durch ein Dogma bedürfen. Wir sagen: Entweder ist das neue Dogma Kaftans klar und deutlich und dem Wortlaute nach in der Heiligen Schrift enthalten, oder nicht. Wenn jenes, wozu dann ein neues Dogma? Dann hat Dreyer Recht, wenn er sagt, die Schrift reiche aus, und außer ihr sei eine allgemein geltende Kirchenlehre nicht nothwendig. Ist aber Kaftans neues Dogma nicht klar und deutlich und dem Wortlaute nach in der Heiligen Schrift enthalten, nun dann leidet es eben an demselben Fehler, an welchem das alte leidet, an jenem Fehler, dessentwegen Kaftan die Verwerfung des alten fordert.

Was Kaftan zur Begründung dieser seiner Forderung beibringt, ist folgerichtig aus protestantischen Principien hergeleitet, und unzählige Male ist von katholischer Seite auf die Inconsequenz des Protestantismus gerade mit Hervorhebung seines Formalprincips hingewiesen worden. Bei Erörterung der Frage, inwieweit die beiden Dogmen von der heiligsten Dreifaltigkeit und der Person Christi in der Heiligen Schrift enthalten sind, geht er in der Verneinung zu weit. Aber richtig ist, daß es Dogmen gibt, die nicht klar oder auch gar nicht in der Schrift enthalten sind. Dies kann der katholische Theologe zugeben, ohne einem Widerspruche zu verfallen, weil er nicht die Heilige Schrift für die einzige Quelle der Glaubenslehre hält und er in der Kirche, die ihm das Dogma gegeben, eine authentische Erklärerin der Heiligen Schrift sieht. Aber der protestantische Theologe darf, will er nicht mit einem Fundamentalsatze des Protestantismus brechen, keine Dogmen dulden, die nicht klar und deutlich in der Heiligen Schrift enthalten sind; hierin hat Kaftan Recht. Aber auch in dem Dogma, welches er nun empfiehlt, gibt es evident Lehren, die ganz und gar nicht in der Heiligen Schrift enthalten sind. Wir wollen nicht weit greifen. Eben jenes Schriftprincip, das Grunddogma, dem er alle anderen Dogmen opfern will, jenes Princip, mit dem es absolut unverträglich ist, daß es ein Dogma gebe, welches nicht klar und deutlich

in der Heiligen Schrift enthalten sei, eben dieses Formalprincip des Protestantismus ist nicht in klaren Worten — nein, es ist überhaupt gar nicht in der Heiligen Schrift enthalten. Oder wo ist denn in der Heiligen Schrift ausgesprochen, daß sie die einzige Quelle und Richtschnur der Glaubenslehre sei? Die Concordienformel beruft sich auf die Worte des Psalmisten[1]: „Dein Wort ist eine Leuchte meinen Füßen und ein Licht auf meinen Wegen." Eine solche Berufung ist allenfalls begreiflich für jene Zeit, als „der gottgesegnete Doctor Martin Luther die Bibel im Arm dem Papst und der ganzen Welt absagte, um sich in allen Sachen des Glaubens und der Lehre auf Gottes Wort und dieses allein zu stellen". Aber nach der „bessern Erkenntniß der Heiligen Schrift", welche Kaftan unserer Zeit zuspricht, wird er sagen, daß hier „Wort" nicht „Heilige Schrift" bedeutet, daß zur Zeit, wo der Vers geschrieben wurde, überhaupt von der Heiligen Schrift außer dem Pentateuch und den sich anschließenden geschichtlichen Büchern kaum etwas vorhanden war, und sie demjenigen, welcher jenen Vers schrieb, unter der Hand wuchs, daß er auch gar nicht sagt, nur Gottes Wort sei eine Leuchte für seine Füße[2]. Wo verkündigt also die Heilige Schrift das Grunddogma, welches für die Bildung aller anderen Dogmen von so entscheidender Bedeutung ist? Vielleicht in den Worten des hl. Paulus im Briefe an die Galater[3], welche die Concordienformel als zweite Belegstelle aufführt: „Auch wenn ein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium predigt, so sei er verflucht"? Ist denn hier unter dem Worte „Evangelium" das geschriebene Evangelium oder gar die ganze Heilige Schrift zu verstehen?

Was vom Formalprincip gilt, das gilt auch vom Materialprincip des Protestantismus. Es ist gar nicht in der Heiligen Schrift enthalten,

---

[1] Ps. 118, 105. Vgl. Formula Concordiae. De compendiaria regula I.

[2] Es mag auffallend klingen, ist aber doch wahr, daß es für Kaftan wie für die weitaus größte Mehrzahl der protestantischen Theologen eine Heilige Schrift im Sinne derjenigen, welche sie als die einzige Quelle der Glaubenslehre erklärten, überhaupt nicht mehr gibt. Sie ist ja nach den meisten, ja fast allen modernen protestantischen Theologen gar nicht inspirirt, ist also auch nicht das Wort Gottes. Enthalten mag sie das Wort Gottes, wie auch die Werke der Väter und Theologen oder die Bekenntnißschriften; aber wenn Gott sie nicht geschrieben hat, sei es unmittelbar, sei es durch menschliche von ihm inspirirte Schriftsteller, so ist sie nicht Gottes Wort. Von anderen geschrieben, ist sie das erste Glied unter den Monumenten der Ueberlieferung, werthvoller als die übrigen, weil geschrieben von unmittelbaren Zeugen des Lebens und der Werke Christi, aber wesentlich von ihnen nicht verschieden; der bezeichnete Vorrang bezieht sich zudem nur auf die Schriften des Neuen Testamentes, und nicht einmal auf alle.

[3] 1, 8.

daß der Vertrauensglaube allein rechtfertige, sondern das Gegentheil, daß der Glaube allein nicht genüge. Doch wollen wir dies nicht hervorheben. Kaftan wird uns gewiß wenigstens dies zugeben müssen, daß diese Lehre nicht so klar und deutlich in der Heiligen Schrift enthalten ist, wie er es für ein Dogma verlangt. Denn nach ihm ist ja der jenem Princip zu Grunde liegende Begriff des Glaubens seit dem zweiten Jahrhundert, also bald nach Abschluß der Heiligen Schrift, bis zum 16. Jahrhundert verloren gegangen [1] und wird auch heutzutage von der ganzen katholischen Kirche nicht in der Heiligen Schrift gefunden. Nun wird doch Kaftan nicht behaupten, daß dies möglich wäre, wenn jene so wichtige Lehre sich so überaus klar in der Heiligen Schrift aufdrängte.

Kaftan gibt uns keinen ins einzelne eingehenden Ueberblick über die von ihm in Aussicht genommenen *neuen* Dogmen. Aber aus seinen Bemerkungen über die Dogmen überhaupt und über ihre Nothwendigkeit in der christlichen Kirche erhellt zur Genüge, daß es viele unter ihnen geben wird, die nicht so klar und ausdrücklich in der Heiligen Schrift enthalten sind, daß sich über dieselben nicht verschiedene Meinungen behaupten werden, falls kein autoritatives Lehramt entscheidet. Soll sich ja das Dogma nicht „auf die großen Grundzüge, auf das Allgemeinste“ beschränken, sondern im Gegentheile gerade so weit reichen, „als die Kirche eine Wahrheit zu verkündigen hat“. „Das Nothwendige ist hier das Ganze.“ [2] Also wird das Dogma so ziemlich das ganze Gebiet der Predigt beherrschen. Wird es auf diesem nicht viele, sehr viele Punkte geben, über deren Schriftbelege verschiedene Erklärungen nicht vermieden werden können? Wenn sich nun die Prediger für einen dem Dogma entgegengesetzten Sinn der Schriftstellen, aus denen man es entnommen hat, entscheiden, müssen sie dann ihre eigene Ueberzeugung verläugnen und dem Dogma zum Opfer bringen? Wo bleibt aber dann das Formalprincip von der Heiligen Schrift als der *einzigen* Quelle und Richtschnur des Glaubens?

Es ist endlich auch ganz unmöglich, daß das neue Dogma zu Stande komme. Oder *wie* soll es entstehen? Soll diese Lehrnorm von einem geistlichen Obern oder einem Lehrcollegium oder gar von einem weltlichen Fürsten der Gesammtheit aufgenöthigt werden? Das stieße das Princip von der Gleichheit aller in der Kirche um. Damit dies gerettet werde, muß das neue Dogma aus dem Schoße der Gläubigen hervorgehen. So will es auch Kaftan. „Es muß in geschichtlichen Wandlungen sich auf-

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 38.
[2] Glaube und Dogma. S. 27.

drängen, als etwas, das der Augenblick fordert und das nun nicht wieder vergessen werden kann." [1]

Damit nun so das Dogma entstehe, ist erforderlich, daß die Gesammtheit einig sei in ihrem Glauben. Denn wird hier dies, dort jenes geglaubt, kann weder das eine noch das andere als Dogma gelten. Ist es aber ohne Wunder möglich, daß die Gesammtheit wie von selbst einig werde, und zwar einig nicht nur in den großen Grundzügen der Glaubenslehre, sondern „so weit, als die Kirche eine Wahrheit zu verkündigen hat"? Man halte doch einmal Umschau unter den Protestanten und führe sich den Wirrwarr der in ihrer Mitte vertretenen Lehren und Ansichten vor: dann ist die Hoffnung, daß sie einmal wie von selbst zur Einigkeit in ihren religiösen Anschauungen gelangen, dahin. Uebrigens ist ja gerade Zweck des Dogmas, die Einheit der Lehre und des Glaubens zu bewirken. Nun soll jene ohne dieses entstehen und diesem erst zum Dasein verhelfen. — Kaftan scheint das neue Dogma besonders von den Professoren zu erwarten [2]. Das sind freilich die erlesensten Leute für die Begründung der Einheit der Lehre!

Gesetzt aber, es träte ein, was gewiß nie kommen wird, es käme einmal zur Uebereinstimmung der Gesammtheit in Glaube und Lehre, wie könnte dann das gemeinsame Bekenntniß dieses gemeinsamen Glaubens eine bindende Glaubensnorm sein? Wer verliehe ihm die bindende Kraft? Man erinnere sich, daß das Dogma nicht nur eine thatsächlich allgemein verkündigte Lehre ist, sondern eine für alle verbindliche Norm, nach welcher der Glaube zu bemessen ist, eine Richtschnur, nach welcher Verkündigung und Unterweisung sich richten soll, welche der Freiheit der einzelnen in der Verkündigung der Lehre Schranken setzt, und deren Befolgung von der Kirche überwacht wird. Es ist eine verbindliche, alle verpflichtende Lehre [3]. Wer könnte aber einer Lehre, die einmal thatsächlich allgemein vorgetragen würde, jene bindende Kraft verleihen und sie so zum Dogma erheben? Diese kann ihr nach protestantischen Principien, nach welchen alle in der Kirche gleich sind, nur von eben

---

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 4.

[2] „Wer etwas von der Geschichte der Kirche weiß, dem ist auch dies bewußt, daß zu allen Zeiten vor allem die Leute, die Professoren heißen, an dem Dogma in der Kirche gearbeitet haben. Aus ihrer Arbeit stammt jedenfalls auch das alte Dogma" [!]. A. a. O. S. 29.

[3] Glaube und Dogma. S. 26 f. Brauchen wir ein neues Dogma? S. 35.

denselben verliehen werden, die sie auch zu beobachten gehalten sein sollen. Wenn diese sich aber selbst binden, können sie sich auch selbst des Bandes nach Belieben entledigen. Die allgemeine Lehre hat also keine bindende Kraft. Und in der That sagt ja Kaftan, daß das Dogma verändert werden könne und zuweilen verändert werden müsse. Wer kann es denn ändern? Nun dieselben, die es gegeben haben, d. i. die Gläubigen. Wie sollen sie dann aber an irgend einem Dogma eine bindende Norm haben, welches sie selbst in vollständiger Unabhängigkeit zur Norm machen oder von der Liste der Normen streichen?

Beachten wir ferner einmal den gegenwärtigen Stand der Dinge, wie er von Kaftan selbst geschildert wird. „Manches, was früher galt, wird allgemein aufgegeben; über anderes, und nicht bloß über unwichtige Dinge, gehen die Ansichten weit auseinander.“ [1] Ja die Richtungen scheiden sich in den Angelpunkten der christlichen Lehre; selbst die Gottheit Christi und die Uebernatürlichkeit der christlichen Kirche wird hier gepredigt und dort geläugnet. Und nun sagt Kaftan hinsichtlich der Nothwendigkeit des Dogmas: „Die Wahrheit ist nur eine. Es gibt da keine Parallelformulare. Eine Gleichberechtigung der Richtungen, oder wie man es nennt, als Ideal aufstellen, zum Princip machen, ist ein Widerspruch.“ [2] Aber was widerspricht mehr dem protestantischen Princip der freien Forschung, als verschiedenen Richtungen, die etwa entstehen, keine Gleichberechtigung zuzuerkennen? Es gibt freilich objectiv nur eine Wahrheit. Aber wenn ein Theil dies, ein anderer jenes für die Wahrheit hält, vor wem soll der eine oder der andere Theil wegen seiner Ansicht als minder berechtigt erscheinen? Vor einer Behörde? Also eine Lehrbehörde entscheidet autoritativ über Wahrheit und Unwahrheit der Ansichten. Das scheint wirklich Kaftans Ansicht zu sein, wenn er sagt, „die Kirche“ müsse die Grenzen des Dogmas bezeichnen und darüber wachen, daß sie eingehalten werden [3]. Indessen dies wäre selbst dann mit protestantischen Grundsätzen unverträglich, wenn hier unter Kirche nicht eine mit Lehrautorität ausgestattete Behörde, sondern die Gesammtheit aller zu verstehen wäre, die übrigens auch nur durch ihre Organe, eine Kirchenbehörde, die Festhaltung des Dogmas überwachen könnte. Denn wenn eine Richtung entsteht, welche ein aus gemeinsamem Glauben hervorgegangenes Dogma läugnet, so besteht eben die Allgemeinheit dieses Glaubens nicht mehr. Damit fällt auch das Dogma, die verbindliche Norm,

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 26.
[2] A. a. O. S. 27. [3] A. a. O. S. 27.

weg. Das früher entstandene wird zurückgezogen. Dies kann ja nach Kaftan vorkommen. Er selbst will an die Stelle des ganzen alten Dogmas ein neues setzen. Was soll nun „die Kirche", die nach ihm über das Dogma zu wachen hat, ihm gegenüber thun?

Es kann nach protestantischem Princip außer der klar und deutlich in der Heiligen Schrift enthaltenen Lehre keine „Lehre, welche in der Kirche allgemein gelten soll", keine verpflichtende Norm geben. Es mag eine Lehre vorhanden sein, welche thatsächlich allgemein angenommen wird. Diese wird dann, wie auch eine in einer Wissenschaft allgemein angenommene Lehre, gerade wegen der Allgemeinheit ihrer Annahme ein besonderes Ansehen genießen, und von ihr ohne Grund abzugehen, mag ein Zeichen von Leichtfertigkeit sein. Doch steht es keinem zu, sich über denjenigen, welcher Gründe zu haben vorgibt, von ihr abzugehen, zum Richter aufzuwerfen und autoritativ darüber zu wachen, daß man jene Lehre beibehalte. Wenn Kaftan dieses bestreitet, so tritt er mit dem protestantischen Princip von der freien Forschung in Widerspruch, ebenso aber auch mit seiner eigenen Lehre von der Möglichkeit, das „Dogma" durch die Gläubigen zu ändern. Wenn „in geschichtlichen Wandlungen" ein neues Dogma „sich aufdrängt", so geschieht dies doch nicht über Nacht in der ganzen Religionsgenossenschaft. Zuerst taucht hier eine neue Lehre auf, dann eine andere verwandte dort. Wenn die Kirche nun das alte Dogma überwachen muß, so wird sie das Recht haben, einzugreifen. Aber die Gläubigen sind doch auch ihrerseits in ihrem Rechte, sich die neue Lehre, welche Dogma werden soll, nicht „aufdrängen" zu lassen. Also beide haben Recht, der eine, indem er die Lehre bekämpft, der andere, indem er sie verbreitet.

Indessen ist schon der Begriff eines veränderlichen Dogmas widersinnig, wie dies Dreyer mit Recht Kaftan gegenüber bemerkt[1]: „Es ist für die Orthodoxie ein ganz unvollziehbarer Gedanke, daß zwar Dogmen von altersher dagewesen sein sollen, aber nicht die rechten, daß die Kirche nun bald zwei Jahrtausende mit einer Lehre existirt haben soll, welche den Anspruch erhob, mit dem Siegel göttlicher Beglaubigung die allgemeingiltige für alle Zeiten zu sein, nun aber sich als eine vergängliche erweist." Was kann ungereimter und widernatürlicher sein, als die Forderung einer Religionsgenossenschaft, eine Lehre müsse allgemein für wahr gehalten werden, mit der tröstlichen Zusicherung, in späterer Zeit dürfe man sie vielleicht gegen eine andere vertauschen? Was heute wahr ist, ist ewig wahr,

[1] Die christliche Welt, 1889. S. 134.

und wenn heute eine Verpflichtung auferlegt werden kann, etwas im Ernste für wahr zu halten, so muß volle Bürgschaft dafür geleistet werden, daß dies heute und ewig wahr sei. Wenn Kaftan diesem so einfachen Gedanken nachgeht, so wird er finden, daß eine Autorität, welche den Anspruch auf das Recht erhebt, die Annahme von Lehren vorzuschreiben, bei endgiltigen Entscheidungen im Kreise dieser Lehren nothwendig unfehlbar sein muß.

Welche Reihe echt katholischer Folgerungen ließe sich aus dem von Kaftan betonten Satze herleiten: „Wir müssen ein Dogma haben"! Es ist wahr: eine christliche Glaubensgenossenschaft ohne Gemeinsamkeit im Glauben ist ein Unding. Noch klarer wird die Nothwendigkeit einer allgemein verbindlichen Lehre bei einem Hinblicke auf die Einheit, durch welche die Kirche nach Christi Willen sich auszeichnen sollte, um welche er auch so inständig seinen Vater im hohepriesterlichen Gebete anfleht[1]. Diese Einheit ist ja natürlich zunächst Einheit im Glauben, als Grundbedingung für jede Einheit in der Kirche. Daraus folgt aber auch, daß Christus seiner Kirche die Mittel gegeben haben muß, diese Einheit im Glauben zu begründen und zu bewahren. Wollte nun Kaftan unbefangen die Heilige Schrift lesen, so würde er auch „aus der reichen lebendigen Fülle der Schrift, gerade aus ihrer Mitte heraus" die Wahrheit schöpfen, daß Christus in der That jene Mittel der Kirche gegeben, daß er ein bleibendes, autoritatives und unfehlbares Lehramt in der Kirche eingesetzt hat, die aus allen Jüngern auserwählten Apostel, die er mit besonderer Sorgfalt lehrte und erzog, denen er vor seinem Scheiden von der Welt den Auftrag gegeben, sein Evangelium mit Autorität zu verkündigen, so daß derjenige, welcher das von ihnen gepredigte Evangelium nicht annehme, von ihm verworfen werden solle; zugleich verspricht er ihnen und ihren Nachfolgern bei ihrer Lehrthätigkeit seinen Beistand bis zum Ende der Zeiten[2]. Einen unter ihnen macht er zum Hirten der ganzen Heerde, dem er vorher schon verheißen, daß er der Felsen sein werde, auf dem er seine Kirche aufbaue, der felsenfeste Grund ihrer Einheit, ein so festes Fundament der Kirche, daß die Macht ihrer Feinde vergebens gegen sie anstürmen werde[3].

Doch das ist, wie Kaftan sagt, das ständige Ende der Erörterungen katholischer Theologen: „Die widerwärtigen Folgerungen, die zur Verherrlichung der Papstkirche und zur Befestigung der Pfaffenherrschaft dienen."[4] Wir bedauern, daß diese in der Heiligen Schrift so klar ent-

---

[1] Joh. 17, 20 ff. [2] Matth. 28, 18 ff.; Marc. 16, 15 f.

[3] Joh. 21, 15 ff.; Matth. 16, 18 ff.

[4] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 12.

haltenen Wahrheiten Kaftan so widerwärtig sind, Wahrheiten, die sich noch dazu als nothwendige Folgerungen aus der von ihm selbst aufgestellten Wahrheit von der Nothwendigkeit eines Dogmas ergeben.

Daß aus der Nothwendigkeit einer einheitlichen Lehre die Nothwendigkeit eines authentischen Lehramtes folge, stellt indessen Kaftan in Abrede, und zwar in einer Weise, die, wir müssen es gestehen, uns außerordentlich überrascht hat: „Mögen die Katholiken noch so eifrig behaupten, nur die Kirche sei befugt, die Schrift auszulegen, und wenn man dies Princip aufgebe, sei der Meinungsverschiedenheit und des Streites kein Ende, so wissen wir eben doch, daß das falsch ist. Wir wissen es nicht mit irgend welcher übernatürlichen Gewißheit, sondern mit der einfachen Gewißheit, mit der man eine gegebene Thatsache weiß, wo wir jedem, der uns mit großen principiellen Gründen und weit hergeholten Erörterungen eines andern belehren will, die schlichte Antwort geben: Du redest von Dingen, die du nicht verstehst.“[1] Wie viele Thatsachen, welche Kaftan selbst berichtet, beleuchten den Satz der Katholiken, daß Einheit in der Erklärung der Schrift und der Lehre ohne authentisches Lehramt der Kirche unmöglich ist! Doch wir wollen kurz sein und nur an die eine Frage erinnern, welche wir erörtert haben; in dieser handelt es sich nicht etwa bloß um irgend ein einzelnes Dogma, sondern um die Existenzberechtigung der Dogmen überhaupt. In dieser Grundfrage sagen die einen, man müsse das bestehende Dogma ganz beibehalten, die anderen, man müsse es ganz aufgeben; eine dritte, zahlreiche Partei will einen Theil der Dogmen preisgeben, einen andern beibehalten; Kaftan glaubt, man solle das alte ganz fallen lassen, aber ein neues einführen; Dreyer und viele andere meinen, man müsse das Dogma als Dogma ganz beseitigen und eine allgemeine, unbestimmt gehaltene Kirchenlehre an seine Stelle treten lassen: fünf Meinungen in dieser Grundfrage; eine sechste ist wohl nicht denkbar; wäre sie möglich, so würde auch sie ihre Vertreter haben. Aber was beweist alles dies? Kaftan weiß einmal, daß zur Einheit der Lehre ein authentisches Lehramt nicht erforderlich ist; dies weiß er „mit der einfachen Gewißheit, mit der man eine gegebene Thatsache weiß“. Wie wagen wir es auch, ihn an die eben berührte Thatsache zu erinnern? Er gibt uns die „schlichte“ Antwort: „Du redest von Dingen, die du nicht verstehst.“

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 31.

Theod. Granderath S. J.

Damiani's Zwist mit Hildebrand.

Große Menschen zu erhabenem Ziel gemeinsam wirken zu sehen, ist schön; sie im Streben nach gleichem Ziele in Zwiespalt zu sehen, ist lehrreich. In der engen Begrenzung menschlicher Vorzüge liegt es, daß auch Lauterkeit des Strebens, Höhe der Einsicht und Edelsinn des Herzens vereint nicht hinreichen, um Männer von ausgeprägter Charakterart stets dieselben Pfade wandeln, dieselben Plane denken zu lassen. Je heiliger dann die Sache und je höher das Ziel, desto gewaltiger und unnachsichtiger wird der Zusammenstoß derjenigen, die bestimmt zu sein scheinen, sich brüderlich die Hand zu reichen. Aber auch persönliche Einflüsse, Mißverständnisse, Stimmungen, scheinbar untergeordnete Charakteranlagen, von denen der Mensch sich nun einmal nicht gänzlich freimachen kann, üben ihre Wirkung, wie auf den Alltagsmenschen, so auf den erhabensten Menschengeist, und es ist nicht ganz zutreffend, wenn ein bekannter deutscher Dichter seinen Helden sagen läßt: „Der erhabene Mensch hat andere Versuchungen als der gemeine.“

Auch Heilige haben zu einander in Zwiespalt gestanden, ohne deshalb aufzuhören, Heilige zu sein; auch edle Geistesmänner standen sich kämpfend gegenüber, und doch blieben sie in ungetrübtem Andenken das, als was wir sie verehren. Augustin und Hieronymus, Bossuet und Fénelon sind in aller Munde. Die zarte Jugendfreundschaft des großen Basilius mit Gregor dem „Theologen“, anmuthend gleich einem Idyll, und die männliche Achtung und unbegrenzte Verehrung, mit welcher der Nazianzener später in Schrift und Rede den todten Freund gefeiert hat, vermochten nicht zu hindern, daß in der Vollkraft ihrer Jahre, in der Blüte ihrer Heiligkeit und Geistesstärke auch heftige Worte, Vorwürfe und Klagen zwischen beiden gewechselt wurden.

Bietet ein solcher Gegensatz hervorragender kirchlicher Persönlichkeiten für die Kleinarbeit der Kirchengeschichte unstreitig höchst interessante Probleme, so unterliegt die richtige Beurtheilung ebenso unstreitig den größten Schwierigkeiten. Wo alles sich durch Mißverständniß löst, wie bei Augustin und Hieronymus, oder wo der Mißgriff auf der einen Seite klar zu Tage liegt, wie bei Hilarius von Arles gegenüber Leo dem Großen, mag sich das Urtheil weniger leicht verirren. Aber schon die Spannung Gregors von Nazianz gegen Basilius hat Darstellungen gefunden, denen

man den Vorwurf des völligen Mangels an Verständniß und geradezu der sittlichen Roheit kaum ersparen kann. Und doch liegen hier gegenüber den Beschwerden Gregors wenigstens einige der Aeußerungen seines großen Freundes und Gegners vor, in welchen dieser würdevoll und liebreich zugleich dem festen Bewußtsein Ausdruck gibt, daß er niemals auch nur im geringsten gegen den Freund sich verfehlt habe[1].

Schlimmer wird die Sache, wo Aeußerungen nur von der einen Seite vorliegen, und auch da nur andeutungsweise, wie es in Briefen unter Freunden oder genauen Bekannten zu geschehen pflegt. Da ist dann ein weites Feld geboten für die Sucht, aus den unbedeutendsten und zufälligsten Aeußerungen eines vertrauten Briefes großartige principielle Gegensätze, weitausschauende politische oder dogmatische Gesichtspunkte, oder verwickelte psychologische Vorgänge herauszulesen. Die Neigung, welche bewußt oder unbewußt bei sehr vielen unserer Historiker vorhanden ist, kirchlich hervorragende Persönlichkeiten im Werthmaß herabzusetzen, oder vielmehr die Geringschätzung alles dessen, was von kirchlichem Standpunkte aus bedeutend und schätzbar ist, die sie als ererbtes Vorurtheil mitbringen, thut dann das Uebrige. Aber selbst für Historiker von unbefangenem Blick und unantastbar ehrenhafter Gesinnung ist es bei dem modernen Bildungsgange und dem herrschenden Zeitgeist manchmal unsäglich schwer, in die Anschauungsweise specifisch kirchlicher Persönlichkeiten, etwa eines großen Bischofs, Asceten oder Mönchs des Mittelalters sich hineinzudenken. Das ruhige Gleichmaß des Blickes und die bedachtsame Hand, welche nothwendig wären, den Knoten eines Conflictes zwischen mehreren solcher Persönlichkeiten richtig zu lösen, fehlt natürlich dann vollends.

Kaum an irgend einem andern Beispiel hat sich dies alles so bewahrheitet, wie an dem vielbesprochenen Zwiespalte zwischen Petrus Damiani und Hildebrand, seinem Genossen im Cardinalscollegium, dem nachher so berühmten Papst Gregor VII. Beide werden in der Kirche als Heilige verehrt. Damiani trägt den Titel eines Kirchenlehrers, Gregor gilt als einer der größten Päpste, die je das Schifflein Petri gelenkt haben. Auch vom rein menschlichen Standpunkte sind sie unbestreitbar die beiden hervorragendsten Geister ihres Jahrhunderts. Beide standen an der Spitze derselben großen Geistesbewegung, welche im 11. Jahrhundert die Kirche umgestaltet hat, und sie haben viele Jahre lang gemeinsam gewirkt.

---

[1] Ep. II, 71 (Migne, P. G. XXXII, 435).

Und doch läßt sich nicht läugnen, daß in den Schriften Damiani's Aeußerungen vorliegen, welche eine Mißstimmung oder eine gegensätzliche Stellung zu Hildebrand anzudeuten scheinen. An Ausbeutung und Auslegung dieser Stellen hat es nicht gefehlt. Der Mißbrauch war um so leichter, eine richtige und sichere Beurtheilung um so schwerer, als Hildebrands Rückäußerungen uns nicht erhalten blieben. Es sind nur Bruchstücke und Andeutungen, die sich finden, alle nur von der einen Seite, alle mehr oder minder unklar und verschiedener Deutung fähig. Dazu kommt, daß es sich um zwei Persönlichkeiten handelt, welche in die großen Weltereignisse machtvoll eingegriffen haben, deren Namen verschmolzen sind mit den großen Bestrebungen und Ideen, für die sie gelebt haben. Ihre privaten Eigenthümlichkeiten bleiben unbeachtet und unverstanden. Die Rolle, die sie auf dem großen Schauplatz der Welt gespielt, hat die allerverschiedenste Beurtheilung gefunden, und damit der sittliche Werth alles dessen, was sie waren, und dessen, was sie gethan.

Der „Höllenbrand" der „Magdeburger Centuriatoren", der Stein des Anstoßes der Jansenisten, Febronianer und Janusgläubigen, bleibt Hildebrand dem Katholiken, der noch Verständniß für seine Kirche hat, das Vorbild des gottbegeisterten Priesters, des heldenmüthigen Gottesstreiters. Der moderne Aufgeklärte ist gewohnt, in ihm eine Art von kirchlichem Richelieu zu sehen, der Katholik erkennt in ihm eher etwas von einem Elias, er ehrt in ihm den Heiligen und gleichsam das Ideal eines Papstes.

Kaum geringer ist der Gegensatz zwischen den verschiedenen Urtheilen der Historiker über Petrus Damiani. Bernhardi [1] ist er nur der „eitle und geschwätzige Mönch". Funk [2] zählt ihn zu den „hervorragendsten Erscheinungen des 11. Jahrhunderts" und nennt ihn „einen zweiten Hieronymus". Meltzer [3] schildert ihn als den guten frommen Reformer, welcher gar nicht merkt, wie er nur benützt wird für ihm ganz fremde hierarchische Zwecke. Nach Roth [4] dagegen „setzte er charaktervoll seine Pläne selbst gegen Hildebrand durch", war keineswegs „dessen blinder Verehrer, da er selbständig handelte und dem Hildebrand sogar nach seiner Ansicht mehrfach dessen Pläne zum Wohle der Kirche verdarb". Giese-

[1] Forschungen z. d. Gesch. XVII, 403.

[2] Lit. Rundschau (1882). VIII, 397.

[3] Gregor VII. und die Bischofswahlen. S. 28.

[4] Studien und Mittheilungen aus dem Benediktiner- und Cistercienserorden, 1886. II. S. 332.

brecht [1] findet seine Schriften gekennzeichnet durch „einen genialischen Zug, der wenigen Schriftwerken jener Zeit eigen ist". Ceillier [2] bewundert die „Form voll Noblesse, Anmuth und Harmonie", mit welcher Damiani alles zu umkleiden weiß. Martens [3] dagegen findet bei ihm „wüste Phantastereien", „Blüten der Parteileidenschaft im Bunde mit einer unglaublichen Geschmacklosigkeit". Nach Reumont [4] war Damiani „einer der eifrigsten und frömmsten Mitarbeiter" am Werke der Herstellung der Kirchenzucht, nach Giesebrecht „ein unvergleichlicher Vorkämpfer des reformirten Papstthums, durch Geist und Gelehrsamkeit eine Zierde der römischen Curie" [5]. Kleinermanns [6] sieht in seinem ganzen Leben „das herrlichste Tugendbeispiel". Selbst Gregorovius gesteht ihm den Ruf bei den Zeitgenossen zu, „der frömmste Mann der Kirche seiner Zeit und einer der eifrigsten Kämpfer um ihre Reform aus den reinsten Absichten gewesen zu sein". Fetzer [7] hingegen findet, daß er sittlich unter dem von ihm so scharf getadelten Gegenpapste Cadalus stehe, daß er „sich durchaus nicht scheue, im Interesse des Systems ... zu lügen und zu betrügen", daß er sich „freche Lügen" zu Schulden kommen lasse. Gregorovius [8] spricht von dem „schwachen, unpolitischen Pier Damiani". „Sein Verstand war schwach, seine mönchische Einfalt groß, seine Natur lyrisch, sein Vorstellen von mystischen Bildern erfüllt." Steindorf [9] nennt ihn den „allzeit schlagfertigen, rastlos thätigen Vorkämpfer", dem „das päpstliche Regiment (unter Clemens II.) zu milde, zu nachsichtig war". Nach Fetzer [10] ist ihm „außerordentliche politische Klugheit und Gewandtheit nicht abzusprechen".

---

[1] Geschichte der deutschen Kaiserzeit. III, 238. (3. Aufl.) [2] XIII, 323.

[3] Die Besetzung des päpstlichen Stuhles. 152. 157.

[4] Geschichte der Stadt Rom. II, 363.

[5] Geschichte der deutschen Kaiserzeit. III, 238.

[6] Der hl. Petrus Damiani. S. 228.

[7] Voruntersuchungen zu einer Geschichte des Pontificates Alexanders II. S. 58. Man vergleiche mit dieser Anklage opp. Dam. Ep. IV, 11: „Wenn Verkehrtes und Falsches in dem Buche stehen sollte, dann verzehre es lieber das Feuer, als daß es in die Oeffentlichkeit kommt," oder Opusc. VI. c. 38: „Absit a me mendacium scribere; nam qui Veritatem pro viribus veraciter colo, commentum fallaciae non admitto." Migne CXXXXIV, 1012. Seine Sorgfalt, die Wahrheit nicht zu verletzen, siehe Opusc. XIX, 3; Opusc. XX, 5; Opusc. XXXIII, 4 u. 8; Opusc. XXXIV, 7. „Die Wahrheitsliebe ist ihm eine der Hauptitugenden." Neukirch a. a. O. S. 6.

[8] Geschichte der Stadt Rom. IV, 141, vgl. 103; ähnlich Neukirch a. a. O. S. 90.

[9] Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich III. II. Bd. S. 25.

[10] A. a. O. S. 52.

Bei so stark auseinandergehender Beurtheilung sowohl Damiani's wie Hildebrands kann es nicht wunder nehmen, wenn auch die Spuren einiger zwischen ihnen vorgekommenen Mißhelligkeiten in der allerverschiedensten Weise ausgedeutet worden sind. Es lassen sich die verschiedenen Auffassungen in vier Hauptklassen gruppiren.

Die erste Auffassung schildert Hildebrand und Damiani völlig eins im Princip wie im Streben. „Hildebrand war das wahre politische Haupt der Reformpartei und Pier Damiani . . . ihr eifernder Prophet.“ [1] Die Reibungen und Gegensätze unter ihnen waren rein persönlicher Natur. Gregorovius [2] sieht in den beiden zu grundverschiedene Charaktere, als daß eine dauernde Freundschaft unter ihnen möglich gewesen wäre. „Damiani, ein hervorragendes Talent des Mönchthums, kein schöpferisches und praktisches im alten Sinn, sondern eine schwärmerisch-mystische Kraft, deren sich Hildebrand geschickt bediente, die Welt mit Extase zu entzünden, während er selbst kalt und klug berechnend sein hierarchisches System entwarf.“ In Hildebrand erblickt man nur [3] „den großen, gemüthlosen und kalten Verstand eines Monarchen, dessen Seele keine Gabe der Muse je verschönert und erwärmt hat. Sein Gegensatz war Pier Damiani, ein lebhaftes Talent zweiten Ranges . . . ein liebenswürdiger Träumer“, bei dem sich „mystischer Sinn mit einem edlen christlichen Geist vereint“. Zu Hildebrand blickte er „voll ehrfürchtiger Scheu empor“; aber dessen „despotisches Wesen“ lockte ihm manchmal bittere, wenn auch höchst wahre Scherze ab [4].

Etwas anders urtheilt Voigt [5]. „Der Papst hatte Hildebrand zum Kanzler erhoben und aller wichtigen Verwaltung der Dinge vorgesetzt. . . . Ohne Zweifel mochte dies Petrus Damiani, vielleicht aus Neid, mißbilligen, denn aus seinen Briefen ist manche Spur von dieser Gesinnung in diesen Zeiten nachzuweisen. Er bat daher in Briefen an den Papst und Hildebrand, daß sie ihm die Last des Bisthums zu Ostia abnehmen und ihn von aller Verwaltung lossprechen möchten. . . . Er begab sich ins einsame Leben, vielleicht weil ihn Hildebrand durch seinen Geist weit hinter sich zurückgedrängt hatte. Aus diesen Zeiten sind wohl die Worte über Hildebrand, worin er zu erkennen gibt, daß dieser durch den Papst als durch ein Schattenbild handle und er es sei, welcher das Triebrad der Hierarchie in Bewegung setze.“ Voigt meint, daß auch von Hilde-

[1] Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom. IV, 96. [2] A. a. O. S. 97.
[3] A. a. O. S. 293. [4] A. a. O. S. 132. 2.
[5] Hildebrand und sein Zeitalter. I, 66.

brands Seite Abneigung geherrscht habe. Nachdem er der „hohen Rechtlichkeit und Frömmigkeit" gedacht, die sich in Damiani's Schriften kundgebe, fährt er fort [1]: „Warum Hildebrand es nicht so recht mit ihm meinte, ist fast nicht zu erklären. Peter klagt sehr, daß Hildebrand ihn so wenig liebe und ihm so selten schreibe."

Auch Dr. Kleinermanns [2], einer der neuesten Biographen Damiani's, sucht den Anlaß der Mißhelligkeiten lediglich in der persönlichen Empfindung. Infolge von Hildebrands geistiger Ueberlegenheit kam Damiani von selbst in eine Art Abhängigkeit von Hildebrand. Diese Abhängigkeit wurde aber Damiani „mitunter etwas unbequem" und besonders dann, wenn er mit seinen Wünschen, der Cardinalswürde enthoben zu werden, nicht durchdringen konnte. „Ein weiterer möglicher Grund zu solchen Anlässen lag vielleicht auch darin, daß Damiani in vielen Punkten nur nach dem Gefühle urtheilte (?) und darum von dem immer seinem Verstande als Richtschnur folgenden Hildebrand vergeblich eine Liebe erwartete, welche seinen Ansprüchen genügt hätte."

Die zweite Auffassung, hauptsächlich durch Reumont [3] vertreten, findet bereits einen sachlichen Gegensatz zwischen den beiden Männern, obgleich auch sie noch in beiden das Streben nach dem gleichen Ziele anerkennt. Damiani's „lediglich dem Kirchlichen zugewandter Geist" kann sich nicht befreunden mit Hildebrands „überwiegend politischer Richtung". Seinem zwingenden Einfluß vermag er sich trotzdem nicht zu entziehen; er nennt ihn deshalb, „das Dämonische in seinem Wesen naiv charakterisirend, seinen heiligen Satan". „Selten sind zwei Männer nebeneinander gestanden, die mit größerer innerer Verschiedenheit nach demselben Ziele strebten, der eine stets seiner mächtig, klug abwartend, der andere heftig und ungemessen und nur zur Noth seine übersprudelnde Natur bezwingend; jener aus der Mitte der Welt und der Geschäfte heraus seine gewaltigen Reformen anstrebend, dieser von der Einsamkeit aus die vereinzelten Gegner niederwerfend."

Einen starken Schritt weiter bezeichnet die dritte Auffassung. Am gemäßigtsten tritt dieselbe noch bei P. Roth [4] hervor: „Die Verschiedenheit der Principien ist es, die beide Männer unterschied." Damiani hegt „starke Abneigung gegen die politischen Pläne einer Machtstellung der

---

[1] Hildebrand und sein Zeitalter. S. 74. Anm. 53.
[2] Der hl. Petrus Damiani. S. 182 f.
[3] Geschichte der Stadt Rom. II, 363.
[4] Studien und Mittheilungen, 1886. II, 331 f.

Hierarchie". „Keineswegs einseitig, läßt er eine maßvolle Mitwirkung des deutschen Königshauses bei den Papstwahlen und anderen Angelegenheiten der Kirche gelten; dieses Princip brachte ihn mit Hildebrand in Mißstimmung." Schärfer spricht denselben Gedanken Neukirch[1] aus. Nach ihm war Damiani's letztes Ziel die Herstellung der Zustände, wie sie zur Zeit der zweiten Hälfte von Heinrichs III. Regierung waren; sein Ideal war die „kaiserliche Reformkirche". Insbesondere weist Neukirch hin auf die Abweichung von Damiani's „Zweischwerttheorie" gegenüber der Hildebrands, indem nach Damiani nur das geistliche Schwert dem Vikar des Petrus, das weltliche dem König übertragen sei.

Diese letzte Anschauung des Verhältnisses zwischen den beiden großen Männern sucht Fetzer[2] einzuschränken, indem er eine vierte Auffassung als die allein berechtigte zur Geltung zu bringen unternimmt. Damiani war allerdings groß geworden im Anblick der epochemachenden Thätigkeit Heinrichs III. für die Reinigung der Kirche, für die Emancipation der Curie von der Macht der römischen Adelsparteien, aber desungeachtet war er nichts weniger als ein „Heinricianischer Schwärmer". Daß Damiani das gleiche Ziel im Auge hatte, wie Hildebrand, daß ihm dasselbe System vorschwebte, welches nach ihm Hildebrand durchzusetzen suchte, glaubt Fetzer aus Damiani's Schriften „überzeugend auseinandergesetzt zu haben". Andererseits gibt er zu, daß auch persönliche Empfindungen Damiani's als Anlaß seiner gereizten Aeußerungen anzunehmen seien. „Der fortgesetzte Druck, welchen Hildebrand auf ihn ausgeübt zu haben scheint", wirkte verhärtend auf sein Gemüth.

Aber der eigentliche Gegensatz war doch nach Fetzer ein principieller. Er erschaut im Geiste an der Curie Alexanders II. zwei Parteien, die der Moderati und die der Zelanti, gleich in dem Ziel, das sie

---

[1] Petrus Damiani bis 1059. S. 85 ff. Doch spricht auch Neukirch von einer Zeit, da Hildebrand noch eine hohe Meinung von Damiani hegte, Damiani „noch nicht entfernt Hildebrands politische Pläne und ebenso wenig dieser jenes Abneigung gegen sie erkannt hat". Die Mißhelligkeiten, die damals eintraten, seien persönlicher Natur gewesen: „Jedenfalls führten dazu keine politischen Differenzen, die erst unter Alexander II. unzweifelhaft zwischen ihnen zu Tage traten, und ebenso sicher gab Damiani zu ihnen nicht den Anlaß. Vielmehr scheint die schon seit der Zeit Victors II. sich immer mehr entwickelnde despotische Natur Hildebrands, die keinen Widerspruch des freimüthigen Damiani, der nur sein Werkzeug sein sollte, duldete, die Ursache des in den folgenden Jahren immer stärker hervortretenden Zwiespaltes beider Männer gewesen zu sein." A. a. O. S. 74 f.

[2] Voruntersuchungen. S. 60 ff.

verfolgten, verschieden in dem Wege, den sie zu diesem Ziele einschlugen. Damiani konnte als Moderato auf „Hildebrands crasse, zelantische Auffassung“ nicht eingehen; er war das Haupt der Moderati, Hildebrand führte die Zelanti. Ueber beiden Parteien stand Alexander, je nach der Zeitlage der einen oder der andern das Wort ertheilend. Der Anblick der Thaten Heinrichs III. hatte auf Damiani immerhin einen entscheidenden Einfluß gehabt: „Den Glauben an eine gemeinsame Arbeit von Imperium und Curie zur Verwirklichung dieser (von ihm und Hildebrand geplanten) Hierarchie hat er nie aufgegeben.“ Diese Ueberzeugung suchte er auch dann noch festzuhalten, als die Curie selbst nicht mehr des Reiches zu bedürfen glaubte. „So wendet er sich 1063 auf eigene Faust um Hilfe durch ein Concil für die bedrängte Kirche an Anno als Reichsregenten, was die äußerste Entrüstung Hildebrands gegen ihn hervorrief und ihm auch von Alexander einen zwar sanften, doch bestimmten Verweis zuzog. . . . Daß Damiani diesen seinen politischen Glauben festhielt, den Glauben an die vereinte Arbeit des Imperiums und der Kirche zur Verwirklichung der Civitas Dei in terra, der Welttheokratie der Curie, hatte nothwendig zur Folge, daß er von der frühern Stellung, von der Bedeutung, die ihm für die ersten Jahre Alexanders II. zukommt, immer mehr herabsank; und damit ging Hand in Hand eine innere Entfremdung zwischen ihm und der Curie, welche er sehr bitter empfand und welche ihn veranlaßte, sich selber zuletzt ganz von der öffentlichen Thätigkeit zurückzuziehen und zu dem Ideal zurückzukehren, welches ihm für seine persönliche Befriedigung immer das höchste gewesen war, das stille zurückgezogene Leben des Mönchs, des Asceten und Gelehrten“.

Bei allen diesen Auffassungen wird ein tiefgreifender Gegensatz zwischen Hildebrand und Damiani angenommen, meistens auch eine Mißstimmung ernster und dauernder Natur. Weder ein solcher Gegensatz, noch eine solche Mißstimmung hat je bestanden, und noch weniger ist sie aus den vorhandenen Aeußerungen Damiani's zu erweisen. Dieselben sind so unvollständig und vieldeutig, daß aus ihnen weder das Verhältniß, noch der Charakter, noch die Principien der beiden Männer beurtheilt werden dürfen. Im Gegentheil, erst dann können diese gelegentlichen Aeußerungen und Anspielungen in Briefen und Epigrammen mit einiger Sicherheit gedeutet werden, wenn das Gesammtverhältniß der beiden Männer einerseits, die Charaktereigenthümlichkeit des Schreibers und Dichters andererseits genügend klargestellt ist.

I.

Das Gesammtverhältniß Damiani's zu Hildebrand läßt sich in drei Fragen erschöpfen:

1. Bestand zwischen beiden eine persönliche Kluft durch Gegensätzlichkeit der Charaktere?

2. Bestand eine solche durch eine aus den Verhältnissen und gegenseitigen Berührungen sich ergebende Abneigung, d. h. wurde Damiani an der Curie durch Hildebrand zurückgedrängt, so daß sein Einfluß herabsank, und er sich deshalb mißstimmt zurückzog?

3. Bestand zwischen beiden ein Gegensatz im Ziel oder irgendwie im Princip?

1. Alle stimmen überein, daß es hauptsächlich durch Hildebrands Einfluß geschah, wenn Stephan IX. 1057 den Einsiedler von Fonte-Avellana trotz seines Widerstrebens als Cardinalbischof von Ostia an die Spitze des hl. Collegiums stellte. Damiani steht nicht an, später an Hildebrand zu schreiben[1]: „Den Episkopat, den Du mir gegeben hast, stelle ich hiermit durch diesen Brief wieder zurück." Ebenso gewiß ist, daß Hildebrand bei seinen Maßregeln für das Wohl der Kirche in Damiani den treuesten und hingebendsten Helfer fand. „Wahrlich, seit ich an die römische Kirche festgekettet bin," schreibt ihm Damiani 1059, „habe ich mich stets bemüht, Deinen Plänen und Unternehmungen zu dienen, wie ich nur wünschen kann, Gott und dem hl. Petrus gedient zu haben, und in all Deinen Kämpfen und Siegen habe ich nicht wie ein Mitkämpfer oder Gefährte, sondern geradezu wie der Blitz dreingeschlagen. Oder wo hast Du einen Kampf aufgenommen, wo ich nicht sofort dabei gewesen wäre als Kämpfer und Kampfrichter? Keine andere Autorität geschriebener Satzungen habe ich dabei vor Augen gehabt, sondern allein Deinen Willensentscheid, und Dein Wille war mir Gesetz. Und ich habe mich nie für das entschieden, was mir gut dünkte, sondern was Dir gefiel."

Es war dies aber keineswegs die Folge einer Charakterschwäche auf Seite Damiani's, sondern dessen klare Erkenntniß von der unvergleichlichen geistigen Bedeutung Hildebrands und der Lauterkeit seiner Absichten. „Deshalb, wenn es so meinem Herrn gefällt," schreibt er 1059 an Nicolaus II.[2], „ziehet den Herrn Hildebrand, einen Mann der heiligsten und lautersten Gesinnung, und die ehrwürdigen Bischöfe Humbert und Bonifatius zu, die ja Euere schärfsten und durchdringenden Augen sind, und

[1] Ep. II, 8. [2] Ep. I, 7.

theilt diesen Euere Absicht mit ..." „Die unerschütterliche Säule des Apostolischen Stuhles, den Herrn Archidiakon Hildebrand" [1]; „den unbezwingbaren Schild der römischen Kirche" [2] nennt er ihn noch in seinen letzten Jahren, als bereits jene Mißhelligkeiten eingetreten waren. Ja in einem Epigramm [3] aus dieser Zeit feiert er noch Hildebrand, der in unscheinbarer Gestalt großen Geist birgt, ein Sisyphus an Größe, alles beherrscht, ähnlich dem Eisen, das gering scheint nach außen, aber alle anderen Metalle schmiedet und bezwingt.

Allein nicht bloß mit ehrwürdiger Scheu blickte er zu ihm auf, sondern mit herzlicher Freundschaft war er ihm zugethan. „Dem ehrwürdigsten Bruder Hildebrand Petrus, Sünder und Mönch, den Ausdruck der herzlichsten Liebe", so überschreibt er sein Hildebrand gewidmetes 32. Opusculum; „den beiden Hildebranden (Cardinal Stephan und Hildebrand, die damals die Geschäfte der Curie leiteten), Petrus, Sünder und Mönch, das unauflösliche Band der Liebe", heißt es ein anderes Mal. „Du hast sehr weise, wie Du auch vieles andere zu erwägen pflegst," schreibt er ihm nach seiner Mailänder Legation 1059 mit Bezug auf eine literarische Arbeit, die Hildebrand von ihm wünschte, „dies von mir verlangt, und zwar mit jener Liebe, die alles übersteigt." „In welch segensvollem Andenken Dein Name in meinem Munde war, darüber frage einmal den Abt Hugo, den Du ja kennst", heißt es etwas später. „Als ich einmal von Dir sprach, versetzte jener: ‚Das weiß er (Hildebrand) wohl gar nicht, daß Du eine solche innige Liebe zu ihm hegest; wüßte er es, er würde über die Maßen von Zuneigung zu Dir erfüllt werden.'" „Wahrhaftig, es lebt niemand auf Erden," heißt es in demselben Briefe an Hildebrand, „an den ich lieber schreiben möchte (als an Dich)."

Aber noch unzweifelhafter läßt sich das Freundesverhältniß der beiden Männer erkennen aus gelegentlich eingestreuten Bemerkungen, in welchen Damiani der vertrauten Unterhaltungen mit Hildebrand gedenkt. Was Hildebrand, jener „hochweise Mann", ihm erzählt hat von seinen Erlebnissen und Erfahrungen in Frankreich und Deutschland, nimmt er in seine Werke auf. Theilweise dient es zugleich der Verherrlichung Hildebrands [4]; es sind wunderbare Vorfälle, durch welche die Vorsehung dessen Legationen ausgezeichnet hat. Mit sichtbarem Wohlgefallen schreibt Damiani diese Unterredungen nieder; er sucht genau Hildebrands eigene Ausdrücke zu

[1] Ep. II, 9. [2] Ep. II, 6. [3] Migne CXLV, 966. CXCIV.
[4] Opusc. XIX, 6; XX, 3; XXXII, 1.

fixiren und erinnert ihn an den vertraulichen Gedankenaustausch. Einmal hat ihm Hildebrand vertraulich gestanden, daß er sich bei seinen Speisen des Lauches und der Zwiebeln aufs strengste enthalte, nur weil er für dieselben eine gewisse natürliche Vorliebe habe. In seinem Werkchen über die Fastenzeit weiß alsbald Damiani diesen schönen Zug der christlichen Abtödtung trefflich zu verwerthen. „In solchen verächtlichen Dingen ist die Enthaltung schwerer, die Nahrung für den Stolz geringer; es ist leichter des Fleisches, als des Salzes zum Fleisch sich zu enthalten." Ein anderes Mal [1] hat er Hildebrand einen merkwürdigen Traum erzählt, den einer seiner Freunde über ihn selbst gehabt hatte, und der ihm düstere Gedanken machte. Hildebrand aber, mit dem er im Lateranpalast vertraulich beisammen war, hieß ihn nichts für sich fürchten, und gab ihm die Auslegung des Traumes: einer seiner liebsten Freunde werde sterben. Hildebrands Wort war Prophetie. Drei Tage nach der Abreise von Rom erhielt Damiani die Nachricht vom Tode des hl. Dominikus Loricatus. Damiani trug Sorge, den Vorfall in seinen Schriften zu verewigen.

Ueberhaupt herrschte zwischen den beiden Geistesverwandtschaft im vollen Sinne des Wortes. In beiden beherrschte der Mönch alles übrige, mit Cluny's Geist waren sie großgenährt. Wie Damiani, so hat auch Gregor VII. mit schmerzlicher Sehnsucht an die Freuden der Einsamkeit und des Gebetes sich zurückerinnert, die er einst im Kloster durchlebt hatte. Beide standen sich auch nahe hinsichtlich der Geistesbildung. Hildebrand hatte wie Damiani eine wissenschaftlich feine Ausbildung erhalten, und dafür hatte Damiani den Blick nicht verloren. „Diesen Tempel (der mit Wissenschaft gepaarten Tugend) kannst Du, ehrwürdiger Bruder", so schreibt er ihm [2], „mit Gottes Hilfe sehr gut erbauen, der Du von den Aegyptern die goldenen und silbernen Gefäße mit den kostbaren Gewändern entliehen hast. Denn der entwendet den Aegyptern ihren Schatz, um damit Gott ein Haus zu bauen, der die Dichter und Philosophen gelesen hat, durch welche er fähiger wird, die Geheimnisse des Wortes Gottes tiefer zu durchdringen." „Wie darf ich, obgleich dürftig an Sprache und arm an Geist," so schreibt er nach seinem endgiltigen Scheiden von der Curie an Hildebrand und Cardinal Stephan [3], „an so berühmte und wohlgelehrte Männer mich wenden? . . . aber weil ich kürzlich aus Liebe zur Ruhe von Euch mich getrennt habe dem Fleische nach zwar, aber nicht dem Herzen nach, um mich einem geistlichen Sabbat hinzugeben, so laßt mich

[1] Migne CXLIV, 1023. [2] Opusc. XXXII, 9. [3] Ep. II, 5.

über diesen Sabbat mit Eurer geheiligten Weisheit eine kurze Unterhaltung pflegen."

Auch in den gleichen Freundeskreis theilten sich Damiani und Hildebrand. Die markgräfliche Familie von Toskana stand beiden gleich nahe; Hugo von Cluny und Desiderius von Monte-Cassino waren Freunde beider; Leo IX., Nicolaus II., Alexander II. hielten große Stücke auf beide. Von Kaiser Heinrich III. wie der Kaiserin Agnes hatten beide Zeichen außerordentlicher Huld erfahren. So erklärt es sich, daß kaum ein anderer Name in Damiani's Briefen, Gedichten und größeren Schriften so viel und mit solcher Auszeichnung genannt wird wie der Hildebrands. Andererseits ist kein Zweifel, daß auch Hildebrand die Hochachtung Damiani's mit Hochachtung und seine Freundschaft mit Freundschaft erwiederte. „Reichen Dank Dir, ehrwürdiger Bruder," schreibt ihm Damiani 1059, „da ich vernommen, daß auf Deiner Reise zum hohen Königshofe aus dem Heiligthum Deines Herzens die wärmste Liebe zu mir sich kundgegeben habe (aestuantem circa me charitatem vaporare persensi). Und was Wunder, da Gott selbst ein ‚verzehrendes Feuer' genannt wird, wenn auch die Wohnstätte des Heiligen Geistes durch hervorbrechende Funken das Feuer erkennen läßt, von dem sie erwärmt ist! Denn wo immer auf jener Reise mein Name erwähnt wurde, war mein Andenken bei Dir im Segen. Das hat das Herz meiner Freunde aufgerichtet und die Lippen der Ehrabschneider wie mit dem Knebel wohlverdienter Abfertigung verschlossen."

Es stimmt nur mit dem ganzen bisher geschilderten Verhältniß, wenn berichtet wird, daß Hildebrand als Papst Damiani's Schwestersohn und Nachfolger in Fonte-Avellana, Damianus, zum Cardinal erhoben und mit der Abtei Nonantula begabt habe in Annerkennung der großen Verdienste des Oheims um die Kirche.

2. Den größten Beweis der Hochachtung und des Vertrauens gab aber Hildebrand dem Siedler von Avellana gerade durch das, was zeitweise zu Reibungen zwischen beiden und zu dem ganzen Gerede von einem Zwiespalt unter ihnen den Anlaß gegeben hat. Wie durch Hildebrands Einfluß Damiani trotz alles Sträubens an die Spitze des Cardinalscollegiums gestellt wurde, so suchte er auch ferner dessen werthvolle Dienste der Curie zu erhalten. Weit entfernt, Damiani zurückzudrängen, war es sein unablässiges Bemühen, ihn möglichst in die Geschäfte hereinzuziehen zum Besten der Kirche. Um Damiani zur Annahme des Cardinalats und Episkopats zu vermögen, hatte es von seiten des Papstes des strengen Gebotes gegenüber dem Mönch und sogar der Androhung der

Excommunication bedurft, und Damiani selbst beruft sich Nicolaus II. gegenüber darauf, seine Würde sei ihm nicht canonisch übertragen, sondern gewaltsam aufgenöthigt worden [1]. „Ihr wißt", schreibt er auch später an Alexander II. und Hildebrand [2], „und erinnert beide Euch noch sehr wohl, daß diese Last nicht von mir aufgenommen, sondern mir aufgeladen wurde, daß ich sozusagen nicht selbst ins Netz ging, sondern gewaltsam mit demselben umstrickt wurde." Ohne Unterlaß bestürmte er sowohl Nicolaus II. wie Alexander II., ihn seiner Würden, wie seiner Stellung an der Curie zu entheben. Die bei ihm früh hervortretenden Beschwerden des Alters und die römischen Fieber, die sich ihm besonders unzuträglich erweisen, hebt er hervor, um des Papstes Mitleid zu erwecken. Er verschweigt aber auch nicht die wahren Gründe, die ihn treiben. Die Furcht für sein Seelenheil in so verantwortlicher und gefahrvoller Stellung ist ihm vollständig ernstgemeint, wie sie nur einem Heiligen ernstgemeint sein kann. Sie zieht sich auch sonst durch seine Schriften hindurch und ist ein Kennzeichen seiner ganzen Geistesrichtung. Gleich mächtig geht dieser zur Seite die Sehnsucht nach der Einsamkeit und Beschauung. Er hat es zu bitter erfahren müssen, daß im Strudel weltlicher Geschäfte die Andacht nicht gedeiht.

„Warum macht man mir zum Vorwurf," schreibt er an Nicolaus II. [3], „daß ich das Hirtenamt niederlegen will, der ich, täglich von den Geschäften weltlicher Sorgen umstrickt, im Eifer der Liebe Gottes erkalte und der tödtlichen Kälte einer lauen Seele entgegengehe. . . Wohl erinnere ich mich dagegen, wie ich oft vom Feuer der Gottesliebe mich so entflammt fühlte, daß ich wünschte, auf der Stelle die sterbliche Hülle zu durchbrechen und frei vom Staube der Erde und der Finsterniß des Kerkers zum Lichte der Ewigkeit jubelnd mich emporzuschwingen! Ja damals hatte ich noch, wie der Herr beim Propheten verspricht, ein Herz aus Fleisch, oder besser, wie mir scheint, aus Wachs, das, erwärmt von der Flamme himmlischer Sehnsucht, zerschmolz und oft mit reichlichen Thränen das weinende Antlitz befeuchtete. Ich erschauderte, etwas zu hören, geschweige denn mit den Lippen auszudrücken, was nicht an Christus erinnerte. Die Nichtigkeiten und Scherze weltlicher Unterhaltung waren mir gleich dem Zähnefletschen der Hunde und dem Biß der Schlangen. Häufig schaute ich im Geiste vor mir gegenwärtig Christus mit Nägeln durchbohrt am Kreuze hangen, und voll Verlangen sog ich mit den Lippen das herabträufelnde

[1] Opusc. XIX, Prol. [2] Opusc. XX, 1. [3] Opusc. XIX, 5.

Blut. Und wenn ich es versuchen sollte, in Worten auszusprechen, was mir zu schauen vergönnt wurde, sei es von der heiligsten Menschheit unseres Erlösers, sei es jene unbeschreibliche Schönheit seiner himmlischen Glorie, — der Tag würde vergehen, ehe ich die Aufzählung geendet. Jetzt aber bin ich hart geworden, wie ein Felsen, und während ich in äußeren Geschäften mich aufzehre, kann ich nicht mehr ausbrechen in die Thränen der Andacht. Ja häufig lege ich die Hand auf meine Brust und zeige dem Arzte der Seelen die eiternde Wunde, rufend und mit heißem Flehen zu ihm emporschreiend: „Der du die tiefsten Abgründe mit dem Strahlenlichte deiner Gottheit erleuchtest, verscheuche du die Finsternisse dieses Herzens und laß gnädig hineinstrahlen das Licht deiner Wahrheit. Aber jetzt, wenn der Blinde am Wege schreit, bleibt Jesus das eine Mal stehen und gibt ihm das Augenlicht wieder, ein anderes Mal geht er vorüber, als wenn er den lästig Schreienden nicht hörte, und der arme Blinde bleibt in seiner Blindheit. Welch ein Schmerz! Ja, ich bin jener Samson; wie er über den Verlust seines Lockenhaares, weine ich über den der siebenfachen Gabe des Heiligen Geistes, und meiner Augen beraubt, nicht zwar der des Antlitzes, aber der des Herzens, keuche ich unter der Last der weltlichen Geschäfte. . . Warum also soll ich nicht Rom verlassen, um so vielen Wunden der Seele zu entgehen?"

Oft kommt er auf diese Gedanken zurück; sie waren es, die ihn bestürmten, sobald er recht Zeit hatte, über sich nachzudenken. „Von solchen Bedrängnissen rings umschlossen," schreibt er in Bezug auf weltliche Geschäfte an Alexander II.[1], „suche ich mich aufzuraffen, aber bald versagt die Kraft; ich mache den Versuch, aber alsbald unterliege ich. Ich kann mich nicht aufschwingen zu den Höhen der Beschauung, nicht ausbrechen in die Thränen der Andacht. Denn der Geist, durch irdische Geschäfte verdunkelt, versucht vergebens sich zum Gipfel der Beschauung zu erheben, da er durch die weltlichen Anliegen wie mit Steineslast niedergedrückt wird."

Man muß sein Lob des Einsiedlerlebens[2] gelesen haben, um diesen Drang seines Herzens ganz zu verstehen. „Das Leben des Einsiedlers ist die Schule himmlischer Lehre und die Uebung göttlicher Kunst. Denn da ist Gott alles, was gelernt wird, und zugleich der Weg, auf dem man voranschreitet, auf dem man zur Erkenntniß der höchsten Wahrheit gelangt. Die Einsamkeit ist das Paradies der Wonne, wo wie balsamige Farben-

---

[1] Ep. I, 15. [2] Opusc. XI, 19; vgl. Opuscc. XV, 1; LII, 2.

pracht oder duftstrahlende Blüten die Wohlgerüche der Tugenden wehen. . . O Einsamkeit, du Entzücken heiliger Seelen, unerschöpfliche Süßigkeit innersten Genießens. Du bist jener chaldäische Feuerofen, wo heilige Jünglinge die Gewalt der tobenden Flamme durch Gebet bezwingen. . . du der Glutofen, in dem die Prunkgefäße des himmlischen Königs geformt werden und, geschmiedet mit dem Hammer der Buße und durch die Feile heilbringender Besserung gereinigt, zu unvergänglichem Glanze gelangen. . . O Zelle, du Vorrathskammer himmlischer Kaufleute, in der alle jene Waaren geborgen sind, durch welche der Besitz des Landes der Lebendigen erworben wird! O glückseliger Tauschhandel, wo für Irdisches das Himmlische, für Vergängliches das Ewige eingetauscht wird. . . O Zelle, wunderbare Werkstätte geistlicher Arbeit, wo fürwahr die Menschenseele das Bild ihres Schöpfers in sich wiederherstellt und zurückkehrt zu ihrer ursprünglichen Reinheit, wo die stumpfgewordene Erkenntniß die Feinheit ihrer Wahrnehmung wiedererlangt, und die Natur, die verdorben war, ihr wahres Osterfest feiert. . . Und was soll ich weiter von dir sagen, du Einsiedlerleben, gesegnetes Leben, Lustgarten der Seelen, heiliges Leben, engelgleiches Leben, Schatzkammer himmlischer Edelsteine, Sammelplatz wahrer Geistesgrößen! Dein Wohlgeruch übertrifft alle Wohlgerüche, dein Wohlgeschmack geht über träufelnde Honigwaben; süßer als der köstlichste Honigseim, erquickt er ein erleuchtetes Herz. . . Aber nur die kennen dich, die dich lieben, die stimmen ein in deinen Lobpreis, die da wonnig ruhen in der Umarmung deiner Liebe. Die das nicht wissen, können dich nicht verstehen. Auch ich selbst, das gestehe ich, bin unvermögend, dich würdig zu loben. Das eine aber weiß ich gewiß, du gesegnetes Leben, und ich betheuere es ohne Rückhalt: Wer sich bemüht, auszuharren im Verlangen nach deiner Liebe, der wird in dir wohnen, — in ihm aber wohnt Gott!"

Es bedurfte in der That nicht seines Zurückdrängens durch einen andern, oder des Herabsinkens seines Einflusses an der Curie, um ihn aus dem fiebergeplagten, unruhigen Rom und den Geschäften der Curie in seine Einsiedelei zurückzutreiben. Nur ein einziges Mal in all seinen Schriften findet sich eine Spur von Mißvergnügen, daß er in einer Sache nicht zu Rathe gezogen worden sei, wo er besser hätte rathen können. Aber es geschieht im Scherz in einem Epigramm (CLV) auf den Papst, der jetzt mit ihm sprechen wolle: sicut erat in principio, nachdem er ohne ihn Gloria patri gesprochen. Er beklagt sich auch nicht darüber, daß man ihn nicht gefragt, sondern vielmehr deshalb, weil er jetzt wieder die Sache in Ordnung bringen müsse, und die Suppe ausessen, die ein

anderer eingebrockt habe. Er meinte, „wer vorher das Mark geschlürft habe, solle jetzt auch die Knochen nagen".

3. Es war also ebensowenig eine Eifersucht wegen der amtlichen Stellung oder des überwiegenden Einflusses als eine persönliche Abstoßung, was zwischen Hildebrand und Damiani zu einem tiefergehenden Zwist hätte Anlaß geben können. Noch weit bestimmter aber darf behauptet werden, daß auch eine Verschiedenheit der Principien in keiner Weise vorlag. Vor allem ist es die reine Willkür, wenn Hildebrand dargestellt wird als ganz aufgehend in „Winkelzügen der Politik, die heute sich dieses und morgen sich jenes bediente", um „politische Pläne einer Machtstellung der Hierarchie" zu verwirklichen, und wenn man dann dem großen politischen Ränkeschmied in Peter Damiani die kopfschüttelnde Ehrlichkeit, den alles politische Treiben mißbilligenden Cato gegenüberstellt. Damiani hat nirgends Hildebrands Thätigkeit an der Curie getadelt, hat vielmehr ihm wie anderen, die mit Hildebrand gemeinsam arbeiteten, die größte Anerkennung und Bewunderung ausgesprochen. Er selbst hat oft und lange Jahre hindurch mit Hildebrand in die Sorgen, Arbeiten und Legationen sich getheilt. Hätte Damiani in dieser Beziehung etwas Tadelnswerthes gefunden, er wäre der letzte gewesen, dies zu unterdrücken. Ebenso der Eifer für das Haus des Herrn, wie die ihm eigene Redseligkeit hätten es nicht zugelassen. Menschenfurcht kannte er gewiß keine. „Ich bin mir gewiß," schreibt er an Leo IX., nachdem er ihm starke Wahrheiten vorgehalten [1], „daß, wo es nicht geschieht um der Liebe Christi willen, dessen unnützer Knecht ich bin, ich weder die Gunst irgend eines sterblichen Menschen suche, noch irgend eines Zorn fürchte." „Ihr habt mir geschrieben," bemerkt er einmal in sehr gefahrvoller Zeit dem Erzbischof Heinrich von Ravenna [2], „ich solle Euch meine Antwort mittheilen unter dem Siegel des Geheimnisses. Ihr thatet so aus väterlicher Güte und Fürsorge für mich, damit ich nicht, wenn ich meine Ansicht frei ausspräche, mir vielleicht Unangenehmes zuziehe. Aber fern sei es von mir, daß ich in einer Angelegenheit solcher Art vor Schwierigkeiten und Leiden zurückschrecke, und unbekümmert um die Vergewaltigung einer so edlen Mutter (der Kirche) als entarteter Sohn mich im Schatten verborgen halte. Im Gegentheil bitte ich darum, daß dieser mein Brief in die Oeffentlichkeit komme, und daß so durch Euch allen bekannt werde, was über diese allgemeine Gefahr (des Schisma des Cadalus) zu denken sei."

[1] Ep. I, 4. [2] Ep. III, 4.

Dementsprechend hat Damiani auch sein ganzes Leben lang gehandelt. Mit kühnem Tadel hat er sich schon an Victor II. gewandt[1]. Er mißbilligte die zeitweise von Leo IX. geduldete, vielleicht auch befolgte[2] Praxis, simonistische Prälaten noch einmal zu weihen, und deshalb bekämpfte er sie öffentlich in einer Schrift, die er dem Papste vorlegen ließ. Er mißbilligte das Interdict, das Nicolaus II. über Ancona verhängt hatte[3], und er wandte sich mit offenem Tadel direct an den Papst. Er mißbilligte, daß Leo IX. ein Kriegsheer warb und persönlich an der Spitze der Armee gegen die Normannen zog, und sprach dies ganz offen aus. In Uebereinstimmung mit den kirchlichen Canones glaubte er, daß der Priester vom Waffenhandwerk sich ferne halten müsse, und deshalb tadelte er nachdrücklich die Prälaten, die das Waffenhandwerk übten[4]. Er mißbilligte — oft mit übertriebener und mönchisch-einseitiger Strenge — vieles im Leben der hohen Prälaten und selbst der Cardinäle der Reformcurie, und er hat es mit schonungsloser Offenheit ausgesprochen. Er selbst erzählt[5], wie er den Bischof von Florenz streng zurechtgewiesen habe, weil er in Erfahrung brachte, daß er Schach spiele. Noch in seinen letzten Jahren machte er Alexander II. auf zwei Uebelstände in der Kirche aufmerksam[6] mit der Aufforderung, dieselben abzustellen. Es war der übermäßig häufige Gebrauch der Excommunication, und die eingeengte Stellung der Priester gegenüber ihrem Bischof, da ihnen verwehrt sei, beim Metropolitan über diesen Klage zu führen.

Bei einem Manne, dem es in solchem Grade als Gewissenspflicht galt, offen zu rügen, was ihm tadelnswerth schien, der so wie Damiani stets das Herz auf der Zunge zu tragen pflegte, darf man geheime Hintergedanken, verdeckte Mißbilligung und stillschweigende Verurtheilung der

---

[1] Ep. I, 5.

[2] Damiani wenigstens schreibt: „Id etiam nos non praeterit, quod nostrae memoriae nonus Leo papa plerosque Simoniacos et male permotos tamquam noviter ordinavit." Op. 5. Migne CXLV, 93. Berengars Zeugniß, wenn auch so, wie es liegt, durchaus unglaubwürdig, scheint doch die Aussage Damiani's zu bekräftigen. Entgegen steht jedoch die energische Stelle aus dem Briefe Cardinal Humberts: „Quod absit ipsum dominum nostrum papam aliquando conatum ut reordinasset saltem hostiarium nedum episcopum." Neues Archiv VII, 614. 615.

[3] Ep. I, 7. [4] Ep. IV, 9.

[5] Opusc. XX, 7. Es ist dies die erste Erwähnung des Schachspieles in Europa. Ursprünglich ein indisches Kriegsspiel, war es im 10. Jahrhundert den Persern und Arabern bekannt. Vgl. A. v. d. Linde, Geschichte und Literatur des Schachspiels, Berlin 1874; Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom. IV, 104.

[6] Ep. I, 12.

für die Kirche wichtigsten Vorgänge seiner Zeit nicht aufs Gerathewohl voraussetzen. Gerade der Umstand, daß dieser unbestechliche und unerschrockene strengste Sittenrichter seiner Zeit, der wie kein anderer die Politik der Curie und Hildebrands ganzes Thun zu controliren Gelegenheit hatte, nirgends einen Tadel ausspricht, sondern vielmehr in Hildebrand den „Schild der Kirche", die „Säule des Apostolischen Stuhles" erkennt, die „heilige Klugheit" [1], die „lauterste Absicht" [2], die alles in Betracht ziehende Voraussicht und Umsicht [3] bewundert, sollte diejenigen vorsichtiger machen, die so leicht bereit sind, über Hildebrands „weltliches Treiben", seine „Herrschsucht", seine politischen „Ränke" und Kniffe ihren Phantasien nachzugehen.

Daß im Kampf gegen Simonie und Priesterehe Damiani mit Hildebrand völlig übereinstimmte, bedarf eines Beweises nicht. Daß Damiani „die Frage der Investitur, welche zu entscheiden einem Hildebrand als Gregor VII. vorbehalten blieb, theoretisch bereits entschieden habe", wurde neuerdings von Roth [4] hervorgehoben, und insofern mit Recht, als er die Vergebung der Bisthümer durch die Fürsten, oder die einfache Ernennung der Bischöfe durch die Fürsten verwirft. Dagegen hat Neukirch darin Recht, daß weder in Damiani's Ep. I, 13, noch Opusc. XXII, praefat. eine Verwerfung der Laieninvestitur als solcher gefunden werden kann. Wenn das Gegentheil behauptet wurde, so beruht dies auf völliger Verkennung des Gedankenganges. Wo canonische Wahl stattgefunden hat und keinerlei Simonie unterlaufen ist, verwirft Damiani die Investitur als solche nicht, die ja auch damals von seiten der Kirche noch nicht verpönt war. „Die Autorität der heiligen Canones stellt fest," schreibt Damiani [5], „daß in jeder, auch der weniger angesehenen Kirchen, dem Clerus die freie Wahl dessen zukomme, der ihm (als Bischof) vorstehen soll." Die Stellen eines anderen von Damiani's Werken [6], in denen man einen Widerspruch hiermit hat finden wollen, sprechen nur denselben Gedanken noch schärfer und deutlicher aus. Damiani will zeigen, welch enormes Unrecht es sei, der römischen Kirche einen Bischof aufzunöthigen, den sie nicht selbst gewählt, sondern der königliche Hof auf-

[1] Ep. II, 9. [2] Ep. I, 7. [3] Opusc. V, init.

[4] Studien und Mittheilungen, 1886. II, 332.

[5] Ep. I, 20. Opusc. VI, 24 führt er selbst die Decretale des Papstes Leo im Wortlaute an und wiederholt ihren Inhalt: „Sieh, nach dem maßgebenden Urtheil des Papstes Leo sollen die nicht unter die Bischöfe gezählt werden, welche weder durch die Stimme des Clerus noch des Volkes gewählt, noch mit dem Urtheil des Metropoliten und mit der Zustimmung der Provinzialbischöfe gewählt sind."

[6] Discept. Synod. Migne CXLV, 68.

gestellt habe. Alle Einzelkirchen, führt er aus, selbst die Patriarchalsitze und Metropolitankirchen haben Könige oder Kaiser oder andere gegründet, die bloße Menschen waren, und sie haben sich, je nachdem sie wollten und konnten, besondere Vorrechte vorbehalten. Die römische Kirche hingegen hat derjenige gegründet, der dem hl. Petrus die Schlüsselgewalt übertrug; das ewige Wort, durch das Himmel und Erde gegründet sind, hat dieser Kirche ihre Vorrechte und ihre Autorität gegeben. Und nun fährt Damiani fort: „Es ist daher kein Zweifel, daß derjenige, der irgend einer Kirche ihr Recht entzieht, eine Ungerechtigkeit begeht, der aber das Vorrecht der Römischen Kirche, welches ihr vom höchsten Oberhaupte der Kirche selbst übertragen ist, zu entreißen sucht, in Häresie verfällt; und während jener den Vorwurf der Ungerechtigkeit verdient, gebührt diesem der Name eines Häretikers." Die Entziehung des Rechtes, um welche es sich handelt, ist die Beraubung der freien Wahl des Oberhauptes, dies ist der Vergleichungspunkt. Bei der Einzelkirche ist dies ein Unrecht, wenn auch vielleicht dadurch gemildert, daß Könige oder Kaiser oder ihre Vorfahren um die Errichtung dieser Kirche Verdienste haben; bei der Römischen, dem Haupte aller Kirchen, ist es aber mehr als bloße Ungerechtigkeit, es ist eine Sünde gegen den Glauben und der Häresie gleichzuachten. „Es wäre ja auch wunderbar," fährt Damiani ausdrücklich fort, „wenn die Strenge der Canones das, was sie den geringeren Kirchen zugesprochen hat, allein jener Kirche nicht zugestehen würde, welche das Haupt aller ist" (d. h. die selbständige, freie Wahl des Bischofs) [1].

---

[1] Man hat hierin Damiani Inconsequenz vorgeworfen und konnte sich dafür auf Ep. VII, 2 berufen, wo er Heinrich III., welcher den simonistischen und höchst unwürdigen Erzbischof von Ravenna verjagt hatte, auffordert, für die Neubesetzung des bischöflichen Stuhles zu sorgen. „Latrone rejecto, pastorem, unde Ecclesia gaudeat, ordinate." Allein nichts zwingt, das „ordinate" mit „ernennet" oder „berufet" zu übersetzen, da es ebensowohl heißen kann „laßt wählen", „macht, daß gewählt werde". Ein Seitenstück bietet die Bischofswahl in Faenza Ep. V, 10. Damiani fordert den Clerus auf, mit der Wahl zu warten und auch den Papst zu bitten, nicht seinerseits einen Bischof zu ernennen, bis der Kaiser dahinkomme und Ordnung und Friede herstelle. Dann erst sollten sie selbst eine geeignete Wahl vornehmen. Wenn Damiani Opusc. XXII, 4 die Principes et ordinatores ecclesiarum ermahnt, die sacra loca nicht willkürlich und nach weltlicher Rücksicht zu vergeben, und sich der Verantwortung bewußt zu bleiben, so dürfte es sich da nicht um Bisthümer (ecclesiae), sondern um andere untergeordnete Pfründen und Beneficien handeln, obgleich zur Beleuchtung der Sache das Beispiel von den „Bischöfen" der Goten angeführt wird. Die Ausdrücke wie der Inhalt scheinen dies anzudeuten, und die Ueberschrift des Kapitels, die sicher nicht von Damiani herrührt, darf nicht irre führen.

Hildebrands gigantischer Plan von der „Welttheokratie der Curie" hat noch heute das Ansehen eines Axioms unter vielen Vertretern der historischen Wissenschaft. Fetzer gibt sich große Mühe, zu beweisen, daß auch in diesem Plane Damiani mit Hildebrand völlig übereinstimmte. „Sein Ideal war kein anderes als das der Weltherrschaft der Curie."[1] „Diese Auffassung, daß das Imperium nur ein Glied sei in der Universalhierarchie des Papstthums, ja sogar die Hoffnung, daß ein Zeitpunkt eintreten werde, in welchem der Kaiser freiwillig seine Gewalt zurückgebe in die Hände des Bischofs von Rom, war der Reformcurie schon damals ganz geläufig; dies beweist das offene Bekenntniß des Petrus Damiani zu 1062 ganz unzweifelhaft."[2] „Damiani's letzte Hoffnung, aber sichere Erwartung ist, daß hiernach am Ende der Dinge jede weltliche Gewalt verschwinden werde. Bis zu diesem Zeitpunkt aber ist jede weltliche Gewalt widerrechtlich, sofern sie nicht Gott, d. h. der Kirche und der Curie in allem dient."[3]

Der gelehrte Historiker, der sonst in seinen Untersuchungen manches Zutreffende und Vortreffliche bietet, leider aber durch völliges Mißverstehen katholischer Anschauungen und Persönlichkeiten die Freude daran sehr getrübt, und seine kleinen Dissertationen durch einige unverantwortliche Leistungen verunziert hat, konnte sich die Mühe solcher „Beweisführung" füglich ersparen. Wohl niemals, seitdem es eine Wissenschaft der Geschichte gibt, ist eine Behauptung gleich gewaltigen Inhaltes mit soviel Kühnheit, um nicht zu sagen Unverfrorenheit, aufgestellt, mit soviel Unbedacht nachgesprochen und so völlig ohne Beweis gelassen worden, wie die von der Welttheokratie Gregors VII. Sie ist ein wahrer Hohn auf die „exacte" Forschung. Nirgends in der umfangreichen Briefsammlung Gregors VII., auch nicht beim vertrautesten Austausch mit seinen getreuesten Gesinnungsgenossen, wird ein solcher Gedanke auch nur angedeutet. Nichts liegt vor, als einige Thatsachen, die etwa dahin verstanden werden könnten, wenn ein solcher Plan sonstwie nachgewiesen wäre, die aber mindestens ebenso natürlich auch ohne einen solchen Plan verstanden werden.

Verstünde man unter der von Gregor VII. angestrebten „Universalherrschaft" etwa nur ein oberstes Protectorat über die christlichen Staaten und ein oberstes internationales Schiedsrichteramt, das die politische Selbständigkeit der Völker wie ihren Territorialbesitz unangetastet ließe, so enthielte die Behauptung wenigstens nichts, was der Idee des Papstthums,

---

[1] A. a. O. S. 68. [2] A. a. O. S. 27. [3] A. a. O. S. 65.

und den Anschauungen Gregors VII. widerstrebte. Dann könnte man mit Döllinger[1] sagen: „Es wäre denkbar, daß Gregor, festgebannt in dem Kreise der damals herrschenden Vorstellungen, die aus dem Lehenswesen hervorgehenden Verhältnisse als die einzigen möglichen oder in jener Zeit anwendbaren Verbindungsformen der Kirche mit dem Staat betrachtet . . . und daher eine ähnliche Unterordnung der Fürsten unter den Stuhl Petri für naturgemäß und wünschenswerth gehalten", in der That aber sei es unerweisbar, daß er solche Absichten gehegt, solche Forderungen allgemein gestellt habe.

Aber was man Gregor vorwirft, ist das Streben nach der politischen Oberherrschaft, nach einer „Universalmonarchie" des römischen Papstes, welche den weltlichen Herrschern die Unabhängigkeit auch in ihrer eigenen Macht- und Pflichtensphäre abspricht, und (wenigstens nach Fetzer) dieselbe mit der Zeit völlig ersetzen und von der Erde verdrängen soll. In der unbeschreiblich gedrückten und schwierigen Lage, in welcher Gregor vom Beginne seines Pontificates sich befand, bei der fast übermenschlichen Schwierigkeit, nur das für die Reinheit und Freiheit der Kirche Unentbehrliche durchzusetzen, wäre ein solches Streben dem hellen Wahnsinn gleichgekommen. „Wider unsern Willen", so beschreibt Gregor VII. seine Lage April 1074[2], „haben wir das Schiff bestiegen, das auf wogendem Meere durch die Gewalt der Stürme, durch reißende Strudel und bis zum Himmel ansteigende Wogen unstet hin und her geworfen wird. Und doch, wenn auch mit Gefahr, sucht es den verborgenen Klippen, wie denen, die aus der Ferne schon sichtbar sind, zu entgehen. Es ist die heilige Römische Kirche, der wir unwürdig und gegen unsern Willen vorstehen müssen, welche durch verschiedene Prüfungen, zahlreiche Bedrängungen von Heuchlern, Nachstellungen und listige Hemmnisse von Häretikern täglich erschüttert, durch die weltlichen Gewalten aber geheim und offen umhergezerrt wird. Alledem uns entgegenzustellen, diesem und vielem andern sorgfältig auszuweichen ist nach Gott und menschlicherweise zu sprechen unsere Pflicht und Aufgabe. Tag und Nacht werden wir durch diese Sorgen gepeinigt, durch dieses und vieles andere beständig gequält."

Das ist der Ton, der sich mit allen Kennzeichen innerer Wahrheit durch die vertrauten Briefe in Gregors Pontificat hindurchzieht, und es sind wahrlich nicht die Empfindungen und Stimmungen eines kecken Welt-

---

[1] Lehrbuch II, 139; vgl. Hergenröther, Katholische Kirche und christlicher Staat. S. 139.

[2] Reg. I, 70; vgl. II, 49.

eroberers, der die ganze bestehende Weltordnung umzustoßen sich anschickt. Dazu kommt, daß er, völlig entsprechend den Anschauungen der katholischen Schule von den Zeiten der heiligen Väter bis auf unsere Tage, über das Zurechtbestehen, die Nothwendigkeit und Aufgabe der weltlichen Gewalt sich ausspricht. Hierin stimmt er aufs beste mit Damiani überein. Das einzige, was daher Fetzer hier beweisen konnte und wirklich bewiesen hat, ist, daß man ganz ebensowohl aus den Schriften Damiani's als aus denen Gregors VII. den Plan der „Universalmonarchie" herausconstruiren kann, und er ist sogar einsichtig genug, das nicht auf Damiani und Hildebrand allein, sondern auf die ganze damalige Curie auszudehnen. Er hätte das noch weiter ausdehnen können; denn mit demselben Rechte und Unrechte ließe sich dieser „Plan" der katholischen Schule aller Jahrhunderte zur Last legen.

Es ist daher auch nicht zuzugeben, daß Damiani eine andere „Zweischwertertheorie" aufgestellt habe als Gregor VII. In einer Predigt, in welcher er die Ceremonien der Königskrönung erklärt[1], spricht Damiani von dem Schwerte, das dem König vorangetragen werde, das dessen königliche Macht bedeute, und fährt fort: „Glücklich, wenn er das Schwert seiner Herrschaft verbündet mit dem Schwerte des Priesters, so daß das Schwert des Priesters das des Königs mildere, das Schwert des Königs das des Priesters schärfe; das sind die zwei Schwerter, von denen in der Leidensgeschichte des Herrn die Rede ist." Ebenso stellt er in einem Briefe[2] die Pflichten und Befugnisse gegenüber, welche König und Priester an und für sich innerhalb ihrer Sphäre zu üben hätten: „Zwischen weltlicher Herrschaft und Priesterthum sind die Pflichten zu unterscheiden, die einem jeden eigen sind (er spricht von der Kriegsführung), so daß der König die Waffen dieser Welt führe, der Priester mit dem Schwerte des Geistes sich umgürte, das da ist das Wort Gottes."[3] Damiani hat damit kein einziges Wort ausgesprochen, welches zu Gregor VII. in Widerspruch stünde, der seinerseits die Aufgaben und Berechtigung der weltlichen Herr-

---

[1] Sermo LXIX.

[2] Ep. IV, 9; Migne CXLIV, 315; vgl. Ep. VII, 3; Migne CCCCXL.

[3] Hierin eine verdeckte Bekämpfung des kirchlichen Zweischwertersystems sehen zu wollen, geht schon deshalb nicht an, weil der Gebrauch des biblischen Bildes der „zwei Schwerter" als Ausdruck der päpstlichen Machtfülle erst später üblich wurde. Es müßte dann auch Gottfried von Vendome als Gegner jener kirchlichen Anschauung genannt werden, der einige zwanzig Jahre später noch ganz im gleichen Sinne wie Damiani den Unterschied wie das Gemeinschaftliche der beiden Schwerter hervorgehoben hat. Vgl. Migne CLVII, 220.

schaft wiederholt hervorgehoben hat. Allerdings gebraucht Gregor dabei das Bild vom „Schwerte" nicht, da ihm nicht wie Damiani hierzu ein äußerer Anlaß geboten war. Wenn er zuweilen vom geistlichen Schwerte [1] spricht, so versteht er darunter ausschließlich die Strafgewalt der Kirche. Nirgends hat er das „weltliche Schwert" den Fürsten abgesprochen, und wenn Heinrich IV. ihm zum Vorwurf macht, er maße sich beide Schwerter an, während doch Gott das eine dem König, das andere dem Priester gegeben habe, so ist dies eben eine Aeußerung des Kampfes und der Parteileidenschaft.

Andererseits ist es aber Damiani gar nicht eingefallen, wie schon der Zusammenhang der angeführten Stellen zeigt, dem Papste jenen Einfluß auch auf das weltliche Schwert abzusprechen, welchen die christliche Weltanschauung und die katholische Schule ihm zugesprochen und in späterer Zeit häufig unter dem biblischen Bilde vom „zweifachen Schwert des Papstes" dargestellt hat. Zum Ueberfluß aber stellt Petrus es ausdrücklich an die Spitze seiner vielberufenen Disceptatio Synodalis [2], daß der Sohn Gottes, das Wort, durch welches Himmel und Erde und alle Elemente gegründet sind, „dem seligen Schlüsselträger des ewigen Lebens (hl. Petrus) die Gewalten der irdischen wie der himmlischen Herrschaft zugleich anvertraut habe" [3].

Es bleibt somit nur noch der eine principielle Gegensatz zwischen Damiani und Hildebrand denkbar, auf den Fetzer so großes Gewicht legt, daß Damiani, groß geworden im Anblick der epochemachenden Thätigkeit Heinrichs III. für die Reinigung der Kirche, für die Emancipation der Curie von der Macht der römischen Adelsparteien, „den Glauben an eine gemeinsame Arbeit von Imperium und Curie zur Verwirklichung der Hierarchie nie aufgegeben hat".

Auch Hildebrand war groß geworden unter der epochemachenden Thätigkeit Heinrichs III. Wie Damiani hatte er Gelegenheit gehabt, diesem persönlich näher zu treten. „Es sind viele und verschiedene Ursachen," schreibt er als Papst im Jahr 1076 an Heinrich IV. [4], „weshalb wir aus innerstem und aufrichtigstem Herzen Dir zugethan sind . . . auch deshalb, weil einst der glorreiche Kaiser Heinrich, Dein Vater, und

[1] Reg. II, 76, ed. Jaffé, p. 201; IV, 14, p. 261; VI, 14, p. 346; VII, 4 etc.

[2] Migne CXLV, 68.

[3] Auch W. Möller, Kirchengeschichte II, 293, findet, daß die Gregorianischen Tendenzen „in dem von Hildebrand vor seiner Stuhlbesteigung veranlaßten Buch Damiani's (De privilegiis Roman. eccl. Op. III) und ebenso in dem Werk des Card. Humbert Adversus Simoniacos einen starken Ausdruck finden", und daß es in der weitern Verfolgung dieser Tendenzen lag, die Papstwahl den Ansprüchen des Kaisers zu entreißen u. s. w.

[4] Reg. II, 44.

Agnes, Deine Mutter, die jetzt nicht mehr in irdischem Sinne, sondern mit Gottes Barmherzigkeit in himmlischem Sinne erhabene Herrscherin ist, von dem Augenblick an, da sie mich kennen gelernt haben, gemäß ihrer Hochherzigkeit mich ehrenvoll und vor den übrigen Gliedern der heiligen Römischen Kirche liebevoll behandelt haben." „Wir möchten, daß Eure Herrlichkeit wisse," so hatte er schon September 1073 dem Herzog Rudolf von Schwaben bedeutet, „daß wir in Bezug auf König Heinrich in keiner Weise irgend welches Uebelwollen hegen, dem wir schon deshalb verpflichtet sind, weil wir ihn zum König erwählt haben, und weil sein Vater, Kaiser Heinrich preiswürdigen Andenkens, mich an seinem Hofe unter allen Italienern mit ganz besonderer Ehre ausgezeichnet hat, und weil derselbe sterbend durch Papst Victor ehrwürdigen Andenkens seinen Sohn der Römischen Kirche empfohlen hat."

Der Thätigkeit Heinrichs III. gedenkt er bei mehreren Gelegenheiten in ehrenvoller Weise. Dem König von Dänemark spricht er 1080 [1] von der „innigen Anhänglichkeit", mit welcher jener Kaiser der Römischen Kirche zugethan war. Dem König von Ungarn erzählt er [2], wie Kaiser Heinrich frommen Andenkens, da er zu Ehren des hl. Petrus jenes Land (Ungarn) eroberte, nach Niederwerfung des Königs und errungenem Siege die Lanze und Krone zum Grabe des hl. Petrus schickte.

Schon hieraus wird es sehr unwahrscheinlich, daß Hildebrand von vornherein die Möglichkeit eines gemeinsamen Zusammenwirkens von Imperium und Papstgewalt im Gegensatze zu Damiani ausgeschlossen habe. Aber er hat auch ausdrücklich bei vielen Gelegenheiten gerade dieses friedliche Zusammenwirken der beiden Gewalten als das einzig wünschenswerthe und von ihm über alles erstrebte Ziel hingestellt, wenn auch nicht mit dem Wortreichthum und der poetischen Sprache, so doch mit derselben Klarheit wie Damiani. So lobt er September 1073 Herzog Rudolf von Schwaben [3] ganz besonders wegen der Stellen seines Briefes, wo er von etwas spreche, „wodurch der weltliche Bestand des Reiches herrlicher regiert, die Kraft der Kirche aber gefestigt werde, nämlich daß Priesterthum und Kaiserthum in Friede und Eintracht verbunden seien. Denn wie der menschliche Körper durch zwei Augen das irdische Licht empfange, so werde, wenn diese beiden Gewalten in heiliger Gottesfurcht miteinander in Eintracht sind, der Leib der Kirche mit geistlichem Lichte erleuchtet und geführt". In einer Encyklika

[1] Reg. VII, 21. [2] Reg. II, 13. [3] Reg. I, 19.

an alle Gläubigen spricht er 1082[1] von „dem göttlichen Frieden und der rechten Eintracht zwischen Pontificat und Reich", welche durch die Gottlosigkeit und den Frevelsinn einiger gehindert werde. „Wie Gott, um den Augen des Fleisches die Schönheit der Erde zu verschiedenen Zeiten sichtbar erscheinen zu lassen, Sonne und Mond hervorleuchtend vor allen anderen Gestirnen ans Firmament gesetzt hat," schreibt er an Wilhelm I. von England[2], „so hat er auch, auf daß nicht die Creatur, die seine Güte nach seinem Ebenbild auf dieser Erde geschaffen, in Gefahr und Verderben geführt werde, vorgesehen, daß sie je in den verschiedenen Sphären durch die apostolische und die königliche Gewalt regiert werde." Den König Philipp I. von Frankreich macht Gregor aufmerksam[3], daß nach Gottes Willen „die Macht der christlichen Fürsten mit ihm, dem Papste, in demselben Heerlager des himmlischen Königs zum Schutze des Streitheeres der Christenheit sich vereinigen müsse". Dem König von Aragonien spendet er Lob[4], daß er „in derselben Eintracht und Freundschaft" mit ihm stehen wolle, welche die früheren Könige Spaniens mit den römischen Päpsten gepflegt hätten. Da Heinrich IV. in seiner gedemüthigten Lage infolge der Besiegung durch die Sachsen Gregor VII. wieder für sich gewinnen will, beginnt er seinen Brief mit der Anerkennung der gottgewollten Eintracht zwischen Priesterthum und Königthum in Worten, welche aufs lebhafteste die Darstellung Damiani's widerspiegeln[5]. Dies war der Brief, welcher Gregor VII. so mit Freude und Hoffnung erfüllte, und von welchem er sagt[6], derselbe sei voll der Liebe und des Gehorsams und so, daß er sich nicht erinnere, daß Heinrich selbst oder einer seiner Vorfahren je einen solchen an einen römischen Papst gesandt hätten. Das unablässige Bemühen, mit Heinrich IV. zu einem „festen Einverständniß"[7], einem „echten Frieden"[8] zu gelangen, zieht sich durch die ersten Jahre seines Pontificates hin. Die Kaiserin Agnes, die Markgräfinnen Beatrix und Mathilde, Herzog Rudolf und andere wenden dazu alle ihre Mühe an, und lange noch nährt Gregor die Hoffnung, zu dem so sehr gewünschten Ziele zu kommen[9]. Aber freilich

[1] Reg. VIII, 51 (ed. Jaffé). [2] Reg. VII, 25. [3] Reg. I, 75. [4] Reg. I, 63.
[5] Reg. I, 29a; vgl. Damiani's Discept. Syn.; Migne CXLV, 86. 87.
[6] Reg. I, 25. [7] Reg. I, 26. [8] Reg. I, 19.
[9] Reg. I, 85. Er schreibt an die Kaiserin Agnes: „Wir wissen wohl, daß Ihr für den Frieden und die Eintracht der gesammten Kirche (Christenheit) Euch große Mühe gebt, und mehr, als in Worten ausgedrückt werden kann, nach dem verlangt und mit unermüdlicher Besorgniß strebt, was im Stande ist, Papstthum und Kaiserthum mit dem Kitte der Liebe fest zu verbinden." Vgl. Reg. I, 20. 26.

einen faulen Frieden auf Kosten seines Gewissens will er nicht. „Wollten wir“, so schreibt er mit dem Ausdruck ernster Ueberzeugung an Bucco von Halberstadt [1], „stillschweigend zustimmen, daß die Fürsten und Großen Eures Landes (Deutschlands) nach Willkür herrschen und Gottes Gerechtigkeit mit Füßen treten, wahrhaftig, wir könnten von ihnen alle Art von Freundschaft, Geschenke, Unterwürfigkeit, Lob und glänzende Ehrenbezeigungen haben.“ Aber wäre statt Hildebrands Damiani Papst geworden, er würde wohl gleichfalls für eine solche Art von Eintracht zwischen den beiden Gewalten gedankt haben. Wer sich aus den Schriften Damiani's von diesem Manne ein einigermaßen deutliches Bild gemacht hat, wird gestehen, daß Damiani an Stelle Hildebrands dem furchtbarsten Zwist mit Heinrich IV. gleichfalls nicht entgangen, ja daß er weit rascher und schroffer als Gregor gegen jenen vorgegangen wäre. Schon in dem Briefe, den er während des Schismas des Cadalus [2] an den jungen Prinzen schreibt, bedroht er dessen Räthe mit der Strafe des Dathan und Abiron, und sagt Heinrich selbst mit prophetischer Warnung das voraus, was ihn später wirklich getroffen hat.

Wenn Fetzer einem Manne wie Damiani die thörichte und unmögliche, ja seiner persönlichen Geistesrichtung ganz besonders widerstrebende Einbildung zuschreibt, daß einst alle weltlichen Fürsten freiwillig zu Gunsten der Kirche ihre Herrschaft niederlegen würden, wo dann der Papst allein über alles herrschen und „jede weltliche Gewalt verschwinden werde“, so war allerdings Hildebrand zu verständig, zu klarschauend und zu wohlunterrichtet in menschlichem und göttlichem Recht, um einer solchen ausschweifenden Phantasie auch nur einen Augenblick Raum zu geben. Allein einer solchen Thorheit war auch Damiani nicht fähig. Fetzer beruft sich auf die Stelle, wo Damiani in seiner poetischen Weise die Eintracht und Liebe beschreibt, die zwischen Papst und Kaiser herrschen solle [3]. Der Papst einerseits soll wie ein theurer Vater geehrt werden, der Kaiser aber gleich einem einzigen und vielgeliebten Sohn vertrauensvoll in den Armen der väterlichen Liebe ruhen dürfen. Und warum sollte auch nicht unter den Häuptern der Christenheit eine solche Liebe und solches Vertrauen bestehen können? Liest man doch in der Geschichte, wie selbst heidnische Könige wie Attalus von Pergamon und Nicomedes von Bithynien für das heidnische Rom so von Begeisterung und Liebe erfüllt waren, daß sie ihm sterbend sogar ihre Schätze vermachen wollten. Und wieviel mehr

---

[1] Reg. II, 12. [2] Ep. VII, 3. [3] Migne CXLV, 87.

sollte gegenseitige Liebe und Eintracht herrschen unter den Fürsten der heiligen Kirche, denen es (durch Christus) als Pflicht auferlegt ist, dem christlichen Volke durch ihr Beispiel Liebe und Eintracht zu lehren!

Dieser einfach christliche Gedanke, den Damiani, wie er mit Vorliebe zu thun pflegt, mit einigen classischen Reminiscenzen ausgeschmückt hat, wird von Fetzer zu folgender „historischen" Darstellung verarbeitet[1]: „Man sieht, zuerst wird der Schein einer ‚heiligen Allianz' erweckt, dann wird Heinrich voll Liebe der Vormundschaft ‚Seiner Heiligkeit' unterstellt, und zuletzt wird ihm sogar vorgeschlagen, Rom seine Gewalt zu vermachen; dies letztere überläßt Damiani allerdings dem ‚intellectus lectorum', wie er es (Migne CXLIV, p. 442) sagt." Indessen hat Damiani hier gar nichts weiter dem intellectus lectorum überlassen, sondern seinen Gedanken klar und vollständig ausgesprochen. Die letztere Wendung Damiani's, die hier wahrhaft mißbraucht wird, da sie den Leser, der nicht sofort nachprüft, fast mit Nothwendigkeit irre führt, hat mit dem Testamente des Attalus oder des Nicomedes nicht das mindeste zu schaffen. Sie gehört einem Brief an Heinrich IV. an und steht in einem ganz anders gearteten Zusammenhang. Wenn man bei einem Schriftsteller, der mit Bildern, Vergleichen und Beispielen zum Uebermaß freigebig ist wie Damiani, jedes einzelne Wort so unnatürlich pressen will, wie hier geschieht, so wäre es besser, auf die Benützung seiner Schriften für die historische Forschung ganz zu verzichten.

Soviel dürfte nun feststehen, daß von allen principiellen Unterschieden zwischen Damiani und Hildebrand, die namhaft gemacht worden sind, auch nicht ein einziger wirklich bestanden hat, daß sie insbesondere in Bezug auf das Verhältniß der Curie zur weltlichen Macht, wie in Bezug auf ihr persönliches Interesse für das deutsche Königshaus eines Sinnes waren. Damit ist auch die letzte Ursache weggefallen, die einen tiefern und dauernden Zwiespalt zwischen den beiden Männern hätte veranlassen können. Ihr Gesammtverhältniß bestimmt sich dahin, daß sie persönlich sich zugeneigt und wahrhaft geistesverwandt, durch keinerlei Eifersucht und Rivalität entfremdet und in allen wichtigeren Fragen durch die Gleichheit der Principien geeint waren. Es bleibt zu erklären, wie trotzdem dann und wann vorübergehend ein Schatten zwischen ihnen aufsteigen konnte, wenn solches in Anbetracht der allgemeinen Erfahrung des menschlichen Lebens einer Erklärung überhaupt bedarf.

---

[1] Voruntersuchungen S. 63.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Himmelsphotographie.

Große Umwälzungen haben sich seit zwei bis drei Jahrhunderten auf dem Gebiete der Himmelskunde vollzogen. Kopernikus, Tycho und Kepler hatten diese Wissenschaft zu einer Höhe aufgebaut, welche das unbewaffnete Auge eben zu erreichen im Stande war. Da vermittelte das Fernrohr dem Blicke nie geahnte Welten und zeigte das Walten der Schwerkraft in den Monden der großen Planeten und in den ungezählten Doppelsternen. Doch hätten die roh aufgestellten Gläser und Spiegel die Wunder des Himmels uns eben nur zur Anschauung gebracht, wenn nicht die Erfindung des Messings den Bau genauer Meßvorrichtungen und Kreistheilungen ermöglicht hätte.

So hatte die Beobachtung im Verein mit der sich rasch entwickelnden höhern Rechenkunst ein weites Feld der Arbeit vor sich und bildete sich im Laufe von zwei Jahrhunderten zu einer Vollkommenheit aus, die unter Bessel bis an die Grenze der möglichen Vervollkommnung heranzukommen schien.

Da eröffnete auf einmal die Erfindung des elektrischen Telegraphen eine neue Bahn. Die Pendeluhr wurde aus dem kalten Beobachtungsraume in das Uhrzimmer verlegt, und die alte Augen- und Ohrmethode wurde durch einen Fingerdruck ersetzt. Mit begründeter Eifersucht sahen die älteren, in der schwierigen Zählmethode geschulten Beobachter auf die Bequemlichkeit der jüngeren Beobachter herab und wollten nur ungern zugeben, daß jetzt in manchen Fällen größere Genauigkeit mit leichterer Mühe erreicht wird. Die Umwälzung war weder zu läugnen noch aufzuhalten.

Bald nach dem Telegraphen hielt auch das elektrische Licht seinen Einzug in die Sternwarte und verdrängte theilweise die unsauberen Oellampen. Sein Hauptvortheil liegt in der leichtern Ablesung der Kreise und in dem vollständigen und schnellen Wechsel von Licht und Dunkelheit.

Noch hatte aber die Elektricität nicht Zeit gehabt, sich vollständig unentbehrlich zu machen, als schon eine neue Entdeckung sich Bahn brach und eine vollständige Umwälzung der Beobachtung in Aussicht stellte: die Himmelsphotographie.

Die Zeit scheint gekommen, wo der Beobachter nicht nur die Bequemlichkeit hat, bei einer Erscheinung auf den elektrischen Knopf zu drücken,

sondern vom Beobachtungsstuhle gänzlich verdrängt wird, ein neuer Zeitabschnitt, wo die empfindliche Platte die Stelle seines Auges vertritt, und er wie ein Bedienter neben dem Fernrohre sitzt, um von Zeit zu Zeit eine neue Einstellung mit neuer Platte zu machen. Am andern Tage kann er das Bild im chemischen Bade entwickeln und ausmessen; die nächtliche Beobachtung ist zur Tagesarbeit geworden; sämmtliche Fehler, welche früher vom Auge und Ohre in die Beobachtung hineingetragen wurden, sind verschwunden.

Doch wir wollen der neuen Entdeckung nicht vorgreifen, sondern umgekehrt zunächst einen Rückblick auf ihre Vorgeschichte werfen.

I.

Die erste Ahnung einer möglichen Umwälzung hatten wohl die französischen Gelehrten zur Zeit, als Daguerre die nach seinem Namen benannte Erfindung machte. Die letztere wurde von Arago im Jahre 1839 der Akademie der Wissenschaften als „neues Instrument zum Studium der Natur" angekündigt, und die ersten Sonnenbilder wurden sechs Jahre später von den Physikern Fizeau und Foucault erzielt. Allein dabei blieb es auch, und die Ahnung schlummerte am Sitze ihres ersten Erwachens für die nächsten vierzig Jahre ein.

In Amerika sollte das „neue Instrument" seine ersten Proben bestehen. Dr. J. W. Draper in New-York erhielt im Jahre 1840 ein Bild des Mondes und einige Jahre später sogar das Sonnenspectrum.

Bond in Cambridge (Mass.) arbeitete auf demselben Felde weiter und regte im Jahre 1851 durch die Ausstellung seiner schönen Mondphotographien auch europäische Sternkundige zu Versuchen an.

De la Rue in London nahm den Gedanken auf, verfertigte einen Hohlspiegel und konnte mittelst des damals von Scott Archer erfundenen Collodiumverfahrens die Bond'schen Mondbilder noch weit übertreffen.

Dieses neue Verfahren sicherte auch Bond den Erfolg seiner ersten Versuche mit Fixsternen. Zuerst waren es Vega und der Doppelstern Epsilon in der Leier, deren Bilder er aufnahm, und später, im Jahre 1857, gelang ihm eine lange Reihe von Aufnahmen des engen Doppelsterns Mizar im großen Bären.

Unterdessen hatte man auch die Finsternisse in den Bereich des neuen Verfahrens gezogen. Busch und Berkowski erhielten bei der vollständigen Sonnenfinsterniß in Königsberg im Jahre 1851 schwache, aber deutliche Bilder der Corona, später auch Winlock bei der Finsterniß in Kentucky,

1869. P. Secchi erkannte aus einer Reihe von Aufnahmen der Finsterniß von 1860, daß die röthlichen Lichterscheinungen, die unter dem Namen Protuberanzen bekannt sind, wirklich der Sonne selbst angehören.

Die Photographie dieser Feuerausbrüche wurde von De la Rue und Young wiederholt, aber bei den jüngsten Verfinsterungen der Sonne, wo man die Aufmerksamkeit mehr der Corona zuwandte, vernachlässigt, zumal auch die rothe Färbung dieser Lichtwolken der aktinischen Strahlenwirkung nicht günstig ist.

Die Bestimmung der Ein- und Austrittszeiten des Mondes mußte übrigens bei dem damaligen Collodiumverfahren als mißlungen betrachtet werden. Die starke Ueberstrahlung des Sonnenlichtes wurde erst durch die später erfundenen Trockenplatten beseitigt, und dies so gründlich, daß selbst die Planeten Venus und Mercur in ihren Vorübergängen vor der Sonnenscheibe meßbare Bilder gaben.

Nach Bond war es Rutherfurd in New-York, der sich seit 1864 mit der Photographie von Sonne, Mond und Sternen bis zur neunten Größenklasse beschäftigte. Er war der erste, der das gewöhnliche achromatische Fernrohr für die chemischen Strahlen durch eine weitere Linse verbesserte, zunächst innerhalb des Fernrohrs, dann vor dem Objectiv. Später versuchte er es mit einem Hohlspiegel, und baute endlich das erste Fernrohr, das ausschließlich für chemische Strahlen eingerichtet war. Von ihm ging auch der Gedanke aus, eine photographische Himmelskarte zu verfertigen, und nur Mangel an Gesundheit hinderte ihn an der Inangriffnahme des Werkes, das gegenwärtig die ganze astronomische Welt beschäftigt. Doch versäumte er nicht die Aufnahme des Siebengestirns, die dann später von Gould ausgemessen und mit den Bessel'schen Entfernungen verglichen wurde.

Gould selbst hat in späteren Jahren, von 1872—1882, in Cordoba nahezu 1300 photographische Aufnahmen gemacht, darunter 70 südliche Sternhaufen und über 1000 Doppelsterne, die aber noch der Ausmessung und Berechnung harren.

Doch gehen wir auf die Zeit Rutherfurds zurück. Im Jahre 1864 hören wir von Versuchen des Engländers Huggins, das Spectrum des Hundssterns zu photographiren. Die hellen und dunklen Linien der Sternspectra abzubilden, war jedoch einer spätern Zeit vorbehalten. H. Draper in New-York war der erste, dem dies mit Hilfe eines engen Spaltes im Brennpunkte des Fernrohres im Jahre 1872 gelang. Es war der bekannte Stern Vega in der Leier, dessen Spectrum vier gut sichtbare Linien auf der Platte zeigte.

Soweit mußten die Versuche unter großen Mühen mit den nassen Collodiumplatten ausgeführt werden, die nur eine begrenzte Belichtungszeit zuließen und gleich darauf im Silberbade entwickelt werden mußten. Einen ganz neuen Aufschwung nahm die Himmelsphotographie im Jahre 1876, wo die Trockenplatten von Dr. Maddox erfunden wurden. Dieselben lassen eine Belichtungszeit nach Belieben während einer Tausendstel-Sekunde oder während einer ganzen Nacht zu und können darauf ohne Entwicklung beliebig lange aufbewahrt werden.

Huggins machte von ihnen erfolgreichen Gebrauch bei der Aufnahme von Sternspectra und erhielt sogar Abdrücke des unsichtbaren Spectrums jenseits der violetten Strahlen. Sogar das Spectrum der Sonnenprotuberanzen gelang Herrn Schuster bei der vollständigen Finsterniß in Aegypten im Jahre 1882.

Auch Draper blieb nicht beim alten Verfahren stehen und fand zum erstenmal, daß diese neuen Platten an Empfindlichkeit sogar dem menschlichen Auge überlegen waren, indem sie in seinem 11zölligen Refractor Sternchen 14. bis 15. Größe zum Vorschein brachten, die das Ocular nicht zeigte. Nur sein Tod in demselben Jahre 1882 hinderte ihn an dem nächsten Schritte, völlig unsichtbare Sterne zu photographiren. Dies war dem Engländer Common vorbehalten.

Die englischen Astronomen De la Rue, Pritchard, Common, Roberts u. a. gaben im allgemeinen dem Hohlspiegel den Vorzug vor der Glaslinse, weil derselbe die Strahlen nicht bricht, sondern nur zurückwirft und deswegen auch das Licht nicht schwächt und die Farben nicht zerstreut. Ein Spiegel aus Metall oder Glas kann leicht in großem Maßstabe und mit kurzer Brennweite hergestellt werden. Wir erinnern nur an den 5füßigen des Herrn Common, der fast dreimal soviel Licht sammelt als die größte, 3füßige Linse in Californien. Die Nachtheile des Hohlspiegels sind allerdings Kleinheit des Gesichtsfeldes, Verzerrung der Gestalt durch Wärme und Schwere, Schwierigkeit der Einstellung, Mattwerden der Spiegelfläche und Beugungserscheinungen des zurückgeworfenen Lichtes, haben aber sämmtlich nur geringen Einfluß auf verschwommene Gegenstände, wie Nebelflecken und Kometen.

Commons Orion-Nebel mit seiner fledermausartigen Gestalt und den vielen, sonst unsichtbaren Sternchen ist noch unübertroffen. Das Bild wurde am 30. Januar 1883 aufgenommen und zeigte nach einer Belichtung von 40 Minuten alle die wichtigen Ergebnisse, zu denen Holden bei seinem vierjährigen Studium mit dem großen Washingtoner Fern-

rohre gelangt war. Mit Recht wurde ein solcher Erfolg durch die goldene Medaille der königlichen astronomischen Gesellschaft gekrönt.

Welche Bedeutung die photographische Aufnahme dieser geheimnißvollen Himmelskörper für unsere Kenntniß über den Bau des Weltalls hat, zeigt der Umstand, daß der große Andromeda-Nebel, in welchem im Jahre 1885 ein neuer Stern aufleuchtete, ein Jahr zuvor von Common photographirt worden war, so daß die Neuheit der Erscheinung über allen Zweifel erhaben ist. Nur schade, daß der 5füßige Spiegel in dem Londoner Nebel halb begraben liegt.

Was wir oben über die Haarsterne erwähnten, findet seine Bestätigung in den gelungenen Aufnahmen der beiden Erscheinungen von 1881 und 1882 durch Draper und Huggins, Janssen und Gill.

Beim Anblicke dieser rastlosen Bemühungen von seiten der amerikanischen und englischen Sternkundigen fragt man sich unwillkürlich, wo denn die Forscher jenes Landes geblieben seien, in welchem dieser neue Zweig der Himmelskunde vor mehr als 40 Jahren seine ersten Sprossen trieb. Doch sie sollten plötzlich aus dem Schlafe erwachen und sich an die Spitze des größten Unternehmens stellen, das je die Sternwarten aller Länder zu gemeinsamem Zwecke vereint hat. Es ist dies, wie der Leser wohl schon errathen hat, die Aufnahme des ganzen Himmelszeltes unter der Leitung des internationalen astrophotographischen Congresses.

II.

Im Jahre 1872 begannen die Gebrüder Paul und Prosper Henry in Verbindung mit der Pariser Sternwarte die von Chacornac vor 40 Jahren begonnene, aber durch Krankheit und Tod unterbrochene Herstellung einer Thierkreis-Sternkarte weiterzuführen. Die Karten sollten alle Sterne bis zur 13. Größenklasse enthalten und als Wegweiser bei Entdeckung neuer Planeten dienen. 16 solcher Karten hatten die Henry's im Laufe von zehn Jahren fertig gestellt, als sie sich plötzlich in ihrer Arbeit aufgehalten sahen an der Stelle, wo der Thierkreis von der Milchstraße geschnitten wird. 15 bis 18 tausend Sterne hätten sich da auf eine einzige Karte zusammengedrängt, und beim Anblicke einer solchen Riesenarbeit erinnerten sie sich der neuesten Erfolge der Gelatineplatte, und sofort war ihr Arbeitsplan geändert.

Mit eigener Hand bauten sie einen Refractor von 16 cm Oeffnung, nach Rutherfurds Vorgang nur für aktinische Strahlen eingerichtet, und

banden ihn an das große Aequatorial der Sternwarte. Die ersten Versuche rechtfertigten bald den Bau eines Fernrohrs von 34 cm Oeffnung, das im Garten der Sternwarte unter einer kleinen Kuppel aufgestellt wurde. Es besteht aus zwei gleichgerichteten Fernröhren, einem chemischen und einem optischen.

Aber wozu denn ein solches Zwitterding? Wir wollen hier einen Augenblick stehen bleiben und neben den vielen schönen Entdeckungen auch einer Schwierigkeit gedenken, von welcher solche Erstlingsversuche immer begleitet sind.

Die photographischen Bilder der schwächsten Sterne messen zuweilen nur den tausendsten Theil einer Bogensekunde, eine Größe, von der wir ebenso wenig eine Vorstellung haben, wie von einer Million Sterne. Welcher Instrumentenbauer würde wohl eine Triebuhr herstellen können, die ein schweres Fernrohr von drei bis vier Meter Länge Stunden lang mit solcher Genauigkeit bewegt, daß das kleine Pünktchen sich auf der Platte nicht verschiebt? Da muß eben der nächtliche Forscher wie ein Bedienter am Rohre stehen und mit einer Schraube fortwährend nachhelfen, während sein Auge einen der Sterne im optischen Fernrohre, dem sogen. Sucher, beobachtet, und das zuweilen drei bis vier Stunden lang.

Doch kehren wir zu den Arbeiten der Henry's zurück. Im Jahre 1885 konnte der Leiter der Sternwarte, Admiral Mouchez, der Akademie der Wissenschaften einen Abdruck von 5000 Sternen auf einer Fläche von 3 Grad Declination und $2^1/_2$ Grad Rectascension vorlegen. Der Admiral veröffentlichte im folgenden Jahre eine Beschreibung sämmtlicher von den Henry's aufgenommenen Gegenstände in den Comptes-rendus (102, 1886) und gab in dem Jahresbuche des Vermessungsbureau's (Bureau des Longitudes 1887) einen Gesammtüberblick über das bisher Geschehene.

Unter den aufgezählten Erfolgen finden wir die Abbildung des Siebengestirns mit 1421 Sternen bis zur 16. Größe, wo die Wolf'schen Karten nur 671 Sterne zeigen. Eine Stunde Belichtungszeit genügte, um sonst ganz unsichtbare Sterne aus den Himmelstiefen hervorzulocken und einen nie gesehenen Spiralnebel um den Stern Maia zum Vorschein zu bringen. Die empfindliche Platte hat bei so lichtschwachen Sternen eben den Vortheil vor dem menschlichen Auge, daß sie von nahestehenden hellen Sternen nicht geblendet wird, und daß die Wirkung der Strahlen sich stetig ansammelt, während umgekehrt das Auge mit der Zeit ermüdet.

Der Bericht erwähnt ferner die Aufnahme der vier Jupitermonde, die des Planeten Saturn mit seinen Ringen und dessen Theilung von nur vier Zehntelsekunden, die äquatorialen Streifen und Polarzonen und sieben Satelliten, weiter den fernsten der bekannten Planeten, Neptun, mit seinem Begleiter in allen Theilen seiner Bahn, obwohl in der Pariser Atmosphäre sonst unsichtbar, ferner die Sternhaufen im Perseus und Hercules, in den Zwillingen, im Fuhrmann, in Sobieski's Schild u. a., den Ringnebel in der Leier und 500 Doppelsterne. Ein kurzer, geradliniger Strich auf der Platte gehörte dem kleinen Planeten Pallas an, der seine Bewegung unter den Sternen in dem kurzen Zeitraume von 35 Minuten verrathen hatte. Größere, die ganze Platte durchkreuzende Schweife würde man unschwer als Sternschnuppen erkennen.

Wäre es nicht zu verwundern, wenn solche Erfolge und Aussichten auf unerforschte Gebiete verfehlt hätten, den Anstoß zu einem großen Unternehmen zu geben? Der Gedanke war eigentlich schon vorhanden in der ursprünglichen Absicht der Gebrüder Henry, die Thierkreiskarten mittelst der neu entdeckten Naturkraft zu vollenden. Warum aber sollte man diesen „jungen Riesen" auf die enge Bahn des Thierkreises beschränken? War er nicht mächtig genug, das ganze Himmelsgewölbe von Pol zu Pol zu durchschreiten? Freilich, er bedurfte der Werkzeuge einer Sternwarte und der Leitung eines Sternkundigen; ja er bedurfte vieler solcher Werkstätten, um die Riesenarbeit in einer absehbaren Zeit zu vollenden; er bedurfte endlich, um die Arbeit gleichförmig auszuführen, eines einheitlichen Planes, dem alle Sternwarten sich fügen sollten.

Dieser Gedanke hatte sich bei einigen hervorragenden Männern, wie Gill und Mouchez, allmählich Bahn gebrochen. Letzterer erließ eine Einladung an die Sternkundigen zu einer Zusammenkunft in der Hauptstadt Frankreichs, die auch wirklich im April 1887 tagte und neun Tage dauerte. 55 Astronomen aus 15 verschiedenen Völkerstämmen hatten sich eingefunden.

Was hat nun diese Vereinigung zu Stande gebracht? Um nicht in alle die zahlreichen Einzelfragen einzugehen, erwähnen wir nur die Hauptbeschlüsse: einerseits die Herstellung einer Himmelskarte mit sämmtlichen Sternen bis zur 14. Größenklasse, und andererseits, was die Hauptsache ist, ein durch Ausmessung dieser Karten zu gewinnendes Sternverzeichniß bis zur 11. Größe einschließlich, das auf 30 Bände geschätzt werden könnte. Das Unternehmen soll sich zunächst auf eine Himmelszone vom 60. Grade nördlicher bis zum 38. Grade südlicher Declination erstrecken.

Aber, wird man vielleicht fragen, wozu denn diese Verschiedenheit in Karten und Katalog? Warum von der 14. Größenklasse um diese Kleinigkeit auf die 11. zurückgehen?

Wir wollen diese Verwunderung noch steigern, indem wir mittheilen, daß diese Verschiedenheit in den Grenzen der aufzunehmenden Sterne eine doppelte Aufnahme des ganzen Himmels erfordert, die eine mit 15 bis 20 Minuten Belichtungszeit, die andere mit nur 2 bis 3 Minuten. In dieser letztern Angabe liegt aber auch schon die ganze Erklärung. Stellen wir uns einmal zwei so erhaltene Platten vor. Auf die eine hat das milde Sternenlicht nur zwei Minuten lang eingewirkt, auf die andere sieben- oder achtmal so lange. Sollte man nicht erwarten, daß auf der letztern auch ebenso vielmal mehr Sterne abgedruckt seien? Kein Sterblicher ist im Stande, die Menge der Sterne bis zur 14. Größe auch nur annähernd anzugeben, zumal man noch nicht einmal weiß, was die 14. Größe eigentlich ist. Die deutschen Sternkundigen pflegen dieselbe als 13½ zu bezeichnen. Strenge genommen hat man nicht einmal für die 10. Größenklasse oder die Sichtbarkeitsgrenze in 3zölligen Kometensuchern ein sicheres Maß, und was man als 14. Größe zu bezeichnen pflegt, ist eben nichts anderes als die Wirkungsgrenze der Gelatineplatte in 13zölligen Refractoren bei 15 Minuten Belichtung. Dr. Gill von der Kap-Sternwarte schätzt die Menge der Sterne innerhalb dieser Grenze auf 25 Millionen; andere schätzen sie auf 30—40 Millionen. Bei den helleren Sternen scheint die Menge bei jeder Größenklasse um das Vierfache zu wachsen, also bei der „Kleinigkeit“ von drei Größenklassen um das Vierundsechzigfache. Doch wer wollte für die schwächsten, noch ungezählten Sterne ein Gesetz errathen? Jedenfalls wird man zugeben müssen, daß eine Verkürzung des Katalogs um drei Größenklassen in der That keine „Kleinigkeit“ ist, und daß der unverkürzte Katalog vielleicht in drei- bis vierhundert Bänden nicht zu fassen wäre. Bedenkt man, daß jeder Band die Ausmessung und Berechnung von etwa hunderttausend mikroskopischen Pünktchen voraussetzte, so kommt man bald zu der Einsicht, daß eine solche Arbeit mehrere Jahrhunderte in Anspruch nehmen würde.

Das Menschengeschlecht kann allerdings Werke der Kunst und Wissenschaft aufweisen, an denen Jahrhunderte lang nach einheitlichem Plane gearbeitet wurde; wir brauchen nur an den erst in unseren Tagen vollendeten Kölner Dom und an das noch nicht vollendete Werk der Bollandisten zu erinnern —: allein der Geist, der solche Werke schuf, gibt keine Verheißung von Einheit und Dauer auf dem Gebiete der profanen

Wissenschaften, und so war es nicht rathsam, den Plan über die Leistungsfähigkeit des heutigen Geschlechtes auszudehnen.

Wir erwähnen noch einige Bestimmungen im einzelnen. Der Hohlspiegel wurde der oben erwähnten Nachtheile wegen verworfen und ein Refractor von 33 cm Oeffnung und 3,43 m Brennweite vorgeschrieben. Das Glas soll so geschliffen werden, daß es für die Wellenlängen in der Nähe der Frauenhofer'schen Linie G einen farbenlosen Brennpunkt und in einem Umkreise von einem Grad Halbmesser noch gute Bilder gibt. Für diese Wellenlängen soll nämlich die Trockenplatte ihre größte Empfindlichkeit besitzen.

Noch in demselben Jahre 1887 waren schon neun Fernrohre der beschriebenen Art in Bearbeitung: drei für Frankreich und je eines für Spanien, Brasilien, die Argentinische Republik, Chile, Mexiko und Australien. Später kamen noch England, Dänemark, Deutschland, Oesterreich und Rußland hinzu.

Zwei weitere Einrichtungen sollten dem Unternehmen Einheit und Bestand sichern: die Ausgabe eines Bulletins, das seit 1881 in sechs Heften erschienen ist, und die Wahl eines ständigen Ausschusses, bestehend aus den Leitern der theilnehmenden Sternwarten und elf anderen Fachgenossen. Die Herren Janssen und Common sollen außerdem die anderen Zweige der Himmelsphotographie überwachen.

Welch eine Menge neuer Entdeckungen bei dieser Abbildung des Himmels bevorstehen, ist noch gar nicht abzusehen, da wir uns erst auf der Schwelle der neuen Bahn befinden. Man hofft die Menge der bekannten 7000 Nebel um das Drei- oder Vierfache zu vermehren und viele geschweifte Wanderer zu erwischen; manche neue Wandelsterne und viele noch unentdeckte Doppelsterne werden zu Tage treten, hunderte von veränderlichen werden sich zeigen, Eigenbewegungen der Fixsterne und ihre scheinbaren Verschiebungen infolge der jährlichen Bewegung der Erde, die Richtung, nach welcher ganze Sternhaufen und selbst unser Planetensystem treiben, alle diese Erscheinungen müssen zum Vorschein kommen, wenn nicht sogleich, so doch bei einer nochmaligen Aufnahme in späteren Zeiten. So wird die Saat dieser photographischen Himmelskarten erst unseren Nachkommen ihre vollen Früchte bringen.

Einen Schmuck des nächtlichen Himmels wird man auf diesen Karten allerdings vermissen, die Milchstraße. Der milde Schein dieses Sternenringes verschwindet dem Auge bekanntlich schon im Operngucker, indem er sich sofort in unzählige Sternchen auflöst, und dasselbe geschieht in

noch höherem Maße bei der Photographie. Nur solange die einzelnen Sterne als solche unsichtbar sind, erhalten wir den Eindruck jenes flockigen Schleiers, der sich ringförmig um das ganze Himmelsgewölbe herumzieht.

Ein Apparat zur photographischen Aufnahme der Milchstraße darf deshalb kein Fernrohr sein, sondern höchstens eine Camera mit kurzer Brennweite und sehr weitem Gesichtsfelde. Der erste, dem dieser Versuch bei sehr langer Belichtung gelang, ist Barnard auf der Lick-Sternwarte.

Doch genug der gefaßten Beschlüsse und der gespannten Hoffnungen; lassen wir das Werk in der Zukunft selbst reden.

(Schluß folgt.)

J. G. Hagen S. J.

Streiflichter auf die Rassen- und Nationalitätenfrage in Nordamerika [1].

Der große amerikanische Bürgerkrieg, in dem ursprünglich nur die Abschaffung der Sklaverei in den Südstaaten beabsichtigt wurde, endete im April 1865 mit der Uebergabe der zwei von Lee und Johnson befehligten Armeen an Sherman und Grant, die Generale des Nordens. Dem Präsidenten Lincoln war es leider nicht vergönnt, mit der ihm eigenen Weisheit und Mäßigung die Verhältnisse des Südens zu ordnen; denn er fiel schon 10 Tage nach der Einnahme Richmonds, des letzten Bollwerks der Conföderirten, durch Mörderhand. Ein größeres Unglück konnte Amerika nicht treffen; denn die Führer der republikanischen Partei ließen sich so von Rach- und Herrschsucht verblenden, daß sie nicht allein der schwarzen Bevölkerung Befreiung von der Sklaverei gewährten, sondern sogar die früheren Herren zu Sklaven der Schwarzen zu erniedrigen suchten.

---

[1] Die folgenden Darstellungen fußen hauptsächlich auf den jüngst erschienenen Schriften: Longstaff, Studies in Statistics, Social, Political and Medical. XIV and 455 p. London, Stanford, 1891; Clowes, W. L., Black America, a study of the Ex-Slave and his late Master. XIII and 240 p. London, Cassell, 1891.

Weil die Südstaaten gleich nach dem Kriege fast ausschließlich Demokraten in das Parlament und den Senat gewählt hatten, beschloß die republikanische Mehrheit der Vereinigten Staaten, den Weißen des Südens die Wahlfreiheit und andere politische Rechte zu entziehen, und, soweit es ging, Neger oder Männer der eigenen Partei zu allen einflußreichen und einträglichen Stellen zu befördern, über die Südstaaten, als wären sie in offenem Aufruhr, den Belagerungszustand zu verhängen und die früheren Herren der Sklaven durch die eben emancipirten Neger aufs grausamste zu bedrücken.

Die Neger, meist ungebildete und unerfahrene Menschen, große Kinder, denen jede Schulung fehlte, waren natürlich für die Regierung der Südstaaten ganz ungeeignet und ließen sich von den Industrierittern und Abenteurern, die vom Norden eingewandert waren, aufs schmählichste mißbrauchen. Letztere nahmen, um sich zu halten, ihre Zuflucht zu den schlimmsten Mitteln, der Bestechung und Einschüchterung, und konnten dies um so ungestörter thun, als jeder Versuch der weißen Bevölkerung sich Recht zu verschaffen als Auflehnung gegen die Regierung betrachtet wurde. Wir geben hier einige Beispiele. In dem Staate Alabama ließen sich die aus der schwarzen Bevölkerung genommenen Gesetzgeber für ganz geringe Summen bestechen, welche sie, als sie noch Sklaven waren, zurückgewiesen hätten. Einer derselben, Namens Cuff, äußerte eines Tages: „Ich habe mich schon elfmal verkauft; dies ist das erste Mal, daß ich das Geld wirklich erhalte." Die Carpet baggers (Industrieritter des Nordens) trieben es noch schlimmer. Der Neger Corbin, den sie zum Oberrichter ernannt, schildert sie also: „Die Republikaner sind ein Rudel von Thieren, sobald einer eine Aehre erhascht, so rennen ihm alle nach, um ihm dieselbe wegzunehmen." Nicht bloß die Republikaner des Nordens, sondern auch die Neger, welche irgend eine Stelle bekleideten, lebten auf Staatskosten und bezogen aus den Vorrathshäusern der Regierung Kleider, Nahrungsmittel für sich und ihre Familien, außer ihrem regelmäßigen Gehalt. Die früheren Gerichtssäle genügten ihnen nicht mehr; es mußten neue, überaus prächtige mit allem Comfort ausgestattete Zimmer eingerichtet, große Hotels für die Beamten erbaut werden, in denen sie mit der Familie auf Staatskosten lebten. Während die aristokratischen Beamten von ehemals sich durch Frugalität ausgezeichnet, wurden jetzt die Verwaltungskosten in vielen Fällen verfünffacht. Die Lieferanten forderten exorbitante Preise und lieferten schlechte Waaren; Gründerschwindel war an der Tagesordnung. Eine Gesellschaft bezog vom Staat über

3 000 000 Pfund für den Bau einer Eisenbahn, von der auch nicht eine Ruthe gebaut wurde. Einer der größten Schwindler war Franklin J. Moses, der als Gouverneur von Süd-Karolina die Habsucht und Tyrannei seines Vorgängers General Scott überbot, und nach seiner Absetzung als gemeiner Verbrecher für Schwindel und später für das Stehlen von Oberröcken ins Gefängniß wandern mußte. Unter ihm wurden, um nur ein Beispiel zu geben, 3200 Pfund Sterling für Schreibmaterialien in einem Jahre ausgegeben, gegen 80 Pfund unter seinen aristokratischen Vorgängern. Die Richter betrachteten es als unnöthig, die Schuldigen zu verurtheilen, da sie wohl wußten, daß dieselben sich durch Bestechung des Gouverneurs Straflosigkeit erkaufen würden.

Das herrschende System wurde nachgerade so unerträglich, daß die weiße Bevölkerung zu List, Drohungen und offener Gewalt ihre Zuflucht nahm, um bei Neuwahlen die Neger und Industrieritter zu verdrängen. Die Republikaner des Nordens schämten sich ihrer Schützlinge so herzlich, daß sie nichts zu Gunsten der Schwarzen zu thun wagten. Die Unfähigkeit und Maßlosigkeit der Neger hat die Schwärmer für Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe so sehr ernüchtert, daß sie offen eingestehen, der Süden könne nur von den Weißen regiert werden; Drohungen, Einschüchterungen, Gewaltthaten seien Acte der Nothwehr und durch die Umstände gerechtfertigt. Clowes hebt hervor, daß die Demokraten des Südens die gegenwärtige Nothlage nicht geschaffen, daß die Republikaner verantwortlich seien für die Ausschreitungen ihrer schwarzen Bundesgenossen, weil sie dieselben zum Rachekrieg gegen die Weißen anreizten, ihnen sogar die Meinung beibrachten, sie hätten Ansprüche auf einen Theil der Ländereien ihrer ehemaligen Herren. Gleichwohl kann man es nicht billigen, daß die Weißen die Schwarzen nicht zu versöhnen suchen und auf Gewaltmittel ihr Vertrauen setzen.

So gutmüthig die Schwarzen auch von Natur sind, so frei von Ehrsucht, so wenig geeignet für einheitliches Handeln, so birgt doch ihre numerische Zunahme in manchen Provinzen eine große Gefahr in sich. Nach der Zählung von 1880 (die letzte Zählung von 1890 gibt die Klassificirung noch nicht) ergibt sich folgender Procentsatz für die schwarze Bevölkerung: in Virginia 41,7, Georgia 47,0, Florida 47,1, Alabama 47,5, Louisiana 51,4, Süd-Karolina 60,6. Die Niederungen des Südens sind fast ausschließlich von den Schwarzen bewohnt, während die Weißen sich in bergigen Gegenden niederlassen oder auswandern. Die schwarze Bevölkerung bildet einen breiten Gürtel im Süden und Osten gegen das Meer

hin, und könnte leicht die Weißen vom Verkehr ausschließen, wenn sie zu einheitlichem Vorgehen vermocht werden könnte. Wenn das bis jetzt noch nicht geschehen, so ist der Grund nicht in der Zufriedenheit der Schwarzen und der Friedfertigkeit der Weißen zu suchen, sondern in der Lethargie und der Genügsamkeit der Neger. An Reibungen fehlt es nicht; die Weißen klagen über die Unverschämtheit der Schwarzen und ihre Lasterhaftigkeit, die Schwarzen über die Härte, mit der kleine Vergehen bestraft werden, sowie über die Gewaltthätigkeit der Weißen. Uebrigens geben die Schwarzen selbst zu, daß das Laster in seiner schlimmsten Gestalt in ihrer Mitte große Fortschritte gemacht habe, und machen müsse, so lange sie mit den Weißen zu verkehren gezwungen seien.

Nicht bloß die Weißen sind auf den Gedanken gekommen, die endgiltige Lösung der Sklavenfrage sei die Verpflanzung der Neger nach Afrika; nein, die Schwarzen selbst scheinen sich mit der Auswanderung aus Amerika und der Niederlassung in Afrika auf britischem oder deutschem Gebiete zu befreunden. Clowes bekämpft ausführlich alle übrigen Lösungen und tritt für die Verpflanzung der Neger nach Afrika ein. Er meint, der Kostenpunkt biete wenig Schwierigkeit, an Ländereien fehle es in Afrika nicht, die von Amerika nach Afrika zurückkehrenden Neger wären wohl im Stande, ihren Stammesgenossen Civilisation und Cultur zu vermitteln. Ob die Schwarzen Amerika's diese Rolle übernehmen können, ist freilich eine andere Frage; denn die Schwarzen stehen, wie Clowes selbst zugibt, auf einer sehr niedrigen Stufe der Moralität. Von ehelichen, dauernden Verbindungen findet sich fast keine Spur mehr, Concubinat, abscheuliche und unnatürliche Laster sind an der Tagesordnung. Nur Furcht vor Strafe hält die ebenso rachsüchtigen wie wollüstigen Neger einigermaßen in Schranken. Bedenkt man die natürliche Trägheit der Schwarzen, ihren Mangel an Organisationstalent, ihre Leichtgläubigkeit und ihren Aberglauben, dann kann man unmöglich Großes von ihnen erwarten.

Nicht bloß die Weißen des Südens, sondern viel mehr noch die Weißen des Nordens schrecken vor näherer Verbindung und freundschaftlichem Verkehr mit den Schwarzen zurück. Die Emancipation der Neger, weit entfernt, die Kluft, welche Weiße von Schwarzen trennt, zu überbrücken, hat dieselbe nur noch erweitert. Schon Präsident Jefferson hat die Emancipation der Neger vorhergesagt, aber zugleich auch die Unverträglichkeit der weißen und der schwarzen Rasse. Die Macht und Zahl der Schwarzen hat nicht in dem Maße zugenommen, wie die Demokraten voraus-

gesagt hatten; dieselben haben durch ihre Unfähigkeit die Sympathien des Nordens verscherzt; die Weißen der Südstaaten fangen allmählich an, sich unabhängig zu machen von den Dienstleistungen der Schwarzen und werden wohl in kurzer Zeit durch Anwendung von Maschinerie die Arbeit der Schwarzen auf den Plantagen mehr und mehr entbehren können. Aber die Gefahr bleibt noch immer eine große. Sollten jedoch die Auswanderungen vom romanischen Europa, welche seit dem letzten Jahrzehnt so gewaltig zugenommen haben, in den Südstaaten Nordamerika's ihren Zielpunkt suchen, sollten die an mineralischen Erzeugnissen so reichen Südstaaten große Unternehmer und Kapitalisten anziehen, dann wäre dem Ueberhandnehmen der schwarzen Bevölkerung sofort ein Ziel gesteckt. Solange freilich der Westen Amerika's mit seinen fruchtbaren Landstrecken die eingeborenen Amerikaner anzieht, so lange die aus Europa nachrückenden Rassen die von den Amerikanern verlassenen Güter und Meierhöfe an der Nordküste übernehmen, wird die Zahl der Auswanderer nach den ungesunden Niederungen des Südens nicht bedeutend wachsen; aber sobald es an Spielraum im Norden fehlt, wird der Süden unzweifelhaft von der weißen Rasse, namentlich den Italienern und Portugiesen, bevölkert werden.

Amerika mit seinen verschiedenen Rassen und Stämmen bietet für den Beobachter ein seltenes Schauspiel. Amerika hat in Bälde das schwierigste aller Probleme zu lösen, eine Amalgamirung ganz entgegengesetzter Elemente, eine Ausgleichung der verschiedensten Interessen. Der Yankee, der auf seinen Glücksstern vertraut, auf die besondere Vorsehung Gottes, die über ihm wacht, sowie auf sein Organisationstalent und auf sein erprobtes Geschick, macht sich freilich wenig Sorge um die Zukunft. Er ist geneigt zu glauben, die Iren, Deutschen, Skandinavier, Italiener und Slaven würden, sobald sie amerikanischen Boden betreten, wie durch einen Zauberschlag in amerikanische Patrioten verwandelt. Weil er eine so hohe Meinung von der Vortrefflichkeit der amerikanischen Institutionen hat, weil er seine Cultur und Bildung weit höher stellt als die einer der älteren Nationen, so dünkt es ihm selbstverständlich, daß die Fremden, welche gastliche Aufnahme in Amerika gefunden, dieselbe Ansicht theilen. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Die obengenannten Nationen behalten nicht nur manche ihrer Eigenthümlichkeiten bei, sondern vermeiden auch in der Regel jede Vermischung mit Yankees und untereinander. Die statistischen Notizen bei Longstaff zeigen folgendes: Deutsche nehmen meist nur Deutsche zu Frauen, die irischen Männer heiraten äußerst selten Nicht-Irinnen, während irische

Frauen, die überhaupt viel gesucht sind, Briten und Yankees heiraten. Durch die irischen Frauen erhalten die Kinder aus diesen Ehen irischen Charakter und irische Eigenthümlichkeiten, die nicht schon deswegen mit dem amerikanischen Charakter stimmen, weil Iren und Yankees dieselbe Muttersprache besitzen. Den Deutschen trennt vom Amerikaner außer dem Charakter noch die Sprache. Als die Deutschen eine verschwindende Minderheit bildeten, suchten sie durch Erlernung der englischen Sprache und Anbequemung an amerikanische Sitten und Gebräuche sich Einfluß zu verschaffen. Seitdem jedoch ihre Zahl zugenommen, fangen sie an, ihrer Eigenthümlichkeiten mehr als früher sich bewußt zu werden und deutschen Geist und Sinn zu pflegen. Die Gründung deutscher Mittelschulen und Universitäten, die zahlreichen deutschen Zeitungen, die verschiedenen deutschen Vereine sind ein Beweis frischen und regen Lebens, der Erstarkung des Nationalbewußtseins. Der puritanische Geist, der noch in verschiedenen Kreisen Amerika's herrscht, hat vielfach den Deutschen abgestoßen. Es ist auch Thatsache, daß die Deutschen sich mit Vorliebe in gewissen Provinzen niederlassen, in anderen kaum vertreten sind. Wir brauchen bloß an Wisconsin, Minnesota, Illinois, Ohio, Maryland, die Städte New-York, Chicago, Philadelphia, Brooklyn, St. Louis, Cincinnati zu erinnern. Die Deutschen haben sich an politischen Fragen weit weniger betheiligt als die Iren, fangen aber in neuester Zeit an, ihren Ideen über Politik und Verwaltung Ausdruck zu geben.

Ein weit fremdartigeres Element als das deutsche, das immerhin mit dem englisch-amerikanischen Charakter vieles gemein hat, sind die romanischen und slavonischen Rassen. Die nordamerikanischen Bundesstaaten werden je länger je mehr außer Stande sein, diese Elemente sich anzugliedern und zu assimiliren. Nur im Bunde mit der katholischen Kirche, der diese Rassen zum großen Theil angehören, wird es gelingen, dieselben zu nützlichen Staatsbürgern zu machen. Ist die katholische Kirche Amerika's in der Lage, dem Staate diese Dienste zu leisten? Kann sie über eine genügende Anzahl von Priestern verfügen? Sind diese Priester im Stande, auf die Masse von Fremden, welche jährlich an die amerikanischen Küsten geworfen werden, einzuwirken? Das sind Fragen, die beantwortet werden müssen. Die Zahl der in Amerika gebildeten Priester mehrt sich gottlob von Jahr zu Jahr, genügt aber noch lange nicht. Die Mittel, über welche die katholische Kirche verfügt, sind beschränkt, hauptsächlich durch die Schuld der Regierung, welche die verhältnißmäßig armen Katholiken zwingt, zur Unterhaltung der religionslosen Staatsschulen und der katholischen frei-

willigen Schulen beizusteuern. Priester, welche der romanischen und slavischen Sprachen mächtig sind, oder welche Lust und Liebe zur Erlernung derselben haben, sind selbstverständlich selten; somit ist es vor allem nothwendig, daß Priester aus Europa der Auswanderer sich annehmen.

Die bitteren Erfahrungen, die man in Amerika und England gemacht, wo die Einwanderer jahrelang der regelmäßigen Seelsorge entbehren mußten und nach und nach ihren Glauben verloren, machen es der Kirche zur Pflicht, der Katholiken, welche Armuth oder andere Ursachen aus Italien, Polen und anderen Ländern vertrieben, sich anzunehmen. Hier eröffnet sich den religiösen Orden ein schöner und gesegneter Wirkungskreis, hier können sie unter dem Schutz des amerikanischen Gesetzes frei und ungehindert ihre Seelsorgspflichten ausüben. Hier bietet sich auch eine gute Gelegenheit für die Bekehrung der Schwarzen. Der amerikanische Bürgerkrieg, die Mißregierung der nordamerikanischen Industrieritter im Bunde mit den bestechlichen Schwarzen, endlich die Gewaltthätigkeit der Weißen, welche den Neger an der Ausübung seiner politischen Rechte verhindern, haben vieles zerstört, und in den Schwarzen einen Geist der Anarchie und Zügellosigkeit großgezogen. Gleichwohl darf man an einer geistigen Erneuerung dieser armen Rasse nicht verzweifeln, kann man auf eine reiche Saat hoffen, sobald sich Apostel finden, welche im Geiste des Negerapostels, des hl. Peter Claver, arbeiten und gleich ihm allen alles werden.

Auf die Wirksamkeit der protestantischen Missionäre unter den Schwarzen Amerika's braucht hier um so weniger eingegangen zu werden, als dieselben ihre Ohnmacht, dem Sittenverderbniß zu steuern, eingestehen und alles Heil von der Bildung erwarten.

Das steht fest, die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten sind nicht so günstig, wie man sich vielfach vorstellt, die Gegensätze im Staatsorganismus sind verdeckt, nicht aufgehoben, große Massen sind noch nicht assimilirt und eingegliedert, die Schwarzen haben für die alte, verhältnißmäßig milde Sklaverei eine drückendere eingetauscht, stehen den Weißen des Südens und Nordens feindseliger gegenüber als je. Die Bildung eines Negerstaates im Süden könnte, wenn man das Siedelungsproject für unausführbar hält, als einziger Ausweg erscheinen. Werden in derselben Weise nicht vielleicht auch die Deutschen, die Italiener, die Slaven mit der Zeit eigene Staaten bilden, indem sie sich von den Anglo-Amerikanern absondern, wenn diese nicht etwa von den neuen Nationalitäten ganz absorbirt werden? Wie die Engländer ihre Rivalen, die Franzosen und

Spanier, aus Nordamerika verdrängt und die eingesessenen Abkömmlinge dieser Nationen sich unterworfen haben, so werden möglicherweise die spätesten Ankömmlinge die Anglo-Amerikaner unter ihre Botmäßigkeit bringen. Die Zahl der Kolonisten wächst von Jahr zu Jahr so gewaltig, daß die anglo-amerikanische Rasse den Ankömmlingen den eigenen Charakter nicht mehr aufprägen kann, daß vielmehr der Nationalcharakter durch Beimischung der Eigenthümlichkeiten fremder Nationen sich verändert und seine ursprüngliche Kraft verliert.

Die von englischen Schriftstellern mit solcher Genugthuung betonte Verbreitung der englischen Sprache und Sitte über den ganzen Erdkreis, die vielgepriesene Organisationsgabe und die Fähigkeit, fremdartige Elemente sich zu assimiliren, scheint nach den hier angeführten Thatsachen nicht so erfolgreich, als man wohl annimmt; ja es fehlt nicht an Anzeichen, daß der Niedergang der anglo-amerikanischen Rasse schon begonnen hat, daß die innere Auflösung sich bereits vollzieht. Ob die verschiedenen Nationen friedlich nebeneinander bestehen werden, oder ob die eine die anderen sich zu unterwerfen suchen werde, läßt sich mit Sicherheit nicht absehen; Kämpfe werden Amerika jedenfalls nicht ganz erspart werden, besonders da das einigende Band der Religion fehlt.

A. Zimmermann S. J.

Recensionen.

Apologie des Christenthums vom Standpunkte der Sitte und Cultur. Durch Fr. **Albert Maria Weiß,** O. Pr. Freiburg, Herder. I. Bd.: Der ganze Mensch. Zweite Auflage. 1888. XVI u. 843 S. 8°. Preis *M.* 6. (Erste Auflage 1878, IX u. 464 S.) II. Bd.: Humanität und Humanismus. Zweite Auflage. 1890. XV u. 987 S. 8°. Preis *M.* 7. (Erste Auflage 1879, XIII u. 882 S.) III. Bd.: Natur und Uebernatur. 1884. XIII u. 926 S. 8°. Preis *M.* 6 [1]. IV. Bd.: Natur und Uebernatur. 1884. X u. 1038 S. 8°. Preis *M.* 8. V. Bd.: Die Vollkommenheit. 1889. XIV u. 777 S. 8°. Preis *M.* 6.

Wenn ein Werk von so bedeutendem Umfange und so hohem wissenschaftlichem und sittlichem Ernste, wie die Apologie des hochw. P. Albert Maria Weiß, noch vor Vollendung des Schlußbandes in zweiter Auflage zu erscheinen beginnt, so liegt in diesem Umstande eine bessere Empfehlung, als die günstigste Besprechung sie bieten könnte. Es ist ja eine nur zu offenkundige Thatsache, daß der Geschmack unserer Zeit mehr nach reizendem Unterhaltungsfutter als nach der gesunden Nahrung einer gründlichen Belehrung verlangt. Insbesondere haben Werke, welche die Menschen über Religion und Sitte belehren und gar ernstlich bessern wollen, auf dem Büchermarkte durchschnittlich einen harten Stand. Tritt aber ein Schriftsteller erst entschlossen für das Christenthum und die ausschließliche Berechtigung der christlichen Weltanschauung ein, und zwar nicht für ein modern verwässertes, sondern für das alte echte Christenthum, das mit sich um Glaubenssätze und Sittenlehren nicht markten läßt, dann ist es ja von vornherein klar, daß ein „Anachronismus" vorliegt. Nun aber hat der hochw. P. Weiß sich nichts Geringeres zum Ziele gesetzt, als durch eine auf breiter wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Vertheidigung der christlichen Sittenlehre einen Beitrag zur Heilung der zahlreichen geistigen Schäden und Gebrechen unserer Zeit zu liefern. Gewiß also ein Unterfangen, zu dem nicht wenig Muth und Geschick gehört, wenn irgend welche Aussicht auf Erfolg vorhanden sein soll. Der Erfolg aber hat bewiesen, daß beide

---

[1] Soeben hat auch der dritte Band in zweiter Auflage die Presse verlassen. (XX u. 1192 S. 8°. Preis *M.* 8.40.) D. Red.

Eigenschaften dem Verfasser in hohem Maße eigen sind. Darum brauchen wir das Buch nicht mehr zu empfehlen; wir wünschen nur jene auf dasselbe aufmerksam zu machen, welche es bisher noch nicht kennen. Nimm und lies! aber lies in dem Geiste, in welchem der Verfasser geschrieben hat, nicht zur Unterhaltung, sondern zur Belehrung und Besserung.

Wer etwa glaubte, mit der Lesung sich ein paar angenehme Nachmittagsstündchen verschaffen zu können, der würde sich freilich sehr enttäuscht finden. Auch der an wissenschaftliche Darstellung gewöhnte Leser wird doch nicht mühelos dem kundigen Führer folgen, der ihn hinab geleitet in die tiefsten Geheimnisse des Menschenwesens, um ihm dort die schwierigsten Räthsel unserer Doppelnatur zu lösen, und hinauf bis zu den höchsten Höhen der christlichen Mystik, wo unser schwaches Auge kaum mehr das hellstrahlende himmlische Licht zu ertragen vermag. Dem Gegenstande angepaßt, ist die Darstellung bald mehr philosophisch nüchtern, bald voll großer Begeisterung, bald erschütternd eindringlich, immer aber edel und geistreich. Ja manchem möchte es vorkommen, als sei die Redeweise nicht selten gesucht geistreich. Andere freilich erheben dagegen Widerspruch und wissen nicht Worte des Lobes genug zu finden, und es ist bekanntlich gerade in Geschmackssachen schwer, es allen recht zu machen. Es möge uns gestattet sein, durch ein Beispiel zu erläutern, was gemeint ist.

Der Verfasser beklagt an einer Stelle, daß es so wenig ganze und so viel einseitige Menschen gibt: „Die Ganzen sind bald gezählt und auch bald beschrieben. Wer dagegen zählt und schildert die halben, die Drittelsmenschen? Welch wunderliche Ausstellung könnten wir veranstalten, wollten wir alle Einseitigkeiten sammeln, die nur der Kopf allein unter den Menschen hervorbringt: Kopflose, Querköpfe, Hitzköpfe, eiskalte, verdrehte, verworrene, eiserne Köpfe. Hier einer, der den Kopf verloren, dort einer, der einen Kopf aufgesetzt hat. Der ist gewohnt, mit dem Kopf durch jede Wand zu fahren, der andere hat gar einen Sparren mitten durch den Kopf. Mit dem Willen, scheint es, verstehen die Menschen weit weniger Zerrbilder fertig zu bringen als mit dem Kopfe. Man möchte fast meinen, das einzige, was sie mit ihm anzufangen wissen, sei, daß sie ihn als überflüssige Waare kurzweg beiseite werfen. Denn außer Willenlosen und allenfalls noch Unwilligen findet sich kaum der eine oder andere, der es sich nachsagen lassen will, daß er etwas mit Willen und Willensfreiheit zu thun hat. Man müßte nur etwa hierher auch jene rechnen, von denen ihre Umgebung seufzend zu klagen pflegt: Ein rechter Soldatenkopf, eine capricirte Dame. Um so mehr aber hält es die Menschheit mit dem Herzen. Warme, hohe und weite Herzen zwar und Leute, die das Herz am rechten Flecke haben, sind nicht gerade überzählig zu finden. Aber an Herzweh und Herzeleid, an gebrochenen Herzen, an zerrissenen, harten, kalten Herzen, an Engherzigen und an Herzlosen ist kein Mangel. Ueberall die Klage, daß sich keiner findet, vor dem man sein Herz ausschütten kann. Und man habe doch fast täglich das Bedürfniß darnach, wenn einem ein Stich durchs Herz gegangen oder eine herzzerreißende und herzbrechende Sache widerfahren sei ..." (I, S. 192 f.)

Solche Schilderungen mögen ja viel dazu beitragen, die Darstellung zu beleben und die Aufmerksamkeit des Lesers anzuregen; sie sind die Würze des literarischen Mahles; aber zu reiches Gewürz kann einer Mahlzeit auch schaden, und etwas zu viel des Guten mag der Verfasser in dieser Richtung schon gethan haben. Größere Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdruckes dürfte einem weitern Leserkreise mehr zusagen. Dem Streben des Verfassers nach möglichst wirkungsvollem Ausdruck ist es jedenfalls auch zuzuschreiben, daß Sätze vorkommen, die sich stark auf der äußersten Kante des Richtigen bewegen und nahe an Uebertreibung streifen. Es ist übrigens nicht zu vergessen, daß die Abhandlungen ursprünglich als Vorträge gedacht sind; beim lebendigen Wort aber ist vieles gestattet und angebracht, woran der kalte Verstand hinter dem Studirpult dies und das zu bekritteln findet. Aus der ursprünglichen Anlage erklären sich auch die verschiedenen Wiederholungen und jene Breite, durch welche das Werk nicht unerheblich den Umfang überschritten hat, den es bei weniger rednerischer Ausdrucksweise, unbeschadet des Gegenstandes, einnehmen würde. Jeder Vortrag muß eben etwas für sich Abgeschlossenes sein; eine so scharf hervortretende Gliederung des Ganzen und eine so deutliche Verkettung der einzelnen Theile wie bei einer von vornherein zum Lesen bestimmten Abhandlung kann nicht angestrebt und nicht erwartet werden. Daher ist der Leser, der sich über Fortschritt und Zusammenhang des Gedankenganges Rechenschaft geben will, oft genöthigt, zurückzuschauen und den Weg noch einmal zu überblicken. Der Plan des Ganzen tritt jedoch für den Aufmerksamen klar und scharf hervor und ist von vornherein durch seine Großartigkeit achtunggebietend. Der Verfasser beabsichtigt nämlich, die Vertheidigung des christlichen Lebens und der christlichen Sittenlehre nicht bloß durch die Darlegung der innern Vortrefflichkeit dieser Lehre zu führen, sondern auch durch den Vergleich derselben mit der Sittlichkeit, wie sie sich außerhalb des Christenthums entwickelt hat.

„Eine erschöpfende Apologie des christlichen Lebens läßt sich nur vom universalsten Standpunkte aus mit Erfolg durchführen. Was also nur immer in das Gebiet der allgemeinen Geistescultur der Welt einschlägt, muß, wo es sich fügt, zur Untersuchung beigezogen werden: Religionen und Religionsgebräuche, Mythologie, Theologie, Sagengeschichte, Sprichwörter, Philosophie, schöne Literatur, Kunst, Staatslehre, Socialpolitik, Volks- und häusliches Leben, Erziehung, Bildung und Unterrichtslehre, und vor allem natürlich das eigentliche sittliche Leben in allen seinen Beziehungen, die Geschichte der Sünde wie die der Heiligkeit" (I, S. 13). Das ist gewiß nicht wenig, das wäre eine Philosophie der Culturgeschichte im großartigsten Maßstabe. Niemand kann erwarten, daß der Verfasser all diese Gegenstände in ihrer Beziehung zur christlichen Sittenlehre vollständig behandelt, oder daß er auf all diesen Gebieten in gleicher Weise Meister ist; aber daß die gesammte Geschichte der Geistes- und Herzensbildung in geistreicher Art aufgefaßt und oft in überraschendes Licht gesetzt wird, läßt sich nicht läugnen.

Der Kernpunkt all der Untersuchungen und Besprechungen ist der Mensch, und zwar erstens der Mensch seiner Natur und Bestimmung nach (1. Band),

zweitens der Mensch in seiner Entwicklung außerhalb des Christenthums (2. Band), drittens der Mensch unter dem Einflusse des Christenthums (3. und 4. Band), und insbesondere noch der Mensch in seinem Streben nach der christlichen Vollkommenheit (5. Band).

Der erste Band bietet nach einer längern Einleitung, in welcher der Verfasser Zweck und Plan seines Werkes darlegt, eine vollständige Anthropologie. „Was gehört zum Menschen? Was macht den Menschen, wenn wir ihn ganz abstract seiner Idee und Bestimmung nach betrachten? Und wo findet sich der Mensch und die reine Menschlichkeit am annäherndsten verwirklicht?“ (S. 14.) Das sind die Fragen, deren Lösung uns in befriedigender Weise nur vom Christenthume geboten wird, das Christenthum zunächst nicht als Offenbarung, sondern als Culturlehre betrachtet. Das Christenthum umfaßt ja auch das ganze Gebiet der gesunden Vernunft, so daß viele seiner Lehren lediglich Sätze des allen Menschen ins Herz geschriebenen Naturgesetzes sind.

Wer darum das Christenthum verstehen will, dem muß man vor allem zurufen: Zurück zu dir selber! „Aber merkwürdig. Gerade dieses Wort ist es, was den Menschen mit dem größten Schrecken erfüllt. Vor nichts bangt ihm so, wie vor sich und vor allem, was ihm gleich ist. Mit nichts macht man ihn unglücklicher, als wenn man ihn zur Einkehr in sich selber nöthigen will“ (S. 38 f.). Die meisten ziehen es vor, den Blick von sich abzuwenden und sich gleichsam dadurch vor sich selbst zu rechtfertigen, daß sie über andere klagen und schelten, und zwar ist dieses gegenseitige Verdammen gerade unter Culturmenschen am häufigsten. Hierin liegt das Eingeständniß, daß der Mensch, wie er uns in Geschichte und Erfahrung begegnet, keineswegs das ist, was er von Natur aus sein soll, daß vielmehr in aller Bildung, Kunst und Wissenschaft sehr viel Unheil, Sünde und Irrthum enthalten, daß ein allgemeines Verderben über die Menschheit hereingebrochen ist. Das sagt auch das Christenthum in seiner Lehre von der Erbsünde, ohne jedoch in den pessimistischen Irrthum zu verfallen, daß nun alles verloren ist, und die höchste Weisheit darin besteht, aus dieser unrettbar schlechten Welt dem Thiere gleich so viel Genuß zu erjagen als eben möglich ist. Vielmehr lehrt es uns zurückzukehren zur unverdorbenen Natur und das göttliche Ebenbild wieder in uns herzustellen.

Dieses göttliche Ebenbild im Menschen weist uns nun der Verfasser auf, indem er uns zeigt, was ein g a n z e r Mensch seiner Natur nach ist. Er behandelt zuerst die Kräfte des ganzen Menschen, zweitens das Ziel und den Weg des ganzen Menschen, drittens den Stufengang zum Ziele des ganzen Menschen. Die Vorträge der ersten Abtheilung führen uns der Reihe nach vor: Die Vernunft, das Gewissen, die Willensfreiheit, Kopf, Wille, Herz und die sogen. Gefühlsvermögen. In der zweiten Abtheilung sind die Gegenstände der Vorträge: Das Ziel, Ohne Religion kein ganzer Mensch, Die Religion der Humanität, Familienleben, Gesellige Pflichten, Bürgerliche Tugenden, Das Reich Gottes ist in euch, Der Orden vom rechten Maß, Die weibliche Stimmung der christlichen Tugend, Original, nicht Copie, Ecce homo. Die dritte Abtheilung enthält folgende Vorträge: Die erste Entscheidung, Kampf wider die Halbheit, Das Himmelreich leidet Gewalt, Ordnung, Kleinigkeiten, Der ganze Mensch.

Diese Kapitelüberschriften sind zwar sehr geeignet, die Neugierde des Lesers zu reizen, nicht aber in demselben Maße auch eine Uebersicht über den Inhalt und Zusammenhang der einzelnen Abschnitte zu vermitteln. Ebenso ist innerhalb der einzelnen Vorträge die Darstellung oft mehr ergreifend und anregend als klar und durchsichtig. Die große Literaturkenntniß, über welche der Verfasser verfügt, ermöglicht es ihm, fast alle seine Sätze mit Sprichwörtern und Citaten zu belegen. Es hat sich ihm aber, wie es scheint, das Gefühl aufgedrängt, daß er in dieser Beziehung etwas viel geleistet; denn S. 18 f. glaubt er sich hierüber eigens verantworten zu sollen: solche Reizmittel seien nothwendig, wenn die ernsten Wahrheiten, die er vertrete, nicht bloß ausgesprochen, sondern auch gern gelesen und beherzigt werden sollen. Das ist gewiß richtig, insofern es sich um leicht verständliche und packende Sprüche handelt; ob aber auch die vielen fernhergeholten, oft recht schwer verständlichen Verse wirklich demselben Zwecke dienen?

Bei der großen Fülle des Stoffes ist es nicht zu verwundern, daß es dem Verfasser nicht gerade allenthalben gelungen ist, die von ihm selbst aufgestellte Regel zu befolgen: „Das Meisterstück liefert der, welcher sich zu beschränken und überall das Wichtigste und Entscheidende auszuwählen versteht" (S. 13). Dafür entschädigt aber die oft wunderbar schöne Darstellung, so z. B. jene Beschreibung des Ringens der Natur nach Erlösung: „Ein unbeschreibliches Sehnen, ein ewiges Ringen nach Befriedigung durchzieht alle Reiche der Schöpfung ... Wo das Herz nur ein wenig natürliches Gefühl bewahrt hat, da ahnt es die Wahrheit des schönen Satzes, den der Geist Gottes durch den Mund des Apostels spricht: ‚Wir wissen, daß alle Geschöpfe seufzend in Geburtswehen liegen' ... Von diesem Sehnen geben Zeugniß Tausende von Sagen und Liedern aller Völker. Und keiner, der nur ein wenig Verständniß dafür bewahrt hat, wird in Abrede stellen, daß er es jemals empfunden, ohne in seinem Innersten beschämt, geläutert und zu edleren Strebungen angetrieben worden zu sein. Immer und überall ist es dieselbe Wahrheit, die uns die Sprache der Natur verkündet, um so eindringlicher, je weniger zudringlich, um so unläugbarer, je stiller. Ob ich in einsamer Sonntagsnachmittagsstille die Predigt der rauschenden Tannen, der wallenden Saaten, des flüsternden Schilfes durch das feierlich bewegte und doch so gefriedete Gemüth ziehen lasse, ob mich bei Sonnenaufgang die glänzend dunkle See an jenes gläserne Meer von Smaragd und Azur erinnert, das Ezechiel und Johannes um den Thron des auf den Flügeln der Seraphim Getragenen sehen, wenn ich im Hochgebirge die Majestät der zürnenden Stimme Gottes von Bergeswand zu Bergeswand im Donner wandern höre, oder wenn ich beim Verglimmen des wunderbaren Leuchtens der Gletscher in die unendlichen Tiefen des glitzernden Sternenhimmels von einer Sehnsucht nach wahrer ewiger Ruhe mich ergriffen fühle, die mir die Rückkehr in dieses niedrige Leben fast unerträglich macht: immer ist es der gleiche Text, über den die Natur mit unermüdlichem Seeleneifer in unzähligen Wendungen redet. Und immer findet die Seele die ewig gleiche Predigt neu und anziehend und befriedigend. Mit Recht haben darum die alten Weisen gesagt, daß Himmel

und Erde und Gottheit und Menschheit in Harmonie und Zusammenhang und schönster Ordnung zu einander stehen. Für Himmel und Erde ist diese Eintracht und Ordnung keine Tugend, weil ein Ding unabweisbarer Nöthigung. Auch für den Menschen ist Zusammenhang mit Gott eine Nothwendigkeit, der sich keiner entschlagen kann. Aber daß diese Abhängigkeit von Gott und dieses Streben nach ihm zur bewußten Liebe, zur Schönheit und Harmonie und damit zur Quelle des Verdienstes und der Seligkeit werde, das ist Sache der Freiheit" (S. 253 f.). Diese Stelle aus dem Vortrag über das Ziel und Ende des Menschen liefert eine Probe, in welcher Weise der Verfasser philosophische Untersuchungen anziehend zu machen versteht.

Der erste Band bietet zu sachlichen Ausstellungen kaum Anlaß. Nirgendwo zeigt sich eben die Vernünftigkeit des Christenthums deutlicher als in der Auffassung von der Natur und dem Ziele des Menschen. Das Christenthum ist die Vernunft im Kopfe und in der That, der Rationalismus führt die Vernunft immer im Munde und möchte sich vernünftig reden. „Man schreit sich wohl heiser, aber nicht weiser. Wer den Apfel will, muß auf den Baum hinaufsteigen, nicht hinaufschreien. Das ist aber der große Irrthum und die schwache Seite des Rationalismus, daß er glaubt, man brauche, um zur Vernunft zu kommen, bloß davon zu reden ... Der Glaube sagt, Vernunft kommt bloß vom vernünftigen Thun und Leben. Man kann sich nicht vernünftig träumen oder schwätzen, wohl aber vernünftig machen" (S. 63).

Die wenigen Sätze des Verfassers, die manchem nicht ganz unbedenklich scheinen werden, sind hauptsächlich folgende: „Das Dasein Gottes ist k e i n G l a u b e n s a r t i k e l, sondern eine Vernunftwahrheit" (S. 66), sollte heißen: nicht bloß ein Glaubensartikel. S. 206 lesen wir: „Das Herz ist der Sitz der Affecte. Vom Herzen gehen sie aus." Diese Redeweise wird nicht überall als berechtigt anerkannt werden. S. 267 f. steht der kühne Satz: „Selbst die Uebung der Tugend um ihrer selbst willen führt zur Sünde und ist Sünde." Und doch lehren die katholischen Theologen und Moralphilosophen ziemlich allgemein, daß zur sittlichen Güte einer Handlung eine andere Hinordnung auf das letzte Ziel, als diejenige, welche in der guten Handlung selbst liege, nicht erforderlich sei.

Nachdem im ersten Band gezeigt wurde, was der Mensch seiner Idee und Bestimmung nach ist, bietet uns der zweite Band die Kehrseite der Medaille, die Caricatur, welche der Humanismus aus dem Ebenbilde Gottes gemacht hat. Unter Humanismus versteht der Verfasser die Verzerrung der Humanitätsidee. „Humanität ist nur dort, wo der Mensch mit Ernst nach Vollkommenheit ringt. Das Wesen des Humanismus liegt aber im Gegensatze hierzu darin, daß der Mensch trotzig und selbstgefällig sagt: So wie ich bin, bin ich vollkommen, und bin ich es wirklich nicht, so bin ich doch mein eigener Herr, und nichts verpflichtet mich, anders zu werden, wenn ich mir selber genug bin. Demzufolge besteht zwischen Humanität und Humanismus derselbe große Unterschied, wie zwischen dem Ideal, welches der Mensch in seinem Geiste trägt, und der traurigen Wirklichkeit" (S. 9).

Diese traurige Wirklichkeit schildert uns der Verfasser in der ersten Abtheilung dieses Bandes, welche den Titel trägt: „Der Fall der Menschheit."

Die einzelnen Vorträge dieser Abtheilung behandeln: Das Verderbniß der menschlichen Natur, Das verlorene Paradies, Ursünde und Erbsünde, Das Verderbniß der ganzen Menschheit, Die Geschichte der Religionen ein Zeugniß für den Fall des Menschengeschlechtes, Die Generalbeichte der gefallenen Menschheit. In der zweiten Abtheilung: „Die Denk- und Handlungsweise des Humanismus", zeigt der Verfasser, wie der Humanismus sich mit dem in der Menschheit herrschenden Verderben abzufinden sucht durch Läugnung, Beschönigung, Verherrlichung. Den Inhalt geben die Ueberschriften deutlich genug an: Abläugnung persönlicher Sünde, Die Verherrlichung der gesunden Sinnlichkeit, Der Uebergang von Menschlichkeiten zur Unmenschlichkeit, Rechtfertigung der Sünde, Die Sünde als Genialität, Liebäugeln mit dem Tode, Teufelsdienst. Die dritte Abtheilung behandelt die „Culturgeschichte des Humanismus" in fünf Vorträgen: Der Geist der humanistischen Cultur, Die Mittel der humanistischen Cultur, Das Ziel der humanistischen Cultur, Die Geschichte der humanistischen Cultur, Das Endergebniß der humanistischen Cultur. Das Endergebniß der Vergötterung des Menschen ist aber kein anderes als der vollständige geistige Bankerott, der Pessimismus, eine Mischung von unerträglichem Hochmuth und moralischem Katzenjammer, Verstockung, Verzweiflung, maßloses Klagen, ohnmächtiges Zusammensinken.

Den Rückweg aus diesem Elend zeigt der Verfasser in der vierten Abtheilung: „Die Wiederherstellung der Humanität". Gegenstand der Vorträge sind: Die göttliche Weltregierung, Ecce agnus Dei, Die Quelle aller Sünde, Die Reue, Das Bekenntniß, Buße und Genugthuung, Der alte und der neue Adam. Der Rückweg besteht, kurz gesagt, in der demüthigen Unterwerfung unter Gott und im Anschluß an den von ihm gesandten Erlöser. „Heilung durch Menschen ist unmöglich. Der Kranke begriff das endlich. Elend öffnet die Augen. Nur darum hatte er sie so lange verschlossen gehalten, um den nicht erblicken zu müssen, der nie von seiner Seite wich ... Jetzt brach dem Kranken der Trotz. So viel eigener Hilflosigkeit, so viel Liebe auf seiten Gottes vermochte er nicht zu widerstehen. O wenn es noch Hilfe gibt für mich, sie ist allein bei dir. Die Meinen haben mich alle verlassen. Sie haben mich getäuscht, sie haben mich verhöhnt. Wer bleibt mir noch als du? Herr, rette mich, ich gehe zu Grunde! ... Das war das einzige, worauf die Erbarmung Gottes seit Jahrtausenden gewartet hatte" ... (S. 955 f.).

Die Rückführung der Menschheit vom Humanismus zur Humanität und die Erhebung der Humanität zur Uebernatur bespricht der Verfasser in den beiden folgenden Bänden, welche eng zusammengehören und nur wegen der Ueberfülle des Stoffes getheilt wurden. Im Anschluß an den vorhergehenden Band wird zunächst das Ende der alten Welt und der Ursprung des Christenthums dargelegt. Der Verfasser zeigt im Gegensatze zu den optimistischen Darstellungen Friedländers und anderer die ganze trostlose Zerfahrenheit des Heidenthums in den letzten Jahrhunderten vor Christus und deckt die Erbärmlichkeit desselben in einem seiner besten Vertreter, dem Kaiser Marc Aurel, mit schonungsloser Hand, aber mit strenger Wahrung der Gerechtigkeit auf. Damit ist die Auffassung abgeschnitten, als ob das Christenthum sich aus den

vorhergehenden Culturperioden naturgemäß entwickelt hätte. Die christliche Religion ist vielmehr eine Reaction und eine Revolution. „Sie ist Reaction als die Wiederherstellung der natürlichen Religion und Moral in ihrer vollen Reinheit. Sie ist Revolution als die Vollendung der wahren übernatürlichen Religion. Es ist mit ihr wie mit einem heilsamen Gewitter, das den Staub von den Blättern wäscht und die ersterbenden Lebenskräfte auffrischt, dazu aber eine Menge neuer Lebenskeime herbeiführt" (III, S. 184).

Hierauf behandelt der Verfasser die Grundlagen des christlichen Lebens, den Glauben und die Verfassung der Kirche: Unser Gott, Der Glaube, Die christliche Gerechtigkeit, Was Religion und was christliche Religion ist, Gesetz und Freiheit, Die Gnade und die Ideale der Menschheit, Die Kirche als Autorität, Heilsmittel, Heilsanstalt, Heilsweg. Sodann die christliche Bildungs- und Erziehungslehre: Die Zucht als Mittel der Erziehung für Mensch und Menschheit, Die Bildung des Geistes, Die Bildung des Willens und der That, Die Bildung des Charakters, Die Bildung des Gemüthes, Christenthum und Humanität. Der Schluß ist, „daß wahre Religiosität, daß echtes, lebendiges Christenthum nicht bloß kein Hinderniß, sondern die einzige Quelle und die sichere, dauerhafte Grundlage der Humanität ist" (III, S. 811 f.). Daran schließt sich ein über hundert Seiten umfassender Zusatz über „Die schönen Künste im Dienste der Humanität und des Christenthums". Daß gerade in diesem Abschnitt sich manche Sätze finden, die auf Widerspruch stoßen werden, bedarf wohl kaum der Bemerkung. Die Behauptung z. B., daß Thomas von Aquin der größte lyrische Dichter sei, dem unter den Dichtern aller Zeiten und Völker die Palme zuerkannt werden muß, und daß das Lauda Sion sein dichterisches Meisterwerk sei, wird wohl kaum auf vielseitige Zustimmung rechnen können. S. 321 vertheidigt P. Weiß gegen P. Jungmann, daß der sinnliche Ausdruck nothwendig zum Schönen gehöre. In diesem Punkte dürfte er auch die meisten kirchlichen Aesthetiker auf seiner Seite haben.

Die ersten 700 Seiten des vierten Bandes sind den beiden wichtigen Untersuchungen über das Verhältniß der christlichen Religion zum staatlichen Leben und über die sociale Frage gewidmet. In dem 18. Vortrag entwickelt der Verfasser seine Ansicht über Geld, Kapital, Zins und Darlehen, die bereits manche Einwendungen erfahren hat, deren Erörterung aber in dem engen Rahmen einer Recension sich von selbst verbietet. In den beiden Vorträgen über Natur und Uebernatur faßt P. Weiß den Inbegriff des Christenthums zusammen, um uns dann in acht weiteren Vorträgen das ganze christliche Leben von der Wiedergeburt bis zum seligen Ende vorzuführen und zu zeigen, daß nur ein wahrhaft christliches Leben werth ist gelebt zu werden. „O wohl mir, daß ich zur Erde geboren, wohler noch, daß ich zum Himmel wiedergeboren ward. Selig, daß ich als Mensch, dreimal selig, daß ich als Christ gelebt. Ja, es war werth zu leben, wenn man ein Leben gelebt hat, das nur der erste Abschnitt ist eines ewigen seligen Lebens" (IV, S. 1036).

An auffallenden Behauptungen mögen aus diesen beiden Bänden folgende angemerkt werden: Die Sorge um die Nothleidenden sei eine rein übernatürliche Idee und Uebung (III, S. 179). Unmöglich hätte Gott für seinen eingebornen

Sohn zu leisten vermocht, was er durch ihn für uns gethan (III, S. 426). „Man kann wohl sagen, daß das sicherste Zeichen einer ernstlichen Autorität ihre Unbeliebtheit ist“ (III, S. 449). Sehr schlecht ist der Verfasser auf das römische Recht zu sprechen und hält die Einführung desselben für ein großes Unglück (IV, S. 13 ff. 269 ff. 514). Es liegt uns fern, in dieser Streitfrage Partei ergreifen zu wollen. Noch andere Ausstellungen ließen sich machen; doch dieselben betreffen meist nur Kleinigkeiten, und darum genug davon.

Der fünfte Band behandelt die Vollkommenheit und bietet eine ziemlich vollständige ascetische Theologie. Hier bewährt sich der Verfasser mehr noch als in den anderen Bänden als Meister und zuverlässiger Führer, weil er sich auf einem Gebiete bewegt, das seine eigenste und theuerste Heimat ist. Darum redet er hier mehr als anderswo die Sprache, die von Herzen kommt und zum Herzen geht. Selbst jene, die keine Muße finden, das ganze große Werk durchzustudiren, sollten doch diesen Theil desselben aufmerksam lesen, da sie hier die Lösung vieler schwierigen Fragen auf diesem dunkeln Gebiet finden und sich so manche Irrgänge ersparen würden. Wie ernst P. Weiß seine Aufgabe erfaßt, die Welt nicht nur von der Möglichkeit, sondern von der Nothwendigkeit des Strebens nach christlicher Vollkommenheit zu überzeugen, deutet er gleich in der Einleitung an, wo er den Schriftsteller mit dem Propheten vergleicht: „Etwas von diesem Amte und von dem Prophetenloose hat auch der Schriftsteller zu tragen, zu dem der Herr gesprochen: Geh hin und sag meinem Volke seine Fehler und seine Pflichten ... Und so gehen denn auch wir und sagen einer Welt und Zeit, die an Wucher und Unsittlichkeit nichts mehr zu tadeln findet, die fast nur noch die Religion des Mammons, des Bauches, der Lust bekennt, daß es etwas Höheres gibt, als das, woran sie denkt, daß es recht wohl möglich ist, auch heute noch nach Vollkommenheit und Heiligkeit zu streben, daß es unsere strengste Pflicht ist, nicht bloß gerecht, sondern heilig im buchstäblichen Sinne des Wortes zu werden, ja daß es die zeitgemäßeste aller Aufgaben ist, die Wissenschaft und die Kunst der Heiligung wieder zum alten Glanze zu erneuern“ (S. 2 f.).

Daß dabei manches strenge Wort fallen muß, daß es nicht bei bloßer Belehrung bleibt, sondern eine entschiedene Aufrüttelung und Besserung versucht wird, ist ganz der Natur der Sache gemäß. Leider aber wird gerade in diesem Bande mehr denn einmal der Erfolg zweifelhaft gemacht durch Darstellungen, die kaum mehr zu entschuldigen sind als Anwendungen jener Redefigur, welche man als decens veri superlatio zu definiren pflegt. Nur ein Beispiel. Der Verfasser beklagt, daß auch unter solchen, die gute Katholiken sein wollen, der Weltgeist so stark um sich gegriffen hat. „Wer hat den Muth, in Abrede zu stellen, daß wir von der Welt ein starkes Stück Weltgeist angenommen haben? Die Beichtstühle sind umlagert von sogen. Frommen. Aber wo finde ich die Beichtväter, die es wagen, ernst ins Herz, und wo es sich fügt, auch ins Leben hineinzugreifen? Wo die Beichtkinder, die es sich gefallen lassen, wenn man sie zu Buße, zu Ernst, zu Abtödtung und zum Aufgeben weltlichen Treibens mit Strenge anhalten will? Man schmeichelt sich und sucht aneinander Trost, denkt aber wenig an Selbstverläugnung und

Vervollkommnung. Und ist das nicht dasselbe Wesen am heiligen Orte wie in den Salons? Die Predigten sind weniger besucht, außer es steht ein Mann auf der Kanzel, der mit schön gekräuseltem Haare und gutgepflegten Zähnen schlafbedürftige Seelen mit zierlicher Rede von Friede und Schönheit und Duldung zur Ruhe bringt, und der statt trockener Stellen aus dem veralteten Evangelium und den Schriften der Väter lieber duftende Blumensträußchen aus dem Füllhorn einer Mustersammlung über die Zuhörer ausgießt. Stellet aber einen Paulus hin, der nur Jesum, und auch den nur als den Gekreuzigten, einen Johannes den Täufer, der mit Engelszunge Buße und Sinnesänderung predigt, so heißt es, das seien überlebte rohe Fanatiker, die, hinter der Zeit zurückgeblieben, nicht wüßten, was man heute für Anforderungen zu befriedigen habe“ (S. 60 ff.). So geht es mehrere Seiten lang, ohne daß mit irgend einer Silbe angedeutet wird, es handle sich um Uebelstände, die ausnahmsweise hier oder dort herrschen.

Möge der Leser sich aber durch solche vereinzelte Mängel nicht abhalten lassen, den großen Vorzügen, welche diesen kleinen Schattenseiten gegenüberstehen, gerecht zu werden. Gerade der fünfte Band ist und bleibt eine wahre Perle nicht nur der apologetischen, sondern auch der ascetischen Literatur, und hoffentlich werden viele dereinst im Himmel dem Verfasser ewig Dank wissen für die guten Belehrungen und Rathschläge, die sie von ihm erhalten.

Der erste Abschnitt dieses Bandes schildert die „Verpflichtung zur Vollkommenheit“ und weist nach, daß niemand, der es mit seinem Seelenheile ernstlich meint, sich dem Streben nach Vollkommenheit, d. h. nach voller Scheidung von dem Geiste der Welt und nach vollständiger Aneignung des Geistes Christi entziehen darf. Die zweite Abtheilung behandelt „Weg und Mittel zur Vollkommenheit“: Demuth, Einfalt, Abtödtung, Herzensreinheit, Gehorsam, Ordensstand, Heroismus, Quelle der Kraft und Größe des Christen. Unter dem Titel „Verwirklichung der Vollkommenheit“ folgen dann Erörterungen über die drei Wege der Reinigung, der Erleuchtung und der Vereinigung, über die Heiligen und die Königin der Heiligen. Letztere nennt der Verfasser „Die Kleinste im Himmelreich“ mit Berufung auf Matth. 11, 11, wo der Kleinste im Himmelreich dem Größten der aus dem Weibe Geborenen vorgezogen wird. Der Kleinste ist Jesus, die Kleinste Maria (S. 633). Daß dies mehr sei als eine Accommodation der Worte des Evangelisten, wird der Verfasser wohl selbst nicht annehmen. Die Stelle 1 Kor. 7, 28 ist wohl gegen den Sinn des Apostels gedeutet (S. 302). Befremdlich klingt ferner, was P. Weiß über den „blinden Gehorsam“ sagt: „Dieses Wort wird oft mißbraucht und arg mißverstanden. Es wäre vielleicht besser gewesen, es nie zu gebrauchen, denn in der That liegt ihm eine schiefe Anwendung nahe genug. Die es erfunden haben, wollten aber damit nicht sagen, daß der Mensch, um den Gehorsam in rechter Weise zu üben, blind sein müsse, sondern nur, daß er auch dann gehorchen müsse, wenn er gleich blind, d. h. im Augenblick eben nicht im Stande sei, den Sinn oder den Grund des Befohlenen selber zu erfassen. Daß aber dieser sogen. blinde Gehorsam vollkommener sei als der sehende, und daß der Mensch besser blind bleibe als sehend werde, das soll

damit gewiß nicht gemeint sein" (S. 379). Diese Erklärung dürfte doch nicht so ganz zutreffen. Blind heißt der Gehorsam, weil der Beweggrund desselben einzig der Wille Gottes ist, und diese Blindheit ist dem religiösen Gehorsam absolut wesentlich. In demselben Maße, als der Mensch sich bei seinem Handeln von einer andern Ursache bestimmen läßt, hört er auf, den religiösen Gehorsam zu üben. Thue ich gar etwas bloß deshalb, weil es mir zweckmäßig erscheint, weil ich einem andern damit zu Gefallen sein kann, weil eben die Umstände es so mit sich bringen, so ist das kein Act der Tugend des Gehorsams. Der religiöse Gehorsam folgt lediglich dem Befehle oder Wunsche Gottes, und da dieser Beweggrund an sich keinerlei Einsicht verschafft, so ist der Gehorsam als solcher blind. Wenn ich zugleich die Vernünftigkeit des Gebotenen einsehe, so liegt diese Einsicht außerhalb des Gehorsams. Sie kann mir behilflich sein, leichter und besser zu gehorchen; sie kann aber auch zu einer Klippe für den Tugendact werden, wenn sie sich an Stelle des eigentlichen Beweggrundes einschiebt.

Die letzte Abtheilung des ganzen Werkes behandelt „Zeugniß und Lohn der Vollkommenheit": Das Wunderbare im Leben der Heiligen, Die Bedeutung der Heiligen für die Menschheit, Das Paradies der Heiligen auf Erden und ihre himmlische Glorie. Den Schluß bildet eine Schilderung von hoher dichterischer Schönheit, wie die Heiligen unter ihrem Führer Jesus sich um den Kaiserthron des Vaters schaaren und dort der Krönung ihres Königs beiwohnen, ja eigentlich selbst die Krone seiner Herrlichkeit bilden. Der Ausgang der Creatur von Gott und die Rückkehr der Creatur zu Gott, Gott als erste Ursache und als letztes Ziel alles Geschaffenen, das ist der kurze Inbegriff der christlichen Sittenlehre. Die rechte Beziehung zu Gott ist ihr charakteristisches Merkmal, durch welches sie sich von allen anderen Sittenlehren unterscheidet, da diese entweder die Beziehung des Menschen zu Gott nicht richtig auffassen oder sie gar ganz läugnen.

P. Weiß kämpft allerdings auch direct gegen falsche Anschauungen, aber die Hauptkraft seiner Vertheidigung des Christenthums liegt doch in der meisterhaften Darstellung der christlichen Sittenlehre und in der glänzenden Schilderung ihrer Schönheit und Vernunftgemäßheit. Der Zweck, das Christenthum durch seine Sittenlehre zu rechtfertigen, ist im vollsten Maße erreicht. Das Werk bietet übrigens noch einen andern Nutzen, als jenen, den ein einmaliges Lesen oder Durchstudiren gewährt. Es ist für gewisse Fragen eine kleine Bibliothek, in der man sich nicht nur bei auftauchenden Zweifeln leicht und sicher Aufschluß holen kann, sondern wo man überdies meistens eine reiche Literaturangabe findet. Dahin gehören z. B. Fragen wie die über die Vorzüge des alten Heidenthums, über die Verkommenheit des Mittelalters, über das wahre Wesen der Renaissance und der sogen. Reformation, über die kirchenpolitischen und socialen Zustände unserer Zeit u. s. w. Mancher, der nicht im Stande ist, das ganze Werk zu lesen, wird doch über einzelne Gegenstände, für die er sich besonders interessirt, in den verschiedenen Abtheilungen längere Abhandlungen finden, die ihm mehr bieten als andere vollständige Bücher. Den Gebrauch erleichtert beim fünften Bande und bei den in zweiter Auflage erschienenen Bänden (I bis III) ein sehr sorgfältiges Sach- und Namenregister.

Christian Pesch S. J.

Die Weissagungen als Kriterien der Offenbarung. Von Dr. Jos. Blas. Becker, Assistent am bischöflichen Seminar in Mainz. 224 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1890. Preis *M.* 3.

Die vorliegende Schrift „bezweckt, den wissenschaftlichen Nachweis zu führen, daß die Weissagungen mit Recht als Kriterien der Offenbarung angeführt werden, oder daß der Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums aus den Weissagungen ein vollgültiger ist" (Vorrede). Nachdem der hochw. Herr Verfasser im ersten Kapitel über die Kriterien der Offenbarung im allgemeinen gehandelt, erklärt er im zweiten den Begriff der Weissagungen. Im dritten und im fünften Kapitel legt er dann die Möglichkeit und die Beweiskraft der Weissagungen dar; das vierte und das sechste Kapitel ist der Widerlegung der Einwände gewidmet, welche gegen die im dritten und im fünften dargelegten Lehren erhoben werden.

Der gelehrte Verfasser ist vollständig Herr seines Stoffes und legt uns denselben nach seiner ganzen Ausdehnung mit großer Klarheit vor. Seine Beweisführung ist zutreffend, die Widerlegung der Einwände schlagend, die Sprache gewandt und durchsichtig. In der alten und der neuern theologischen Literatur gleichmäßig bewandert, versteht er es, die Erörterung abstracter Principienfragen durch gut gewählte Citate zu beleben. Die Einwände der Gegner verfolgt er bis auf die neuesten. „Mit Rücksicht auf die wissenschaftlichen Gegner . . . sind die Beweise . . . größtentheils aus Vernunftgründen hergenommen, positiv theologische Argumente nur hie und da gestreift" (Vorr.).

Ein allzu ängstliches Streben nach Gründlichkeit dürfte jedoch, so will uns scheinen, den Verfasser dazu verleitet haben, hie und da zu weit auszuholen oder in Erörterung seines Gegenstandes sich zu breit zu ergehen. So kommt uns z. B. im ersten Paragraphen des fünften Kapitels, in welchem die Rede ist vom Nachweis der historischen Wahrheit einer Weissagung, die in die Logik gehörige Auseinandersetzung über die Beweiskraft menschlichen Zeugnisses zu lang vor (S. 97 ff.). Bei den Lesern einer Schrift über Weissagung als Kriterium der Offenbarung durfte der Verfasser wohl etwas mehr voraussetzen, wie auch ihrer eigenen Denkfähigkeit etwas mehr zutrauen. An einer Stelle dagegen, an welcher ein die Offenbarung selbst betreffender, und dazu noch ziemlich dunkler Punkt, nämlich die Möglichkeit der Offenbarung, behandelt wird, hätten wir gern ein paar Erläuterungen beigefügt gesehen. Hier wäre eine Erklärung der Art, wie Gott dem Menschen Wahrheiten mittheilen kann (S. 56), gewiß sehr gut angebracht. Den Weg zeigt der hl. Thomas (II^{a} II^{ae} q. 173 a. 2). Ebenso dürfte es manchem erwünscht sein, hier einige Aufschlüsse darüber zu erhalten, wie der Mensch erkennt, daß Gott es ist, welcher die Wahrheiten vorlegt. (Vgl. Suar. de Incarn. Disp. 27. S. 2 n. 13.) Der Verfasser begnügt sich damit, zu sagen, es könne Gott unmöglich das Mittel fehlen, dem Menschen darzuthun, daß er es sei, der zu ihm spreche. Die hinzugefügten prophetischen Selbstaussagen aus der Heiligen Schrift sind zur Bestätigung gut, aber an dieser Stelle ohne eigentliche Beweiskraft, und über das „Wie" geben sie keine Aufklärung.

In den letzten Kapiteln würde die Klarheit noch mehr gefördert, wenn der Verfasser unterschiede zwischen Weissagungen über den Gottgesandten und Weissagungen des Gottgesandten. Durch beide Klassen soll seine göttliche Sendung verbürgt werden. Es geschieht dies aber in verschiedener Weise. Durch die Weissagungen der ersten Klasse bezeichnet Gott selbst denjenigen, der da kommen wird, als seinen Boten. Durch die der anderen beweist der Gottgesandte, daß seine eigene Aussage, er sei Gottgesandter, wahr ist, oder auch: Gott drückt jener seiner Aussage das Siegel der Wahrheit auf, ähnlich, wie er es durch Wunder thut. In der christlichen Apologetik wird man am besten beide Klassen auseinanderhalten und die messianischen Weissagungen für sich, die Weissagungen des Messias aber zugleich mit den Wundern als übernatürliche Thaten des Messias behandeln. Der Beweis aus den Weissagungen Christi dürfte an Kraft dem Beweise aus den Wundern nachstehen. Anders verhält es sich mit dem Beweise aus den messianischen Weissagungen. Freilich kostet er Arbeit, und bei den vielen, manchmal recht dunkeln prophetischen Schriften, aus denen man die einzelnen Züge des Messiasbildes zu sammeln hat, muß man einen regen Eifer, die Wahrheit zu finden, zur Arbeit mitbringen. Einen Rationalisten, welcher sich gegen Uebernatürliches sträubt, wird man nicht leicht durch den Beweis aus den messianischen Weissagungen bekehren; er wird jetzt hier, jetzt dort der Erklärung ausweichen. Aber wer vorurtheilslos mit Fleiß und Geduld die in den Weissagungen zerstreuten Züge sammelt und dann mit dem so gewonnenen Bilde das Lebensbild Christi vergleicht, hat einen glänzenden und unanfechtbaren Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums gewonnen. Daß die Weissagungen, welche uns die Feinde des Christenthums, die Juden, überliefern, Jahrhunderte vor Christus bestanden, und daß sie paraphrasirt und übersetzt wurden, ist unzweifelhaft; daß sie sich in Christus erfüllten, sehen wir theils mit unseren Augen, ist theils weltgeschichtliche Thatsache, und die kleinen Nebenzüge fügen sich so harmonisch in das Gesammtbild ein, daß man hierin die sicherste Gewähr hat für die Wahrheit der historischen Bezeugung derselben. Endlich ist das von den Propheten nach und nach gezeichnete Messiasbild so vollendet und die Uebereinstimmung des Lebens Christi mit demselben so überraschend, daß der göttliche Ursprung der Weissagungen, wer immer die Propheten gewesen sein mögen, jedem Zweifel entrückt wird, und daß mithin Christus nothwendig als der von Gott vorher angekündigte Gottesgesandte erscheint.

Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß die vorliegende Schrift sich nicht nur mit den Weissagungen, sondern auch mit der Offenbarung überhaupt und ganz besonders viel mit den Wundern als Kriterien derselben beschäftigt. Gar viele Partien gehen ebenso und noch mehr auf die Wunder, als auf die Weissagungen. Es scheint ursprünglich der Plan des Verfassers gewesen zu sein, beide Kriterien zu behandeln (Vorrede). Wir möchten den Gedanken anregen, daß der hochw. Herr Verfasser noch nachträglich die Schrift erweitere und ebenfalls die Wunder, vielleicht auch noch die inneren und die negativen Kriterien behandle und so die Schrift zu einer vollständigen Theorie der Offenbarung umgestalte.

Aber auch in der jetzigen Gestalt ist das Buch eine recht willkommene Bereicherung unserer theologischen Literatur. Th. Granderath S. J.

Geschichte der katholischen Kirche in Irland von der Einführung des Christenthums bis auf die Gegenwart. Von **Alphons Bellesheim,** Doctor der Theologie und beider Rechte, Canonicus des Collegiatstifts in Aachen. Zweiter Band (von 1509 bis 1690), mit einer Karte Irlands vom Jahre 1570. XXXVI u. 772 S. gr. 8°. Mainz, Kirchheim, 1890. Preis *M.* 16.60. Dritter Band (von 1690 bis 1890), mit dem Bild des ehrwürdigen Erzbischofs Plunket und einer Karte der irischen Diöcesen. XXXVI u. 782 S. gr. 8°. Mainz, Kirchheim, 1891. Preis *M.* 17.40.

Schon bei Erscheinen des ersten Bandes wurde in diesen Blättern (Bd. XXXIX, S. 435 ff.) hervorgehoben, eine wie schwierige, aber auch wie hervorragend nützliche und verdienstvolle Arbeit dem deutschen Geschichtsfreunde mit diesem Werke geboten werde. Das umfassende Werk liegt jetzt vollendet vor. In kurzer Aufeinanderfolge sind zwei weitere stattliche Bände ans Licht getreten, und jeder derselben hat die Ansprüche des Verfassers auf Anerkennung und Dankbarkeit für seine mühevolle Leistung gesteigert. Was Herr Canonicus Bellesheim über den berühmten Historiker P. Colgan geschrieben hat (III, 695), kann hier mit einigen Aenderungen auf ihn selbst angewendet werden: „Sein Werk behandelt Personen und Zustände, die von der geschichtlichen Kenntniß unseres Volkes zum großen Theil noch nicht berührt waren. Die gesammte geschichtliche Literatur Deutschlands konnte man durchforscht haben, ohne auch nur eine Ahnung von jener Welt zu erhalten, die er aufdeckt. Dazu kommt die erdrückende Masse des Materials, denn die Zahl bedeutender Erscheinungen, die uns hier entgegentreten, ist schier unendlich."

Es ist in der That nicht nur eine ganz neue Welt mit höchst eigenartigen Erscheinungen, die sich hier enthüllt: der Neuheit entspricht auch die Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit des Gebotenen. Einem parallelen Werke, das gleichzeitig mit dem vorliegenden in Frankreich hervorgetreten ist (La Lutte d'Irlande par le Baron Kervyn de Volkaersbeke, Lille 1891), hat man zum Vorwurf gemacht, daß es eigentlich nur eine große Declamation sei, eine Vertheidigungsrede für die heutigen Irländer. Dies kann man von Dr. Bellesheims Werk nicht sagen. Es bietet fast nur Sache, nur Stoff, und doch umfaßt es drei starke Bände mit 2360 großen Octavseiten. Wenn es im ersten Bande zuweilen scheinen konnte, als ob der Verfasser von Voreingenommenheit für das irische Volksthum nicht unbeeinflußt geblieben wäre, so schwindet dieser Schein in den zwei jetzt vorliegenden Bänden zum größten Theile. Herr Dr. Bellesheim ist gar nicht blind für die Fehler und Schwächen des Keltenthums, wie selbst seiner bevorzugten Helden, sondern sucht unparteiisch die Wahrheit hervortreten zu lassen.

Während der erste Band den ganzen großen Zeitraum von der Einführung des Christenthums in Irland bis zum Regierungsantritt Heinrichs VIII. umfaßte, führt der zweite nur von der Einführung der Reformation bis zum Sturze des Hauses Stuart, behandelt also nur die Zeit von 180 Jahren. Aber dadurch gerade wird es möglich, daß die Darstellung in gemessenerem

Schritte sich voranbewegt, und das Einzelne mehr zur Geltung kommt. Ebendeshalb gestaltet sich auch die Lesung, wenngleich der Ton stets ein ernstwissenschaftlicher bleibt, angenehmer und leichter als im ersten Bande und wird durch das hohe Interesse der Ereignisse stellenweise geradezu fesselnd. Ueberdies konnte in diesem, wie gleichfalls in dem folgenden Bande der Herr Verfasser auch selbständige archivalische Forschungen verwerthen, die er in Rom, Paris, London, Ravenna u. s. w. mit unermüdlichem Fleiße und namhaftem Erfolge angestellt hat, oder in anderen Orten durch befreundete Gelehrte hat anstellen lassen. Im Anhang zu diesen beiden Bänden finden sich denn auch eine Anzahl hochinteressanter Urkunden mitgetheilt, die hier zum erstenmale zur Veröffentlichung kommen. Ein ganz besonderes Interesse, wenn nicht für die irische, so doch für die deutsche Kirchengeschichte, beansprucht der Brief des Cochläus an Dr. Wauchop II, 692, der inhaltlich hoch bedeutsam ist und zu S. Widmanns interessantem Werkchen: „Eine Mainzer Presse der Reformationszeit im Dienste der katholischen Literatur" (Paderborn 1889), eine willkommene Ergänzung bietet.

Auf den dritten Band, der die Kirchengeschichte Irlands von der Vertreibung der Stuarts bis auf unsere Tage weiterführt, hat der Verfasser augenscheinlich die größte Sorgfalt verwendet. Er löst hier die Aufgabe, in dem Labyrinthe von Fragen und Verwicklungen, wie sie den irischen Zuständen nun einmal eigen sind, zurechtzuweisen. Es verdient dies besondern Dank sowohl wegen der diesen Fragen anhaftenden Schwierigkeit, als wegen des actuellen Interesses, das sie bieten.

Außer der schon hervorgehobenen Reichhaltigkeit des Bellesheim'schen Werkes, das für seinen rastlosen Forscherfleiß neues glänzendes Zeugniß ablegt, macht es sich als besonderer Vorzug geltend, daß der Verfasser auf dem Gebiete der Theologie wie des canonischen Rechtes so wohl erfahren, mit soviel Sicherheit und Correctheit sich bewegt. Denn es sind sehr viele Fragen einer heikeln und strittigen Natur, die in dieser Kirchengeschichte nothwendig zur Besprechung kommen mußten.

Von dem „keltischen Ungestüm", d. h. der Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Iren selbst ihre hervorragendsten und verdientesten Männer in den Staub zu ziehen bereit sind, wenn dieselben in irgend einer das Politische berührenden Frage anderen Anschauungen gehuldigt haben, ist der Verfasser weit entfernt. Mit Ruhe und Besonnenheit im Urtheil weiß er fast immer jedem gerecht zu werden, das Gute und Tüchtige in jedem anzuerkennen. So gelingt es ihm auch trotz der entsetzlichen Dinge und oft abstoßenden Zustände, die er schildern muß, — des Elends und der sittlichen Verkommenheit im Volk und der Verwahrlosung in der Kirche — einen erhebenden Gesammteindruck zu hinterlassen. Es ist eine schöne Zahl großer Männer, edler Charaktere, verdienter Gelehrten, namentlich aber ausgezeichneter Bischöfe, deren Bild der Verfasser entworfen hat. War das alte Irland groß durch seine Heiligen und seine Mönche, so darf man kühn behaupten: Was seit dem 9. Jahrhundert Irland Ehrwürdiges und Ruhmreiches hat, das sind seine großen Bischöfe. Dr. Bellesheims ganzes Werk ist nur die Bewahrheitung von O'Connells schönem Wort

(III, 481): „Ausländer haben uns das Eigenthum beschlagnahmt, Hab und Gut dem Volk genommen, sittliche Verwüstung hat der ‚Sassenach‘ in unser Land gebracht. Doch ähnlich den Ruinen von Palmyra in der Wüste erhebt sich die irische Hierarchie. Ihre glänzenden Säulen stehen mit dem Sockel auf der Erde, aber ihre Häupter ragen in den Himmel. In Trümmern liegen Irlands Kirchen, aber in Majestät und Schönheit strahlt seine Hierarchie.“

Eine ganz besondere Schwierigkeit bietet die Kirchengeschichte Irlands wie Englands durch die tiefgehende Spaltung zwischen Weltgeistlichkeit und Ordensclerus, die ebenso demüthigend ist für das christliche Bewußtsein als sie unheilvoll war in ihren Folgen. Es ist der alte Krebsschaden der katholischen Kirche in Großbritannien. Um hier nicht allzuweit abzuweichen von der richtigen Mitte, bedarf es schon deshalb größter Vorsicht, weil selbst Actenstücke und Kundgebungen, die sonst als amtlich und völlig unantastbar ohne jedes Bedenken hingenommen zu werden pflegen, hier gar leicht die Parteifarbe an sich tragen. Der ruhigen Besonnenheit des Herrn Verfassers kann man auch hierin im ganzen nur lobende Anerkennung zollen.

Daß es ihm an der für den Historiker nothwendigen Weite des Blickes nicht fehle, zeigt der Herr Verfasser auch in anderen Fragen, die sonst zuweilen einseitig behandelt zu werden pflegen. Er erkennt sehr wohl, daß neben dem Religionshaß des calvinisirten Englands auch noch andere für Irland ungünstige Momente in Betracht gezogen werden müssen, wie die Gegensätzlichkeit des Nationalcharakters zwischen Sachsen und Kelten, die tiefeingewurzelte, seit Jahrhunderten bis zum Rassenhaß gesteigerte nationale Abneigung, durch welche die Angehörigen der beiden Nationen sich vielfach nicht mehr zu verstehen, nicht mehr billig zu beurtheilen vermögen. Auch das herzlose Spiel der Parteipolitik in England, bei dem sonst vielleicht ehrenwerthe Männer die theuersten Interessen eines ganzen Volkes mit kaltem Blute dem augenblicklichen Parteiinteresse geopfert haben, erkennt der Verfasser und zieht es mit in den Bereich seiner Darstellung.

Daß in den 2360 Seiten dieses so überaus inhaltreichen Werkes auch auf manche kleine Ungenauigkeit, auf manche unnöthige Wiederholung oder Abschweifung und dergl. hingewiesen, und in Bezug auf manches Urtheil eine Meinungsverschiedenheit geäußert werden könnte, braucht nicht verhehlt zu werden. Es sind aber meist Dinge untergeordneter Art, welche verstummen gegenüber dem Nutzen und dem Verdienste dieser unschätzbaren Arbeit. Bleiben manche Wünsche hinsichtlich der Anordnung des Stoffes, so muß anerkannt werden, daß die mit musterhaftem Fleiße gearbeiteten Inhaltsverzeichnisse bei jedem Band die Uebersichtlichkeit der Anordnung einigermaßen ersetzen.

Manche für die Beurtheilung der kirchlichen Zustände Irlands interessante Synodalbestimmungen sind in so abgekürzter oder dunkler Fassung gegeben, daß sie dem Verständniß Schwierigkeiten bereiten. Erläuterung durch Anmerkungen oder wenigstens Beisetzung des Urtextes hätten abhelfen können. Die Vergiftung Eduards VI. ist trotz der in jenen aufgeregten Tagen verbreiteten Gerüchte im höchsten Grade unwahrscheinlich. Der unedlen Verdächtigung P. Netterville's ist II, 456 und 475 vielleicht etwas viel Ehre erwiesen worden. Wenn Netterville versuchte, dem Dictator

nahezukommen, so that er nur, was zur lebhaften Befriedigung Sixtus' V. seine Ordensbrüder in Bezug auf die Königin Elisabeth angestrebt hatten, was P. Finglas that in Bezug auf Erzbischof Ussher, und was mit mehr Erfolg P. Talbot that bei Karl II. Die Verdächtigung selbst verräth nur die damals im Clerus herrschende Gereiztheit. Ueber die Stellung der Jesuiten zu Cromwell lassen seine eigenen Briefe keinen Zweifel.

Wenn es II, 24 heißt: „Durch die Bulle ‚Inter fideles quoslibet' vom 31. Juli 1515 ordnete Leo X. die Verhältnisse des Domes von St. Patrick in Dublin und erneuerte dabei das alte Verbot der Uebertragung von Präbenden an eingeborene Iren", und II, 132: „Noch Leo X. trug diesen Verhältnissen durch Bulle vom Jahre 1516 Rechnung, welche Ausschließung aller eingeborenen Iren aus den beiden Domkirchen verfügte", so könnte dies zu einem Mißverständniß Anlaß geben. Wie I, 439 sehr richtig hervorgehoben war, hatte einst Honorius III. im Jahre 1221 und nochmals 1224 ein dahinzielendes Gesetz für nichtig erklärt. Trotzdem bildete in Dublin die Gewohnheit sich aus, und nach Verlauf von 300 Jahren, unter veränderten Verhältnissen, gestand Leo X. zu, daß die so lange eingebürgerte Gewohnheit jetzt als zurecht bestehend betrachtet werden dürfe (consuetudo illa antiqua . . . concordatum est quod vigeat). Die „Verfügung" oder „Erneuerung" einer für eine ganze Nation so empfindlichen Maßregel möchte aber doch hiervon etwas verschieden sein.

Ein Gesammturtheil über das umfassende Werk des Herrn Dr. Bellesheim kann nur dahin gehen, daß, wie immer man über einzelnes urtheilen mag, der Verfasser allen Freunden der Kirchengeschichte einen überaus werthvollen Dienst geleistet und eine wahre Schatzkammer neu geöffnet hat. Es dürfte in der gesammten Literatur schwerlich ein Werk über Irland existiren, das so allumfassend, an kostbarem Detailmaterial nach allen Richtungen hin so reichhaltig wäre. Ebenso unbestritten dürfte es sein, daß durch dieses Werk thatsächlich eine Lücke in unserer Literatur ausgefüllt, und für spätere Leistungen auf diesem Gebiete über die größten Schwierigkeiten hinweg mit wahrer Riesenarbeit die Bahn geebnet wurde. Otto Pfülf S. J.

Archivlehre. Grundzüge der Geschichte, Aufgaben und Einrichtung unserer Archive. Von **Franz v. Löher,** k. Geheimen Rath, Reichsarchivdirector a. D., Universitäts-Professor zu München. XII u. 490 S. 8°. Paderborn, F. Schöningh, 1890. Preis *M.* 10.

Bücher gleich dem vorliegenden zu besprechen, ist eine erfreuliche Aufgabe. Der Verfasser hat sich durch musterhafte Verwaltung des reichen Schatzes der Archive Bayerns und vor allem des vortrefflich geordneten zu München allseitige Anerkennung und verdienten Dank erworben. Nachdem er in seiner Archivalischen Zeitschrift nach dem Zeugnisse eines Urtheilsberechtigten „im vollen Einklang mit den wissenschaftlichen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts jene wohlthuende Praxis ausgestaltet, die Archive in den Dienst der Wissenschaft zu stellen, und weit über die Grenzen Bayerns anregend und fördernd gewirkt" hat, vereint er hier die in den dreizehn Bänden derselben zerstreuten „Vorschläge, Ideen und dienlichen Thatsachen" zu einem Buche.

Die acht ersten Kapitel bieten einen lichtvollen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Archive in ihren sieben Zeitaltern. Klein waren

die Anfänge der Archive zur Zeit der Germanen und Franken, geringe Fortschritte zeigten sie in der Kaiserzeit (912—1254), bedeutendere unter dem Einfluß der aufblühenden Städte vom Interregnum bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts (1255—1450). „In der fränkischen Zeit wurden bei wichtigen Fällen Urkunden darüber aufgenommen: das Pergament legte man dabei auf die Erde und darauf einen Halm oder Zweig, oder etwas Rasen vom Grundstück, oder auch Feder und Tintenfaß, oder auch einen Handschuh, dann wurde das Pergament aufgehoben und mit den Sachen darauf dem Schreiber übergeben, der nun die Urkunde abfaßte. In der Kaiserzeit unterließ man mehr und mehr die Schreiberei und begnügte sich mit der symbolischen Uebergabe... Seitdem aber die Blütezeit der Städte begann, wurde es mehr und mehr Herkommen, daß die Bürger einander Eigen- und andere Rechte an Grundstücken vor dem Rathe übertrugen und dessen Schreiber darüber eine Schrift oder eine förmliche Urkunde mit Stadtsiegel verfertigte."

Belehrend ist für die Beurtheilung des Anwachsens und der Aufbewahrung der Archivalien eine Uebersicht der im Würzburger Kreisarchiv erhaltenen Urkunden. Bezeichnet man das Fürstbischöfliche Archiv mit A, das Domkapitularische mit B, jenes der Stifter, Klöster und Ordenscommenden mit C, die Jahrhunderte aber mit römischen Ziffern, so ergibt sich folgende Tabelle:

	VIII.	IX.	X.	XI.	XII.	XIII.	XIV.	XV.	XVI—XVIII.
A.	—	—	1	10	87	414	2015	4276	16171
B.	1	18	27	34	101	338	1055	1782	2334
C.	—	—	—	4	124	759	2041	1981	2953.

Man sieht, „wie das Domkapitel am sorgfältigsten seine Schriftstücke bewahrte, — wie die urkundliche Thätigkeit der landesherrlichen Regierung unverhältmäßig sich steigerte, sobald das Staatswesen des Mittelalters in das der neuern Zeit überging, — und wie schlecht es mit Urkunden bestellt war in der ganzen Zeit von Karl dem Großen bis zum Ausgang der Hohenstaufen."

„Bei solcher Armuth an Urkunden aus der frühern Zeit suchte man in Klöstern und Städten, auch an geistlichen und weltlichen Fürstenhöfen sich dadurch zu helfen, daß über eine Frage ein Notizzettel oder Vermerk in einer Chronik, oft nur eine mündliche Ueberlieferung benutzt wurde, um eine Urkunde darüber auszuarbeiten. Meist geschah das im besten Glauben, weil man dem, was ganz zweifellos erschien, nur ein schriftliches Gewand umhängen wollte. Man wußte wohl, daß eine Fälschung stattfinde, allein das Bewußtsein fehlte, daß man ein Unrecht begehe: die Urkunde sollte ja mehr zur Erinnerung als zum Beweise dienen... Aus je älterer Zeit die Urkunden stammen sollen, um so mehr gefälschte kommen unter ihnen vor: aus der Merowinger-Zeit mag wohl die gute Hälfte unecht sein, aus der sächsischen und salischen Kaiserzeit noch beinahe ein Zehntel. Die Ursache war nicht, daß man dachte, in je ältere Zeit die Entstehung verlegt werde, desto schwieriger sei der Betrug zu entdecken, sondern je weiter die Zeit zurücklag, desto mehr Urkunden wurden vermißt. Man nahm es aber gewöhnlich leicht damit, weil der Trost nahe lag, der rechte Beweis dessen, was die Urkunde besage, beruhe im hergebrachten Besitz oder in der fortlebenden Ueberlieferung, und die Ur-

kunde sei nur eine mehr oder minder ausführliche Geschichte des Herganges, auf welchen es ankam."

Im fünften Zeitalter der deutschen Archivgeschichte, von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Dreißigjährigen Krieg, mehrte sich besonders die Anzahl der Copial- und Amtsbücher, deren z. B. das Reichsarchiv in München aus dem 9., 10. und 11. Jahrhundert nur je 6 und 3 und 5 besitzt, aus dem 12. schon 31, dem 13. ihrer 60, dem 14. bereits 435 und für das 15. sogar 2533, für das 16. bereits 6646 Folio- und Quartbände voll Handschriften, unter welchen die Urkundencodices einen verhältnißmäßig kleinen, die Amtsbücher aber den bei weitem größten Theil bilden. „Im Würzburger fürstbischöflichen Archiv läßt sich vom Anfang des 14. Jahrhunderts an verfolgen, wie fast jedes Jahrzehnt ein neues Amtsbuch einführte, erst die Lehnsbücher, dann Quittungs-, dann Schuld-, dann Vertragsbücher, dann sogar Bücher verschiedener Geschäfte, dann Aufbot- oder Kriegsbücher, Kaufbücher; — gleich im Beginn des 15. Jahrhunderts entstanden die Gebrechenbücher (über Streitigkeiten mit Nachbarn), Achtbücher, Aemterbücher, Aufgangbücher und solche über Huldigungen und Leichenfeiern der Fürsten; Bürger-, Diener-, Geleits-, Urfehdebücher; — darauf folgten Bekenntnißbücher, worin die Zustimmung der Lehns- und Landesherren zu Verpfändung oder Verkauf, ferner Malefizbücher, — und im Jahre 1529 hielt man für das Beste, auch Ergänzungsbücher (libri omissorum) anzulegen. Jetzt aber hatte man der Arten dieser Amtsbücher genug, nur ihre Bändezahl wurde noch vermehrt, bis zu Ende des 16. Jahrhunderts ihrer 378 waren."

Das sechste Zeitalter, das der Fürsten, vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Wiener Congreß (1618—1814), war, wie kein anderes, unseren Archiven verderblich. Vieles wurde verbrannt, verschleppt oder verdorben. „Wie im Dreißigjährigen Kriege alles außer Rand und Band gerieth, die ganze Noth und Zügellosigkeit und Verwirrung spiegelt sich nirgends deutlicher, als in den Handschriften. In den 804 Großbänden, welche neben vielen anderen Fascikeln die Acten des Dreißigjährigen Kriegs im Münchener Reichsarchiv umfassen, herrscht eine Verschiedenheit, Willkür und Roheit in den Schriftzügen, daß ihre Entzifferung öfter zur schwierigen Arbeit wird." Nach Vollendung desselben begann man mehr und mehr die Archive wissenschaftlich zu verwerthen, obwohl Geheimnißkrämerei sie und ihre Schätze decken wollte. Als Pufendorf vom Großen Kurfürsten zum Historiographen bestellt war, wurde ihm zwar das Archiv geöffnet; nachdem er aber sein Geschichtswerk veröffentlicht hatte, mußte er sich sagen lassen: „Jeder Hof habe seine Geheimnisse und jeder Verständige müsse sie bewahren. Wer veröffentliche, was in den heiligen Schränken verschlossen liege, richte so wie so Unheil an." Trotz solcher an manchen Höfen noch herrschenden Ansichten erschienen im 17. und besonders im 18. Jahrhundert große, auf urkundliche Quellen gestützte Werke von Pufendorf, von Leibniz, Ludewig, Lünig, Schannat, Schaten und andere, welche in den Monumenta boica ihren Höhepunkt erreichten. Die durch Papebroeck und Mabillon zur Wissenschaft erhobene Kenntniß der Urkunden zeigte mehr und mehr, daß Archive nicht nur Bewahrungsorte alter Schriftstücke seien, wodurch Fürsten

und Bischöfe, Städte und Abteien alte Rechte schützen und vertheidigen könnten, sondern auch die besten und ergiebigsten Quellen wahrheitsgetreuer Geschichtsdarstellung. Die Archivalien kamen darum aus finstern und feuchten Kammern, in denen sie verschlossen gewesen waren, in freundliche und weite Räume. Wohl brachten Napoleons Kriege und Annexionen neue Verwirrung und Schädigung; aber nach seinem Sturz begann ein neuer Zeitabschnitt und mit ihm eine durchgreifende Neugestaltung.

Die neue Aufgabe der Archive ist in der gegenwärtigen Zeit theoretisch allgemein anerkannt, praktisch dagegen bei weitem noch nicht an allen Orten durchgeführt. Jedes größere Archiv enthält nämlich zwei Arten von Schriftstücken: zuerst solche, die noch Einfluß und Werth haben für das Geschäftsleben des Staates, aus denen Forderungen und Rechte für und gegen ihn abgeleitet werden können. Ruhen doch im Archiv geheime Staatsverträge und Gesandtschaftsberichte, ältere Verwaltungssachen und vielerlei Kaufacten, Besitztitel und Verträge, woraus leicht Processe und Ansprüche entstehen. Daß Beamte solche Schriftstücke mehr oder weniger geheim halten, versteht sich von selbst. Die größere Menge der Archivbestände setzt sich dagegen aus Handschriften und Urkunden zusammen, welche keinen Einfluß mehr üben können auf staatliche oder vermögensrechtliche Verhältnisse der Gegenwart. Man hat vorgeschlagen, die Archivalien zu theilen, in Registraturen für alles, was noch dem Geschäftsleben des Staates angehöre, und Archive, freiständige wissenschaftliche Anstalten, welche nur historisch fertige Stücke aufzunehmen und der freien öffentlichen Benutzung, gleich Bibliotheken, darzubieten hätten, folglich die Registraturen den Behörden, die Archive den Universitäten zu überweisen. Trotz des bestechenden Scheines würde jedoch eine solche Scheidung unmöglich durchzuführen sein; beide Anstalten würden sich gegenseitig große Lücken machen und einer vollständigen, systematischen Ordnung und Abrundung beraubt bleiben. Große Archive bleiben darum „Sammelstätten amtlicher Schriftstücke für den staatlichen Bedarf, damit sie beständig Aufklärung geben über Entstehung, Natur und Bedingung von Rechts- und politischen Verhältnissen, von Gesetzen und öffentlichen Anstalten, — Sammelstätten allerdings mit wissenschaftlichem Charakter und reicher geschichtlicher Ausbeute." War der Archivbeamte früher eine Art Geheimsecretär, so soll er jetzt höher steigen. Mit ausgebreiteter Sachkenntniß, mit klarem und ruhigem Blick erörtert v. Löher sein Ideal eines auf der Höhe seines Berufes stehenden Archivars. Er soll hauptsächlich für Staat und Recht, und daneben für die Geschichtsforschung arbeiten. Wegen der ersten Aufgabe: „Arbeit für Staat und Recht", würde er aus den alten Acten in strittigen Fällen die betreffenden Thatsachen beizubringen haben, und zwar nicht nur für den Staat, sondern auch für Gemeinden, Kirchen und Private. Man sollte ihn bevollmächtigen, beglaubigte Abschriften von alten Schriften zu liefern und den rechtshistorischen Stoff, dessen man bei praktischen Geschäften benöthigt ist, darzulegen und zu erklären. Die zweite Aufgabe: „Arbeit für Geschichtsforschung", fordert, daß der Archivar „die Gänge, die zu seinem archivalischen Bergwerk führen, öffne und weise. Also: 1. Be-

schränkung und theilweise Aufhellung des Archivgeheimnisses; 2. leichte Benutzbarkeit der Archive; 3. Veröffentlichung von Repertorien; 4. Versendung von Archivalien". Man wird eingestehen, daß beide Aufgaben große und gemeinnützliche sind, und daß eine so hohe Auffassung des archivalischen Berufes die Forderung des Verfassers berechtigt, nur gut geschulte Männer sollen Archivarstellen erlangen, dann aber auch zum Lohn eine nach allen Rücksichten entsprechende Stellung erhalten.

Der praktischeste Theil des Buches beschäftigt sich mit der Einrichtung eines Archivs. Dreierlei wird dabei in immer neuer Art und Weise gefordert: Licht, Luft und Ordnung. Alle, besonders auch jene, welche vielleicht nur kleine Archive besitzen: adelige Herren, Städte, Kirchen und Klöster, werden aus den klaren und praktischen Anweisungen des erfahrenen Archivdirectors reiche Belehrung schöpfen, und, wofern sie seinen Rathschlägen folgen, ihr Archiv erhalten, retten und in guten Stand bringen. Nur zu oft begegnet jeder, der sich nur einigermaßen für alte Schriften interessirt, mehr oder weniger werthvollen Urkunden und Handschriften, welche in Unordnung, Feuchtigkeit und Schmutz umherliegen, deren Siegel zerdrückt werden oder vermodern! Freilich sind stolz gezeigte Schätze hie und da kaum mehr als altes Papier, oft aber auch wirkliche Kleinodien, wichtige Denkmäler zur Geschichte des Hauses, der Kirche und der Gegend. Vieles ist besser, weit besser geworden seit einem Menschenalter; daß es vollkommen werde, dahin kann dies vortreffliche Buch helfend und fördernd wirken. Steph. Beissel S. J.

La Question ouvrière. Programme d'action. Les droits de Dieu et nos devoirs. Par P. **Marin de Boylesve** S. J. 106 p. 8°. Paris, René Haton, 1891.

Man muß die ganze Schrift bis zu Ende lesen, um die Erörterungen und Rathschläge des durch sein Alter nicht nur, sondern auch durch seine wissenschaftliche und priesterliche Thätigkeit ehrwürdigen Verfassers richtig zu beurtheilen. Die theoretischen Erörterungen bilden eine Kette von knappen, klaren, fast aphorismenartigen Sätzen und Schlüssen; ungekünstelt, aber wohldurchdacht führen sie den Leser unvermerkt zum praktischen Ergebniß: Macht alle Klassen, Arme und Reiche, Arbeiter und Arbeitgeber zu guten Katholiken — dann ist alles gewonnen; fordert und erkämpft durch Wort und Schrift und That auf jede rechtmäßige Weise die volle individuelle und genossenschaftliche Freiheit auf religiösem, auf erziehlichem, auf social-wirthschaftlichem Gebiet auch für die Katholiken und Schutz der rechtlichen Ausübung dieser Freiheit von seiten der öffentlichen Gewalt — dann wollen wir uns schon selber helfen, dann kann eine fernere Einmischung des Staates auf ein Minimum beschränkt werden, und die sociale Frage ist dennoch gelöst.

Das ist praktisch nicht gerade unrecht, wenn man auf Regierungen hinblickt, welche von einem Aufbau der gesellschaftlichen Ordnung auf echt christlichen Grundsätzen nichts hören wollen. In sich genommen würde es jedoch nicht ganz richtig sein, die Pflichten und Rechte der öffentlichen Gewalt darauf zu beschränken, und nicht auch die positive Förderung des Gemeinwohles mit in

deren Kreise hineinzuziehen. Nimmt man einzelne Sätze des Verfassers für sich, so dürfte man zuweilen eine zu enge Begrenzung der staatlichen Aufgaben in denselben finden, z. B. wenn es Seite 30 heißt, der Staat könne dem Kapitalismus nur insoweit Grenzen stecken, als er ungerecht werde; wenn Seite 34 dem Staate die Befugniß, zwangsweise professionelle Genossenschaften einzuführen, rundweg abgesprochen wird; wenn Seite 42 und 45 die Einmischung des Staates nur dann als berechtigt gelten soll, wo dem öffentlichen Wohl Gefahr droht oder die Gerechtigkeit verletzt ist. Man darf keinesfalls das Vorbeugen solcher Uebel und die wenigstens indirecte Beförderung des größern Wohlseins der Gesammtheit und der einzelnen Klassen ausschließen. Allein dahin ist auch wohl die Absicht des Verfassers nicht gegangen. S. 55 ff. wird scheinbar jede directe Staatseinmischung betreffs der Arbeitsdauer und Lohnhöhe als unberechtigt abgewiesen; doch enthält S. 59 eine Correctur für den Fall, wo die Gerechtigkeit oder das öffentliche Wohl ausnahmsweise etwas anderes erheische.

Schade, daß der Verfasser bei der Ausarbeitung der Schrift noch nicht die letzte Encyklika Leo's XIII. benutzen konnte, sondern sich auf die früheren diesbezüglichen Aussprüche des Heiligen Vaters beschränken mußte; einiges wenige würde gewiß modificirt worden sein. In mehreren Punkten aber wird gleichsam im voraus das Rundschreiben des Papstes beleuchtet. Zu diesen rechnen wir besonders S. 38 ff., wo der rechtliche Inhalt des Arbeitercontractes treffliche Erläuterung findet, S. 50 ff., wo den Vereinigungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern das Wort geredet wird, u. s. w. — Selbst für den, der dem Verfasser nicht allseitig beistimmt, ist die Schrift recht belehrend und anregend.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Geschichte des heiligen Rockes. Von Stephan Beissel S. J. Verkürzte Ausgabe. 132 S. 8°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1891. Preis 80 *Pf.*

In dem vorliegenden Auszug sind alle Citate und weniger wichtigen Ausführungen ausgelassen, welche in der größeren, von demselben Verfasser veröffentlichten, bereits in zweiter Auflage im gleichen Verlag erschienenen „Geschichte des heiligen Rockes" viel Raum einnahmen. Jene, welche sich nicht eingehend und in streng wissenschaftlicher Art mit der Geschichte der Reliquie befassen wollen oder können, finden in diesem Auszug die wesentlichen Punkte klar, kurz und bestimmt behandelt. Sie werden dadurch in den Stand gesetzt, sich in dem leider wieder mit solcher Heftigkeit erneuten Streit über die Verehrungswürdigkeit des heiligen Kleides ein selbständiges Urtheil zu bilden. Als Grundlage ist in der Einleitung eine Erklärung jener Principien vorausgeschickt, nach denen sich die Kirche bei ihrer Reliquien-

verehrung richtet. Die Geschichte des heiligen Rockes selbst ist in zwei Theilen behandelt. Um von einer sichern Thatsache auszugehen, wird zuerst gezeigt, wie 1196 die Verehrung des heiligen Kleides mit Gewißheit bezeugt ist. Von diesem Jahre aus werden dann im ersten Theile die Nachrichten über den heiligen Rock zusammengestellt, welche durch Zurückgehen auf ältere Berichte zu erlangen sind. Im zweiten Theile wird wiederum vom Jahre 1196 ausgegangen, aber so, daß nun durch Aufsteigen die Geschichte der heiligen Reliquie bis auf unsere Zeit dargelegt wird. Möge die Arbeit dienen nach der einen Seite zur Klärung vieler Mißverständnisse, nach der andern Seite zur Hebung der Andacht und des Vertrauens auf den Herrn, dem die Reliquie ihren Werth verdankt!

Der Glaube. Apologetische Vorträge von Dr. Leonh. Atzberger, a. o. Professor der Theologie und Universitätsprediger in München. 383 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 3.

In fünfzig kleinen Vorträgen führt uns das Werk die Grundgedanken mehrerer Predigtcyklen vor, welche der hochw. Herr Verfasser vor Studirenden aller Facultäten in der Münchener Universitätskirche abgehalten hat. In der veränderten Form, in welcher sie im Druck erscheinen, sind diese Vorträge, wie der Verfasser selbst im Vorworte sagt, keine Predigten mehr. „Sie wollen nur ein zubereitetes Material bieten zu apologetischen Predigten oder sonstigen religionswissenschaftlichen Reden, zugleich aber als religiös belehrende Lectüre für Gebildete aller Stände dienen." Zur Erreichung dieses doppelten Zweckes ist das Werk recht geeignet. Ohne rhetorischen Prunk und den Aufwand gelehrter Quellencitate verbreitet sich der Verfasser in klarer, edler Sprache und mit völliger Beherrschung seines Gegenstandes über das Wesen des christlichen Glaubens, das Dasein Gottes, die Möglichkeit, Nothwendigkeit, Erkennbarkeit der Offenbarung, die Göttlichkeit der christlichen Offenbarung und das unfehlbare Lehramt der katholischen Kirche. Wenn die ersten Vorträge das Interesse des Lesers weniger anregen sollten, so darf er deshalb das Buch nicht beiseite legen. Die späteren über Offenbarung und Kirche werden seine Ausdauer belohnen.

Tractatus canonicus de matrimonio, auctore Petro Gasparri, Sacerd., SS. D. N. Leonis PP. XIII. cubiculario intimo, in Instituto Catholico Parisiensi textus canonici professore, olim Romae professore institutionum canonicarum in Collegio Urbano de Propaganda Fide et sacrae theologiae sacramentariae in scholis Pontificii Seminarii Romani ad S. Apollinarem. Volumen primum et secundum. XIII, 550 et 603 p. 8°. Paris, au Secrétariat de l'Institut catholique, rue de Vaugirard 74, 1891.

Der Verfasser dieser vorzüglichen canonistischen Arbeit über das katholische Eherecht ist mit einer soliden theologischen und juristischen Bildung ausgestattet und bietet in seinem Werke die reife Erstlingsfrucht sorgfältiger Studien und einer längern Lehrthätigkeit in Rom und Paris, wo er auch der praktischen Anwendung des katholischen Eherechtes sehr nahe stand. Daher ist es ihm möglich, ein gründlich durchgearbeitetes Eherecht zu liefern, das zunächst einen so vollständigen Stoff enthält, wie es bei Werken desselben Umfanges nur selten der Fall sein dürfte. Die Darstellung ist klar und übersichtlich, die positive und negative Beweisführung bestimmt und gründlich. Ueberall verräth sich der Mann des selbständigen Urtheils, der nach Gründen, nicht nach rein äußeren Autoritäten sich für eine bestimmte Ansicht entscheidet. Nach der Erörterung vielumstrittener Fragen weiß man in der Regel klar und deut-

lich, was der Verfasser will und hält oder verwirft. Diese bestimmte Meinungsäußerung ist aber nicht ein rücksichtsloses Absprechen; auch die Gründe der Gegner finden ihre Würdigung, werden wiederholt als non spernendae bezeichnet, welche die entgegenstehende Ansicht noch nicht als völlig gewiß erscheinen lassen, und als Mann von praktischem Blick zieht er dann stets die nothwendigen Folgerungen für die Handhabung des Rechtes im Leben. Die historischen Fragen finden bei dem Verfasser wenig Berücksichtigung, und das wenige, das er bietet, dürfte vielleicht die Fachmänner in Deutschland als nicht ganz dem neuesten Stande der historischen Forschung entsprechend weniger befriedigen. Doch war es zunächst nicht die Absicht des Verfassers, auf derartige Dinge sich näher einzulassen, wie auch Feije bei dem praktischen Zwecke seines Werkes den historischen Fragen keine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Ferner läßt sich nicht verkennen, daß bei der Unbekanntheit des Verfassers mit der deutschen Sprache nur eine mangelhafte Literatur ihm zur Verfügung gestanden hatte. Für diesen Ausfall werden jedoch Fachmänner und Praktiker reichlich entschädigt durch eine Reihe von wirklich neuen Gedanken und Ausführungen, und an die Stelle von Geschichten aus alten Zeiten läßt der Verfasser die neue und neueste Geschichte des katholischen Eherechts treten, indem er die neuesten Decrete und Instructionen der römischen Congregationen, sowie interessante und verwickelte Ehefälle in eingehender Weise mittheilt und verwerthet. Gerade in dieser Beziehung ist das Werk Gasparri's wirklich unübertroffen.

Die Regel des heiligen Benedict. Uebersetzt von P. Edmund Schmidt O. S. B. in Metten. Mit Erlaubniß der Ordensoberen. VIII u. 120 S. 12°. Regensburg, Pustet, 1891. Preis 60 *Pf.*

Die hier vorliegende Uebersetzung der Regel des hl. Benedict lehnt sich nicht an die am meisten verbreitete Cassinenser Ausgabe an, sondern sie legt einen nach den ältesten Handschriften berichtigten und im Jahre 1880 im Pustet'schen Verlage veröffentlichten Text zu Grunde. Eine dankenswerthe Beigabe ist die mit dem Inhaltsverzeichnisse verbundene Darlegung des systematischen Aufbaues der berühmten Regel.

Celui qui est. Par Frédéric de Curley S. J. Essai. XIV et 354 p. 8°. Paris, Retaux-Bray, 1891.

Der hochw. Verfasser, der sich schon durch eine Reihe anderer Schriften historischen, hagiologischen und philosophischen Inhalts einen geachteten Namen erworben hat, wendet sich hier gegen „das Kainsmal der Gegenwart", den Atheismus. Was er bescheiden „einen Versuch" nennt, ist in Wirklichkeit eine tiefgehende, gediegene philosophische Abhandlung, gründlich, klar disponirt, mit vielen Citaten aus älteren und neueren Schriftstellern durchwebt, dabei so anschaulich und lebendig geschrieben, wie der abstracte Stoff es nur immer zuläßt. Der erste, kürzere Theil, „Ausgangspunkt", S. 3—86, eine Widerlegung des modernen Skepticismus, der alle Gewißheit läugnet, um sich des Glaubens erwehren zu können, führt, vom Ich ausgehend, zur Gewißheit von der Existenz der Außenwelt. Der zweite, „Beweisführung", S. 87—269, schließt sodann von der Welt auf deren Schöpfer, seine Existenz, Intelligenz und Aseität, auf ihn, den Unendlichen, Einzigen, Einfachen, Unveränderlichen, Ewigen, um im Schlußkapitel, „Erhebung", in ein schwungvolles Gebet, den Ausdruck unbedingter Hingabe an Gott, auszuklingen: Tibi soli totus semper ubique. Von zwei umfangreichen Anhängen, S. 273—348, polemisirt der erste gegen Descartes' Discours de la méthode, als gefährlich für „Wissen, Glaube und Vaterland", während der zweite eine akademische Rede über die Achtung vor der Tradition bringt.

Conferenzen in der St.-Peterskirche zu Wien, gehalten im Advente 1890. Ein Beitrag zum Verständniß der socialen Frage von Victor Kolb S. J. XIV u. 106 S. 8°. Wien, Mayer & Comp., 1891. Preis *M.* 1.80.

Diese Conferenzen verdienen durchaus weiterhin bekannt zu werden, als wohin das lebendige Wort dringen konnte. Obwohl vor dem Rundschreiben des Heiligen Vaters über die Arbeiterfrage gehalten, behalten sie ihren vollen Werth, oder vielmehr zeigen sie erst recht ihren Werth, weil der hochw. Verfasser auch jetzt kein Wort anders zu sagen hätte, als er es gethan hat. Klarheit in der Sache, Faßlichkeit im Ausdruck zeichnen das Werkchen in hohem Grade aus. Insbesondere haben wir einen höchst wichtigen Gedanken kaum irgendwo anders deutlicher ausgedrückt gefunden, nämlich daß der tiefste Grund des Bestehens der socialen Frage, außer in der Entchristlichung der menschlichen Gesellschaft, in der Verkennung der socialen Eigenschaften der Arbeit liege, daß die Werthung der menschlichen Arbeit den Schleuderpreisen eines wilden Marktes müsse entzogen werden, daß es zu den dringlichen Aufgaben der Sorge für das Gemeinwohl gehöre, die Arbeit und die Großindustrie zu regeln. Specielle Vorschläge in dieser Richtung bietet der kleine, aber hochwichtige Anhang aus dem Referate des Verfassers über die sociale Frage auf dem zweiten allgemeinen österreichischen Katholikentage.

Die göttliche Mission der schwieligen Hand. Freundesworte an die christlichen Arbeiter von P. Gratian von Linden, Kapuziner. Mit Genehmigung der Obern. VIII u. 340 S. 12°. Dülmen, Laumann, 1891. Preis 60 *Pf.*

Fast möchten wir sagen: Schade, daß die Empfehlung des Büchleins an dieser Stelle gegeben wird; sie kommt zu wenig den Lesern vor die Augen, für die dasselbe ganz besonders geschrieben ist. Um so mehr dürfen wir unter den Lesern unserer Zeitschrift die geistlichen Herren auf das Schriftchen aufmerksam machen, damit sie es den Arbeiterkreisen als eine ebenso nützliche wie erbauliche und anziehende Lesung empfehlen. Aber auch sie selbst werden in demselben reichlichen Stoff zur Erbauung für sich und andere finden.

Auf der Eisenbahn. Von Dr. W. Cramer, Dombechant und Weihbischof. Zweite, verbesserte Auflage. 76 S. 12°. Dülmen, Laumann, 1891. Preis 60 *Pf.*

Das Büchlein ist eine Kette der beherzigenswerthesten Wahrheiten des Christenthums, in eindringlicher und doch auch gefälliger, fast möchte man sagen unterhaltender Form dem Leser dargelegt. Bei Abgang des lebendigen Wortes des Missionspredigers kann es in der That durch aufmerksames betrachtendes Lesen das Anhören der Predigt zu nicht geringem Theil ersetzen. — Es ist ein Grundsatz der Geisteslehrer, daß die Geschöpfe uns hinlenken sollen zu Gott und zu göttlichen Dingen. Das vorliegende Büchlein zeigt, daß der hochwürdigste Herr Verfasser durch die Schule der praktischen Uebung in diesem Punkte es zur Meisterschaft gebracht hat, um die unscheinbarsten Dinge dieser Welt so zu verwerthen, daß sie den gläubigen Christen auf leichte Weise zu Gott und zur Beherzigung der ewigen Wahrheiten hinführen. — S. 93 unten ist die einzige Stelle, wo wir eine Aenderung gewünscht hätten.

Der Beruf. Vierundzwanzig Conferenzen, den Zöglingen des bischöflichen Convictes zu Luxemburg gehalten von J. Bern. Krier, Director. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. VIII u. 355 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis *M.* 2.

Der hochw. Herr Verfasser hat sich schon durch mehrere vortreffliche Schriften als inniger Freund und erfahrener Führer der Jugend bewährt. Auch beim Lesen dieses Werkchens wird den Jüngling stets das Gefühl begleiten, daß jedes Wort aus dem Herzen eines vom Geiste des Glaubens und der Kirche ganz beseelten, erfahrenen, liebevollen, väterlichen Freundes komme. Die Worte sind ernst, aber nicht entmuthigend, sondern anspornend. Die Wichtigkeit der Erkenntniß des Berufes und der großmüthigen Hingabe an den erkannten Willen Gottes, sowie die Mittel, diese doppelte Gnade sich zu erwerben, werden eingehend besprochen. Daß bei der Besprechung der verschiedenen Lebenspfade die geistlichen Berufe am eingehendsten besprochen werden müssen, ist selbstverständlich; doch wäre es sehr zu bedauern, wenn jemand durch das Titelblatt sich verleiten ließe, zu glauben, es passe das Buch nur für solche, die an die Ergreifung des geistlichen Berufes dächten. Nein, es werden auch die hauptsächlichsten weltlichen Lebenspfade eingehend besprochen. Allerdings darf der Jüngling nicht erwarten, mit dem Durchlesen eines noch so trefflichen Buches seine Berufswahl zu vollenden. Wohl aber wird kein Jüngling seinen Beruf verkennen oder den erkannten Beruf verlieren, wenn er die Räthe und Anleitungen, die ihm hier geboten werden, nicht bloß liest, sondern beherzigt, die Grundsätze sich zu eigen macht und gleich mit aufrichtigem Ernst in seinem Leben zu verwirklichen sich bemüht. Auch die Geistlichen, Erzieher wie Seelsorger, werden dem hochw. Verfasser für die treffliche Arbeit danken.

Der Beruf der Lehrerin. In Briefen an eine frühere Schülerin dargestellt von P. Herber, Seminarlehrerin. Mit einem Vorwort von Dr. L. Kellner und einem Anhange: Rathgeber für Lehrerinnen bei der Auswahl von Berufsschriften. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 138 S. 12°. Paderborn, F. Schöningh, 1891. Preis *M.* 1.

Ein goldenes Büchlein, dictirt von Liebe zum göttlichen Kinderfreund, geschrieben aus warmem Herzen in schlichter, aber edler Sprache, getragen vom Geiste echt katholischer Frömmigkeit und edler Begeisterung für einen Beruf, „der seine sehr ideale, seine sehr nüchterne und seine sehr ernste Seite hat", die reife Frucht reicher Erfahrung und allseitiger Vertrautheit mit den Mühseligkeiten und Klippen eines Standes, dessen Glieder „zu einer ähnlichen, verborgenen, fortgesetzten, wenn auch nicht so heldenmüthigen Aufopferung ihrer selbst bestimmt sind, wie die Klosterfrauen". „Neulinge werden hier erinnert, was sie zu thun und zu meiden haben, damit die Kinder sagen: ‚Unsere Lehrerin ist streng, aber doch gut' — und die älteren: ‚Sie ist eine angenehme Person, pünktlich, ordnungsliebend, bescheiden, freundlich, theilnehmend, verkehrt nur mit wenigen, ist keinen Augenblick müßig, scheint nur für ihre Schule zu leben; im übrigen wissen wir nicht viel von ihr.'" Aber auch ältere Colleginnen werden sich bei der Verfasserin oft Anregung und Ermunterung, hin und wieder wohl auch Belehrung, z. B. über den Beruf junger Mädchen zum Lehrerinnenstande, holen. Eine sehr praktische Zugabe bildet ein Verzeichniß solcher Schriften, „welche einer Lehrerin Anleitung geben, wie sie die Kunst, nach den Grundsätzen der christlichen Pädagogik und den Anforderungen der heutigen Methodik zu erziehen und zu unterrichten, ausüben kann". Es soll in Zwischenräumen von zwei bis vier Jahren ergänzt und verbessert werden. Winke hierzu werden erbeten.

Gedenkblätter zum fünften Centenarium der Heiligsprechung St. Birgitta's von Schweden (7. October 1391). Zum Nutzen und Frommen ihrer Verehrer im Süden und Norden. Mit Titelbild. 35 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis 50 *Pf.*

Eine nicht umfangreiche, aber nach Inhalt und Ausstattung nicht unwürdige Gabe zur Jubelfeier des 7. October. Die „Gedenkblätter" legen das gottbegnadete Leben und die so segensreiche Wirksamkeit der gefeierten nordischen Heiligen in ihren Hauptzügen dar. Am Schlusse wird auf das merkwürdige Zusammentreffen aufmerksam gemacht, daß gerade in diesem Jubeljahre der schwedische Reichstag die Wiederherstellung von „Birgitta's Helgedom" beschlossen und zu diesem Zwecke bereits die Summe von 100 000 Kronen bewilligt hat. Der Antrag wurde begründet durch den Reichsarchivar Hildebrand, welcher geltend machte: „1. daß die Klosterkirche zu Vadstena eines der monumentalsten Bauwerke in ganz Schweden; 2. daß sie nach Angaben der hl. Birgitta erbaut und die einzige Kirche ihrer Art in Schweden; 3. daß Birgitta von allen Schweden aus dem Mittelalter die einzige Persönlichkeit von europäischem Rufe sei; 4. daß wir Schweden uns in einer großen Dankesschuld gegen die hl. Birgitta und ihren Klosterorden befinden, und 5. daß die Kirche zu Vadstena durch Gaben von hoch und niedrig erbaut worden."

Neue religiöse Bilder von Gangloff in Mülhausen, Benziger in Einsiedeln und Kühlen in München-Gladbach.

Die Buchhandlung von F. Gangloff in Mülhausen hat soeben eine sehr schöne Reihe (I) von Heiligenbildern veröffentlicht. Jeder der betreffenden Heiligen, Patrone des Elsaß, steht in einer Landschaft, welche die ihm geweihte Kirche und die Gegend seiner Wirksamkeit zeigt. Unten bietet ein nach Art einer Predella aufgefaßter kleiner Streifen meist eine weitere auf das Leben des Heiligen bezügliche Landschaft, Kirche oder Scene. Composition, Stil und Zeichnung sind vortrefflich; die Farbengebung ist wohl abgewogen, doch vielleicht nicht kräftig genug. Die zwölf Bildchen (Preis 80 *Pf.*, das Hundert *M.* 4) zeugen für einen Zeichner, der seine Aufgabe nicht durch Befolgung einer Schablone sich zu erleichtern trachtete, sondern vielsagende, gute, schöne und doch gemeinverständliche Blätter herzustellen mit Glück versucht hat. — Ein 55 cm hohes, 36 cm breites Diplom für „Congregationen der Kinder Mariä" wirkt in der Farbengebung freundlich und entspricht seinem Zweck (Preis 60 *Pf.*).

Die neuesten Erzeugnisse des Benziger'schen Verlages, Sprüche in reicher und breiter Umrahmung mit dem Heiligen, von dem der Spruch stammt oder auf den er sich bezieht (Nr. 3825 f., das Hundert *M.* 3.60), mehr noch ein Marienbild in weitem, blauem Mantel mit dem Jesuskind, statuarisch aufgefaßt, nach Art der ehedem in der Mitte der Kirchenschiffe aufgehängten Muttergottesbilder (Nr. 3824 B, das Hundert *M.* 3), verdienen Lob und Anerkennung.

Die Kühlen'sche Kunstanstalt bietet „Die neun Liebesdienste zu Ehren des göttlichen Herzens nach Anleitung der seligen Margaretha Maria Alacoque" mit gutem Text in einer für Vereine und Klöster brauchbaren Form zu 35 *Pf.* — Sehr schön ist eine Folge phototypisch hergestellter Bildchen nach Gemälden der besten Meister. Sie bietet eine Reihe werthvoller älterer Darstellungen in guten Drucken und ist für höher Gebildete, die nicht des bunten Farbenreizes bedürfen, sondern auf Zeichnung und Composition sehen, bestimmt. Ihnen ist eine recht weite Verbreitung zu wünschen, weil sie zu billigem Preise Vorzügliches geben (Preis das

Hundert *M.* 1.50). — Für die Wallfahrt nach Trier hat Kühlen ein Bild des heiligen Rockes in Folio zu *M.* 1, ein etwas weniger großes zu 40 *Pf.* und eine Reihe kleinerer angefertigt. Auf den zwei größeren, farbenreich, würdig und ruhig ausgeführten hält die hl. Helena das heilige Kleid. Eines der kleinen ist eine Wiederholung der größeren; auf dem andern breiten Engel die Reliquie aus, über welchen der heilige Nagel schwebt. Hundert derselben kosten je nach der Größe auf Seide *M.* 15 oder 10, auf Shirting *M.* 5 oder 2.50, auf Papier *M.* —.60, 1.20, 1.80, mit drei Seiten Text *M.* 3.30, mit Darstellung der Reliquiare Triers *M.* 4. Ueberdies hat derselbe Verlag drei schöne ältere Bilder der hl. Helena und eines des hl. Matthias phototypisch herausgegeben (das Hundert *M.* 1, 1.50 und 2). Eine farbige Wiedergabe des lieblichen Gnadenbildes der Matthiaskirche zu Trier erscheint dieser Tage in verschiedenen Größen (das Hundert zu *M.* 10, 6, 3.50 oder 1.80). Man sieht also, daß der verdienstvolle Kühlen'sche Kunstverlag alles gethan hat, um den Ankauf recht schöner und verhältnißmäßig billiger Andenken an die Trierer Wallfahrt zu ermöglichen. Dies verdient deshalb weitgehende Anerkennung und guten Erfolg. Auch andere katholische Firmen haben gute Bilder hergestellt. Möchten darum die Seelsorger alle Pilger ermahnen, beim Ankauf von Bildern, Medaillen und Büchern Acht zu geben. Protestantische, sogar jüdische Geschäfte haben solche Andachtsgegenstände in Masse hergestellt und werden sie durch Colporteure zu vertreiben suchen.

Miscellen.

Ueber Professor Harnacks kritische Methode hat die englische Zeitschrift The Church Quarterly Review (Vol. XXVI, p. 449) eine Beurtheilung veröffentlicht, welche man auch in Deutschland nicht ohne Nutzen lesen wird. Dieselbe macht Front gegen jene Unfehlbarkeitsansprüche, welche bei „Männern der Wissenschaft" nicht selten das Gewicht der Gründe ersetzen sollen. Prof. Dr. Adolf Harnack ist bekanntlich einer der einflußreichsten Professoren der protestantischen Theologie an der Berliner Universität, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, Mitherausgeber der „Theologischen Literaturzeitung" und Verfasser zahlreicher Schriften, insbesondere des mehrbändigen „Lehrbuchs der Dogmengeschichte". Wenn wir die Ausführungen der protestantischen Zeitschrift hier folgen lassen, so liegt es uns selbstverständlich durchaus fern, die darin ausgesprochenen specifisch protestantischen Auffassungen uns irgendwie zu eigen machen zu wollen. Wir lesen:

„Es dürfte nicht überflüssig sein, die kritische Methode Harnacks etwas näher zu betrachten, um zu erfahren, ob denn wirklich die von ihm eröffnete neue Epoche der Kritik jene Gewähr der Unfehlbarkeit bietet, welche bei ihren Vorläufern plötzlich vermißt wurde. ‚Die Hypothesen der Tübinger Schule haben

sich als unzulänglich, ja irrthümlich erwiesen und werden heutzutage nur von wenigen Gelehrten vertreten.' So schreibt Professor Harnack (Contemporary Review 1886, p. 222). Sind seine eigenen Hypothesen und Theorien haltbarer? Nicht der Werth seiner Theorie, sondern der Werth seiner Methode soll hier untersucht werden.

„Die Apostelgeschichte ist ein Buch, von welchem vieles abhängt, und welches manche aus verschiedenen Gründen dem 2. Jahrhundert zuschreiben zu müssen glaubten. Soweit das nicht auf sogen. a priori-Gründe hin geschieht, sondern gestützt auf kritische Forschung, müssen jene Gründe beachtet werden, so falsch auch die Theorie sein mag, welche vertheidigt werden soll. Aber will jemand ein Historiker der Urkirche sein, dann ist es für ihn ebenso mißlich, fast die einzige Quelle für jene Zeit aufzugeben, wie eine Quelle anzunehmen, welche Thatsachen bringt, die mit seiner Theorie nicht recht im Einklang stehen. Um diesem Dilemma zu entgehen, muß ein solcher annehmen, das Werk selbst (die Quelle) sei erst spät in die gegenwärtige Fassung gebracht worden, aber es enthalte einige alte und zuverlässige Bestandtheile. Solch eine Hypothese ist gewiß nothwendig bei manchen Urkunden, aber die Schwierigkeit besteht darin, zu unterscheiden, was echt, was Zusatz ist. Hier zeigt sich kritischer Scharfsinn, und so treten denn auch hier Harnacks Verdienste hervor. Sicherlich, jeder muß ihm beistimmen, wenn er schreibt: ‚Eingestandenermaßen bieten die ersten fünf Kapitel der Apostelgeschichte viele kritische Schwierigkeiten. Das Stück Kapitel 6 ff. unterscheidet sich in Einzelheiten von dem Vorhergehenden. Wer aufmerksam die fünf ersten Kapitel liest, wird beim Uebergang zum sechsten bemerken, daß er plötzlich auf historischem Boden sich befindet' (Expositor 1887, p. 324). Und wiederum: ‚Kapitel 13, 1 ist abermals ein Stück, welches das Kennzeichen einer größern Glaubwürdigkeit aufweist' (a. a. O. p. 325). Sicherlich, der Mangel an historischer Kritik muß sich bei jedem fühlbar machen, welcher diesen Behauptungen nicht zustimmt, die um so erheiternder wirken, je dogmatischer sie ausgesprochen werden.

„Vielleicht drängt sich die Frage auf: Welch andere als rein subjective Gründe gibt es denn für solche Behauptungen? Professor Harnack gibt sie nicht an, und so wollen wir denn selbst versuchen, sie aufzufinden. Sie liegen in Harnacks Theorie vom Priesterthum (ministry). ‚Erwählten oder bestimmten Presbytern begegnen wir zuerst im 2. Jahrhundert, die ältesten Zeugen dafür sind der Jakobusbrief, die Apostelgeschichte und die Pastoralbriefe' (a. a. O. p. 324). Da nun offenbar diese Anschauung sich nicht verträgt mit der Früh-Datirung eines großen Theils der Apostelgeschichte, so fügt Harnack in einer Anmerkung bei: ‚Was in der Apostelgeschichte über die Presbyter von Jerusalem gesagt wird, übergehe ich; mir scheint es sehr unwahrscheinlich, daß die Apostelgeschichte während des 1. Jahrhunderts geschrieben ist' (a. a. O. Anm. 4). Sehen wir uns nun jene Stücke an, welchen Harnack ein höheres Alter zuschreibt — Kap. 6 u. 13 — so finden wir, daß beide Redewendungen enthalten, welche mit Harnacks Ansicht vom Ursprung des Priesterthums übereinstimmen. Jetzt wird es klar, weshalb gerade diese Stücke an-

genommen werden. Alle Theile, welche Aeußerungen enthalten, die mit der frühesten Form der (kirchlichen) Organisation unvereinbar sind, sind spätere Zusätze. Die Vortheile dieser kritischen Methode liegen auf der Hand.

„Noch stärker tritt dies in einem andern Beispiel zu Tage. Harnack hat plötzlich die Entdeckung gemacht, daß (entgegen der frühern Ansicht aller, ‚welche irgendwelche kritische Befähigung besaßen') ursprünglich ‚Bischöfe' und ‚Priester' nicht verschiedene Namen für dieselben Personen waren. Professor Sanday weigerte sich, dies anzunehmen, und berief sich dagegen auf die Stelle Tit. 1, 5, 7. Aber was nützt solch eine Berufung, wenn Professor Harnack zu behaupten im Stande ist: ‚Ich kann Tit. 1, 5, 7 nicht als Gegenbeweis gelten lassen; denn ich glaube, daß Tit. 1, 7—9 von dem spätern Umarbeiter in den Urtext eingeschoben worden ist' (The Expositor 1887, p. 338)? Das ungeheure Uebergewicht einer Behauptung über einen Beweis wird ersichtlich: wenn eine Behauptung sich auf Gründe stützt, so fällt die Behauptung, falls die Gründe fallen; stützt die Behauptung sich auf Autorität, so wird sie eben auch nur so lange gelten, als die Autorität gilt. Harnack hat durchaus keinen Grund für seine obige Behauptung, ausgenommen, daß jenes Stück, welches er eingeschoben nennt, mit seiner Theorie im Widerspruch steht, welche selbst wieder aufgebaut ist auf unzureichenden Gründen.

„Harnack ist ein eifriger Protestant, dessen Hauptabsicht ist, zu zeigen, daß der Katholicismus seinen Ursprung verdanke einer Mischung zwischen dem reinen Geist des Christenthums und dem Aberglauben, den Lebensgewohnheiten der alten Heidenwelt. Diese Vereinigung gewährte der großen teutonischen Rasse den Vortheil, mit der hellenischen Bildung bekannt zu werden.

„Nachdem so festgestellt worden, was man dem Katholicismus zu verdanken hat, fordert Harnack uns auf, zum Neuen Testament zurückzukehren: ‚Als diese Vereinigung ihre Aufgabe vollendet hatte, fiel sie auseinander, denn die (neu entstehende protestantische) Kirche besaß in ihrem Neuen Testament Schriften, welche mit diesem Bunde nichts zu thun hatten, da sie älter waren. Hierin liegt der bleibende Werth des Neuen Testamentes' (Contemporary Review 1886, p. 238). Diese Ehrfurcht vor der Bibel ist anerkennenswerth, aber zu gleicher Zeit merkwürdig. Die Apostelgeschichte, die Pastoralbriefe, der Jakobusbrief sind alle im 2. Jahrhundert geschrieben, also nicht wenige Zeit nach dieser behaupteten Vermischung mit dem Hellenismus. Sie wurden geschrieben nach dem Klemensbrief, welcher, wie uns gesagt wird, sich merklich unterscheidet von dem unverfälschten Urchristenthum. Sie sind gewiß nicht viel älter als die Ignatiusbriefe und die Apologie des Aristides, und beide sind nach dem Urtheil Professor Harnacks sehr hellenisch.

„Wie nothwendig ein Führer mit untrüglichem Einblick in das Urchristenthum ist, um zu entscheiden, was im Neuen Testament alt, was eingeschoben sei, haben wir gesehen. Doch da sind uns ja die Evangelien geblieben. In ihnen ist doch ‚sicher der reine Geist des Christenthums'. Selbst wenn wir das Johannisevangelium bei seite lassen, es bleiben uns doch die Synoptiker.

Leider nein! ‚Es ist offenbar, daß im heutigen Text unserer canonischen Evangelien mehrere Aussprüche des Herrn in verschiedenen Formen, älterer und jüngerer Bearbeitungen, enthalten sind‘ (Contemporary Review 1886, p. 230).

„Also abermals eine Enttäuschung; abermals sehen wir, wie nothwendig ein unfehlbarer Kritiker ist, der uns sagt: ‚Das nimm an, das verwirf.‘ Folgen wir seiner Führung. Die meisten Christen sind daran gewöhnt, zum mindesten die Taufe als eine vom Stifter des Christenthums herrührende Einrichtung zu betrachten. Jetzt aber wird dem Schüler in der neutestamentlichen Kritik die Belehrung zu theil, daß dies unbeweisbar ist. Vielleicht erinnert er an Matth. 28, 19; doch da erhält er zur Antwort, das sei kein ‚Herrnwort‘. Aber selbst Renan läßt Joh. 4, 2 als unzweifelhaft historisch gelten. Gewiß, allein steht dort nicht: ‚daß Jesus selbst nicht taufte‘? (Harnack, Dogmengeschichte I, 56.) [So citirt die Church Quarterly. In der 2. Auflage der Dogmengeschichte handelt Harnack auf S. 68 Anmerk. 3 von der Stelle Joh. 4, 2 und fügt hier selbst hinzu, daß aber die Jünger Jesu tauften. Vielleicht ist dieser Zusatz eine Wirkung der Besprechung in der Church Quarterly Review. Die Einsetzung der Taufe durch Jesus Christus läugnet Harnack aber auch in der 2. Auflage.] Und es ist nicht wahrscheinlich, daß irgend jemand so anmaßend sein sollte, daran zu erinnern, wie der nämliche Vers ausdrücklich sagt, daß aber seine Jünger tauften. Man fühlt eben, gegen solche Art des Beweises ist alles, was man vorbringen kann, ohnmächtig. Jene, welche hinneigen zu Lehren und Gebräuchen, die als ‚katholisch‘ gebrandmarkt dastehen, werden zu ahnen beginnen, daß ihre Stellung doch nicht so unhaltbar ist, wenn solch eine Verstümmelung der überlieferten heiligen Schriften sich als nothwendig erweist, um diese Stellung zu erschüttern.“

Der Präsident der Deutschen Zoologischen Gesellschaft über die Entwicklungstheorie. In den letzten Jahrzehnten haben sich die deutschen Zoologen im Lobe der Descendenztheorie vor den Vertretern der übrigen Nationen hervorgethan. Es sind unter ihnen sogar vielfach Stimmen laut geworden, welche einer jeden andern Auffassung der Thatsachen einfachhin die Existenzberechtigung absprachen und die Begriffe „wissenschaftliche Zoologie“ und „Entwicklungslehre“ geradezu identificirten.

Es ist interessant, zu vernehmen, wie einer unserer hervorragendsten Zoologen, Geheimrath Professor Dr. Rud. Leuckart, Präsident der neugegründeten „Deutschen Zoologischen Gesellschaft“, über jene Frage urtheilt. Dieses Urtheil wird auch bei den heißblütigsten Anhängern der Descendenzlehre nicht ohne heilsame, ernüchternde Wirkung bleiben.

Die erste Jahresversammlung der Deutschen Zoologischen Gesellschaft, die in Leipzig vom 2. bis 4. April 1891 tagte, wurde von Leuckart mit einem Vortrage über die Fortschritte der Zoologie eröffnet, aus dem wir die bedeutsamsten Stellen hier mittheilen. (Verhandlungen der Deutschen Zoologischen Gesellschaft auf der ersten Jahresversammlung. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Professor Dr. J. W. Spengel, Schriftführer der Gesellschaft. Leipzig 1891, S. 1—10.)

„Begeisterte Anhänger der Descendenztheorie“, sagt Leuckart (S. 8), „gehen so weit, daß sie eine wissenschaftliche Zoologie überhaupt erst von Darwin an datiren und der zoologischen Arbeit nur insoweit einen wissenschaftlichen Werth zugestehen, als sie auf die Descendenzlehre Bezug hat. Wer die Geschichte unserer Wissenschaft kennt, vielleicht auch selbst, wie ich es von mir behaupten darf, Zeuge gewesen ist von einer ganzen Reihe der Veränderungen, die sie durchlaufen, der wird nicht zweifelhaft sein, daß derartige Aussprüche weit über das Maß des Zulässigen hinausgehen.“

Leuckart kommt sodann auf die bekannte Parallele zu sprechen, die man zwischen Coppernicus und Darwin gezogen. Er findet dieselbe nicht zutreffend. Denn Coppernicus hatte ein ganz neues Wissenschaftsgebäude in der Astronomie zu schaffen, das mit den Ueberlieferungen der früheren Zeiten vollständig brechen mußte; Darwins Lehre von der Entstehung der Arten ließ dagegen die bisherigen Errungenschaften der Zoologie nahezu unberührt und gab ihnen nur eine neue Deutung. „Sie (die Darwin'sche Theorie) eine Reformation im Sinne des Coppernicanischen Systems zu nennen, ist demnach unzulässig“ (S. 9).

Am lehrreichsten ist, was Leuckart über die entwicklungstheoretischen Hypothesen sagt (S. 10). Er mißbilligt es, daß man vielfach den hypothetischen Charakter derselben übersehen und den Thatsachen, die für sie sprechen, eine „absolute Beweiskraft“ zugeschrieben habe. Klar und scharf fährt er sodann in seiner Kritik folgendermaßen fort: „Und nicht bloß stillschweigend ist das geschehen; man hat geradezu behauptet, daß die Erscheinungen der Vererbung und der adaptiven Variation ohne weiteres genügten, die Descendenzlehre causal zu begründen. Als ob Vererbung und Anpassung einfache, mechanisch wirkende Kräfte wären und nicht Resultate von Vorgängen, die selbst erst der causalen Erklärung bedürften. Erst dann, wenn es einst gelingen sollte, diese Vorgänge auf ihre Ursachen zurückzuführen, erst dann ergibt sich vielleicht die Möglichkeit einer Verwerthung im Sinne der Causalität.“

Diese Worte enthalten das Zugeständniß, daß eine ursächliche Erklärung der Lebensvorgänge und der Bildung der organischen Formen vermittelst der Entwicklungslehre bisher noch nicht im entferntesten gelungen ist. Leuckart spricht hierauf die Hoffnung aus, daß jene Erklärung in der Zukunft noch gelingen werde. Leider scheint er unter den Ursachen der Entwicklung nur die mechanischen zu verstehen. Daher können wir seine Hoffnung nicht theilen; denn eine rein mechanische Erklärung der Lebenserscheinungen und der Entwicklung der Lebewesen wird stets daran scheitern, daß sie die inneren Entwicklungsursachen übersieht, welche die nothwendige Voraussetzung für die Wirksamkeit der mechanischen Ursachen bilden.

Die Philosophie des „wissenschaftlichen" Socialismus.

(Fortsetzung.)

---

c. Die socialistische Geschichtsphilosophie.

21. Ist die Geschichte eine Reihenfolge zusammenhangloser Thatsachen, deren Ergebnisse der Zufall beherrscht, oder gibt es ein Gesetz, welches die Mannigfaltigkeit des historischen Geschehens zur Einheit verbindet? Kann man mit Recht von einer fortschreitenden Entwicklung der Völker, der Menschheit reden, und wenn so — welches wäre der Rhythmus jener Bewegung, wo sind deren Ziele zu suchen? Von alters her haben diese Fragen den menschlichen Geist beschäftigt. Anders lautete die Antwort bei den Vorkämpfern der christlichen Weltanschauung, anders bei den Vertretern des gottesscheuen Humanismus, wieder anders bei dem Gott läugnenden Materialismus.

Von den verschiedenen Gestaltungen einer materialistischen Geschichtsauffassung beschäftigt uns an dieser Stelle lediglich jene Form, welche dem ökonomischen Materialismus angehört, und die man als „Marx-Engels'sche Theorie" [1] zu bezeichnen pflegt. Ihre Lehren sind kurz folgende:

22. Die Geschichte einer Epoche liegt nicht in der Philosophie, Religion oder Politik, sondern in der Oekonomie derselben. Hatte die alte idealistische Geschichtsauffassung die Production wie alle ökonomischen Verhältnisse nur nebenbei als untergeordnete Elemente der „Culturgeschichte" behandelt, so zwangen die ernsten Ereignisse unseres Jahrhunderts zu einer tiefern Ergründung des Zusammenhanges geschicht-

---

[1] Ueber seinen persönlichen Antheil an dieser Theorie äußert sich Engels in einer Anmerkung zu S. 43 in „L. Feuerbach": „Daß ich vor und während meinem vierzigjährigen Zusammenwirken mit Marx sowohl an der Begründung wie namentlich an der Ausarbeitung der Theorie einen gewissen selbständigen Antheil hatte, kann ich nicht läugnen. Aber der größte Theil der leitenden Grundgedanken, besonders auf ökonomischem und geschichtlichem Gebiet, und speciell ihre schließliche scharfe Fassung gehört Marx."

licher Thatsachen. 1834 fand in Lyon der erste Arbeiteraufstand statt. 1838—1842 erreichte die erste nationale Arbeiterbewegung, die der englischen Chartisten, ihren Höhepunkt. In den fortgeschrittensten Ländern Europa's war damit der Klassenkampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie in den Vordergrund der Geschichte getreten. Und als man auf Grund dieser neuen Thatsachen daran ging, die ganze bisherige Geschichte einer erneuten Prüfung zu unterziehen, da zeigte es sich, daß in den Ereignissen unserer Tage nur das große *allgemeine Gesetz der gesammten historischen Entwicklung* sich offenbarte, „daß alle bisherige Geschichte die *Geschichte von Klassenkämpfen war*, daß diese einander bekämpfenden Klassen der Gesellschaft jedesmal Erzeugnisse sind der Productions- und Verkehrsverhältnisse, mit einem Wort der *ökonomischen Verhältnisse ihrer Epoche*; daß also die *jedesmalige ökonomische Structur der Gesellschaft die reale Grundlage bildet, aus welcher der gesammte Ueberbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines jeden geschichtlichen Zeitabschnittes in letzter Instanz zu erklären sind*"[1]. — Im gleichen Sinne, wie Engels, entwickelt Marx die materialistische Gesellschafts- und Geschichtsphilosophie in der Vorrede „Zur Kritik der politischen Oekonomie"[2]: „Das allgemeine Resultat, das sich mir (bei der kritischen Revision der Hegel'schen Rechtsphilosophie) ergab und, einmal gewonnen, meinen Studien zum Leitfaden diente, kann kurz so formulirt werden: In der gesellschaftlichen Production ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, *nothwendige, von ihrem Willen unabhängige* Verhältnisse ein, Productions*verhältnisse*, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Productiv*kräfte* entsprechen. Die Gesammtheit dieser Productionsverhältnisse bildet die ökonomische Structur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer Ueberbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. *Die Productionsweise des materiellen Lebens bedingt den socialen, politischen und geistigen Lebensproceß überhaupt.* Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. — Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung gerathen die materiellen Productiv*kräfte* der Gesell-

---

[1] Engels, „Dühring". S. 10 f. [2] Berlin 1859.

schaft in Widerspruch mit den vorhandenen Productionsverhältnissen, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigenthumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Productivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche socialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu constatirenden Umwälzung in den ökonomischen Productionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Conflictes bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurtheilt, was es sich selber dünkt, ebensowenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurtheilen, sondern muß vielmehr dieses Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Conflict zwischen gesellschaftlichen Productionskräften und Productionsverhältnissen erklären."

23. Also nicht Gott lenkt die Entwicklung der Völker und der Menschheit. Vorsehung, providentielles Ziel — dieses Wort erklärt nichts, weder die Weltgeschichte in ihrer Gesammtheit, noch irgend ein einzelnes historisches Factum. „Es ist höchstens eine rhetorische Form, eine der vielen Arten, die Thatsachen zu umschreiben." [1] Als die Industrie der Wolle neue Märkte eröffnet und man in Schottland das Ackerland in weitausgedehnte Weiden verwandelt hatte, um die Wolle in großem Maßstabe zu produciren, da wurden Tausende von Pächtern aus ihrer Heimat verjagt und an ihre Stelle einige Hirten gesetzt, die Millionen von Schafen bewachten. „Man sage jetzt, daß es das providentielle Ziel der Institution des Grundbesitzes in Schottland war, Menschen durch Hammel verdrängen zu lassen, und man hat providentielle Geschichte getrieben." [2] — Auch des Menschen Wille ist nicht die letzte, tiefste Ursache der geschichtlichen Ereignisse. Die Menschen machen ihre Geschichte, insofern jeder seine eigenen Zwecke verfolgt. Die Resultante dieser vielen in verschiedenen Richtungen thätigen Willen und ihrer mannigfachen Einwirkung auf die Außenwelt ist eben die Geschichte. Aber, was diese einzelnen Willen letzter Instanz in Bewegung setzt, die eigentlich treibenden

[1] Marx, „Elend". S. 113. [2] Ebendas. S. 114.

Mächte, das, was die Leidenschaften entzündet, die Ueberlegung lenkt, was schließlich siegreich auch der Resultante der vielen widerstreitenden Einzelwillen ihre Richtung gibt, — kurz, das bestimmende Princip des im großen und ganzen gleichartigen Entwicklungsgangs der verschiedenartigen Völker, das verborgene Gesetz der gesammten historischen Entfaltung, — es ruht einzig in den materiellen Bedingungen der Erhaltung und Fortpflanzung des Lebens. Allein hier, auf ökonomischem Gebiete, müssen die tiefsten Beweggründe gesucht werden, welche die Massen, ganze Völker und in jedem Volke wieder ganze Volksklassen in Bewegung setzen, nicht vorübergehend zu einem kurzen Aufschnellen und rasch verlodernden Feuer, sondern zu dauernder, in einer großen geschichtlichen Veränderung auslaufenden Action [1].

24. Von dem Augenblicke, wo die Eigenthumsordnung anfing, die Gesellschaft zu beherrschen, theilte sich die Menschheit in zwei große Gruppen: die einen herrschten ökonomisch und darum auch politisch, die anderen wurden materiell und darum auch politisch unterjocht. Allein nichts ist beständig, alles ein ewiges Werden und Vergehen. Die Entwicklung drängt immer weiter. Neue Productionskräfte bilden sich, im Anschluß daran neue Klassen. Es kommt zum Kampfe zwischen der alten und der neuen Productionsform, der von den einander entgegengesetzten Klassen geführt wird. Die früheren Productionsformen unterliegen, mit ihnen die bis dahin herrschende Klasse, in deren ausschließlichem Dienste die alten Productivkräfte gestanden. „Mit der Erwerbung neuer Productivkräfte verändern die Menschen ihre Productionsweise und mit der Veränderung der Productionsweise, der Art, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, verändern sich alle gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Handmühle ergibt eine Gesellschaft mit Feudalherren, die Dampfmühle eine Gesellschaft mit industriellen Kapitalisten." [2] Diese stets sich erneuernden Klassengegensätze und Klassenkämpfe bilden den Inhalt aller bisherigen geschriebenen Geschichte [3], sie durchziehen alle Epochen und verleihen einer jeden ihr charakteristisches Gepräge. „Mit dem Augenblick, wo die Civilisation beginnt, beginnt die Production sich aufzubauen auf den Gegensatz der Berufe, der Stände, der Klassen, schließlich auf den Gegensatz zwischen angehäufter und unmittelbarer Arbeit. Ohne Gegensatz kein Fortschritt: das ist das Gesetz, dem die Civili-

---

[1] Engels, „Feuerbach". S. 52 ff. [2] Marx, „Elend". S. 101.

[3] Engels, „Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates". Stuttgart 1889. S. V.

sation bis heute gefolgt ist."[1] Aber über das unruhige Bild sich hebender und senkender Wellen schweift der Blick hin in die Weite, zum friedlichen Horizonte, wo die Wellen sich geglättet, der Kampf ausgetobt, wo jeder Klassengegensatz zugleich mit den Klassen verschwunden sein wird. Da endlich mündet der wild tobende Strom der Weltgeschichte in das weite, unendliche Meer gesellschaftlichen Glückes, ungestörter Harmonie, communistischer Seligkeit.

25. Wir können das Gesagte und damit den gesammten theoretischen Inhalt der materialistischen Geschichtsauffassung in folgenden vier Sätzen zusammenfassen:

Erstens. „Nach der materialistischen Geschichtsauffassung ist das bestimmende Moment in der Geschichte: die Production und Reproduction des unmittelbaren Lebens; ... einerseits die Erzeugung von Lebensmitteln, von Gegenständen der Nahrung, Kleidung, Wohnung und den dazu erforderlichen Werkzeugen; andererseits die Erzeugung von Menschen selbst, die Fortpflanzung der Gattung."[2] Eben diese Ursachen, welche zunächst die materielle und damit die gesammte Entwicklung bestimmen, nämlich die Productions- oder Eigenthumsverhältnisse, die Stufe der Arbeit, die mechanischen Arbeitsmittel, deren man sich bei der Production bedient, — bilden zugleich das Unterscheidungsmal der geschichtlichen Epochen. „Dieselbe Wichtigkeit, welche der Bau von Knochenüberresten für die Erkenntniß untergegangener Thiergeschlechter, haben Reliquien von Arbeitsmitteln für die Beurtheilung untergegangener ökonomischer Gesellschaftsformationen. Nicht was gemacht wird, sondern wie, mit welchen (namentlich mechanischen) Arbeitsmitteln gemacht wird, unterscheidet die ökonomischen Epochen."[3]

26. Zweitens. Das die Gesammtentwicklung tragende Moment, zugleich die Form, in welcher sich der Fortschritt von Stufe zu Stufe bisher vollzog, war der Klassenkampf, die bittere Frucht der Klassengegensätze zwischen Herrschern und Beherrschten, Ausbeutern und Ausgebeuteten. „Wenn in einem Gesellschaftszustand die Dinge sich einmal so weit entwickelten, daß ein großer Theil der Betheiligten und Interessirten von Unzufriedenheit und Mißstimmung gegen das Bestehende und von Sehnsucht nach besseren Zuständen erfüllt ist, so wird der alte Zustand sich auf die Dauer nicht halten können, was immer für Mittel

---

[1] Marx, „Elend". S. 39. [2] Engels, „Ursprung", Vorwort. S. IV f.
[3] Marx, „Kapital". S. 166.

und Praktiken in Anwendung kommen, ihn zu erhalten und zu stützen. Mag die Sehnsucht der Masse nach Veränderung des Bestehenden, nach Umgestaltung ihrer Lage zunächst nur eine Sache des Gefühls sein, das aber in dem thatsächlichen Zustand der Verhältnisse seine Begründung und seine Berechtigung findet; mag die Masse sich über den Weg wie über die Mittel, durch die ihr geholfen werden könnte, noch so unklar sein: der Moment kommt, wo sie mit elementarer Macht, instinctiv stets richtig, nach dem bestimmten Ziele drängt und die bewußten und wissenden Geister zwingt, sich zu ihrem Organ, zu ihrem Mundstück und zu ihren Werkzeugen aufzuwerfen, um die Bewegung zum richtigen und nach Lage der Verhältnisse möglichen Ziele zu leiten. Die Führer sind unter solchen Umständen stets Werkzeuge, nicht Macher, und sie werden beiseite geworfen, sobald sie sich zu Machern aufwerfen, die Bewegung für sich und nach eigenem Gutdünken, statt im Interesse der Betheiligten zu benutzen suchen. Die rasche Abwirthschaftung der Führer in acut gewordenen Volksbewegungen hat in diesem Geheimniß ihren Grund; sie wollen Allesmacher sein, wo sie nur Werkzeuge sein sollen und können. Da man sich hüben wie drüben dieses Verhältnisses selten bewußt ist, schreien die einen über Verrath, die anderen über Undankbarkeit der Masse; das erstere ist selten wahr, das letztere zu behaupten stets eine Narrheit, ein Verlangen, das nur diejenigen stellen können, die sich über die Natur ihrer Stellung nie klar waren, Schieber zu sein glaubten, wo sie nur Geschobene sein konnten."[1] Auch die Lenker des Volkes, die Führer im Kampf der Klassen gegeneinander, die „großen Männer" haben also keinen wesentlichen Einfluß auf die Geschichte. Sie stehen ebenso unter der Herrschaft „des geschichtlichen Muß", wie die Massen. Mit dialektischer Nothwendigkeit, mit elementarer Gewalt vollzieht sich die Entwicklung, deren Ziele allein durch die ökonomischen Verhältnisse bestimmt werden.

27. Drittens. Das Ziel aller Klassenkämpfe war bisher die ökonomische Emancipation einer unterdrückten Klasse, mit der zugleich die politische Emancipation sich vollzog. Die Klassenkämpfe nehmen schließlich stets die Form politischer Kämpfe an, welche die mit der ökonomischen Ausbeutung verbundene politische Knechtung beseitigen sollen[2]. „Geht dabei eine Bewegung über ihr Ziel hinaus,

[1] Bebel, „Charles Fourier". Internationale Bibliothek. Stuttgart 1888. Heft 17. S. 6 f.

[2] Engels, „Feuerbach". S. 57; „Dühring". S. 141.

d. h. erreicht sie mehr, als sie, in sich selbst zur Ruhe gekommen, im Interesse der nun in der Macht befindlichen Gewalten, die nunmehr den Schwerpunkt bilden, um den alles gravitirt, erreichen soll und, setzen wir hinzu, erreichen darf, so folgen die Rückschläge. . . Rückschläge werden nothwendig in jeder Bewegung kommen, die selbst wieder auf Klassenherrschaft . . . hinausläuft. Ein solcher Rückschlag kann erst dann unterbleiben, wenn eine Bewegung siegt, die in ihrem Wesen und Princip die Aufhebung aller Klassenherrschaft bedingt und daher alle Formen socialer und politischer Herrschaft aufheben muß." [1] Dieser Vorzug ist Antheil der zukünftigen socialen Revolution. Sie wird die erste Revolution sein, auf welche keine Reaction erfolgt. Ihr Ergebniß ist die Beseitigung jeder Knechtschaft und Herrschaft, zugleich das Endergebniß, das Endziel aller bisherigen Entwicklung: die volle allseitige und alle umfassende Freiheit auf dem Boden ökonomischer wie politischer Gleichheit.

Hier berührt sich der „wissenschaftliche" Socialismus wieder mit der Hegel'schen Geschichtsphilosophie. Nach Hegel ist die Geschichte „der vernünftige, nothwendige Gang des Weltgeistes gewesen". Das Wesen, die Substanz des Geistes aber ist die Freiheit. Darum stellt sich auch die Geschichte dar als „der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit" [2]. Im Orient wußte man nur, daß einer frei sei; die griechisch-römische Welt weiß, daß einige frei sind. Erst die germanische Welt erkennt, daß alle frei sind. — Auch nach socialistischer Auffassung ist die Geschichte eine Bewegung zu immer größerer Emancipation. Aber hier ist die Freiheit „Ziel, nicht Zweck" [3] der Bewegung; nicht der absolute Geist, sondern die Materie entwickelt sich mit Naturnothwendigkeit, und auch in der germanischen Welt findet die Entwicklung keineswegs ihren Abschluß. Wir stehen vielmehr erst am „Anfang der Menschheitsgeschichte", der „endlosen Aufeinanderfolge der Geschlechter" [4]. „Die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, seit sie aus dem Thier heraustritt, unauflöslich verbunden mit der Entwicklung des künstlichen Arbeitsmittels und ohne sie nicht denkbar, bewegt sich in einer Curve von parabelähnlicher Gestalt. Aus der unendlichen Vergangenheit herkommend, geht sie gar langsam bis zur industriellen Revolution des letzten Jahrhunderts, welche durch die Er-

[1] Bebel, „Fourier". S. 8 u. 9.
[2] Hegel, Gesammelte Werke. IX. Bd. S. 24.
[3] Leop. Jacoby, „Die Idee der Entwicklung". 2. Aufl. Zürich. II. Th. S. 117 f.
[4] Engels, „Dühring". S. 73. 111.

findung der Spinn- und Webmaschine hervorgebracht wurde, sodann in unvergleichlich schnellerer Bewegung läuft sie ihrem Brennpunkte zu, der Erfindung der Dampfmaschine, und um diesen herumgehend, ist sie gegenwärtig nahe vor ihrem Wendepunkt angelangt, um sodann als das Kehrbild der bisherigen Welt des Elends und der Noth vorwärts zu gehen in die Unendlichkeit der Zukunft."[1]

28. Viertens. Nicht nur die politischen, staatlichen, gesellschaftlichen Verhältnisse ändern sich mit der ökonomischen Unterlage. „Dieselben Menschen, welche die socialen Verhältnisse gemäß ihrer materiellen Productionsweise gestalten, gestalten auch die Principien, die Ideen, die Kategorien gemäß ihren gesellschaftlichen Verhältnissen. Somit sind diese Ideen, diese Kategorien ebensowenig ewig, als die Verhältnisse, die sie ausdrücken. Sie sind historische, vergängliche, vorübergehende Producte."[2] Eine absolute Wahrheit gibt es weder auf religiösem, noch auf sittlichem oder rechtlichem Gebiete, noch in dem Bereiche philosophischen Denkens. Alles ist relativ, alles im Fluß, die ökonomische, politische, sociale, ideologische Ordnung. Das Reich der Ideen wird beherrscht durch die gesellschaftlichen Verhältnisse und die herrschende Eigenthumsordnung, diese durch die Productionsweise, die Stufe der Arbeit, welche ihrerseits wiederum abhängt von dem zur Verwendung kommenden mechanischen Arbeitsmittel. So leben wir „inmitten einer beständigen Bewegung des Anwachsens der Productivkräfte, der Zerstörung socialer Verhältnisse, der Bildung von Ideen; unbeweglich ist nur die Abstraction von der Bewegung, — mors immortalis"[3].

Es erübrigt, einmal die einzelnen Entwicklungsstufen in der bisherigen Geschichte kennen zu lernen, sodann den innern Zusammenhang der gesellschaftlichen Verhältnisse sowie der gesammten ideologischen Ordnung mit der jedesmaligen ökonomischen Unterlage nachzuweisen.

α. Entwicklungsstufen und Klassenkämpfe in der bisherigen Geschichte.

29. Unsere Absicht kann es nicht sein, die märchenhaften Erzählungen über die Entwicklung der Menschheit durch die verschiedenen Stufen der „walдursprünglichen" Wildheit und Barbarei hindurch bis zu den Anfängen der Civilisation, mit denen Engels und Bebel[4] das socialistische Pu-

---

[1] Jacoby, „Die Idee der Entwicklung". I. Thl. S. 54 f.

[2] Marx, „Elend". S. 101. [3] Ebendas. S. 101.

[4] Engels, „Ursprung". 3. Aufl., und Bebel, „Die Frau und der Socialismus". 9. Aufl. Stuttgart 1891. S. 8. 11.

blikum unterhalten, hier bis ins einzelne wiederzugeben, — um so weniger, da der Socialismus auf diesem Gebiete, statt jeder selbständigen „Forschung", sich lediglich damit begnügt, Lewis Morgans[1] prähistorische Phantasien für seine Zwecke auszunützen. — Die Production der älteren Gesellschaftsstufen war demzufolge wesentlich eine gemeinsame, wie auch die Consumtion unter directer Vertheilung der Producte innerhalb größerer oder kleinerer communistischer Gemeinwesen vor sich ging[2]. Bestimmendes Moment der Entwicklung blieb für jene Zeit die Fortpflanzung der Gattung. Solange die Arbeit noch wenig entwickelt war, erschien die Gesellschaftsordnung vorwiegend beherrscht durch Geschlechtsbande. Diese Phase bildet die vorgeschichtliche Grundlage unserer geschriebenen Geschichte[3].

30. Aber langsam schob sich die Arbeitstheilung in den ursprünglich communistischen Productionsproceß ein, zunächst zwischen Hirtenstämmen und der übrigen Masse der Barbaren[4], dann zwischen Handwerk und Ackerbau[5]. Sie untergrub die Gemeinsamkeit der Production und Aneignung, führte zum Austausch der Producte, zum Privateigenthum[6], zu Unterschieden des Reichthums, zur Verwendbarkeit fremder Arbeit. Die ursprüngliche, auf Geschlechtsverbänden beruhende Gesellschaft war gesprengt, — die Grundlage, auf welcher Klassengegensätze sich bilden konnten, gegeben. Mit der Einführung der Viehzucht, der Metallbereitung, der Weberei und des Feldbaues bedurfte man mehr Arbeitskräfte, als die Familie liefern konnte. Der Nutzen, welchen fremde Arbeiter gewährten, fing gleichzeitig an, deren Unterhaltungskosten zu übersteigen. Damit waren die ökonomischen Bedingungen der Verwendung fremder Arbeitskraft vorhanden; der Krieg lieferte das Material, — die Sklaverei war geschaffen[7]. — Diese wurde nun bald die herrschende Form der Production bei allen über das alte Gemeinwesen hinaus sich entwickelnden Völkern, — schließlich aber auch eine der Hauptursachen ihres Verfalls. Erst die Sklaverei machte die Theilung der Arbeit zwischen Ackerbau und Industrie auf größerem Maßstabe möglich und bildet darum eine nothwendige Stufe in der Entwicklung der Menschheit. „Ohne

---

[1] „Ancient Society, or Researches in the Lines of Human Progress from Savagery, through Barbarism, into Civilization." London 1877.

[2] Engels, „Ursprung". S. 140. [3] Ebendas., Vorrede.

[4] Ebendas. S. 123. [5] Ebendas. S. 127.

[6] Engels, „Dühring". S. 153 f.; „Ursprung". S. 140.

[7] Engels, „Ursprung". S. 30.

Sklaverei kein griechischer Staat, keine griechische Kunst und Wissenschaft; ohne Sklaverei kein Römerreich. Ohne die Grundlage des Griechenthums und des Römerreiches aber auch kein modernes Europa... Ohne antike Sklaverei kein moderner Socialismus.“ [1]

Der klaffende Riß, die tiefgehende Spaltung, welche die Menschheit in zwei große Lager, in eine ausbeutende und eine ausgebeutete Klasse theilte, dauert nun fort während der ganzen Periode der Civilisation. Wir finden sie wieder in jeder Epoche der ökonomischen Gesellschaftsformation, in der antiken, feudalen und bürgerlichen Productionsweise [2]. „Die Sklaverei ist die erste, der antiken Welt eigenthümliche Form der Ausbeutung; ihr folgt die Leibeigenschaft im Mittelalter, die Lohnarbeit in der neuern Zeit. Es sind dies die drei großen Formen der Knechtschaft, wie sie für die drei großen Epochen der Civilisation charakteristisch sind.“ [3]

31. Keine dieser Knechtschaftsformen besitzt indes ewige Dauer. Im Schoße der antiken Gesellschaft bildeten sich allmählich jene unüberwindlichen Widersprüche und Gegensätze mit der herrschenden Productionsweise aus, die langsam, aber unabweisbar zu einer neuen Productionsweise führten und damit eine neue Epoche einleiteten. Zu Ende der römischen Kaiserzeit treten die Ursachen, welche in der Stille den Umschwung vorbereiteten, an die Oberfläche. Die großen Gütercomplexe hatten die Parzellenbauern verdrängt und durch Sklaven ersetzt. Sie ersetzten zugleich den Ackerbau durch Viehzucht und richteten, wie schon Plinius wußte, Italien zu Grunde [4]. Als dann der Preis der Sklaven beim Aufhören der Eroberungskriege gewaltig stieg, verloren die Latifundien, die überdies ihrer übermäßigen Ausdehnung wegen schwer zu bewirthschaften waren, vollständig ihre Rentabilität. Gleichzeitig stieg aber der Luxus, die Verschwendungssucht in Rom. Die Erweiterung der politischen und militärischen Macht forderte dazu immer mehr materielle Hilfsmittel für den Staat. Es war ein Mißverhältniß eingetreten zwischen Production und Consumtion. Die antike Welt bricht unter diesen Widersprüchen zusammen, eine neue Epoche beginnt.

32. Die feudale Productionsweise. Jetzt sind die feudalen Herren die herrschende Klasse, wie die Sklavenhalter in der antiken Welt. Die unterdrückte Klasse aber wird gebildet von den Leibeigenen [5].

---

[1] Engels, „Dühring“. S. 173.
[2] Marx, „Zur Kritik der politischen Oekonomie“. Berlin 1859. 1. Heft. S. VI.
[3] Engels, „Ursprung“. S. 142. [4] Engels, „Dühring“. S. 169.
[5] Marx, „Elend“. S. 116.

Die Leibeigenschaft, die Frohnarbeit unterscheidet sich von der Sklaverei dadurch, daß der Mensch nicht mehr ununterbrochen während der ganzen Dauer seiner Existenz, sondern nur für bestimmte Zeiten des Jahres, für bestimmte Tage der Woche zu einem künstlichen Arbeitsmittel gemacht wird. Sobald die Leibeigenen schaarenweise in die aufkommenden Städte flohen, um sich hier hinter Pfählen und Mauern gegen ihre früheren Herren zu schützen, hatte die Geburtsstunde des Bürgerthums geschlagen. Im Bürgerthum entwickelte sich zunächst das Zunftwesen des Mittelalters. Jetzt tritt zum erstenmal der Mensch in ein natürliches Verhältniß zum Arbeitsmittel, indem dieses von seinem eigenen Herrn angewendet wird. Der Mensch gehört nicht mehr einem Menschen, sondern nur das künstliche Arbeitsmittel gehört einem Menschen, dem Besitzer des Werkzeuges. Aber das Zunfthandwerkerthum des Mittelalters duldet keine höhere Ausbildung der Arbeitstheilung, nicht die Entwicklung des künstlichen Arbeitsmittels zur Maschine. Es umgibt sich mit Schranken der kleinlichsten Art, um die kommende kapitalistische Productionsform von sich abzuwehren. Vergebens, die Entwicklung geht mit dem eisernen Schritt der Nothwendigkeit vorwärts ihren Gang. Die Erfindung des Compasses und des Schießpulvers, die Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Indien, infolge davon die Umwälzung in den Verkehrswegen und Handelsstraßen zu Meer und zu Lande, die Gewinnung neuer Absatzgebiete, der ostindische und der chinesische Markt, die Kolonisirung von Amerika, der Austausch der Binnenkolonien, die Vermehrung der Tauschmittel durch die Einfuhr der Edelmetalle aus Amerika [1] führen eine neue Entwicklungsform der Gesellschaft herbei, die kapitalistische Gesellschaft.

33. Die Verhältnisse, in welchen die feudale Gesellschaft producirte und austauschte, genügten den schon entwickelten Productivkräften und Verkehrsmitteln nicht mehr. Eine höhere Form der Arbeitstheilung brach sich Bahn. „Die Zunftmeister wurden verdrängt durch den industriellen Mittelstand; die Theilung der Arbeit zwischen den verschiedenen Corporationen (Zünften) verschwand vor der Theilung in der einzelnen Werkstatt selbst." [2] Die Zeit der Manufacturindustrie war angebrochen,

---

[1] Marx, „Elend". S. 134 ff.

[2] Vgl. Communistisches Manifest. S. 6. Die zweite Auflage erschien in Leipzig 1872, Verlag der Expedition des „Volksstaat". Zum Theil abgedruckt bei Eugen Jäger, „Der moderne Socialismus". Berlin 1873. S. 477 ff. Die dritte autorisirte deutsche Ausgabe erschien 1883, Verlag der Schweizerischen Volksbuchhandlung in Hottingen-Zürich. Wir citiren nach dieser dritten Ausgabe. — Das „Communistische

aber nur als erste Phase der kapitalistischen Productionsweise. Bald tritt an Stelle der Manufactur die Fabrik, an Stelle der Manufacturindustrie die Fabrikindustrie. Mit der Entwicklung der Maschinerie beginnt die volle Entfaltung des Kapitals. Die französische Revolution sprengt die letzten Fesseln des Feudalismus. Aus einer ehedem unterdrückten Klasse ist die „Bourgeoisie" nunmehr zur ökonomisch und politisch herrschenden geworden. Gewaltiges hat sie in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft auf wirthschaftlichem Gebiete geleistet, massenhaftere und colossalere Productionskräfte geschaffen, als alle vergangenen Generationen zusammen. „Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau [1], Dampfschifffahrt, Eisenbahn, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Welttheile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen, — welches frühere Jahrhundert ahnte, daß solche Productionskräfte im Schoße der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten?" [2]

Trotz alledem, trotz aller glänzenden Erfolge hat die Herrschaft des Kapitals die menschliche Gesellschaft nicht glücklich gemacht, vielmehr das Elend ins Maßlose gesteigert. „Hätte einer der Männer des letzten Jahrhunderts, ein Franklin oder Priestley, in einem Zukunftstraume sehen können, wie das Dampfboot an die Stelle des Segelschiffes,

---

Manifest", auf welchem unsere Darstellung der bürgerlichen Productionsweise vornehmlich beruht, wurde von Marx und Engels im Auftrage des „Bundes der Communisten" verfaßt und erschien kurz vor der Februarrevolution 1848 zum erstenmale. Mit Recht nennt der englische Uebersetzer dasselbe: „the most educational and instructive pamphlet in all the literary arsenal of the Social Democratic Party". — Vgl. auch Marx, „Elend". S. 136.

[1] Sogar der Ackerbau wird seines herkömmlichen Charakters entkleidet und in eine mechanische Industrie verwandelt, wie es z. B. die großen Finanzfarmen in Californien der staunenden Welt zum Bewußtsein bringen. „Man stelle sich ein goldenes Meer von dreißig Quadratkilometer vor; sanft streicht der Wind über seine Oberfläche; soweit das Auge reicht, sieht es nur einen Farbenton, den der sinkenden Sonne. Dort am Horizont marschirt jetzt eine Armee auf: voran im Galopp mit verhängtem Zügel der General (der Werkführer); sein Stab (die Mechaniker) folgen ihm. Nicht Säbel oder Bajonette glänzen in der Sonne. Ihre Waffen sind Hämmer und Schraubenschlüssel. Nicht Blechmusik erfüllt die Luft; die Armee, eine stattliche Schlachtreihe von 24 Mähmaschinen, rückt vor mit dem Brausen des Dampfes. In einem Augenblick, mit einer einzigen Schwingung ihrer gigantischen, mit Stahlzähnen bewaffneten Arme lichten die Maschinen eine Strecke von hundert Fuß und werfen die Garben verächtlich hinter sich und erheben dann von neuem ihre unermüdlichen Arme." (Vgl. „Das amerikanische Getreide, seine Production und sein Handel", von Paul Lafargue in der Zeitschrift „Neue Zeit" 1885. S. 296 ff. 345 ff.)

[2] Communistisches Manifest. S. 8.

der Eisenbahnzug an die der Post- und Frachtwagen, der Dampfmäher an die der Sense, der Dampfdrescher an die des Dreschflegels trat, hätte er das Stöhnen der Maschinen hören können, die, dem menschlichen Willen und der Befriedigung menschlicher Wünsche dienstbar, mehr vermögen als alle Menschen und alle Lastthiere der Erde zusammengenommen; hätte er sehen können, wie die Bäume des Waldes fast ohne Zuthun der menschlichen Hand in fertige Thüren, Fenster, Laden, Kisten und Fässer umgewandelt werden; wie die großen Werkstätten kistenweise Stiefel und Schuhe mit weniger Arbeit anfertigen, als der altmodische Schuster zum Auflegen einer Sohle brauchte; wie in den Dampfwebereien unter den Augen eines Mädchens Baumwolle schneller in Tuch verwandelt wird, als hundert kräftige Weber es auf Handstühlen zuwege gebracht haben würden; wie Hammerwerke Mammuthröhren und mächtige Anker schmieden und zierliche Maschinen winzige Uhren fertigen; wie der Diamantbohrer das Herz der Felsen durchdringt und Kohlenöl den Walfisch schonen läßt; hätte er sich den enormen Gewinn an Zeit und Arbeit vorstellen können, der durch verbesserte Einrichtungen des Verkehrs und des Austausches entstehen würde: sein Herz würde gehüpft und seine Nerven gebebt haben wie einem, der von einer Anhöhe gerade vor der verschmachtenden Karawane den belebenden Schimmer rauschender Wälder und den Glanz lachender Gewässer sieht. Seine Phantasie würde ihm vergegenwärtigt haben, wie diese neuen Kräfte die Gesellschaft gerade in ihren Fundamenten erhöhten, selbst den Aermsten über die Möglichkeit des Mangels hinweghoben, den Niedrigsten von der Angst und Sorge um das tägliche Brod befreiten; er würde geglaubt haben, daß jene neuen Sklaven (die Maschinen) den traditionellen Fluch der Menschheit auf sich nehmen, jene Muskeln von Eisen und Sehnen von Stahl das Leben des ärmsten Arbeiters zu einem Feiertag machen würden, in dem jede hohe Eigenschaft und jeder edle Trieb vollen Raum zum Wachsthum und Gedeihen finden könnten. Aber alle diese köstlichen Hoffnungen hat der Reif der herben Wirklichkeit versengt. Nur einer jämmerlich geringen Minderheit ist die ganze Herrlichkeit zu gute gekommen. Die weitaus größere Mehrzahl des Volkes seufzt unter härteren Frohnden denn irgend zuvor, für sie ist Wohlthat Plage geworden, und wovon man unendlichen Segen für die gesammte Menschheit erhoffte, das ist in Wahrheit zum bittersten Fluche der arbeitenden Klassen ausgeschlagen." [1]

---

[1] Henry George, Progress and Poverty. New York. Introductory p. 7 a. 8.

34. Doch die im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Productivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen für den Untergang der heutigen Productionsweise. Die massenhaften Productivkräfte können von der kapitalistischen Gesellschaft, bei der in ihr herrschenden Anarchie [1] der Production nicht mehr gebändigt, ihre Wirksamkeit nicht mehr überschaut und geregelt werden. Nach kurzen Zwischenräumen brechen immer wieder von neuem jene gesellschaftlichen Epidemien aus, welche allen früheren Epochen als ein Widersinn erschienen wären: Krisen infolge von Ueberproduction. Die Gesellschaft findet sich dabei plötzlich in einen Zustand des Elends versetzt. Und warum? Weil sie zu viel Civilisation, zu viel Lebensmittel, zu viel Industrie und Industrieproducte, zu viel Handel besitzt. Wodurch aber überwindet die Bourgeoisie die Krisen? „Einerseits durch die erzwungene Vernichtung einer Masse von Productivkräften, andererseits durch die Eroberung neuer Märkte und die gründlichere Ausbeutung der alten Märkte. Wodurch also? Dadurch, daß sie allseitigere und gewaltigere Krisen vorbereitet und die Mittel, den Krisen vorzubeugen, vermindert." [2]

Allein nicht nur an die periodisch wiederkehrenden Krisen ist der Untergang zahlloser Existenzen geknüpft. Die Noth ist in der heutigen Gesellschaft permanent geworden. In den gleichen Verhältnissen, in welchen der Reichthum producirt wird, wird auch das Elend producirt [3]. Der

---

[1] Marx und Engels, „Heilige Familie". S. 181 ff.

[2] Communistisches Manifest. S. 8 f.

[3] Diesen Gedanken hatten Marx und Engels bereits 1845 in der „Heiligen Familie oder Kritik der kritischen Kritik gegen Bruno Bauer und Consorten" S. 43 ff. ausgeführt: „Das Privateigenthum (!) treibt sich selbst in seiner nationalökonomischen Bewegung zu seiner eigenen Auflösung fort, aber nur durch eine von ihm unabhängige, bewußtlose, wider seinen Willen stattfindende (!), durch die Natur der Sache bedingte Entwicklung, nur indem es das Proletariat als Proletariat erzeugt, das seines geistigen und physischen Elends bewußte Elend, die ihrer Entmenschung bewußte und darum sich selbst aufhebende Entmenschung. Das Proletariat vollzieht das Urtheil, welches das Privateigenthum durch die Erzeugung des Proletariats über sich selbst verhängt. . . . Es kann sich aber nicht selbst befreien, ohne seine eigenen Lebensbedingungen aufzuheben. Es kann seine eigenen Lebensbedingungen nicht aufheben, ohne alle unmenschlichen Lebensbedingungen der heutigen Gesellschaft, die sich in seiner Situation zusammenfassen, aufzuheben. . . . Es handelt sich nicht darum, was dieser oder jener Proletarier oder selbst das ganze Proletariat als Ziel sich einstweilen vorstellt. Es handelt sich darum, was es ist, und was es diesem Sein gemäß geschichtlich zu thun gezwungen sein wird. Sein Ziel und seine geschichtliche Action ist in seiner eigenen Lebenssituation wie in der ganzen Organisation der heutigen bürgerlichen Gesellschaft sinnfällig, unwiderruflich (!) vorgezeichnet."

Vertheilungsmodus, wie er durch die kapitalistische Productionsweise bedingt wird, führt eine Klassenlage von täglich sich steigernder Unerträglichkeit herbei: Concentration der Kapitalien in den Händen weniger und Concentration der ausgebeuteten, unzufriedenen, besitzlosen Massen in den großen Städten. Ueberproduction und Massenelend, Erzeugung des bürgerlichen Reichthums durch fortgesetzte Vernichtung des Wohlstandes einzelner Glieder, das ist der absurde Widerspruch, in welchen die kapitalistische Gesellschaft ausläuft. Umsonst bemüht man sich, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Die Herrschaft der Bourgeoisie naht ihrem Ende. Die Waffen, mit welchen sie den Feudalismus zu Boden geschlagen hat, richten sich gegen sie selbst. Die Bourgeoisie hat ihren eigenen Todtengräber producirt, nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen, sie hat auch die Männer gezeugt, die diese Waffen überall führen werden, — die modernen Arbeiter, die Proletarier. Es entwickelt sich immer mehr, immer allgemeiner ein Kampf zwischen der Proletarierklasse und der Bourgeoisklasse, ein Kampf, der, bevor er auf beiden Seiten empfunden, bemerkt, gewürdigt, begriffen, eingestanden und endlich laut proclamirt wird, sich vorläufig nur in vorübergehenden Conflicten äußert, bis endlich das Proletariat, durch die Industrie selbst in größeren Massen zusammengedrängt und organisirt, durch die wachsenden Communicationsmittel in Verbindung gebracht, sich erhebt als Geburtshelfer einer neuen Zeit, die in den Lebensbedingungen des Proletariats bereits vorgebildet erscheint. „Der Proletarier ist eigenthumslos; sein Verhältniß zu Weib und Kind hat nichts mehr gemein mit dem bürgerlichen Familienverhältniß; die moderne industrielle Arbeit, die moderne Unterjochung unter das Kapital, dieselbe in England wie in Frankreich, in Amerika wie in Deutschland, hat ihm allen nationalen Charakter abgestreift. Die Gesetze, die Moral, die Religion sind für ihn ebenso viele bürgerliche Vorurtheile, hinter denen sich ebenso viele bürgerliche Interessen verstecken. Alle früheren Klassen, die sich die Herrschaft eroberten, suchten ihre schon erworbene Lebensstellung zu sichern, indem sie die ganze Gesellschaft den Bedingungen ihres Erwerbes unterwarfen... Die Proletarier haben nichts von dem Ihrigen zu sichern, sie haben nur alle bisherige Privatsicherheit und Privatversicherungen zu zerstören. Alle bisherigen Bewegungen waren Bewegungen von Minoritäten oder im Interesse von Minoritäten. Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheuern Mehrzahl im Interesse der ungeheuern Mehrzahl. Das Proletariat, die unterste Schichte der jetzigen Gesellschaft, kann sich

nicht erheben, nicht aufrichten, ohne daß der ganze Ueberbau der Schichten, welche die officielle Gesellschaft bilden, in die Luft gesprengt wird.... Ihr Untergang und der Sieg des Proletariates sind gleich unvermeidlich."[1]

35. Der „wissenschaftliche" Socialismus will keine Anklagen erheben gegen die Unterschiede der Klassen, wie sie bisher bestanden. Er erkennt an, daß die Klassenherrschaft eine historische Nothwendigkeit gewesen ist, wie ihre Beseitigung heute durch eben dasselbe Gesetz der historischen Entwicklung gefordert und vorbereitet erscheint. „Solange nämlich die wirklich arbeitende Bevölkerung von ihrer nothwendigen Arbeit so sehr in Anspruch genommen wird, daß ihr keine Zeit zur Besorgung der gemeinsamen Geschäfte der Gesellschaft — Arbeitsleitung, Staatsgeschäfte, Rechtsangelegenheiten, Kunst, Wissenschaft rc. — übrig bleibt, solange mußte stets eine besondere Klasse bestehen, die, von der wirklichen Arbeit befreit, diese Angelegenheiten besorgte... Erst die durch die große Industrie erreichte ungeheuere Steigerung der Productivkräfte erlaubt, die Arbeit auf alle Gesellschaftsglieder ohne Ausnahme zu vertheilen und dadurch die Arbeitszeit eines jeden so zu beschränken, daß für alle hinreichend freie Zeit bleibt, um sich an den allgemeinen Angelegenheiten der Gesellschaft — theoretischen wie praktischen — zu betheiligen. Erst jetzt also ist jede herrschende und ausbeutende Klasse überflüssig, ja ein Hinderniß der gesellschaftlichen Entwicklung geworden, und erst jetzt auch wird sie unerbittlich beseitigt werden, mag sie auch noch so sehr im Besitz der ‚unmittelbaren Gewalt' sein."[2]

Die bürgerlichen Productionsverhältnisse sind darum die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Productionsprocesses[3]. Nachdem die Klassengegensätze ihre historische Berechtigung auf Grund der ökonomischen Verhältnisse verloren haben, wird der Klassengegensatz überhaupt aus der Geschichte verschwinden. „Die arbeitende Klasse wird im Laufe der Entwicklung an die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft eine Association setzen, welche die Klassen und ihren Gegensatz aus-

---

[1] Communistisches Manifest. S. 11 f.; Marx, „Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte". Zweite Ausgabe. 1869. S. 8. Das Proletariat wird die in der bürgerlichen Ordnung geschaffenen Productionsmittel für die Zukunft bewahren. Es wird „die alte Welt mit ihren eigenen großen Gesammtmitteln umwälzen". Vgl. Marx, „Elend". S. 117 ff.; Engels, „Dühring". S. 139. 141. 188. 242 ff.; Marx, „Kapital". S. 791 ff.

[2] Engels, „Dühring". S. 175.

[3] Marx, „Zur Kritik der politischen Oekonomie". 1. Heft. S. VI.

schließt, und es wird keine eigentliche politische Gewalt mehr geben, weil gerade die politische Gewalt der officielle Ausdruck des Klassengegensatzes innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft ist." [1] Aber dieser Uebergang vollzieht sich nicht ohne Blutvergießen. Der letzte Klassenkampf fällt zusammen mit der letzten politischen Revolution. „Nur bei einer Ordnung der Dinge, wo es keine Klassen und keinen Klassengegensatz gibt, werden die gesellschaftlichen Evolutionen aufhören, politische Revolutionen zu sein. Bis dahin wird am Vorabend jeder allgemeinen Neugestaltung der Gesellschaft das letzte Wort der socialen Wissenschaft stets lauten: ‚Kampf oder Tod; blutiger Krieg oder das Nichts. So ist die Frage unerbittlich gestellt' (George Sand)." [2]

Wir würden kein Gesammtbild der socialistischen Weltanschauung dem Leser geboten haben, wenn wir nicht der auf Grundlage der ökonomischen Structur der Gesellschaft sich vollziehenden Entwicklung der rechtlichen, politischen Einrichtungen, sowie der gesammten religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise hier kurz noch Erwähnung thun wollten.

β. Die sociale, politische, ideologische Ordnung in ihrer Abhängigkeit von der ökonomischen Unterlage.

36. Was zunächst die Familie betrifft, so nimmt Engels mit Bachofen und Morgan an, daß die Menschen im Urzustande unbeschränkten Geschlechtsverkehr geübt haben. Durch allmählichen Ausschluß der Ehe zwischen Verwandten, zuerst zwischen Eltern und Kindern (Blutsverwandtschaftsfamilie), dann zwischen Geschwistern (Punaluafamilie), schließlich auch zwischen entfernteren Verwandten (Paarungsfamilie) entwickelte sich wenigstens auf dem östlichen Continent, der sogen. alten Welt, die monogamische Familie als charakteristische Familienform der Periode der Civilisation, während Amerika „der classische Boden der Paarungsfamilie" blieb bis zur Entdeckung und Eroberung [3].

Aber auch die Monogamie ist nicht die höchste Form der geschlechtlichen Beziehungen. Im Gegentheil; sie tritt in der Geschichte auf als Unterjochung des einen Geschlechtes durch das andere. „Der erste Klassengegensatz . . . fällt zusammen mit der Entwicklung des Antagonismus von Mann und Weib in der Einzelehe, und die erste Klassenunterdrückung mit der des weiblichen Geschlechtes durch das männliche. Die Einzelehe

[1] Marx, „Elend". S. 182. [2] Ebendas. S. 182.
[3] Engels, „Ursprung". S. 17. 22 f. 28.

war ein großer geschichtlicher Fortschritt, aber zugleich eröffnet sie neben der Sklaverei und dem Privatreichthum jene bis heute dauernde Epoche, in der jeder Fortschritt zugleich ein relativer Rückschritt ist, indem das Wohl und die Entwicklung der einen sich durchsetzt durch das Wehe und die Zurückdrängung der anderen. Sie ist die Zellenform der civilisirten Gesellschaft, an der wir schon die Natur der in dieser sich voll entfaltenden Gegensätze und Widersprüche erkennen können." [1]

Hatte die Monogamie sich gebildet durch allmähliche Verengung des Kreises der Personen, innerhalb dessen der geschlechtliche Verkehr erlaubt war, genau entsprechend der Fortentwicklung der Production und Vertheilung aus communistischen Formen bis zum individuellen Privateigenthum der antiken, feudalen und bürgerlichen Epoche, so wird durch Beseitigung des Privateigenthums, durch Verwandlung der häuslichen Privatarbeit in eine öffentliche Industrie auch die Vergesellschaftung der Jugenderziehung und damit ein wirklich freies, gegenseitiges Verhältniß der Familienglieder unmittelbar gegeben sein [2]. Die große Industrie aber ist es auch hier wieder, welche, wie Marx behauptet, der zukünftigen Entwicklung die Wege bahnt, indem sie „mit der entscheidenden Rolle, die sie den Weibern, jungen Personen und Kindern beiderlei Geschlechts in gesellschaftlich organisirten Productionsprocessen jenseits des Hauswesens zuweist, die neue ökonomische Grundlage schafft für eine höhere Form der Familie und des Verhältnisses beider Geschlechter" [3]. Die Ehe des Proletariers, in der es kein Eigenthum zu bewahren und zu vererben gibt, zeigt schon heute die Ansätze zu dieser höhern Form. „Die Frau hat das Recht der Ehetrennung thatsächlich wieder erhalten, und wenn man sich nicht vertragen kann, geht man lieber auseinander. Kurz, die Proletarierehe ist monogamisch im etymologischen Sinne des Wortes, aber durchaus nicht in seinem historischen Sinn." [4]

37. Wie die Familie, so ist auch der Staat kein selbständiges Gebiet mit selbständiger Entwicklung. Der Staat, die politische Ordnung, erscheint vielmehr als das untergeordnete, die Gesellschaft, das Reich der ökonomischen Beziehungen, als das entscheidende Moment [5]. Hatten in den ältesten Zeiten mit communistischer Productionsweise die Geschlechtsbande vorzugsweise die Gliederung der Gesellschaft bestimmt, so mußte nach Aufkommen des Privateigenthums der Verwerthbarkeit

---

[1] Engels, „Ursprung". S. 36 f. [2] Engels, „Dühring". S. 307.
[3] Marx, „Kapital". I. S. 516. [4] Engels, „Ursprung". S. 42 f.
[5] Engels, „Feuerbach". S. 57.

fremder Arbeitskraft und damit der Klassengegensätze eine neue, nunmehr von der Eigenthumsordnung beherrschte Gliederung entstehen. Es war eine Gesellschaft geworden, deren sämmtliche ökonomischen Lebensbedingungen die Scheidung in Freie und Sklaven, in ausbeutende Reiche und ausgebeutete Arme hervorriefen. Eine solche Gesellschaft konnte nur bestehen entweder im fortwährenden offenen Kampfe dieser Klasse gegeneinander, oder aber unter der Herrschaft einer dritten Macht, die, scheinbar über den widerstreitenden Klassen stehend, ihren offenen Conflict unterdrückte. Jene dritte Macht war der Staat, der nunmehr an Stelle der alten Gentilverfassung trat[1]. Aus dem Bedürfniß, Klassengegensätze im Zaum zu halten, mitten im Kampfe dieser Klassen entstanden, steht die Staatsgewalt in der Regel der mächtigsten, ökonomisch herrschenden Klasse zu Diensten, die vermittelst ihrer auch politisch herrschende Klasse wird. So war der antike Staat vor allem Staat der Sklavenbesitzer zur Niederhaltung der Sklaven, der Feudalstaat Organ des Adels zur Niederhaltung der leibeigenen und hörigen Bauern, der moderne Repräsentativstaat Werkzeug für die Ausbeutung der Lohnarbeit durch das Kapital.

„Unterdrückter Stand unter der Herrschaft der Feudalherren (erste Phase der Entwicklung); bewaffnete und sich selbst verwaltende Associationen in der Commune, hier unabhängige städtische Republik, dort dritter steuerpflichtiger Stand der Monarchie (zweite Phase); dann zur Zeit der Manufactur Gegengewicht gegen den Adel in der ständischen oder in der absoluten Monarchie (dritte Phase); Hauptgrundlage der großen Monarchien überhaupt, erkämpfte die Bourgeoisie sich endlich seit der Herstellung der großen Industrie und des Weltmarktes im modernen Repräsentativstaat die ausschließliche politische Herrschaft (vierte Phase). Die moderne Staatsgewalt ist nur ein Ausschuß, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisieklasse verwaltet."[2]

Der Staat ist also nicht von Ewigkeit her. Es hat Gesellschaften gegeben, die ohne ihn fertig wurden. Erst durch die Spaltung der Gesellschaft in Klassen wurde der Staat eine Nothwendigkeit. Fallen die Klassen, dann fällt mit ihnen der Staat. „Die Gesellschaft, welche die Production auf Grundlage freier und gleicher Association der Producenten

---

[1] Engels, „Ursprung". S. IV u. 134 ff. 139 f.; „Dühring". S. 139. 144. 176. 212; Marx, „Elend". S. 182.

[2] Communistisches Manifest. S. 6.

neu organisirt, versetzt die ganze Staatsmaschine dahin, wohin sie dann gehören wird: ins Museum der Alterthümer, neben das Spinnrad und die bronzene Axt.“ [1]

38. Wird der Staat und das Staatsrecht durch die wirthschaftlichen Verhältnisse bestimmt, so selbstverständlich auch das Privatrecht, welches ja nur die unter gegebenen Verhältnissen bestehenden ökonomischen Beziehungen regeln soll. Das heutige Recht besitzt einen den ökonomischen Lebensbedingungen der Bourgeoisgesellschaft entsprechenden Inhalt. Das erste Weltrecht einer Waaren producirenden Gesellschaft, das römische, hat dabei meist als Vorbild gedient [2]. „Aber die Völker entwickeln sich nicht auf Königs Befehl.“ [3] Mit den industriellen Existenzbedingungen verändert sich auch das Recht. Die Zukunft wird den heutigen Gegensatz von Kapital und Lohnarbeit beseitigen, damit aber dem jetzt centralen Rechtsinstitute des Eigenthums eine neue Form geben, — nicht „das persönlich erworbene, selbst erarbeitete Eigenthum, das Eigenthum, welches die Grundlage aller persönlichen Freiheit, Thätigkeit und Selbständigkeit bildet“ [4], sondern nur das kapitalistische Eigenthum an den Productionsmitteln beseitigen. In der kapitalistischen Gesellschaft schafft die Arbeit des Proletariers diesem kein Eigenthum. Sie schafft Kapital, ist nur ein Mittel, „die aufgehäufte (fremde) Arbeit“ zu vermehren. In der communistischen Gesellschaft wird die aufgehäufte Arbeit nur ein Mittel sein, um den Lebensproceß der Arbeiter zu erweitern, zu bereichern, zu befördern. Thöricht ist es, einer solchen Entwicklung gegenüber die bürgerlichen Vorstellungen von Freiheit, Bildung, Recht u. s. w. ins Feld führen zu wollen. „Eure Ideen selbst sind Erzeugnisse der bürgerlichen Productions- und Eigenthumsverhältnisse, wie euer Recht nur der zum Gesetz erhobene Wille eurer Klasse ist.“ [5]

39. Wie das Recht, so ist auch die Sittlichkeit ein der Menschengeschichte angehöriges Gebiet [6]. „Wir weisen eine jede Zumuthung zurück, uns irgend welche Moral-Dogmatik als ewiges, endgiltiges, unwandelbares Sittengesetz aufzudrängen, unter dem Vorwand, auch die moralische Welt habe ihre bleibenden Principien, die über der Geschichte und den Völkerverschiedenheiten stehen. Wir behaupten dagegen, alle bisherige Moraltheologie sei das Erzeugniß in letzter Instanz der jedes-

---

[1] Engels, „Ursprung“. S. 140.
[2] Engels, „Feuerbach“. S. 59. [3] Marx, „Elend“. S. 147.
[4] Communistisches Manifest. S. 13. [5] Ebendas. S. 15.
[6] Engels, „Dühring“. S. 81 ff.

maligen ökonomischen Gesellschaftslage."[1] Bis heute war die Moral stets nur eine Klassenmoral. Die wirklich menschliche Moral wird erst möglich sein auf einer Gesellschaftsstufe, die den Klassengegensatz nicht nur überwunden, sondern auch für die Praxis des Lebens vergessen hat. Indessen auch diese Zukunftsmoral kann nicht gerade viel Bedeutung und Festigkeit besitzen, da Moral und Recht dem Socialismus nur als ein Gebiet von „mehr oder weniger schwankenden Meinungen und Gefühlen"[2] gilt, ferner die „Freiheit" nicht in der willkürlichen Selbstbestimmung des Menschen, sondern lediglich in der auf Erkenntniß der Naturgesetze beruhenden Herrschaft über die Materie bestehen soll[3]. Mit der Läugnung absoluter Principien des Rechts und der Sittlichkeit hängt es zusammen, daß Marx und Engels ihre communistischen Forderungen nicht auf die „Gleichheit" der Menschen gründen wollen, wie frühere Socialisten dies gethan. Marx gibt zu, daß die Tendenz zur Gleichheit unserem Jahrhundert eigen sei[4], aber er gründet seine Theorie nicht auf die Gleichheitsvorstellung, wie auf ein philosophisches Axiom. Das wäre ja ebenso „Anwendung der Moral auf die Oekonomie"[5], wie wenn er auf Grund der Ricardo'schen Werththeorie für die Arbeiter, als alleinige Producenten, das gesammte gesellschaftliche Product hätte beanspruchen wollen. Das Siegesbewußtsein des modernen Socialismus stützt sich vielmehr allein auf die historische Thatsache des Widerspruches zwischen der kapitalistischen Productionsweise und den heutigen Productionskräften. „Wie eine Lokomotive, deren eingeklemmte Abzugsklappe der Maschinist zu schwach ist zu öffnen, rennt die Gesellschaft dem Ruin entgegen."[6] Dieses Factum beweist der „wissenschaftliche" Socialismus, und einzig in diesem Beweise sucht und findet er seine theoretische Stütze[7].

40. Die geistige Production folgt der materiellen. Die herrschenden Ideen einer Zeit sind die Ideen der Klasse, welche die Epoche materiell beherrscht. „Wie die ganze Renaissancezeit seit Mitte des 15. Jahrhunderts ein wesentliches Product der Städte, also des Bürgerthums war,

---

[1] Ebendas. S. 82; Bebel, „Die Frau". S. 14: „Sittlich ist, was Sitte ist."
[2] Engels, „Dühring". S. 147. [3] Ebendas. S. 103 f.
[4] Marx, „Elend". S. 114. [5] Vorrede zum „Elend". S. X.
[6] Engels, „Dühring". S. 149; vgl. auch S. 4. 84. 86. 91 f. 96. 130 f. 140. 148.
[7] Communistisches Manifest. S. 13: „Die theoretischen Sätze der Communisten beruhen keineswegs auf Ideen.... Sie sind nur allgemeine Ausdrücke thatsächlicher Verhältnisse eines existirenden Klassenkampfes, einer unter unseren Augen vor sich gehenden geschichtlichen Bewegung."

so auch die seitdem neu erwachte Philosophie; ihr Inhalt war wesentlich nur der philosophische Ausdruck der Gedanken, die der Entwicklung des Klein- und Mittelbürgerthums zur großen Bourgeoisie entsprachen. Bei den Engländern und Franzosen des vorigen Jahrhunderts, die vielfach ebensowohl politische Oekonomen wie Philosophen waren, tritt dies klar hervor."[1] Absolute Wahrheiten sind überhaupt selten, sogar auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften, seltener in der Wissenschaft, welche die Erforschung der lebenden Organismen zum Gegenstande hat, noch seltener auf dem Gebiete der Philosophie; „die vielen Bücher, die über Logik geschrieben worden sind und noch geschrieben werden, beweisen zur Genüge, daß auch da die endgiltigen Wahrheiten letzter Instanz viel dünner gesäet sind, als mancher glaubt"[2].

41. Dem materiellen Leben am fernsten scheint die Religion zu sein. Dennoch ist auch sie Product der materiellen Verhältnisse. „Alle Religion ist nichts anderes, als die phantastische Wiederspiegelung in den Köpfen der Menschen derjenigen äußeren Mächte, die ihr alltägliches Leben beherrschen, eine Wiederspiegelung, in der die irdischen Mächte die Form von überirdischen annehmen."[3] Entstanden „zu einer sehr walds-ursprünglichen Zeit aus mißverständlichen, waldursprünglichen Vorstellungen der Menschen"[4] von den geheimnißvollen Mächten der Natur, zu denen später die ebenso geheimnißvollen gesellschaftlichen Mächte kamen, bildet sich die Religion bei jedem Volke eigenthümlich aus. Die National-götter standen und fielen mit der Nation. Den Untergang der alten Nationalitäten brachte das römische Weltreich. Es entstand das Bedürfniß, das Weltreich durch eine Weltreligion zu ergänzen. „Die neue Weltreligion, das Christenthum, war im stillen bereits entstanden aus einer Mischung verallgemeinerter orientalischer, namentlich jüdischer Theologie und vulgarisirter griechischer, namentlich stoischer Philosophie."[5] Im Mittelalter bildete es sich, genau dem Feudalismus entsprechend, zu einer Religion mit feudaler Hierarchie aus. Und als das Bürgerthum aufkam, entstand im Gegensatze zum feudalen Katholicismus der Protestantismus, die Religion der Bourgeoisie[6]. Aber der Boden schwindet immer mehr, auch für diese Form der monotheistischen Religion. Die Kräfte der Natur sind heute zum großen Theile erkannt. Einzige Grund-

---

[1] Engels, „Feuerbach". S. 61.
[2] Engels, „Dühring". S. 78—129. [3] Ebendas. S. 304 ff.
[4] Engels, „Feuerbach". S. 62 f. [5] Ebendas. S. 63.
[6] Ebendas.; Bebel, „Die Frau". S. 64 ff.

lage „der religiösen Reflexaction" bleiben lediglich noch die ökonomischen Verhältnisse, von denen der Mensch wie von einer fremden Macht sich beherrscht fühlt. Hier für das wirthschaftliche Leben heißt es noch immer: „Der Mensch denkt und Gott (d. h. die Fremdherrschaft der kapitalistischen Productionsweise) lenkt." Wenn aber die große, „gesellschaftliche That" vollzogen ist, „wenn die Gesellschaft durch Besitzergreifung und planvolle Handhabung der gesammten Productionsmittel sich selbst und alle ihre Mitglieder aus der Knechtschaft befreit hat, ... wenn der Mensch also nicht mehr bloß denkt, sondern auch lenkt, dann erst verschwindet die letzte fremde Macht, die sich jetzt noch in der Religion wiederspiegelt, und damit verschwindet auch die religiöse Wiederspiegelung selbst aus dem einfachen Grunde, weil es dann nichts mehr wiederzuspiegeln gibt" — dann „stirbt die Religion ihres natürlichen Todes" [1]. — So „denkt" Herr Engels, aber ein anderer lenkt die Geschicke der Völker.

42. Gottesläugnung und Gotteslästerung sind die beiden Pole, zwischen denen der „wissenschaftliche" Socialismus sich bewegt. Der Materialismus bildet seine Grundlage, der Atheismus seine Religion. — Wir haben uns bemüht, vorzugsweise aus den Classikern der Socialdemokratie ein getreues Bild ihrer Lehre zu gewinnen, und wenn es sich hierbei herausgestellt, daß der sogen. „wissenschaftliche" Socialismus kaum über einen einzigen selbständigen Gedanken verfügt, sondern seine sämmtlichen „geistigen Waffen" mittelbar oder unmittelbar dem Liberalismus entlehnt, so ist eben mit dieser Erkenntniß der wahren, tiefsten Quelle des Uebels gerade der Feind bezeichnet, in welchem vor allem der Socialismus bekämpft werden muß. Wir meinen die gottlose Wissenschaft unserer Tage, welche vom Staate besoldet wird, um die Fundamente der Gesellschaft zu untergraben.

---

[1] Engels, „Dühring". S. 306.

(Schluß folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Woher stammt der Name „Amerika“?

Das Aufwerfen der Frage nach dem Ursprung dieses Namens wird nicht wenigen unserer Leser befremdlich erscheinen. Schon in den Tagen ihrer Kindheit hat man ihnen erzählt, wie der Pilote Amerigo Vespucci die erste Beschreibung des neu entdeckten Welttheils geliefert und demselben seinen eigenen Namen gegeben habe. Noch mancher mag sich erinnern, wie er damals nicht wußte, ob er mehr über die Anmaßung Vespucci's oder über die Gedankenlosigkeit seiner Zeitgenossen sich wundern solle, die blindlings nachsprachen und nachschrieben, was ohne jeden Grund ihnen zugemuthet wurde. Vielleicht auch mischte sich in dieses Gefühl zugleich ein Bedauern, daß dem großen bescheidenen Entdecker Christoph Columbus auf solche Weise die Ehre entrissen worden sei, bei der durch ihn zuerst gleichsam aus den Fluten emporgehobenen Neuen Welt Pathe zu stehen.

Ein verwandtes Gefühl mag mit Veranlassung gewesen sein, daß die Frage nach dem Ursprung dieses Namens in unserem Jahrhundert und zumal auch in der neueren Zeit wiederholt zum Gegenstand eingehender Untersuchung gemacht worden ist. Der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, die dabei aufgeboten wurden, die bisher geltende Anschauung umzustoßen, rechtfertigen allein schon das Unterfangen, auf eine Frage zurückzukommen, welche für viele als längst abgemacht gilt [1]. Die in Bälde bevorstehende Centenarfeier der Entdeckung des neuen Erdtheils umgibt dieselbe überdies mit einem besondern Interesse. Der Beifall, welchen die neuen Hypothesen vielerorts gefunden, und der Werth, der namentlich in den Ländern der Neuen Welt ihnen beigelegt wird, machen es doppelt wünschenswerth, über den Stand der Frage nach allen Seiten hin aufgeklärt zu werden.

Die Ansicht, die bisher in Deutschland fast ausschließlich geltend war, hat ihren gelehrtesten und eifrigsten Anwalt gefunden in Alexander von Humboldt, welcher einen sehr beträchtlichen Theil seiner „Kritischen Untersuchungen“ [2] dieser Frage gewidmet und dieselbe später in seinem

---

[1] Sowohl der Amerikanisten-Congreß zu Berlin 1888, wie der zu Paris 1890 hat sich eingehend mit dieser Frage befaßt. Ueber die letztere (VIII.) Versammlung der Amerikanisten vgl. Jahrbuch der Naturwissenschaften 1890—1891. S. 413.

[2] Examen critique de l'histoire de la Géographie, 1839.

„Kosmos“[1] abermals eingehend behandelt und mit neuen Momenten beleuchtet hat. Andere Gelehrte, wie Fr. A. v. Varnhagen[2] und S. Ruge[3], sind ihm in mehreren ihrer Werke mit Entschiedenheit beigetreten; auch der Amerikaner Washington Irving hat dieselbe in seiner Geschichte Amerigo Vespucci's verfochten. Besonderes Verdienst um diese Frage hat überdies der gelehrte französische Geograph d'Avezac durch seine Specialarbeiten sowohl über Vespucci als über Waldseemüller[4].

Amerigo (al. Alberigo) Vespucci war 9. März 1451 aus edler Familie in Florenz geboren und hatte durch den Unterricht seines Oheims, des Dominikaners Giorgio Antonio Vespucci, im Kloster San Maria sich eine tüchtige Ausbildung angeeignet. Der Welthandel lag damals großentheils in den Händen der Italiener, und auch Amerigo führten Handelsaufträge der Familie Medici nach Spanien. Er hatte bereits sein vierzigstes Jahr erreicht, als er zu Sevilla in die Dienste des blühenden florentinischen Handelshauses der Berardi eintrat, in welchem er bald eine angesehene Stellung bekleidete. Um diese Zeit war es, daß Columbus von seiner ersten Entdeckungsreise triumphirend heimkehrte. Vespucci lernte den kühnen Seefahrer persönlich kennen und war ihm bald in Freundschaft verbunden. Auch er wurde vom allgemeinen Enthusiasmus ergriffen, und es scheint, daß er unter dem Eindruck der großen Entdeckung auch selbst begann, seine bedeutenden astronomischen und nautischen Kenntnisse noch zu erweitern. Von April 1497 bis Mai 1498 war er in Sevilla und San Lucar für die Vorbereitung der dritten Reise des Columbus thätig. Im Mai 1499 ging er unter Alonzo de Hojeda zum erstenmal in See, aber in ganz untergeordneter Stellung, wie er selbst betont. Humboldt vermuthet, daß er das Amt eines Astronomen bekleidet habe. Hojeda selbst nennt unter seiner Begleitung Juan de la Cosa und Morigo Vespuche und mehrere andere als „Piloten“. Vermuthlich trennte sich Amerigo in Hispaniola (Haiti) von seinem Führer Hojeda und traf noch zeitig genug in Spanien ein, um sich im December 1499 an der Expedition

[1] Bd. II. S. 489 ff.

[2] Historia geral do Brazil, Rio de Janeiro 1854; Jo. Schoener e P. Apianus, Influencia de um e outro e de varios de seus contemporaneos na adopção do nome America. Vienna 1872.

[3] Zeitalter der Entdeckungen; O. Peschels Geschichte der Erdkunde bis auf A. v. Humboldt und C. Ritter, herausgegeben von Dr. S. Ruge. München 1877.

[4] Voyages d'Améric Vespuce au compte de l'Espagne. Bullet. de la Société de Géogr. Oct. 1858. p. 129 ss.; Martin Hylacomylus Waltzemüller, ses ouvrages et ses collaborateurs . . . par un géographe bibliophile. Paris 1867.

des Vicente Yañez Pinzon betheiligen zu können. Nach seiner Heimkehr in portugiesische Dienste übergetreten, begleitete er 15. Mai 1501 das portugiesische Geschwader, das von König Emmanuel zur näheren Erforschung des von Cabral entdeckten Brasiliens ausgesandt wurde. Auf dieser Fahrt war es, daß er bis zum 52.⁰ südl. Br. vorzudringen vermochte, und er rühmte sich, daß er die „quarta pars mundi“ bei dieser Gelegenheit durchsegelt habe. Er meinte damit den vierten Theil des Meridians, 90⁰, wenn man nämlich von Lissabon, d. h. vom 40.⁰ nördl. Breite an rechnete. Bald sollte man den Ausdruck der quarta pars mundi anders verstehen.

Weniger glücklich war Amerigo's letzte Entdeckungsreise, von welcher er im Juni 1504 nach Lissabon zurückkehrte. Ueberhaupt schien ihm das Glück jetzt untreu geworden. Wie aus einem Briefe des ihm befreundeten Columbus hervorgeht, fand auch er nicht die verdiente Anerkennung und war mit seiner Lage unzufrieden. Er wandte sich daher wieder nach Spanien; am 5. Februar 1505 war er in Sevilla. Nachdem neue Reisepläne nicht zur Ausführung gekommen waren, wurde er am 22. März 1508 zu dem ehrenvollen und wichtigen Amte des Reichspiloten (Piloto mayor) ernannt mit 50 000 Maravedis an jährlichem Gehalt. Er hatte in dieser Stellung die oberste Controle über die Kenntnisse und Fertigkeiten der Piloten. Für die Centralbehörde der oceanischen Unternehmungen in Spanien, die Casa de Contratacion in Sevilla, hatte er eine allgemeine Küstenbeschreibung mit einem Positionsverzeichniß (Padron general) herzustellen. Nach jeder Expedition mußten die Piloten vor ihm und den übrigen Beamten der Casa die neuen Entdeckungen eintragen und die nothwendigen Berichtigungen vornehmen. In dieser ansehnlichen Stellung blieb Amerigo bis zu seinem Tode 22. Februar 1512. Wegen seiner hervorragenden Kenntnisse war er vom spanischen Hofe stets mit Achtung behandelt worden, und auch nach seinem Tode noch wurde von Freund und Feind seine Tüchtigkeit anerkannt. Namentlich sein Nachfolger im Amte, der berühmte Sebastian Cabot, der 1512 aus englischen in spanische Dienste trat, zollte ihm die ehrenvollste Anerkennung. Auch Ramusio, der feurige Vertheidiger der Ehre Christoph Columbus', verweilt in dem großen Werke seines Lebens[1] nicht weniger als fünfmal mit Wohlgefallen bei der „seltenen Intelligenz des ausgezeichneten und genialen Florentiners Signor Amerigo Vespuccio“.

---

[1] Vgl. Revue des Questions Historiques. I, 250.

Hatte für den Ruhm bei der Nachwelt Columbus die Priorität der Entdeckung voraus, so befand er sich gegenüber Amerigo Vespucci in anderer Hinsicht im Nachtheil. War es Bescheidenheit, war es Charakteranlage oder Berechnung, Columbus hüllte sich in Dunkel und Schweigen. Die brieflichen Berichte, die er nothwendig geben mußte, enthielten nichts, was geeignet war, die Phantasie besonders anzuregen. Der Ton war bescheiden; es war nur die Rede von Inseln, die man in Indien neu gefunden habe. Ueberdies waren dieser Berichte nur wenige; in mehreren Schreiben rügt die Königin Isabella die Kargheit seiner Mittheilungen. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts waren nur zwei seiner Briefe im Druck veröffentlicht worden, von denen der zweite recht bezeichnend den Namen der „Lettera rarissima“ trägt. Zwar wurden Uebersetzungen in den verschiedenen Ländern verbreitet [1]; allein die Beachtung, die man, namentlich in Deutschland, ihnen schenkte, war eine verhältnißmäßig geringe. Sebastian Brant spricht z. B. in seinem „Narrenschiff“ 1494 auch von den neuerdings durch die Spanier und Portugiesen entdeckten „Goldinseln“; allein den Namen des Columbus kennt er nicht. Die neuen großartigen Entdeckungen, die bald Schlag auf Schlag sich folgten, dämpften noch mehr den Eindruck von Columbus' großer That; die Entdeckungen der Portugiesen mit den unmittelbaren und praktischen Vortheilen, welche der neue Seeweg nach Indien bot, stellten sie vollends in Schatten. Schon in den letzten Jahren seines Lebens war Columbus ein vergessener Mann; sein Tod wurde kaum beachtet und war noch Jahre lang nachher im Auslande unbekannt.

Ganz anders war es mit Amerigo, der mit seinen übrigen großen Gaben die der Mittheilsamkeit besaß und es liebte, die Erfahrungen und Erlebnisse seiner Reisen in seiner zierlichen Sprache Freunden und Gönnern zu schildern. Schon über seine ersten Reisen hatte er in mehreren Briefen an Lorenzo di Pier Francesco de' Medici in Florenz Bericht erstattet. Ueberdies arbeitete er an einem zusammenhängenden Werke, das seine sämmtlichen Reisen umfassen sollte, „juxta ingenioli mei tenuitatem“, wie er schreibt, um sich bei der Nachwelt ein Andenken zu gründen. Allein dieses Werk, das er zum Druck bestimmt hatte, ist niemals ans

---

[1] Vom ersten Brief des Columbus zählt man vier römische Ausgaben, drei Pariser und eine Antwerpener; in Basel wurde, wahrscheinlich 1494, eine schöne, illustrirte Ausgabe veranstaltet, in Straßburg erschien 1497 eine deutsche Uebersetzung. Ruelens, La première relation de Ch. Colomb, Bull. de la Soc. belge de Géogr. 1884. p. 676.

Licht getreten und schlummert vielleicht noch in einem der Archive oder Bibliotheken Spaniens. Indessen hatte Amerigo zu sehr das Bedürfniß der Mittheilung, um nicht im voraus auszugsweise seinen Freunden die Hauptsachen zu erzählen. Sein Brief an den Gonfaloniere Piero Soderini in Florenz, und ein anderer, den er an den König von Spanien sandte, sind die einzigen, die von mehreren uns erhalten sind. Sie lassen erkennen, daß sie von ihrem Verfasser nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren, da er sonst einzelne Bemerkungen sicher unterdrückt hätte.

Ganz ohne sein Zuthun, und, wie es scheint, selbst ohne sein Wissen, gelangte zuerst sein Brief an Medici über die ergebnißreichste seiner Reisen (die von 1501—1502) in den Druck [1]. Dieser Brief, eine farbenreiche Schilderung der Tropenzone, war nicht wie der des Columbus für Spanien allein, sondern er schien für die ganze Welt geschrieben. Er war geeignet, in den geographischen Anschauungen der damaligen Gesellschaft eine vollständige Umwälzung hervorzurufen. Noch immer herrschte bis dahin die von den Alten überkommene Vorstellung [2], als seien die Länder am Aequator nicht bewohnbar, ja als sei selbst eine Verbindung zwischen der gemäßigten Zone des Nordens und der des Südens durch die Atmosphäre der Tropenzone zur Unmöglichkeit gemacht. Fast noch weniger vermochte man sich die Existenz von Gegenfüßlern, von solchen, die auf der andern Seite der Weltkugel wohnen sollten, glaubhaft zu machen. Albert der Große, dessen Adlerblick auch in so manchen anderen Fragen der Erkenntniß seiner Zeitgenossen weit vorausgeeilt war, ist vielleicht der einzige Gelehrte von Bedeutung während des Mittelalters, der seine Ansicht dahin aussprach [3], daß auch die südliche Erdhälfte, und sogar die heiße Zone, für Menschen bewohnbar sei, vorausgesetzt, daß diese sich während der stärksten Hitze in Höhlen und Schluchten geschützt hielten. Dagegen berief man sich für die gegentheilige Ansicht auf Augustinus und Lactantius, mehr noch aber auf die Heilige Schrift. Noch jetzt bewahrt die Bibliothèque Mazarine in Paris ein geographisches Werkchen des Zacharias Lilius, das 1515, also drei Jahre nach Vespucci's Tod, 23 nach Columbus' erster Entdeckungsreise, zu Paris geschrieben ist.

---

[1] Bei Lambert in Paris (1503), mit der Aufschrift: Albericus Vespuccius Laurentii petri francisci de Medicis s. p. d. Die lateinische Uebersetzung war allem Anscheine nach gefertigt durch den damals in Paris weilenden Dominikaner Bart. del Giocondo aus Verona.

[2] Vgl. Revue de Géogr. XVI, 1. Crozals, Un préjugé géographique, la zone torride, citirt bei L. Gallois, Les Géographes Allemands de la Renaissance, p. 137.

[3] De natura locorum I, 6.

Darin heißt es unter anderem: „Zwischen der heißen Zone und den arktischen Zonen sind nur zwei Zonen bewohnbar. Ob unter diesen diejenige, welche der unserigen entgegengesetzt ist, wirklich bewohnt wird? Macrobius behauptet es, aber man hat es nie gewußt und wird es niemals wissen. Denn die heiße Zone, die dazwischen liegt, verhindert jeden Verkehr zwischen den Menschen auf der einen und der andern. Die obere Zone allein also ist wirklich bewohnt, d. h. diejenige, welche zwischen dem Nordpol und der Aequatorialzone liegt.“ Ein deutscher Gelehrter, Johann Stöffler [1], Professor der Mathematik und Geographie in Tübingen, muß sich auch später noch (1518) große Mühe geben, mit ausführlichem Apparat gegen diese fest eingewurzelten Anschauungen anzukämpfen.

Wie ein Blitz in dieses Dunkel hinein trafen Vespucci's Mittheilungen. „Die größere Anzahl der Alten sagt,“ so schreibt er triumphirend, „daß jenseits der Nachtgleiche-Linie nach Süden hin es nichts als Meer gäbe, welches sie das Atlantische nennen. Und die, welche sagten, daß es dort festes Land gäbe, läugneten, daß es bewohnt werden könne. Aber diese meine letzte Seereise hat sehr wohl bewiesen, daß diese Behauptung falsch ist. Denn ich habe diesen Continent mehr bewohnt gefunden, nicht nur von Menschen, sondern auch von Thieren, als den von Europa oder den von Asien und Afrika.“

Es begreift sich, daß der Brief ungeheures Aufsehen hervorrief, zumal es die erste ausführliche Beschreibung der neu entdeckten Länder war, die in weiteren Kreisen bekannt wurde. Fast zur selben Zeit erschienen gerade auch die ersten Seekarten, welche die neu entdeckten Länder zur Darstellung brachten. Wie es scheint, wurde der Brief zuerst in Italien gedruckt, dann erst in Paris, Augsburg 1504, Straßburg 1505, Leipzig 1506. Man zählt 14 lateinische Auflagen; der Brief erscheint unter dem (auch von Amerigo selbst gebrauchten) Titel Mundus novus. Nur die von Ringmann besorgte Straßburger Ausgabe trägt die effectvollere Aufschrift De ora antarctica per regem Portugalliae pridem inventa. Zugleich weist Ringmann hin auf die epochemachende Bedeutung von Amerigo's Entdeckung und preist seinen hohen Geist, seine Kenntnisse und wahrheitsgetreuen Schilderungen. Auch in andere Sprachen wurde der Brief übersetzt; zehn deutsche Ausgaben sollen noch jetzt bekannt sein. Es mochte zu dieser raschen Verbreitung der Umstand beitragen, daß die

---

[1] Commentarius in Procli Sphaeram. Tubing. 1534; es ist der Lehrcursus, den er 1518 in Tübingen vorgetragen.

Schilderungen der Wunder der Neuen Welt keineswegs in trockener Gelehrtensprache eingedörrt, sondern durch lebendige, oft drastische Darstellung das Interesse des großen Publikums herausforderten [1].

Der Antheil, den man in den italienischen Staaten an den großen Entdeckungen nahm, war ohnehin ein sehr reger, da man hier ihrem Ausgangspunkte wie ihrer Interessensphäre näher stand und mehrere der hervorragendsten unter den kühnen Entdeckern dem italienischen Boden entstammten. Schon 1504 wurde in Venedig eine ganze Sammlung von Reiseberichten gedruckt, in die jedoch Vespucci's Briefe noch nicht mit aufgenommen waren. In Portugal war Valentin Fernandez 1502 mit einem ähnlichen Werke vorangegangen, 1503 war dasselbe auch in spanischer Uebersetzung erschienen. Aber drei Jahre später folgte zu Vicenza eine neue, von Alessandro Zorzi veranstaltete Sammlung, und hier traten Vespucci's Reiseberichte um so mehr hervor, da schon in der Aufschrift ihm die Entdeckung einer „Neuen Welt“ zugeschrieben war [2]. Schon im folgenden Jahr erschien zu Mailand die lateinische Uebersetzung [3], die deutsche in Nürnberg von Jobst Ruchamer [4] und bald auch eine französische zu Paris, von der in den nächsten Jahren eine Auflage der andern folgte. So war um dieselbe Zeit, da Columbus in völliger Vergessenheit gestorben war, Amerigo Vespucci als Entdecker der Neuen Welt ein weltberühmter Mann geworden.

Eben jetzt arbeitete in dem lothringischen Städtchen St. Dié der gelehrte Martin Waldseemüller an einer neuen, mit Zuthaten versehenen Ausgabe des Ptolemäus. Denn der alte alexandrinische Mathematiker war noch immer die Hauptfundgrube für das geographische Wissen jener

[1] Die Beschreibungen Vespucci's sollen es gewesen sein, welche damals seinen Landsmann, den Sagrista an der Laurentianischen Basilika in Florenz, Francesco Albertini, begeistert haben, sein Werkchen De mirabilibus novae et veteris Urbis Romae abzufassen, eine Beschreibung der damaligen Stadt Rom, die noch heute ihren eigenthümlichen Werth besitzt. Sie ist Julius II. gewidmet; der erste zuverlässig nachweisbare Druck gehört 1510 an, später hat sie noch zahlreiche Neuauflagen erlebt.

[2] Mondo Novo e paesi nuovamente retrovati da Alberico Vespuzio Fiorentino 1507.

[3] Itinerarium Portugallensium ex Ulisibona in Indiam necnon in Occidentem et Septentrionem.

[4] Newe unbekanthe Landte und eine newe Weldte in kurtz verganger Zeyth erfunden. Nüremberg 1508. Diese Uebersetzung ist von besonderem Interesse wegen des sehr weitgehenden Bestrebens der Sprachreinigung. Christoph Colomb wird übersetzt mit „Christoffel Dawber“ (Taube = colombe); admirante del mar mit „ein wunderer des meres“; Alonso Nino mit „Alonsus Schwartzwe“; Lorenzo di Pier Francesco de' Medici mit „Laurentius Petri artzte zu Florentia“.

Zeit, und in den zahllosen Auflagen, die er in den verschiedenen Ländern erfuhr, begnügte man sich damit, das inzwischen neu Entdeckte, die „regiones extra Ptolemaeum“, als Anhang beizufügen. Waldseemüller, oder, wie er nach der Sitte jener Zeit seinen Namen gräcisirt hatte, Hylacomylus, war aus Freiburg im Breisgau gebürtig; seine Arbeiten selbst, wie seine freundschaftlichen Beziehungen zu sehr angesehenen Gelehrten, so zu dem Karthäuserprior Gregor Reisch, zu Ringmann (Philesius), dem gelehrten Kosmographen in Straßburg, und zu Laurentius Phrisius in Metz, bekunden ihn als einen Mann von geistiger Bedeutung [1]. Einen großmüthigen Mäcen hatte er gefunden an seinem Landesherrn Renatus II. von Lothringen.

Dem Hauptwerke sandte Hylacomylus 1507 einen einleitenden Theil [2] voraus, der in 9 Kapitel getheilt war und überdies die Reisebeschreibungen Amerigo's in sich schloß. Der Titel lautete: Cosmographiae introductio cum quibusdam geometriae ac astronomiae principiis ad eam rem necessariis. Insuper quatuor Americi Vespucii navigationes. Schon im Laufe des Werkes selbst nimmt Hylacomylus wiederholt Veranlassung, auf die Bedeutsamkeit von Amerigo's Mittheilungen hinzuweisen und die Folgerungen daraus für unsere Kenntniß von der Erde zu ziehen. „Die Tropenzone ist also bewohnbar und wirklich bewohnt,“ hebt er hervor, „da der Goldchersones, Taprobane, viele Menschen birgt, ebenso wie das ungeheure Ländergebiet, das, bis jetzt immer unbekannt, vor kurzem durch Amerigo Vespucci entdeckt wurde.“ Welchen Werth Hylacomylus den Berichten Amerigo's beilegte, erhellt schon aus den Distichen, die er aus der Feder seines Freundes Philesius denselben vorausschickte. Der Dichter wünscht für Amerigo einen Virgil, der seine kühnen Fahrten gleich denen des Aeneas besänge. Auch Hylacomylus selbst will zur Verherrlichung des großen Seefahrers etwas beitragen. Im 7. Kapitel versucht er den sieben von Ptolemäus auf der nördlichen Hemisphäre beschriebenen Klimaten sechs entsprechende auf der süd-

---

[1] Knöpfler-Rohrbacher (XXIII) S. 41 nennt ihn Professor des Gymnasiums zu St. Dié, Humboldt, wohl irrthümlich, den Vorsteher einer Druckerei, Wiesener „un savant libraire“. Das „Gymnasium“ von St. Dié war thatsächlich nur eine „literarische Gesellschaft“, wie deren seit Celtes zahlreiche in Deutschland bestanden, aber allerdings stand derselben eine Druckpresse zur Verfügung. Außer Waldseemüller werden besonders die Geistlichen Gauthier Lud und Jo. Basinus Sandacurius als Mitglieder genannt.

[2] Universalis Cosmographiae descriptio tam in solido quam plano eis etiam insertis quae Ptolemaeo ignota, a nuperis reperta sunt.

lichen entgegenzustellen, die er ähnlich wie Ptolemäus nach den wichtigsten geographischen Punkten benennt. An sechster Stelle werden Zanzibar, Sumatra, Ceylon genannt „mit dem vierten Erdtheile (et quarta orbis pars), welchen man, da Americus ihn gefunden hat, wohl nach dem Entdecker ‚Amerige', d. h. das Land des Americus, oder America nennen kann". Auch im 9. Kapitel kommt er nochmals auf diesen Gedanken zurück, wo er schreibt: „Jetzt aber sind sowohl diese Theile (der Erde) des weitern aufgehellt, und ein anderer, vierter Erdtheil (alia quarta pars) ist, wie im folgenden geschildert werden wird, durch Amerigo Vespucci entdeckt worden, und ich sehe nicht ein, was im Wege stehe, denselben von seinem Entdecker Americus, einem Mann von ganz genialem Geiste, ‚Amerige', d. h. Land des Americus, oder America zu nennen, da ja auch Europa und Asien von Weibern ihren Namen erhalten haben."

Das Werk des Hylacomylus fand ungeheuern Anklang. Der ersten Auflage vom Mai 1507 folgte schon im September eine zweite. Da es anonym erschienen war, gefielen nicht wenige Gelehrte sich darin, den Ruhm der Autorschaft sich zuschreiben zu lassen. Hylacomylus konnte 1509 an seinen Freund Philesius schreiben, „mit Glanz und Glorie" habe sich seine Kosmographie „über die ganze Welt verbreitet" [1]. Er beeilte sich denn auch, der dritten Auflage, die 1509 bei Joh. Grieninger in Straßburg erschien, seinen Namen vorzusetzen. Auch in der Folge erlebte das Werk in Deutschland noch zahlreiche Auflagen. Zu gleicher Zeit mit der Introductio ließ Hylacomylus zwei Weltkarten erscheinen, auf welche sowohl im Titel wie im Text ausdrücklich hingewiesen wird. Die eine stellte die sämmtlichen Welttheile in der Ebene, die andere auf dem Globus dar. Die erstere ist verloren, die andere aber, wie Gallois in seinem hochinteressanten Werke über die deutschen Geographen der Renaissance [2] nachweist, wenigstens in einem Exemplar zu Wien in der fürstlich

---

[1] „Die Ausgabe Waldseemüllers erfreute sich einer ungeheuren Popularität in Deutschland, wozu wohl, abgesehen von dem Reiz der Neuheit, auch der etwas schlüpfrige Ton beitrug, indem Vespucci die Eingeborenen Südamerika's ohne Schonung bis auf ihre thierischen Verrichtungen beschreibt." Knöpfler-Rohrbacher S. 41.

[2] Les Géographes Allemands de la Renaissance. Paris 1890. p. 48. D'Avezac hatte schon 1872 (Bullet. de la Société de Géogr. Paris. p. 16) auf diese Karte aufmerksam gemacht und ihr Entstehen dem Jahre 1509 zugewiesen. Eine in allem Wesentlichen identische Weltkarte findet sich in einer zu Lyon durch L. Boulengier bei Jean de la Place veranstalteten Ausgabe von Waldseemüllers Introductio. Die Ausgabe ist leider ohne Datum, bietet aber trotzdem eine starke Bekräftigung für Gallois' Beweise.

Liechtenstein'schen Sammlung noch erhalten. Wie Hylacomylus selbst sagt, ist sie gezeichnet nach den Angaben Vespucci's. Für lange Zeit hat dieses Werk des Gelehrten von St. Dié den Grundtypus für die in Deutschland erscheinenden Weltkarten abgegeben [1]. Diese Karte des Hylacomylus ist es auch ohne Zweifel, von der Trithemius am 12. August 1507 von Würzburg aus schreibt, daß er dieselbe um billiges Geld von Straßburg her erworben habe, „ein in der Ebene ausgebreiteter Erdglobus mit den kürzlich von dem Spanier Amerigo Vespucci entdeckten Inseln und Ländern“. Vom Norden des neuen Continents ist auf dieser Karte nur wenig sichtbar, der Süden aber erscheint schon in stattlicher Ausdehnung und trägt in großen Lettern den Namen „America“.

Waldseemüllers Beispiel und Vorschlag in Bezug auf die Benennung des neuen Landes fand bereitwillige Aufnahme. Nicht nur daß der Geograph Joachim Vadianus (von Watt, Professor und zeitweise auch Rector an der Wiener Universität, später Bürgermeister von St. Gallen) in einem bald nachher veröffentlichten Briefe aus Wien an den Humanisten Rudolf Agricola die Wahl des Namens belobte, derselbe ging auch alsbald in die Praxis über. In einem kleinen geographischen Werke, das 1509 unter dem Titel Globus mundi aus der Grieninger'schen Presse in Straßburg hervorging, wird der Name „America“ bereits als eine ausgemachte Sache behandelt. Die ganze Erde wird verglichen mit der Structur einer menschlichen Gestalt: der Orient ist gleichsam der Kopf, „die Füße sind der Westen und America, das vor kurzem entdeckt wurde, die quarta pars mundi ...“ Gestützt auf die Entdeckungen Vespucci's, gibt sich der Autor des Globus mundi alle Mühe, es jedermann begreiflich zu machen, daß es wirklich Gegenfüßler gebe, deren Füße gegen die unserigen gekehrt seien, und daß auf allen Theilen der Weltkugel menschliche Wesen existiren könnten. Merkwürdigerweise trägt jedoch auf der dem Werkchen beigegebenen Titelvignette die quarta pars mundi, „jene Insel, weit größer als ganz Europa, deren Küsten sich gegen Westen hin, Europa und Afrika gegenüber entfalten“, noch nicht den vorgeschlagenen Namen, sondern wird einfach bezeichnet als „Newe Welt“. Vermuthlich war die Vignette für die in demselben Jahre erschienene deutsche Ausgabe „Der Welt Kugel 2c.“ eigens gefertigt.

Auch außerhalb Deutschlands hatte der Name bereits Anklang gefunden. Dem 1512 zu Krakau gedruckten geographischen Werke des Johann Stobnicza war unter anderem eine Weltkarte beigegeben, welche

[1] Gallois l. c. 101.

derjenigen Waldseemüllers nachgebildet war. Der neue Continent trug darauf gleichfalls den Namen „America“. Ueberdies war der ganze Passus über diese Benennung wörtlich aus Waldseemüllers Introductio abgedruckt. Ein anonymes englisches Theaterstück vom Jahre 1511 (a new interlude) enthält bereits die Verse [1]:

> Das neue Land, erst jüngst entdeckt auf Reisen,
> America ward es geheißen,
> Weil Americus erst es fand.

Des Hylacomylus geplante Ptolemäus-Ausgabe hatte unterdessen durch den Tod Renatus' II. im Jahre 1508 ihren wirksamsten Förderer verloren. Als 1513 endlich ein neuer Ptolemäus in Straßburg erschien [2], besorgt von Philesius, Hylacomylus und ihren Freunden, wurde weder Hylacomylus in dem Werke genannt, noch trug eine der Karten den von ihm in Vorschlag gebrachten Namen. Es findet sich allerdings eine Karte der neu entdeckten Länder, allein sie trägt — fast wie zu einem nachdrücklichen Dementi — die Unterschrift: Haec terra cum adjacentibus insulis inventa est per Columbum Januensem ex mandato regis Castellae (Dieses Land mit den umliegenden Inseln ist entdeckt worden durch den Genuesen Columbus auf einer im Auftrag des Königs von Castilien unternommenen Reise). Es scheint, daß Waldseemüller seither von des Columbus Entdeckungsfahrten gehört hatte und seinen Irrthum gut machen wollte. Auch sein Freund Gregor Reisch, welcher der Ausgabe seiner Margarita Philosophica von 1515 eine nach Waldseemüllers Vorlage gefertigte Weltkarte beigegeben hatte, vermeidet darauf den Namen Amerika und bezeichnet den Norden des neuen Continents mit Zoana Mela [3], den Süden mit Paria seu Prisilia. Allein der Irrthum war

---

[1] Harrisse, Bibl. amer. vetust. p. 50:

> But this newe lands founde lately
> Ben callyd America by cause only
> Americus dyd furst them fynde.

[2] Die Ausgabe hatte ungeheuren Erfolg; nicht nur in Straßburg wurde sie wiederholt neu aufgelegt, sondern auch in Lyon und Vienne (Dauphiné) kam sie fast unverändert zum Abdruck. Ueber 25 Jahre lang, bis zur neuen Baseler Ptolemäus-Ausgabe des Seb. Münster, blieb sie maßgebend für das geographische Wissen der Zeit.

[3] Dieser Name entstammt einem groben Irrthum in der von Ruchamer gefertigten Uebersetzung der Vicentiner Sammlung von Reisebeschreibungen. Zoana ist die Corruption von „Johanna“, welchen Namen Columbus der Insel Cuba beigelegt hatte; me la waren die zwei in dem Berichte unmittelbar auf Zoana folgenden italienischen Wörtchen (ma la). Paria ist die jetzt zu Venezuela gehörige schmale Halbinsel des amerikanischen Festlandes, die Trinidad gegenüber liegt: der

nicht mehr gut zu machen: der neue Name hatte bereits seinen Lauf durch die Welt genommen.

Um eben jene Zeit verbreiteten sich über ganz Deutschland die Zeichnungen und geographischen Schriften des unterfränkischen Astronomen Joh. Schöner. Gallois verzeichnet nicht weniger als sechs verschiedene Typen von Weltkugel-Darstellungen, von denen einzelne Exemplare sich erhalten haben, und die er alle glaubt Schöner zuschreiben zu sollen. Zwei derselben gehören der Entstehungszeit nach vor 1515, die anderen vertheilen sich auf die Zeit von 1515 bis 1533 und veranschaulichen den Entwicklungsgang, welchen in diesen Jahren Schöners geographische Erkenntniß genommen hat. Alle, mit Ausnahme der beiden letzten, erscheinen abhängig von den Karten Waldseemüllers; alle geben dem neuen Continent den Namen „America"; das in der Pariser Nationalbibliothek erhaltene Exemplar (vor 1515) verzeichnet diesen Namen sogar an fünf Stellen. In der Mitte des südlichen Continents steht noch überdies der Zusatz: America ab inventore nuncupata [1]. Auf der Globuszeichnung von 1520 heißt die brasilische Küste südlich vom Cap Augustin America vel Brasilia sive Papagelli terra. In seinem 1515 veröffentlichten Werke Luculentissima descriptio terrae hat Schöner nicht nur Vespucci's dritten (d. h. den zuerst gedruckten) Brief sehr stark benutzt, sondern nennt Amerigo auch ausdrücklich als den Entdecker des neuen Erdtheils [2]. In seinen Werken von 1523 und 1533 dagegen, denen er ganz neue Seekarten zu Grunde legen konnte, hat er an Amerigo manches zu tadeln. Er schreibt z. B.: „Amerigo Vespucci, der von Spanien aus gegen den Orient fuhr und die Küsten des obern Indien entdeckte, glaubte, dieses Land sei eine Insel, und man hat dieselbe nach seinem Namen benannt. Aber andere neuere Hydrographen haben erkannt, daß dieselbe nur ein Theil des asiatischen Festlandes sei, denn sie konnten so

---

erste Theil des amerikanischen Festlandes, der von Columbus entdeckt wurde (auf seiner dritten Reise 1498). Den Namen scheint Columbus schon vorgefunden zu haben; er bezeichnete in der Sprache der Eingeborenen die Bogen, deren sie sich bedienten, und die harte Holzart, aus der sie dieselben fertigten, welche auf dieser Halbinsel vorzüglich gefunden wurde. Vespucci erwähnt diesen Namen in seinem ersten Briefe ganz im richtigen Sinne. Aber durch ein grobes Mißverstehen seiner Worte wurde derselbe in Deutschland namentlich von Joh. Schöner auf den Norden Amerika's bezogen. Auf mehreren der ältesten Karten findet sich daher Nordamerika mit diesem Namen bezeichnet. Reisch hatte in dieser Beziehung das Richtigere getroffen.

[1] Die Zeichnung vgl. Gallois l. c. Planche IV.

[2] Knöpfler-Rohrbacher S. 41.

bis zu den Molukken vordringen, Inseln, die zum obern Indien gehören.“ [1] Die neuen Karten hatten den Geographen etwas irre gemacht, und er war inzwischen mit den Entdeckungen des Columbus bekannt geworden.

In der mit den Scholien des Joachim Vadianus (von Watt) versehenen Wiener Ausgabe des Pomponius Mela von 1518 wurde Amerigo noch einfachhin als der Entdecker des neuen Welttheils gefeiert, und auch Pedro Margalho, damals in den Diensten Johanns III. von Portugal, verzeichnete in seinem Werke Physices compendium 1520 die neu entdeckten Länder mit dem Namen „America“. Im gleichen Jahre erschien die Weltkarte des Peter Bienewitz (Apianus), auf welcher die brasilische Küste als „America“ bezeichnet war. Die Karte bildete die Anlage zu der durch den Conventualen J. Camers (J. Ricutius von Camerino) besorgten Ausgabe des Julius Solinus [2]. Dieses Werk des Apianus hat dadurch Weltberühmtheit erlangt, daß man es bis in die neueste Zeit hinein für die erste Karte hielt, welche der neuen Welt den Namen Amerigo's gegeben und dieser Nomenclatur Eingang und Dauer verschafft habe. Jetzt kennt man noch eine andere kleine Weltkarte des Apianus [3], die gleichfalls Amerigo als Entdecker des neuen Welttheils bezeichnet; man weiß aber auch, daß Apianus in dieser Frage keineswegs den entscheidenden Einfluß geübt hat. Zwei Jahre nach der Karte des Apianus (1522) erschien zu Straßburg die von Laurentius Phrisius besorgte Neuausgabe des Ptolemäus. Hylacomylus war inzwischen gestorben, aber die von seiner Hand gezeichneten Karten nahm sein Freund Phrisius auch jetzt wieder in die Ptolemäus-Ausgabe auf. Auch hier fand sich, wie in dem Ptolemäus von 1513, die Tabula terrae novae, welche den Columbus als den Entdecker des neuen Erdtheiles nennt; gleich hinter derselben aber folgt eine neue, grob gearbeitete Weltkarte, und diese zeigt auf dem brasilischen Festlande den Namen „America“. Den Commentar zu diesem Namen liefern die von Thomas Aucuperius verfaßten einleitenden Bemerkungen, in denen es heißt:

„Von ihnen (den Entdeckern) allen verdient vorzüglich und mit außergewöhnlicher Ehre gefeiert zu werden jener Amerigo Vespucci der Neuen Welt, die man auch die quarta pars mundi nennt, und anderer

---

[1] Opusc. geogr. P. II. c. 1, bei Gallois p. 92.

[2] Joannis Camertis Minoritani, Artium et s. Theologiae Doctoris, in C. Julii Solini Πολυίστωρα Enarrationes . . . anno nat. 1520. Viennae Austriae per Jo. Singrenium, impensis honesti Lucae Alantse, civis et Bibliopolae Viennensis f.

[3] Gallois l. c. 100.

benachbarter, bisher unbekannter Inseln ausgezeichneter und berühmter Entdecker, Erforscher und erster Besucher."

Der Name „Amerika" war also, in Deutschland wenigstens, eingebürgert. Bei der Baseler Ausgabe des Pomponius Mela durch Joachim Vadianus (1522) wurde auch die Karte des Apianus neu abgedruckt mit der Bezeichnung America provincia für das brasilianische Festland. Jedoch besagt dabei die Inschrift, daß Columbus dieselbe entdeckt habe, während die Jahreszahl 1497, die beigefügt wird, deutlich auf die irrthümliche Angabe der Briefe Amerigo's hinweist. Auch in Willibald Pirkheimers Atlas, der 1525 in Straßburg erschien, figurirt wieder die Karte des Phrisius (aus dem Ptolemäus 1513) mit dem Namen „America".

Durch den wachsenden Ruhm Amerigo's wurde Columbus immer mehr in Schatten gestellt. In der von Simon Grynäus 1532 zu Basel herausgegebenen Sammlung von Reisebeschreibungen findet sich nur die erste des Columbus, dagegen alle vier Berichte des Vespucci. In dem von dem berühmten Geographen Sebastian Münster verfaßten, einleitenden Aufsatz zu dieser Sammlung heißt es: „Es wurde in unseren Tagen im Ocean des Westens durch Alberigo Vespucci und Christoph Columbus sozusagen eine neue Welt oder, wie man richtig sagen kann, der vierte Erdtheil (quarta pars orbis) entdeckt, so daß die Erde nicht mehr drei, sondern vier Welttheile umfaßt. Denn diese Inseln Indiens übertreffen Europa an Größe, besonders jene, die von Amerigo, welcher sie entdeckt hat, den Namen America erhielt." Dieselbe Auffassung, die Münster hier in einem Werke niederlegte, das schon im gleichen Jahre seine zweite Auflage und noch in den folgenden Jahren deren mehrere erlebte, tritt auch später in seiner berühmten, 1543 zuerst in Basel gedruckten Kosmographie hervor. Die neu entdeckten Länder des westlichen Oceans waren Inseln, die an Bedeutung sich ungefähr die Wage hielten; als die größte und wichtigste unter ihnen aber erschien das von Amerigo entdeckte Brasilien. „Was soll ich sagen von diesen großen Inseln," schreibt Münster in seiner Kosmographie, „von America (d. h. Brasilien), Paria (der von Columbus 1498 entdeckte Theil des Festlandes), Cuba, Hispaniola und Yukatan?" Die der Cosmographia beigegebene Weltkarte gibt dem südlichen Theil des Continents die Inschrift: America seu insula Brasilij; auf der Specialkarte heißt derselbe „Atlantische Insel, die man Bresil nennt oder America" [1].

[1] Nicol. Cop. De Revolutionibus orbium coelestium libri sex 1543. p. 2.

Ganz so war die Auffassung des großen Nic. Copernicus. Wo er seine Ansicht über das centrum gravitatis des Festlandes begründen will[1], fügt er hinzu: „Dies wird noch klarer, wenn man die Inseln hinzunimmt, die in unseren Tagen unter der Regierung der spanischen und portugiesischen Könige neu entdeckt wurden, und insbesondere America, das von seinem Entdecker, einem Befehlshaber der Flotte, so genannt ist und welches man ob seiner bisher noch nicht ermeßbaren Ausdehnung gleichsam als eine neue Welt betrachtet."

Schöner war zuerst 1523 zu der Erkenntniß gekommen, daß die neu entdeckten Länder der Hauptmasse nach nicht eine Gruppe von Inseln, sondern einen einzigen großen Continent bildeten. Doch durch den neuen Irrthum von 1533, infolge dessen er diesen Continent mit dem Festland des östlichen Asiens identificirte, wurde diese Erkenntniß ihres Werthes beraubt. Noch auf den Karten Seb. Münsters erscheinen der Norden und der Süden des Continents als Inseln, durch eine ziemlich breite Wasserstraße getrennt. Der Wahrheit etwas näher kommt schon die Neuausgabe der Kosmographie des P. Apian und G. Frisius von 1584, wenn nicht schon die von 1550, indem sie schreibt: „America hat seinen Namen von Amerigo Vespucci, der es entdeckt hat. Andere nennen es Bresil. Ob es ein Festland oder eine Insel sei, ist noch nicht ausgemacht." Es wurde indes immer klarer, daß es sich nicht um mittelgroße Inseln, sondern um ein wirkliches Festland handle, und es war nicht mehr als natürlich, daß der einmal eingebürgerte Name auch dem Festlande verblieb. Der berühmte Antwerpener Kartograph Abraham Ortelius (aus einer alten Augsburger Familie Oertel) soll der erste gewesen sein, der im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts in seinem oft aufgelegten großen Atlas den ganzen neuen Continent mit dem Namen „America" bezeichnete. Da er indes mehr Sammler und kundiger Auswähler bereits vorhandener Karten, als selbständiger Zeichner war, so läßt sich bezweifeln, ob in dieser Richtung von ihm gerade eine Initiative ausgegangen sei[2]. Auch in dem Atlas des Gerardus Mercator, den bald nach dem Tode dieses gefeierten Kartographen († 1595) Jodocus Hondius in verschiedenen Auflagen und Formaten herausgab, wird Nordamerika und Südamerika unterschieden und der ganze Continent einfach als „America" bezeichnet. Die

---

[1] Revue des Quest. Hist. I, 239; die Weltkarte bei Gallois l. c. Planche VI.

[2] Es darf nicht vergessen werden, daß schon Joh. Schöner auf einer seiner älteren Karten sowohl den Norden als den Süden des Continents mit „America" bezeichnet hat.

im Atlas minor [1] beigefügte Erklärung des Peter Montanus (Verwandter und Mitarbeiter des Hondius) lautet sehr genau: „Als dieser vierte Welttheil, den die Alten noch nicht kannten, durch Christoph Columbus entdeckt worden war, nannte man ihn ‚Indien' oder auch wegen seiner ungeheuren Ausdehnung die ‚Neue Welt'... Er wird auch America genannt von dem Florentiner Amerigo Vespucci, der zuerst nach Columbus von Osten her den Theil dieses Continents entdeckte, welcher jenseits des Aequators liegt, und welcher Paria und Brasilien in sich faßt." Noch einmal auf des Columbus große That von 1492 zurückkommend, fährt er fort: „Nach ihm versuchte unter den Auspicien des Königs von Portugal Amerigo Vespucci das Gleiche und erntete als Siegespreis für seine That, daß diese ganze Ländermasse von seinem Namen, wie wir bereits bemerkt haben, die Benennung ‚America' erhielt." Weniger klar scheint man über den Stand der Frage an manchen Orten Deutschlands unterrichtet gewesen zu sein. In einem Werke des in Köln ansässigen Geographen und Kupferstechers Matthias Quadus aus Kinkelbach, das 1608 aus der Officin des Joh. Buxenmacher in Köln hervorging [2], finden sich zwei Karten des neuen Welttheils, auf welchen nur der nördlichen Hälfte des Continents der Name „America" gegeben wird. Die Karte der Südhälfte mit dem Datum 1598 trägt die Aufschrift „Peruvia, d. i. Südhälfte der Neuen Welt, von ihrem größten Reiche im Westen so benannt". Die Karte der Nordhälfte aber, die ohne Datum ist, wird mit stark hervortretender Unterschrift bezeichnet als: „Der neuen Welt nördlicher Theil, das ist (scilicet) America". Nachdem die dazu gehörigen Länder aufgezählt, heißt es weiter: „America oder Neu-Indien wurde zuerst im Jahre 1492 von dem Genuesen Christoph Columbus im Dienste des Königs von Castilien entdeckt. Seinen Namen aber erhielt es von dem Florentiner Amerigo Vespucci, der schon auf der ersten Reise mit Columbus ausgesendet war und, nachdem er so die Kunst des Seefahrens erlernt, nach Ablauf einiger Jahre auch selbständige Fahrten unternahm und im Jahre 1497 dieses Land, von dem man früher nicht wußte, ob es eine Insel oder ein Festland sei, als einen Continent erkannte, der jedoch von dem östlichen Continent, welchen wir bewohnen, getrennt ist." Doch wird im beigegebenen Texte die Benennung dahin erklärt, daß der

---

[1] Atlas minor Gerhardi Mercatoris a Jodoco Hondio plurimis aeneis tabulis auctus et illustratus. Amstelodami 1607. p. 18.

[2] Fasciculus Geographicus complectens praecipuarum totius orbis regionum tabulas circiter centum. Colon. a. Rh. 1608. p. 82 sqq.

allgemein übliche Name (vulgatum nomen) von Amerigo Vespucci auf den ganzen Continent übergegangen sei; der Herausgeber jedoch habe diesen Namen für den Norden allein vorbehalten, weil dieser an Bedeutung den Süden übertreffe.

Wie rasch und allgemein nun auch, selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus, die für Amerigo so ehrenvolle Benennung des neuen Welttheils Annahme gefunden hatte, so fehlte es doch gleich von Anfang an nicht an Stimmen, welche, wiewohl ohnmächtig, dagegen protestirten. Derselbe Nürnberger Geograph, Joh. Schöner, der durch seine Globenzeichnungen und Schriften nicht wenig dazu beigetragen hatte, dem neuen Namen das Bürgerrecht zu sichern, erhob 1533[1] — wie es scheint als der erste — die schwere Anklage, Vespucci habe in die Karten, die er als spanischer Reichspilote zu fertigen oder umzuändern hatte, listigerweise die Bezeichnung terra di Amerigo eingeschoben. Bald erhob auch ein Spanier seine Stimme. Es war Michael Servet, derselbe, der später (1553) Calvins Fanatismus zum Opfer fiel, damals aber in Paris Vorlesungen über den Ptolemäus hielt. In seiner in Lyon 1535 und abermals 1541 aufgelegten Ptolemäus-Ausgabe schreibt er, weit gemäßigter als der deutsche Gelehrte: „Auf einer neuen Reise entdeckte damals Columbus den Continent und viele Inseln, von denen jetzt die Spanier vollständig Herren sind. Diejenigen täuschen sich also ganz und gar, welche diesen Continent ‚America‘ nennen wollen, da Amerigo ihn erst viel später als Columbus berührte, und er nicht mit den Spaniern dahinzog, sondern mit den Portugiesen, um Handel zu treiben.“

Im Jahre 1559 vollendete Bartolomé de las Casas, des Columbus Freund, bereits in hohem Greisenalter stehend, sein großes Geschichtswerk (Historia general de las Indias), das er 15 Jahre nach Amerigo's Tod (1527) begonnen hatte und zu sehr verschiedenen Epochen weiterführte. Die Abfassung der Arbeit fiel also zusammen mit dem Triumphlauf, den Amerigo's Ruhm über die ganze Welt hin nahm, und in ihren Zeilen spiegelt sich das zunehmende Mißvergnügen und die Entrüstung des Freundes darüber, daß Columbus die wohlverdiente Ehre entrissen werde[2].

„Hier muß ich des Unrechtes erwähnen, welches Amerigo oder vielleicht die, welche seine quatuor navigationes drucken ließen, dem Admiral angethan zu haben scheinen. Es wird dem ersteren allein, ohne andere zu

---

[1] Opusc. geographic.

[2] Hist. gen. L. I. c. 140; vgl. Humboldts Kosmos II, 494.

nennen, die Entdeckung des Festlandes zugeschrieben. Auf Karten soll er den Namen America gesetzt und so gegen den Admiral sündlich sich vergangen haben. Da Amerigo sprachgewandt war und zierlich zu schreiben wußte, so hat er sich in dem Briefe an den Fürsten Renatus für den Anführer der Expedition des Hojeda ausgegeben. Er war jedoch nur einer der Steuerleute, wenngleich erfahren im Seewesen und gelehrt in der Kosmographie... In der Welt ist verbreitet worden, er sei der erste gewesen, der das Festland (der Neuen Welt) betrat. Hat er dies mit Absicht verbreitet, so ist es große Bosheit, und war auch vielleicht nicht wirklich Absicht da, so sieht es doch danach aus ...... Die fremden Schriftsteller nennen das Land ‚America‘; es sollte ‚Columba‘ heißen.“ In späteren Theilen der Arbeit werden die Anklagen gegen Amerigo heftiger und zuversichtlicher.

Es war natürlich, daß die so laut erhobenen Beschuldigungen, die ohnehin einen Schein für sich hatten, vielfach geglaubt und nachgeschrieben wurden. Charlevoix in seiner Geschichte Hispaniola's 1730 [1] erblickt in dem Proceß, den Diego Columbus, der Erbe des Entdeckers, gegen den Fiscus gewann, eine Verurtheilung des Vespucci. Er beschuldigt diesen, die Ehre der Entdeckung sich fälschlich angemaßt zu haben, und findet in den Acten des Processes Angaben, welche ihn widerlegen sollen. Thatsächlich handelte es sich dort nur um den Nachweis, daß wirklich Columbus 1498 zuerst das Festland der Neuen Welt (Paria) entdeckt habe. Vespucci's Name wurde von dem Proceß in keiner Weise berührt. Pierre Prevost [2] (1757) geht weiter, indem er Vespucci direct anklagt, jene Briefe fingirt zu haben. Auch spanische Historiographen stimmten in die Anklage ein. Es ist das Verdienst Alexander von Humboldts, Vespucci seinen ehrlichen Namen wieder zurückgestellt zu haben. Abgesehen von der geschichtlichen Darlegung der Zufälligkeiten, welche zusammenwirkten, dem neuen Erdtheil seinen Namen zu geben, lassen sich die Gründe, die zu Gunsten Vespucci's sprechen, auf wenige Punkte zurückführen:

1. Vespucci konnte gar nicht auf einen solchen Betrug verfallen, da es bis dahin durchaus nicht Brauch war, die neu entdeckten Länder nach ihren Entdeckern zu benennen. So wenig wie Columbus hat Cabral, Balboa oder Magellan daran gedacht, so etwas zu thun. „Fast alle Küsten- und Inselnamen wurden von Spaniern und Portugiesen nach

[1] Histoire de l'Isle Espagnole ou de St. Domingue. Paris 1730 et 1731. I. p. 187. 188.

[2] Histoire générale des voyages. Paris 1757. XIV, 6. 9.

Kalenderheiligen benannt. Doch hielt man sich nicht streng an den Tag der Entdeckung, sondern wählte bisweilen den Heiligen des vorausgehenden oder des nächstfolgenden Tages."[1] Ferner ahnte Vespucci ebenso wenig wie Columbus, daß es ein neuer Erdtheil sei, den sie gefunden[2]. Sie waren der festen Meinung, die Inseln entdeckt zu haben, die zur Ostseite Asiens gehören. Cuba hielt Columbus für einen Theil des asiatischen Festlandes, für die chinesische Provinz Mango (Khaini). Als er auf seiner dritten Reise die Wassermassen des Orinoco sah, schloß er, in Indien, der Heimat des Ganges, sich zu befinden. Noch Februar 1502 schrieb er an Papst Alexander VI., daß er einen großen Theil des asiatischen Festlandes entdeckt habe. Nicht anders war es mit Vespucci, der nur darauf aus war, die sagenhaften Stätten Ostasiens aufzufinden, von denen Ptolemäus geschrieben hatte. „Die Reise dauerte 13 Monate," meldet er über eine seiner Expeditionen, „während welcher wir die größten Gefahren bestanden, aber auch das unermeßliche Festland von Asien mit einer Menge von Inseln entdeckt haben." Noch 1533, also lange nach dem Tode der beiden Entdecker, sprach der Nürnberger Astronom Joh. Schöner[3] die Ueberzeugung aus, daß die ganze sogen. Neue Welt nur ein Theil von Asien sei.

2. Wenn Vespucci Betrüger und Fälscher gewesen, so ist es unerklärlich, wie er in seinen Berichten so grobe Widersprüche in Bezug auf die Zeitangaben übersehen konnte. Einzelne Fehler, die sich in die lateinische Uebersetzung seiner Briefe durch Bartolomeo del Giocondo eingeschlichen, machen es augenscheinlich, daß er selbst mit der Veröffentlichung derselben nichts zu thun hatte[4]. Ebenso unbegreiflich bliebe es dann, weshalb nicht Vespucci seine zahlreichen und einflußreichen Freunde

---

[1] Barros, Da Asia, Dec. I. l. III. c. 4; Ruge, O. Peschels Gesch. der Erdkunde. S. 259 f. In dem „Atlas zur Entdeckung Amerika's" von Kunstmann und Thomas, München 1859, wo der alte portugiesische Atlas des Vaz Dourado abgedruckt ist, kann man die Küstennamen nach den Heiligentagen von Nord nach Süd in strenger Ordnung verfolgen. Einzelne der neu entdeckten Gebiete wurden auch nach besonders auffallenden Natureindrücken, z. B. das Cap Vert, oder nach dem Namen von Souveränen benannt.

[2] Humboldt gibt den ausführlichen Nachweis für Columbus Exam. crit. t. IV, 233. 250. 261; für Vespucci ibid. t. V, 182—185.

[3] Jo. Schoneri Carlostadii Opusc. Geograph. Norimb. 1533. P. II. c. 1—20.

[4] Z. B. ist Bahia de todos os Santos (Allerheiligenbucht) sowohl in der lateinischen wie in der italienischen Ausgabe als Abtei aller Heiligen bezeichnet, ein Irrthum, der bei Vespucci selbst unmöglich war. Vgl. über diese Fehler Gallois l. c. 56 Anm. und Peschel-Ruge, Geschichte der Erdkunde. S. 260.

in Italien zu Helfern seiner Usurpation machte, sondern den in der damaligen großen Welt ziemlich unbekannten Martin Waldseemüller in einem abgelegenen Städtchen Lothringens.

3. Nichts Unehrenhaftes oder Unrühmliches ist sonst von Vespucci bekannt. Columbus selbst hat ihn hochgeschätzt, er nennt ihn im Brief an seinen Sohn einen Mann „von unbescholtenstem Charakter, alles Vertrauens würdig, immer geneigt, ihm nützlich zu sein“. In dem langen Proceß, den Diego, des Columbus ältester Sohn, gegen den spanischen Staat führte (1508—1527), in welchem der Staat alles aufbot, um Columbus das Verdienst der ersten Entdeckung des neuen Continents streitig zu machen, ist einer Usurpation Vespucci's nie gedacht, noch auch die Priorität der Entdeckung für diesen in Anspruch genommen worden. Und doch wäre Vespucci der nützlichste Zeuge gegen Columbus gewesen. Oviedo, der in seinem nahezu officiellen Geschichtswerke [1] darauf auszugehen scheint, des Columbus Ruhm möglichst herabzusetzen, macht auch nicht den leisesten Versuch, die Priorität der Entdeckung für Vespucci in Anspruch zu nehmen. Fernando, des Columbus zweiter Sohn, der 1535 die Lebensgeschichte seines Vaters vollendete und seiner Entrüstung gegen die Neider und Verleumder seines Vaters kein Hehl hat, erhebt nirgends eine Anklage gegen Vespucci. Ebenso wenig hat Petrus Martyr de Anghiera, des Columbus persönlicher Freund und bekannt als Eiferer für dessen Ehre, in seinen Briefen (bis 1525) ein Wort der Anklage gegen Vespucci. Ja ein Geschichtschreiber jener Zeit, Franz Lopez de Gomara [2], ereifert sich darüber, daß Vespucci's Name durch üble Nachrede befleckt werde. „Es gibt Leute,“ bemerkt er mißbilligend, „die sich darin gefallen, den Ruf Amerigo's oder Alberigo's Vespucci zu verdunkeln, wie man es in einigen Lyoner Ptolmäus-Ausgaben sehen kann.“

Alle diese Momente zusammengenommen schließen jede Wahrscheinlichkeit einer beabsichtigten Täuschung aus. Ebenso wenig wie bei Vespucci liegt gegen Martin Waldseemüller ein Anhaltspunkt vor, der berechtigen würde, ihn des bewußten Betruges anzuklagen. Alles, was von ihm bekannt ist, läßt ihn in günstigem Lichte erscheinen. Es muß angenommen werden, daß er in bestem Glauben und in ehrlicher Begeisterung gehandelt hat, wie es andererseits höchst wahrscheinlich ist, daß Vespucci von der ihm gewordenen Ehre noch keine Ahnung besaß, als er 1512 von dieser Erde schied.

---

[1] Histoire des Indes occidentales, 1535.

[2] L'Histoire de l'Inde, 1551 (die Uebersetzung von M. Fumée, 1578).

Auf all diese Erwägungen gestützt, faßt A. v. Humboldt[1] sein Urtheil über die Frage dahin zusammen: „Zufall, nicht Betrug und Ränke haben dem Festland von Amerika den Namen des Columbus entzogen." Sehr mit Recht aber fügt O. Peschel[2] hinzu: „Nie hätte der Name so unverwüstlich der bessern Einsicht widerstehen können, wenn er nicht zugleich dem Gehör gefällig gewesen wäre und eine geheime Lautsymmetrie zu den Namen der anderen Welttheile besessen hätte."

(Schluß folgt.)

P. T.

Damiani's Zwist mit Hildebrand.

(Fortsetzung.)

II.

Wenn es sich darum handelt, den wahren Sinn von Aeußerungen herauszufinden, die, zwischen mehreren gewechselt, ebenso eine unverfängliche Deutung, wie eine gehässige und ungünstige zulassen, ist es das Wichtigste, zunächst das Gesammtverhältniß der betheiligten Personen zu einander klarzulegen. Ganz dieselben Worte, mit denen ein Freund dem andern gegenüber hinsichtlich einer Meinungsverschiedenheit sich äußert, ohne die Freundschaft im mindesten zu schädigen, können, einem Fremden gegenüber gebraucht, grob und verletzend sein, einem anerkannten Feinde gegenüber das Gepräge herbster Bitterkeit tragen. Damiani's Bemerkungen über Hildebrand waren Aeußerungen „unter Brüdern"; das hat man bei ihrer Deutung übersehen. Doch im Falle Damiani's kommt nicht bloß der Sinn der Aeußerungen im allgemeinen in Frage, sondern weit mehr noch ihr objectiver Werth zur Beurtheilung der Sachlage und der Persönlichkeit Hildebrands insbesondere. Um diesen richtig zu bestimmen, müssen die Charaktereigenthümlichkeiten des Schreibenden vor allem sorgfältig berücksichtigt werden.

Aus Damiani's Schriften ist es nicht schwer, „das lebhafte, äußerst regsame Naturell" dieses „Einsiedlers" mit Sicherheit zu erkennen. Zu-

---

[1] Kosmos II, 339.

[2] Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. 2. Aufl. S. 415.

nächst ist er offen und redselig, und dabei ein geborener Rhetor, der Freude hat an starken und malerischen Ausdrücken und pathetischen Wendungen, dessen Aeußerungen daher das Verkleinerungsglas der Prosa und Nüchternheit oft wohl vertragen können. Namentlich in der Schilderung seiner Gefühle ist er überschwänglich in einem Grade, der über die gewöhnliche „Lyrik" hinausgeht. Hang zu Witz und Satire ist ihm ferner angeboren, so sehr, daß er trotz des Versuches, dagegen anzukämpfen, doch immer wieder dahin zurückfällt. Er selbst schildert diesen Hang in einem Briefe an seinen ältern Bruder Damianus, Erzpriester in Ravenna, in welchem er demselben ein Bild seines ganzen Seelenzustandes entwirft[1]: „Unter all diesen Fehlern ist es einer, den ich besonders bitter beweine, und in dem ich mich nach Ausweis meines Gewissens bedenklich befangen erkenne: der Hang zu Witzen war mir stets besonders eigen, und auch infolge meiner Bekehrung hat er mich nicht verlassen. Denn obgleich ich oft gegen dieses wilde Ungeheuer angekämpft, obgleich ich mit dem Hammer der Strenge die bösen Zähne dieser Bestie zermalmt habe, gelang es mir wohl zeitweise, ihn zurückzudrängen, aber niemals konnte ich einen vollständigen Sieg davontragen. Denn eine böse Gewohnheit, wenn auch mit aller Sorgfalt vom Innern der Seele hinausgesperrt, bleibt doch oft zudringlich gleichsam an der Thüre sitzen, und da man sie nicht beißen und packen läßt, so versucht sie wenigstens zu lecken. Wenn ich mich zur Pflege der geistlichen Freude vor den Mitbrüdern heiter zeigen möchte, gleich verirre ich mich in nichtiges Gerede, und wenn ich denke, aus Liebe zu den Brüdern mit wohlberechneter Milderung vom gewohnten Ernst mich einmal herabzulassen, gleich lasse ich unvorsichtig der losen Zunge ihren Lauf zu unnützem Geplauder. Da aber unser Herr sagt: ‚Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden', welches Gericht wird jener warten, welche nicht bloß nicht der heiligen Trauer pflegen, sondern aus freien Stücken Gelächter und eitlen Späßen nach Art der Possenreißer sich hingeben! Da die Tröstung nicht den Fröhlichen, sondern den Trauernden verheißen ist, welchen Trost dürfen die vom künftigen Richter erwarten, die jetzt mit verführerischer Spaßlust in einer nichtigen Heiterkeit sich wiegen, . . . was werden die im furchtbaren Gerichte vorbringen können, die nicht nur selbst lachen, sondern noch überdies durch die Witze, die sie reißen, den Hörern mit Gewalt das Lachen abzwingen!"

[1] Ep. V, 2.

Diesen Hang, witzige Einfälle vorzubringen, beklagt er seinem Bruder gegenüber in einem Briefe, der einer schriftlichen Beicht nahe kommt, als seinen vorherrschendsten Fehler und bittet zum Schluß um Gebet gegen dieses „wilde Ungeheuer" und um weise Rathschläge gegen dieses „Schlangengift". „Um nur mich selbst anzuklagen," schreibt er über dieses in seinen Augen so bedenkliche Uebel 1061 an Alexander II. und Hildebrand [1], „so wißt Ihr es ja, sobald ich nur zu Euch komme, da platzen dreist Witze und Späße hervor, Artigkeiten und attisches Salz, Wortspiele und Höflichkeiten und tausend Fragen und alle Thorheiten nichtigen Geredes, die uns nicht so fast als Priester denn als Redner und Wortkünstler, oder was schlimmer ist, als Spaßmacher erscheinen lassen. Denn kaum haben wir angefangen, miteinander zu sprechen, da schleichen sich auch schon unbemerkt ein paar Scherze ein, wie sie vertraulichem Geplauder eigen sind, die aber den Ernst des Geistes ungebührlich verweichlichen, und die Kraft heiliger Strenge in lautes Gelächter und unpassende Witze sich lösen machen."

Indem man diese Eigenschaft Damiani's außer Acht ließ, hat man manchen seiner Aeußerungen, namentlich seiner Epigramme, einen ganz tragischen Inhalt gegeben, die sicher nur als Scherze sehr unschuldiger Natur gemeint waren. Ein schlagendes Beispiel bietet das Epigramm 196 „auf den römischen Archidiakon, der mir einen halben Fisch schickte". Damiani als Mönch hielt sich strenge daran, kein Fleisch zu essen, so daß er selbst in der Reconvalescenz lieber ganz ohne Speise blieb, als von dieser Regel eine Ausnahme zu machen [2]. Da seine Gesundheit nicht allzu stark, sein Magen insbesondere geschwächt war, so bildeten Fische die für ihn zusagendste Kost. Nun schickte ihm einmal während eines Aufenthaltes in Rom Hildebrand einen halben Fisch zu, wie es scheint, in scherzhafter Anspielung auf die weitgetriebene Ascese Damiani's, der selbst in dem von ihm so hochgefeierten Kloster von Clugny an den reichgefüllten Schüsseln und dem guten Appetit der Mönche Anstoß genommen hatte [3]. Vielleicht auch wollte Hildebrand zum Zeichen besonderer Freundschaft mit dem guten Alten in denselben Fisch sich theilen. Der Zeitpunkt ist nicht bekannt, aber jedenfalls sandte der römische Archidiakon an den Cardinalbischof von Ostia, das Haupt des heiligen Collegiums, den halben Fisch nicht zur Zeit einer Mißhelligkeit oder eines Zerwürfnisses. Wie immer voll neckischer Einfälle, knüpfte Damiani sofort ein Epigramm an diese splendide Gabe:

---

[1] Opusc. XX, 7. [2] Ep. VI, 19. [3] Migne CVL, 858/9.

Wahrlich zu wundern ist's nicht, wenn Petrus immer nur karg ist,
Bringen die Flüsse doch nur (jetzt) Hälften von Fischen hervor.

Gewiß nichts unschuldiger, als ein solcher Scherz unter Freunden. Aber was hat man daraus gemacht? „Damiani war kurz darauf mit Hildebrand in Verstimmung gerathen, da er aufs neue Klagen gegen ihn hatte... Eine Frucht des Unmuthes über den Spott Hildebrands ist jedenfalls das in diese Zeit gehörende (?) Epigramm Damiani's": so in neuerer Zeit ein Biograph des Heiligen[1]. Auf solche Weise ließe sich bei einiger Phantasie unschwer auch eine tiefgehende Rivalität Damiani's mit Cardinal Humbert (aus Epigramm 207) und ein völliges Zerwürfniß mit dem Papst (aus Epigramm 155) nachweisen. Das eine wie das andere Mal handelt es sich um einen Scherz. Das muß man auch wohl im Auge behalten bei Damiani's gelegentlichen Sticheleien auf Hildebrands überwiegenden Einfluß beim Papste. Nichts nöthigt und nichts berechtigt, darin einen bittern Stachel zu suchen.

Aber noch eine andere hervorstechende Charaktereigenschaft Damiani's muß nothwendig in Betracht gezogen werden, damit seine Aeußerungen richtig abgeschätzt werden. Bei seinem lebhaften Gefühlsleben und seinem Sinn für zarte Freundesliebe war Damiani ungemein empfindlich gegen Tadel wie gegen jeden Schein von Vernachlässigung und Zurücksetzung; bei der Heißblütigkeit und Energie seines ganzen Wesens war er aufbrausend und reizbar. Er selbst schildert diese seine Eigenschaften[2], die sich ohnedies in seinen Schriften genugsam verrathen: „Auch mich, der ich dies schreibe, stachelt eine natürliche Anlage zum Zorn, und oft ist die geringste Beleidigung hinreichend, die Ruhe meines Innern heftig zu erschüttern, so daß meistens, was kaum von einer Nadel oder einem Dorn leicht geritzt ist, mir wie von einem vergifteten Pfeile durchbohrt erscheint. Ein leichtes Rüthlein kommt mir vor wie eine Peitsche aus Ochsenleder, ein Backenstreich wie ein Keulenschlag. Doch dies nur innerlich; was die äußere Handlung angeht, mag der Zorn sagen, was er will, mag er knirschen, schäumen, Zähne blecken: für das, was er mir im Innern zuraunt, wird ihm nach außen, soweit ich es über mich vermag, keine Folge gegeben... Nicht die Zunge, nicht die Lippen dürfen sich bewegen, daß er durch sie die Bitterkeit seiner Galle ergieße."

---

[1] F. W. E. Roth (wie statt P. Roth S. 286 zu lesen) in den Studien und Mittheilungen aus dem Benediktinerorden, 1886. I, 366 Anm. 30.

[2] Opusc. XL, 9.

Solche Eigenschaften führen aber unvermeidlich auch unter Freunden zuweilen zu kleinen Zusammenstößen, besonders wenn sich der eine von Arbeiten und Sorgen fast überwältigt sieht und schon vermöge der Anforderungen seiner Stellung nicht immer jede weitgehendste Rücksicht anwenden kann, der andere aber Muße genug hat, seinen Empfindungen nachzugehen. So war gerade das Verhältniß von Hildebrand und Damiani. Man darf indessen nicht glauben, daß Hildebrand der einzige war, gegen den Damiani's Empfindlichkeit zuweilen rege wurde. Einer von Damiani's besten Freunden war der Abt Desiderius von Monte Cassino, den Nicolaus II. gleichfalls zum Cardinal erhoben hatte. Und doch schreibt er an ihn einmal ganz empfindlich[1]: „Ich habe Dir, ehrwürdiger Bruder, nicht zweimal, sondern öfter geschrieben, aber bis zur Stunde habe ich Dich nicht dazu vermocht, daß Du Dich herabließest, mir auch nur einen Buchstaben zu erwiedern. Du hattest mir ferner versprochen, Du wollest mir einen Geheimschreiber schicken, der wenigstens das, was ich für Dich besonders verfaßt hatte, auf Deine Kosten auf Pergament niederschriebe. Du hast es aber ganz unterlassen, sowohl mir auf mein Schreiben zu erwiedern, als auch jenen Schreiber Deinem Versprechen gemäß mir zu senden. Und doch hätte das eine die Liebe verlangt, zum andern hätte wie zur Einlösung einer Schuld die Treue Dich antreiben sollen." Leo IX. war ein Heiliger, fromm und mild; Damiani selbst hat später stets mit Verehrung von ihm gesprochen. Und doch auch mit ihm gab es eine Zeit der Mißstimmung. Damiani ist beim Papste angeschwärzt worden. Dieser hatte ihm vorher Lob ertheilt; jetzt aber hört Damiani, der Papst habe seinen Gegnern Glauben geschenkt, und das verletzte ihn tief. „Der Feind von Anbeginn ... hat den Giftsaft seiner Bosheit in die geheiligten Ohren gespritzt, und was Wunder, wenn auch bei meinem Herrn, der von so vielen Sorgen erdrückt wird, die verschlagene Tücke der Menschen sich Zugang verschaffen konnte, da auch David, wenngleich erfüllt mit prophetischem Geiste, dem Siba unbedacht Glauben schenkte und den Miphiboseth unschuldig verbannte! ... Allein wenn wir aufmerksam unsern Blick heften auf die Handlungsweise unseres Schöpfers, dann werden wir nicht mehr so leicht über jeden das Böse glauben dürfen. Denn er selbst, vor dessen Augen alles klar und offen liegt, hat es nicht verschmäht, die Worte zu gebrauchen: ‚Das Geschrei von Sodoma und Gomorrha hat sich gemehrt ... ich will hinabsteigen und

---

[1] Ep. II, 11.

sehen...' Zu keinem andern Zweck scheint dies gesagt, als um die menschliche Unwissenheit zu belehren, ohne Prüfung nicht leicht zu glauben, was man hört, über das, was man nicht kennt, nicht leichthin zu richten, noch das Urtheil zu sprechen, bevor man eine zweifelhafte Sache durch Zeugnisse festgestellt hat. Wenn diese Vorsicht uns gegenüber nicht angewendet wurde, während wir doch klar wissen, daß Ihr in anderen Dingen klug zu Werke geht, so schreiben wir dies nicht Euch, sondern jedenfalls unseren Sünden zu... Uebrigens wenn Eure Huld mich noch ferner mit der schmerzlichen Geißel Eures Mißfallens züchtigen will, werde ich demüthig die blutenden Schultern darbieten, ich lege den Finger auf meine Lippen, ich klage nicht."

Gegen Hildebrand erscheint die erste Beschwerde in einem Werkchen, das Damiani 1058 schrieb, um nachzuweisen, daß es erlaubt sei, dem Episkopat zu entsagen. Kaum war nach Stephans IX. Tod die Nachfolge Gerhards von Florenz als Nicolaus II. gesichert und die vom Gegenpapst drohende Gefahr beseitigt, so stellte sich Damiani, wahrscheinlich nach der Wahl in Siena, im Vertrauen auf alte Freundschaft bei dem neuen Papste ein, um ihm seine beiden Bisthümer zu resigniren, Ostia, dessen Verwaltung, und Gubbio, dessen Beaufsichtigung er hatte. Der Papst wie dessen alles vermögender Berather hatten ihn nach seiner anstrengenden Reise über den Apennin mit aller Herzlichkeit aufgenommen, ließen ihn ruhig sein Anliegen vortragen und dann, ohne auf seine hundert Gründe einzugehen, wieder nach Hause zurückkehren. Vergebens wartete er in seinem Kloster auf Antwort. Weder Nicolaus II. noch Hildebrand wollten seiner Dienste für die Kirche entrathen. Daß man ihn so ohne Antwort ließ, verdroß Damiani sehr. „Es ist doch auffallend," schreibt er an Nicolaus und Hildebrand gemeinsam [1], „daß Eure so klarblickende Weisheit, und was weit kostbarer ist, Eure so aufrichtige und heiße Liebe, die mich, wenn ich gegenwärtig bin, so herzlich aufnimmt, während meiner Abwesenheit es verschmäht, mit einer Zeile oder einem Worte mich aufzusuchen. Da ich denn von Euch eines Briefes nicht gewürdigt werde, so würde ich, hätte ich es mit anderen zu thun, daraus schließen, daß jener ‚Brief der Liebe', von welchem der Apostel spricht, bei Euch nicht mehr in die Tafeln des Herzens eingegraben, sondern bis auf das letzte Tüpfelchen ausgekratzt ist."

Nun beginnt er aufs neue, sein Anliegen vorzubringen. Er hat sich bereits für die Amtsentsagung eine große Buße an Werken der Abtödtung

[1] Opusc. XX praef.

auferlegen lassen, der Papst mag die Buße nach Belieben verschärfen, wenn nur Damiani wieder aus den gefahrvollen Zerstreuungen der Welt sich in die Einsamkeit zurückziehen dürfe. Allein er weiß zu wohl, daß der Hauptwiderstand nicht so fast vom Papste als von Hildebrand ausgehe, und gegen dessen Willen ist einmal an der Curie nichts zu erreichen, alles, selbst des Papstes Wille, beherrscht dieser gewaltige Mann. Damiani wenigstens hat es in seinen Versen so geschildert [1]:

Ehr' ich den Papst, wie's gebührt, so beug' ich vor dir mich im Staube:
Denn ihn machst du zum Herrn; er erhebt dich zum Gott.

Oft hatte er sich mit Hildebrand mündlich über sein Verlangen nach Ruhe auseinandergesetzt, oft vergebens ihm seine Klagen vorgebracht. Hildebrand hatte seine Klagen und Bitten behandelt, wie ein verständiger Mann die übertriebene Bescheidenheit oder eine sonderbare Grille eines sonst werthen Freundes zu behandeln pflegt. Die Noth der Kirche war zu groß, Männer wie Damiani zu selten und kostbar, um auf seine Klagen Rücksicht zu nehmen. Dies möchte Damiani ganz aus der Fassung bringen: „Aber vielleicht bricht da jener schmeichelnde Tyrann, der stets mit neronischer Zärtlichkeit mich bemitleidete, mit Ohrfeigen mich liebkoste, mit Adlerskrallen mich streichelte, scheltend in die Worte aus: ‚Seht ihn, wie er sich im Schlupfwinkel verkriechen und unter dem Vorwand des Bußeifers aus Rom entfliehen will. Durch Ungehorsam will er sich Ruhezeit verschaffen, und während die anderen sich in den Kampf stürzen, sucht er sich die Kühle eines unrühmlichen Schattens.‘ Ich aber erwiedere meinem heiligen Satan [2], was die Söhne Ruben und Gad ihrem Führer Moses geantwortet haben. . ." Er widerlegt dann weitere Einwürfe, als ob Bischöfe ihr Amt nicht niederlegen dürften, erinnert an die Beschwerden seines Alters und die Gefahren seiner Seele und schließt zuletzt mit dem Stoßseufzer: „Jener möge den armen Petrus aus den Händen des Hildebrand befreien, auf dessen Geheiß dem großen Petrus der Kerker des Herodes sich öffnete!"

Die launigen Wendungen in diesen Stellen selbst, der Ton des ganzen Briefes, die häufig wiederkehrende Anrede „Geliebteste" zeigen zur Genüge, daß hier von einer ernsten Verstimmung nicht die Rede sein konnte. Es war gewiß auch nicht gerade eine Verbitterung schlimmer Art, wenn er seinem Unmuth gegen den unbeugsamen Archidiakon wieder in einem Epigramm [3] Luft machte:

[1] Epigr. 195 de Papa et Hildebrando.
[2] Anspielung auf das Wort Christi an Petrus: „Fort, Satan!" (Matth. 16, 23.)
[3] Epigr. 149 de Hildebrando.

Wenn du zu Rom willst leben, so künd' es mit schallender Stimme:
Mehr als dem Papste, dem Herrn, gehorch' ich dem mächtigen Papstherrn.

Bald sah er auch selbst ein, daß man ihn noch brauche. In den ersten Monaten des Jahres 1059 übernahm er die hochwichtige Legation in Mailand, wo er mit so überwältigendem Erfolge Ordnung in die Wirren brachte und die schreiendsten Aergernisse abstellte. Das lange Schreiben, in welchem er nach seiner Rückkehr die Vorgänge während seiner Legation Hildebrand darlegte, ist im Tone herzlicher Uebereinstimmung gehalten. Auf dem bald folgenden Lateranconcil (April 1059) wurde ihm auch das erledigte Bisthum Velletri zur Beaufsichtigung zugetheilt [1], und er hatte auch sonst alle Ursache, mit dem Gang der Concilsverhandlungen zufrieden zu sein. Es waren die von ihm verfochtenen Anschauungen, die hier zum Siege gelangten (gegen die Simonisten, die beweibten Cleriker, die Ehen in verbotenen Verwandtschaftsgraden). Auch der etwas nach dieser Zeit geschriebene Brief an Nicolaus II. über das Interdict von Ancona, in welchem Hildebrands so rühmend gedacht wird, zeigt noch nichts von einer ernsten Verstimmung.

Aber, wie es scheint, fällt die erste Spur einer solchen noch in den Herbst des nämlichen Jahres, nachdem kaum Hildebrand Archidiakon geworden war [2]. Damiani hat diesmal eine ernste Klage, und ohne jede scherzhafte Wendung, ohne das gewohnte Spiel mit Worten wird dieselbe vorgebracht. Um aber zu zeigen, daß er ihm nicht zürne, sondern nur über den wahren Sachverhalt aufklären wolle, beginnt er seinen Brief damit, voll warmen Dankes der Freundschaft zu gedenken, die Hildebrand bei einer frühern Reise an den deutschen Hof für ihn zur Schau getragen habe. Es war dies schon länger her, aber in der letzten Zeit erst hat Damiani es erfahren. Nun aber kommt die Klage: „Ich habe vernommen, zu Florenz sei Dein Sinn, der sonst gegen Schwätzer und Lügner stets auf der Hut und gegen sie unbeugsam zu sein pflegt, durch die einschmeichelnde Ueberredungskunst einiger Verleumder gewonnen worden.“ In amtlicher Eigenschaft als Archidiakon hatte Hildebrand einen Erbschaftsstreit zu Ungunsten eines der Klöster Damiani's entschieden, während Damiani fest überzeugt ist, daß das Recht auf seiner Seite sei. Er kann

---

[1] Wenigstens wurde hier die Absetzung des frühern Bischofs, des Gegenpapstes Benedikt X., ausgesprochen, und in der Folge fiel Damiani die Sorge für das Bisthum zu.

[2] Die Datirung Roths (Studien u. Mitth. 1886, I. S. 373 Anm. 29) scheint hier vor der Neukirchs (S. 97) den Vorzug zu verdienen.

Hildebrand die Vorwürfe nicht ganz ersparen. „Aber was Wunder," fährt er fort, mit ganz ähnlicher Wendung, wie einst an Leo IX., „wenn Dich, einen so weisen und heiligen Mann, das listige und verschlagene Volk der Leibeigenen (um solche handelte es sich bei dem Streite) zu täuschen vermochte, da selbst den David, einen Mann voll prophetischen Geistes, Siba, der Knecht des Saul, durch listige Lüge von der Gerechtigkeit abbringen konnte." Nachdem Damiani die Gerechtigkeit seiner Sache, die Unbilligkeit von Hildebrands Entscheidung des weitern und mit vielen biblischen Bildern dargelegt hat, jedoch ohne jede persönliche Spitze gegen den Archidiakon, kommt er zu dem Schluß:

„Was soll ich also über Dich sagen, der Du zwar früher die Rechte einträchtiger Verbrüderung gegen mich gewahrt, jetzt aber doch einmal vernachlässigt hast, das Maul der bellenden Hunde zu schließen, und Dich nicht gescheut hast, falschen Anklägern Glauben zu schenken? ... Viele Kälber und fette Stiere haben mich bedroht (Ps. 21) — und Du hast geduldig Gehör gegeben. Ich will von dir, dem Archidiakon des Apostolischen Stuhles, sagen, was einst über den Apostel Jacobus gesagt wurde: ‚Auch der Gerechte hat einmal geirrt.' Aber weil man sowohl für die, welche einem Gutes, als für die, welche Schaden thun, beten soll, so laß mich die Darlegung meiner Klage mit einem Gebete beschließen: Der allmächtige Gott gebe Dir, ehrwürdiger Bruder, reichsten Lohn für die mir erwiesene Liebe, und daß Du den falschen Anklägern geglaubt hast, möge er Dir gnädig verzeihen."

Damit war diese Sache abgethan. Wie es scheint, hat Hildebrand dem Freunde Recht verschafft oder ihn eines Bessern belehrt; denn es ist zwischen beiden nie mehr davon die Rede.

Dagegen trat jetzt, während das Pontificat Nicolaus' II. sich ruhig und glücklich gestaltete, bei Damiani das Verlangen wieder heftiger hervor, sich von den Geschäften der Curie und der Verwaltung seiner Bisthümer zurückziehen zu dürfen in die glückliche Stille seines Klosters. Für Hildebrand mußte dieses beständige Zurückkommen auf dieselbe Sache allmählich lästig werden. Er gab ihm auf seine schriftlichen Gesuche gar keine Antwort mehr[1], und wenn er Boten an Damiani senden mußte, so fertigte er diese Angelegenheit mit einigen Scherzen ab, indem er auf das Unberechtigte und Unvernünftige von Damiani's Forderung hinwies, zu

[1] „Zunächst hatte Hildebrand höhere Interessen im Auge, als daß er sich mit dem grollenden Eremiten von Avellana hätte befassen können", anerkennt auch Neukirch S. 75.

einer Zeit, wo trotz augenblicklicher Windstille die Kirche auf seine Dienste noch zählen mußte. Damiani hingegen, der seine Forderung für die berechtigtste von der Welt hielt, war durch die scheinbare Geringschätzung, mit welcher Hildebrand dieselbe behandelte, sehr empfindlich berührt und hielt seine Klage nicht zurück. Schon die Ueberschrift des betreffenden Briefes unterscheidet sich von den übrigen: „Dem Herrn Hildebrand, dem Archidiakon, Petrus, Sünder und Mönch, gehorsamen Dienst (servitutem)". „Es ist mir ein Räthsel, ehrwürdiger Bruder, warum Deine heilige Seele sich gegen mich bei keiner Gelegenheit erweichen läßt, so daß Du, besonders wenn ich abwesend bin, kein Wort hören lässest, sei es an mich, sei es über mich, wie es dem Verkehr von Freunden entspricht (quod ad charitatis videatur officium pertinere); nein, so oft eine Botschaft an mich gesandt wird, oder in Deiner Gegenwart zufällig die Rede auf mich kommt, da wird sofort der Name meiner Wenigkeit zerzaust, mein Ruf bemäkelt, meine Grillenhaftigkeit verlacht und über mich solches vorgebracht, wie es für meine Gegner ein willkommener Spaß, für mich eine peinliche Demüthigung ist." Nun erinnert Damiani an den Eifer und die Hingebung, mit welchen er früher Hildebrand in allem unterstützt, und an die besondere Liebe, welche er stets zu ihm gehegt habe; dann fährt er fort: „Doch weshalb gebe ich meinem Schreiben eine solche Ausdehnung, da ich doch nicht hoffen darf, daß Du es lesen wirst? Gewiß, es gibt niemand auf Erden, dem ich lieber schreiben möchte als Dir, wenn Du nur Deine Augen dazu hergeben wolltest. Aber da ich diese Hoffnung nicht habe, siehe wenigstens, ob der Stil gut besorgt, ob die Sprache blühend, die Diction edel ist [1]. Aber magst Du nun darauf achten oder nicht, den Episkopat, den Du mir gegeben hast, stelle ich Dir durch diesen Brief zurück und entsage allem Recht und aller Gewalt, die mir auf denselben zukamen." In diese Zeit und Stimmung hinein passen am besten seine neuen Verse über den Archidiakon [2]:

> Gott, der des Tigers Wuth bezähmt und den Rachen des Löwen,
> Mach doch, daß, der ein Wolf bisher, mir werde zum Lamm.

Es war ihm mit der Entsagung heiliger Ernst, und bald richtete er eine ausführliche Schrift an den Papst, um seine Bitte zu erneuern, ihre

[1] Wie aus anderen Werken hervorgeht, pflegte Hildebrand an Damiani's literarischen Arbeiten großes Interesse zu nehmen, wie denn auch mehrere derselben ihm gewidmet sind.

[2] Epigr. 150 de eodem Hildebrando.

Gründe und ihre Berechtigung nachzuweisen: „Ihr erinnert Euch, mein Herr," schreibt er ihm, „wie viele Klagen ich oft vor Euch niedergelegt habe, wie vieles Gestöhne, wie viele tiefe Seufzer aus dem Innersten meines Herzens ich ausgestoßen habe, wie oft mein betrübtes Antlitz von reichlichen Thränen benetzt war. Aber damals konnte ich von Euch die Enthebung von meinem Amte nicht erlangen, weil dies gegen den Nutzen der Römischen Kirche schien. Jetzt aber, während Du im Schifflein Petri das Steuer führst, freut sich die ganze Kirche Christi in ungetrübtem Frieden. Die Sturmwinde verstummen, es legen sich die schäumenden Wogen, es ruht das Meer, wieder scheint ein lachender Himmel. Da nun unter Eurem Pontificat die ganze Kirche die Segnung des Friedens genießt, so möge auch, das bitte ich, meinen gebleichten Haaren und meinem gebeugten Alter die Ruhe nicht versagt werden. Deshalb zur Vergebung aller meiner Sünden, die ich je freventlich begangen habe, entsage ich den Rechten meines Episkopates, und durch diesen Ring — den Stab habt Ihr bereits genommen — lege ich ihn nieder mit Verzicht auf jedes Recht der Wiedererlangung. Zugleich gebe ich meine beiden Klöster Euch zurück und flehe nur, daß mir als altem und ausgedientem Soldaten ein Ruhequartier gewährt werde."

Im Laufe der Abhandlung erzählt Damiani mehreres, was er aus Hildebrands Mund gehört, berichtet über eine Predigt, die Hildebrand in des Papstes Gegenwart zu Arezzo gehalten habe, und nennt ihn ehrenvoll „jenen hochweisen Mann", dessen Worte er hier niederschreiben wolle, obgleich nicht alles ganz zur Sache gehöre, nur damit sie nicht der Vergessenheit anheimfielen. Die Schrift schließt mit Erneuerung seiner Bitte:

„Den Episkopat wie die Klöster lege ich unwiderruflich in Eure geheiligten Hände nieder und entsage allem Recht auf spätere Ansprüche, und da ich ob der Menge meiner Sünden nicht würdig bin, in einer kirchlichen Würde zu bleiben, so möge die göttliche Barmherzigkeit durch Eure heiligen Gebete, ehrwürdiger Vater, gewähren, den Rest meines Lebens in Buße und Kasteiung zuzubringen. Denn ich bekenne, als Sünder und Missethäter bin ich nicht ohne Fehl zu dieser Würde gelangt, und tadelnswerth habe ich in derselben gelebt. Deshalb schien es mir das Sicherste, daß ich lieber selbst freiwillig mich absetze, als daß ich vor dem Richterstuhl des strengen Richters im Anblick aller Engel und Menschen mit der Strafe ewiger Verdammniß das Absetzungsurtheil vernehme. Dies mag genügen. Der allmächtige Gott ... möge Eurem geheiligten Herzen ... einflößen, durch einen Brief Eurer Heiligkeit mir

solche Entscheidung zukommen zu lassen, wie es mit meinem Wünschen und Sehnen übereinstimmt."

An der bei der Curie maßgebenden Stelle stand es fest, diesem hartnäckigen Drängen nicht nachzugeben. Solange aber Damiani, ohne Rücksicht auf das allgemeine Beste und auf die schweren Aufgaben, die für die nächsten Räthe des Papstes zu lösen waren, sich in seine Einsamkeit und Muße zurückzog, glaubte man auch in der Umgebung des Papstes, auf ihn nicht besondere Rücksicht nehmen zu sollen. Wie es scheint, litt man in Rom wieder einmal an Geldnoth, aus welcher Hildebrands Energie und Umsicht auch früher schon hatte retten müssen — soviel ist gewiß, daß jetzt die Einkünfte Damiani's hart mitgenommen wurden. Auch Ring und Stab hatte man ihm nicht zurückgeschickt, sogar den übrigen kirchlichen Schmuck mit Beschlag belegt. Man möchte vermuthen, daß diese Kostbarkeiten, wie es auch sonst in Zeiten der Noth wohl geschah, für einige Zeit verpfändet wurden. Damiani klagt nicht über Ungerechtigkeit, betrachtet dies Vorgehen auch nicht als eine Strafmaßregel gegen sich. Bei seiner Empfindlichkeit und Offenheit hätte er es ganz sicher nicht unterdrückt, wenn das Verfahren an sich ein widerrechtliches oder unwürdiges gewesen wäre. Aber er scheint im Grunde nicht viel dagegen einzuwenden. Er benützt es nur, um in neuer Form seine alte Bitte um Amtsenthebung zu erneuern. Es ist durchaus nicht richtig, wenn gesagt wurde, „in erregter und betrübter Weise" habe Damiani jetzt geschrieben, und er sei durch das Factum sehr unangenehm berührt worden.

„Gepriesen sei der allmächtige Gott," schreibt er „an den heiligsten Vater Papst Nicolaus und Hildebrand, den ehrwürdigen Archidiakon", „daß jetzt endlich, da man wegnimmt, was mir als Beneficium gegeben worden war, und da man selbst den priesterlichen Schmuck von mir nimmt, sichere Anzeigen für mich kund werden, daß in nächster Bälde auch die bischöfliche Würde ganz von mir genommen werde." Eine lange Reihe von biblischen und kirchengeschichtlichen Beispielen wird nun mit den bei Damiani beliebten zierlichen Wendungen vorgeführt, um zu zeigen, wie oftmals die Wegnahme des Gewandes die Entkleidung von der Würde vorbedeutet habe. Dann folgt ganz kurz dasjenige, was als der eigentliche Klagepunkt gedeutet zu werden pflegt: „Außerdem habt Ihr durch Beanspruchung von Gastfreundschaft und Requirirungen ein ganzes Kloster von meinen Einkünften weggenommen, und was von meinem Episkopat einkam, habt Ihr aufgebraucht. Was bleibt also noch übrig, als daß der ausgediente Soldat, der seinen Sold eingebüßt hat, zugleich

mit dem Kriegsmantel auch das Wehrgehänge niederlege. Nehmet daher zu Eurer Verfügung den Episkopat und beide Klöster, damit mir künftig niemand mehr den Besitz einer Prälatur vorwerfe, während sie doch nichts einbringt... Es mögen daher Euer Liebden (vestra utriusque benignitas) beiderseits wissen, wie ich Euch dieselben so unwiderruflich hiermit zurückgebe, daß ich sie, solange ich lebe, nicht mehr übernehmen will."

Allein auch dieses wollte nicht verfangen. Damiani's Entschluß, seinen hohen Pflichten sich zu entziehen, fand selbst in mönchischen Kreisen Widerspruch, und er sah sich genöthigt, gegen einen Mönch Johannes sich deshalb zu vertheidigen. Auf der Synode von Melfi sah er den Papst wieder und begleitete ihn von da nach Benevent. Von Ostia aus, wo er dann seinen Aufenthalt nahm, traf er im October 1059 abermals mit dem Papst zusammen und blieb auch in Rom und Florenz in dessen Umgebung. Eine Reihe von päpstlichen Urkunden aus jener Zeit trägt auch seine Unterschrift, ein Zeichen[1], daß Hildebrand gesiegt hatte und Damiani an den Geschäften der Curie sich wieder fleißig betheiligte. Um diese Zeit war es auch, daß er im Namen und Auftrag des Papstes jenen schönen Brief an die Königin Anna von Frankreich[2] verfaßte. Bis gegen Mitte October 1060 weilte er in Rom, wenn auch wahrscheinlich mit manchen Unterbrechungen, und er verkehrte in dieser Zeit, wie früher, in freundschaftlicher und vertrauter Weise mit Hildebrand[3]. Wie herzlich ihr Verhältniß sich wieder gestaltet hatte, zeigt der Brief über den geistlichen Sabbat[4], den Damiani von Fonte-Avellana aus in der ersten Hälfte des Jahres 1061 an Hildebrand und Cardinal Stephan, der mit diesem die Geschäfte führte, richtete. Schon der Umstand, daß Damiani ein Werkchen solchen Inhaltes Hildebrand widmet, erinnert an das freundliche Interesse, das der große Cardinal-Archidiakon stets für Damiani's Muse hegte. Die Worte der Widmung wie des Schlusses verrathen den Ton inniger Freundschaft. „Nur dem Leibe nach, nicht dem Herzen nach" ist er von ihnen getrennt. Dabei ist wohl zu beachten, daß Hildebrand mit Cardinal Stephan in den Augen des Schreibenden gleichsam zu einer Person verwächst, daher die Ueberschrift: „Den beiden Hildebranden des Apostolischen Stuhles." Ueber denselben Cardinal aber hatte er zwei Jahre früher in einem seiner Klagebriefe an Nicolaus II. und „seinen heiligen Satan" besonders bemerkt[5]: „Auch des

[1] Kleinermanns S. 142 Anm. 4. [2] Ep. VII, 9; Jaffé 4423.
[3] Vita Domin. Loric. c. XIII; Migne CXLIV, 1023.
[4] Ep. II, 5. [5] Opusc. XX, 7.

Stephan, den ich als einen der liebsten meiner Freunde im Herzen trage, möchte ich zum Schluß meines Briefes gedenken und bitten, daß er nicht uneingedenk sein möge dessen, der seiner gedenkt." Jetzt schließt er seinen Brief an beide Cardinäle: „Möge der allmächtige Gott, Geliebteste, der vor den Menschen Euch hoch erhoben hat, auch gewähren, daß Ihr in seinen Augen stets wahrhaft Vollzieher seines Gesetzes seid."

Es herrschte somit das denkbar beste Einvernehmen unter den hervorragenden Stützen des Heiligen Stuhles, als am 13. Juli 1060 unerwartet früh Nicolaus II. starb. Die Wahl Alexanders II., der sowohl Damiani als Hildebrand persönlich nahe befreundet war, und die durch das Schisma des Cadalus nun der Kirche drohenden Gefahren waren nur geeignet, die Einigung noch fester zu machen. Nach der Weihe des neuen Papstes, die ihm als Cardinalbischof von Ostia zustand, zog sich Damiani zwar in seine Einsamkeit nach Fonte-Avellana zurück, folgte aber mit dem regsten Interesse den Ereignissen, jeden Augenblick bereit, nach Kräften einzugreifen. Dem Gegenpapste, der mit seinem Lombardenheer vom Norden heranzieht, schleudert er eine furchtbare Epistel entgegen [1]. Er erhebt sich darin im vollen Bewußtsein seiner Würde und Stellung als Cardinalbischof: „Was denkst Du über die Cardinalbischöfe," fragt er den Eindringling, „die da den römischen Papst hauptsächlich zu wählen haben und noch durch mehrere andere Vorrechte nicht nur beliebigen Bischöfen, sondern auch Patriarchen und selbst Primaten vorangehen? Denn nicht zu reden von der Heiligkeit der Gesammtkirche, sie sind jene ‚Augen des einen Steines', d. h. der Römischen Kirche, von denen Zacharias spricht..."

Der Brief Damiani's an Bischof Olderich von Fermo [2], welcher in der ersten Zeit des Schismas verfaßt ist, zeigt, wie sehr die Spaltung der Kirche dem Heiligen zu Herzen ging. Es ist derselbe Brief, in welchem er auch Klage führt über die vielen kleinen Fehden und Rachekriege, wie sie leider nicht nur bei Laien, sondern auch bei Kirchenfürsten im Schwange gingen. Längere Zeit weilt er bei dem Ungeziemenden und Mißerbauenden, das darin liege, wenn Priester überhaupt Krieg führten. Er scheut sich nicht, dies auch an dem hl. Leo IX. zu tadeln, obwohl er diesem Papste persönliche Wohlthaten dankte und ihn sonst hoch verehrte. Man hat aber in diesem Brief auch eine Polemik gegen Hildebrand gesehen. Als nämlich im März 1062 der Gegenpapst mit Heeresmacht gegen Rom aufbrach, das er ohne Schwertstreich zu besetzen hoffte, berichten die An-

[1] Ep. I, 20. [2] Ep. IV, 9.

nalen von Altaich: „Alexander und sein Anhang wußten schon lange vorher um deren Heranrücken und rüsteten, um sich selbst mit Waffengewalt zu vertheidigen.“ Gottfried von Toscana konnte nicht offen gegen den vom Kaiserhofe selbst aufgestellten Prätendenten zu Felde ziehen, Richard von Capua war eben in andere kriegerische Unternehmungen verwickelt. Wollte Hildebrand nicht mit verschränkten Armen zuschauen, wie die Römische Kirche in die Hand eines gewissenlosen Eindringlings und die Hauptstadt der Christenheit unter den Uebermuth der lombardischen Großen gerieth, so blieb nichts übrig, als selbst ein Heer zu werben und Rom gegen den Ueberfall zu vertheidigen. Er that so mit seiner gewohnten Energie, und trotz des Mißlingens der am 14. April gegen die Feinde versuchten Ueberrumpelung und der bedeutenden Verluste, welche die papsttreuen Römer mehr noch als ihre Gegner erlitten, hat er dadurch Rom vor einer Erniedrigung, das Papstthum vor noch größerem Uebel bewahrt. Hat Damiani in seinem Briefe dies tadeln wollen? Wenn so, dann beweist es nichts gegen Hildebrand, der in dieser Sache richtig und geradezu bewunderungswürdig gehandelt hat. Es würde nur beweisen, wie offen und ungescheut Damiani in der Darlegung seiner Ansichten verfuhr, und daß er sicher auch in anderen Punkten sich ausgesprochen haben würde, hätte er Tadelnswerthes an Hildebrand gefunden. Allein, obgleich in Damiani's Brief vom Kriegführen der Geistlichen im allgemeinen die Rede ist, so findet sich doch keine irgend erkennbare Anspielung auf die Vorgänge um Rom. Leo IX. wird getadelt, von Alexander II. und Hildebrand wird geschwiegen. Ueberdies handelt es sich vorzugsweise, wenn auch vielleicht nicht ausschließlich, um Rachefehden. Allerdings wird des Schismas in dem Briefe Erwähnung gethan, aber nur, wo Damiani im allgemeinen von den großen Uebeln und Leiden seiner Zeit spricht. Was aber noch entscheidender sein dürfte, ist, daß der Brief unmittelbar nach Ausbruch des Schismas geschrieben zu sein scheint. „Daher (von den Anstiftungen des bösen Feindes) kommt es,“ bemerkt Damiani, „daß zur Gefahr für die ganze Christenheit Priesterthum und Königthum sich gegenseitig entfremden, und zum Schimpf gegen den allmächtigen Gott, da schon ein Papst den Apostolischen Stuhl einnimmt, jetzt auch noch ein anderer von den Grenzen des Nordens als ‚Erwählter‘ aufgestellt wird.“ [1]

---

[1] Neukirchs Gegengrund (a. a. O. S. 101), daß der Brief einige Tage nach dem an Cadalus gerichteten Schreiben verfaßt sein müßte, das er auf Ende März 1062 ansetzt, ist nicht überzeugend. Allerdings sagt Damiani Ep. IV, 9, daß erst vor einigen Tagen die Trauer ihm elegische Verse entlockt habe, und verwendet er die

Cadalus war am 28. October 1062 zu Basel gegen Alexander II. zum Papst ernannt worden. Da er erst im März des folgenden Jahres kriegerische Unternehmungen begann, so konnte Damiani's Brief geschrieben sein zu einer Zeit, wo man in Rom an Kriegsrüstungen noch gar nicht dachte. Es mag jedoch immerhin sein, daß in Voraussicht der verschiedenen Eventualitäten schon sehr bald in den streng kirchlichen Kreisen der Reformcurie die Frage über die Zulässigkeit bewaffneten Widerstandes zu theoretischer Erörterung kam [1] und daß dieses Damiani's Ausführungen veranlaßt hat. Ein bestimmter Anhaltspunkt ist aber dafür keineswegs geboten, und die Argumente, die Damiani gegen das Kriegführen von Priestern und Bischöfen vorbrachte, berührten den Diakon Hildebrand, der nicht einmal persönlich zu Felde gezogen ist, höchstens nur indirect und in sehr abgeschwächtem Grade. Uebrigens steht Damiani nicht an [2], das „Volk der römischen Quiriten" ausdrücklich zu loben wegen des gerechten Zornes, mit dem es sich einst zu Gregors V. Zeiten gegen dessen Gegenpapst Johann XVI. erhoben und selbst Hand an ihn gelegt hatte. Er billigt ihren Ruf: „Solche Strafe soll erleiden, wer den römischen Papst von seinem Sitze zu vertreiben unternimmt."

Möglich also, aber nicht wahrscheinlich, daß Damiani Hildebrands Kriegsunternehmung in seinem Briefe tadeln wollte, oder doch, daß in dieser Frage die Ansichten beider etwas auseinandergingen. Keinesfalls aber kann von einer Mißstimmung zwischen beiden um diese Zeit die Rede sein. Damiani glühte vor Eifer für die Sache Alexanders II. Da er nach dem ersten Waffenerfolg des Gegenpapstes schon an aller menschlichen Hilfe verzweifelte, richtete er nochmals erschütternde Worte an den Usurpator, um ihn mit Gottes Strafgerichten zu schrecken. Auch blieb er von seiner Einsamkeit in Fonte-Avellana aus mit der Curie in dauernder Verbindung.

Ganz unerwartet trat im Gange der Ereignisse jetzt ein günstiger Umschwung ein. Gottfried von Tuscien zwang Cadalus, die Waffen

---

gleichen Verse am Schluß seines Briefes an Cadalus. Allein die Verse konnten sehr wohl längst vor jenem Briefe gedichtet sein. Hätte Damiani sein Schreiben an den Bischof von Fermo wenige Tage nach dem an Cadalus abgefaßt, so bleibt kaum verständlich, daß er im Zusammenhang der angerufenen Stelle dies verschwiegen haben sollte.

[1] Dahin könnte man vielleicht schließen aus den Worten: „Nonnullos movet, utrum Ecclesiarum rectores expetere vindictam debeant, ut malis mala more saecularium reddant." Migne CXLIV, 313.

[2] Ep. I, 21. Werner (Gerbert von Aurillac S. 295) weist auch aus anderen Schriften Damiani's nach, daß es diesem fern gelegen habe, „die gegen Cadalus aufgebotene Waffengewalt zu mißbilligen".

niederzulegen; im Reiche riß Anno von Köln die Obmacht an sich und schrieb den Reichstag nach Augsburg aus, um dort zu Gunsten des rechtmäßigen Papstes eine Entscheidung herbeizuführen. Damiani blieb nicht müßiger Zuschauer, sondern verwerthete sein schriftstellerisches Talent zum Besten der Kirche. Er verfaßte seine Disceptatio synodalis [1], welche für den kommenden Reichstag die Geister vorbereiten und die rechte Stimmung machen sollte. Es ist eine Unterredung zwischen einem Vertreter der papstfreundlichen Anschauungen und einem Verfechter der königlichen Ansprüche und Beschwerden; die letzteren werden theils auf ein erträgliches Maß zurückgeführt, theils widerlegt und abgewiesen. Man einigt sich, und die Darlegungen enden mit Hervorhebung der Nothwendigkeit und Heilsamkeit eines friedlichen Zusammenwirkens zwischen Papstthum und Königthum. Der Reichstag verlief im wesentlichen nach Wunsch. Gottfried von Tuscien führte den Papst nach Rom zurück, der im Januar 1063, von der Bevölkerung mit Jubel empfangen, seine Wohnung im Lateran aufschlagen konnte.

---

[1] Wegen dieses Werkes pflegt der Heilige von modernen Historikern aufs heftigste verunglimpft zu werden. Man legt ihm geradezu Blasphemien in den Mund und läßt ihn überdies mit sich selbst in groben Widerspruch gerathen. Man thut unrecht, einzelne spielende Wendungen, namentlich den sehr freien Gebrauch von Bibelstellen, wie er im Geschmack der Zeit lag, unnatürlich zu pressen. Man sollte doch stets den ganzen Mann und dessen ganze Denkweise im Auge behalten, wenn es sich um die Würdigung einer vereinzelten Aeußerung handelt. Daß keine wirklichen Widersprüche in der Discept. synod. sich finden, hat Fetzer (Voruntersuchungen S. 42) richtig hervorgehoben: „Es ist ja überhaupt nicht wahrscheinlich, daß Damiani sich in der Discept. synod. widersprechend betreffs ihrer Centralfrage ausgedrückt; über den Vorwurf einer gewissen Undeutlichkeit seiner Aussagen [für uns, nach 800 Jahren], welche absichtlich ist (?), dürfte man doch wohl nicht hinausgehen, ohne das Denkbare zu überschreiten." Um aber doch Damiani mit sich selbst in Widerspruch kommen zu lassen, definirt Fetzer ganz willkürlich die Worte semper ordinandi pontificis principatum dahin, daß zufolge der Discept. synod. der König bei der Papstwahl als princeps inter laicos, d. h. der Zeit nach zuerst, mitzuwirken habe. Aber das ist Damiani zu sagen gar nicht eingefallen. Er widerspricht daher auch in keiner Weise dem, was er im Brief an Cadalus so deutlich gesagt hat. Dort hat er mit dürren Worten gesagt, was er unter dem „principatus ordinandi pontificis", dem königlichen Vorrecht der Genehmhaltung der Weihe (oder Zustimmung zur Wahl), dem „principatus" verstehe, daß nämlich die Mitwirkung des Königs der Zeit nach an letzter Stelle erfolge als Zustimmung zur bereits vollzogenen Wahl. Die beiden Angaben widersprechen sich nicht, sondern ergänzen sich.

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Himmelsphotographie.

(Schluß.)

III.

Von dem internationalen Unternehmen wenden wir uns nun zu den Leistungen der einzelnen Sternwarten. Da fällt unser Blick unwillkürlich wieder zurück in die Neue Welt, nach dem Harvard-Observatorium, dessen Arbeitsplan und Geldmittel den sämmtlichen übrigen Sternwarten beinahe ebenbürtig sind. Dem jetzigen Leiter der Sternwarte, Professor Pickering, stehen mehr große Instrumente und mehr Gehilfen zur Verfügung als irgend einer andern Sternwarte der Welt, mit einem jährlichen Geldaufwande von 300 000 Mark.

Seine Arbeiten in der Himmelsphotographie begannen mit dem Tode H. Drapers im Jahre 1882. Bei den ersten Versuchen wurde eine Linse von 7 Zoll Oeffnung und 3 Fuß Brennweite auf dem Aequatorial befestigt; später wurde die Camera unbeweglich aufgestellt und die Platte allein auf einem Schlitten fortbewegt, so daß ganze Himmelszonen wie in einem Panorama durch die Camera zogen.

Den bedeutendsten Schritt vorwärts machte Pickering in der Photographie der Sternspectra, indem er das Prisma nicht in den Brennpunkt, sondern vor das Objectiv setzte, eine Methode, die von Fraunhofer vorgeschlagen und von P. Secchi bei Anwendung des Auges benutzt worden war. Während Draper und Huggins mit Spalt und Prisma im Brennpunkte nur ein einziges Spectrum photographiren konnten, erscheinen jetzt mehr als hundert auf einer Platte, und die Grenze der noch erreichbaren Größenklassen ist von der zweiten bis auf die achte erweitert worden. Eine Schwierigkeit bot noch die nothwendige Verbreiterung der haarfeinen Spectra, welche offenbar nicht mehr wie früher durch eine cylindrische Linse bewerkstelligt werden konnte. Die Frage wurde jedoch ebenso einfach wie sinnreich gelöst. Das Prisma wurde horizontal gestellt und die Triebuhr des Fernrohrs etwas verlangsamt, wodurch der nach Nord-Süd gerichtete Spectrumstreifen in der Richtung Ost-West verbreitert wurde.

Die ersten Versuche galten, wie gewöhnlich, den hellen Sternen des Siebengestirns. Eine Platte von 10 Grad im Gevierte zeigte nach 34 Minuten Aussetzung gegen 40 Spectra, deren Gepräge fast ausschließlich dem ersten Secchi'schen Spectraltypus angehört. Dieser Umstand bekräftigt

die Ansicht von der physischen Zusammengehörigkeit dieses Sternhaufens, die man schon früher aus der gemeinschaftlichen Bewegung dieser Sterne gewonnen hatte.

So weit waren die Versuche bis zum Jahre 1886 gediehen. Da vermachte Frau Draper den großen Refractor und Reflector ihres verstorbenen Mannes sammt mehreren kleineren Instrumenten und einer Geldsumme der Harvard-Sternwarte zu dem Zwecke eines Draper-Denkmals in Gestalt eines Spectrum-Verzeichnisses aller Sterne bis zur achten Größenklasse. Nahezu 8000 Spectra sind bereits aufgenommen und haben zur Entdeckung mehrerer Veränderlichen geführt. Der Refractor ist jetzt mit vier Prismen von nahezu 11 Zoll im Gevierte versehen. Fest in einem Rahmen verbunden und vor dem Objectiv des Fernrohrs befestigt, geben dieselben Spectralbilder von nahezu 4 Zoll Länge mit Hunderten von hellen und dunkeln Linien.

Zwei Jahre später konnte Pickering von den Leistungen eines 8zölligen photographischen Refractors berichten, der einem 13-Zöller gewachsen sei. Ueber 3000 Platten stellten 28 000 Spectra von 11 000 verschiedenen Sternen dar. Eine andere Reihe von Platten enthält 12 000 Sterne längs des Aequators als maßgebende Stufenleiter für Größenschätzungen. Eine Merkwürdigkeit bildet die photographische Aufnahme einer kleinen Scheibe um den Nordpol von einem Grad Halbmesser, welche 1000 Sterne zeigt, während die größten Sternverzeichnisse deren nur 40 geben.

Der folgende weitgehende Plan zeigt so recht, wie die Harvard-Sternwarte, unter der Leitung eines zweiten Herschel, ihre eigenen Wege geht und es mit sämmtlichen Sternwarten der Welt aufzunehmen versucht. Der ganze Himmel vom Nordpol bis zum Südpol soll abgebildet werden. Was man in Cambridge nicht sehen kann, wird von einer reisenden Expedition in Südamerika, unter der Leitung des Bruders des Directors, photographirt. Ein 24zölliges Fernrohr soll das Licht einer Himmelsgegend von 5 Grad im Gevierte auf eine Glasscheibe werfen, die nach beiden Seiten 13 Zoll mißt. Eine Stunde Belichtungszeit wird viele sonst ganz unsichtbare Sterne erreichen, vielleicht 20—30 000 auf einer Platte, und über 50 Millionen auf allen 2000 Platten, welche zur Aufnahme des Himmels erforderlich wären.

Aber wie läßt sich dies, wird man vielleicht fragen, mit dem reimen, was vorher über die Pariser Versammlung gesagt war? Wird denn der eine Astronom in Nordamerika das leisten wollen, wovor sämmtliche Astronomen des internationalen Congresses zurückschreckten?

Die schwere und kostspielige Arbeit, aus den Glasplatten einen gedruckten Atlas in vergrößertem Maßstabe herzustellen, und die noch saurere Arbeit, die Platten auszumessen und ein Sternverzeichniß herzustellen, liegt allerdings nicht in der Absicht des amerikanischen Astronomen. Auf Entdeckungen geht er aus, und im Sturm durcheilt er mit seiner Mähmaschine das ganze weite Feld, um die Erstlingsfrüchte einzuheimsen. Die 2000 Platten sollen eine Art Museum bilden, wo man sich gelegentlich nach neuen Doppelflecken und Doppelsternen umsehen kann, und wo sich spätere Zweifel über Veränderungen am Himmel lösen lassen.

Doch wenden wir uns wieder zurück über das Atlantische Meer, um auch unserer eigenen Heimat gerecht zu werden. Das neue astrophysikalische Observatorium zu Potsdam ist seit 1884 wohl der Hauptsitz in Deutschland für Untersuchungen in der Himmelsphotographie. Schon gleichzeitig mit den Versuchen zu Paris wurden dort von Dr. Lohse Sternhaufen abgebildet, allerdings noch mit bescheideneren Mitteln.

Als Merkwürdigkeit dieser Sternwarte erwähnen wir eine Vorrichtung zur photographischen Aufnahme des Sonnenbildes, den Heliographen von 160 mm Oeffnung und 4 m Brennweite, parallel der Erdachse fest aufgestellt, und ihm gegenüber den Heliostaten mit versilbertem Spiegel und Uhrwerk, der das Sonnenbild in einer Ausdehnung von 10—30 cm auf die Gelatine-Platte wirft.

Dieses Instrument wetteifert mit Herrn Janssen in Meudon, der durch seine großen und schönen Sonnenbilder die sternkundige Welt in Staunen versetzt hat. Dieselben gelangen ihm durch die Verkürzung der Belichtungszeit bis auf den hunderttausendsten Theil einer Sekunde, wodurch die oben erwähnte Ueberstrahlung des kräftigen Sonnenlichts verhindert wurde.

Die Hauptleistung der Potsdamer Sternwarte auf dem Gebiete der Himmelsphotographie bilden die Spectra der Fixsterne. Alle helleren Sterne stehen seit 1888 auf dem Arbeitsentwurfe. Die Ansammlung der Platten wird dabei freilich nicht so massenhaft, ihre Untersuchung aber dafür um so gründlicher. Zeuge dafür sind die Ergebnisse über die Bewegung der Sterne in unserer Gesichtslinie, die eine zehnmal größere Genauigkeit beanspruchen, als die früheren gleichartigen Untersuchungen in Greenwich. Großes Aufsehen hat jüngst die folgende Entdeckung gemacht.

Der wohlbekannte Stern Algol im Perseus erleidet ungefähr alle drei Tage eine plötzliche Verfinsterung, die einige Stunden andauert. Schon lange hatte man geahnt, Algol sei ein Doppelstern, bestehend aus einem

hellen und einem dunkeln Begleiter, die sich um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt des Systems bewegen. Nun zeigen die Potsdamer Platten durch das periodische Hinundherschwanken der Spectrallinien in der That, daß der helle Begleiter unmittelbar nach der Verfinsterung sich uns nähert und vor derselben sich von uns entfernt.

Eine weitere Leistung dieser Sternwarte auf demselben Gebiete bilden die gelungenen Versuche über die Herstellung von Platten, welche für die gelben und rothen Strahlen empfindlich sind und bei einigen Planeten und ihren Begleitern, bei farbigen Sternen und dem rothen Ende des Lichtspectrums Verwendung finden.

Wir haben vorhin der Versuche Dr. Lohse's bei der Abbildung von Sternhaufen Erwähnung gethan. Die Schwierigkeiten sowohl wie die Ergebnisse dieser Art von Photographien verdienen eine etwas eingehendere Besprechung. Sterne der verschiedensten Helligkeit finden sich da bunt durcheinander geworfen und auf einen kleinen Raum zusammengedrängt. Will man die hellsten Sterne als schöne kleine Punkte darstellen, so finden die schwächsten nicht Zeit, ihre Strahlen wirksam zu machen; will man umgekehrt die schwächsten Sterne aufnehmen, so werden die hellsten in der Gelatine-Schichte große Löcher ausbrennen und das Bild des Sternhaufens durch ungestalte Flecken entstellen. Es sind eben viele Sternschichten übereinander gelagert, von denen jede ihre eigene Belichtungszeit erfordert, angefangen von einer Hundertstel-Sekunde bis zu einer vollen Stunde. Ein einziges photographisches Bild kann ebenso wenig alle diese Größenklassen darstellen, wie die wechselnden Phasen des Mondes.

Von dem schönen Sternhaufen im Perseus wurden deshalb auch in der That fünf Abdrücke genommen von bezw. 1, 4, 9, 16 und 25 Minuten Belichtungszeit. Dadurch wurde der Sternhaufen in fünf chemisch verschiedene Schichten zerlegt, die aber, was wohl zu beachten ist, mit den Helligkeitsschichten nicht genau zusammenfallen. Wenn man trotzdem aus der Größe der photographirten Sternscheibchen auf die Helligkeit der Sterne zu schließen sucht, so verläßt man sich eben auf die Annahme, daß in der großen Menge der Sterne die verschiedenen Farben unter sich und mit den chemischen Strahlen jenseits des Violetten in demselben Verhältnisse gemischt auftreten. Wie viele Ausnahmen von dieser Regel wirklich stattfinden, wird sich erst bei der photographischen Herstellung der Himmelskarten zeigen. Verschiedene Formeln zur Berechnung der Helligkeit der Sterne aus dem Durchmesser ihres photographischen Bildes wurden

versuchsweise aufgestellt von Pickering, Charlier, Kapteyn und Scheiner, meistens aus der Vergleichung der Plejaden-Sterne.

Von den weiteren Arbeiten auf europäischem Boden mögen noch die folgenden erwähnt werden.

In England hat Pritchard durch eine Reihe von Aufnahmen des geschichtlichen Sternes 61 im Schwan bewiesen, daß auch die scheinbare Verschiebung der nächsten Fixsterne infolge der jährlichen Bewegung der Erde der neuen Methode zugänglich ist. Auf demselben Wege hofft man auch den Doppelsternen nahe zu kommen. Allein wenn auch der helle Doppelstern Mizar unter dem „Reiterlein" im großen Bären schon oft aufgenommen wurde, scheint doch noch kein wirklich verwendbares Verfahren gefunden zu sein.

Erwähnung verdienen auch zwei Sternwarten in Ungarn: die eine gehört dem Herrn Gothard in Hereny, die andere dem Herrn Konkoly in O'Gyalla. Die Besitzer haben aus eigenen Mitteln und theilweise mit eigener Hand ihre photographische Ausrüstung besorgt und betheiligen sich an vielen der vorhin besprochenen Untersuchungen.

Wir wenden uns nun zum Kap der Guten Hoffnung, wo Dr. Gill, ein Mann der alten Schule, sich mit dem classischen Durchgangsinstrument und Heliometer abgab, bis er im Jahre 1882 von einem großen Kometen, der an der südlichen Himmelskugel erschienen war, wenigstens zu einem Versuche mit der neuen Methode herausgefordert wurde. Die Camera, welche von einem Photographen der Stadt zur Verfügung gestellt war, wurde auf das Rohr des Aequatorials gebunden, und eine Belichtungszeit von etwas über zwei Stunden genügte, um die feinsten Fasern des Schweifes zu zeigen und eine Menge Sternchen neunter Größe, welche durch denselben hindurchschimmerten. Der Herr war durch diesen Erfolg gänzlich zu dem neuen Verfahren bekehrt, und bald war ein neuer Arbeitsentwurf für diese südliche Sternwarte ausgearbeitet. Argelanders und Schönfelds Durchmusterung des Himmels sollte auf photographischem Wege bis zum Südpol ausgedehnt werden. Die Durchmusterung des nördlichen Himmels bis zur 9. oder 10. Größenklasse enthält eine Drittelmillion Sterne, welche mittelst Steindruck auf Karten gebracht und in einem dreibändigen Verzeichnisse nach Lage und Helligkeit angegeben sind, ein Werk, dessen Inangriffnahme deutsche Arbeitslust und Ausdauer voraussetzte und dessen Vollendung von unberechenbarem Nutzen ist. Die Hauptarbeit wurde von zwei Beobachtern und vier Gehilfen in sieben Jahren vollendet. Die südlichen Zonen wurden bis zum Wendekreis ausgedehnt

und enthalten weit über 100 000 Sterne. Danach werden für Dr. Gill wohl 200 000 Sterne übrig bleiben, etwa die Hälfte der beiden Bonner Durchmusterungen. Dr. Gill hofft sich diese Arbeit mit Hilfe der chemischen Strahlen zu erleichtern, und in der That mag er in zwei bis drei Jahren mit der Aufnahme der dazu nöthigen 1000 Platten von je 6 Grad im Gevierte fertig werden. Allein damit ist erst der kleinste Theil der Arbeit gethan. Was es heißt, diese Tausende von mikroskopischen Pünktchen im dunkeln Bade richtig zu entwickeln, und das, bevor man sie überhaupt sehen kann; was es ferner heißt, alle diese Pünktchen unter dem Vergrößerungsglase zu finden und von Flecken in der Gelatine-Schichte zu unterscheiden, dann nach zwei Richtungen auszumessen und während dessen genau Buch zu führen, davon kann nur der erzählen, dessen Auge bei solcher Arbeit schon wiederholt müde geworden ist. Professor Kapteyn in Groningen hofft diese Arbeit für Dr. Gill in fünf bis sechs Jahren zu vollenden. Erst wenn Karte und Katalog im Druck vorliegen, wird sich entscheiden lassen, ob bei dieser Durchmusterung bis zur 10. Größenklasse die photographische Methode am Kap der Guten Hoffnung oder die optische in Cordoba, wo dasselbe Feld bearbeitet wird, die leichtere sei.

Der Leser, welcher uns auf unserer Zickzackreise geduldig gefolgt ist, möge es uns nicht übel nehmen, wenn wir ihn noch einmal übers Meer führen und in unser eigenes Haus einladen, in die Sternwarte im Georgetown College. Wir möchten ihm da die Lösung einer jahrelang schwebenden Aufgabe zeigen: die Ausmerzung der „persönlichen Gleichung". Es ist diese persönliche Gleichung, oder besser Ungleichung, eine Fehlerquelle, mit der die Sternkunde seit mehreren Jahrhunderten vergeblich kämpfte, und deren Wesen schon aus ihrem Namen erhellt. Was an einer Beobachtung „persönlich" ist, kann ja unmöglich die Genauigkeit einer Naturkraft, wie Elektricität oder Schwerkraft, theilen; aber ganz besonders tritt die Ungenauigkeit des persönlichen Eingreifens zu Tage, wenn es sich darum handelt, einen Stern in seinem täglichen Laufe durch das Gesichtsfeld des Fernrohrs zu erhaschen, und diese besondere Ungenauigkeit hat man als „persönliche Gleichung" im engern Sinne bezeichnet. Beim Ausmessen eines ruhenden Bildes gibt es keine persönliche Gleichung. Jeder Theil wird an der Stelle gesehen, wo er wirklich ist. Anders verhält es sich bei einem laufenden Sterne. Es vergeht immer eine Zeit, bis der Lichteindruck eines leuchtenden Punktes auf unsere Netzhaut bis zum Sitze unserer Erkenntniß kommt, und noch mehr Zeit, bis von da aus der Befehl zum elektrischen Zeichen in die Fingerspitzen gelangt. So sollte eigent-

lich jeder Durchgang eines Sternbildes hinter einem Faden des Gesichtsfeldes zu spät angezeigt werden, also einer negativen persönlichen Ausgleichung bedürfen. Nun trifft auffallenderweise bei angehenden Sternkundigen fast immer das Gegentheil ein. Aus Furcht, den richtigen Augenblick zu verpassen, geben sie das Zeichen zu früh, und es bedarf langer Uebung, bis sie die nöthige Kaltblütigkeit errungen haben; aber zum Nachtheile der Beobachtungen scheint dann diese Kaltblütigkeit mit den Jahren immer mehr zuzunehmen und die persönliche Gleichung immer mehr negativ zu werden.

Die Fehlerquelle wird verdoppelt, wenn man aus den Ergebnissen zweier Beobachter ein Sternverzeichniß herstellen will. Dann hat man es nicht mit der absoluten persönlichen Gleichung jedes einzelnen zu thun, sondern mit ihrer relativen. Wir verweisen zur Erläuterung auf die beiden größten Beobachter ihrer Zeit, Bessel und Struve. Im Jahre 1814 beobachteten sie die Durchgänge um gleichviel zu spät, ihre relative persönliche Gleichung war Null. Im Jahre 1821 war letztere auf acht Zehntelsekunden und zwei Jahre später auf eine volle Zeitsekunde angewachsen. Da man heute mit Leichtigkeit noch Hundertstelsekunden in Rechnung bringt, so kann man auf den Wirrwarr schließen, den dieses wechselnde Element in die feineren Rechnungen hineinträgt. In Anbetracht des oben erwähnten Beispiels könnte der Ausdruck Wirrwarr vielleicht etwas zu stark erscheinen. Allein man bedenke, daß dieses Element von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde sich ändert. Nicht nur sind es Frische oder Ermüdung, Wohl- oder Unwohlsein, Aufregung oder Ruhe des Beobachters, sondern auch die größere oder kleinere Geschwindigkeit des Sterns, seine Helligkeit, die Richtung der Bewegung, die Vergrößerung des Oculars, die Culmination im Norden oder Süden, welche fortwährend an der persönlichen Gleichung arbeiten und den Beobachter zu Verfrühungen oder Verspätungen veranlassen.

Vielfach waren die Versuche, diesen Fehler zu berechnen und auszugleichen, und für je zwei gute Beobachter kann man auch annähernd einen Mittelwerth des Fehlers aus ihren eigenen Beobachtungen ableiten. Sogar eigene Maschinen wurden gebaut, wodurch der wahre Durchgang eines künstlichen Sternes elektrisch verzeichnet wird und mit dem beobachteten unmittelbar verglichen werden kann. Wir erinnern nur an die in den letzten Jahren erfundenen von Eastman, Christie, Bredechin und Bakhuysen.

Allein ein so wechselndes Element bleibt eben, streng genommen, immer unberechenbar und unbestimmbar. Darum haben andere Sternkundige

das Uebel bei der Wurzel zu fassen und das bewegliche Bild in ein ruhendes zu verwandeln gesucht.

Einen sehr einfachen Vorschlag machte Langley. Der Sterndurchgang soll von einem Schieber verdeckt und nur für Augenblicke enthüllt werden. Der Stern erscheint dann in ruhendem Zustande, und sein Abstand vom nächsten Faden muß geschätzt werden. Wird die Bewegung des Schiebers von der Uhr besorgt und elektrisch verzeichnet, so ist die Verbindung zwischen Ort und Zeit hergestellt.

Als sehr geistreich wird allgemein der Vorschlag des P. Braun S. J. anerkannt. Derselbe ist in dem Berichte des Haynald'schen Observatoriums für 1886 ausführlich beschrieben und besteht im wesentlichen darin, daß der bewegliche Mikrometerfaden die Bewegung des Sternes mitmacht, daß also beide in Bezug aufeinander als ruhend erscheinen und die genaue Einstellung ohne Einfluß der persönlichen Gleichung gemacht werden kann. Die Verbindung zwischen Ort und Zeit geschieht auch hier auf elektrischem Wege durch die Uhr selbst.

Statt den Mikrometerfaden allein in Bewegung zu setzen, gedachten die Instrumentenbauer Repsold das ganze Transitinstrument dem Sterne folgen zu lassen, während andere einen Mittelweg einschlugen und weder den Faden allein noch das ganze schwere Instrument, sondern das Mikrometer mit Uhrwerk treiben wollten. Während die erwähnten Vorschläge eben nur Vorschläge geblieben sind, hat man es mit der Gelatine-Platte wirklich versucht, und zwar zuerst, wie das kaum anders zu erwarten war, auf der Harvard-Sternwarte. Allein beim Versuche ist es auch hier geblieben. Die Theorie des Verfahrens war gefunden; aber dem Instrumente fehlte noch die Vollkommenheit und Einfachheit, die ihm beim täglichen Gebrauche unentbehrlich ist.

Diese Aufgabe ist von Professor Fargis S. J., dem das Ertel'sche Transitinstrument unserer Sternwarte anvertraut ist, vollständig gelöst worden. Das unscheinbare, kleine, von ihm erfundene Instrumentchen, das dem Ocularende des Fernrohrs angeschraubt wird und den Stern abwechselnd verdunkelt und enthüllt, hat den Namen Photochronograph[1] erhalten, weil die photographische Platte durch dasselbe wirklich das Aussehen eines Chronographenstreifens erhält. Da findet man dieselben Sekundenmarken mit den Pausen der Uhr, nur fehlen die mit der

---

[1] Näheres hierüber in der jüngst erschienenen Schrift: The Photochronograph and its applications to Stars Transits. Washington D. C., 1891.

Krankheit der persönlichen Gleichung behafteten Zwischensignale des Beobachters ganz. An deren Statt zeigt die Platte den Mittelfaden des Fernrohrs, auf welchen alle vom Sterne gezeichneten Sekundenmarken bezogen werden können. Die Vorrichtung ist so einfach, daß sie innerhalb eines halben Jahres schon über 300 meßbare Sterndurchgänge geliefert hat, aus denen das Uebel der persönlichen Gleichung gründlich ausgerottet ist.

So hätten wir denn unsere vielverschlungene wissenschaftliche Reise vollendet. Es war nicht ein Gang durch ein Museum, wo die Gegenstände nach Gattung und Art geordnet daliegen, sondern eine mehr geschichtliche Rundschau, bei der uns die verschiedensten allerorts auftauchenden Entdeckungen nacheinander überraschten und erfreuten, ähnlich einem großen Sternschnuppenfall, der die Aufmerksamkeit des Beschauers vorübergehend auf die verschiedenen Himmelsgegenden lenkt. Wer wollte diese nächtlichen Wanderer während ihres stillen Schauspiels nach Farbe und Glanz oder nach Strahlungspunkten in Gruppen theilen? Das ist erst später möglich, wenn alle aufgezeichneten Bahnen vorliegen und mit Muße studirt werden können. So auch in unserem Falle. Das Schauspiel der sich rasch folgenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Himmelsphotographie ist noch lange nicht zu Ende und kann erst in späteren Jahren in einem einheitlichen Bilde dargestellt werden.

Zum Schlusse legt sich die Frage nahe, ob denn dieses von uns entrollte Schauspiel von rasch sich folgenden allerorts aufblitzenden Erfindungen des menschlichen Geistes nicht auch als ein Widerschein der Allmacht und Weisheit Gottes anzusehen sei, der diesen Geist mit solchen Kräften ausgerüstet hat. Und dennoch finden sich unter den oben erwähnten Namen auch solche, deren Träger, als sie noch im Diesseits weilten, zwischen diesem menschlichen Geiste und dem Glauben an den Schöpfer einen „unlöslichen Widerspruch“ zu finden behaupteten. Diesen Widerspruch haben sie aber selbst geschaffen, indem sie den menschlichen Geist vergötterten, einen Widerspruch, in welchen sich schon der Lügner von Anbeginn verwickelt hatte, zu seinem eigenen Schaden, aber leider nicht zur Belehrung dieser Weltweisen.

J. G. Hagen S. J.

Der Philosoph von Palais als Hymnopoet.

. . . Ingenio varius, subtilis et acer,
Omnia vi superans rationis et arte loquendi
Abaelardus erat. . . .

Petrus Mauritius.

Abälard, der Peripatetiker von Palais, der Abt von St. Gildas, der Widersacher des hl. Bernhard und der Schutzbefohlene Peters des Ehrwürdigen, ist von jeher eine der merkwürdigsten Gestalten in der Geschichte der theologisch-philosophischen Kämpfe des Mittelalters gewesen. Sein ganzes Leben ist ein ununterbrochener Roman, wie man ihn sich abwechslungs- und wirkungsreicher kaum denken kann. Was Wunder, wenn dies abenteuernde Leben wieder und wieder beschrieben wurde! Wer sich einen Begriff von der Reichhaltigkeit der Abälard-Literatur machen will, der sei verwiesen auf Ulysses Chevaliers Répertoire des sources und den zugehörigen Supplementband, obschon die an beiden Orten aufgeführten reichhaltigen Listen auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen können. Es ist deshalb lediglich eine Pflicht der Selbstachtung, wenn wir so oft Erzähltes hier nicht abermals erzählen. Auch mit den Urtheilen Dritter über Abälard wäre wenig gedient, da dieselben nur zu oft einseitig und ungenau sind, indem das Bild, das sie uns von dem Geiste Abälards entfalten, vielfach in einer Weise mit dem des Beurtheilers verquickt ist, daß es schwer hält, die beiden Bilder zu sondern. Wir wollen uns vielmehr auf eine einzige literarische That Abälards, auf das von ihm verfaßte Hymnar der Abtei Paraklet beschränken. Ist doch über dem Philosophen der Dichter Abälard so gut wie vergessen worden, obgleich zu den Lebzeiten des genialen Mannes der Ruf des letztern dem des erstern kaum nachstand. Aber es sind die weltlichen Lieder Abälards im Strome der Zeiten verrauscht und verklungen, und seine geistlichen Lieder theilten das Schicksal der Hymnenliteratur überhaupt: es war dafür wenig Verständniß, wenig Interesse vorhanden.

Abälard war kühn und bahnbrechend in der heiligen Poesie: kühn, weil er der erste und einzige Autor ist (es könnte außer ihm nur noch der späte Santeul in Betracht kommen), der ein gesammtes liturgisches Hymnar verfaßte; bahnbrechend, weil er sich dabei eines neuen, zum Theil sehr künstlichen Versbaues befliß, vermöge dessen er als einer jener Autoren angesehen werden muß, auf deren Schultern die ganze wundervolle Blütezeit lateinischer Rhythmendichtung steht, welche mit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts begann, das ganze 13. hindurch anhielt und nur langsam im 14. von ihrer Höhe herabsank. „Die lateinischen Rhythmen des Mittelalters", bemerkt mit Recht Wilhelm Meyer aus Speier, „verdienen eifrige Erforschung; nicht nur um des Inhaltes, sondern auch der Formen willen. Dichtungen wie viele der Carmina Burana, manche des Archipoeta, sehr viele Hymnen und Sequenzen werden stets zu den Perlen der Weltliteratur gehören. Dann

haben die lateinischen Rhythmendichter besonders im 11. und 12. Jahrhundert mit feinem Gefühle für den innern Bau der Zeilen Gesetze aufgestellt, welche auf die romanische Dichtung im Mittelalter großen Einfluß gehabt haben und zum Theil noch jetzt fortwirken, wie z. B. der romanische Versbau noch heute auf dem damals gelegten Grunde ruht"; und an anderer Stelle: „Was aber dieser Periode vor allem ihr Gepräge gibt, das sind die neuen Zeilen- und Strophenformen und der Aufbau der ganzen Gedichte. Sonst wird der Genuß dessen, was das Mittelalter hervorgebracht hat, oft gestört durch dessen Nachäffung von Autoritäten; konnte man in der Bibel, in einem Kirchenvater oder alten Classiker ein Vorbild finden oder zu finden glauben, so war die stärkste Geschmacklosigkeit entschuldigt, ja als Zeichen von Gelehrsamkeit rühmlich; an den Formen der rhythmischen Dichtung können wir wie an denen der mittelalterlichen Baukunst reine Freude haben. Denn hier galt nur, was für passend und schön befunden wurde." [1]

Wenn gleichwohl der dichterischen Thätigkeit Abälards verhältnißmäßig so geringe Aufmerksamkeit geschenkt ward und wird, so liegt ein Grund dieser auffallenden Erscheinung auch darin, daß die Hymnen Abälards überhaupt nur mit genauer Noth auf uns gekommen sind. Wie wir die sechs Klagelieder unseres Philosophen einer einzigen (vaticanischen) Handschrift verdanken, so erging es auch den Hymnen nicht viel besser, die bereits von den Verfassern der Histoire littéraire de la France unter seinen verlorenen Schriften aufgeführt wurden.

Daß Abälard überhaupt dichterisch thätig war und, wie das ja im frühen Mittelalter noch vielfach zu geschehen pflegte, seine Gedichte auch selbst mit Melodien versah, dafür haben wir sowohl sein eigenes als Heloise's Zeugniß [2]. Von der Existenz eines durch Abälard verfaßten Hymnars aber gab jederzeit der kurze Widmungsbrief Nachricht, welcher sich vor dem Buche der Predigten befindet und in welchem der Verfasser Heloise mittheilt, er sende ihr, nachdem er erst unlängst auf ihre Bitten hin ein Buch Hymnen oder Sequenzen verfaßt, nunmehr eine Sammlung geistlicher Vorträge und Unterweisungen für ihr Kloster Paraklet [3]. Uebrigens führt auch Henricus Gandavensis bezw. der Fortsetzer von dessen Scriptores ecclesiastici das Hymnar Abälards auf [4], und Amboise, der 1616 eine Ausgabe von Werken Abälards veranstaltete und selbst eine Reise nach Paraklet unternahm, hatte diese Hymnen

---

[1] Der Ludus de Antichristo und Bemerkungen über die lateinischen Rhythmen des 12. Jahrhunderts. Sitzungsberichte der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1882. Philosophisch-philologische Blätter. I. S. 43 u. 113.

[2] PP. LL. CLXXVIII, 128. 185 sq.

[3] Libello quodam hymnorum vel sequentiarum a me nuper precibus tuis consummato, veneranda in Christo et amanda soror Heloissa, nonnulla insuper opuscula sermonum, juxta petitionem tuam, tam tibi quam spiritalibus filiabus tuis in nostro oratorio congregatis scribere praeter consuetudinem nostram utcunque maturavi. Ibid. c. 380.

[4] Vgl. A. Fabricius, Bibliotheca eccles. XI, 128.

gesehen, so daß bei dem Lobe, welches er denselben in seiner Praefatio apologetica spendet [1], nur zu verwundern ist, warum er sie seiner Ausgabe nicht einverleibte. Offenbar waren damals Abälards Hymnen zu Paraklet noch im Gebrauche; zu Ende des Jahrhunderts indes oder zu Anfang des nächsten werden die Nonnen aller Wahrscheinlichkeit nach, der damals ganz Frankreich erfassenden Manie, neue Liturgien und vor allem neue Hymnen einzuführen, Folge gebend, das Erbe ihres Stifters gegen die Muse der Santeul und Coffin eingetauscht haben. Ueber den alten liturgischen Handschriften wird, wie anderwärts, kein günstiger Stern geleuchtet haben, und so erklärt es sich, daß schon zur Zeit der Histoire littéraire die Hymnen Abälards als verloren galten.

Dabei blieb es bis hinein in unser Jahrhundert, als zuerst Oehler auf den Codex 10 147—58 der Bibliothèque de Bourgogne und in demselben auf die verloren geglaubten Hymnen stieß. Oehler sowohl als Gachet und du Meril veröffentlichten nacheinander verschiedene Lieder dieser Handschrift, während das gesammte Hymnar erst 1849 in der von Victor Cousin besorgten Ausgabe der Werke Abälards einen Platz fand [2]. Noch ehe der zweite Band der Cousin'schen Edition erschienen, besorgte (der nachmalige Cardinal) Pitra eine neue Ausgabe der Hymnen für Migne's Patrologiae cursus completus, für welche er während eines längern Aufenthaltes in Brüssel die dortige Handschrift nochmals verglich und einzelne Fehler Cousins verbesserte. Der Codex Bruxellensis, der aus der Lütticher Gegend zu stammen scheint und dem Beginne des 13., vielleicht selbst dem ausgehenden 12. Jahrhundert angehört, ist kein liturgischer, sondern ein Sammelband verschiedener Gegenstände, unter denen Abälards Hymnar den letzten Platz einnimmt. Leider ist die Handschrift nicht vollständig; denn sie schließt mit einem Hymnus, von dem nur die zwei ersten Verse vorhanden, während das Weitere mit dem letzten Blatte fortgerissen ist. Auch innerhalb derselben läßt sich eine Lücke nachweisen, indem Abälard in der Vorrede zum dritten Buch der Hymnen erwähnt, er habe für die Kreuzfeste fünf Lieder verfaßt, während die Brüsseler Handschrift deren nur drei enthält.

Bei der Unvollständigkeit dieser Quelle ist es auffallend, daß man so lange Zeit hindurch die zweite noch vorhandene Handschrift der Hymnen vernachlässigte, um so mehr, als zu wiederholten Malen auf dieselbe hingewiesen worden. Denn schon im Jahre 1855, also in demselben Jahre, in welchem Pitra's Edition zur Veröffentlichung gelangte, verfaßte der damalige Bibliothekar von Chaumont-sur-Marne eine kleine Schrift, betitelt: Notice sur le Bréviaire d'Abélard conservé à la bibliothèque de Chaumont (Haute-Marne), in welcher er auf das Vorhandensein weiterer Hymnen Abälards hinwies und auch ein Beispiel abdruckte, dafür aber gerade ein Lied aussuchte, das viel

[1] Ea etiam mihi communicavit divini officii homilias toto anni curriculo legendas stylo Abaelardico exaratas cum collectis et hymnis, in quibus magna catholicae pietatis lux seu legenti seu canenti affulget. PP. LL. CLXXVIII, 76.

[2] Petri Abaelardi opera hactenus seorsim edita nunc primum in unum collegit . . . V. Cousin adjuvante C. Jourdain. Parisiis 1849 et 1859.

älter ist als derjenige, dem es hier zugeschrieben wurde. 23 Jahre später, 1878, wies Léon Gautier in seinem berühmten Werke: Les épopées françaises (I, 312) auf dieselbe Quelle hin mit den Worten: Un grand nombre de rhythmes inédits d'Abélard se trouvent dans le Bréviaire du Paraclet qui est conservé à la bibliothèque de Chaumont (Haute-Marne). Als weitere zwölf Jahre später, 1890, Schreiber dieser Zeilen durch Chaumont kam, waren die Hymnen noch immer im Staube begraben.

Die Handschrift von Chaumont ist das einzige liturgische Denkmal des Klosters Paraklet, das uns erhalten. Dieselbe ist leider nur ein Diurnale, kein vollständiges Brevier und ist auch von geringem Alter; denn sie gehört dem ausgehenden 15., wahrscheinlicher sogar dem angehenden 16. Jahrhundert an. Nichtsdestoweniger ist dieselbe bei dem Mangel anderer Quellen von unschätzbarem Werthe. Was das Alter angeht, ist es vielleicht nicht unangebracht, daran zu erinnern, daß unsere Handschrift Abälard immerhin unvergleichlich näher steht, als die ältesten Classikerhandschriften, die wir kennen, den Heroen griechischer und römischer Bildung. Daß dieselbe ein Diurnale, ist zwar sehr bedauerlich; denn ein Brevier hätte uns Hymnen bieten müssen, die hier fehlen, und ein Antiphonar würde uns außerdem in den Melodien einen Gegenstand höchsten Interesses überliefert haben. Allein ein tröstlicher Umstand ist jedenfalls der, daß das Diurnale dank der abweichenden Einrichtung, die Abälard seinen Hymnen gab, wenigstens für die Festtage vier Hymnen statt zwei bietet, mithin unvollständig nur rücksichtlich der Ferialtage ist. So bringt denn das Diurnale von Paraklet bei Beachtung der erwähnten und Vornahme der nicht erwähnten Divisiones die nunmehr bekannten Hymnen Abälards von 93 (bezw. 95) auf 133 (bezw. 131), enthält also 38 neue Lieder. Aber auch abgesehen hiervon, vermittelt es uns interessante Aufschlüsse. So ersehen wir aus demselben, daß Abälards Hymnen zu Paraklet wirklich in liturgischen Gebrauch übergingen und darin bis über das 16. Jahrhundert hinaus verblieben. Wir ersehen aber auch, daß dieselben nicht alle älteren Hymnen zu verdrängen vermochten, wie solches doch wohl in Abälards Absicht dürfte gelegen haben, da sein Hymnar für alle Feste ausreichende Vorsorge trifft. Oder sollten seine Lieder die alten anfangs ausnahmslos verdrängt haben? Es hätten alsdann eine Anzahl der letzteren sich allmählich wieder eingeschlichen; denn unser Diurnale enthält eine Reihe von Hymnen, die älter sind als Abälard, einige wenige, die des Frohnleichnamsfestes, die jünger sind als er. Wir erfahren ferner, daß Abälard außer den Hymnen für Paraklet einzelne andere für andere Kirchen und Klöster verfaßt hat. Es befinden sich nämlich unter den Hymnen von Chaumont, welche im Brüsseler Codex fehlen, je einer auf die Heiligen Dionysius, Aigulphus und Gildas. Diese Heiligen aber sind gerade die Patrone dreier klösterlichen Genossenschaften, in deren Mitte Abälard der Reihe nach weilte.

Wie bekannt, zog sich Abälard um das Jahr 1119 in die Abtei St. Denis bei Paris zurück, woselbst er Profeß machte, während Heloise in dem Kloster von Argenteuil den Schleier nahm. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Hymnus auf den hl. Dionysius für die Abtei, die seinen Namen trug,

geschrieben ward, und zwar wahrscheinlich während des ersten Aufenthaltes des Dichters in derselben, vor Wiederaufnahme seiner Lehrthätigkeit in Paris und vor seiner ersten Verurtheilung durch die Synode von Soissons (1121). Der Hymnus nämlich identificirt den Areopagiten Dionysius, von dem Apostelgeschichte 17, 34 die Rede ist, der Legende gemäß mit dem gleichnamigen Blutzeugen und ersten Bischofe von Paris, eine Meinung, welche nicht immer diejenige unseres Philosophen war. Als derselbe nämlich nach seiner Verurtheilung zu Soissons und kurzer Haft in dem Kloster St. Medardus in seine Abtei entlassen wurde, fiel ihm, wie er selbst erzählt, eines Tages eine Stelle Beda's in die Hände, der zufolge der Areopagite Bischof von Korinth gewesen wäre, während die Acten des Dionysius von Paris diesen Bischof von Athen sein ließen. Folglich, so schloß Abälard, kann der Pariser Protoepiskopus nicht der Areopagite sein. Nichts Eiligeres hatte er — nicht zu Unrecht nennt ihn Heinrich Leo einen der keckſten Disputirgeister aller Zeiten — zu thun, als seinen Fund seinen Ordensbrüdern zu zeigen und mit schlechtverhohlener Schadenfreude die Schatten des Unmuths zu beobachten, die über ihre Züge flogen. Ja, er ging auf die Frage, was er denn selbst von der Sache denke, so weit, zu behaupten, Beda's Autorität scheine ihm denn doch schwerer zu wiegen als die Hilduins, auf welchen sich die Mönche jenem gegenüber steiften. Mit solcher Heftigkeit tobte der Sturm des Unwillens, der sich gegen Abälard erhob, daß dieser sich entschloß, eines Nachts aus dem Kloster zu entweichen. Man hatte ihm gedroht, ihn dem Könige von Frankreich zur Aburtheilung zu überliefern, da eine Beleidigung des patronus regni einer Majestätsbeleidigung gleichkomme. Abälard floh nach Troyes zum Grafen Theobald von der Champagne, dessen Gunst er sich erfreute, und dieser sandte ihn in das Priorat von St. Ayoul zu Provins. Von hier aus retractirte Abälard in einem Briefe an den Abt Adam und seine commonachos carissimos seine Ansicht und suchte nachzuweisen, wie und warum Beda geirrt habe. Es wäre also auch möglich, daß der in Rede stehende Hymnus erst jetzt in Provins und zu demselben Zwecke wie obiger Brief geschrieben worden wäre. In liturgischen Gebrauch scheint der Hymnus in St. Denis niemals oder doch nur auf sehr kurze Zeit gekommen zu sein. Man hatte dort Hymnen, als deren Verfasser man Venantius Fortunatus und Eugenius von Toledo nannte.

Der demüthige Brief Abälards hatte nicht den Erfolg, den der Briefsteller sich von demselben versprochen hatte. Abt und Convent verweigerten die erbetene Erlaubniß zum Uebertritt in ein anderes Kloster; es würde eine zu große Schande sein, wenn bekannt würde, daß ein Mann von dem Weltrufe eines Abälard ein anderes Stift dem von St. Denis vorgezogen. Abälard blieb in Provins bis nach dem bald darauf erfolgten Tode des Abtes, dessen Nachfolger, der berühmte Suger, es zufrieden war, wenn Abälard, nicht zwar in ein anderes Kloster übertreten, sich aber in eine beliebige Einsiedelei zurückziehen wolle. Das Priorat von Provins, in dem Abälard Gastfreundschaft genossen, trug den Namen des hl. Aigulphus. Der Leib dieses mit der Martyrerkrone geschmückten Abtes von Lerin war nach Provins übertragen und wurde dort verehrt, obschon die Leriner die Uebertragung läugneten und

auch ihrerseits einen heiligen Leib als den Aigulphus' verehrten. Der Hymnus auf den heiligen Lerinenser, den wir im Brevier von Paraklet finden, weist daher mit Fingern auf den Aufenthalt Abälards in Provins hin.

Von Saint-Ayoul war Abälard der erhaltenen Ermächtigung gemäß in eine öde Gegend gezogen und hatte sich daselbst eine Cella errichtet, welche er Paraklet nannte. Kaum war das Gerücht davon kund geworden, als auch schon lernbegierige Jünglinge von allen vier Winden der Welt herbeieilten und sich rund um des Meisters Zelle her eine Art wissenschaftlichen Feldlagers einrichteten. Sie erbauten Abälard ein Haus und Oratorium aus Stein, selbst unter Zelten und Schutzdächern wohnend, allen Mangel und alles Ungemach nicht achtend, um nur seinen Vorträgen lauschen zu können. Aber schon regten sich neue Anfeindungen; da erschienen um das Jahr 1126 Mönche vom Stifte St. Gildas zu Ruits in der Bretagne, die ihn zu ihrem Abte erkoren hatten. Froh, durch den ehrenvollen Ruf neuen Verwickelungen zu entgehen, nahm Abälard an, nicht ahnend, daß er nur Ort und Art der Leiden ändern werde. Denn auch an den fernen Gestaden der Westsee sollte dem Friedlosen keine Ruhe beschieden sein. Ein Denkmal an den Aufenthalt des Dichters in St. Gildas ist der Hymnus auf diesen Heiligen [1], im Hymnar von Paraklet.

Das Vorkommen der gedachten drei Lieder in den im Diurnale von Chaumont zuerst auftretenden Hymnen ist für den mit Abälards Lebenslauf Vertrauten ein so packender Beweis für die Echtheit nicht nur dieser, sondern auch der übrigen, die obendrein nach Inhalt und Form, Stil und Metrik die unverkennbarste Aehnlichkeit mit den Liedern der Brüsseler Handschrift tragen, daß ein Zweifel überhaupt nicht rege wird [2]. Uebrigens fehlt es nicht an anderen Momenten, welche diese Ueberzeugung stützen.

Wie Ambrosius, so hat auch Abälard die Eigenthümlichkeit, in seinen Hymnen Gedanken zu wiederholen, die er bereits anderswo in ungebundener

---

[1] Ueber den hl. Gildas oder Gildasius mit dem Beinamen Sapiens vgl. Acta SS. Jan. II, 952.

[2] Ein einziger Hymnus der Handschrift von Chaumont macht von dem Gesagten eine Ausnahme. Es ist der Hymnus auf den hl. Benedikt: Victimam nostrae tibi Christe laudis. Derselbe ist nämlich quantitirenden Versmaßes, alle anderen Hymnen Abälards sind rhythmisch. Deshalb wäre derselbe aus der Reihe der echten Hymnen unbedingt zu streichen, wenn nicht einmal das Carmen ad Astralabium metrisch gedichtet und somit der Beweis erbracht wäre, daß Abälard so gut wie manche andere Zeitgenossen im alten und modernen Stile von damals zu Hause war; denn die Gründe, mit denen du Meril (Poésies populaires latines du moyen âge, p. 430 ss.) die Echtheit dieses Gedichtes bekämpft, verdienen ernsthafte Beachtung nicht; sodann weist namentlich die Doxologie Aehnlichkeit mit Abälards eigenartigen Doxologien auf. Unter diesen Umständen bleibt Echtheit oder Unechtheit dieses Hymnus eine offene Frage, die nur dadurch eine Lösung finden könnte, wenn es gelänge, das Lied entweder in Handschriften nachzuweisen, die älter sind als Abälard, oder aber eine weitere Verbreitung desselben festzustellen, als die echten Hymnen Abälards erlangt haben. Bliebe dagegen die Handschrift von Chaumont die einzige Quelle, so wäre das ein dritter schwerwiegender Grund für Echtheit des Liedes.

Rede ausgesprochen, und zwar ausgesprochen in einer Weise, daß zur Identität der Ideen fast die Congruenz der Worte hinzutritt. Es scheint das eine Eigenschaft solcher Geister zu sein, deren Gedanken wie mit Naturnothwendigkeit in einer bestimmten Form krystallisiren, mit dem prägnanten und einmal als congenial erkannten Ausdrucke so verwachsen, daß es ihnen zur Unmöglichkeit wird, einen andern gleich bezeichnenden, gleich erschöpfenden zu erfinden, ähnlich wie wir uns einen Mann, den wir nur einmal in einem bestimmten Alter, bestimmter Kleidung, Situation sahen, unwillkürlich stets mit denselben Zügen, in derselben Kleidung, unter denselben Umständen vorstellen. So können wir füglich die sämmtlichen Hymni diurni des ersten Buches als eine poetische Paraphrase jener mystisch-allegorischen Erklärung des Sechstagewerkes bezeichnen, wie sie der Autor in seinem Hexaëmeron gegeben. Frappirt uns in dem Hymnus auf Pauli Bekehrung der Vergleich des Apostels mit dem Nashorn nach Job 39, 10, so haben wir nur die Rede Abälards auf das gleiche Fest nachzulesen, um denselben Vergleich des weitern ausgesponnen zu finden. Aehnliches findet sich nun auch in den neuen Hymnen sehr häufig. 16 derselben ist die folgende Doxologie gemeinsam:

Tu tibi compati sic fac nos, Domine,
Tuae participes ut simus gloriae,
Sic praesens triduum in luctu ducere,
Ut risum tribuas paschalis gloriae.

Auffallen wird in dieser Strophe der risus paschalis gloriae, durch den man fast an das kleine „Ostergelächter" erinnert wird, das früher die Prediger ihren Zuhörern am Osterfeste zu bereiten schuldig waren, indem sie irgend eine mehr oder minder gelungene Schnurre in ihren Sermon verwebten. Liest man nun Abälards 13. Predigt, welche auf das Osterfest gehalten ist, so stößt man auf die Stelle: „Was Wunder also, wenn wir die beiden durch Tod und Grablegung des Herrn geheiligten Tage den Thränen des Mitleides weihen, damit nach dem Weinen um so fröhlicheres Gelächter folge wegen der Auferstehung des Herrn."[1] Weitläufig führt zu den Laudes des Charsamstags Abälard die bekannte Sage vom Phönix aus:

Phönix ein Vogel heißt, einzig und wunderbar,
Der sich am dritten Tag, wenn er verstorben war,
Aus seiner Asche hebt, gleichwie der Herr erstand,
Unsres Auferstehens Spiegel und Unterpfand.

Hat sein Gefieder die lohende Glut verzehrt,
Wieder im Glanze er strahlender Jugend kehrt,
Sich zu des Aethers Blau schwingend in kühnem Drang:
Also auch Christus sich auf zu den Himmeln schwang.

---

[1] Quid igitur mirum, si et biduum illud dominicae passionis ac sepulturae in luctu compassionis praecipue ducimus, ut post fletum gratior habeatur risus ... resurrectionis gloria superveniente? PP. LL. l. c. p. 487.

Nicht seinesgleichen der Phönix hat weit und breit,
Einsam er lebt und in keuscher Enthaltsamkeit;
In vollster Aehnlichkeit Christum bedeutet er,
In Thier- und Vogelwelt nichts, das erhab'ner wär'.

Avis mirabilis Phoenix et unica,
Quam et lux reparat, ut ferunt, tertia,
Non minus peragit Christi mysteria
Vel resurgentium promittit gaudia.

Haec cum in funere formam resumpserit
Alasque pristinas rursum induerit,
Volatu solito se sursum erigit,
Cum coelos etiam Christus ascenderit.

Sexus est comparis haec avis nescia,
Sicut est unica, sic semper integra,
Similitudine Christi plenissima
Transcendit bestias et volatilia.

Vergleicht man mit diesen Strophen die gedachte Osterpredigt, so findet man wieder dieselbe Verwandtschaft des Gedankens. „Niemand," heißt es da, „der die Natur des Phönix kennt und weiß, welche Herrlichkeit ihm eignet, der des öftern abstirbt und zu neuem Leben ersteht, kann in Betreff unserer eigenen Auferstehung Zweifel hegen. (Siehe oben Vers 4.) Wenn wir dieses Vogels Natur und die Art seiner Auferstehung mystischerweise auf Christus übertragen, werden wir sehen, wie wohl alles auf ihn paßt." Nun wird die Naturgeschichte des Phönix genau wie im Physiologus erzählt, worauf Abälard die einzelnen Züge also auslegt: „Daß nämlich dieser Vogel einzig ist und seinesgleichen nicht hat, weder der Würde nach noch zum Behufe geschlechtlicher Fortpflanzung, paßt in unvergleichlicher Weise auf die Würde Christi sowohl als auf seine Jungfräulichkeit. (S. oben Vers 11.) Denn wer ist einziger und seiner Würde nach mehr ohnegleichen als Christus? In ihm ist auch weder Mann noch Frau, wie der Apostel sagt (Gal. 3, 28), da am Leibe Christi, welcher die Kirche ist, die Verschiedenheit des Geschlechts keinerlei Würde verleiht, und Christus nicht die Verschiedenheit des Geschlechts, sondern des Verdienstes ansieht" u. s. f. [1]

Ein weiterer Beweis für die uns beschäftigende Frage ist endlich auch der Umstand, daß der Hymnus, von dem uns die Brüsseler Handschrift nur die zwei ersten Verse überliefert, in dem Diurnale von Chaumont vollständig sich wiederfindet. So viel zur Sicherstellung der Authenticität dieser Hymnen.

So reichhaltig indes der Nachtrag ist, den die Handschrift von Chaumont uns bietet, und so nahe wir mit derselben der Vollständigkeit nun kommen: eine Lücke beseitigt merkwürdigerweise auch sie nicht. Es fehlen nämlich die fünf Kreuzhymnen hier vollständig, von denen Abälard im Vorworte des dritten Buches spricht und von denen die Brüsseler Handschrift nur drei bietet. Da-

[1] PP. LL. l. c. c. 488.

gegen ist eine andere größere Lücke, deren Existenz behauptet wurde, wohl nicht vorhanden. Neben den Hymnen hat man nach dem Vorgange der Histoire littéraire stets die Sequenzen Abälards als verloren bezeichnet. Noch Pitra thut dies: nondum inventae sequentiae ullae. Dafür aber, daß Abälard neben den Hymnen auch Sequenzen verfaßt, berufen sich alle einzig auf die schon oben erwähnte Stelle des Widmungsbriefes vor dem Buche der Predigten. Hier aber spricht Abälard nicht etwa von einem libellus hymnorum et sequentiarum, wie die Histoire littéraire [1] und Pitra [2] ihn reden lassen, sondern von einem libellus hymnorum vel sequentiarum, woraus hervorgeht, daß diese Sequenzen nicht von den Hymnen verschieden, vielmehr mit den Hymnen identisch sind und der Autor nur mit sich selbst nicht recht im klaren ist, ob er seine Lieder Hymnen oder Sequenzen nennen sollte, vielleicht deshalb, weil er sich von der bisher üblichen Form der Hymnen entfernte und sich eines Strophenbaues befliß, der dem der Sequenzen verwandter war. Wir haben somit durchaus keinen positiven Anhaltspunkt zur Vermuthung, daß Abälard auch einen libellus sequentiarum verfaßt habe [3]. Aus der herrschenden Mode und der Vorliebe für die Sequenzen lassen sich Schlüsse nicht ziehen; denn es gab Diöcesen, Gegenden, Orden — so z. B. der eben mächtig emporblühende Orden der Cistercienser —, die keine Sequenzen zuließen. Andererseits läßt sich aber auch nicht positiv nachweisen, daß Abälard keine Sequenzen geschrieben. Dazu müßten entweder glaubwürdige Zeugnisse vorliegen oder aber Meßbücher und Gradualien des Klosters Paraklet. Leider ist weder das eine der Fall, noch das andere.

Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung und Würdigung des Hymnars selbst. Es zerfällt in drei Bücher, von denen das erste die Hymnen der Wochentage, das zweite die der Festzeiten, das dritte die der Heiligenfeste enthält. Jedes der drei Bücher beginnt mit einer eigenen Vorrede. Die des ersten behandelt die Gründe, weshalb Abälard zur Abfassung eines neuen Hymnars geschritten. Der erste und wohl auch durchschlagende Grund dürfte der Wunsch der Aebtissin von Paraklet gewesen sein, ein solches zu besitzen, der sich wohl mit dem Wunsche Abälards, ein solches zu schreiben, begegnen mochte. Da Heloise von der dichterischen Begabung Abälards eine hohe Meinung hatte, ist ja dieser Wunsch begreiflich genug. Er erklärt sich des weitern

[1] PP. LL. l. c. c. 42.

[2] Ibid. c. 1766: „Porro, ut fit, evanuere postmodum omnia hymnorum et sequentiarum illarum vestigia."

[3] Das Gedicht Heli, Heli, Deus meus, das Martène (Ampliss. Collect. IX, 1092) und neuerdings Cousin (I, 331) Abälard zuschreiben, ist erstens keine Sequenz und zweitens nicht von Abälard, sondern von Hildebert von Le Mans. Vgl. Hauréau, Les mélanges poétiques d'Hildebert de Lavardin, p. 72 ss. Die Sequenz Mittit ad virginem, die zuerst von Jodocus Clichtoväus in seinem Elucidatorium ecclesiasticum und seitdem von vielen, auch Daniel (Thesaurus hymnol. II, 59), Abälard zugeschrieben wird, kann ohne bessere Beweise als sein Eigenthum nicht angesehen werden, da sie klingenden Reim anwendet, wogegen Abälard in seinen Hymnen nur stumpfen Reim kennt.

aus dem ganzen Streben jener Tage, das nicht auf Einheit in der Liturgie, sondern vielmehr auf etwas Besonderes gerichtet war. Dabei machte sich ein kräftiges, schaffensfreudiges Leben, ja eine geradezu staunenswerthe Fruchtbarkeit auch in der liturgischen Dichtung bemerkbar. Wem diese Verhältnisse nicht völlig fremd sind, wird sich daher hüten, von vornherein Abälard seines Beginnens wegen der Impietät oder gar des Durchbrechens der bestehenden liturgischen Schranken zu bezichtigen. Was die gallicanischen Neuerer des 17. und 18. Jahrhunderts nur unter offener Verletzung der tridentinischen Gesetzgebung zu thun vermochten, das konnte im 12. Jahrhundert ohne jedwede Ahndung geschehen. Deswegen nimmt auch Pitra den Hymnographen von Paraklet gegen die Anschuldigung in Schutz, als habe er, neuerungssüchtig wie immer, auch an die Liturgie frevelnde Hand legen wollen[1]. Sehen wir doch noch unmittelbar vor dem Trienter Concil die Bischöfe mit großer Freiheit in Meßbuch und Brevier schalten und daher Althergebrachtes unterdrücken oder verändern. Nichtsdestoweniger hat auch Abälard selbst sich nicht völlig des Eindruckes erwehren können, als ob sein Unternehmen trotzdem etwas Revolutionäres an sich habe. Er macht sich nämlich einen doppelten Einwand: „Ich hielt es für überflüssig, auch neue Hymnen zu machen, da ihr einen Vorrath von alten habt, und es erschien mir als eine Art Sacrileg, den alten Gesängen der Heiligen die neuen sündiger Menschen vorzuziehen oder gleichzustellen.“[2] Und in der That ist, wie schon oben bemerkt, Abälard während der ganzen Zeit der sich lebendig entwickelnden Liturgie der einzige, der es gewagt hat, ein völlig neues Hymnar zu schreiben. Und dies hieß allerdings etwas anderes, als etwa eine kleinere oder größere Anzahl von Hymnen unter die üblichen aufnehmen, ja es hieß etwas anderes, als einen ganzen Liber sequentiarum verfassen und in die Liturgie einschalten, wie dies Notker Balbulus gethan. Denn die Sequenz war höchstens präterliturgisch; sie konnte in die bestehende Gottesdienstordnung eingeschaltet werden, ohne irgend etwas von dem Bestehenden zu verdrängen. Abälards Hymnar aber konnte seinem ganzen Umfange nach nur Aufnahme finden, wenn die alten Hymnen alle oder doch fast alle in Wegfall kamen. Es ist interessant, zu sehen, auf welche Gründe gestützt sich Abälard hier über seine Schwierigkeit hinweghilft[3]. Denn obschon

---

[1] Improbanda opinio. Qui enim eam amplexi sunt, in ea videntur fuisse sententia, easdem tunc viguisse leges, quas nunc servari praecipit ecclesia. Sane, si quis impraesentiarum manus inferret Breviario aliosque substitueret consuetis hymnis, id non impune ferret. Verum saeculo XII. non eadem erat severitas et multa permittebantur episcoporum, praepositorum, abbatum aliorumque praestantium virorum auctoritati et religioni; praecipue quod ad hymnos pertinet et sequentias, cum aliae ecclesiae eas omitterent, aliae adhiberent; et quae adhiberent, uterentur maxime variis. PP. LL. l. c. c. 1770.

[2] Censebam quippe superfluum, me vobis novos [hymnos] concedere, cum veterum copiam haberetis, et quasi sacrilegium videri, antiquis sanctorum carminibus nova peccatorum praeferre vel aequare. Praefat. ad libellum primum.

[3] Zu vergleichen ist übrigens Epist. 10, in welcher Abälard eine verwandte Frage gegen Bernhard von Clairvaux behandelt. Er bedient sich hier des sogen.

er diese Beweisführung Heloise in den Mund legt, ist doch kaum zu zweifeln, daß dieselbe auf seinem eigenen Grund und Boden gewachsen. Die erste Erwägung, daß für manche Feste keine eigenen Hymnen vorhanden seien, würde die Einschaltung einiger neuen, nicht aber die Abschaffung sämmtlicher vorhandenen rechtfertigen. Letztere zu entschuldigen, entgegnet Abälard: „Wir wissen ja überhaupt nicht, von wem die meisten Hymnen herrühren" (hymnorum vero, quibus nunc utimur, tanta est confusio, ut qui quorum sint nulla vel rara titulorum praescriptio distinguat). Dies ist durchaus richtig, und es verdient beachtet zu werden, daß man sich demgemäß schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts in ähnlicher Ungewißheit befand wie heute. „Wisse man aber von einigen die Verfasser", so fährt Abälard fort, „so seien sie von so vernachlässigter Factur, daß sie kaum zu singen seien" (tanta est frequenter inaequalitas syllabarum, ut vix cantici melodiam recipiant). Dieser Vorwurf ist allerdings schwerwiegend. Woran der Mönch des 12. Jahrhunderts sich stieß, das waren in erster Linie die häufigen Elisionen. Die ältesten Hymnen, z. B. die des hl. Ambrosius, vermeiden den Hiatus durch Elision, durch welche mehr Silben in den Vers kommen, als dem Metrum gemäß hineingehörten. Zu Ambrosius' Zeit wurden diese Silben im Gesange unterdrückt, wurden wirklich ausgestoßen und beseitigt, so daß sie dem Flusse der Melodie keinerlei Eintrag thaten. Als später die Metrik des Accentes jene der Quantität völlig verdrängte, die Kenntniß und Uebung der Elision im Chorgesange aber abhanden kam, da mußten diese überzähligen Silben vom Sänger als eine Störung empfunden werden. Aus diesem Umstande erklärt es sich z. B., warum der Hymnus des Ambrosius: Veni redemptor gentium außerhalb des mailändischen und des Cistercienser-Brevieres überall seine erste Strophe eingebüßt. Diese lautete nämlich:

Intende qui regis Israel
Super Cherubim qui sedes
Appare Ephraem coram excita
Potentiam tuam et veni.

Offenbar waren es die drei Elisionen in zwei Zeilen, welche zum Anstoße gereichten und zur Beseitigung führten. Mit diesem Grund berührt Abälard somit einen wirklichen Mißstand, wenngleich er durch Ausdehnung desselben

---

Argumentum ad hominem, indem er eine ganze Reihe von liturgischen Neuerungen der Cistercienser zusammenstellt und unter anderem erwähnt: Quorum ut pauca commemorem pace vestra, hymnos solitos respuistis et quosdam apud nos inauditos et fere omnibus ecclesiis incognitos ac minus sufficientes introduxistis. Die Cistercienser nahmen nämlich statt des römischen das ambrosianische Hymnar an. Er schließt mit dem Hinweise, daß selbst Rom, mit Ausnahme der Lateranensischen Basilika, vom alten römischen Ritus abgewichen sei und daß in Gallien einzig Lyon treu beim alten gallicanischen Ritus ausgehalten. Niemand table dies. Nonnullam enim oblectationem haec divini cultus varietas habet, quia, ut Tullius meminit, identitas in omnibus mater est satietatis. PP. LL. l. c. c. 339 sq. Diese Gründe sind entschieden besser als die hier zu besprechenden.

auf alle oder doch die meisten der damaligen Hymnen weit übertreibt; denn die Elision war in denselben selten. Um so mehr zeigen die folgenden Ausstellungen das krittelnde, haarspaltige Wesen unseres Dialektikers. Einige der Hymnen zwingen uns, wenn wir durch irgend welche Umstände verhindert werden, sie zur rechten Zeit zu beten, zum Lügen (Nonnullos denique asserebas esse, in quibus nonnunquam hos, a quibus decantantur, mentiri necesse sit, tum videlicet pro temporis necessitate tum pro falsitatis insertione). Als Beispiel werden angeführt die Verse: Nocte surgentes vigilemus omnes, Noctem canendo rumpimus, Morasque noctis rumpimus. So lögen also heutzutage alle jene, welche die Metten nicht zur Nachtzeit singen, sondern am Vorabend. Es kann wiederum sich treffen, daß man verhindert wird, Theile des Officiums zu beten, bis man im Begriffe steht, sich zu Bett zu legen, und betet trotzdem: Nam lectulo consurgimus; oder es ist eben Abend und Nacht geworden, und man betet: Ales diei nuntius lucem propinquam praecinit. Eine zweite Art, in der uns die Hymnen zum Lügen zwingen, besteht darin, daß sie uns Gefühle ausdrücken lassen, die wir gar nicht haben. Da muß ich z. B. singen: Preces gementes fundimus vielleicht zu einer Zeit, wo mir recht fröhlich zu Muth ist, oder: Fletus benignus suscipe, während kein Tröpfchen Augenwasser fließen will. „Denn nur sehr wenige gibt es, die in der Glut der Betrachtung oder aus Zerknirschung über ihre Sünden seufzend und weinend solches würdig zu singen vermögen." [1] Wieder andere Hymnen zwingen uns zum Lügen durch ihre Uebertreibungen; so z. B. wenn es im Hymnus auf den hl. Martin von Tours heißt: Martine par apostolis, oder wenn wir im Hymnus Iste confessor (confessores immoderate de miraculis glorificantes) singen:

Ad sacrum cujus tumulum frequenter
Membra languentum modo sanitati,
Quolibet morbo fuerint gravati,
Restituuntur,

während solche Wunder nicht frequenter, sondern nur bisweilen oder auch gar nicht mehr passiren. Wir haben also, wie aus Gesagtem hervorgeht, allen Grund, uns zu freuen, daß, so schlecht die Gründe auch waren, dieselben doch thatsächlich einen Mann wie Abälard veranlaßten, uns mit einem so interessanten Hymnar zu beschenken.

Mit der Einrichtung desselben befaßt sich die Vorrede des dritten Buches. Sie ist kurz diese: Die Ferialtage erhalten drei Hymnen für Matutin, Laudes,

[1] Als Analogon hierzu verdient eine Stelle aus den von Abälard entworfenen Regeln angezogen zu werden, wo er zu dem Texte Psallite sapienter unter anderem bemerkt: Sic enim saepe multos idiotas et literarum sensum ignorantes videmus in ecclesia per errorem nonnulla sibi nociva quam utilia precari, veluti cum dicitur: „Ut sic transeamus per bona temporalia, ut non amittamus aeterna". Facile ipsa consimilis vocis affinitas nonnullos sic decipit, ut vel sic dicant: „ut nos amittamus aeterna", vel ita proferant: „ut non admittamus aeterna". Ibid. c. 307.

Vesper; die Festtage aber erhalten vier Hymnen, einen für jede Nocturn und einen für die Laudes der Matutin; zur ersten Vesper sollen die zwei ersten dieser Hymnen, zur zweiten Vesper die beiden letzten per modum unius gesungen werden. Der Sonntag folgt den Festtagen, insofern er drei Hymnen zu den Nocturnen, den Werktagen, insofern er einen eigenen Vesperhymnus hat.

In den Ferialhymnen behandelt Abälard die Schöpfungstage, und zwar so, daß die Hymnen der Nocturn den Wortsinn der Schrift zum Gegenstande nehmen, die Hymnen der Laudes matutinae aber und der Vesper den mystischen oder allegorischen Sinn erläutern; denn der Wortsinn verhält sich zum mystischen „wie die Nacht zum Tage", wie der Alte Bund mit seinen Schatten zum Neuen:

Freut euch, die Wahrheit kam, und es entfloh die Nacht;
Licht hat der Herrschaft der Schatten ein End' gemacht,
Und bei dem Aufgang des himmlischen Glanzes klar
Strahlt das Geheimniß, das eben noch dunkel war.

Weiche nun, Moysis nächtliches Traumgesicht,
Hell sei der Tageszeit Lied wie des Tages Licht,
Alles mit Christus tritt aus der Verborgenheit,
Licht ist's, vorüber ist, Finsterniß, deine Zeit.

Frei nun entschleiern sich mystische Schilderei'n,
Wahrheit wird Wirklichkeit, lebt nicht im Bild allein,
Was graue Seher einst kündeten, sich enthüllt,
Auch nicht ein Jota, kein Pünktchen bleibt unerfüllt.

Advenit veritas, umbra praeteriit,
Post mortem claritas diei subiit,
Ad ortum rutilant superni luminis
Legis mysteria plena caliginis.

Nocturnum Moysi cedat praeconium,
Diurnum congruit diei canticum,
Cum Christo prodeunt cuncta de latebris
Nec locum deserit lux tanta tenebris.

Velamen exuunt figurae mysticae,
Est in re veritas, non jam in schemate,
Promissa liquido complens prophetica
Jota vel apicem non sinit irrita.

In diesen Hymnen legt, wie schon oben bemerkt, Abälard seinen eigenen Commentar zum Hexaëmeron in einer Weise zu Grunde, daß die Hymnen kaum etwas anderes sind als eine poetische Paraphrase jenes Werkes, welches selbst wieder im wesentlichen aus dem gleichnamigen Buche Beda's geschöpft ist, der seinerseits Augustin excerpirt hat. So lassen sich denn diese Lieder Satz für Satz aus Abälard, Beda, Augustin commentiren. Dieselben sind wesentlich Lehrgedichte und lassen meist einen besondern Schwung vermissen, ohne indes im mindesten langweilig und ermüdend zu sein. Sie sind dies

trotz ihrer gleichmäßigen Anlage kaum, wenn sie der Reihe nach gelesen werden, wofür sie doch nicht bestimmt sind. Einzeln befriedigen sie bei ihrer wohlthuenden Kürze noch mehr und müssen gesungen zweifellos von Wirkung gewesen sein. Vor den Werktagshymnen zeichnen sich die des Sonntags, ja schon der Hymnus zur Vesper des Samstags durch größern Schwung und einen größern Zusatz lyrischer Momente aus. Letzterer mag hier beispielshalber eine Stelle finden. Aus allen Hymnen Abälards ist dieser der einzige, der bisher in einer andern Handschrift als die beiden oben besprochenen gefunden worden. Man fand denselben in einem Codex von St. Gallen und edirte ihn, ohne den Autor zu muthmaßen.

O wie so herrlich der Sabbat und wunderbar,
Den ohne Unterlaß feiert der Sel'gen Schaar,
Starken welch süßer Lohn, Müden welch süße Ruh',
Wenn ihnen einst, o Gott, alles in allem du!

O welch ein Herrscher, welch Hof, welch ein Königssaal,
O welch ein Frieden, welch himmlisches Freudenmahl!
Die ihr sie froh genießt, schildert die Wonne dort,
Könnt, was ihr fühlet, kleiden in Menschenwort?!

Wahrlich, Jerusalem ist jene Gottesstadt,
Friede und Freud' und Ruh' nie dort ein Ende hat,
Dort ist nicht Sehnsucht mehr, dort kein Verlangen ist,
Nie seine Sättigung dorten ein Wunsch vermißt.

Ledig von allem Leid werden aus froher Brust
Droben in Sion wir singen des Liedes Lust,
Da wird dein selig Volk, heiliger Schöpfer, dir
Einstens für deine Huld huldigen für und für.

Niemals der Sabbat dort schwindet und wiederkehrt,
Ewig des ewigen Sabbates Freude währt;
Die unaussprechlichen Sänge verhallen nicht,
Die in der Engel Sang froh unser Chor da flicht.

Dorthin im Geiste wir müssen inzwischen seh'n,
Dorthin zum Vaterland muß unser Sehnen geh'n,
Daß nach dem Elend an Babylons Strömen wir
Fröhlich einst schauen des himmlischen Salems Zier.

O quanta qualia sunt illa Sabbata,
Quae semper celebret superna curia,
Quae fessis requies, quae merces fortibus,
Cum erit omnia Deus in omnibus!

Quis rex, quae curia, quale palatium,
Quae pax, quae requies, quod illud gaudium!
Hujus participes exponant gloriae,
Si, quantum sentiunt, possint exprimere!

Vere Jerusalem est illa civitas,
Cujus pax jugis est, summa jucunditas,
Ubi non praevenit rem desiderium,
Nec desiderio minus est praemium.

Ibi molestiis finitis omnibus,
Securi cantica Sion cantabimus,
Et juges gratias de donis gratiae
Beata referet plebs tibi, Domine.

Illic nec Sabbato succedit Sabbatum,
Perpes laetitia sabbatizantium,
Nec ineffabiles cessabunt jubili,
Quos decantabimus et nos et angeli.

Nostrum est interim mentes erigere
Et totis patriam votis appetere
Et ad Jerusalem a Babylonia
Post longa regredi tandem exsilia.

Außerdem verdient besondere Erwähnung der Hymnus, der nach der Mahlzeit, vielleicht statt des Miserere, gesungen werden sollte. Dazu läßt ihn wenigstens seine außergewöhnliche Länge sehr geeignet erscheinen. Auch lesen wir in den Zusätzen zur Regel von Paraklet, den Schluß der Mahlzeit betreffend: „Nach dem Tu autem gehen wir in Ordnung unter Absingung des Gratias zum Oratorium. Nach Beendigung des Gratias in der Kirche begeben wir uns ins Kapitel.“ [1]

Gehen wir zum zweiten und dritten Buche, den Festhymnen, über, so müssen wir dieselben im ganzen noch höher stellen als die Hymnen des ersten Buches. Dies hindert indes nicht, daß sich gerade hier die allerschwächsten Lieder Abälards vorfinden. Dahin sind ohne Zweifel die Lieder für das Kirchweihfest zu rechnen. Man braucht dieselben wahrlich nicht erst mit dem herrlichen Urbs beata Hierusalem zu vergleichen, um sie unschmackhaft zu finden; denn sie sind, mit alleiniger Ausnahme des vierten, buchstäblich nichts als das in Reime gebrachte Cäremoniale und erfreuen sich einer geradezu classischen Trockenheit. Abälards unwürdig sind ebenfalls, wieder mit allenfallsiger Ausnahme des vierten, die Hymnen zum Feste der unschuldigen Kinder. Einen höchst wunderlichen Eindruck muß es gemacht haben, wenn vom Chore gesungen ward, was Abälard aus Macrobius aufgepickt und in seinen Hymnus verflochten. Es soll nämlich Herodes vom Blutbefehle auch sein eigenes Söhnlein nicht ausgenommen haben; auf die Nachricht von dieser unnatürlichen Grausamkeit hin soll Augustus scherzend bemerkt haben, er möchte lieber Herodes' Schwein als sein Sohn sein, da die Schweine vor ihm als Juden sicher wären, seine Söhne aber nicht. Diese Anekdote finden wir im dritten der beregten Hymnen also versificirt:

[1] Dicto Tu autem procedimus ordinate gratias cantantes et ingredimur oratorium. Finitis gratiis in ecclesia ingredimur capitulum. Ibid. c. 316.

Ad mandatum Regis datum Generale
Nec ipsius Infans tutus Est a caede.
Ad Augustum Hoc delatum Risum movit
Et rex mitis De immiti Digne lusit.

Malum, inquit, Est Herodis Esse natum,
Prodest magis Talis regis Esse porcum [1].

Neben einzelnem Verunglückten ist aber gerade das Buch 2 und 3 reich an wirklichen Perlen der Poesie; dahin rechne ich die Weihnachts-, Oster- und Himmelfahrtslieder, sowie nicht wenige der Heiligenlieder, dahin vor allem auch die Hymnen des Charfreitags und des stillen Samstags, die bei Pitra noch fehlen und nur in der Handschrift von Chaumont sich finden. Schon oben ist ein Bruchstück aus diesen Liedern, die Phönixsage betreffend, mitgetheilt. Mögen hier die Hymnen zu den Nocturnen des Charfreitags im Zusammenhange ihre Stelle finden:

Dieses, Geliebteste, dies ist die finst're Nacht,
Die zum Gefang'nen den ewigen Tag gemacht,
Die uns zu bitteren Thränen des Schmerzes zwingt,
Da sie so grausam ihr finsteres Werk vollbringt.

Selber verrathen hat heut' der Verräther sich,
Der wie ein reißender Wolf in die Hürde schlich,
Heut' wird vom Wolfe das Lamm zum Altar geschleift,
Heute aus Sündenfrucht Heilung der Sünde reift.

Da mit dem Heiland sie feiern das Liebesmahl,
Schleicht der Verräther sich fort aus der Zwölfe Schaar,
Heimlichen Sündenrath er mit den Sündern hält,
Preis für ein schlechtes Geld gibt er den Preis der Welt.

Judas, kein Schacherer war je wie du von Sinn,
Daß du dir kaufest Tod, gibst du das Leben hin,
Daß dir nichts fromme das Blutgeld, so man dir bot,
Kommst deinem Opfer du heut' noch zuvor im Tod.

Noch zu vermehren die Schmerzen dem Schmerzensmann,
Zeigt der Verräther durch Kuß ihn dem Feinde an,
Daß bei dem schwarzen Werk ihr auch ein Antheil sei,
Küssend umschlinget ihr Opfer die Heuchelei.

Einsam zum Schlachtaltar steigst du, o Herr, hinan,
Gibst dich, zu bannen ihn, frei in des Todes Bann,
Wehe, was werden wir Aermste nun sagen, wir,
Die wir verschuldet, was lastet auf dir?

[1] Auf das allgemeine Gebot des Königs hin ist sein eigenes Kind nicht sicher vor Mord. Als dies Augustus berichtet wurde, erregte es sein Lachen, und der milde König spottete billig des grausamen. Schlecht ist's, sprach er, des Herodes Sohn sein, besser fürwahr ist's, eines solchen Königs Schwein zu sein.

Unsere Sünde, Herr, unsere Sündenschuld
Ist es, für welche die Strafe du trägst in Huld,
Lasse dein Leiden auch unsere Leiden sein,
Daß der Vergebung der Sünde wir würdig sei'n.

Diese betrübte Nacht, diese hochheil'ge Zeit
Ganz sei der nächtlichen Trauer im Herrn geweiht,
Bis, wenn der fröhliche Morgen der Urständ' tagt,
Engel uns kündigen: Nun ist genug geklagt!

Lasse uns also jetzt leiden, o Herr, mit dir,
Daß auch der Herrlichkeit einstens theilhaftig wir,
Lasse uns jetzt mit dir weinen in Traurigkeit,
Daß wir einst fröhlich sei'n, naht sich die Osterzeit.

Haec nox, carissimi, nox illa flebilis,
Qua comprehenditur dies a tenebris,
Piis fidelium est plena lacrimis,
Ad quas immanitas compellit sceleris.

Hac nocte proditor est per se proditus,
Qui lupus fuerat permixtus ovibus,
Agnus ad victimam per lupum traditus,
Scelus antidotum fecit sceleribus.

Dum sacrum celebrat Christus mysterium,
Egressus traditor sanctum collegium,
Ad pravum congregat pravos consilium,
Ut his in pretium det mundi pretium.

Mercator omnium Juda stultissime,
Cum mortis emptio sit vitam vendere,
Ne quid susceptio possit pecuniae,
Quem vendis praevenis mortis in funere.

Ut patientia probetur traditi,
Monstrat hunc traditor per signum osculi
Pioque impie permixta nomini,
Nec salutatio defuit crimini.

Solus ad victimam procedis, Domine,
Morti te offerens, quam venis tollere,
Quid nos miserrimi possumus dicere,
Qui, quae commisimus, scimus te luere?

Nostra sunt, Domine, nostra sunt crimina,
Qui tua criminum facis supplicia,
Quibus sic compati fac nostra pectora,
Ut vel compassio digna sit venia.

Nox ista flebilis praesensque triduum,
Quo demorabitur, fletus sit vesperum,
Donec laetitiae mane gratissimum
Surgente Domino sit moestis redditum.

Tu tibi compati sic fac nos, Domine,
Tuae participes ut simus gloriae,
Sic praesens triduum in luctu ducere,
Ut risum tribuas paschalis gratiae.

Eine interessante Studie wäre es, Abälards Hymnen mit Rücksicht auf Symbolik und Tropologie zu analysiren, da dieselben an Bildern und Gleichnissen jeder Art reich sind. Und zwar begnügt sich Abälard sehr häufig nicht damit, das Bild, das Symbol vorzuführen, er fügt oft die Erklärung bei, wofür ich auf das Beispiel verweise, das ich unlängst in einem Aufsatze über die Symbolik des Kreuzes gerade Abälard entlehnt habe (diese Zeitschrift, Bd. XL. S. 296). Neben den alten mehr oder minder allen gemeinsamen Bildern stoßen wir nicht selten auf solche, die mindestens in der liturgischen Dichtung neu und ungewohnt sind; so z. B. im Hymnus auf die jungfräulichen Martyrinnen die Anspielung auf die rothe Kalbe, von der Num. 19, 12 die Rede ist:

Integra tam spiritu quam corpore
Holocaustum vere fit ex virgine;
Ad incensum hujus refer hostiae
Rufae typum et tenellae vitulae.
Illic umbra, sed hic veritas,
Si res signis bene conferas [1].

Indes müßte es uns, wollten wir näher auf diesen Gegenstand eingehen, nothwendig zu weit führen. Begnügen wir uns, nachdem wir die Hymnen Abälards einigermaßen rücksichtlich ihres Inhaltes betrachtet, auch der Form einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Denn sie sind unter dieser Rücksicht mindestens ebenso interessant.

Es ist ein Verdienst Wilhelm Meyers, den kunstreichen Bau der Zeilen und Strophen Abälards zuerst eingehend untersucht und dargelegt zu haben [2]. Von den Rhythmendichtern des 12. Jahrhunderts redend, sagt er: „Von ihnen scheint mir bis jetzt Abälard der wichtigste zu sein, und es ist um so mehr zu bedauern, daß seine Gedichte theils so ungenügend, theils noch gar nicht edirt sind. In den kurz vor 1130 für Heloise und ihre Genossinnen gedichteten Hymnen zeigt er große Feinheit im Bau der Zeilen, überraschenden Reichthum an verschiedenen Zeilenformen, aber ziemlich einfache Strophenformen. Die Einfachheit in diesen hat er gewiß nur mit Rücksicht auf die Bestimmung dieser Hymnen eingehalten; denn in den Planctus, besonders dem dritten und vierten, zeigt er seine Kraft auch im kühnen Aufbau von

[1] Die an Seele und Leib gleich unversehrte Jungfrau ist ein wahres Brandopfer; auf dies bezieht sich das Vorbild der zarten, rothen Kalbe. Dort der Schatten, hier die Wahrheit, wenn du Zeichen und Gegenstand recht vergleichest.

[2] Neben dem schon oben erwähnten Ludus de Antichristo in „Petri Abaelardi Planctus Virginum Israel super filia Jephte Galaditae“ (München 1885) und „Petri Abaelardi Planctus I—VI“ (Erlangen 1890).

großen Leichen.“ [1] In der That geht Abälard, was Zeilen- und Strophenbau betrifft, mit den Ersten seiner Zeit. Was letztern angeht, so sind die meisten Hymnenstrophen allerdings einfach im Vergleich mit seinen Planctus, aber reich und abwechselnd im Vergleich mit der sonstigen Hymnenliteratur. Die Metren der liturgischen Hymnen waren und sind überhaupt wenig zahlreich. Der Grund hierfür liegt in dem Umstande, daß neue Hymnen fast nur auf alte Melodien gemacht wurden. Von diesem Brauche hat sich Abälard, der seinen Hymnen eigene Singweisen gab, gründlich losgesagt. Sehen wir von dem quantitirenden und ebendeshalb bezüglich seiner Authenticität verdächtigen Benedictushymnus ab, so finden wir ältere Hymnenmetren nur drei verwendet, den jambischen Dimeter zweimal, für die Hymnen zum Feste der Darstellung Christi und dem des hl. Dionysius, den trochäischen Tetrameter in den Hymnen für die Engelfeste und das abweichende und bezüglich seines Ursprungs noch immer sehr räthselhafte Metrum des Ave maris stella für die Marienhymnen. Außerdem finden wir ein Versmaß, das sicherlich vor Abälard bestanden hat, wenn es sich gleich in liturgischen Hymnen, die nachweislich älter sind als Abälard, nicht finden sollte. Ich sage absichtlich: finden sollte, da heute noch niemand im Stande ist, die Hymnenliteratur so zu übersehen, daß er eine ähnliche Frage ohne Vermessenheit beantworten könnte. Es ist dies das Metrum, in dem sämmtliche hymni diurni des ersten Buches, die Hymnen für den Freitag und Samstag der Charwoche, endlich die Hymnen für die Feste der hll. Aigulphus, Eustachius, Gildas geschrieben sind. Wie, mit Ausnahme des Ave maris stella und einiger weniger lokalen Hymnen, alle mittelalterlichen Hymnenmetra einer Umbildung classischer Metra ihren Ursprung verdanken, so offenbar auch dieses. Der Proceß hierbei war ein sehr natürlicher. Bei dem Verschwinden der Quantität aus dem Bewußtsein und dem Gefühle verlegte man im musikalischen Vortrage den Ictus auf jene Silben, die den gewöhnlichen Redeton hatten. Man betonte beim Gesange nicht mehr:

Sanctorum meritis | inclita gaudia,

wie man zu Ambrosius' Zeiten zweifellos gesungen hätte, sondern man sang:

Sanctorum meritis | inclita gaudia,

und wie in classischer Zeit der Musiker dem Metrum des Dichters den Tact entlehnt hatte, so entlehnte nun umgekehrt der Dichter vom Musiker sein Versmaß. Man dichtete nun:

Sacris solemniis | juncta sint gaudia.

Unser Versmaß ist somit eine Umbildung des Asclepiadeum tertium. Gerade so kann das in Rede stehende Versmaß Abälards als eine Umbildung des Asclepiadeum primum angesehen werden, bei der überdies je vier Linien zu

[1] Ludus de Antichristo. p. 110 sqq.

einer Strophe vereinigt wurden. Die sämmtlichen übrigen Metren, 14 an der Zahl, hat Abälard jedenfalls zuerst in der Hymnenpoesie verwandt und wahrscheinlich auch manche schlechthin erfunden. Die künstlichste Strophenbildung weisen neben jenen für Ostern und Pfingsten die Hymnen der Martyrer, Bekenner und Jungfrauen auf. Am abweichendsten sind die Hymnen der Martyrer gebaut; denn sie tragen die Leichform — wohl ein einzig dastehender Fall — in die streng liturgische Poesie. Sie bestehen nämlich aus einer doppelten Folge verschiedener Strophen in gleicher Anordnung, auf welche eine isolirte Doxologie folgt. Folgendes ist das künstliche Schema der Strophe:

— — — — —́ — —̀ a
— — — — —́ — —̀ a
— — — — —́ — —̀ a
— — — — —́ — —̀ a

— — — — —́ — —̀ b
— — — — —́ — —̀ b
— — — — —́ — —̀ b
— — — — —́ — —̀ b

— — —́ — * — — —́ — c
— — —́ — * — — —́ — c

— — —́ — * — — —́ — * —́ — —̀ d
— — —́ — * — — —́ — * —́ — —̀ d
— — —́ — * — — —́ — * —́ — —̀ d
— — —́ — * — — —́ — * —́ — —̀ d

Während aber Abälard so in Zeilen- und Strophenbau seiner Zeit neue Wege weist, ist es doppelt auffällig, ihn in Bezug auf den Reim hinter älteren und wenig jüngeren Zeitgenossen zurückbleiben zu sehen. Denn während schon Hildebert von Le Mans, während Peter der Ehrwürdige, während Adam von St. Victor klingenden Reim anwenden, kennt Abälard nur stumpfen Reim; wo ihm einmal ein zweisilbiger Reim, gleichviel ob männlich oder weiblich, unterläuft, da ist dies Zufall, nicht Absicht; denn nirgends sehen wir denselben, sei es auch nur in einem Hymnus, sei es auch nur in einer Strophe, durchgeführt. Mit Recht bemerkt Meyer: „So hat Abälard hie und da nur Assonanz der letzten Silbe, weitaus in den meisten Fällen Reim der letzten Silbe mit häufiger Assonanz der vorletzten und weniger häufig reinen Reim der beiden letzten Silben; demnach kann der Hymnus Mittit ad virginem (Dan. 2, 59), wenn er auch sowohl vom Hiatus als von rein daktylischem Wortschlusse frei ist, nicht von Abälard sein, da er nur zweisilbige Reime hat.“ [1]

Wie mit dem Reime, so verhält es sich scheinbar auch mit dem Rhythmus oder, was dasselbe ist, mit der Accentuirung. Wer Abälard liest, ohne

[1] Ludus de Antichristo. p. 137.

in den metrischen Fragen und Problemen zu Hause zu sein, wird entweder sagen, derselbe habe Knittelverse gemacht, oder, er habe die Betonungsgesetze der lateinischen Sprache nicht gekannt; etwas weniger Vorlaute werden vielleicht meinen, derselbe habe nur syllabische Verse geschrieben. In der That ist es nicht schwer, solche scheinbaren Schnitzer in Menge nachzuweisen. Man hat nur einen beliebigen Hymnus herauszugreifen. Es wird keiner sein, in dem nicht das eine oder andere Beispiel sich vorfindet. Nehmen wir beispielsweise den zweiten Hymnus zum Feste Hypapante; derselbe ist im ambrosianischen Versmaße geschrieben, verlangt also folgende Betonung:

— —́ — —́ — —́ — —̀

Aber schon in der ersten Strophe weicht eine Zeile, die dritte, von diesem Gesetze ab:

Paréntes Chrístum déferúnt,
In témplo témplum ófferúnt,
Légi parére vóluít,
Qui légi níhil débuít.

In der zweiten Strophe ist aber nach dem obigen Schema kein einziger Vers richtig gebaut, sondern jeder hat einen Betonungsfehler:

Offér, beata, parvulum,
Tuúm et patris unicum,
Offér per quem offerimur
Pretíum, quo redimimur.

Dasselbe sehen wir, wie gesagt, in allen Hymnen. Werden wir also zu dem Schlusse berechtigt sein: Abälard kannte keine Prosodie? Thöricht. Denn dann müßten solche sogen. Schnitzer gleichmäßig an allen Stellen des Verses sich finden; es gibt aber in jedem Versmaße, dessen Abälard sich bediente, Stellen, an denen er nie einen Accentfehler macht. So wird man z. B. in dem obigen Metrum vergeblich nach einer Stelle suchen, wo eine Accentverletzung gleich den obigen in der zweiten Dipodie vorkäme. Abälard hat also den Accent sehr genau gekannt, und wenn er denselben an gewissen Stellen nicht einhält, so geschieht dies bewußt und mit Absicht. Wir müssen also das Versmaß des obigen Hymnus, wie Abälard es auffaßt, also schreiben:

— — — —́ — —́ — —̀

Meyer hat dem hier zu Grunde liegenden Gesetze den Namen Tactwechsel gegeben. Er schreibt darüber: „Dies Gesetz widerspricht allerdings unserem jetzigen deutschen Versbau, der genaue Beobachtung des Schemas verlangt, d. h. daß die entsprechenden Zeilen auch den gleichen trochäischen oder jambischen Anfang und den gleichen trochäischen oder jambischen Tonfall der ganzen Zeile haben. Dagegen wundere ich mich, daß Gaston Paris den Tactwechsel licence oder faute nennen konnte. Denn dieser Bau der lateinischen Rhythmen, wonach bei gleicher Silbenzahl und gleichem Schlusse der Tonfall der ganzen Zeile nicht nach der Schablone regelmäßig, wohl aber nach bestimmten

Gesetzen wohlklingend gebaut wird, ist ja das Ideal, dem die romanischen und englischen Dichter nachstreben müssen. Man müht sich in neuester Zeit, z. B. in den französischen Gedichten, besonders in den Alexandrinern, feine Gesetze des Baues nachzuweisen: ob mit Recht, kann ich nicht beurtheilen; aber das ist sicher, daß die Dichter der lateinischen Rhythmen des 12. und 13. Jahrhunderts solche, ganz feste Gesetze sich geschaffen hatten. Ich bin auch der Ueberzeugung, daß diese Dichter den Tactwechsel nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus einem andern guten Grunde angewendet haben. Fast alle Kurzzeilen sind in diesen Jahrhunderten mit Reim und zwar mit dem vollklingenden zweisilbigen belegt; wenn nun der Tonfall aller Kurzzeilen regelmäßig der gleiche ist, so ist Eintönigkeit unvermeidlich. Wie der rhythmische Fluß der Silben den Wohlklang wahrt, so wehrt der Tactwechsel die Eintönigkeit ab, bringt Abwechslung und Mannigfaltigkeit in die Reihen der sonst regelmäßig abwechselnden betonten und unbetonten Silben und gibt dem Dichter wie dem Declamator die Möglichkeit, die Darstellung plastischer zu machen, wozu den griechischen und römischen Dichtern die Elisionen und die Ersetzung von einer Länge durch zwei Kürzen zu Gebote gestanden waren. Der jetzige deutsche Versbau wird oft eintönig und klappernd genannt; die romanischen und englischen Dichter haben dieselbe Freiheit der Rhythmenwahl wie die lateinischen Dichter des Mittelalters; sie haben es zwar nicht wie jene zu bestimmten Gesetzen über den Tactwechsel gebracht; aber auch so, wo sie in diesem Punkte nur ihrem Geschmacke überlassen sind, befinden sie sich wohl bei jener Freiheit." [1]

Aus dem Gesagten geht wohl zur Genüge hervor, daß Abälards Hymnar nicht bloß eine eigenartige, in der Geschichte der lateinischen Hymnendichtung fast ohne Beispiel dastehende Erscheinung ist, sondern auch vom literarhistorischen Standpunkte aus unser volles Interesse und unsere volle Anerkennung verdient. Die Hymnen zeichnen sich nach der formellen Seite hin durch äußerste Feinheit und Gesetzmäßigkeit der Form aus; nur wer für diese Gesetzmäßigkeit kein Auge hat, kann mit Pitra zu dem Urtheile kommen, Abälard thue in seinen Hymnen nichts als längst bekannte Dinge in einen wie auch immer beschaffenen Rhythmus (qualicunque rhythmo) zwängen. Wie dies Urtheil unrichtig ist bezüglich der Form, so ist es einseitig rücksichtlich des Inhaltes. In religiösen Hymnen Neues fordern, woran von niemand bisher gedacht ist, namentlich nach so vielen Männern von der Tiefe und Fruchtbarkeit eines Augustinus, Gregorius und anderer, das ist eine Zumuthung, jener vergleichlich, Latein zu schreiben nur mit Worten, die bei Cicero niemals vorkommen. Uebrigens nimmt Pitra sein eigenes Urtheil so gut wie zurück, wenn er schreibt: „Uebrigens ist alles in diesem Hymnar durch und durch katholisch, und obgleich Abälard zur Zeit, da er es verfaßte, sich in innerlicher Aufregung befand, hat er ihm doch kaum irgendwo eine Spur seiner sonstigen Kampflust eingedrückt; ja vieles findet sich, was von einem wahrhaft poetischen, vieles, was von einem wahrhaft frommen Gemüthe zeugt, namentlich im zweiten

[1] Ludus de Antichristo. p. 132 sqq.

Buche.“ [1] Gewiß reicht Abälard als Dichter nicht an einen Adam von St. Victor; aber ebenso tief er unter diesem bleibt, ebenso hoch erhebt er sich über das gewöhnliche Niveau. Was die Sequenzen des Victoriners über die Hymnen des princeps logicorum erhebt, ist weniger die Originalität des Gedankens; denn auch bei Adam wird man schließlich für jeden Gedanken, jedes Bild einen ältern Autor auffinden können, der wesentlich dasselbe schon früher gesagt: es ist das vielmehr der höhere Kothurn, auf dem die Muse des Victoriners schreitet. Bei Abälard hält der Verstand theils infolge angebornen Naturells, theils, wie wir sahen, mit Absicht und Vorbedacht den Flug der Lyrik in einer niedern Sphäre. Ist der Philosoph von Palais auch nicht immer kalt, so doch nie packend, zündend, elektrisirend wie Adam.

Ein wahrer Jammer bleibt es, daß die einzige liturgische Handschrift des Klosters von Paraklet gerade ein Diurnale sein mußte. Wir wissen, daß Abälard seinen Hymnen eigene Singweisen gab; schon seine Metra zwangen ihn dazu. Wären uns diese Melodien erhalten, wir würden Abälard auch in der Geschichte der Musik einen ehrenvollen Platz einnehmen sehen. Seine Melodien weltlicher Lieder gingen ja von Mund zu Mund. Wie mögen diese, wie mögen jene gelautet, wie mag man im Anfange des 12. Jahrhunderts componirt haben? Wie belehrend müßte es für uns sein, ein ganzes Hymnar von einer Hand in Musik gesetzt zu besitzen! Doch wozu mit dem Schicksale rechten! Müssen wir der bösen Zeit doch noch dankbar sein, daß sie nicht mit den Weisen auch die Texte der Lieder verschlang; denn wahrlich wenig fehlte, und auch sie waren unrettbar verloren.

---

[1] Ceterum omnia in hac hymnorum sylloge probe sunt catholica; et quamquam, quo eos Abaelardus scripsit tempore, animo minus esset pacato, vix tamen aliquod eis impressit pugnacitatis suae vestigium; quin etiam ut nonnulla hic occurrunt satis poetica, sic quaedam quoque obvia sunt vere pia maxime in libello secundo. PP. LL. l. c. c. 1770.

G. M. Dreves S. J.

Recensionen.

Cursus Scripturae Sacrae, auctoribus **R. Cornely, J. Knabenbauer, F. de Hummelauer** aliisque Soc. Jesu presbyteris.

Commentarius in S. Pauli Apostoli Epistolas, auctore **Rudolpho Cornely** S. J. Prior Epistola ad Corinthios. 536 p. gr. 8⁰. Parisiis, sumptibus P. Lethielleux, 1890. Preis *Fr.* 9.60.

Commentarius in Ecclesiasten et Canticum Canticorum, auctore **Gerardo Gietmann** S. J. VI et 547 p. gr. 8⁰. Parisiis, sumptibus P. Lethielleux, 1890. Preis *Fr.* 9.50.

Commentarius in Danielem Prophetam, Lamentationes et Baruch, auctore **Jos. Knabenbauer** S. J. 524 p. gr. 8⁰. Parisiis, sumptibus P. Lethielleux, 1891. Preis *Fr.* 8.50.

Diese drei Commentare, durch welche der Cursus Scripturae Sacrae wieder um ein gutes Stück gefördert worden ist, schließen sich ihren Vorgängern ebenbürtig an. Alle Vorzüge, welche an den früheren Commentaren hervorgehoben worden sind, finden sich auch in diesen: genaue und bündige Erläuterung der Textworte der Vulgata mit Anwendung aller Mittel der Kritik und Exegese, ausgiebige Benutzung der einschlägigen exegetischen Literatur, namentlich der katholischen, lichtvolle Entwicklung und Darlegung des Sinnes des heiligen Textes nach dem Wortlaute und Zusammenhange, gründliche Beweisführung mit steter Bezugnahme auf andere Bücher der Heiligen Schrift, ruhige, durchaus sachlich gehaltene Polemik gegen abweichende Meinungen und durch mehr als gewöhnliche Reinheit ausgezeichnete Sprache.

P. Cornely, der sich in den früher von ihm edirten Bänden als erfahrenen und zuverlässigen Führer in den biblischen Einleitungswissenschaften bewährt hat, erweist sich in diesem seinem ersten Commentare über die Paulinischen Briefe als ebenso gewiegten Interpreten. Referent gesteht gern, daß er denselben mit wahrem Genusse und reichem Gewinne gelesen hat. Alles ist gründlich, lichtvoll, leichtverständlich. Ganz besonders hat uns die Erklärung der Charismen angesprochen, sowie die Ausführungen über das corpus animale und das corpus spirituale. Bezüglich des so viel ventilirten Textes 15, 51 entscheidet P. Cornely sich für die bestbezeugte Lesart des griechischen Textes: πάντες οὐ κοιμηθησόμεθα, πάντες δὲ ἀλλαγησόμεθα. Der Apostel ver-

kündet demnach den Christen von Korinth das Geheimniß, daß am Ende der Welt, wenn der Heiland zum Gerichte kommt, zwar nicht alle Gerechten sterben, wohl aber alle werden verwandelt werden. Die für diese Lesart beigebrachten Gründe scheinen uns durchaus entscheidend zu sein. Dazu kommt noch, daß der Verfasser namhafte Exegeten auf seiner Seite hat. Daß statt des textus receptus der Text des Codex Vaticanus aufgenommen worden, wird hoffentlich Beifall finden. Die wichtigsten Varianten sind unter dem Striche verzeichnet und auf ihren Werth geprüft worden. Möge es dem hochwürdigen Verfasser vergönnt sein, die Erklärung aller Paulinischen Briefe zum glücklichen Abschlusse zu bringen.

P. Gietmann hat sich keiner leichten Aufgabe unterzogen, als er sich an die Erklärung des Buches Coheleth und des Hohen Liedes machte; das weiß jeder, der sich mit diesen Büchern auch nur oberflächlich beschäftigt hat. Dank seinen reichen linguistischen und literaturgeschichtlichen Kenntnissen, seinem kritischen Scharfblicke und dem großen Fleiße, den er angewendet, hat er Resultate erzielt, welche Beachtung und Anerkennung verdienen. Wer seinen Ausführungen über das Buch Coheleth mit Aufmerksamkeit folgt, wird sich gleich uns der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß das so wenig umfangreiche Buch, auch von rein natürlichem Standpunkte aus betrachtet, ein Kunstwerk ersten Ranges ist, ein nach den Regeln der Rhetorik meisterhaft disponirtes, einheitliches Ganze, in welchem sich keinerlei überflüssiges Beiwerk findet, sondern alle Theile der Erreichung des einen großen Zweckes dienen, die Menschen von den eitlen oder gottlosen, d. h. nicht von der Rücksicht auf Gott und seinen heiligen Willen getragenen Bestrebungen abzuziehen und zum Streben nach der wahren Weisheit zu begeistern, welche das Büchlein in den Worten kennzeichnet: „Fürchte Gott und halte seine Gebote; dies ist ja der ganze Mensch“ (12, 13).

Was das Hohe Lied betrifft, so hält P. Gietmann mit anderen katholischen Gelehrten an der Ueberzeugung fest, daß die Auffassung der Alten, nach welcher das Hohe Lied ausschließlich Allegorie ist, worin die wechselseitige Liebe Christi und der Kirche in hochpoetischer Weise geschildert wird, allein berechtigt und der Würde eines inspirirten Buches entsprechend ist. Wir müssen gestehen, der Beweis hierfür ist so allseitig und so gründlich erbracht, daß es den zahlreichen Gegnern katholischer Schrifterklärung schwer fallen wird, demselben irgend etwas Stichhaltiges entgegenzusetzen, geschweige denn ihn zu entkräften. P. Gietmann war durchaus der Mann, die wunderbaren Schönheiten dieses Meisterwerkes hebräischer Poesie aufzuzeigen, und er ist seiner Aufgabe in dankenswerther Weise gerecht geworden. Die häufige Verwendung, welche das Lied der Lieder in dem kirchlichen Officium findet, indem ganze Abschnitte desselben, welche zunächst von der Kirche, der Braut Christi, im allgemeinen zu verstehen sind, mit Fug und Recht auf die seligste Jungfrau als das vornehmste und meistbegnadete Glied der Kirche angewendet werden, wird dazu beitragen, daß dieser Commentar in den weitesten Kreisen des Clerus besonders willkommen geheißen wird. Es versteht sich von selbst, auctorem carmen castissimum castissime esse interpretatum.

Schließlich kann Referent den Wunsch nicht unterdrücken, P. Gietmann möchte uns in nicht allzu ferner Zukunft mit einem ebenso gründlichen Commentar über das dritte Salomon'sche Buch, die Sprichwörter, erfreuen.

P. Knabenbauer hat mit vorliegendem Commentar die stattliche Reihe seiner Commentare über die prophetischen Bücher des Alten Testaments abgeschlossen. Die Freunde der Exegese werden ihm für diese ebenso mühevolle als verdienstliche Arbeit Dank wissen. Alle diese Commentare sind wie aus einem Guß. Alle bekunden den gründlichen katholischen Exegeten, der seine ganze Kraft für Lösung seiner Aufgabe einsetzt, für die allmähliche Fortentwicklung und Ausgestaltung der göttlichen Offenbarungen ein scharfes Auge hat und es meisterhaft versteht, den einen Propheten im Lichte des andern zu betrachten und den innern Zusammenhang der Prophezeiungen nachzuweisen. Es ist deshalb kaum nothwendig, die Vorzüge des vorliegenden Commentars im einzelnen hervorzuheben. Wer die früheren Commentare des hochw. Verfassers gelesen hat, weiß, was er erwarten darf, und er wird sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht sehen. Es sei beispielsweise nur auf die geradezu meisterhafte exegetische Beweisführung S. 238 ff. für die Aufstellung hingewiesen, daß das fore, ut ungatur sanctus sanctorum (hebr. sanctum sanctorum) nicht direct und unmittelbar auf Christus zu beziehen ist, sondern auf die Kirche, deren mystisches Haupt Christus ist, der Gesalbte κατ᾽ ἐξοχήν, und die durch Ausgießung des Heiligen Geistes am Pfingstfeste der Salbung ihres Hauptes theilhaftig geworden ist. Das Studium des Propheten Daniel, der von Gott berufen wurde, „unter den Heiden die Herrlichkeit und Macht des einen wahren Gottes zu bezeugen", und die Schicksale der vier großen Weltreiche und des Reiches Gottes auf Erden vorherzusagen, bietet ganz besonderes Interesse und ist auch wegen des Lichtes, welches einzelne Partien desselben auf die eschatologischen Theile der neutestamentlichen Bücher werfen, von großer Wichtigkeit.

Die Klagelieder des Propheten Jeremias und das Buch Baruch bieten bekanntlich dem Exegeten weniger große Schwierigkeiten. P. Knabenbauer hat sich aber die Mühe nicht verdrießen lassen, dieselben mit gewohnter exegetischer Akribie zu behandeln.

Joh. Bapt. Lohmann S. J.

Moralphilosophie. Eine wissenschaftliche Darlegung der sittlichen, einschließlich der rechtlichen Ordnung. Von **Victor Cathrein** S. J. II. Bd.: Besondere Moralphilosophie. XIV u. 633 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 9.

Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir den zweiten Band dieser gediegenen Moralphilosophie. Legte der erste Theil die allgemeinen sittlichen Begriffe und Grundsätze dar, so bietet dieser zweite Theil deren Anwendung auf die verschiedenen menschlichen Verhältnisse und Beziehungen. Da nun der Mensch in seinen Rechten und Pflichten hauptsächlich unter doppeltem Gesichtspunkt betrachtet werden muß, als Einzelperson und als Glied der Gesammtheit, so ergibt sich für die angewandte Moralphilosophie von selbst eine Zweitheilung:

1. Die Lehre von den individuellen oder rein persönlichen, 2. die Lehre von den gesellschaftlichen Rechten und Pflichten des Menschen.

Als Einzelperson hat jeder Mensch Beziehungen zu Gott, zu sich selbst und zu seinesgleichen; als gesellschaftliches Glied ist er den drei großen Körperschaften: Familie, Staat und Kirche, eingefügt. Hiermit haben die zwei großen Haupttheile in klarer Abfolge ihre Gliederung erhalten: Erster Theil: Erstes Buch: Der Mensch in seinem Verhältniß zu Gott: 1. Von der natürlichen Religion. 2. Von den wichtigsten Acten der Gottesverehrung im besondern. Zweites Buch: Der Mensch in seinem Verhältniß zu sich selbst: 1. Pflichten in Bezug auf die Seele. 2. Pflichten in Bezug auf Leben und Gesundheit. 3. Pflichten in Bezug auf äußere Güter. Drittes Buch: Von den persönlichen Beziehungen der Menschen untereinander: 1. Pflichten der Liebe und der Wahrhaftigkeit. 2. Von den gegenseitigen Rechten, Rechtspflichten und deren Schutz. Viertes Buch: Vom Eigenthumsrecht: 1. Begriff und Arten des Eigenthums und Besitzes. 2. Der Socialismus. 3. Das Privatgrundeigenthum und seine Gegner. 4. Positive Begründung des Privateigenthums. 5. Von den abgeleiteten Erwerbstiteln. Fünftes Buch: Von den Verträgen: 1. Von den Verträgen im allgemeinen. 2. Von den Verträgen im besondern. — Zweiter Theil: Erstes Buch: Die Familie: 1. Von der Gesellschaft im allgemeinen. 2. Die Ehe. 3. Das gesellschaftliche Verhältniß zwischen Kindern und Eltern. 4. Das Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienstboten. Zweites Buch: Die Lehre vom Staat: 1. Ursprung des Staates. 2. Zweck des Staates. 3. Bestandtheile des Staates. 4. Natur und Umfang der Staatsgewalt. 5. Die Functionen der Staatsgewalt. 6. Erwerb und Verlust der Staatsgewalt. 7. Von den Staatsverfassungen. Drittes Buch: Das Völkerrecht: 1. Vom Völkerrecht im allgemeinen. 2. Das Völkerrecht in Friedenszeiten. 3. Das Völkerrecht im Kriege. 4. Die Völkerfamilie.

Schon diese trockene Aufzählung läßt den Reichthum des Inhalts erkennen. Wir erlauben uns jedoch zu dieser Inhaltsangabe eine Kritikerbemerkung. Wäre es nicht besser (logischer) gewesen, das Kapitel „Von der Gesellschaft im allgemeinen“ als Einleitung oder Vorbemerkung dem zweiten Theil voranzustellen, und dann erst den Gesammttitel: „Die Familie“ folgen zu lassen? Jetzt ist man etwas überrascht, unter der Ankündigung: „Die Familie“ als erstes Kapitel eine Abhandlung über „Die Gesellschaft im allgemeinen“ zu erhalten.

Klar und gründlich — übrigens ständige Eigenschaften des Verfassers — sind die Ausführungen über das Verhältniß des Menschen zu Gott. Der Mensch muß Religion üben, d. h. Gott als seinen Schöpfer und Herrn anerkennen und dies auch äußerlich kundgeben. Der Mensch muß auch, wenn Gott eine bestimmte Religionsform vorgeschrieben (geoffenbart) hat, diese Form annehmen: religiöser Indifferentismus ist eine schwere Pflichtverletzung. Beim Kapitel „Aberglaube“ haben wir ungern vermißt eine kurze Darlegung des immer weitere Kreise ziehenden modernen Aberglaubens: Wahrsagerei und Spiritismus. Gerade die „Religionslosen“ sind die An=

hänger solcher Afterreligionsübungen. — Unseren Gegnern empfehlen wir besonders das Kapitel: Von der Pflicht der Wahrhaftigkeit (S. 71 bis 84). Was die Jesuiten von Wahrheit und Lüge denken, ist dort ausgeführt, und gezeigt, daß sie die Lüge viel schärfer und allgemeiner verurtheilen, als so manche Lehrer an deutschen Hochschulen. — Selbstmord und Duell, die dunkeln Flecken unserer aufgeklärten Zeit, finden ihre treffende Beleuchtung (S. 50—57; 100—107). Nach einleitenden Bemerkungen über Eigenthum und Besitz folgt (S. 115—249) die ausgezeichnete Abhandlung über den Socialismus. Die Ausführungen gegen diesen Feind alles Bestehenden und den großen Volksbetrüger sind in Sonderausgabe schon in 4. Auflage (Freiburg, Herder) erschienen, und ausnahmslos auf das allergünstigste besprochen worden. (S. auch diese Zeitschrift Bd. XXXIX. S. 554.)

Aus dem ersten Theil heben wir noch besonders hervor die Kapitel über das Gelddarlehen. Der zweite Theil bringt eine wahrhaft gediegene Ausführung über die Ehe (S. 314—350). Nur in diesem von Gott zum Sacrament erhobenen Naturverhältniß der beiden Geschlechter ist ein Damm zu finden gegen den verheerenden Strom der Unsittlichkeit. Auch Predigern ist hier ein reicher und sehr zeitgemäßer Stoff geboten. In dem Kapitel „Frauenemancipation" wäre das Citat aus Schiller (S. 355) entschieden besser fortgefallen; es ist der Form nach fade und der Sache nach unrichtig. Aufgefallen ist uns, daß in den der Sklaverei gewidmeten Ausführungen (S. 367—380) der Encyklika Leo's XIII. über diesen Gegenstand keine Erwähnung geschieht.

„Die Lehre vom Staat" nimmt den stattlichen Raum von 207 Seiten (S. 380—587) ein und gehört nach Form und Inhalt mit zu dem Hervorragendsten des ganzen Werkes. Um das Interesse zu wecken, genügt es, auf folgende Kapitel hinzuweisen: Entstehung des Staates. Zweck des Staates. Staat und Familie. Staatsgewalt und Sittlichkeit. Staatsgewalt und Religion. Staat und Kirche. Staat und Schule. Der Staat und das wirthschaftliche Leben (die sociale Frage). Katholische Politiker, Parlamentarier und Staatsmänner sollten sich in das Studium dieser Stoffe vertiefen, und Nichtkatholiken würden hier reiche Aufklärung und damit Beseitigung vieler Vorurtheile finden. Nichtsdestoweniger sei es uns erlaubt, auch hier den Kritiker herauszukehren. Zunächst hätte es sich, wie uns scheint, empfohlen, bei der Lehre der Scholastiker vom Ursprung des Staates und der Staatsgewalt schärfer, als geschehen ist, zu betonen, daß sie — wenigstens ihre Hauptvertreter Bellarmin und Suarez — eine ganz bestimmte gegnerische Auffassung bekämpften. Gewiß wollten sie auch ihre allgemeine Ansicht vom Ursprung des Staates vortragen, aber vor allem war ihre Ausdrucksweise gerichtet gegen Jakob I. von England und dessen Auffassung vom Staat. Gegenüber seiner Behauptung, die königliche Gewalt komme ebenso unmittelbar von Gott wie die päpstliche, läugnen sie, daß Königthum und Papstthum gleicherweise durch ein positives göttliches Gesetz entstanden sei, und läugnen ferner, daß das Recht einer bestimmten Staatsgewalt über bestimmte Unterthanen gerade so unmittelbar aus der Natur der Dinge sich

ergebe, wie z. B. das Recht der Eltern über ihre Kinder. Hält man diese historische Gegnerschaft der genannten Scholastiker im Auge, so ist zuzugestehen, daß ihre Grundanschauung über den Ursprung der Staatsgewalt nicht verschieden ist von den sonstigen katholischen Auffassungen, auch nicht von jener des Verfassers; denn sie läugnen die göttliche Unmittelbarkeit der Staatsgewalt nur in einem ganz bestimmten Sinn, und so konnte Suarez mit vollem Recht schreiben: Concluditur, nullum monarcham habere (secundum ordinariam legem) immediate a Deo politicum principatum. Hoc est egregium Theologiae axioma, quia recte intellectum verissimum est (Defens. fid. III, c. 2. n. 10). Ob ferner die Uebereinstimmung der Glieder (communis consensus), durch welche die Scholastiker den Staat entstehen lassen, aufgefaßt werden muß als eigentlicher Vertrag (ausdrücklicher oder stillschweigender), scheint doch nicht so ganz sicher. Beruht in einer gesetzgebenden Körperschaft die per acclamationem (= communi consensu) geschehene Wahl des Vorsitzenden auch auf einem Vertrag??

In Bezug auf den staatlichen Lern- und Schulzwang (S. 494 ff.) sind wir vollkommen der Ansicht des Verfassers, daß derselbe in den meisten Staaten thatsächlich die Grenzen des Zulässigen weit überschreitet. Abweichend vom Verfasser halten wir aber einen auf das richtige Maß beschränkten Lern- und Schulzwang (nicht Zwangsschule, welche ganz zu verwerfen ist) in unserer Zeit für durchaus gerechtfertigt, und wir glauben, daß ein wahrhaft christlicher und mit der Kirche Hand in Hand gehender Staat durch Ausübung des Schulzwangs seine Befugnisse nicht überschreitet. Ein gewisses Maß von Bildung ist für jeden Menschen einfach nothwendig. Der Unterricht in der christlichen Religion und das materielle Fortkommen in dieser Welt verlangen als Voraussetzung gewisse Kenntnisse, zum mindesten: Lesen, Schreiben, Rechnen. Ohne eine gewisse Schulung des Verstandes — formale Bildung, wenn man will — ist es gewöhnlich unmöglich, die Wahrheiten und Geheimnisse unseres Glaubens genügend aufzufassen; und was das materielle Fortkommen angeht, so ist in der heutigen Zeit ohne die Kenntniß des Lesens, Schreibens und Rechnens selbst eine Dienstmagd und ein Ackerknecht dem Betrug und der Uebervortheilung — in den meisten Fällen — hilflos überantwortet. Es ist ja nun ganz schön, zu sagen: Diese für das Erfassen des Christenthums und für materielles Fortkommen nothwendige Bildung können die Eltern den Kindern geben. Jawohl „können"! Aber unter 1000 Fällen wird dies 950mal nicht geschehen, und selbst das „Können" ist für sehr viele Fälle zu läugnen. Man sehe sich doch das „Familienleben" in so vielen Fabrikbezirken an. In England haben wir das Verlangen nach Lern- und Schulzwang schon wiederholt von katholischen Geistlichen aussprechen hören, weil ohne Schulzwang die Eltern ihre Pflicht den Kindern gegenüber thatsächlich nicht erfüllen, meistens sogar nicht erfüllen können und in sehr vielen Fällen nicht erfüllen wollen. Der Verfasser hält es für ein mehr oder weniger nichtssagendes Schlagwort, wenn man, um den Lern- oder Schulzwang zu rechtfertigen, sagt: „Unsere Zeit verlangt ein höheres Maß von Bildung", und antwortet darauf: „Wer ist diese ‚Zeit'? Die Zeit verlangt nichts!" Allerdings, die Zeit, als philo-

sophischer Begriff gefaßt, verlangt nichts; aber die Zeit, d. h. die Verhältnisse und Umstände, in welchen der Mensch lebt, verlangt sehr viel und, wie uns scheinen will, auch den Schulzwang, aber nur gehandhabt von dem wahrhaft christlichen Staat, also natürlich unter Wahrung aller Rechte der Kirche und der Eltern. Zudem glauben wir nicht, daß Lernzwang und Schulzwang praktisch und in concreto genommen sich unterscheiden und trennen lassen. Der Lernzwang in seiner Verwirklichung führt nothwendig zum Schulzwang, wenn auch die Begriffe verschieden sind.

In dem Artikel „Kirche und Staat“ (S. 471—484) fehlt bei der Literaturangabe die classische Schrift des P. Tarquini S. J.: Juris ecclesiastici publici Institutiones. Die Abhandlung: „Der Staat und das wirthschaftliche Leben (die sociale Frage)“ und der „Excurs über den Liberalismus“ (S. 508—528) sind von hervorragend actuellem Interesse. In erstgenannter Abhandlung wird die gesunde Lehre über die Berechtigung des Staates, bei der Lösung der socialen Frage gesetzgeberisch einzugreifen, lichtvoll dargelegt. Sehr gefreut hat es uns, daß der Verfasser die Concordate zwischen Kirche und Staat als „eigentliche Verträge auffaßt, die beiderseitig aus Gerechtigkeit zur vereinbarten Leistung verpflichten“ (S. 603).

Doch der uns gewährte Raum zwingt uns, abzubrechen. Selbst auf die Gefahr hin, der Parteilichkeit beschuldigt zu werden, glauben wir es aussprechen zu dürfen, daß vorliegendes Werk die seit Jahrzehnten bedeutendste deutsche Leistung auf dem Gebiete der Moralphilosophie ist. Kein Punkt und keine Frage auf dem weiten Gebiet der philosophischen Moral ist übergangen; über alles findet man dankenswerthen Aufschluß.

Paul von Hoensbroech S. J.

De Natura Peccati deque ejus Remissione disputatio. Auctore **Caesare Manzoni,** sacerdote, in philosophica et theologica facultate Doctore, SS. Ambrosii et Caroli coetus socio. 432 p. 8⁰. S. Angeli Laudensis, ex typographia Rezzonico, 1890. Preis *Lire* 4.25.

Einen hochwissenschaftlichen Gegenstand hat sich der junge Verfasser zur Erstlingsarbeit auserſehen. Wenn auch manchmal eine größere Durcharbeitung und gefälligere Darstellungsform erwünscht wäre, so muß doch anerkannt werden, daß das Werk sowohl große Schärfe des Urtheils beim Verfasser bekundet, als auch eine rühmliche Belesenheit und Bekanntschaft mit den Schriften des Aquinaten. Letzteres war nicht nur deshalb nothwendig, weil es einem jeden theologischen Schriftsteller zur Unehre gereichen müßte, wollte er den Fürsten der Theologie und dessen Ansichten vernachlässigen, sondern auch darum, weil es der ausgesprochene Zweck der Schrift ist, die Lehre des hl. Thomas von Aquin über die Sünde klarzulegen.

Wäre auch nur eine nach bestimmten Gesichtspunkten angestellte Sammlung der einzelnen Stellen aus den zahlreichen Werken des heiligen Lehrers geliefert, wo dieser sich über die Sünde ausspricht, so wäre manchen damit

schon ein großer Dienst geleistet. Allein man würde dem Verfasser unrecht thun, wenn man das Werk nur als eine solche Sammlung bezeichnete. Es ist vielmehr eine auf Grund der Lehre des hl. Thomas selbständig ausgeführte Behandlung des Gegenstandes. Ja, in einer Frage scheut sich der Verfasser nicht, wenn auch schüchtern, sich gegen die Ansicht des heiligen Lehrers auszusprechen. Wir nennen sie hier zugleich als Beispiel der Reichhaltigkeit der Detailfragen, an welche das Werk herantritt.

Die Frage, wie die läßlichen Sünden bei denen gestraft werden, welche ohne persönliche schwere Sünden, jedoch mit der Erbschuld und mit läßlichen Sünden behaftet, in die Ewigkeit treten, wird bekanntlich verschieden beantwortet, da wir eine sichere Offenbarung oder kirchliche Entscheidung hierüber nicht besitzen. Der hl. Thomas läugnet die Möglichkeit des Falles. Er glaubt, einerseits könne niemand vor dem vollen Vernunftgebrauch eine läßliche Sünde begehen; andererseits aber habe ein jeder die schwere Pflicht, sobald er zum vollen Vernunftgebrauch gelangt sei, sich durch einen eigentlichen Liebesact zu Gott als dem übernatürlichen Ziele hinzuordnen; thue er dies, so werde er gerechtfertigt und von der Erbschuld befreit; unterlasse er es, so lade er die Schuld einer Todsünde auf sich; mithin gehe der ersten möglichen läßlichen Sünde eines jeden Menschen entweder die Rechtfertigung und die Tilgung der Erbsünde, oder aber eine persönlich begangene Todsünde der Unterlassung voraus. Wolle man aber den thatsächlich unmöglichen, theoretisch denkbaren Fall annehmen, meint ferner der heilige Lehrer, so müsse man die zur Erbsünde hinzugetretene, auch bloß läßliche Sünde nach diesem Leben für unerlaßbar und ewiger Bestrafung unterstehend annehmen. — In beiden Punkten nun vertritt der Verfasser eine andere, mildere Ansicht. Ob in der That mit der Möglichkeit, läßlich zu sündigen, der Mensch seinem habituellen Vernunftgebrauch nach einer Todsünde schon fähig sei oder nicht, braucht nicht näher untersucht zu werden. Der Verfasser meint mit vielen angesehenen Theologen — und darin dürfte er Recht haben —, daß jenes bejahende Gebot, nach erlangtem Vernunftgebrauch durch einen Act der Liebe auf Gott als übernatürliches Ziel sich hinzuordnen, jedenfalls den wenigsten hinlänglich bekannt sei, und dessen Unterlassung daher schon aus diesem Grunde von subjectiver Todsünde entschuldige; daß aber ferner jenes Gebot, auch objectiv genommen, bezüglich der Zeit, wo seine Erfüllung dränge, einen gewissen Spielraum habe; daß ferner nicht als unmöglich ausgeschlossen bleibe der Fall, wo in jener Zwischenzeit jemand irgend eine läßliche Sünde begehe und sofort durch ein plötzliches Naturereigniß dem Tode verfalle. In der That, daß ein Ungetaufter mit der Erbsünde und mit persönlichen bloß läßlichen Sünden in die Ewigkeit eintrete, scheint nicht etwas so Unmögliches zu sein, ist vielleicht sogar etwas thatsächlich Häufiges. Sollte ein solcher nun für die läßlichen Sünden die Ewigkeit hindurch positive Strafe erleiden? Das wäre um so härter, als die Strafe für die Erbschuld nach der jetzt sehr allgemeinen Annahme nur negativer Natur ist und zwar im Ausschluß von der übernatürlichen Seligkeit besteht, den ganzen Inhalt der rein natürlichen Seligkeit, sachlich genommen, aber einschließt. Fußend auf dieser wohlbegrün-

beten Lehre, daß für die Erbschuld zwar formell eine in der andern Welt nicht mehr erlaßbare Strafe verhängt wird, die nur mit ihr Behafteten jedoch sachlich die vollen Freuden des rein natürlichen Endziels genießen, behauptet nun Manzoni auch, daß die läßlichen Sünden diesem einstmaligen Genusse nicht im Wege ständen, ebenso wenig wie beim Gerechten der dereinstigen Erreichung der übernatürlichen Seligkeit und des übernatürlichen Endziels. Eben weil die läßliche Sünde keine eigentliche Unordnung bezüglich des Endziels des Menschen in sich enthalte, sondern nur eine Unordnung bezüglich der Mittel, verdiene sie auch nicht den Ausschluß vom Ziel; nach zeitweiliger Sühne müsse das Ziel erreicht werden: bei den Gerechten die übernatürliche Anschauung Gottes, bei den mit der Erbschuld Behafteten die natürliche Seligkeit. Uns scheint die Ansicht durchaus folgerichtig.

Noch einen andern Punkt möchten wir, wenn auch kurz, lobend hervorheben. S. 46 ff. bespricht der Verfasser die Frage betreffs der Wiederauflebung der Verdienste, falls jemand nach dem Unglück einer Todsünde sich wieder in den Stand der Rechtfertigung erhebt. Der Beweis, den er für die bejahende Ansicht bringt, verbreitet neues Licht über den betreffenden Gegenstand. Die Offenbarungsquellen — so ist im wesentlichen der Gedankengang — legen uns nirgends nahe, daß Gott aus sich die verdienstlichen Werke nur bedingungsweise zum ewigen Lohne annehme, vielmehr, daß er dies absolut thue; dann folgt aber, daß alle verdienstlichen Werke ihren Lohn erhalten, falls nur der Mensch, der sie verrichtet hat, fähig ist, d. h. im Stande der Gnade aus diesem Leben scheidet; ein etwa dazwischen liegender Sündenfall, der wieder gutgemacht wurde, ist kein Grund, einen Abstrich der Verdienste zu machen.

Auch in den Punkten, wo wir die Ansicht des Herrn Verfassers nicht theilen, können wir ihm das Zeugniß einer wohldurchdachten und folgerichtigen Behandlung seines Gegenstandes nicht versagen. Wir gestatten uns, hier einen solchen Punkt, freilich einen der Cardinalpunkte des Werkes, zu berühren. Wir meinen die Formalursache der Tilgung der läßlichen Sündenschuld. Der Verfasser kennzeichnet die läßliche Sünde im Unterschied von der Todsünde als eine Unordnung des Willens bezüglich der Mittel zu Gott, als unserem Endziel, unter Wahrung der rechten Ordnung und Richtung auf das Endziel selbst; die Todsünde hingegen als die Unordnung des Willens und dessen Abkehr vom Endziel. Die Formalursache der Tilgung der Todsünde findet er deshalb in der Mittheilung der heiligmachenden Gnade, insofern diese und sie allein die rechte Richtung auf Gott als unser thatsächliches Endziel verleiht; die Formalursache der Tilgung der läßlichen Sünde in dem fervor caritatis, d. h. in einem jeden übernatürlichen Act des Gerechten, der irgendwie in Gegensatz zu der begangenen läßlichen Sünde tritt. Gegen diese Auffassung haben wir schwere Bedenken. Wir glauben in jenem Acte in sich kaum mehr die Formalursache der Tilgung läßlicher Sündenschuld finden zu können, als im Acte der vollkommenen Liebesreue eines Sünders die Formalursache der Tilgung der Todsünde; in beiden Acten aber wohl die verdienstlich bewirkende Ursache, im Acte des Sünders natürlich weniger als im Acte des Gerechten. Daß die Mittheilung der heiligmachenden Gnade Formalursache der Tilgung

der Todsünden genannt werde, findet unsere Beistimmung, doch nicht so sehr, insofern sie als ein Gnadenschmuck der Seele anhaftet und sie zur Erlangung ihres übernatürlichen Zieles physisch befähigt, als vielmehr, insofern sie der concrete Ausdruck des Freundschaftsverhältnisses ist, welches Gott wieder zur Seele einnimmt. Die Sünde, die habituelle Sünde — denn um diese handelt es sich — ist eben nichts physisch Seiendes, sondern besagt ihrem innersten Begriff nach ein moralisches Verhältniß; deshalb braucht auch die Formalursache, durch welche sie getilgt wird, nichts Physisches zu sein, und ist sie etwas Physisches, dann ist sie Formalursache doch gerade durch den moralischen Werth, der in ihr liegt. Wir glauben uns da in Uebereinstimmung mit den beiden Leuchten der theologischen Wissenschaft, wie sie Benedikt XIV. nennt, Suarez und besonders Lugo, wo dieselben die allgemeine Natur der habituellen Sünde erörtern. — Nun ist aber auch die läßliche Sünde nicht gerade deshalb Sünde, weil sie eine Hinneigung zu den Mitteln, d. h. den Geschöpfen besagt, sondern weil sie gegen Gottes Ordnung und Gottes Willen verstößt, weil sie, wenn auch nicht eine völlige Abkehr von Gott, einen Bruch mit ihm, so doch ein geringeres Zerwürfniß mit Gott enthält. Dieses muß gehoben werden. Diese Hebung und somit die Tilgung der läßlichen Schuld wird zwar angebahnt von seiten des Menschen, des Gerechten, durch den fervor caritatis; Vollendung und Formalursache der Schuldtilgung scheint jedoch eher die gnädige Annahme von seiten Gottes zu sein, durch welche er die Schuld als nicht geschehen aus seinem Schuldbuche austilgt. Der hl. Thomas von Aquin betont freilich stets den fervor caritatis, durch den allein die läßliche Sünde getilgt werde. Ob er aber damit sagen wollte, der fervor caritatis allein sei die Formalursache der Tilgung der Sündenschuld, dürfte doch angezweifelt werden. Wir ziehen daher vor, den Schlußsatz des hochw. Herrn Verfassers S. 308 zu befolgen: „Wenn übrigens jemand den fervor caritatis lieber bewirkende Ursache als Formalursache nennen wollte, so erheben wir keinen Widerspruch"; die folgende Verclausulirung aber können wir nur in sehr beschränktem Sinne annehmen: „vorausgesetzt, daß er dann eine eigentliche Formalursache gar nicht annehme, und daß er zugestehe, der fervor caritatis sei die nächste Ursache der Vergebung läßlicher Sünden, auf welche alle anderen Ursachen zurückzuführen sind". Letztere Forderung mag angehen, erstere verlangt absolut Unmögliches und innerlich Widersprechendes.

Wir scheiden von dem Werke mit dem aufrichtigen Wunsche, daß der Herr Verfasser noch oft und lange sein Talent gebrauche zur Vertheidigung und zum weitern Ausbau der theologischen Wissenschaft, welcher er in dieser Schrift so viel Interesse und Verständniß entgegengebracht hat.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Grundriß der Geschichte der bildenden Künste. Von Dr. Adolf Fäh. Mit vielen Illustrationen. Erscheint in 8—10 Lieferungen Lex.-8°. Freiburg, Herder, 1887 ff. Preis jeder Lieferung *M.* 1.25.

Vier Lieferungen sind bis jetzt von diesem Grundriß erschienen. Er verdankt sein Entstehen zunächst dem Antrage der Herder'schen Verlagshand-

lung an den Verfasser der Schrift „Das Madonnenideal in den älteren deutschen Schulen", er möge F. Clements weitverbreitete Histoire abrégée des beaux arts deutsch bearbeiten. Der tiefere Grund liegt in dem vielerseits anerkannten Bedürfniß, daß den gebildeten Katholiken eine von christlichen Principien getragene Darstellung der Kunstentwicklung geboten werde. Mit einem der gefeiertsten deutschen Kunstschriftsteller, welcher Dr. Fähs Buch recensirte, würden auch wir es beklagen, wenn im Gegensatz zu einer „gemeinsamen Arbeit im Dienst der Wissenschaft", welche „segensreich gewirkt hat, eine schroffe Spaltung der Kräfte empfohlen und die Kunstgeschichte in den Dienst einer kirchlichen Partei gestellt würde". Bei wissenschaftlicher Behandlung jeder Geschichte, also auch derjenigen der Kunst und Cultur, soll keinerlei Parteistandpunkt, sondern nur die objective Wahrheit als Ausgangspunkt wie als Ziel dienen. Daß man gerade auf katholischer Seite diesen Standpunkt festhält, beweist in glänzender Weise die „Zeitschrift für christliche Kunst". Ihre Gründung war seit vielen Jahren von den katholischen Generalversammlungen gewünscht worden; ihr Erscheinen ward durch Freiherrn v. Heereman, der nicht nur als hervorragendes Mitglied des Centrums, sondern auch als feinfühlender, erfahrener Kunstfreund bekannt ist, ermöglicht; ihre Herausgabe ist nun bereits im vierten Jahre durch Herrn Domkapitular Schnütgen zu Köln in meisterhafter Weise geleitet worden. Freilich ist die christliche Kunst ihr Hauptgegenstand; freilich legt sie auf die praktische Verwerthung mittelalterlicher Kunstwerke für katholische Kirchen den Nachdruck. Aber nie hat sie, wie auch jener Kunstschriftsteller in seiner Kritik anerkennt, irgend „eine schroffe Spaltung der Kräfte" empfohlen, sondern immer „gemeinsame Arbeit im Dienste der Wissenschaft" erstrebt. Viele Glieder des Clerus und viele Laien, welche für ein eingehendes Studium der Kunst Zeit, Vorbildung und Lust haben, werden gewiß fortfahren, diese Zeitschrift nach Kräften zu unterstützen, um dem immer weiter um sich greifenden Abfall künstlerischer Kräfte und der damit eng zusammenhängenden unwissenschaftlichen Behandlung der Kunstgeschichte einen Damm entgegenzustellen.

Wie nöthig ein solcher Damm sei, zeigt jede größere Kunstausstellung; denn jede vervollständigt den Beweis für die traurige Thatsache, daß echt christliche Kunst bei Malerakademien kaum mehr zulässig erscheint. Unverdächtige Zeugen für diese Thatsache sind die protestantische „Christliche Welt" mit der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung"; entnimmt doch letztere der erstern folgende Ausführungen: „Es sind insgesammt 149 Nummern religiöser Kunst (auf der diesjährigen Berliner Kunstausstellung), dabei die Mehrzahl solche religiöse Sittenbilder, die man kaum noch unter die eigentlich religiöse Kunst zu rechnen befugt ist. Dazu kommen noch 7 Prachtwerke religiösen Inhalts und 9 Radirungen religiöser Gemälde, demnach Summa Summarum 165 Stück. Eine kleine Anzahl Landschaften aus dem Heiligen Lande sind dabei nicht mitgezählt, und ebensowenig die von acht Architekten ausgestellten Pläne zu Kirchenbauten. Also von 4579 ausgestellten Kunstwerken gehören nur 165 Stück der religiösen, und zwar sogar nur 48 der biblischen und 8 der christlich-geschichtlichen Kunst an. Das ist in der That ein ver-

schwindend kleiner Procentsatz. Wir würden das schließlich nicht einmal beklagen, wenn nur das Wenige wenigstens durchgängig gut, wirklich religiöse Kunst wäre. Aber wie oft ist der biblische oder christliche Stoff auch hier lediglich ein Vorwand, die Mache aber, die virtuose Technik, der raffinirte Effekt die Hauptsache! Legten wir den strengsten religiösen Maßstab an diese Bilder, suchten wir in ihnen die Offenbarung gläubigen Sinnes, wirklich religiöser Erfahrung, spürten wir in ihnen nach einem wirklich christlichen Pulsschlag — es würden die wenigsten bestehen können." Steht die Sache so, dann ist es doch sicher angezeigt, dem großen Publikum, das ja den Kunstmarkt beherrscht, dessen Geschmack durch solche Ausstellungen gebildet oder verwirrt wird, vor allem aber der Jugend, welche in nicht zu langer Zeit eben dies Publikum bilden wird, klar zu machen, was echte Kunst sei und was ein Christ vom Künstler verlangen müsse. Diese Einführung in ein tieferes Verständniß der Kunstwerke wäre freilich eigentlich Aufgabe der Aesthetik, wird aber heute leichter durch kunstgeschichtliche Darstellung vermittelt. Ist es nicht darum durchaus nothwendig, daß heute für Gebildete und für die reifere Jugend Kunstgeschichten geschrieben werden, in welchen diejenigen Gesichtspunkte zur Geltung gelangen, wodurch die Genannten in den Stand gesetzt werden, über alte und neue Kunstwerke so zu urtheilen, wie Philosophie und Geschichte, Erfahrung und Religion es verlangen?

Freilich, es gibt große und kleine Kunstgeschichten, in welchen fast mit naturgeschichtlicher und statistischer Genauigkeit die Schulen klassificirt, der Entwicklungsgang und die Leistungen der Künstler dargelegt werden. Solche Bücher sind gut für Kunstgelehrte, gut für diejenigen, welchen die obersten leitenden Grundsätze klar sind. Es werden aber für weniger Eingeführte viele populäre Kunstgeschichten ausgeboten, welche durch schöne Ausstattung und reiches Illustrationsmaterial selbst in katholischen Kreisen weit verbreitet sind (erinnern wir nur an Lübke's zahlreiche Schriften), obgleich sie einen entschiedenen Parteistandpunkt einnehmen. Ihre Verfasser bekennen sich nicht nur offen als Freunde der Reformation und der reformatorischen Principien, sondern vertreten überdies oft politische und sittliche Grundsätze, welchen ein Katholik nun und nimmer zustimmen kann. Dr. Adolf Fäh hat sich darum warmen Dank verdient, als er der Einladung einer katholischen Verlagshandlung nachkam, die den Versuch machen will, jenen vom gehässigsten Parteistandpunkt aus verfaßten populären Kunstgeschichten eine der christkatholischen Wahrheit entsprechende entgegenzustellen. Wer weiß, wieviel heute in der Kunstgeschichte geforscht, gefunden und geleistet wird von tüchtigen Männern, mit fast unbeschränkten Mitteln und mit Anstrengung aller geistigen Kräfte, der muß freilich mit uns den Muth des jungen Gelehrten bewundern, welcher nicht davor zurückschreckt, eine solche Aufgabe zu übernehmen. Zeigt sich doch die Schwierigkeit ihrer Lösung schon im langsamen Erscheinen der Hefte. Daß manche der neueren oder neuesten Ergebnisse nicht verwerthet sind, daß hie und da veraltete Ansichten vorgetragen werden, war unter diesen Verhältnissen unvermeidlich. Solche Fehler haben indessen auf den Gesammtinhalt des Buches keinen entscheidenden Einfluß. Darum stehen wir nicht an, nicht

nur den Entschluß, sondern auch die Arbeit des Verfassers zu loben und ihr viele Freunde zu wünschen. Hat doch die Kunstwissenschaft, diese jüngste, schnell aufblühende Tochter des wissenschaftlichen Strebens unseres Jahrhunderts, weite Kreise für sich begeistert! Dies zeigt, daß der Materialismus doch noch nicht alles beherrscht und auch die Ideale noch manches Herz anziehen. Gerade die Jugend liebt die Ideale, gerade edlere Seelen freuen sich gerne der Kunst. Eltern und Erzieher mögen darum diese Kunstgeschichte der reifern Jugend als anregende und nützliche Unterhaltungsschrift übergeben. Auch solche, welche schon die Entwicklung der Kunstthätigkeit kennen, werden mittelst des fließend geschriebenen, schön ausgestatteten und mit vielen, guten Bildern gezierten Buches ihre Kenntnisse auffrischen und durch manche treffende Bemerkung Anregung und Belehrung gewinnen.

Steph. Beissel S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Compte-rendu analytique du Congrès social international de Liège 7—10 Sept. 1890. 112 p. Lex.-8°. Bruges, Plancke, Fr., 1891. Preis 50 *Ct.* (100 Exemplare *Fr.* 35).

Dasselbe beschränkt auf Assemblées générales et résolutions. 44 S. Lex.-8°. Preis 25 *Ct.* (100 Exemplare *Fr.* 15).

Der vorigjährige sociale Congreß zu Lüttich wird noch auf lange Zeit hin unvergessen bleiben; vielleicht wird gerade nach der diesjährigen Mechelner Versammlung desselben mit neuem und erhöhtem Interesse gedacht. Die in beiden obgenannten Schriften auszüglich mitgetheilten Verhandlungen und Ergebnisse des Congresses orientiren über ihn leichter, als der umfangreiche Band der stenographischen Aufzeichnungen. Es dürfte daher nicht bloß der niedrige Preis es sein, welcher diese Broschüren für eine weite Verbreitung empfehlbar macht, sondern auch die Ersparung an Zeit und Mühe bei denjenigen Lesern, denen es genügt, eine getreue Wiedergabe des Congresses oder seiner Verhandlungen ihrem wesentlichen Inhalte nach zu haben, ohne auf den vollen Wortlaut Gewicht legen zu müssen. Uebrigens hat die Redaction dennoch Sorge getragen, bei wichtigeren Anlässen auch den Wortlaut der gemachten Aeußerungen zu wahren.

Andenken an die Schatzkammer des Domes zu Trier. Zwölf Abbildungen der wichtigsten Reliquien und Kunstgegenstände, in Lichtdruck nebst kurzer Beschreibung derselben von J. Hulley, Domvikar. Zwölf Lichtdrucktafeln und 8 S. Text in 8°. Trier, Paulinusdruckerei, 1891. Preis *M.* 1.

Der Trierer Domschatz ist oft in Bildern herausgegeben, besonders von Ernst aus'm Weerth, sowie von Palustre und Barbier de Montault. Die Abbildungen,

welche Hulley hier bietet, sind vortrefflich, oft besser als die in jenen großen Werken gegebenen. Wegen dieser Güte der Darstellungen und des überaus billigen Preises verdient diese kleine Publication besondere Empfehlung und ist eines Platzes in der Bibliothek aller Freunde mittelalterlicher Kunst durchaus würdig.

Die Kunst Jedermanns Sache. Von Dr. August Reichensperger. Zweite Auflage. XX u. 41 S. 8°. Wegberg, Floitgraf, 1891. Preis *M.* 1.

Wenn diese inhaltsreiche, anregende Schrift erst nach 25 Jahren zu einer zweiten Auflage gelangt ist, so ist das wohl hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß sie als eine der frühesten Frankfurter Broschüren bei ihrem ersten Erscheinen eine ungewöhnliche Verbreitung gefunden hat. Sie ist einer der zahlreichen Mahn- und Weckrufe, durch welche der hochverdiente Vorkämpfer der deutschen Katholiken seit fünfzig Jahren bemüht war, den Mitlebenden Sinn und Geist der mittelalterlichen Kunst zu erschließen, mit dem Verständniß derselben auch ihre Uebung und Pflege neu anzuregen, vom bloßen Wissen wieder zum gründlichen Können zu führen und durch dieses den einstigen schöpferischen Geist des deutschen Volkes neu zu beleben. Die Schärfe, mit welcher er alle Stil- und Geschmacksmacherei, alles Schein- und Surrogatwesen bekämpfte, hat vielseitigen Widerspruch hervorgerufen, und die unnachgiebige Strenge und Ausschließlichkeit, mit welcher er sein Ziel verfolgte und der eklektischen Kunstrichtung der Neuzeit entgegentrat, hat ihm sogar manche abwendig gemacht, die einst die mächtigsten Anregungen von ihm empfangen hatten und in Bezug auf religiöse Kunst im Grunde seine wesentlichen Anschauungen theilten. In weiten Kreisen sind jedoch seine Ideen siegreich zum Durchbruch gelangt und haben die schönste, segensreichste Erneuerung des kirchlichen Kunstlebens hervorgerufen; Bischöfe und Priester, Künstler und Kunstschriftsteller, profane Bauherren und Kunstliebhaber sind begeistert seinen Anregungen gefolgt, und es ist schwer, einen Mann zu nennen, der auf diesem Gebiete einen mächtigeren und günstigeren Einfluß geübt hat. In einer Zeit, wo das ganze außerkirchliche Geistesleben und mit ihm die Kunst immer mehr dem flachsten Realismus zustreben, verdienen die zündenden Worte des greisen Reichensperger mehr als je Gehör. Es weht in ihnen jener kernige, tiefreligiöse Volksgeist, jener Hauch der Poesie, welcher die Seele der Kunst ist, und ohne welchen alles archäologische und technische Wissen weder Farbe noch Stein zu beseelen vermag.

Zur Charakterisirung des Baumeisters **Friedrich Freiherrn von Schmidt,** von Dr. August Reichensperger. 24 S. 8°. Düsseldorf, Schwann, 1891. Preis 80 *Pf.*

Obwohl der ausgezeichnete Architekt Friedrich von Schmidt sich durch seine gesammte Bauthätigkeit als ein entschiedener Anhänger und Bekenner der mittelalterlichen Gotik ausgewiesen hatte und noch auf seiner Grabschrift nur das Lob beanspruchte, als „ein deutscher Steinmetz“ in Gott zu ruhen, wurde er von verschiedenen Kunstschriftstellern alsbald nach seinem Tode (23. Januar d. J.) für ihre bezügliche moderne Kunstrichtung in Anspruch genommen und demgemäß gepriesen. Gegen dieses in den verschiedensten Farben schillernde Lob richtet sich die vorliegende Charakteristik, nicht aus künstlichen Hypothesen, Vermuthungen und Deutungen zusammengelesen, sondern aus den Briefen des wackern Meisters selbst schlicht und einfach zusammengestellt. „Je mehr ich studire“, sagt Schmidt in einem dieser Briefe (15. Oct. 1888), „und einen Ueberblick über die Gesammtleistung unseres Mittelalters gewinne, desto unbegrenzter wird meine Ehrfurcht vor den Meistern jener

Zeiten, und desto mehr erkenne ich, wie wenig wir können im Vergleich mit ihnen" (S. 16). „Es ist unglaublich", heißt es in einem andern Briefe (28. März 1879), „welch höherer Blödsinn jetzt mit der Renaissance aufgeführt wird. Ich habe nichts dagegen, wenn ein Architekt in dieser Richtung arbeitet; ich war ja selbst schon in der Lage, es thun zu müssen; allein es zeugt von einer totalen Unkenntniß der Entwicklungsgesetze der Kunst, wenn man etwas so Unfaßbares, bestimmter Gesetzlichkeit Entbehrendes zum Ausgangspunkt einer neuen Richtung nehmen will. Einmal müssen die Kerls doch ans Mittelalter glauben lernen; vielleicht leider, wenn es zu spät ist." Diese und zahlreiche andere Aeußerungen, die sich zu einem ziemlich vollständigen Abriß seiner Kunstanschauungen verbinden, stellen es über jeden Zweifel, daß Schmidt im wesentlichen dieselbe Ansicht hegte, welche A. Reichensperger in Wort, Schrift und That — qualis ab incepto — unerschrocken und unermüdlich gegen ein ganzes Heer von Mode-Kunstschriftstellern vertheidigt hat. Der „Anhang" gibt einen kurzen, gediegenen Lebensabriß Schmidts und erhöht nicht wenig den Werth der kleinen Schrift, welche die allgemeinste Beachtung verdient.

Geschichte des Klosters Beuron im Donauthale. Urkundlich dargestellt von Dr. K. Th. Zingeler. Mit der Lichtdruck-Nachbildung der Urkunde Lothars III. in natürlicher Größe. V u. 271 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1890. Preis *M.* 2.40.

Diese Darstellung der Geschichte Beurons wurde für die „Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde" auf Anordnung des erlauchten Protectors des genannten Vereins, des Fürsten von Hohenzollern, geschrieben. Demselben hohen Gönner des Klosters verdankt man auch die schöne phototypische Abbildung der wichtigen, am 29. März 1131 von König Lothar für Beuron ausgestellten Urkunde. Der Verfasser hat es verstanden, den reichen Stoff so zu gliedern und zu verarbeiten, daß nicht nur der erfahrene Geschichtskenner, sondern jeder Leser den lehrreichen Ausführungen gerne folgt. Er weist nach, daß eine Karl dem Großen zugeschriebene Urkunde, wodurch die 786 vollzogene Stiftung eines „Alt-Beuron" genannten Mutterklosters bewiesen werden sollte, eine Fälschung aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist, und daß Beuron erst im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts wahrscheinlich von Peregrinus von Hoßkirchen gegründet, den Augustinern von der Congregation der regulirten Lateranensischen Chorherren übergeben und dem Heiligen Stuhl als eigenes Lehen übertragen ward. Er geht dann die Reihe der Pröpste (bis 1687) und Aebte (bis 1802) durch und schildert die Geschichte des Gotteshauses unter Beiziehung zahlreicher Urkunden und Handschriften, wobei er in gemeinverständlicher Weise auf die in ihnen erwähnten culturhistorisch interessanten Einzelheiten aufmerksam macht. Sechzig Jahre nach der Aufhebung durch den so verhängnißvollen Reichsdeputations-Hauptschluß übergab die Familie der Fürsten von Hohenzollern die ihr zugefallenen, verlassenen Klostergebäude jenen Benediktinern, welche Beuron schon jetzt einen Glanz verliehen haben, den das alte Chorherrenstift nie erreicht hat. Möge er wachsen in segensreicher Wirksamkeit für weite Kreise.

Pontificale Romanum. Summorum Pontificum jussu editum, a Benedicto XIV. et Leone XIII. Pont. Max. recognitum et castigatum. Editio prima post typicam. (Sine cantu.) XII et 460 p. 8⁰. Ratisbonae, Pustet, 1891. Preis *M.* 4.80.

Nachdem im Jahre 1888 das Pontificale Romanum cum cantu als „Editio typica" in drei Bänden mit Anhang von F. Pustet in Regensburg herausgegeben

worden (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXVI. S. 587), hat dieselbe Verlagshandlung nunmehr eine Ausgabe ohne Gesang in einem Bande herstellen lassen. Druck und Ausstattung sind, wie es bei allen literarischen Erzeugnissen dieses Verlages der Fall ist, vorzüglich. Der mit rothen Linien umzogene Druck hebt sich von dem gelblich getönten Papier sehr deutlich ab. Die als Kopfleisten verwandten Bilder sind eine würdige, wohlgelungene Zierde des Buches. Möge diese neue und billige Ausgabe dazu beitragen, daß die herrlichen Gebete und Ceremonien der Kirche durch die Seelsorgsgeistlichen dem katholischen Volke näher gebracht und mehr und mehr erschlossen werden.

Explanatio critica editionis Breviarii Romani, quae a S. R. Congr. uti typica declarata est. Studio et opera Georgii Schober C. SS. R. sacerdotis. 364 p. 8⁰. Ratisbonae, Pustet, MDCCCXCI. Preis *M.* 2.50.

Für einen genauen, fehlerfreien Neudruck des Römischen Breviers bietet dieses Werk eine wesentliche Hilfe; für den, welcher den liturgischen Fragen ein reges Interesse entgegenbringt, bietet es reiche Belehrung. Erstaunlich ist der Fleiß und die Mühe, welche der Verfasser dem Werke opfern mußte. Aber derjenige wird sie erklärlich finden, welcher bedenkt, mit welcher Sorgfalt die Kirche bemüht war, die jetzige, seit Jahrhunderten fast unveränderte Form dem Brevier, jenem heiligen Codex des öffentlichen und amtlichen Gebetes, nicht so sehr zu geben, als vielmehr zu erhalten. — Freilich hatte die Form des kirchlichen Stundengebetes früher manche Wandlungen erfahren. Dieselben werden kurz in den 94 Seiten der Introductio berührt. Den folgenden Theil des Werkes füllt das Verzeichniß all der Abweichungen aus, welche sich finden, wenn man die als typisch erklärte Pustet'sche Brevierausgabe von 1884 mit den verschiedenen früheren Ausgaben vergleicht. Man sieht daraus, wie peinlich streng die heilige Ritencongregation verfuhr, nichts zu ändern, was nicht nöthig sei; wie sehr sie in der Lesart von Texten der Heiligen Schrift das durch hohes Alterthum Geheiligte unverkürzt erhalten wissen wollte, ohne auch nur einen Buchstaben oder ein Unterscheidungszeichen zu ändern. Hoffentlich wird dies bei folgenden Neudrucken des Breviers allen Herausgebern ein Wink sein, um eine eben so große, bis ins kleinste gehende Sorgfalt aufzuwenden auf die genaueste Uebereinstimmung der Neudrucke mit der typischen Ausgabe. Leider hat man bis in unsere Zeit hinein die so streng lautenden kirchlichen Vorschriften vielfach mißverstanden oder nicht genug beachtet, und theils einer vermeintlich bessern Schreibweise oder Lesart zu lieb, theils zur Bequemlichkeit des Gebrauches sich kleinere Freiheiten erlaubt, welche Rom nie gebilligt hat und welche, einmal zugegeben, den Weg zu größeren Freiheiten und zu größeren Ungenauigkeiten öffnen würden.

Ungedruckte Dominikanerbriefe des 13. Jahrhunderts. Von Dr. Heinrich Finke, Privatdocenten der Geschichte in Münster. IV u. 174 S. 8⁰. Paderborn, Schöningh, 1891. Preis *M.* 5.

Aus einem von Münster 1875 an die Berliner Kgl. Bibliothek abgegebenen Codex der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sind hier 161 in den Jahren 1250 bis kurz nach 1294 von Mitgliedern des Dominikanerordens oder an dieselben geschriebene Briefe veröffentlicht, wodurch die bekannte Dürftigkeit älterer Urkunden über den rasch aufblühenden Orden in etwas wenigstens vermindert wird. Sehr wichtig sind die Briefe, weil sie die innersten Verhältnisse der Ordensglieder untereinander, zu den Dominikanerinnen, zu anderen Orden, zu Bischöfen und Herren,

selbst zu Königen und Päpsten berühren. Sie behandeln überdies vier Streitsachen der Dominikaner mit den Städten Warburg und Straßburg, sowie mit den Kapiteln in Regensburg und Zofingen. Die in der Einleitung auf Grund einzelner Thatsachen oder Aeußerungen gemachten allgemeinen Schlüsse dürften jedoch hie und da etwas zu weit gehen und aus einzelnen Schatten zu viel folgern. Der Abdruck ist mit bemerkenswerther Sorgfalt veranstaltet, der Text von sehr dankenswerthen Anmerkungen begleitet und durch ein Namensverzeichniß noch übersichtlicher gemacht.

La Russie et l'Orient. Mariage d'un Tsar au Vatican. Iwan III. et Sophie Paléologue, par le P. Pierling S. J. (Bibliothèque slave elzévirienne, IX.) VIII et 209 p. 16°. Paris, Leroux, 1891. Preis *Fr.* 2.50.

In Rom war es, wo der letzte der Paläologen, Thomas, aus Morea vertrieben, 1461 seine Zuflucht suchte. Nachdem er im Gram über sein schweres Schicksal bereits 1465 daselbst verstorben, nahm sich Cardinal Bessarion seiner hinterlassenen jüngeren Kinder an. Von den zwei Söhnen ging indes der eine nach Constantinopel und ward Muselmann, der andere starb 1502 im Elend. Die ältere Tochter Juliana starb schon 1474 als Königin der Serben; die jüngere, die schöne Zoe, wurde von Bessarion dazu ausersehen, die Braut des Großfürsten Iwan zu werden und so eine Annäherung der russischen mit der römischen Kirche anzubahnen. Dieses merkwürdige Heiratsproject, durch welches die Erbansprüche des alten Byzanz an die Czaren von Moskau übergingen, und dessen Verwirklichung im Jahre 1472 bildet den Gegenstand der vorliegenden überaus interessanten Studie, welche die Berichte des Jakob Maffei von Volterra, sowie die bereits bekannten griechischen und russischen Nachrichten durch neugefundenes Actenmaterial aus italienischen und deutschen Archiven (namentlich Venedig, Vicenza und Rom) ergänzt. Mit der heutigen orientalischen Frage hängt diese Hochzeit allerdings nur sehr entfernt zusammen, aber sowohl als Episode in den verschiedenen Anknüpfungsversuchen freundlicher Beziehungen zwischen Rom und Moskau, wie auch als Culturbild aus dem 15. Jahrhundert ist dieselbe von nicht geringem Interesse, und die Resultate der Forschung sind zu höchst anziehender Darstellung vereint. Die Reise von Rom nach Moskau führte die schöne byzantinische Braut über Siena, Florenz, Venedig, Trient, Innsbruck, Augsburg, Nürnberg nach Lübeck. Dort bestieg sie ein Schiff nach Reval, wo die Deutschritter sie glänzend bewillkommten. In Dorpat ward sie von den Gesandten ihres Bräutigams abgeholt und über Pskow nach Moskau geleitet. In Nürnberg hielt sie sich vier Tage auf. „Der Rath beschenkte sie mit einem kostbaren Gürtel, die Frauen von Nürnberg mit einem Fäßchen Wein und Zuckerwerk. Ein großer Ball vereinigte auf dem Rathhaus die Blüte der Bürgerschaft. Die Prinzessin wohnte demselben bei, aber sie erklärte sich für unwohl et ne voulut pas de ses pieds byzantins remuer la poussière allemande." Sie bekam dafür aber später genug russischen Staub zu schlucken. Von den großen Hoffnungen, welche Bessarion an die Heirat geknüpft, verwirklichte sich leider keine.

Ein Besuch am La Plata. Von Ambros Schupp S. J. Mit 38 Illustrationen. XII u. 248 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis: eleg. brosch. *M.* 4; eleg. geb. *M.* 6.

Politische Ereignisse lenkten in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit auf Buenos Ayres, „die Königin des La Plata". Um so willkommener wird das vorliegende,

herrlich ausgestattete Buch unseren Lesern sein, in welchem P. A. Schupp, durch seine sinnigen Märchendichtungen wohl bekannt, einen Besuch am La Plata beschreibt, den er kurz vor dem Ausbruche der Unruhen den drei Städten Montevideo, Buenos Ayres und La Plata an der Mündung des Silberstromes abstattete. In einfacher, schlichter Sprache erzählt er seine Reise, schildert die Städte, die an Pracht ihrer Bauten den Städten Europa's nicht nachstehen, und sucht uns mit dem Volksgeist und mit der geschichtlichen Entwicklung jener Freistaaten bekannt zu machen. Manches werthvolle statistische Material hat er geschickt in seine Beschreibung verflochten. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser natürlich den kirchlichen Verhältnissen, in denen er manche trostreiche Seite hervorzuheben weiß. Aber auch die wissenschaftlichen Sammlungen finden in ihm einen begeisterten Verehrer, und in diesem Punkte werden vielleicht einige Leser der Meinung sein, er habe des Guten etwas zu viel gethan. Recht gelungen sind manche der kleinen Lieder, die P. Schupp seinen Schilderungen eingestreut hat, einige sind wahre Perlen; zu ihnen rechnen wir namentlich die aus dem Spanischen übertragenen Weihnachtsdichtungen. Wir bedauern nur, daß es P. Schupp nicht vergönnt war, seine Reise landeinwärts etwas weiter fortzusetzen und uns ein geographisches und historisches Bild der gesammten La Plata-Staaten zu entwerfen.

Vierhundertvierzig merkwürdige und seltene Todesarten. Wahrheitsgetreu erzählt von Dr. Jos. Ant. Keller, Pfarrer in Gottenheim bei Freiburg. XXIV u. 446 S. 12°. Mainz, Kirchheim, 1890. Preis *M.* 3.

Aus den zahlreichen Exempelbüchern des fleißigen und seeleneifrigen Dr. Keller greifen wir das oben genannte heraus, an welchem wir nichts Belangreiches auszusetzen haben, wiewohl auch hier ein etwas wählerischeres Vorangehen nur zu billigen gewesen wäre. Jedenfalls ruft das Buch allen Lesern ein heilsames Memento mori zu. Die vielen plötzlichen Todesfälle, welche berührt werden, sind ernst ergreifender Natur. Will der Prediger oder Katechet die Nothwendigkeit, stets auf den Tod vorbereitet zu sein, durch Beispiele beleuchten, so braucht er nur zu dieser Sammlung zu greifen. Ermuthigend und tröstlich sind die zahlreichen Züge der Bekehrung auf dem Todesbett, wie sie das XVIII. Kapitel bringt, und doch wieder bei aller Anregung zur Ermuthigung ein vermessenes Vertrauen zurückdrängend, weil sich die Bekehrung oft an das lange und heiße Gebet eines Dritten knüpft, von dem niemand weiß, ob es ihm zu theil wird. Wegen dieses Kapitels allein schon, welches eine herrliche Beleuchtung der göttlichen Barmherzigkeit bietet, verdient dieses Büchlein eine warme Empfehlung. — S. 360 wird der gleiche Todesfall, über den bereits S. 124 berichtet wurde, wörtlich nochmals mitgetheilt.

Studium und Studentenleben vor vierzig bis fünfzig Jahren und eine schwere Prüfung nach absolvirtem Universitäts-Studium. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts von Leopold Kist. VIII u. 588 S. kl. 8°. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1891. Preis *M.* 3.

Es sind Erinnerungen recht trüber Natur, die untermischt mit Betrachtungen verschiedenster Art und den Früchten fleißiger Lectüre hier als buntes Ganze geboten werden. Von den Beobachtungen der Studentenzeit war gewiß manches werth, niedergeschrieben zu werden, und kann zur Beurtheilung von Personen und Verhältnissen gute Dienste thun. Auch unter den vielleicht allzu reichlich eingestreuten all-

gemeinen Zeitbetrachtungen findet sich manche treffliche Bemerkung. Das Buch ist in gutem Geiste geschrieben und enthält ernst belehrende Momente. Doch dürften Ton und Geschmack, in welchen dieselben niedergelegt sind, nicht allgemeinen Beifall finden. Als Lesung für die Jugend, auch die studirende, ist das Buch nicht zu empfehlen. So bezeichnend übrigens die gegebenen Schilderungen für badische Zustände sein mögen, wird man sich doch vor Verallgemeinerung hüten müssen.

Changarnier par le Comte d'Antioche. VIII et 487 p. 8°. Paris, Plon, 1891.

Für die politische Geschichte Frankreichs in diesem Jahrhundert und die Beurtheilung mancher, einst vielgenannter Personen ist diese Biographie von Bedeutung. Ueberdies gewährt sie das Interesse, welches die nähere Bekanntschaft mit Menschen von Charakter und Geist zu bieten pflegt, zumal wenn es ihnen beschieden war, in den großen Ereignissen der Geschichte eine Rolle zu spielen. Changarnier, 1793 unter den Schrecken der Revolution geboren, verließ anfangs 1815 die juristische Laufbahn, um in die Armee einzutreten, bedeckte sich in den Feldzügen in Spanien und Algier mit militärischen Ehren und zeigte alle Eigenschaften eines geborenen Feldherrn. In der Zeit von der Februar-Revolution 1848 bis zur Proclamirung des Kaiserreiches stand er auch in politischer Hinsicht stark im Vordergrund; denn von Napoleon verbannt und durch die eigene Charakterfestigkeit vom Wiedereintritt in die Armee ausgeschlossen, trat er erst in den Tagen des Unglücks für sein Vaterland 1870 als selbstloser Patriot wieder mehr hervor. Seine Jugend scheint er leichtfertig durchlebt zu haben, Duelle machten ihm wenig Skrupel, noch als General hat er G. v. Lamartine gefordert. Aber als gefeierter Kriegsheld vertieft er sich in die Bekenntnisse des hl. Augustin, in der Zeit pecuniärer Bedrängniß spart er sich die Mittel fast am Munde ab, um ein umgestürztes Kreuz vor seiner Kirche durch ein neues ersetzen zu lassen; stets war er gerecht und wohlthätig. Man trifft ihn in den Kreisen eines Montalembert und Dupanloup. Bei Louis Philippe's Tod ließ er, dem Präsidenten Louis Napoleon zum Trotz, für die Seelenruhe des entthronten Königs in den Tuilerien die heilige Messe lesen. Beim Herannahen seines letzten Kampfes war der alte Soldat gern bereit, durch die heiligen Sacramente sich darauf vorzubereiten. Das Crucifix in seinem Zimmer war der Gegenstand seiner besondern Vorliebe. „Sieh, Karl," sagte er auf dasselbe hinweisend noch in den letzten Tagen zu einem Verwandten, „sieh, das ist mein Anführer." Als in jener Zeit die öffentlichen Blätter ihm besondere Aufmerksamkeit zuwendeten, und eines derselben u. a. eine ausführliche Beschreibung seines Wohnzimmers gebracht hatte, bemerkte er dazu: „Das Schönste in meinem Zimmer haben sie vergessen, meinen schönen Christus. Freilich darf einen das nicht wundern, der Gedanke an Gott ist ihnen fremd."

Aus den Jahrbüchern des Klosters Maria Mai im Rieß. Aufzeichnungen der Priorin Walpurgis Schefflerin über die Geschicke ihres Conventes im Jahre 1525. Eine Quellenschrift zur Geschichte des Bauernkrieges im nordöstlichen Schwaben. 39 S. 4°. Augsburg, Huttler, 1891. Preis *M.* 1.20.

Eingehende Mittheilungen über die von den Stürmen des Bauernkrieges 1525 heimgesuchten Klöster sind selten. Um so werthvoller ist ein hier in schöner Ausstattung mit hübschen Illustrationen abgedruckter Bericht, welchen Schwester Walpurg von Eichstädt aus dem Salvatororden der hl. Brigitta nach eigenen Erlebnissen im

Unglücksjahre niederschrieb, und in welchem sie die Gefahren, Aengste und Verluste ihrer Genossenschaft Maria Mai (Maihingen) in anspruchsloser Einfachheit treu und ausführlich schildert. Beim Anfang der Fastenzeit begannen die Bauern der Nachbarschaft das Kloster zu bedrängen und zu schädigen. Ende April mußten 30 Schwestern mit der Oberin sich nach Oettingen begeben; 20 blieben mit der Priorin im Kloster, wurden aber von den Bauern so heimgesucht, daß ein Graf von Oettingen ihnen zu Hilfe kam und auch sie in die Stadt sandte. Er ward aber von den Bauern gefangen genommen, die Oettingen eroberten, bald nachher jedoch bei Ahausen an der Wörnitz eine entscheidende Niederlage erlitten. Die Schwestern kehrten heim und versuchten, ihr verwüstetes Kloster, sowie dessen abgebrannten Maierhof Uttenstetten herzustellen. Es erholte sich aber nicht mehr von so wuchtigen Schlägen, kam 1605 in die Hände der Franziskaner, wurde 1719 Familienbegräbnißstätte des Hauses Oettingen-Wallerstein, 1803 durch den Reichsdeputations-Hauptschluß dessen Eigenthum und beherbergt jetzt die zum großen Theil alten Klosterbibliotheken entstammenden unschätzbaren Besitzthümer und andere wissenschaftliche Sammlungen des fürstlichen Hauses.

Titular-Domherr **Anton Engelb. Maurer,** der angebliche Ketzerstifter. Ein Beitrag zur Geschichte der Diöcese Seckau. Von **Joseph Zapletal,** Sr. päpstlichen Heiligkeit Ehrenkämmerer, fürstbischöfl. geistlicher Rath, Hauskaplan bei den Frauen vom guten Hirten und Redacteur. 62 S. 8⁰. Graz, Styria, 1891.

In verschiedenen Werken, selbst in Hergenröthers Kirchengeschichte (3. Aufl., III, 957), wird der Seckauer Domherr Maurer (gest. 4. Januar 1814) mit einer mystisch-rationalistischen Secte in ursächliche Verbindung gebracht. Die vorliegende kleine Monographie unternimmt auf Grund der im Seckauer Ordinariatsarchiv, sowie im k. k. Staatsarchiv und anderen Archiven zu Wien ruhenden Acten die Vertheidigung des Angeschuldigten. Der Verfasser, Monsignore Zapletal, der verdiente Redacteur des „Grazer Volksblattes", legt dar, wie der flache Josephinismus eine spiritualistische Reaction hervorrief und das verlassene Volk sich an Maurer hing, weil er einer der wenigen seeleneifrigen Priester war und sich besonders im Beichtstuhl und in der Krankenpflege sehr thätig erwies. Wegen Unvorsichtigkeit und unklugen Eifers von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit verfolgt und verbannt, erschien er vielen, welche noch an der alten Zeit hingen und eine kräftige Bethätigung des kirchlichen Lebens schwer vermißten, nicht ohne Grund als ein unschuldiges Opfer einer unkatholischen Bureaukratie. Ehre dem Verfasser, welcher die Ehre eines jedenfalls überstreng Verurtheilten und Gestraften wiederherstellt.

Miscellen.

Europäisches Sklavenleben. Man pflegt von gewisser Seite mit Vorliebe und Schadenfreude hinzuweisen auf gedrückte Arbeiterverhältnisse in „ultramontanen Ländern". Dem alten Sprichwort vom „Krummstab" zum Trotz möchte man gar gerne der Geschichte ins Gesicht lügen, daß der Ultramontanismus schuld sei an der Bedrückung und Aussaugung der Massen. Dem gegenüber ist es von Interesse, wenn einmal der Schleier gelüftet wird betreffs der Arbeiterverhältnisse an Orten, wo es keinen Ultramontanismus gibt. England, die classische Heimat der Fabrikarbeit, mit seiner gerühmten Philanthropie und seiner Zärtlichkeit selbst für die Leiden der Thiere, kannte vor 80 Jahren noch nichts von Ultramontanismus. Es war die Zeit, wo die ganze Nation sich erhob und wo reichlich die Millionen flossen zur Abschaffung der Sklaverei in fernen Welttheilen, einer Sklaverei, welche die meisten nur kannten aus Romanen und Sensationsberichten. Die Industrie hatte einen ungeheuern Aufschwung genommen; überall entstanden Fabriken, aber es fehlte an Arbeitern. Es galt noch als eine Schande, namentlich für Mädchen, in einer Fabrik zu arbeiten, oder auch nur für einige Zeit da gearbeitet zu haben. Erst die bittere Noth, wie die Masseneinwanderung von Irland her, hat später hierin eine Aenderung herbeigeführt. Inzwischen bedurften aber die Fabrikherren der Arbeitskräfte, und sie verschafften sich diese aus den Armenhäusern und aus der Reihe derer, die von Gemeindewegen als Arme unterhalten wurden. H. de B. Gibbins (The Industrial History of England, 1890, p. 179) schildert die Zustände, die sich daraus ergaben:

„Aus allen Theilen Englands ließen sie (die Fabrikherren) Gemeindelehrlinge (Kinder, die von der Gemeinde unterhalten und zu Handwerkern in die Lehre gegeben wurden) kommen, unter dem Vorgeben, sie für die neuen, eben erst eingeführten Arbeitszweige in die Lehre zu nehmen. Die Fabrikherren traten in geordnete Geschäftsverbindung mit den Armenpflegern, welche bestimmte Tage ansetzten für die Inspicirung der Kinder der Gemeindearmen. Diejenigen, welche dann ausgesucht wurden, brachte man auf Lastwagen oder Kanalbooten an ihren Bestimmungsort, und von dem Augenblick waren sie verdammt zur Sklaverei. Manchmal traten Handelsunternehmer an die Stelle der Fabrikherren, beförderten eine Anzahl Kinder nach einem Fabrikdistrict und hielten sie dort auf Lager, gewöhnlich in einem dunkeln Keller, bis sie dieselben an einen Fabrikherrn absetzen konnten, der gerade neue Arbeitskräfte brauchte. Dieser kam dann und prüfte ihre Größe, Stärke und körperliche Beschaffenheit genau so, wie die Sklavenkäufer es thaten auf den Märkten Amerika's. Von da an waren die Kinder einfach der Willkür ihrer Besitzer preisgegeben, vorgeblich als Lehrlinge, thatsächlich als Sklaven, die keinen Lohn erhielten, und bei denen es auch nicht der Mühe werth war, sie angemessen zu füttern und zu kleiden, da sie so billig und so leicht zu haben waren. Oft wurde es durch die Pfarrverwaltung ausbedungen, um

auch die stumpfsinnigen Kinder los zu werden, daß der Fabrikherr auf je 20 Kinder auch einen Idioten mit in den Kauf nehmen müsse. Das Schicksal dieser unglücklichen Idioten war noch trauriger als das der übrigen. Das Geheimniß ihres Endes ist niemals gelüftet worden, aber man kann sich einen Begriff ihrer Leiden bilden an dem Schicksal der übrigen, die der Gewinnsucht und Grausamkeit der Kapitalisten zum Opfer fielen. Ihre Behandlung war im höchsten Grade unmenschlich. Ihre Arbeitsstunden wurden nur begrenzt durch ihre Erschöpfung, nachdem verschiedene Arten von Quälerei vergeblich angewendet waren, sie zur Fortsetzung der Arbeit zu zwingen. Kinder wurden oft 16 Stunden täglich an der Arbeit gehalten, und zwar Tag und Nacht. Selbst die Sonntage wurden benutzt als geeignete Zeit, die Maschinen zu reinigen (und das im puritanischen England!). Der Verfasser der History of the Factory Movement schreibt: ‚Im Gestank, in überhitzten Räumen, unter dem beständigen Sausen von tausend Rädern wurden kleine Hände und kleine Füße in ununterbrochener Beschäftigung gehalten, in unnatürliche Thätigkeit hineingezwungen durch Schläge oder Stöße von den schweren Händen und Füßen der erbarmungslosen Aufseher und durch körperliche Züchtigung mittelst Strafwerkzeugen, erfunden durch den erhöhten Scharfblick einer unersättlichen Selbstsucht.‘ Mit der gröbsten und billigsten Kost wurden sie genährt, oft derselben, welche den Schweinen ihres Herrn zum Futter diente. Abwechselnd, ‚in Relais‘, schliefen sie in denselben schmutzigen Betten, welche niemals kühl werden konnten; denn die eine Abtheilung der Kinder mußte sich darin schlafen legen, sobald die andere zu ihrer Tages- oder Nachtarbeit aus denselben sich erhoben hatte. Oft war nicht einmal Trennung der Geschlechter; Krankheit, Elend und Laster gediehen wie in einem Zuchtbeet der Ansteckung. Einige dieser ärmsten Geschöpfe versuchten zu fliehen. Um solches für die Zukunft zu verhindern, wurde denen, die einer derartigen Neigung verdächtig waren, Eisen an die Füße geschmiedet mit Ketten, die zu den Hüften reichten, und man zwang sie, in diesen Fesseln zu arbeiten und zu schlafen. Junge Frauen und Mädchen waren dieser brutalen Behandlung ebenso ausgesetzt wie Knaben. Viele starben hin und wurden heimlich bei Nacht an irgend einem abgelegenen Fleck eingescharrt, damit nicht die Bevölkerung der Umgegend die Zahl der Gräber gewahr werden sollte; viele endeten durch Selbstmord. Die ganze Liste von Grausamkeit und Elend ist zu lang, um hier aufgeführt zu werden; man mag sie lesen in den Memoirs of Robert Blincoe, der selbst ein ‚Gemeindelehrling‘ war, oder in den Blättern des Blaubuchs vom Anfang dieses Jahrhunderts, in welchem selbst die pedantisch trockene Amtssprache zum Leben aufgerüttelt wird durch das Elend, welches sie zu berichten hat.“

Erst als das Uebel auf das äußerste gestiegen, und in directer Folge der vorhandenen Uebelstände in den Fabrikdistricten Manchesters eine ansteckende Seuche ausgebrochen war, wurde mit dem bisherigen System aufgeräumt. Aber die Kinderarbeit dauerte fort, nur daß sie auf 12 tägliche Arbeitsstunden (mit Ausschluß der Ruhepausen) eingeschränkt wurde. Die Zustände, unter welchen von da an bis 1833 beständig etwa 50—60 000 Kinder (vom 7. bis 18. Jahre) in den Fabriken Englands arbeiteten, waren kaum bessere als die

früheren. „Der Sklavenhandel ist im Vergleich dazu noch Barmherzigkeit", schrieb am 1. März 1833 ein damals bekannter Politiker. Mit den Gesetzen von 1833 und 1847, welch letzteres u. a. 10 Stunden Arbeitszeit als das Maximum für Kinder festsetzte, wurde es besser.

Die Kirche lebt noch. Es hat eine Zeit gegeben, und sie ist noch nicht gar ferne, da galt es in freigeistigen Kreisen als Dogma, daß die katholische Kirche sich ausgelebt habe. Der große Leichnam, der nur des Todtengräbers harre, war fast zum Sprichwort geworden. Unter den schalen Witzen, mit welchen 1849 eines der vielen Spottblätter, die damals zur Carikirung der „Kreuzzeitung" erschienen, ihre Spalten füllte, fand sich unter der Ueberschrift „Anstellungs- und Beschäftigungsgesuche" nach einem fingirten Anstellungsgesuch Louis Philipps aus London auch die niederträchtige Annonce: „Aus Mangel an Beschäftigung will ich mich zu allem gebrauchen lassen. Papst." Heute ist das viel anders geworden. Man findet, daß die Kirche „noch sehr stark existire". Die frühere Täuschung sucht mit Recht der Jenaer Geschichtsprofessor O. Lorenz zu erklären nicht aus der Beobachtung der Wirklichkeit, sondern aus der vor 50 Jahren herrschenden und auch die Geschichtsauffassung bestimmenden Hegelschen Philosophie. Danach war es ja ausgemacht, daß die Gegensätze der antiken und der mittelalterlichen Geschichte ihre Auflösung finden müßten in der Cultur der Gegenwart, als der Synthese der beiden ersteren. Aus derselben doctrinären Verwirrung, meint er, sei „der hoffnungslose Kampf" zu erklären, „den in unserem Jahrhundert der Liberalismus gegen die katholische Kirche geführt hat". Drastisch schildert er das Erwachen von der Täuschung:

„Der Hochmuth des Systems, welches den historischen Verlauf logisch entwickelt, hat die römische Kirche natürlich längst für ‚abgeblüht' und verstorben erklärt; als man nun bemerkte, daß sie noch sehr munter ist und sich wohl befindet, auch dreimal mehr Bekenner zählt als zur Zeit der Blüte, so wurde man sehr ungehalten, tobte gegen die Verkehrtheiten der Staaten und Regierungen und erhitzte sich in Angriffen, welche das gerade Gegentheil von dem ergaben, was man wünschte. *Nach jedem Angriff zeigte sich das ‚System der mittelalterlichen Weltanschauung' stärker und mächtiger als zuvor.* Nachdem die römische Kirche den Glauben, daß sie todt sei, vortrefflich benützt hatte, um in aller Stille sich auszurüsten, fand sie auf dem Kampfplatze zunächst einen Gegner, welcher sich so geberdete, als habe man ihm ein bloßes Gespenst, ein nicht mehr bestehendes Wesen gegenübergestellt, das er wohl zu belächeln, aber durchaus nicht zu verscheuchen brauchte. Denn es war ja etwas ‚Mittelalterliches', was ihm da in den Weg gelaufen kam. Die Einbildung der liberalen Theologie, welche natürlich eben im Begriffe war, in eine noch ‚höhere Epoche' hinaufzusteigen, vermochte sogar der ‚mittelalterlichen Weltanschauung' einen mitleidigen Blick zuzuwenden, indem sie das Gespenst für ‚seine Zeit' gar nicht so übel fand und geneigt war, dasselbe fast besser zu behandeln, als seinen Nachfolger in der Entwicklung, das abscheuliche Muckerthum — allein mit einemmal sah sich der Fortschritt, indem er den Sprung zur neuesten Stufe versuchte, am

Kragen gefaßt und von dem leblosen Gespenste des Mittelalters noch einmal wirklich und leibhaftig angepackt. Das Mittelalter lebte wirklich noch!"

Aber Lorenz findet, „daß diese Kirche nicht nur besteht, sondern auch sich innerlich wohler befindet als jemals zuvor". Nachdem er an mehreren Hauptpunkten nachgewiesen, daß sie in Lehren, Anschauungen und Gebräuchen unverändert dieselbe geblieben sei, fährt er, allerdings mit einiger rhetorischen Uebertreibung in der Herabsetzung der kirchlichen Vergangenheit, fort:

„Der Cölibat ist heute viel energischer zur Ausführung gekommen, als es jemals im Mittelalter gelungen ist. Die Idee des Mönchswesens ist in einer Anzahl von neuen und neuesten Orden viel reiner aufgefaßt worden, als zur Zeit des Papstes Hildebrand. Die kirchliche Disciplin ist durch das Tridentinische Concil zu einer Höhe emporgebracht, welche dem größten mittelalterlichen Idealismus nicht erreichbar geschienen hätte. Der kirchliche und religiöse Unterricht hat heute eine Verbreitung, von der das Mittelalter keine Vorstellung hatte. Der Clerus ist von einer Reinheit, welche im Mittelalter ohne weiteres jedem einzelnen Anspruch auf die Heiligsprechung gegeben hätte. Während die mittelalterliche Weltanschauung Bischöfe und Päpste [doch selbst in den ganz vereinzelten abnormen Fällen noch mehr als fraglich] kannte, welche vom Wort Gottes weniger wußten als ihre Stallknechte, wird heute in fünf Welttheilen nicht ein völlig Unwürdiger zum Priester geweiht, gibt es vielleicht auf dem weiten Erdenrund nicht so viele Simonisten und Nicolaitisten, als zur Zeit Gregors VII. und Innocenz' III. in jeder Diöcese" (Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen II, 158).

Fast zur selben Zeit mit dem Buche des geschichtskundigen Jenaer Protestanten erschien ein Werk des erfahrenen Weltumseglers Graf A. v. Hübner, eines Katholiken: „Ein Jahr meines Lebens", Leipzig 1891. Hier wie dort führt der Gang der Gedanken nur wie zufällig auf die gegenwärtige Stellung der Kirche. Was der Protestant aus der Vergleichung ferner Zeiten, schöpft der Katholik aus der Anschauung ferner Länder. Er schreibt:

„Dieser Fürst (der Papst) ist vor allem das geistliche Oberhaupt der katholischen Kirche und nennt sich den Stellvertreter Christi auf Erden. Niemals seit der Reformation ist die Bedeutung seines Magisteriums selbst in dem von Rom getrennten Theile der Christenheit in ähnlichem Maße anerkannt worden, wie unter dem großen Papste, welcher heute den Apostolischen Stuhl einnimmt. In der Schule der Erfahrung und im Lichte der großen Oeffentlichkeit unserer Tage haben die Menschen kennen gelernt, was sie früher kaum ahnten: den Einfluß, welchen das Haupt der römischen Kirche auf Millionen von Gewissen übt. . . Die große Gemeinde, welche dasselbe glaubt und hofft (wie ihr Oberhaupt, der Papst), verbreitet sich allmählich über den Erdenball und hat in den letzten Jahrzehnten an Zahl und Einfluß ungeheuer zugenommen. In dieser Beziehung berufe ich mich auf das unparteiische Zeugniß aller jener, welche die beiden Hemisphären besucht haben."

Die Philosophie des „wissenschaftlichen“ Socialismus.

(Schluß.)

III.

Kritik.

Jeder Irrthum verneint sich schließlich selbst. Der „wissenschaftliche“ Socialismus theilt dieses Loos. Genau derselbe Widerspruch, den er Hegel zum Vorwurfe machte, steht auch ihm auf der Stirne geschrieben:

a. Der Widerspruch zwischen Methode und System.

43. Marx und Engels lebten in einer Zeit, wo „der Dampf und die Maschinerie die industrielle Production revolutionirten“; in einer Zeit, welche kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen, als das nackte Interesse, die gefühllose „baare Zahlung“; in einer Zeit, welche durch eine gewissenlose Handelsfreiheit den wirthschaftlichen Kräften volle freie Bahn geschaffen, in der die „altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen aufgelöst wurden, alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige entweiht ward“ [1]. — Sie lebten in einem Lande, in welchem die kapitalistische Productionsweise ihre größte Entwicklung erreicht hatte, wo sie die Politik beherrschte und in alle Verhältnisse des Lebens eingriff. Seit der Durchführung der Großindustrie, mindestens seit 1815, drehte sich in England der ganze politische Kampf um die Herrschaftsansprüche der grundbesitzenden Aristokratie und der Bourgeoisie. Aehnliches trat in Frankreich seit der Rückkehr der Bourbonen zu Tage. Die Geschichtschreiber der Restaurationszeit, von Thierry bis Guizot, Mignet und Thiers, erblicken in diesem Kampf der Klassen geradezu den Schlüssel zum Verständniß der französischen Geschichte seit dem Mittelalter. Namentlich aber trat der Kampf um ökonomische Interessen seit 1830 in den Vordergrund. Es war die Zeit, wo in England und Frankreich bereits das

[1] „Communistisches Manifest“. Dritte Ausgabe. Zürich 1883. S. 6 f.

Proletariat als dritter Kämpfer um die Herrschaft anerkannt wurde. „Die Verhältnisse hatten sich so vereinfacht, daß man die Augen absichtlich verschließen mußte, um nicht im Kampf dieser drei großen Klassen und im Widerstreit ihrer Interessen die treibende Kraft der modernen Geschichte zu sehen, — wenigstens in den beiden fortgeschrittensten Ländern." [1]

Das war die Umgebung, in welcher die socialistische Geschichtsphilosophie erstand.

Hätten die Theoretiker des wissenschaftlichen Socialismus sich damit begnügt, in den ökonomischen Verhältnissen die Grundlage, die Erklärung der Ereignisse und Zustände ihrer Epoche, ihrer nächsten Umgebung zu finden, so würden sie freilich nicht ganz von dem Vorwurf einseitiger Oberflächlichkeit freigesprochen werden können, — allein die Theorie wäre in Uebereinstimmung geblieben mit der „dialektischen Denkweise". Indem sie sich aber verleiten ließen, aus den eigenthümlichen und krankhaften Verhältnissen ihrer Zeit und Umgebung eine allgemeine Geschichtsauffassung abzuleiten [2], die Bewegungsgesetze, die „Dialektik" ihrer Epoche, auf alle früheren Epochen zu übertragen, als ursprünglich treibende und bewegende Mächte aller Geschichte hinzustellen; indem sie von uns forderten, daß wir in ihren „objectiv durch die geschichtliche Lage und subjectiv durch die Körper- und Geistesverfassung der Urheber beschränkten" [3] Ideen die „wirklichen Zusammenhänge" aller bisherigen Weltgeschichte erkennen sollten: fielen sie einer noch größern Absurdität zum Opfer als der liberale Oekonomismus, der — ohne an die „dialektische Methode" sich zu binden — in den Wirthschaftsgesetzen seiner Zeit, in der freien Concurrenz, der Arbeitstheilung u. s. w. die ewigen, unwandelbaren Wirthschaftsgesetze aller zukünftigen Zeiten entdeckt zu haben vermeinte.

Nach der Lehre des wissenschaftlichen Socialismus sind die Ideen und Systeme lediglich Frucht und Abbild ihrer jeweiligen Wirthschaftsepoche. Marx verübelt es darum dem Stagiriten nicht, wenn er erklärt, der Mensch sei von Natur zum Städtebürger bestimmt. Ebenso findet Franklin Gnade mit seiner Behauptung, der Mensch sei von Natur ein Instrumentenmacher. Beide, Aristoteles und Franklin, befinden sich eben in voller Uebereinstimmung mit „der Logik ihres Zeitalters". — Wie auf philosophischem, so wird man auch auf historischem

---

[1] Engels, „Feuerbach". S. 55. [2] Ebendas. S. 57 f.
[3] Engels, „Dühring". S. 21 f.

Gebiete wenig „endgiltige Wahrheiten" auftreiben können, wenn man nicht etwa „Plattheiten und Gemeinplätze der ärgsten Art" — z. B. „daß die Menschen im allgemeinen ohne Arbeit nicht leben können; daß sie sich bisher meist eingetheilt haben in Herrschende und Beherrschte; daß Napoleon am 5. Mai 1821 gestorben ist" [1] — für „ewige Wahrheiten" halten will.

Wehe aber dem, der es wagen wollte, diese Lehren auf die materialistische Geschichtsauffassung anzuwenden, der die Lehrsätze des „wissenschaftlichen" Socialismus entweder als „Plattheiten der ärgsten Art" bezeichnen oder ihnen jeden dauernden Werth absprechen wollte! Er würde mit ähnlichen Artigkeiten überschüttet werden, wie seiner Zeit Proudhon, Rodbertus, Lassalle, Dühring, die Verfasser des Gothaer Programms, die Herren Bebel, Liebknecht und Genossen.

Das ist also jener erste auffallende Widerspruch, in welchem die Theoretiker des „wissenschaftlichen" Socialismus sich immerfort bewegen. Einerseits gebärden sie sich als Skeptiker, die an allem zweifeln; andererseits als unfehlbare Propheten, welche endlich einmal die lautere Wahrheit entdeckt haben. — Es gibt keine „endgiltige Wahrheit", so lautet ihr erstes Dogma. Allein gleichzeitig gilt ihnen dennoch jeder, auch noch so gemäßigte, Idealismus als endgiltig überwundener Standpunkt. Der Materialismus ist die einzig richtige Weltanschauung für alle Zukunft. — Wie der ganze Mensch, so sind auch insbesondere seine Ideen, seine Denkweise u. s. w. ihrer Lehre zufolge lediglich Ergebniß seines örtlichen und zeitlichen „Milieu". Indessen die „dialektische Methode" macht von diesem Gesetze eine Ausnahme. Sie wird nicht als „objectiv durch die geschichtliche Lage und subjectiv durch die Körper- und Geistesverfassung ihrer Urheber beschränkt", sondern als die einzig richtige Denkweise in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hingestellt. — Endgiltig steht es schließlich für jene Herren fest, daß die gesammten Lebensbedingungen der Menschen in ihrer historischen Folge und ihrem gegenwärtigen Endergebniß, die gesellschaftlichen Zustände, die Rechts- und Staatsformen mit ihrem idealen Ueberbau von Philosophie, Religion, Kunst u. s. w. in letzter Instanz allein von der wechselnden ökonomischen Unterlage, durch die Veränderungen in Productionsmitteln und Productionsverhältnissen, bestimmt werden.

Der russische Publicist Anienkow hat mit wenigen Zügen ein charakteristisches Bild von der Persönlichkeit des Begründers der materialistischen

[1] Engels, „Dühring". S. 101.

Geschichtsauffassung entworfen, ein Bild, welches Herrn Marx gerade nicht als den bescheidenen Apostel bloß „relativer" Wahrheit erscheinen läßt. Marx „sprach nicht anders als in imperativen, keinen Widerspruch duldenden Worten, die übrigens noch durch einen mich fast schmerzlich berührenden Ton, welcher alles, was er sprach, durchdrang, verschärft wurden. Dieser Ton drückte die feste Ueberzeugung von seiner Mission aus, die Geister zu beherrschen und ihnen Gesetze vorzuschreiben. Vor mir stand die Verkörperung eines demokratischen Dictators, wie sie auf Momente der Phantasie vorschweben mochte." [1] Dieser Mann zweifelte an allem, nur an einem nicht, — nicht an sich selbst. Er übte die rücksichtsloseste Kritik an jedem, der anders dachte als er. Eine Kritik seiner eigenen Ansichten aber gestattete er nicht. Er unternahm es, alle bisherige Philosophie, Oekonomik, Moral und Theologie umzustürzen, um einzig *seine* „Wissenschaft" an deren Stelle zu setzen. Wenn Marx uns versichert, daß die Ideen bloß „historische, vergängliche, vorübergehende Producte" [2] sind, so wird er gleichzeitig fordern, daß wir seine eigenen Ideen stets von dieser allgemeinen Regel auszunehmen haben.

44. Derselbe Widerspruch, welcher sich kundgibt in der gleichzeitigen Läugnung aller „endgiltigen Wahrheit" auf Grund der materialistischen Dialektik und in dem Aufbau einer Weltanschauung und Geschichtstheorie, deren Obersätze „unanfechtbar" sind, absolute Geltung beanspruchen, — dieser selbe Widerspruch zwischen „System und Methode" offenbart sich auch, wenn wir die *praktischen Ziele* des „wissenschaftlichen" Socialismus ins Auge fassen.

„Bei allen Philosophen ist gerade das ‚System' das Vergängliche, und zwar deshalb, weil es aus einem unvergänglichen Bedürfniß des Menschengeistes hervorgeht: dem Bedürfniß der Ueberwindung aller Widersprüche. Sind aber alle Widersprüche ein für allemal beseitigt ..., so ist die Weltgeschichte zu Ende, und doch soll sie fortgehen, obwohl ihr nichts mehr zu thun übrig bleibt — also ein neuer unlösbarer Widerspruch." [3] — Engels ahnte nicht, als er diese Worte niederschrieb, daß er damit nicht nur Hegel, sondern auch sein eigenes „System" traf. Wenn es wahr ist, daß mit der Beseitigung aller Widersprüche die Weltgeschichte zu Ende ist, — wo hinaus will denn eigentlich der „wissenschaftliche" Socialismus?

---

[1] „Neue Zeit". Mai 1883; vgl. Dr. G. Adler, „Grundlagen der Marx'schen Kritik". Tübingen 1887. S. 282.

[2] Marx, „Elend der Philosophie". S. 101.

[3] Engels, „Feuerbach". S. 9.

Ist nicht gerade die Beseitigung aller Widersprüche sein praktisches Ziel? Strebt er ja doch nach einer Gesellschaftsordnung ohne Widersprüche, nach einem Reiche ungetrübten Glückes, nie gestörten Friedens. Da gibt es keine Klassen, keinen Klassengegensatz, keinen Klassenkampf mehr. Die Träger der bisherigen Bewegung und der gesammten Cultur während der ganzen langen Dauer der Civilisation haben sich dort zur Ruhe begeben; die „Negation der Negation“ hat abgedankt. An Stelle des ewigen Werdens und Vergehens, des auf- und abwogenden Kampfes, ist die Unwandelbarkeit, die Unveränderlichkeit des Glückes und Genusses getreten. Hatte Hegel, im Widerspruche mit seiner dialektischen Methode, in der Monarchie Friedrich Wilhelms III. die endgiltige Verkörperung der absoluten Idee, den definitiven Abschluß einer „endlosen“ Entwicklung gefunden, so unterscheidet sich der „wissenschaftliche“ Socialismus von Hegels Lehre nur dadurch, daß er an Stelle der ständischen Monarchie die stand- und klassenlose communistische Gesellschaft setzt.

Wir wollen hier nicht bei dem Gedanken verweilen, daß der „wissenschaftliche“ Socialismus bisher außer Stande war, irgendwelche befriedigende Aufschlüsse über die specielle Gestaltung dieser „zukünftigen“ Gesellschaft zu geben, daß er somit seine Anhänger zu einem Sprung ins Dunkle verleiten will. Ist ja doch stets der Utopismus der Fluch jedes communistischen Socialismus, und Marx in seiner Art ebenso sehr Utopist wie St. Simon, Fourier und Robert Owen. Allein die Frage wird man uns erlauben, welcher von den beiden socialistischen Behauptungen wir eigentlich Glauben schenken dürfen, ob der einen, daß mit der Beseitigung aller Widersprüche die Weltgeschichte zu Ende sein, oder der andern, oft wiederholten, daß dann erst recht die Weltgeschichte beginnen werde. Gilt die erste Aussage als richtig, — nun wohl, dann ist die Lehre von einer endlosen Entwicklung eine Phrase. Soll aber die zweite Behauptung gelten, dann wird, der materialistischen Dialektik zufolge, auch die socialistische Gesellschaft den Keim des Todes mit auf die Welt bringen, an den Gesetzen ihrer eigenen Entwicklung zu Grunde gehen müssen, dann wird auch in jenem phantastischen Eldorado rasch eine neue Klasse oder Partei sich bilden, die, unzufrieden mit den ökonomischen Verhältnissen und deren Leitung, mit der Vertheilung der Arbeit und der Consumtionsmittel, den Umsturz des Bestehenden fordern und bewirken wird. Vielleicht liegt es im Plane der göttlichen Vorsehung, zuzulassen, daß die socialistische Gesellschaft als Uebergangsstadium der Geschichte sich einfüge. Eine socialistische Gesellschaftsordnung ist ja immerhin möglich, nicht nur in der

Vorstellung, sondern auch in der Wirklichkeit. Sie ist durchführbar, wenigstens für kurze Zeit, aber nur in der Form — einer asiatischen Despotie. Menschen, die lediglich von den materiellen Lebensbedingungen und natürlichen Trieben sich leiten lassen, bedürfen einer entsetzlich starken Hand, um in Zucht und Ordnung gehalten zu werden.

45. Bedenken allgemeiner Art, wie sie sich aus der Vergleichung von System und Methode ergaben, haben wir bisher gegen den „wissenschaftlichen" Socialismus geltend gemacht. Wir wenden nunmehr unsere Aufmerksamkeit der dialektischen Denkweise, der materialistischen Weltanschauung und socialistischen Geschichtsphilosophie im einzelnen zu. Beginnen wir mit der dialektischen Denkweise, von der man rühmt, daß sie die „wirklichen Zusammenhänge in Natur und Geschichte an Stelle der ideellen und phantastischen" gesetzt habe.

b. Die Phantasie im Gewande der Erfahrungsphilosophie.

„Die große Grundfrage aller, speciell neuern Philosophie ist die nach dem Verhältniß von Denken und Sein." [1] Allerdings! Glaubt aber Engels diese Grundfrage gelöst zu haben? Für ihn, geradeso wie für Marx, ist jede Philosophie, die den Materialismus verneint, ein in bloßen Idolen, subjectiven Vorstellungen ohne irgendwelche objective Realität befangener Wahn. Er kennt nur die Extreme, — eine wahnwitzige Traumphilosophie nach Art des Hegel'schen Pantheismus und eine phantastische „Wirklichkeitsphilosophie" im Sinne des Feuerbach'schen Materialismus. Daß auch z. B. die Meister der Scholastik lediglich solche Begriffe als wahr anerkannt, welche auf die sinnliche Erfahrung gegründet, die Abbilder wirklicher Dinge waren, die wirklichen und thatsächlichen Zusammenhänge u. s. w. zur Darstellung brachten, — das wird verkannt oder verschwiegen. Den Begriff als „Abbild der wirklichen Dinge" auffassen, gilt ohne weiteres als gleichbedeutend mit „materialistischer Auffassung" [2].

Der Grund dieses Verfahrens liegt auf der Hand. Der „wissenschaftliche" Socialismus suchte nicht nach Erkenntniß einer objectiven Wahrheit, deren Existenz seine Dialektik läugnet. Für ihn handelte es sich auch nicht um gerechte Beurtheilung philosophischer Systeme. Sein Ziel war ein praktisches. Er bedurfte der „Gründe" für ein im voraus bestimmtes Beweisthema, für eine höchst praktische Folgerung: — den

---

[1] Engels, „Feuerbach". S. 15.

[2] Engels, „Feuerbach". S. 45; „Dühring". S. 130.

Umsturz der bestehenden Verhältnisse. Hierzu aber genügte es, sich der Phrasen unserer modernen atheistischen und subjectivistischen Wissenschaft zu bemächtigen, die „wirklichen Zusammenhänge" durch die Doppelbrille des Hegelianismus und Feuerbachianismus „unmittelbar" zu erforschen.

Dickens hat in seinem Roman „Harte Zeiten" das ekelhafte Gebahren der „Erfahrungsphilosophen" treffend gekennzeichnet: „Thatsachen, nur Thatsachen brauchen wir; lehren Sie diese Knaben und Mädchen nichts anderes als Thatsachen!" Gleichwohl spielt die Phantasie nirgends eine größere Rolle als bei dieser Art von Empiristen.

Einige Beispiele werden genügen, um uns die Herren Marx und Engels als „Aprioristen" im übelsten Sinne des Wortes erkennen zu lassen, als Leute, welche ihr Urtheil über Verhältnisse des alltäglichen Lebens, „ohne Benutzung der Erfahrungen, die uns die Außenwelt bietet" [1], einfachhin aus dem Kopfe fertig stellen.

46. Marx will uns die Natur der „Waare" offenbaren. Aber er untersucht die „Waare" nicht auf dem Markte, sondern hinter seiner Studirlampe — a priori —, indem er dabei mit der Logik spielt wie das Kind mit dem Balle. Trugschlüsse werden am sichersten verdeckt, indem man verschiedene Begriffe durcheinanderwürfelt. Herr Marx, als trefflicher Denker, versteht sich vorzüglich auf diese Kunst. Er weiß, daß man in den Dingen, welche den Reichthum ausmachen, zwei „Begriffe" unterscheiden kann, den Begriff der Nützlichkeit und den des Werthes. Es ist ihm wohl bekannt, daß man die Eigenschaft oder Fähigkeit einer nützlichen Sache, mit einer andern nützlichen Sache vertauscht zu werden, also die Tauschfähigkeit, die Tauschbarkeit, „Tauschwerth" nennen kann und nennt. Er weiß, daß der abstracte Begriff „Tauschbarkeit" formell den Begriff „Nützlichkeit" nicht enthält; daß der Tauschwerth im Sinne von Tauschfähigkeit die Nützlichkeit (Gebrauchswerth) bloß materiell, als stoffliche Basis, voraussetzt; daß er nichts von der Qualität der Waaren sagt, sondern nur die Möglichkeit des gegenseitigen Umtausches hervorhebt, sofern die Waaren in gewissen quantitativen Proportionen vorhanden sind; daß endlich nur Homogenes als activer Maßstab zur Messung und zum Ausdruck des Tauschwerthes dienen kann. Der Tauschwerth einer Waare wird eben nicht durch die Nützlichkeit, sondern wiederum durch einen Werth, durch das Quantum einer andern Waare, ausgedrückt: „20 Ellen Leinwand sind 1 Rock werth." — Allein mit

[1] Engels, „Dühring". S. 22.

dem abstracten Begriffe der Tauschbarkeit kann Herr Marx wenig anfangen. Er ist ein Mann der Praxis und weiß, daß auf dem Markte ein „Begriff“ schlecht bezahlt wird, selbst wenn es der kostbare Begriff „Tauschwerth“ wäre. Er bedarf einer Wissenschaft, die für das „Leben“ verwendbar ist. Ohne die Lehre vom „Mehrwerth“ aber läßt sich ein socialistischer Roman über die Kapitalgenesis nicht schreiben, eine auf Privateigenthum an den Productionsmitteln gegründete Gesellschaft nicht so leicht in ihren Grundfesten erschüttern. Es muß darum „nachgewiesen“ werden, daß der Arbeiter, der seine Arbeitskraft zu Markte trägt, zwar nach den Gesetzen des Waarenaustausches, nach dem Gesetz der Aequivalenz — der Werthengleichheit, wie es auf dem Markte gilt — im Lohne als Entgelt und ausgleichende Gegengabe deren vollen „Werth“ erhält, aber dennoch zugleich „ausgebeutet“ wird. Herr Marx, als vorzüglicher Logiker, geräth nicht leicht in Verlegenheit. Er sieht ein, wie leicht dieses Ziel zu erreichen wäre, wenn man die Eigenschaften, deren sich der abstracte Begriff „Werth“ im Sinne von Tauschfähigkeit erfreut, auf die „Werthsubstanz“, auf das, was regelmäßig im Tauschverkehre geschätzt, gemessen wird (mensura passiva), wofür der gerechte Preis die Vergütung bietet, übertragen werden könnte; wenn man auch von dem, was dem Tauschwerthe zu Grunde liegt, ebenfalls behaupten könnte, es enthalte formell kein Atom Gebrauchswerth, sondern besitze in der qualitativen Nützlichkeit der Sache lediglich sein materielles Substrat. Um diesen Salto mortale zu vollziehen, bedient sich nun Marx des bekannten, rein aprioristischen Argumentes, welches offenkundig aller Logik Hohn spricht.

Weizen, von bestimmter, gegebener Quantität, soll mit Eisen, ebenfalls von gegebener Quantität, vertauscht werden. Es entsteht die Frage, was ist es in dem Eisen, und was ist es in dem Weizen, um dessentwillen die gegebenen Quantitäten jener Waaren, Naturproducte[1] oder in-

[1] Wenn der Beweis, wie er von Marx gestellt ist, überhaupt richtig wäre, so würde seine Geltung eine ganz allgemeine sein, keineswegs sich auf die „Waaren“ im engern Sinne des Wortes beschränken, sondern ebenfalls auf Naturproducte sich ausdehnen. Auch in den Naturproducten sind die natürlichen Eigenschaften sehr verschieden; auch sie sind, bevor sie auf dem Markte erscheinen, irgendwie Gegenstand menschlicher Arbeit gewesen. Aber abgesehen von der ganz allgemein gehaltenen Beweisführung, zeigen die innerhalb derselben gewählten Beispiele, daß Marx hier thatsächlich seine Werthanalyse keineswegs auf die Waaren im engern Sinne beschränken wollte, wenn auch einzelne Ausdrücke eine solche Erklärung zulassen sollten.

dustrieller Erzeugnisse, im Tausche einander gleichgesetzt werden können? — was ist es, das diesen beiden Waaren von bestimmter Quantität ihre gegenseitige Tauschbarkeit verleiht? — was ist der materielle Grund, warum jene bestimmte Quantität Weizen als Gegengabe, Vergütung für die gegebene Quantität Eisen betrachtet werden kann? Marx schließt, daß die Gleichsetzung jener Waaren ein „Gemeinsames von gleicher Größe" in denselben voraussetze. Ganz recht so! Aber die Frage bleibt: was ist denn dieses Gemeinsame? Herrn Marx zufolge nichts anderes als die beiden Waaren gemeinsame Eigenschaft, Arbeitsproduct zu sein.

Daß außer der Eigenschaft, Arbeitsproduct zu sein, noch manches andere beiden Waaren gemeinsam ist, daß jene Waaren vor allem darin übereinkommen, nützliche Gegenstände zu sein, wenn auch, vermöge der Verschiedenheit der natürlichen Eigenschaften, der Grad ihrer Nützlichkeit verschieden ist, — das alles kümmert Herrn Marx sehr wenig. Auch für die einfachste und augenfälligste Thatsache des alltäglichen Lebens, daß nicht nur bei einem beliebigen, individuellen Tauschgeschäft, sondern allgemein, regelmäßig, zu allen Zeiten gerade die Nützlichkeit der Waare neben ihrer Seltenheit im Tauschverkehre für die Schätzung derselben entscheidend ist, zeigt Marx weder Sinn noch Verständniß. Er wollte beweisen, daß die „Werthsubstanz", das, was jenes „Gemeinsame von gleicher Größe" in den Tauschobjecten ausmacht, kein Atom Gebrauchswerth enthalte. Dieser Beweis mußte von ihm geführt werden à tout prix. Erst nachdem der Gebrauchswerth aus der „Werthsubstanz" entfernt, war die Passage frei für die Mehrwerth-Theorie. Die Werthanalyse hatte nur den Zweck, als Brücke zu dienen zur Construction der Lehre vom Mehrwerth [1].

---

[1] Die unklare Ausdrucksweise, welche Marx mit so vielen deutschen Philosophen theilt, hat zu mannigfachen Mißverständnissen seiner Werththeorie Anlaß geboten. So hat man z. B., unter Berufung auf frühere Aufsätze, welche Marx 1848—1849 in der „Neuen Rheinischen Zeitung" geschrieben (vgl. die 1881 erschienene Broschüre „Lohnarbeit und Kapital"), gemeint, Marx führe auch im „Kapital" das Gemeinsame der Tauschgleichung einfach nur auf die Productionskosten zurück. — Eine kritische Würdigung dieser Ansicht gehört nicht hierher. Nur daran möchten wir erinnern, daß der Kostenwerth, wie Marx ihn versteht, sich lediglich mit der aufgewendeten gesellschaftlich nothwendigen Arbeit identificirt, und somit keineswegs mit der von namhaften Autoren vertheidigten Productionskosten-Theorie verwechselt werden darf.

Auffallender dürfte eine Ansicht erscheinen, wie sie neuerdings in einer deutschen Zeitschrift zum Ausdruck gelangte: Marx rede in seiner Werthanalyse „nur von dem logischen Begriff des (Tausch-) Werthes". Der logische Begriff des Tauschwerthes

„Es steht somit fest" — leider nur a priori —, daß in der Waare „die zu ihrer Herstellung gesellschaftlich nothwendige Arbeit" als „Werth" „geronnen" oder „krystallisirt" sitzt, wie der Kaiser im Kyffhäuser. Es steht fest, daß bei der Werthmessung nur die zur Herstellung der Waare gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit und nicht ihre Brauchbarkeit, nicht die Dringlichkeit des Bedürfnisses, nicht ihre geringere oder größere Seltenheit gemessen wird, wie doch die alltägliche Erfahrung zu lehren scheint. Es steht fest, daß der Arbeiter auf dem Markte den vollen „Werth" seiner Arbeitskraft ersetzt und vergütet erhält, sobald der Lohn nicht etwa dem, was der Arbeiter leistet, sondern nur den Productionskosten der Arbeitskraft entspricht. Das ist's, was Marx beweisen wollte: der Arbeiter wird ausgebeutet, und gerade diese Ausbeutung, diese Aneignung un-

---

aber abstrahire vom Gebrauchswerthe und lasse als das Gemeinsame in den Waarenwerthen nur die in ihnen vergegenständlichte oder geronnene menschliche Arbeit zurück. Wir möchten dazu folgendes bemerken.

Der logische Begriff des Tauschwerthes stellt die Eigenschaft einer nützlichen Sache, mit einer andern vertauscht werden zu können, dar (Liberatore, Grundsätze der Volkswirthschaft. S. 35). Jene Tauschbarkeit oder Tauschfähigkeit ist keine absolute, sondern lediglich eine relative Eigenschaft, eine gegenseitige Beziehung, ein gegenseitiges Verhältniß der Waaren zu einander. Als abstracter Begriff und formell sagt diese „Tauschbarkeit" nichts von der Nützlichkeit der Waare. Sie abstrahirt vom Gebrauchswerthe; aber sie abstrahirt auch von der Eigenschaft der Waare, Arbeitsproduct zu sein.

Bei jeder Relation unterscheidet man nun ein dreifaches: das Subject der Relation, den Zielpunkt oder Terminus der Relation, und ihr Fundament, d. h. den Grund, um dessentwillen ein Ding auf ein anderes bezogen wird. — In unserem Falle sind die Waaren Subject, beziehungsweise Terminus der Relation oder Correlation. — Will man die Tauschfähigkeit einer Waare „messen", so kann nicht die Nützlichkeit den Maßstab abgeben. Ein „Werth" kann streng genommen nur durch einen „Werth" gemessen werden. Actives Maß oder Maßstab kann eben nur Homogenes sein (Liberatore a. a. O. S. 37). Man wird demgemäß die Tauschbarkeit einer Waare allein durch die Tauschbarkeit einer andern Waare messen können. So sage ich z. B. auf die Frage: wie viel sind jene 20 Ellen Leinwand werth? — nicht, dieselben sind von diesem oder jenem Nutzen, sondern 20 Ellen Leinwand sind z. B. 1 Rock werth. — Der Kampf mit Marx bezieht sich auf das dritte Element, welches zu einer Relation gehört, das Fundament, den sachlichen Grund der Tauschfähigkeit einer Waare, das „Gemeinsame von gleicher Größe" in den tauschbaren Waaren, die „Werthsubstanz". Was ist es, warum diese oder jene Waare in einer bestimmten Quantität mit anderen Waaren von bestimmter Quantität vertauscht werden kann?

Bei der Antwort auf diese Frage wird man nicht mehr von der Nützlichkeit der Waare abstrahiren können; vielmehr lehrt die alltägliche Erfahrung im allergerechtesten Tauschverkehr, daß es gerade die Nützlichkeit ist, welche den Waaren ihren Werth verleiht, daß es vor allem die Nützlichkeit der Waare ist, welche sich

bezahlter Arbeit, erzeugt das Kapital. — Wir fühlen in der That das Bedürfniß, Herrn Marx Glück zu wünschen zum kühnen Ritt. Er hat der Welt gezeigt, wie ein Erfahrungsphilosoph sein Ziel erreichen kann, ohne die Erfahrung um Rath gefragt zu haben, ja im offenbarsten Widerspruche mit den klarsten Erfahrungsthatsachen, — rein a priori.

47. Mit den Thatsachen und der Erfahrung hat es überhaupt eine merkwürdige Bewandtniß. Thatsachen können sehr unbequem werden. Herr Marx weiß dies, und darum gibt er der Theorie den Vorzug. Was kümmert's ihn, wenn er dabei in Widerspruch geräth mit der Anschauungsweise der ganzen Welt? So hatte man nämlich bis auf Marx und Engels stets gemeint, daß eine allgemeine Geschichtsauffassung erst als Frucht eingehender und allseitiger Durchforschung der gesammten

---

mit der Nützlichkeit einer anderen Waare im Tauschverkehre mißt, wo „Gut" gegen „Gut" vertauscht wird. — Auch mit jener Frage sind wir noch im Reiche der Abstraction geblieben. Es handelt sich dabei zunächst noch nicht um eine actuelle Realisirung eines individuellen Werthes, oder gar um die Zufälligkeiten, denen der Preis unterliegt. Die Frage ist eine allgemeine, lediglich principielle, — eine Frage, bei deren Lösung man freilich auch auf die Erfahrung Rücksicht nehmen wird.

Wenn man unter Bezugnahme auf die heutige „Anarchie, Gesetzlosigkeit, Unordnung" der wirthschaftlichen Verhältnisse vor der Erfahrungserkenntniß auch in dieser Frage warnen zu müssen geglaubt hat, so beweist dies unseres Erachtens nur die Verlegenheit, welche die Vertheidigung eines Irrthums selbst dem tüchtigsten Logiker und Oekonomen bereiten kann. — Die von uns bestrittene Ansicht verwechselt die Relation mit ihrem Fundament, von dem diese logisch verschieden ist, — die Tauschbarkeit mit dem sachlichen Grunde derselben. Sie setzt voraus, die Marx'sche Werthanalyse wolle bloß eine Analyse des logischen Werthbegriffes sein, während sie doch evident vor allem eine Analyse der reellen „Substanz der Werthe" zu sein beansprucht, und damit allerdings auch eine ganz andere Bedeutung für den „Werth" im Sinne des actuellen Tauschverkehrs gewinnt. Würde Marx lediglich vom „abstracten" Werthbegriff geredet haben, so könnten manche Aeußerungen, welche er bei der Darlegung seiner Theorie gethan, unbeanstandet bleiben. Allein Marx wirft die Frage auf, woher ein Gut seinen Werth habe, und er antwortet: „Ein Gebrauchswerth oder Gut hat nur einen Werth, weil abstract menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisirt ist." („Kapital". I. S. 13.) Die Arbeit ist ihm zufolge ausschließlich die „werthbildende Substanz", so zwar, daß die Größe des Werthes einer Waare lediglich durch Arbeitsquanten gemessen werde. — Marx selbst hat auf S. 23 des „Kapital" kurz seinen Gedankengang bei Entwicklung der Werththeorie gezeichnet: „Wir gingen in der That vom Tauschwerth (!) oder Austauschverhältniß der Waaren aus (!), um ihrem darin versteckten Werth (!) auf die Spur zu kommen." Um diesen „im Austauschverhältniß versteckten Werth", um das „Gemeinsame von gleicher Größe" in beiden Waaren, um die „Werthsubstanz" handelt es sich also in der Marx'schen Werthanalyse, keineswegs bloß um einen abstracten „Begriff".

Geschichte sich ergeben könne. Gleichwohl scheinen die Theoretiker des „wissenschaftlichen" Socialismus anderer Meinung gewesen zu sein.

Die materialistische Geschichtsauffassung wird von ihnen als „Entdeckung" gefeiert, ähnlich wie die Enthüllung des Geheimnisses der kapitalistischen Production. Erst nachdem diese Wissenschaft „entdeckt" ist, „handelt es sich darum, sie in allen ihren Einzelheiten und Zusammenhängen auszuarbeiten" [1]. Wer könnte etwas gegen dieses Verfahren einzuwenden haben? Mußte doch auch Amerika zuerst entdeckt werden, ehe es weiter durchforscht werden konnte.

Nur eine Probe davon, wie Marx mit seiner Geschichtsauffassung eher als mit der Geschichte selbst im reinen war. Die materialistische Geschichtsauffassung findet sich schon in der „Heiligen Familie" vom Jahre 1845 dargelegt. Das „Communistische Manifest", welches im Auftrage des zu London im November 1847 versammelten „Bundes der Communisten" verfaßt und wenige Wochen vor der Februarrevolution 1848 herausgegeben wurde, beginnt seinen ersten Abschnitt: „Bourgeois und Proletarier", mit dem grundlegenden Principe: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen." Hieran schließt sich eine Anwendung dieses Princips auf die Geschichte: „Freier und Sklave, Patricier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Gesell, kurz, Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatze zu einander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten, bald offenen Kampf; einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen." [2] Wir haben also im classischen Alterthum als kämpfende Klassen sowohl die Freien und Sklaven als auch die Patricier und Plebejer zu unterscheiden. — So lehrt die materialistische Geschichtsauffassung im Jahre 1848. — Allein im Jahre 1852 hat Herr Marx sich eines Bessern besonnen. „Im alten Rom spielte der Klassenkampf nur innerhalb einer privilegirten Minorität, zwischen den freien Reichen und den freien Armen, während die große productive Masse der Bevölkerung, die Sklaven, das bloß passive Piedestal für jene Kämpfer bildete." [3] — Indessen, das sind nur Kleinigkeiten. Weiß auch Herr Marx

---

[1] Engels, „Dühring". S. 12.

[2] Communist. Manifest. 3. Ausg. Hottingen-Zürich 1883. S. 5.

[3] Im Vorworte zum „Achtzehnten Brumaire", S. V. In der Bostoner Zeitschrift „Die Revolution". 2. Heft. — Neue Ausgabe in Buchform. 1869. — Vgl. Adler, „Grundlagen". S. 3, Anmerkung.

über die Klassengegensätze im classischen Alterthum wenig oder nur Widersprechendes zu berichten, so erzählt uns Herr Engels um so mehr von der Urgeschichte der Menschheit[1].

Herr Engels besitzt alle Eigenschaften eines Traumdeuters. Er weiß uns von einer „sehr frühen Zeit" zu erzählen, „wo die Menschen, noch in gänzlicher Unwissenheit über ihren Körperbau und angeregt durch Traumerscheinungen, auf die Vorstellung kamen, ihr Denken und Empfinden sei nicht eine Thätigkeit ihres Körpers, sondern einer besondern, in diesem Körper wohnenden und ihn beim Tode verlassenden Seele"[2]. Kein Wunder also, wenn Engels Lewis Morgan, Mac Lennan, Bachofen u. dgl. eine gewisse Sympathie entgegenbringt. Man verstehe uns recht! Es wäre unbillig, wenn man Engels vorwerfen wollte, er wisse keinen Unterschied zu machen zwischen beglaubigter und unbeglaubigter Geschichte. Ganz im Gegentheil! Für Herrn Engels ist es „sicher, daß wir an der Schwelle der beglaubigten (!) Geschichte die Heerden schon überall im Privateigenthum (!) einzelner Familienvorstände finden, ganz wie die Kunsterzeugnisse der Barbarei, Metallgeräth, Luxusartikel und endlich das Menschenvieh — die Sklaven"[3]. Allein Herr Engels bewegt sich dennoch mit Vorliebe und nicht ohne Gewandtheit auf dem Boden der unbeglaubigten Geschichte. Der Grund ist einleuchtend. Es lassen sich eben dort die „unzweifelhaften", „wirklichen Zusammenhänge" in der Entwicklung der Menschheit leichter „auffinden", als auf dem Boden der beglaubigten Geschichte. So weiß z. B. Herr Engels ganz genau, daß unsere Vorfahren in den tropischen oder subtropischen Wäldern auf Bäumen lebten und sich bei Früchten, Nüssen und Wurzeln wohl sein ließen, indem sie sich gleichzeitig bemühten, ihre unartikulirten Laute in eine artikulirte Sprache zu verwandeln. „Aus directen Zeugnissen" wissen wir über diesen Urzustand allerdings nichts. „Aber die Abstammung des Menschen aus dem Thierreiche einmal zugegeben (!), wird die Annahme dieses Ueberganges unumgänglich."[4] — In der That: „Wissenschaft ist Courage!" Man behaupte nur kühn, setze das voraus, wessen man bedarf, — und alles ist in Ordnung! — „Es sind gar wohlfeile Künste," sagt Zöckler, „womit man das Märlein von der Urbarbarei und Urbestialität unseres

---

[1] In „Ursprung der Familie u. s. w.". 3. Aufl. Stuttgart, Dietz, 1889. Eine 4. Aufl. wird laut Mittheilung in der „Neuen Zeit" — IX. Jahrg. n. 41. S. 460 — bald erscheinen.

[2] Engels, „Feuerbach". S. 15.

[3] Engels, „Ursprung". S. 29.

[4] Ebendas. S. 7. 8.

Geschlechtes in die Region geschichtlicher Wahrheit zu erheben versucht hat." [1] Man sucht sich unter den heutigen Wilden die allerrohesten heraus, und die Zustände, die man bei ihnen findet, müssen dazu dienen, um die Blätter der Urgeschichte zu beschreiben. Morgan lebt inmitten der Irokesen, läßt sich von diesen adoptiren, studirt ihre Familienverhältnisse. Aehnliche Verwandtschaftsausdrücke wie dort finden sich auch bei gewissen indischen Stämmen. Also ist die Sache in Ordnung, der Beweis erbracht — nicht etwa, daß jene Stämme im Laufe der „Jahrtausende" degenerirt sind — beileibe nicht —, nein, daß es in der Urzeit bei den Urmenschen ebenso bestialisch zugegangen ist. „Indem Morgan auf diese Weise die Geschichte der Familie rückwärts construirt (!), kommt er, in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl seiner Collegen, auf einen Urzustand, wo unbeschränkter Geschlechtsverkehr innerhalb eines Stammes herrschte, so daß jede Frau jedem Mann, und jeder Mann jeder Frau gleichmäßig gehörte." [2]

Das nun nennt man „materialistische Denkweise", deren Hauptverdienst es ist, an Stelle der „ideellen, phantastischen" die „wirklichen Zusammenhänge" in der Welt- und Menschheitsgeschichte gesetzt zu haben. — In einem Thale der Schweiz haben fast alle Leute einen Kropf. Dieselbe Erscheinung findet sich auch in anderen Ländern. Also müssen auch die Urmenschen einen Kropf gehabt haben. Das ist ungefähr der Typus einer Schlußfolgerung nach der „Logik" des „wissenschaftlichen" Socialismus und seiner Vorreiter, mögen sie nun Darwin, Lubbock, Tylor, Morgan, v. Hellwald, Lippert geheißen haben [3]. Treffend hat Virchow diese „Urgeschichte" als „gelehrte Dichtung" verurtheilt, welche der „Sagendichtung nichts nachgibt" [4]. „Es gibt einen materialistischen Dogmatismus so gut wie einen kirchlichen und idealistischen", sagt derselbe Gelehrte an einer andern Stelle [5]. „Sicher ist der materialistische der gefährlichere, weil er seine dogmatische Natur verläugnet und in dem Kleide der Wissenschaft auftritt; weil er sich als „empirisch darstellt, wo er nur speculativ ist".

---

[1] „Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft". Gütersloh 1877—1879. Bd. II. S. 745.

[2] Engels, „Ursprung". S. 17.

[3] W. Schneider, „Naturvölker". Paderborn 1885. S. 413 ff.

[4] „Die Urbevölkerung Europa's". Berlin 1874. S. 4.

[5] Archiv für pathologische Studien. Bd. II. S. 9. — Bei Schneider S. 63.

c. Die socialistische Weltanschauung — Wahnsinn oder Wissenschaft?

48. Wir haben früher den Zweifel ausgesprochen, ob man den sogenannten „wissenschaftlichen" Socialismus nicht eher eine Krankheit als eine Wissenschaft nennen solle. Der Zweifel war unbegründet. Der Materialismus [1] ist der Wahnsinn im wissenschaftlichen Gewande, und dieser Wahnsinn bildet gerade den Inhalt der socialistischen Weltanschauung.

Einige kurze Andeutungen werden genügen, um jene Geistesverwirrung ins rechte Licht zu rücken.

„Die Welt hat den Grund ihres Seins in sich selbst", behauptet der Materialismus. Ihr Sein ist also ein nothwendiges, unveränderliches, weil ein im Wesen des Stoffes begründetes. Dennoch verändern sich die Eigenschaften, Vollkommenheiten der Dinge, verändert sich ihr ganzes physisches Sein tagtäglich vor unseren Augen.

„Die Materie ist ewig" —, und doch verkündet die Geologie, daß alles noch so jung ist auf dieser Erde; und doch lehrt die Physik, daß die Welt längst nicht mehr bestünde, wäre sie anfangslos. Dasselbe Gesetz von der Umwandlung der Energie, in welchem Engels eine Bestätigung seiner Entwicklungslehre sucht, zeigt, daß die gespannten Kräfte dem Zustande des Gleichgewichtes entgegenstreben. Längst schon wäre alles erstarrt, was da lebt und sich bewegt, wenn der Weltproceß ohne Anfang, ewig wäre.

„Bewegung ist die Daseinsweise der Materie", meint Herr Engels, indem er die Beweglichkeit mit der Bewegung verwechselt. Erstes Gesetz der Bewegung, so lehrt Laplace in Uebereinstimmung mit der täglichen Erfahrung, ist, daß die Körper in sich selbst den Grund zur Bewegung nicht haben, in Ruhe und Bewegung von äußeren Ursachen abhängig sind. Ohne eine Macht, die Welten bewegen, ohne eine Weisheit, die den Sternen ihre Bahnen vorzeichnen konnte, ohne Gott — keine Bewegung, keine Welt.

Leben ist „der Chemismus des Eiweißes". Diese Phrase erklärt für Herrn Engels das Leben mit seiner besondern, die allgemeinen physikalischen und chemischen Gesetze beherrschenden, leitenden, theilweise aufhebenden

---

[1] Vgl. Dr. Paul Haffner, „Der Materialismus in der Culturgeschichte". Mainz 1865. G. M. Schuler, „Der Materialismus". Berlin 1890. Joh. Wieser S. J., „Mensch und Thier". Freiburg 1875. Tilm. Pesch S. J., „Die großen Welträthsel". 2 Bde. Freiburg 1883.

„Daseinsweise". Die Wissenschaft kennt den Chemismus des Eiweißes. Aber leider reicht kein Chemismus aus, um Organismen zu bilden, zu erhalten oder zu erklären. Nach dem Zeugnisse Liebigs, eines der größten Chemiker unserer Tage, wird es der Wissenschaft nie gelingen, eine Zelle, eine Muskelfaser, einen Nerv, kurz, einen der wirklich organischen, mit vitalen Eigenschaften begabten Theile des Organismus in ihrem Laboratorium darzustellen[1]. Die chemischen und physikalischen Kräfte können bleiben, und dennoch kann das Leben entflohen sein.

Was ist „Geist"? fragt der Materialist. — Wir fragen ihn mit demselben Rechte: Was ist „Materie"? — Aber eine bescheidene Frage genügt der „Wissenschaft" nicht. Sie „behauptet" auch, daß Geist und Stoff identisch seien. Wäre diese Behauptung richtig, so müßte eine Uebereinstimmung zwischen der Wirksamkeit beider bestehen.

Wo aber in aller Welt findet sich im Stoffe auch nur die schwächste Analogie zu jenen Thätigkeiten, welche wir als „geistige" bezeichnen? Die Materie ist in ihrem Sein und ihrer Thätigkeit ausgedehnt und theilbar. Der Gedanke aber füllt keinen Raum aus, hat keine Theile. Er umfaßt Uebersinnliches, Allgemeines, Abwesendes, Vergangenes, Zukünftiges, während die Materie an das Sinnliche, Einzelne, Gegenwärtige gebunden ist. Das Selbstbewußtsein, wie der Mensch es hat, vermöge dessen er sich selbst, ganz, als Subject seiner Handlungen erfaßt, sein in allgemeinen Ideen sich vollziehendes Denken, die diesen Vorzügen zu Grunde liegende Abstractionsfähigkeit und reflexive Thätigkeit, die Möglichkeit, Vergleiche anzustellen zwischen dem Allgemeinen und dem Besondern, Urtheile zu fällen, Schlüsse zu formen, sogar mit einer alle Epochen umspannenden Erkenntniß eine Geschichtsphilosophie — und wäre sie auch noch so schlecht — aufzubauen, sich frei zu dieser oder jener Thätigkeit zu entschließen, Uebersinnliches anzustreben, auch wenn es bloß Phantome sind u. s. w., — dies alles erhebt den menschlichen Geist weit über den Stoff. Es gehört die ganze Naivetät eines Materialisten dazu, dort noch den Stoff zu suchen, wo auch nicht eine Spur von ihm zu finden ist.

Bayle hat einmal gesagt: „Der vernünftigste Atheismus ist ein Gewebe von lächerlichen Phantasien und halsbrechenden Widersprüchen." Was soll man dann aber vom „wissenschaftlichen" Socialismus sagen, der nicht einmal den Anspruch erheben kann, den vernünftigsten Atheismus darzustellen? Gibt es einen lächerlichern Widerspruch, als einerseits

---

[1] Liebig, „Chemische Briefe". I. S. 252.

von dem menschlichen Genie auf dem Gebiete der Erfindungen „unendliche" Fortschritte zu erwarten, andererseits denselben menschlichen Geist dem Staube gleich zu achten, den unser Fuß berührt? Der Mensch wird zuerst zu Gott gemacht, und dieser Gott dann in den Koth hinabgezogen. Die Befriedigung der niedrigsten Triebe — das ist das praktische Ziel und Ende aller atheistischen Wissenschaft. Man läugnet Gott, damit der Mensch ein Thier sein könne. Daß an der Wahrheit dieser unserer Behauptung nicht gezweifelt werden kann, zeigt nur zu deutlich Bebels Werk: „Die Frau und der Socialismus."

Der Schöpfungsbegriff erscheint Herrn Engels „verzwickt" und „unmöglich". Eine nähere Erklärung, worin diese angebliche Unmöglichkeit bestehe, gibt er nicht. Allein da er auf philosophischem Gebiete über eigene Gedanken nicht verfügt, so werden wir nicht fehlgreifen mit der Annahme, daß Engels der atheistischen Phrase „Aus nichts wird nichts" gedacht hat. In der That, eine höchst weise Bemerkung, deren Wahrheit jedermann einleuchten muß. Schade nur, daß sie offenkundig macht, wie wenig man den Schöpfungsbegriff zu verstehen im Stande war. Der Einwand hätte Bedeutung, wenn das Nichts als die Ursache oder als der Stoff hingestellt würde, aus dem die Welt hervorgegangen. Da aber die „Schöpfung aus nichts" lediglich besagt, daß die Welt, die vorher nicht existirte, zu sein anfing, ohne daß es hierzu irgend eines Stoffes oder irgend einer andern Ursache bedurft hätte als allein des freien Willensentschlusses, der Weisheit und der Allmacht eines Gottes, so verliert die Einwendung der „Wissenschaft" jeden Sinn und jede Bedeutung. — Doch ein werthvolles Geständniß liegt darin verborgen. Wer behauptet: „Aus nichts wird nichts", der erkennt stillschweigend als unumstößliche Wahrheit an, daß alles, was ist und wird, einen hinreichenden Grund seines Seins, eine genügende Ursache seiner Existenz haben muß, — mit einem Worte: der verneint den Materialismus. Woher denn die Bewegung in der von Natur trägen Materie, deren Dasein der Materialist erkennt, ohne einen Grund dafür angeben zu können? — Woher die wunderbare Stellung der Himmelskörper? — Woher diese erhabene Harmonie im Weltall, diese Zweckmäßigkeit selbst in den kleinsten Dingen, in der Einrichtung des Ohres, des Auges, der Zunge? — Aus Milliarden bewegter Atome sollte unter der Herrschaft blindwirkender Ursachen, ohne Leitung einer Intelligenz, das Universum mit all seiner Pracht, jener wunderbare Mechanismus, bei dem zahllose Kräfte gesetzmäßig, harmonisch zusammenwirken, entstanden sein? Wie würde Marx den verlachen, der

von einer rohen Steinart behaupten wollte, sie sei von selbst, vielleicht durch Zufall entstanden! Ach nein! das ist eine kostbare „Reliquie", aus der man den Culturstand einer frühern Epoche „rückwärts construiren" kann. Und diese Welt gestattet keinen Schluß auf eine höhere Intelligenz, auf eine mit Weisheit ausgestattete Macht, die sie gebaut hat? — Der hl. Paulus sagt im Römerbrief, Gott habe sich in der Welt so überaus klar offenbart, damit die, welche ihn nicht erkennen wollen, unentschuldbar seien: „εἰς τὸ εἶναι αὐτοὺς ἀναπολογήτους".

49. In der That, der Unglaube ist Wahnsinn oder Betrug, hier ein Betrug, so bitter, so verrucht, so schmachvoll, wie er seinesgleichen in der Geschichte nicht hat. Die Unwissenheit von armen Arbeitern wird auf das schändlichste mißbraucht, um ihnen das letzte Gut, das höchste Gut, ihren Glauben, ihre Religion, zu rauben und sie dann in den Tod zu hetzen. Das geschieht von Männern, die sich Freunde der Arbeiter nennen! — Man hüllt sich in den Mantel der hohen „Wissenschaft", verkündet laut, daß endlich der Pfaffentrug beseitigt, „die wirklichen Zusammenhänge in der Natur und Geschichte" gefunden seien; daß es keinen Unterschied gebe zwischen Mensch und Thier und Pflanze, der nicht durch Entwicklung, Anpassung überbrückt werden könnte, und man verschweigt, daß niemals eine Ueberbrückung von Art zu Art, nicht einmal innerhalb desselben Naturreiches, erwiesen worden ist. Man verschweigt, daß auch nicht der mindeste positive Anhaltspunkt gegeben ist für die Annahme einer Urzeugung. Man verschweigt, daß die verschiedenen Versuche, die gemacht wurden, um ein Protoplasma zu finden, aus welchem sich die embryonalen Urwesen im darwinistischen Sinne entwickelt hätten, als betrügerische entlarvt worden sind. Man verschweigt, daß es zwischen dem Affen und dem Menschen keine Mittelglieder gibt, daß nach dem Zeugnisse der hervorragendsten Naturforscher der sogenannte Proanthropos „für die Anthropologie überhaupt kein Gegenstand der Erörterung mehr ist. Der Anthropologe kann ihn vielleicht im Traume gesehen haben; im Wachen ist er ihm nicht nahe getreten" [1]. Fürwahr, hier ist jenes Wort am Platze, dessen sich Lassalle gegenüber Senior bediente: „Arbeitern, armen Arbeitern, darbenden Arbeitern hat man den Muth, diesen unendlichen Spott, diesen beißenden Hohn öffentlich ins Gesicht zu werfen?! Gibt es gar kein Gewissen mehr, und ist die Scham zu den Bestien entflohen?" [2]

---

[1] Virchow, auf dem Anthropologencongreß zu Wien 1889.
[2] Bastiat-Schulze. Berlin 1864. S. 111.

— Der Kapitalismus hat die Menschenwürde des Arbeiters verkannt, mit Füßen getreten. „Die großen Denker“ des „wissenschaftlichen Socialismus“ haben sie dem Arbeiter geraubt, abgeläugnet. Der Sklave war, um Engels' Wort zu gebrauchen, ein „Menschenthier“. Der Arbeiter ist in seinen Augen nicht einmal ein Menschenthier, sondern schlechthin ein Thier. Und das nennt man „Wissenschaft“. Das heißt „an Stelle der ideellen, phantastischen Zusammenhänge die wirklichen Zusammenhänge in Natur und Geschichte“ ergründet haben.

Doch wir vergaßen, daß Herr Engels sich auf die „Thatsachen“ aus der „Urzeit“ noch besser versteht als die darwinistischen Träumer. Er kennt sogar genau den feierlichen Augenblick, wo das Thier zum Menschen wurde. Es war jener ewig denkwürdige Moment, als einige Affen Reibfeuer erzeugt hatten. Bevor sie rieben, waren sie noch Affen. Aber nachdem sie gerieben hatten und der Rauch aus dem entzündeten Holze emporstieg, — da begann die Geschichte der Menschheit. — Wie kommt es denn aber, daß nur jene glücklichen Exemplare auf den „blitzgescheidten Gedanken“ kamen, Reibfeuer zu machen? Wie erklärt es sich, daß in den vielen tausend Jahren bis zur Stunde aus den Millionen von Affen, die seither existirt, und denen es in ihrer „waldursprünglichen“ Einsamkeit weder an Holz, noch an Zeit gebrach, trotz des „leuchtenden“ Beispiels seiner Genossen, auch nicht ein einziger den glücklichen Einfall hatte, wieder einmal Reibfeuer zu erzeugen und nach erfolgter „Standeserhöhung“ das Joch der „Klassenherrschaft“, welches seine früher avancirten Brüder dem Thierreiche seit Jahrtausenden auferlegt, endgiltig abzuschütteln? — Herrn Engels bringt man niemals in Verlegenheit. Hilft ihm die deutsche Sprache nicht mehr, so versucht er es mit dem Latein. Er hat ein Wort zur Hand, das er bei Rousseau gefunden und zu dem seinigen gemacht, ein kostbares, ein unbezahlbares Wort, ein Wort, das hellstes Licht verbreitet, alle Zweifel löst. Man höre und staune. Die „hypothetischen“ Thiermenschen hatten vor den anderen Thieren eine Eigenschaft voraus. Diese war der Grund ihrer Entwicklung, zugleich der Grund, warum sie bis heute keine Nachfolger gefunden. Und wie nennt sich jene wunderbare Eigenschaft? — „Perfectibilität“ ist ihr Name [1], nicht bloß jene „Perfectibilität“ innerhalb der natürlichen Vorzüge ihrer Art und Gattung, nicht jene „Perfectibilität“, welche sich auf die Ausbildung mechanischer Fertigkeiten beschränkt, nein, eine höchst seltene, eine erhabenere Perfectibilität, die aus Bestien Menschen

[1] Engels, „Dühring“. S. 130.

machen konnte. Jetzt ist es „wissenschaftlich“ erklärt, warum heute der ehemalige Affe die Bahnen der Himmelskörper bemißt, in das Innere der Erde dringt, um sie zu durchforschen und ihre Schätze sich anzueignen, warum er den Lauf der Geschichte enträthselt, die Kräfte der Natur sich dienstbar macht, Beziehungen anknüpft, die sich über Erdtheile erstrecken, während die anderen seines Geschlechtes, im Waldesdunkel auf Bäumen hockend, die Entbehrung jener einen kostbaren Gabe, der „Perfectibilität“, betrauern. — Es lebe die „dialektische Denkweise“, welche die „wirklichen“ Zusammenhänge in Natur und Geschichte an Stelle der „phantastischen“ gesetzt hat!

d. Irrthümer und Einseitigkeiten in der materialistischen Geschichtsauffassung.

50. Die „dialektische Denkweise“ enthält einen gesunden Kern. Sie lehrt zunächst ein beständiges Werden und Vergehen, den Wechsel, die Vergänglichkeit alles Irdischen. In wunderschönen Bildern hat die Heilige Schrift denselben Gedanken zum Ausdruck gebracht mit Rücksicht auf das Leben der Menschen. Schaum, Schatten, Rauch, ein Pilgerzelt, das heute hier, morgen dort aufgeschlagen wird, — Töpferthon, den Kinderhand zerdrückt, — das ist unser Leben auf Erden. — Auch bei den Völkern folgt auf die Zeit der Blüte eine Zeit des Verfalls, der Erschlaffung, des Greisenalters.

Wahr ist es ferner, daß die Geschichte allmählich, nicht ruckweise, nicht in Sprüngen voranschreitet. Unläugbar gilt hier das Gesetz, daß jede folgende Zeit im großen und ganzen das Ergebniß der vorhergehenden sei, — daß die Keime jeder neuen Ordnung sich bereits in der alten entwickeln, — daß Extreme leicht ins Gegentheil umschlagen. Würde die materialistische Dialektik nichts anderes haben lehren wollen als dieses, — es läge kein Grund vor, sie zu bekämpfen. Aber da wird gesprochen von einer Entwicklung der Menschheit ohne bestimmenden Einfluß eines über die Materie sich erhebenden Geistes, von einer bewußtlosen, vom freien Willen Gottes und der Menschen in letzter Instanz unabhängigen, mit Naturnothwendigkeit sich vollziehenden, von einer allein und ausschließlich durch materielle Verhältnisse bedingten Entwicklung. Damit aber hört die socialistische Geschichtsphilosophie auf eine Wissenschaft zu sein, und verliert vollständigst jeden Zusammenhang mit der Wirklichkeit.

α. **Die innere Unmöglichkeit einer „materialistischen“ Geschichtsauffassung.**

51. Man hat Karl Marx als einen „tüchtigen Logiker“ gefeiert, als einen „eminenten Gelehrten und Denker“. Alle seine Gegner, „die irgendwie urtheilsberechtigt seien“, müßten dies zugeben. Wir sind nicht blind für den Scharfsinn jenes Mannes. Indessen, daß Marx gerade ein eminenter Denker, vor allem, daß er ein tüchtiger Logiker gewesen sei, möchten wir denn doch zu bestreiten uns erlauben. Ein Mann, dessen grundlegende Theorie geradezu ein Nest von Absurditäten ist, wird schwerlich als ein „tüchtiger Logiker“ gelten können. Was ist aber die „materialistische Geschichtsauffassung“ anders als ein wahrer Hohn auf alles gesunde Denken? Wie kann man überhaupt eine „Geschichtsauffassung“ auf materialistischer Grundlage aufbauen wollen, da allein schon der Umstand, daß eine Geschichtsauffassung möglich ist, den Materialismus verneint? — Wer sich bemüht, die Thatsachen früherer Zeiten in seinem Gedächtnisse anzusammeln, wer ihren Zusammenhang, die Entwicklung des einen aus dem andern, das bestimmende Princip der historischen Bewegung erforschen will, der kann diesen seinen Bestrebungen nicht das Wörtchen „materialistisch“ auf die Stirne schreiben. Keine auch noch so schwache Analogie für ein derartiges Unternehmen findet sich in der gesammten materiellen Welt. Nach Wahrheit und Wissenschaft strebt allein der Mensch, weil nur für ein geistiges Wesen geistige Güter von Werth und Bedeutung sind. Gehört aber zum Menschen mehr und Höheres als der bloße Stoff, tritt neben und über den materiellen Leib eine geistige Seele, dann wird jede Geschichtsauffassung, welche nur mit dem einen, niedrigern Factor, der materiellen Ordnung, rechnet und die materiellen Verhältnisse als allein in letzter Instanz bestimmend und ausschlaggebend hinstellt, keinen Anspruch auf Wahrheit erheben können.

Die Theoretiker des „wissenschaftlichen“ Socialismus reden oft von einer planmäßigen Entwicklung, von den Naturgesetzen der Entwicklung, von „Tendenzen“ der Entwicklung, die mit „eherner Nothwendigkeit“ wirken und sich durchsetzen [1]. In der That, ohne Gesetz ist „Entwicklung“ ein leeres Wort, ebenso thöricht, wie wenn man die mannigfachen Gestaltformationen des vom Sturme getragenen Staubes der Landstraße als Entwicklungsstadien desselben bezeichnen wollte [2]. — Eines nur haben die großen Denker dabei übersehen, — daß nämlich ohne Voraussetzung eines vernunftbegabten Geistes jeder Plan, jedes Gesetz zur inhaltlosen Phrase wird.

---

[1] Marx, „Kapital“. I. S. 5. [2] Tilm. Pesch, „Welträthsel“. II. n. 541.

Kurz, die „materialistische" Geschichtsauffassung übt die denkbar heroischste Selbstverläugnung. Sie hebt sich selbst auf, eben dadurch, daß sie sich „materialistisch" nennt.

52. Dem „wissenschaftlichen" Socialismus zufolge sind es die „künstlichen Arbeitsmittel", welche in letzter Instanz das gesellschaftliche wie das geistige Leben der Völker beherrschen und bestimmen. Allein gerade diese Behauptung enthält wiederum eine neue unlösbare Schwierigkeit für die materialistische Geschichtsphilosophie.

Der Mensch birgt als Mikrokosmos in sich die wunderbare Vereinigung aller Grundgestalten und Kräfte des sichtbaren Weltalls, der bloß stofflichen wie der belebten Natur. Er kann den Reichthum seiner vielgestaltigen Anlagen durch Fleiß und Uebung zu einer beständig fortschreitenden Vervollkommnung seiner selbst und seiner Herrschaft über die ihn umgebende Welt benützen. Er kann die Grenzen dieser Herrschaft weiter stecken, kann Erde, Fluß und Meer, Pflanzen und Thiere sich dienstbar machen. Aber er herrscht allein durch das, wodurch er sich als Souverän erhebt über diese ganze Welt. Er herrscht und entwickelt sich nur als vernünftiges, freies Wesen, — durch seinen Geist. Ohne Geist, ohne Eingreifen einer von der Vernunft geleiteten, freien Thätigkeit kann zwischen einem Natur- und einem Culturzustande überhaupt nicht unterschieden werden. Kein Thier konnte jemals seinen Naturzustand verlassen. Allein der Mensch hat eine Geschichte. — Nun sind es aber gerade und vor allem die ersten Schritte auf der Bahn der Cultur, die Erzeugung des Engels'schen Reibfeuers, der ersten Werkzeuge u. s. w., die ohne Einfluß eines vernünftigen, frei thätigen Geistes absolut unerklärbar bleiben. Der Mensch mußte hierzu frei und selbstbewußt der Natur gegenübertreten, ihre Kräfte erkennen, diese mit seinen Plänen und unter sich in Zusammenhang bringen. Er mußte das Zweckmäßige vom Unnützen scheiden, das Brauchbare frei erwählen und durch zielbewußte Thätigkeit verwirklichen. Gerade die ersten Arbeitsinstrumente setzen also schon den bestimmenden Einfluß eines freien, vernünftigen Wesens voraus und können darum nicht als das in letzter Instanz bestimmende Moment der Culturbewegung betrachtet werden. — Mit Vorliebe verweilt der „wissenschaftliche" Socialismus bei den Urzuständen der Menschheit, welche er in den rohesten Naturvölkern der Jetztzeit uns nahe gerückt und verwirklicht wähnt. Nun wohl, was lehrt uns denn das Leben jener Naturvölker? — Man betrachte nur den aus Baumrinde gefertigten Kahn des Feuerländers, die Fischreusen und Harpunen, die Bogen und Pfeile der

Buschmänner, den Bumerang des Australnegers, mit dem er Vögel erlegt; man betrachte die verschiedenartigen Figuren, welche er auf Känguruhfelle oder in Baumrinde ritzt, die mannigfachen Schnitzereien, mit denen er seine Geräthe verziert, die Verschiedenheit der Wohnungen in Bezug auf Material und Bau, das vor dem Eingange der Hütte brennende Feuer, die Grabstätten der Todten, — wer hier nicht das Wirken eines mit Vernunft begabten, frei thätigen, seiner eigenen Wahl und Bestimmung überlassenen Wesens erkennt, der muß darauf verzichten, daß man ihn ernsthaft nimmt.

Wie sehr wir übrigens den Einfluß des Geistes auf die gesammte culturelle Entwicklung der Menschheit betonen, so sind wir doch weit entfernt, die Einwirkung anderer Momente, namentlich des wirthschaftlichen Lebens, bestreiten zu wollen.

β. Einfluß der materiellen Verhältnisse auf die äußere Machtstellung und auf das innere politische und sociale Leben der Völker.

53. Die ökonomischen Verhältnisse, das materielle Erwerbs- und Verkehrswesen bilden in der That nicht bloß einen der vorzüglichsten Gegenstände individueller und socialer Bestrebungen, sie haben auch zu jeder Zeit auf die Gestaltung des Gesammtlebens der Völker einen hervorragenden Einfluß gehabt. Wurde ein Volk von der Höhe wirthschaftlicher Cultur herabgedrängt, so verlor es jedesmal seine Bedeutung, sein Ansehen nach außen. Portugal, Spanien, Holland, England haben nacheinander unter den Culturvölkern Europa's und sogar über Europa hinaus eine dominirende Stellung eingenommen, wie sie nacheinander zur Höhe materieller Cultur sich emporgeschwungen.

In ähnlicher Weise, wie die äußere Machtstellung der Nation, wird auch die innere Blüte des Volks- und Staatslebens bedingt durch die ökonomischen Verhältnisse. Wer wollte läugnen, daß in Griechenland und Rom gerade die wirthschaftliche Verfassung einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausgeübt auf die gesammte politische, geistige und sittliche Cultur jener Zeit? — Ohne einen gewissen materiellen Wohlstand ist überhaupt ein wahrhaft civilisirter Staat undenkbar. Es verhält sich hier mit den Völkern ähnlich, wie mit den einzelnen Menschen. Der ganze Mensch befindet sich in steter Abhängigkeit von den materiellen Lebensbedingungen. Prius est vivere, quam philosophari. Den höheren, geistigen Interessen insbesondere kann man erst sich widmen, wenn die leibliche Existenz nicht unmittelbar in Frage gestellt ist. So vermag auch ein Volk nur in der Voraussetzung einer genügenden Menge materieller

Mittel seinen wesentlichen socialen und politischen Aufgaben nach innen und außen zu genügen. Schon Aristoteles behauptet darum, daß ein Volk aus Bettlern nicht bestehen könne.

Ebenso bedeutsam für Leben und Entwicklung jeder Nation ist die Sicherheit und Ordnung der materiellen Lebensbedingungen. Mitten in der Fülle materiellen Reichthums wird ein Staat zu Grunde gehen müssen, der sich die Productionsverhältnisse über den Kopf wachsen läßt. Die Anarchie in der Production führt allmählich zur Anarchie im gesammten Volks- und Staatsleben. Wenn die breiten Massen der Bevölkerung ohne eigene Schuld dauernd dem Elend überantwortet werden, wenn eine einzelne Klasse sich der Productionsmittel bemächtigt, ihre materielle Machtstellung zur Unterdrückung und Ausbeutung der anderen Klassen mißbraucht, so liegt es auf der Hand, daß hieraus unhaltbare, verderbliche Zustände erwachsen müssen. Die gesellschaftlichen Zusammenhänge lösen sich, schroffe Gegensätze im wirthschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Leben entstehen. Da weder übergroßer Reichthum noch bitteres Elend der Sittlichkeit förderlich sind, wächst die Sittenlosigkeit in erschreckendem Maße. Die bis ins innerste Mark verdorbene Gesellschaft wird endlich sich naturgemäß nach einer theoretischen Rechtfertigung ihrer Verderbniß umsehen. So entstehen die wahnsinnigsten religiösen und philosophischen Systeme. Der Materialismus und der Pantheismus finden Glauben. Die abenteuerlichsten Lehren werden als „Wissenschaft" verkündigt. — Allein diese „Wissenschaft" dient nur als Maske für weitergehende Pläne. Der Durchbruch des revolutionären Gedankens vor allem ist es, welchen Marx in der deutschen pantheistischen und materialistischen Philosophie feiert. In dieser Philosophie haben, Marx zufolge, die Deutschen ihre Nachgeschichte bereits in Gedanken erlebt. „Die deutsche Philosophie ist die ideale Verlängerung der deutschen Geschichte." Mit anderen Worten: in denselben Lehren, mit welchen die Reichen ihre Laster decken, werden die Unterdrückten eine Rechtfertigung ihrer Umsturzpläne finden.

54. Ungesunde wirthschaftliche Zustände haben jederzeit im Laufe der Geschichte auf das gesammte sociale, politische, geistige, religiöse und sittliche Leben eines Volkes ihre düsteren Schatten geworfen. Ist der Leib nicht gesund, dann phantasirt die Seele. So war es zur Zeit der französischen Revolution. Die socialen, wirthschaftlichen und intellectuellen Zustände boten den trostlosesten Anblick. Alles drängte zum gewaltsamen Umsturz. Die Forderungen und Bedürfnisse der sinnlich-materiellen Existenz waren für die große Mehrzahl des Volkes in Frage gestellt. Man „nahm

den Armen das Brod, um den Reichen Karossen daraus zu machen“. Stärker aber als die Achtung vor dem Bestehenden, historisch Gewordenen, ist im Menschen der Trieb der Selbsterhaltung. Wo es sich um Erhaltung des Lebens handelt, wird Gewalt mit Gewalt, Unrecht mit Unrecht beantwortet. Die Macht der Leidenschaft treibt über die Grenzen des Erlaubten hinaus, und die atheistische „Wissenschaft“ spendet ihren Segen dazu. Die Veranlassung zur Revolution, zur Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse war zum großen Theil durch die ökonomischen Verhältnisse und, im Anschlusse hieran, durch den geistigen und sittlichen Verfall gegeben. Der Grund aber, weshalb die allgemeine Unzufriedenheit sich zunächst gegen die politische Ordnung richtete, lag in der Ueberzeugung, daß der Staat in der alten Form und Gestalt seinem wesentlichen Zweck nicht mehr genügte, daß er zu schwach war, um das materielle Wohl der Gesammtheit vor den Künsten und der Habsucht einzelner Personen oder Stände wirksam zu schützen.

Kurz, wir läugnen nicht, daß die ökonomischen Verhältnisse die unentbehrliche Basis des gesammten Volks- und Staatslebens nach außen und innen, eine unerläßliche Bedingung und Voraussetzung der Existenz und culturellen Entwicklung der Gesellschaft sind. Ebenso wenig bestreiten wir, daß die ökonomischen Verhältnisse einen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung des politischen, socialen, geistigen und sittlichen Lebens eines Volkes ausüben können und im Laufe der Geschichte thatsächlich geübt haben, mehr vielleicht, als die bisherige Geschichtschreibung vermuthen ließ. Was wir bekämpfen, sind nur jene einseitigen Uebertreibungen, welche die socialistische Geschichtsphilosophie sich erlaubt, als wäre die Oekonomie das einzige bestimmende Moment in der Geschichte.

γ. Andere Factoren der historischen Bewegung.

55. Die ökonomischen Verhältnisse bilden das Fleisch und Blut der Völker. Allein die Völker bestehen nicht nur aus Fleisch und Blut. Wer die Entwicklung der gesellschaftlichen und staatlichen, ja auch nur der wirthschaftlichen Zustände, die Eigenthumsordnung einer Nation verstehen will, wird sich mit der Erforschung der künstlichen Arbeitsmittel nicht begnügen dürfen. Alle Seiten und Gebiete des Lebens hängen zusammen und stehen in Wechselwirkung zu einander. Bald ist es der eine, bald der andere Factor, der den ersten Anstoß zu neuen Entwicklungsformen gibt. Richtig erfaßt stellt die Geschichte sich dar als ein Gemisch von natürlicher Plastik und freithätiger Entfaltung. Sie steht unter dem Einfluß materieller Verhältnisse, aber mehr noch geistiger, sittlicher, religiöser Motive.

Vor allem war es die Religion, welche Cultur und Civilisation am mächtigsten gefördert, den ganzen Gang der Geschichte beherrscht hat. Wäre der Einfluß der Religion auf das politische und ökonomische Leben, auf die Gestaltung der Familie u. s. w. nicht sehr groß, fürwahr, Marx und Engels hätten nicht so begierig alle die Absurditäten des Materialismus hinabgewürgt, nur, um eine Weltanschauung zu gewinnen, die ihre Umsturzpläne begünstigt.

56. Neben der Religion ist die gesellschaftliche Organisation ein hervorragender Factor, eine tiefgreifende Ursache, wie der geistigen, so auch der materiellen Entwicklung. Ohne die besondere Macht, welche in der Gesellschaft als solcher liegt, besäßen wir überhaupt keine materielle Cultur. Die sociale Verbindung vieler erweitert den Kreis der Bedürfnisse, schafft erst die Möglichkeit einer umfangreichern Production, regt an zur Erfindung neuer Werkzeuge, künstlicher Productionsinstrumente, und gestattet deren allseitige Ausnützung. Die großen Erfindungen der letzten Jahrhunderte wären unmöglich geblieben ohne eine lange Reihe früherer Erfindungen, die ihrerseits wiederum nur in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft ihren Einfluß auf die Fortbildung der Productionsverhältnisse erlangen konnten. Der Socialismus beruft sich zum Beweise des bestimmenden Einflusses der Oekonomie hinsichtlich des politischen und socialen Lebens der Völker auch auf die Urgeschichte der Menschheit. Wir glauben gerne, daß bei einem Volke, welches sich im Zustande der Barbarei befindet, das Materielle in den Vordergrund tritt, geradeso wie beim Kinde die Entwicklung des Körpers das ganze natürliche Streben und Verlangen erschöpft. Allein nicht einmal für die ersten Anfänge war die Oekonomie das einzige, welches der gesellschaftlichen Form Dasein und Form gegeben hat. Alle Elemente, die den Menschen zu einem socialen Wesen machen, die Sprache, das Bedürfniß der gegenseitigen Ergänzung, des Schutzes u. s. w., ferner die besonderen Charaktereigenschaften der verschiedenen Stämme und Völker haben auf die politische und sociale Gestaltung des nationalen Lebens jederzeit einen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Bei gleichen ökonomischen Verhältnissen entstehen die verschiedensten gesellschaftlichen und staatlichen Verfassungsformen. Ja, innerhalb eines und desselben Volkes wechselt zuweilen die Verfassung, ohne daß in den ökonomischen Verhältnissen eine wesentliche Veränderung eingetreten wäre.

Es ist also ein Irrthum, wenn man die socialen und politischen Formen einzig von den Productionsmitteln und Productionsverhältnissen abhängig wähnen wollte.

57. Außer der Religion oder gesellschaftlichen Organisation mit ihren Besonderheiten sind es zumeist bloße Facta, rein historische Thatsachen, die, in ihrem Entstehen und ihrem Verlaufe gänzlich oder zum großen Theile unabhängig von ökonomischen Ursachen, dennoch ihrerseits den gewaltigsten Einfluß auf das politische und wirthschaftliche Leben der Völker ausgeübt haben. Wir wollen hier absehen von den Entdeckungen und Erfindungen, die, in sich freie Thaten des Genies und des Muthes, tiefe Furchen im wirthschaftlichen Leben gezogen haben, ohne selbst „ökonomische" Thatsachen zu sein. Aber wie bedeutsam sind nicht siegreiche oder unglückliche Kriege immerdar gewesen? Was wäre aus Rom geworden ohne seinen Sieg über Carthago? — Unwahr ist es, wenn der Socialismus behauptet, daß alle oder auch nur die meisten Kriege, ähnlich wie die Handelskriege der letzten Jahrhunderte, aus ökonomischen Gründen sich erklären lassen. Ebenso oft, wenn nicht häufiger, sind es politische, dynastische, religiöse Interessen gewesen, um die mit den Waffen gestritten wurde. Erfolgreiche Kriege, die aus bloßer Eroberungssucht geführt wurden, bildeten vielfach die Quelle materiellen Reichthums einzelner Völkerschaften. Jene ungeheure Kapitalconcentration, welche das spätere Rom charakterisirt, die vollständige Beseitigung des kleinen Bauernstandes und des freien Handwerkes durch den Großbetrieb der Oikenherren schloß sich erst an die durch rein politische Thatsachen geschaffene Lage an, war nur in zweiter Linie Wirkung der anarchischen Productionsverhältnisse. Das Kapital mußte zuerst gewonnen werden, ehe es sich concentriren konnte. Nur infolge der Eroberungskriege, vermittelst der Weltherrschaft konnte der römische Großhandel seine Ausdehnung und Macht gewinnen, schwoll der Reichthum der herrschenden Familien an.

Wer vermöchte ferner die tiefgreifende Einwirkung z. B. der Kreuzzüge auf die gesammte nachfolgende ökonomische Entwicklung Europa's zu bestreiten? Sie erschlossen neue, ergiebige Gebiete für den Handel, eröffneten eine Bewegung, welche in der Entdeckung Amerika's, in der Auffindung der Seewege nur ihre natürliche Fortsetzung fand. — Ein Krieg wiederum war es, der die wirthschaftliche Blüte Deutschlands vernichtete, der unser Vaterland von jener Höhe materiellen Wohlstandes herabzog, auf welche es nicht etwa durch den naturnothwendigen Entwicklungsgang, sondern gerade durch die freie Beherrschung dieser Entwicklung, durch eine im wesentlichen frei gewollte, unter der Herrschaft religiöser und sittlicher Ideen gestaltete Organisation der Productionsverhältnisse sich emporgeschwungen hatte. Wir meinen den Dreißigjährigen Krieg.

Allein nicht bloß durch die großen Actionen der äußern Politik, sondern gerade durch die innere Staatsleitung, durch die Wirksamkeit einzelner Männer u. dgl. wird oft Blüte und Verfall der Wirthschaft eines Volkes wesentlich mitbedingt. Geradezu entscheidend wirkte z. B. für die industrielle Entwicklung Frankreichs ein Colbert. — Der Vertrag, den Lord Methuen zwischen England und Portugal schloß, zerstörte die portugiesische Industrie. — Spaniens Handel mit den eigenen Kolonien erlahmte, nachdem es im Utrechter Frieden durch den Assiento-Vertrag England das Recht zuerkannt, immerfort ein Schiff mit englischen Waaren in die spanischen Kolonien zu senden. — Doch wozu viele Beispiele? Man greife nur irgendwo eine bestimmte einzelne Phase der geschichtlichen Entwicklung heraus und vergleiche sie mit den Lehrsätzen der materialistischen Geschichtsauffassung. Die Theorie hat etwas Bestechendes, solange man sie in ihrer allgemeinen Ausdrucksweise vor Augen hat. Sie verflüchtigt sich, wird sofort als einseitige Uebertreibung erkannt, sobald man ihr die wirklichen Thatsachen der Geschichte entgegenhält.

58. Wie wenig die socialistische Geschichtsphilosophie geeignet ist, das richtige Verständniß der historischen Entwicklung zu vermitteln, erhellt insbesondere, wenn man die Lehre vom Klassengegensatz und den Klassenkämpfen im Lichte der geschichtlichen Thatsachen betrachtet. Der Theorie zufolge bilden die Klassenkämpfe den Träger der geschichtlichen Bewegung, die Form, in welcher sich insbesondere der Uebergang zu einer neuen Wirthschaftsepoche vollzieht. Aber war es denn eine früher ökonomisch und politisch unterdrückte, nunmehr obsiegende Klasse, welche die Feudalordnung begründete? Nicht einmal die Erfindung eines neuen künstlichen Werkzeuges, das die alte Ordnung revolutionirt hätte, für dessen Verwerthung die früheren Productionsverhältnisse zu enge geworden wären, bildet die Scheide zwischen der antiken und der mittelalterlichen Epoche. Rom brach unter den Fluten barbarischer Völkerwogen zusammen. Sein Untergang wurde vorbereitet durch die Anarchie der wirthschaftlichen Verhältnisse, aber ebenso sehr durch die Herrschaft der babylonischen Göttin, durch das Völker verschlingende Ungeheuer der Wollust. — Eine neue Ordnung der Dinge erhob sich dann auf den Trümmern Roms, gebildet durch eine Vermischung römischer und germanischer Elemente. Das Feudalwesen, welches für lange den ökonomischen Verhältnissen Gestalt und Form gegeben, erklärt sich durchaus nicht allein aus den Productionsmitteln damaliger Zeit. Das Land des besiegten Feindes galt rechtlich als erobertes Land. Es gehört dem König, der nach germanischer Auffassung über

„Land und Leute" gebietet. Die Verwaltung und Bewirthschaftung weit ausgedehnter Gebiete allein durch den König war thatsächlich unmöglich. Allein diese Unmöglichkeit hätte in verschiedener Weise gehoben werden können. Daß sie gerade in der Form des Lehenswesens ihre Lösung fand, daß jenes eroberte Land zugleich öffentliche Domäne und privates Nutzeigenthum ward, das erklärt sich lediglich aus der Mischung römischer und germanischer Einrichtungen und Ideen, aus der Verbindung der römischen Kolonisation mit der deutschen Vorstellung von einer organischen Einheit und hierarchischen Gliederung der Gesellschaft im Staate.

Die Einwirkung des Christenthums war es, welche zu einer vollständigen Umgestaltung der antiken Social- und Wirthschaftszustände drängte. Indem die Kirche für den einzelnen, wie für die Gesammtheit an Stelle einer ausschließlich sinnlich-egoistischen Richtung höhere Lebenszwecke neben und über die materiellen Interessen setzte, mußte das Heidenthum auch auf ökonomischem Gebiete endgiltig überwunden werden. Der Grundsatz allein, daß die materielle Ordnung nicht allein zu bestimmen habe, führte folgerichtig zu einer socialen Organisation der Productionsverhältnisse. Aber auch das Ziel, der Inhalt dieser Organisation war mit dem Christenthum im Princip gegeben. Der Grundsatz der gleichen Berechtigung aller Menschen auf Grundlage und nach Maßgabe der natürlichen und übernatürlichen Bestimmung und Ausstattung, die Forderung gegenseitiger Liebe und Brüderlichkeit, die Milderung des absoluten Eigenthumsbegriffes, die Achtung vor der Arbeit, als vorzüglichster Quelle des Wohlstandes, führten nothwendig zu einer Wirthschaftsordnung, in welcher die Interessen aller Stände miteinander versöhnt, Recht und Ehre der Arbeit gewahrt, das wahre materielle Gemeinwohl durch eine gesunde Vertheilung des Einkommens wirksam geschützt, die Ausbildung schroffer Klassengegensätze unmöglich gemacht war. Deutschland war im 13., 14. und 15. Jahrhundert das wohlhabendste und zugleich bürgerlich freieste Land. Durchgängig herrschte Selbstverwaltung und Selbstregierung. Jedes Land, jede Stadt, jeder Berufsstand erfreute sich seines eigenen Rechtes. Jeder konnte von seinesgleichen gerichtet werden. Die geringen Steuerabgaben wurden nur mit Zustimmung der Reichs- und Landesstände auferlegt. — Jedermann besaß ferner sein gutes Auskommen.

Die Unsicherheit der materiellen Existenzbedingungen für einen großen Theil der Bevölkerung, welche die gegenwärtige sociale Noth ausmacht, war unbekannt. Auch der geringste Taglöhner hatte seine Mitnutzung an Wald und Weide. Der Hörige verfügte als Eigenthümer über Gebäude und Saaten, das todte und lebende Inventar, nahm theil

an der Allmende. Die Abgaben an den Gutsherrn waren unbedeutend. Der Hof galt als untheilbar und bildete eine Heimstätte für die ganze Familie. Gegen Verpfändung und Verkauf schützte das Einspruchsrecht des nächsten Erben, und nur die fahrende Habe haftete für etwaige Schulden. So wurden dem Wucher einerseits und der Schleuderwirthschaft andererseits feste Grenzen gezogen. — In ähnlicher Weise sicherte die Zunftorganisation dem Handwerkerstande eine selbständige wirthschaftliche Existenz, Wohlstand, Ehre, Ansehen und politischen Einfluß. Im 15. Jahrhundert hatten die Zünfte fast in allen Städten politisch die Oberhand. Die Vorstellung, daß das Handwerk ein Amt sei, wie sie innerhalb des hofrechtlichen Verbandes des Frohnhofes bestanden hatte, wurde auch in der spätern Zeit beibehalten, als die städtische Obrigkeit jenes Amt zum gemeinsamen Wohle der Bürgerschaft verlieh. Der ausschließliche Gewerbebetrieb war den Zunftgliedern gesichert. Die Entstehung eines übermäßigen Kapitals wurde theils durch die canonische Zinsgesetzgebung, theils durch Verhinderung einer willkürlichen Vergrößerung des Geschäftsbetriebes unmöglich gemacht. Auch auf den Lohnsatz, auf das geistige und leibliche Wohl der Gesellen und Lehrlinge erstreckte sich die Fürsorge der Zunftbehörde. Das Gesellenthum blieb die Vorstufe des Meisterstandes. — Kurz, auf der ganzen Linie wirthschaftlichen Strebens war die Arbeit der Weg zum Besitze.

Die ökonomischen Verhältnisse sind also keineswegs das *einzige* bestimmende Moment der geschichtlichen Entwicklung. Sie selbst vielmehr stehen zum Theil unter dem Einfluß anderer, höherer Factoren. Ebenso ist es irrig, daß mit *jeder* auf Privateigenthum an den Productionsmitteln gegründeten Gesellschaftsordnung naturnothwendig politische und ökonomische Knechtung, Klassengegensatz und Klassenkampf verbunden sei.

Die Geistesverwirrung, welche sich im „wissenschaftlichen" Socialismus kundgibt, erreicht ihren Höhepunkt in der Lehre von der allseitigen und unbedingten Abhängigkeit der geistigen, sittlichen und religiösen Anschauungen von den jeweiligen ökonomischen Verhältnissen.

5. Die ideologische Ordnung ist kein bloßes Abbild der wirthschaftlichen Zustände eines Volkes.

59. *Inhalt und Umfang* unserer Erkenntniß ändern sich. — Bei den Wissenschaften, welche vorzüglich mit der Beschreibung wechselnder thatsächlicher Verhältnisse sich befassen, liegt das auf der Hand. Aber auch für die Wissenschaften, die über die Beschreibung hinaus nach den Gründen dessen, was ist und wird, forschen, gilt ein Gleiches. Neue Wahrheiten werden gewonnen, alte Irrthümer aufgedeckt. Ebenso ändert

sich die Gewißheit unseres Erkennens. Was vordem Vermuthung, Hypothese war, kann durch Auffindung neuer Gründe zu einer sichern geistigen Errungenschaft werden. Allein die fortschreitende Entwicklung der Wissenschaften, der Wechsel unserer Erkenntniß von der Wahrheit ist noch lange kein Wechsel der Wahrheit selbst, wie ihn die materialistische Geschichtsphilosophie lehrt. Wäre es richtig, daß die Wahrheit in sich absolut veränderlich, mit Nothwendigkeit allen Veränderungen in den äußeren Productionsverhältnissen folgte, dann müßten wir an allem zweifeln, dann wäre jede Gewißheit des Erkennens unmöglich, — dann gäbe es keinen den verschiedenen oder gar allen ökonomischen Entwicklungsstufen gemeinsamen Wahrheitsschatz. Dennoch sieht sich sogar Engels genöthigt, für alle Gebiete menschlichen Wissens eine ganze Reihe „endgiltiger" Wahrheiten thatsächlich anzuerkennen, obwohl er im Princip die „ewigen Wahrheiten" läugnet. Woher diese Wahrheiten trotz der behaupteten absoluten Veränderlichkeit der ganzen ideologischen Ordnung ihre unveränderliche Festigkeit, mitten unter den Veränderungen der ökonomischen Unterlage, bewahren, dafür vermag der „wissenschaftliche" Socialismus nicht einmal den Schein einer vernünftigen Erklärung zu bieten. Eine höchst naive Aeußerung findet sich darüber im Communistischen Manifest: „Die Ausbeutung des einen Theiles der Gesellschaft durch den andern ist eine allen vergangenen Jahrhunderten gemeinsame Thatsache. Kein Wunder daher, daß das gesellschaftliche Bewußtsein aller Jahrhunderte, aller Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit zum Trotz, in gewissen gemeinsamen Formen sich bewegt, Formen, Bewußtseinsformen, die nur mit dem völligen Verschwinden des Klassengegensatzes sich gänzlich auflösen. Die communistische Revolution ist das radikalste Brechen mit den überlieferten Eigenthumsverhältnissen; kein Wunder, daß in ihrem Entwicklungsgange am radikalsten mit den überlieferten Ideen gebrochen wird." [1] — Diese gemeinsamen „Bewußtseinsformen" werden also in Zukunft verschwinden. Es wird in der communistischen Gesellschaft z. B. nicht mehr verwerflich sein, zu lügen, das gegebene Versprechen zu brechen, seinen Freunden treulos zu sein, Weib und Kind in Noth und Entbehrung sitzen zu lassen. Zwei mal zwei wird fünf und die drei Winkel eines Dreiecks vielleicht gleich zwei und ein halb Rechten sein. Das Princip des Widerspruchs hat da seine Geltung verloren; man kann zu gleicher Zeit auf dem Kopfe und auf den Beinen stehen.

---

[1] Communist. Manifest. S. 17.

Gebratene Tauben werden jedem von selbst in den Mund fliegen, da die Cassation aller „Bewußtseinsformen", einschließlich des Princips vom ausreichenden Grunde, die Abdankung aller Köche zur Folge haben wird.

Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, wenn der „wissenschaftliche" Socialismus „radikal mit den überlieferten Ideen zu brechen" vorgibt und zugleich doch nur mit den aus der „Bourgeoisie-Epoche" überlieferten Ideen seine Theorien aufbaut. Was ist denn der Materialismus, die materialistische Dialektik anderes als „Bourgeois-Philosophie", dem antiken Heidenthum entlehnt, zu Nutz und Frommen des liberalen Geldprotzenthums von neuem aufgewärmt? Wäre die materialistische Geschichtsauffassung richtig, entspräche wirklich jeder einzelnen wirthschaftlichen Entwicklungsstufe eine besondere Weltanschauung, dann könnte jedenfalls der materialistische Atheismus nicht die Weltanschauung der Zukunft sein, da er ja nothwendigerweise mit der liberalen Bourgeoisie, die ihn erzeugt, zusammenbrechen müßte.

60. Was von der Philosophie, von der Wahrheit und Erkenntniß, das gilt auch von der Sittlichkeit. — Die sittlichen Anschauungen und Verhältnisse sind zweifelsohne einer Entwicklung fähig. Die Moralität wird eben theilweise bedingt durch den Fortschritt der intellectuellen Erkenntniß. Die sittlichen Begriffe können sich klären oder verdunkeln. Es werden auch einigermaßen die ökonomischen Verhältnisse auf die Anschauungen, auf den sittlichen Zustand eines Volkes einwirken, wie sie andererseits wiederum selbst abhängig sind von der sittlichen Blüte oder dem sittlichen Verfall der Nation. Allein die Sittenlehre ist mehr als ein bloßes Abbild der wirthschaftlichen Ordnung. Ihrer Natur nach erhebt sie sich über alle Verhältnisse des Lebens, billigt keineswegs alles, was ist und geschieht, sondern stellt ihre Forderungen hinsichtlich dessen, was sein und geschehen soll. — Zu allen Zeiten, an allen Orten ferner ist die Sittenlehre in ihren Hauptsätzen dieselbe geblieben. Sogar Marx und Engels erkennen die Jahrtausende alte Sittenlehre stillschweigend an, appelliren an sie überall da, wo sie über „Ausbeutung", Unterdrückung der industriellen Arbeiter Klage erheben. — Wäre die Lehre von der absoluten Veränderlichkeit der sittlichen Ideen richtig, dann würde der Bestand der menschlichen Gesellschaft jeden Augenblick in Frage gestellt werden können. Es gäbe überhaupt keine Sittlichkeit. Recht und Sittlichkeit würden jeder dauerhaften Grundlage entbehren. Man könnte unter Berufung auf angeblich „sittliche Anschauungen" einer zukünftigen Zeit immerfort den Umsturz predigen. Es gäbe keine objective, durch die Autorität eines Gottes geschützte Norm unseres Verhaltens, kein Sittengesetz,

keine sittliche Freiheit, keine Pflicht, keine Verantwortlichkeit. Der Mensch wäre nur das „unschuldige Ergebniß seiner Umgebung“, wie bereits Proudhon lehrte, seines jedesmaligen Milieu, — das Gewissen nichts anderes als ein vergängliches Product vergänglicher äußerer Verhältnisse. Was heute Laster ist, könnte morgen Tugend sein. Jene „officielle und nicht officielle Prostitution“, welche dem Communistischen Manifest zufolge mit Nothwendigkeit „aus den heutigen Productionsverhältnissen hervorgeht“ [1], wäre heutzutage „sittlich“ unanfechtbar, geradeso wie die allgemeine Prostitution der „freien Liebe“ in der communistischen Gesellschaft als Tugend gelten könnte.

61. Derselbe Fehlschluß, dessen sich der „wissenschaftliche“ Socialismus immerfort bedient: aus der Entwicklungsfähigkeit auf die absolute Veränderlichkeit, aus dem Einfluß ökonomischer Verhältnisse auf das intellectuelle und moralische Leben zu schließen, und zwar so, daß dessen gänzliche, allseitige Abhängigkeit allein von der Oekonomie abgeleitet wird, — derselbe Fehlschluß findet sich wieder in der socialistischen Auffassung vom Recht.

Das Recht führt kein isolirtes, auf sich beschränktes Dasein. Es steht im innigsten Zusammenhang mit dem Leben und entwickelt sich fort, entsprechend den Culturstufen, welche eine Nation nach und nach ersteigt. Selbstverständlich wird es stets nur solche Verhältnisse normiren können, die mit der gerade vorliegenden Stufe nationaler Entwicklung gegeben sind. Wenn z. B. das römische Recht ein ausgebildetes Obligationenrecht, das deutsche Recht dagegen ein vollständigeres und eigenartig gestaltetes Sachenrecht besitzt, so erklärt sich dies aus dem Umstande, daß Rom, von einer städtischen Entwicklung ausgehend, früh schon zum Handel und zur Geldwirthschaft gelangte, während in Deutschland für lange Zeit Ackerbau und Naturalwirthschaft im Vordergrunde blieben. Allein das Recht empfängt nicht seinen ganzen Inhalt, seine höchsten Principien von den ökonomischen Verhältnissen. Es ist nicht bloß Wirkung, sondern auch ein bestimmender Factor der nationalen Cultur, zugleich Symptom und Ursache der verschiedenen Culturzustände. Eben darum, weil das Recht mehr unter dem Einflusse der geistigen und sittlichen Anschauung eines Volkes steht, wie unter der Einwirkung seiner ökonomischen Verhältnisse, wird es zu einer der wichtigsten Ursachen in der culturellen Entwicklung. Oder wer in aller Welt wollte sich denn davon überzeugen lassen, daß die Gegensätze, welche in der Behandlung der väterlichen Gewalt, des ehelichen Güterrechtes, der Familienerbfolge, der Zinsnahme, der Arbeit und der Freiheit das römische und das deutsche Recht

---

[1] Communist. Manifest. S. 16.

unterscheiden, lediglich aus ökonomischen Ursachen sich herleiten? Wer wollte andererseits bestreiten, daß gerade diese Verschiedenheiten, welche in letzter Instanz auf wesentlich verschiedene principielle Anschauungen sich zurückführen, nicht einen geradezu entscheidenden Einfluß auf das wirthschaftliche Leben beider Völker geübt haben? — Jedem, der nicht mit verbundenen Augen die Geschichte erforscht, wird die Wechselwirkung zwischen Geistigem und Materiellem im Leben der Völker nicht entgehen können. Nur im Zusammenhange mit der gesammten ökonomischen, geistigen und religiösen Entwicklung der Nation kann das Recht verstanden werden, wie andererseits die Geschichte eines Volkes ohne Berücksichtigung seiner Rechtsanschauungen und Rechtsverhältnisse gar keine oder nur eine halbe Erklärung findet.

62. Zur höchsten Komik erhebt sich die materialistische Geschichtsauffassung, wo sie die Religion aus ökonomischen Ursachen „erklärt". Kühne Behauptungen, phantastische Schilderungen müssen hier jeden Versuch einer Beweisführung vollständig vertreten. Der Monotheismus gilt ihr als nothwendiger Ausfluß der patriarchalischen Verfassung, obwohl alle Völker die patriarchalische Entwicklung durchlaufen, aber nicht alle den Jehovaglauben besessen haben. — Die christliche Religion ferner soll aus dem Bedürfnisse des römischen Weltreiches nach einer Weltreligion entstanden sein. Wir wollen davon absehen, daß diese Erklärung zunächst nicht von ökonomischen „Gründen", sondern lediglich von einem politischen „Grunde" ausgeht. Aber jedenfalls scheint jenes angebliche „Bedürfniß" doch etwas gar sonderbarer Art gewesen zu sein, ein Bedürfniß, ein Verlangen, das seine Liebkosungen auf der Arena spendet, Millionen von Christen erwürgen läßt. Ferner soll das Christenthum auf dem Nicänum sich dem Staate angepaßt haben. Inwiefern dies geschehen, darüber schweigt Herr Engels wohlweislich. Und ist es nicht höchst merkwürdig, daß das Christenthum, aus dem dringenden Bedürfniß nach einer Weltreligion entstanden, erst dann zur Staatsreligion erkoren ward, als Roms Weltherrschaft bereits gebrochen war, — daß diese Weltreligion fortdauerte, ja ihre ganze Kraft auf den Trümmern des römischen Weltreiches erst recht entfaltete, als die Wirthschaftsordnung Roms unter dem bestimmenden und leitenden Einflusse des Christenthums bereits durch eine neue, völlig veränderte Wirthschaftsordnung ersetzt war? — Doch Engels unterscheidet, wie es scheint, zwischen Christenthum und katholischer Kirche. Das Christenthum ist ihm römische Weltreligion, die katholische Kirche aber gehört der „feudalen Periode" an. Aus der Hierarchie des Feudalismus entwickelte sich die Hierarchie der Kirche. — So fordert es ja der „wissenschaftliche" Socialismus. — Es kümmert dabei Herrn Engels sehr wenig, daß die

kirchliche Hierarchie historisch nachweisbar schon vor der feudalen Hierarchie bestanden, daß die katholische Kirche heute noch mächtig und jugendfrisch dasteht, obwohl die feudale Epoche längst dahin ist, und bereits auch die folgende kapitalistische Aera ihrem Ende entgegengeht. Das Christenthum, die katholische Kirche müssen nun einmal als Producte einer bestimmten ökonomischen Entwicklungsstufe gelten, mit dieser entstanden und vergangen sein.

Wir glauben gerne, daß gerade die katholische Kirche dem „wissenschaftlichen“ Socialismus höchst unbequem ist. Schon das bloße Vorhandensein eines geistigen Universalreiches, welches alle Völker umspannt, rohe Naturvölker wie die civilisirtesten Nationen, das unverkennbar einen gewaltigen Einfluß nicht nur auf die sittliche und intellectuelle, sondern auch auf die politische und ökonomische Entwicklung der Menschheit ausgeübt hat, und zwar unter den verschiedenartigsten materiellen Bedingungen, unter dem mannigfachsten Wechsel der Productionsverhältnisse, — schon das bloße Dasein der katholischen Kirche ist eine thatsächliche, unläugbare, mit Händen greifbare und höchst beredte Widerlegung des Materialismus und der materialistischen Geschichtsauffassung. Darum ziehen Marx und Engels es vor, sie für die heutige Zeit einfachhin zu ignoriren. Fort mit dieser Kirche, die es als einen ihrer obersten Grundsätze, als eine sittliche Forderung an die Menschheit wirksam verkündigt hat, daß der Mensch, daß die Völker sich *nicht* allein durch natürliche Triebe und materielle Verhältnisse bestimmen und leiten lassen *dürfen*! Eine solche Kirche paßt nicht in die aufgeklärte Zeit des Liberalismus und Socialismus. Sie gehört ausschließlich der feudalen Epoche an.

Es war die *Theorie* des „wissenschaftlichen“ Socialismus, welche wir hier einer kritischen Würdigung unterziehen wollten. Indessen, wenn Marx und Engels zunächst auch nur als Theoretiker auftreten, so haben sie doch gerade bei ihren Theorien ein höchst *praktisches Ziel* im Auge: den Umsturz der bestehenden Verhältnisse. Die Theorie soll lediglich zeigen, wie die heutige Gesellschaft durch ihren „naturnothwendigen“ Zusammenbruch der Revolution die Wege bereitet. Aus der *Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung auf die heutigen wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse* schöpft die socialistische Agitation zum großen Theil ihre Kraft. Dieser Gegenstand ist so wichtig, daß wir ihn einer besondern Behandlung vorbehalten müssen.

Heinrich Pesch S. J.

Damiani's Zwist mit Hildebrand.

(Schluß.)

Das Schisma war mit dem Einzug des Papstes in Rom zwar noch nicht beendet; Damiani insbesondere sah sich sogar in seinen schriftstellerischen Arbeiten durch Cadalus, wie durch „einen scheußlichen Drachen", gestört; aber die Hauptgefahr schien vorüber. Alexander II. als alter Freund und in dankbarer Anerkennung der Verdienste Damiani's gewährte diesem jetzt, was er so heiß ersehnte. Er gestattete ihm, sich von den Sorgen der weltlichen Verwaltung seines Bisthums frei zu machen, so daß er ruhig in Fonte-Avellana der Beschauung pflegen könne, und nahm ihm den Grafenbann von Ostia (den Comitat) völlig ab.

„O welch willkommene, welch freudige Nachricht war das," schrieb Damiani [1], „welch süße Kunde für mein Ohr, als vor kurzem die Nachricht mich traf, daß Ihr den Comitat von Ostia mir entzogen und einem andern verliehen hättet! Einer aus Rom hat, wie mit einem Vorwurf gegen Euch und voll Theilnahme und Fürsorge für mich, mir mitgetheilt, was geschehen war. Aber indem er glaubte, Euch anzuklagen, hat er, ohne es zu wissen, Euch meinen Dank gewonnen. Anfangs zwar nahm ich den Schein an, als ob ich von der Sache betroffen wäre; aber bald brachen trotzdem die Zeichen der Freude hervor, und ich vermochte es nicht, auch nur äußerlich mich betrübt zu zeigen. Nun flehe ich aber noch mehr die göttliche Barmherzigkeit an, daß Du nicht lange säumest, sondern möglichst bald auch über den Episkopat verfügest und den unfruchtbaren Pflug des sandigen Uferlandes (Ostia) mir aus den Händen nehmest."

Es scheint fast, als ob Alexander auch in dieser Beziehung ihm Hoffnung gemacht hätte; wenigstens spricht Damiani im Eingange seines Briefes davon, daß der Papst hinsichtlich der Niederlegung seines bischöflichen Amtes ihm völlig zugestimmt habe. Doch einstweilen verblieb er jedenfalls noch in seiner Würde als Cardinalbischof, und der Papst hatte ihm ausdrücklich zur Pflicht gemacht, ihm öfter zu schreiben. Aber auch jetzt noch klagte der Heilige wegen Ueberbürdung mit Angelegenheiten, da man von allen Seiten nach Fonte-Avellana zusammenströmte, um in den verschiedensten Anliegen seinen Rath zu erbitten. Indes machte er Ge-

[1] Ep. I, 15.

brauch von des Papstes Befehl, um dessen Aufmerksamkeit auf manche Schäden und Gefahren des öffentlichen Lebens hinzulenken. Bald nach Abfassung dieses Briefes fand die Synode vom 20. April 1063 statt, an welcher auch Damiani theilnahm. Sie ging mit Strafbestimmungen gegen Simonie und Nicolaitismus vor und sprach die Excommunication über Cadalus aus.

Auf dieser Synode war auch Abt Hugo von Clugny erschienen, um gegen die unberechtigten Anforderungen des Bischofs von Macon, der über das exempte Kloster Hoheitsrechte beanspruchte, sich Schutz zu verschaffen. Eine Untersuchung der Frage an Ort und Stelle schien das Zweckentsprechendste; aber kaum einer schien geneigt, die mühsame und undankbare Legation zu übernehmen. Da erbot sich Damiani freiwillig dazu, trotz der Beschwerden seines Alters, vielleicht getrieben durch seine alte Liebe und Verehrung für das um die Kirche so hochverdiente Kloster. In seine Hände beschloß der Papst jetzt die ganze Angelegenheit zu legen.

Die neue Last drückte schwer auf Damiani's Schultern; „ganz zerschlagen und ausgetrocknet" kehrte er von der Synode zurück, mit dem Vorsatz, solange er lebe, nie wieder an einer römischen Synode theilzunehmen, wenn nicht unausweichliche Nothwendigkeit ihn zwinge [1]. Sein Geist ist noch erdrückt von der Masse der Synodalarbeiten, hart wie ein Kieselstein. Aber da der Papst ihm befohlen, zu schreiben, kommt er dem Wunsche nach und macht ihn freimüthig auf mehrere Schäden der kirchlichen Verwaltung aufmerksam. Im Mai brach er dann nach Clugny auf. Ein Brief des Papstes an die Bischöfe Galliens geht ihm voraus [2]. Der Papst schreibt: „Da Wir, mit allzu vielen Sorgen für die Gesammtheit der Kirchen beschäftigt, nicht selbst zu Euch reisen können, haben Wir Sorge getragen, einen Mann an Euch abzusenden, der nach Uns die höchste Stellung in der Römischen Kirche einnimmt, Peter Damiani, den Bischof von Ostia, Unser Auge und die feste Säule des Apostolischen Stuhles. Ihm haben Wir an Unserer Stelle alle Vollmacht übertragen, und alles, was er in Euern Sprengeln mit Hilfe Gottes festsetzen wird, das soll feste Geltung haben, als wenn es aus Unserer eigenen Erwägung und Entscheidung hervorgegangen wäre. Deshalb ermahnen Wir Eure ehrwürdige Heiligkeit mit der Liebe des Bruders, und überdies befehlen Wir es mit apostolischer Machtvollkommenheit, daß Ihr einen so ausgezeichneten und hervorragenden Mann wie Unsere eigene Person mit ge-

---

[1] Ep. I, 12. [2] Jaffé 4516.

bührender Ehrfurcht aufnehmet und seinen Entscheidungen und Anordnungen aus Ehrfurcht für den heiligen Apostelfürsten Petrus demüthig gehorchet." So viel galt Damiani an der Curie, deren Seele Hildebrand war.

Die Legation verlief glücklich und segenbringend für das berühmte Kloster, für die umliegenden Sprengel und für Damiani selbst. Man hatte ihm in Aussicht gestellt, die ganze Reise werde höchstens drei Monate in Anspruch nehmen. Allein erst am 27. October kam er nach Fonte-Avellana zurück, allerdings nachdem er sich in Turin, Fructuaria und vielleicht noch an anderen Orten einigen Aufenthalt gegönnt hatte. Er scheint neugestärkt und erfrischt zurückgekommen zu sein; denn gerade in den nächsten Monaten lebte er einer fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit. Aber schon waren neue Störungen im Gange. Die Excommunication der römischen Ostersynode hatte Cadalus wieder neu aufgestachelt, abermals hatte er zu den Waffen gegriffen, rückte nach Rom vor und bemächtigte sich der Engelsburg. Ein großer Theil des Römervolkes hing ihm an, während es sich kaum nachweisen läßt, daß von Gottfried von Tuscien und den Normannen etwas zum Schutze des rechtmäßigen Papstes geschah. Damiani hörte in Frankreich von diesen Vorgängen, welche die Entfernung noch schrecklicher erscheinen ließ. Voll Bestürzung und Eifer für die gute Sache wandte er sich alsbald, ohne erst mit den Leitern der Curie sich zu verständigen, an Erzbischof Anno von Köln, damit dieser, der einst auf dem Reichstag von Augsburg die Entscheidung zu Gunsten Alexanders II. herbeigeführt hatte, auch jetzt wieder ein Eingreifen des deutschen Hofes veranlassen sollte: die beiden Gewalten müssen sich gegenseitig stützen. Gerade dadurch stärkt das Königthum sich selbst, daß es das Priesterthum beschützt. Ueberdies handelt es sich um Anno's eigenes Werk; er soll demselben jetzt die Krone aufsetzen. Der Bau, den er selbst aufgeführt, ist im Wanken; er soll ihn stützen, daß er nicht zu Grunde geht. Anno möge alles aufbieten, daß möglichst bald ein allgemeines Concil zusammentrete, damit der Irrung ein Ende gemacht werde.

Dieser Brief scheint die Veranlassung gewesen zu sein, daß Anno einige Monate später für Pfingsten 1064 wirklich eine Synode nach Mantua ausschrieb.

Die Annalen von Altaich berichten allerdings, daß Legaten von Rom gekommen seien; Lambert von Hersfeld führt die Veranlassung auf die Romani principes zurück. Allein es scheint doch, daß Damiani's Brief allein den Anstoß gegeben habe. Er hatte denselben auf der Reise geschrieben; als er aber nach Fonte-Avellana zurückkehrte, war eine volle

Wendung der Dinge eingetreten. Dem Cadalus war in Rom das Geld ausgegangen und damit auch die Treue der Römer. Mächtige Herren der Stadt, die für seine Sache Auslagen gemacht, d. h. Geld vertheilt hatten, verlangten Ersatz, und Cencius, der Sohn des kürzlich verstorbenen Stadtpräfecten Stephanus, ein Hauptanhänger des Gegenpapstes, nahm ihn jetzt gefangen. „Er sitzt wohlverwahrt in einem Thurm und seufzt," schrieb freudig erregt über diese Wendung Alexander II. an Gervasius von Reims[1]. „Mit der Barmherzigkeit Gottes hoffen wir," fuhr der so lange hart bedrängte Papst fort, „daß er nicht eher wieder loskommt, als bis er durch gründliche Besserung alles wieder gutgemacht hat, was er in seiner Verkehrtheit gegen den hl. Petrus gefrevelt hat." Wohl gelang es Cadalus trotzdem, gegen ein Lösegeld sich frei zu machen und aus Rom zu entkommen; aber die Sache Alexanders stand wieder fest.

Da kam, sehr ungelegen in dieser Siegesfreude, die Einladung zum Concil in Mantua, wo die aufs neue strittig gemachte Frage der Papstwahl endgiltig entschieden werden sollte, und dies, nachdem der rechtmäßige Papst längst anerkannt war und erst auf der Ostersynode 1063 die moralische Macht seines Ansehens so glänzend erprobt hatte. Die Schuld, diese Ungelegenheit bereitet zu haben, fiel auf Damiani's Uebereifer zurück; die Folgen der Synode erschienen unabsehbar; unter allen Umständen drohten sie das Papstthum in eine falsche Stellung zum deutschen Königthum zu bringen. Wie es zu geschehen pflegt, drangen übertriebene und falsche Gerüchte über den Inhalt jenes Briefes zu den Ohren des Papstes, und dieser, wie auch Hildebrand sprachen Damiani ihr Mißfallen darüber aus. Damiani antwortet, indem er ihnen den Brief zuschickt und aufs heiligste betheuert, daß er auch nicht ein einziges Wort mehr oder anders geschrieben habe, als in diesem Brief stehe. Er ist überzeugt, daß der Brief, wie er liege, dem Papst nicht Anlaß zur Unzufriedenheit geben könne. Es könnte scheinen, wenn es auch gar nicht klar zu Tage liegt, daß ihm bei dieser Gelegenheit Hildebrand einmal etwas kräftig zugesetzt und ihm ungeschminkt seine Meinung gesagt habe. Damiani wehrt sich, aber nur so, wie man es unter Freunden thut, mehr im Scherz oder doch in scherzhafter Wendung. Nichts im Briefe zeigt ein entfremdetes Gemüth oder ernste Verstimmung. „Dem Vater und dem Sohne, dem Papst und dem Archidiakon, Petrus, Sünder und Mönch," lautet schon in familiärem Tone die Anrede. „Den Brief, wegen dessen Ihr

[1] Jaffé 4527.

mich bezichtigt habt, sende ich Euch, damit Ihr ihn sehet und Euch klar überzeuget, was ich durch denselben gegen Euch verbrochen habe . . . Wenn ich für diesen Brief umgebracht werden soll, so halte ich gern den Nacken dar; stoßt nur das Schwert hinein. Im übrigen flehe ich meinen heiligen Satan demüthig an, daß er nicht gar so sehr gegen mich wüthe, und daß sein aller Ehren werther Herrscherstolz doch nicht so stark zum Schlag gegen mich aushole, sondern sich's endlich genug sein lasse und ruhe. Denn schon versagen die wunden Schultern, und der Rücken, durch so viele Schläge und Striemen angeschwollen, will es nicht mehr aushalten . . . Wohlan denn, es ist endlich Zeit, daß ich einmal — aber ich will an mich halten; ich lege den Finger auf die Lippen und bitte um Barmherzigkeit, wie spät sie auch kommt."

Die Art, wie Hildebrand zu tadeln pflegte, wo die Sache es erheischte, liegt uns in den Briefen, die er als Papst geschrieben hat, zur Beurtheilung vor [1]; etwas Hartes, Heftiges, Herrisches findet sich nirgends. Verletzender Ausdrücke hat er sich ganz gewiß nicht bedient gegen den ehrwürdigen und hochverdienten Cardinalbischof von Ostia, einen seiner nächsten Freunde und Gesinnungsgenossen. Wohl aber war Damiani's Verehrung und Liebe für diesen wunderbaren Mann eine so außergewöhnliche, daß er jede, auch leise Mißbilligung, die von ihm ausging, noch weit schwerer empfand, als dies seine Feinfühligkeit an sich schon mit sich brachte. Es ist daher mehr Dichtung als Wahrheit, wenn Giesebrecht schreibt [2]: „Vor allem war Hildebrand zornig und schmähte auf Petrus Damiani, der in seiner Einfalt auf das Concil gedrungen hatte", oder wenn Roth meint [3]: „Das stürmische Benehmen Hildebrands scheint ihn (Damiani) sehr verletzt zu haben", oder gar Neukirch es als einen Schritt bezeichnet, der Damiani „den schwersten Tadel und die entschiedenste Feindschaft Hildebrands" zugezogen habe. Ja es ist fraglich, ob überhaupt diese Beschwerde Damiani's sich auf einen Tadel bezieht, den er von Hildebrand erfahren hatte, und nicht vielmehr auf dessen Auseinandersetzungen über Damiani's Verpflichtung, noch ferner an den Geschäften der Curie sich zu betheiligen. Letzteres scheint der weitere Inhalt des Briefes sehr wahrscheinlich zu machen. Denn dieser läßt alsbald deutlicher erkennen, was Damiani darunter versteht, wenn er von „Verfolgung" und „harter

---

[1] Z. B. Reg. I, 16; I, 30; I, 62 (an Hugo von Clugny); I, 77 (an Beatrix und Mathilde von Toscana); I, 72.

[2] Geschichte der deutschen Kaiserzeit. III, 106.

[3] Studien und Mittheilungen, 1886. II, 54.

Behandlung" spricht. Hätte es sich um wirkliche Vorwürfe und Tadel gehandelt, so hätte Damiani ganz sicher im einzelnen erwiedert. Auch der Hinweis auf frühere derartige Vorgänge, die Bemerkung, daß die Kräfte versagen, die Schultern nicht mehr tragen können, deutet darauf hin.

Weit entfernt, Damiani in Ungnade von sich zu weisen, hatte im Gegentheil Alexander II. in der herzlichsten Weise (paterni favoris affabilitate) ihn eingeladen, nach Rom zu kommen und ihn von da zum Concil nach Mantua zu begleiten. Auch Hildebrand hatte ihm darüber geschrieben und, wie es scheint, ihn sehr nachdrücklich auf seine Pflichten gegen die Kirche und die Verantwortung aufmerksam gemacht, im Falle er sich diesen Pflichten entziehen würde. Es war eine solche Mahnung durchaus nicht überflüssig, nachdem erst im Jahre zuvor Damiani erklärt hatte, nie wieder zu einer Bischofsversammlung gehen zu wollen, und so beharrlich darauf bestand, den öffentlichen Geschäften sich zu entziehen.

Damiani erwiederte, diese zweifache Reise sei für ihn in Anbetracht der Gebrechlichkeit seines Alters sehr hart und schwierig; den Besuch in Rom, durch den ein größerer Nutzen doch nicht gestiftet werde, habe er bereits ganz aufgegeben; die Reise nach Mantua dagegen scheine ihm zum Nutzen der Sache des Papstes zu sein. Er konnte sich bei der Antwort nicht versagen, die Art, wie Alexander, und die, wie Hildebrand ihn zum Erscheinen auf der Synode bewegen wollten, schelmisch miteinander zu vergleichen. Alexander hat „mit väterlicher Güte geschmeichelt", Hildebrand „mit feindlichem Schimpfen furchtbar gedroht". Dies gibt ihm Anlaß zur Erzählung von der Wette, welche einst die Sonne mit dem Sturmwind eingegangen habe, einem Wanderer den Mantel zu entreißen. Nach seiner Art weiß er dann noch biblische und naturgeschichtliche Reminiscenzen spielend damit zu verknüpfen. Darauf fährt er fort:

„Aber da ich alles, was von Euch kam, zurückgegeben habe, warum leide ich noch Verfolgung?" Diese „Verfolgung", wie auch das „Wüthen" Hildebrands bestand darin, daß man ihn wieder in die Geschäfte der Curie hineinzwingen wollte. Deshalb nannte er ja auch Stephan IX., der ihn zum Cardinalat gezwungen hatte, seinen „Verfolger" [1]. Er bringt dann zum Vergleich aus der Naturgeschichte des Plinius die Fabel vom Biber, der, von Jägern verfolgt, sich selbst dessen beraube, um dessentwillen man ihn jagt, und der dann den Jägern seine Verstümmelung zeige, um von ihnen verschont zu werden. „Soll also ein Mensch härter behandelt werden,

[1] Op. XIX. praef.

als ein unvernünftiges Thier? Doch, um nicht die Grenzen eines Briefes zu überschreiten, sehe ich, um mich hierüber mit Euch auseinanderzusetzen, Eurer Ankunft in unseren Gegenden (auf der Durchreise nach Mantua) entgegen."

Das Concil von Mantua kam; es verlief glänzend für die Sache des Papstes, der seiner Würde nichts vergab, während Cadalus erst durch sein Fernbleiben, dann durch einen mißglückten Ueberfall seiner Sache selbst den Todesstoß gab. Damiani war nicht zum Concil gekommen. Roth weiß zu berichten, „Verstimmung über Hildebrand habe ihn wohl ferngehalten". Dies ist schon deshalb unzutreffend, weil Hildebrand gar nicht nach Mantua gereist war; es scheint, daß aus politischen Gründen Anno dessen Gegenwart nicht wünschte. Vielleicht aber hatte gerade deshalb Hildebrand so nachdrücklich auf Damiani's Betheiligung gedrungen.

Doch Damiani hatte die Liebe zur Einsamkeit und die Scheu vor solchen geräuschvollen Versammlungen zurückgehalten. Er benützte die Zeit, eine literarische Arbeit für Alexander II. fertigzustellen, um sie ihm auf der Rückreise überreichen zu lassen. Er wußte, daß Alexander an seinen Schriften Freude habe und daran Interesse nehme. Erzählt er doch selbst bei Gelegenheit: „Eure Heiligkeit, ehrwürdiger Vater, hat mir anempfohlen, niemals Briefe an Euch zu schicken, die von gleichgiltigem, unbedeutendem oder nichtssagendem Inhalte wären, wie die, welche man zu verbrennen pflegt, sobald man sie überflogen hat. Vielmehr soll ich Dir stets solches schreiben, was verdiene, zur Erbauung der Lesenden aufgehoben und unter den Schriften von Wichtigkeit aufbewahrt zu werden. Dem Vater alles Lichtes muß man dafür Dank sagen, der das Heiligthum Deines Herzens mit diesem Feuer seiner Liebe entzündet hat, daß Du im Studium der alten Väter noch immer Deine Freude findest, und überdies darauf bedacht bist, solche zum Schreiben aufzumuntern, welche Dir dazu geeigenschaftet erscheinen." [1]

Während Damiani jetzt noch an der Arbeit war, in einer längern Abhandlung die Frage zu erörtern [2], die Alexander selbst angelegentlich an ihn gestellt hatte: warum denn im Durchschnitt die Regierungszeit der Römischen Päpste eine so auffallend kurze sei, traf ihn die willkommene Botschaft, sofort aufzubrechen und zum Papst zu kommen, der, von Mantua zurückkehrend, bereits in der Nähe weilte. Damiani vergleicht sich mit

---

[1] Vita S. Rod., praef., Migne CXLIV, 1009.
[2] Opusc. XXIII.

Jakob, dem „einfachen Bewohner der Zelte", der mit Geschenken Esau entgegeneilte, ihn zu beschwichtigen. Er sucht auch sein Fernbleiben von der Synode durch verschiedene biblische Vergleiche zu entschuldigen.

Daß er mit den Häuptern der Curie auch jetzt in gutem Einvernehmen stand, zeigt am besten sein Bittgesuch für Bischof Harderich von Orleans, das in die nun folgende Zeit fällt (1064). Damiani lag schwer krank danieder, als der Bischof ihn aufsuchte, um ihn, dessen Einfluß beim Papste bekannt war, um Fürsprache anzugehen. Der Heilige kam dem Wunsche nach:

„Ich flehe daher unterthänig die Gnade Eurer Heiligkeit an, und bitte auch demüthig die brüderliche Liebe meines bösen Freundes (hostilis amici mei), des Herrn Archidiakon, und der übrigen aus Eurer ehrwürdigen Umgebung, daß Ihr aus Liebe zu mir diesem Bruder zu Hilfe kommen wollet, der meine Hilfe anfleht, und, soweit es nicht mißfällig ist vor Gott, die Strenge Eurer Gerechtigkeit gegen ihn mildert.

„Damit Ihr aber auch wisset, wie es um mich steht, so sind es ungefähr 70 Tage, seitdem ich nur mit großer Mühe liegen oder sitzen und noch weniger stehen kann. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich Ekel empfinde gegen Wein und ihn nicht ertragen kann, und auch gegen alle Arten von Kräutersäften und Syrupen einen Abscheu habe. — Aber ich will nicht fortfahren, dies weiter zu beschreiben; denn während ich von der brüderlichen Liebe meiner übrigen Amtsgenossen ein herzliches Mitleid erhoffe, zweifle ich nicht, daß es dem ersten meiner Freunde (summo amicorum meorum), dem Herrn Archidiakon, nur ein Lachen abringen wird."

Die ganze Fastenzeit 1065 verbrachte Damiani in Rom. Er gedenkt später des eifrigen Verkehrs, den er in dieser Zeit mit Desiderius von Monte Cassino, seinem und Hildebrands gutem Freunde, gepflogen. Hier wohnte er auch am 6. Mai der Synode[1] an, bei welcher außer den Cardinälen 43 Bischöfe mitunterschrieben. Wie es scheint, befand er sich auch am 11. Juni noch in Rom, da dann auf seine Bitten Alexander II. dem Clerus von Velletri besondere Vorrechte verlieh[2]. Alles deutet auf das beste Einvernehmen hin. Um so auffallender ist es, daß viele Historiker den Brief Damiani's an Heinrich IV., der gewöhnlich in diese Zeit verlegt wird[3], als einen Act der Eigenmächtigkeit und Sonderpolitik

---

[1] Jaffé 4565. [2] Jaffé 4569.

[3] Die Gründe für diese Datirung beschränken sich darauf, daß man aus den Angaben der Annales Altahenses den Brief allenfalls erklären könnte, und auf

Damiani's im Gegensatz zur Curie hinstellen und denselben mit späteren Mißhelligkeiten in Verbindung bringen wollen. Wenn es wahr ist, daß um diese Zeit die in den Annalen von Altaich geschilderten Umtriebe des Cadalus der Kirche wieder mehr Gefahr bereiteten, und daß jetzt gerade Damiani an Heinrich schrieb, um ihn zum Einschreiten aufzufordern, so geschah dies sicher im besten Interesse für die Kirche und nicht ohne Vorwissen des Papstes. Eine so fabelhafte Kindesunschuld in politischen Dingen sollte man doch dem vielerfahrenen Manne nicht zutrauen, daß er aus Einfalt der päpstlichen Politik zum zweitenmal den Weg durchkreuzt habe.

War bisher von den beiden Freunden stets Alexander derjenige gewesen, der mit Damiani am gütigsten verfuhr und auf seine Eigenheiten am meisten Rücksicht nahm, so sollte doch der Augenblick kommen, wo der Einsiedler von Fonte-Avellana sich nicht beim Papst über Hildebrand, sondern bei Hildebrand über den Papst beklagte. Es zeigt dies, wie wenig ernst die früheren Klagen zu nehmen waren. Damiani hatte wieder einmal ein kleines Werk verfaßt, das den Papst interessirte. Da Alexander aber wußte, wie zäh Damiani an seinen literarischen Schätzen hing, verlangte er nicht, daß dieser es ihm schenke, sondern beauftragte in Damiani's Gegenwart den Abt von San Salvatore, eine Abschrift davon zu fertigen. Gutwillig stellte der Autor das Manuscript zur Verfügung; aber nachdem er weggegangen war, nahm es der Papst in aller Stille an sich, um es seiner eigenen Bibliothek einzuverleiben. Es war eine kleine Vergewaltigung, die aber bei so nahe befreundeten Männern mehr die Natur eines Scherzes und, in Anbetracht der Stellung des Bücherräubers, die einer Auszeichnung und einer Schmeichelei hatte [1]. Allein daß man ihn so

die Stelle: cur armaris, si non proeliaris; cur accingeris ...?, aus der man schließt, der Brief müsse kurz nach der feierlichen Schwertumgürtung Heinrichs IV. (29. März 1065) geschrieben sein. Allein diese Stelle, wie die vorhergehende: rex enim praecingitur gladio, erklären sich zur Genüge und weit natürlicher daraus, daß Damiani in der ganzen Stelle eine Paraphrase geben will zu Rom. 13, 4: non enim sine causa (rex) gladium portat. Dem Inhalt nach scheint der Brief in die Zeit zwischen dem Reichstag von Basel und dem von Augsburg zu passen, in eine Zeit, in welcher Anno von Köln zu den einflußreichen Persönlichkeiten zählte, ohne jedoch Herr der Lage zu sein. Der Brief mag mit zum günstigen Ausgang des Augsburger Reichstages beigetragen haben. So scheint auch Werner (Gerbert von Aurillac. S. 293) zu urtheilen.

[1] Diese Auffassung, die beim Studium der Werke Damiani's, unabhängig von jeder fremden Ansicht, sich aufgedrängt hatte, fand unerwartet eine Bestätigung durch Werner (Gerbert von Aurillac. S. 294). Auch Werner sieht in der Handlungsweise

hintergangen habe, konnte Damiani doch nicht stillschweigend hinunterwürgen; in seinem Briefe spiegelt sich eine wahrhaft komische Entrüstung, die jedoch den Grundton freundschaftlicher Gutmüthigkeit durchaus nicht verloren hat. Er schreibt [1]: „Den unüberwindlichen Beschirmern der Römischen Kirche, Hildebrand, seinem Herrn, und seinem süßesten Bruder (Cardinal) Stephan: Petrus, Sünder und Mönch, gehorsamen Dienst".

„Dem allmächtigen Gott und Euch, die Ihr seine Glieder seid, klage ich mein Leid über unsern Herrn, den Heiligen Vater, der mein Herz mit nachhaltigem Schmerze betrübt und die Seele eines gebrochenen Greises zur Bitterkeit reizt. Mein Buch hat er mir weggenommen, das ich der Armuth meines beschränkten Geistes [2] mühsam abgewonnen hatte und wie ein einziges Kind mit süßer Mutterliebe umfangen hielt." Nun erzählt er den Hergang. Das Schlimmste ist noch: Da er beim Papst sich beschwert und ihm Vorwürfe macht, nimmt es dieser nur in scherzender Weise auf und antwortet nur mit Scherzen. Aus seinem Namen weist er ihm nach, daß er ihm das Buch überlassen müsse: Da mi Ani! („Anius" war Priester und König auf Delos, der großmüthige Gastfreund des Anchises und des Aeneas — also ganz ein Scherz, wie man sie in Damiani's Kreisen liebte) [3]. Dieser Scherz aber erzürnt den beraubten Autor noch vollends: „Das also ist die Unbescholtenheit des priesterlichen Geistes, das die Ehrlichkeit eines Papstes! Und wenn man ihm deshalb Vorwürfe macht, dann lacht er und salbt mir voll der Güte gleichsam das Haupt mit dem Oele scherzender Artigkeit: aus dem Priester macht er sich zum Spaßmacher; während er durch die That mich

---

des Papstes „einen in die Form des Scherzes gekleideten Ausdruck höchster Werthschätzung". Damiani habe denselben „halb widerwillig hingenommen" und durch die schmeichelhaften Deutungen, die er an den Namen des Papstes knüpfte, „nach seiner Weise erwiedert".

[1] Ep. II, 6.

[2] Librum quem de paupertatula inopis ingenioli cum magno labore decerpseram übersetzen Roth (a. a. O. S. 57) und andere so, daß es sich um ein unbekanntes Werkchen De paupertatula inopis ingenioli handle, das Damiani „mit vieler Mühe zusammengetragen habe". Dieser Auffassung scheint nicht beizupflichten zu sein. Man achte auf den später folgenden Satz: pauperculum ejusdem styli auctorem. Damiani will andeuten, ihm habe die Schrift große Mühe gekostet, und deshalb sei sie ihm besonders theuer; für den Papst aber habe sie wenig Werth, da sie die Frucht eines so armen Geistes sei. Im übrigen ist es der passende Ausdruck der Bescheidenheit.

[3] Vgl. Virgil, Aen. III, 85, wo Aeneas den Anius anfleht: Da propriam, Thymbraee, domum, da moenia fessis. . . . Da, pater, augurium.

schädigt, will er es mit Worten versüßen; die Hand versetzt mir Backenstreiche, und der Mund will mich ins Lachen bringen."

Bibel und Geschichte müssen jetzt beweisen, daß dies die allerschlimmste Art von Scherzen sei. Von den Possenreißern des Tiberius erzählt die Geschichte, daß sie sich mit dem Namen des Kaisers solche Wortspiele erlaubt haben. „Auch ich," so fährt Damiani fort, „wenn ich auch nicht (wie jene Possenreißer) tanzen kann, so kann ich doch schreiben, und am Ende werde ich vielleicht auch einmal schreiben, wie es nicht dem Priester, sondern dem Possenreißer ansteht. Denn auch ich könnte den Namen meines Herrn mit dem Salz des Witzes bewerfen, wenn nicht die Erhabenheit seiner Würde es mir verwehrte." Nun beginnt er das Wort „Alexander" aus hebräischen Sprachwurzeln nach seiner Bedeutung zu erklären, aber in einer Weise, die nur eine fortlaufende Lobrede auf die Person und den Pontificat Alexanders II. ist. Gerade das Neue und Scherzhafte der Wendung benimmt seinen Ausführungen das Unangenehme, das solche Lobreden sonst leicht an sich tragen. Es ist übrigens klar, daß der Brief für die Augen Alexanders bestimmt war. Man hat diesen Brief dargestellt als den Aufschrei eines tiefverletzten Herzens und der ganzen Sache einen hochtragischen Hintergrund gegeben. Der Papst „hatte vielleicht unliebsame Anspielungen in dem Schriftchen gefunden und wollte wohl auch die Empfindlichkeit Damiani's reizen" [1]. In der That hat der Brief weit mehr das Gepräge einer literarischen Spielerei, wie sie in jenem hochgebildeten Freundeskreise nun einmal beliebt waren, wo gerade die tonangebenden Männer auf die Erzeugnisse von Damiani's Muse so großen Werth legten.

„Aber wenn unser Herr das Obige liest," fährt daher Damiani fort, „so wird er wahrscheinlich, wie es seine Gewohnheit ist, sofort sagen: ‚Wie bös sprichst du? Wie habe ich das verdient? Was habe ich dir Uebles zugefügt?' — So haben es die Söhne Dans auch gemacht, nachdem sie Michan alles geraubt hatten, was er besaß . . . Aber da der Weise sagt: ‚Musik in der Trauer ist wie eine Erzählung, die nicht zur Sache paßt', so will auch ich, obgleich ein Spaßmacher, nicht scherzen, da ich gezwungen bin, zu trauern. Es kann den nicht ergötzen, die Leier zu rühren, den der Verlust seines lieben Büchleins in Betrübniß hält.

„Er soll also das Buch herausgeben, wenn er will, daß der Schreiber des Buches ihm angehöre. Er möge nicht wegen eines kurzen Schriftchens

---

[1] Studien und Mittheilungen, 1886. II, 57.

von wenigen Seiten den armen Verfasser selbst für sich verloren gehen lassen. Ist das der Lohn für so viel Mühe, für so manche bestandene Todesgefahr, da ich mit dem Propheten [1] das Klagelied anstimmen könnte: ‚Um deinetwillen sterben wir den ganzen Tag; wie Lämmer sind wir, die zum Tode geführt werden?'"

Ein längeres Spiel mit Bibeltexten, immer fromm und anmuthig, bringt Damiani endlich auf die Lage des Papstes in Rom zurück. Den Römern ist es nicht um den Papst, sondern um dessen Geld zu thun, und da Alexander II. kein Geld hat, sind die Römer ihm feindlich. Das führt nun aber zur Nutzanwendung, mit welcher der Brief abschließt: „Es sollte daher unser Herrscher, da er nichts hat, um aus dem Seinigen uns zu geben, wenigstens uns das nicht entreißen, was uns gehört. Es ist die Lehre des Apostels: ‚Nicht die Kinder sollen Reichthümer sammeln für die Eltern, sondern die Eltern für die Kinder.' Doch da wir uns anmaßen, gegen einen solchen Vater die Stimme zu erheben, so bitten wir von Euch, Geliebteste, eine Buße für unsere vorlaute Zunge, weil wir durch eine solche Bezichtigung die gebührenden Schranken überschritten haben. Denn wo Streit ist zwischen Diener und Herrn, muß dem noch Vergütung geleistet werden, der gefehlt hat, und der erhält die Buße, der geprügelt worden ist."

Herrscht in diesem ganzen Briefe noch der neckende Ton eines unschuldigen Zankes, einer Neckerei im Freundeskreise, so kam bald ein Anlaß für Damiani, ernste Klage zu erheben, und zwar abermals gegen den Papst selbst. Schon unter Stephan IX., wie es scheint, war Damiani in ein näheres Verhältniß zur Diöcese von Gubbio getreten, in welcher sein Kloster lag. Man faßt dieses nur unklar nachweisbare Verhältniß als eine Art von Beaufsichtigungsrecht auf, so daß zur Zeit der Sedisvacanz Damiani die Verwaltung geführt und vielleicht auch auf die Bischofswahl Einfluß ausgeübt habe. Wenigstens folgten sich zu dieser Zeit mehrere Mönche aus Fonte-Avellana auf diesem Bischofssitz. Nun traf der Papst eine Verfügung, die, wie es scheint, dieser Diöcese zum Nachtheil gereichte, und Damiani empfand dies nicht nur aus christlichem Mitgefühl, wie er bei anderen Kirchen, z. B. Ancona oder Ravenna, that, sondern er nahm es als eine ihm persönlich zugefügte Rücksichtslosigkeit und Verletzung auf. In dem Briefe, in welchem er darüber Beschwerde führt, fehlen die sonst unvermeidlichen spielenden Wendungen; keine biblische oder classische Re-

---

[1] Ps. 43, 22.

miniscenz drängt sich ein. Alles geht darauf hin, den Papst zu schleunigster Abhilfe zu bewegen. Der Vergleich dieser ernsten Vorwürfe mit den spielenden Anklagen früherer Zeit gegen Hildebrand ist geeignet, jene in das richtige Licht zu setzen. Er schreibt:

„Daß die Kirche von Gubbio, die mir vor langer Zeit schon von Euern Vorgängern anvertraut worden ist, jetzt leider ganz in Verwirrung, trostlos daliegt, wie ein Feld, das mit Füßen zerstampft ist, das schreibe ich der Schuld meiner Sünden zu und nicht — das sei ferne von mir — einem Fehler Eurer Heiligkeit. Die Menge meiner Sünden erheischt es, daß derjenige sogar mit eigener Hand meiner Brust die Wunde schlage, für den ich mich kraftvoll erhob, um gegen die ganze Welt den Kampf aufzunehmen, und mich als unermüdlichen und unüberwindlichen Streiter den Schwertern und Pfeilen des ganzen Menschengeschlechtes entgegengeworfen habe. Diesen Lohn also hast Du mir dafür gegeben, ehrwürdiger Vater, daß ich so oft auf den heiligen Versammlungen der Bischöfe als Sachwalter für Dich aufgetreten, daß ich in den Sorgen und Geschäften Deiner Legationen so oft selbst in den Versammlungen von Laien und Weltleuten gleich einem Anwalt vor Gericht für Dich gesprochen habe. Das ist der Sold, der mir gezahlt wird dafür, daß ich auf Deine Feinde mit aller Gewalt losfuhr und sie durch zermalmende Reden und Schriften niedergeschmettert, Dich aber durch zahlreiche Schriften erhoben und Dein Andenken und Dein hohes Lob, soweit ich es vermochte, selbst der Nachwelt überliefert habe! Möget Ihr also prüfen, was ich gethan und was ich geduldet habe, damit nicht ich, durch gerechte Beschwerde gedrängt, das verlauten lasse, worüber ich bisher geschwiegen, was ich aber kaum länger mehr unterdrücken kann. Bis jetzt hat niemand zu Rom etwas von der Sache weder durch Wort oder Schrift von mir erfahren, noch ist durch mich anderen etwas davon bekannt geworden, was den Ruf Eurer Heiligkeit schädigen würde. Der, welcher Unrecht gethan hat, möge also Buße thun, damit nicht der, welcher Unrecht gelitten, dazu getrieben werde, berechtigte Beschwerde zu erheben. Mildes Oel möge die Herbe des beißenden Essigs mildern und auf die durch grausame Schläge blutunterlaufenen Striemen der Balsam der Wohlthaten mild und erquickend Linderung träufeln. Sonst wird es für den, welcher so viele Schläge aushalten muß, zuletzt unvermeidlich, daß auch er — aber ich halte die kühne Zunge zurück, ich unterdrücke die Freiheit der Sprache, ich lege den Finger auf die Lippen und, nachdem ich Leid erduldet habe, bitte ich dafür jetzt um Mitleid."

Daran schließt Damiani die Fürbitte für den excommunicirten Bischof von Ravenna, welche zeigt, daß es von einem wirklichen Bruch zwischen ihm und Alexander noch sehr weit entfernt war. Ohne Zweifel handelte es sich um eine Sache, die Damiani sehr am Herzen lag; aber ebenso unzweifelhaft verräth sich dieser auch hier wieder als der Rhetoriker par excellence, welcher die Farben bis zur Uebertreibung stark aufzutragen pflegt, ohne bei dem Ueberströmen seiner Gefühle der Uebertreibung sich bewußt zu sein. Er schließt: „Wir wollen aber die Augen Eurer Heiligkeit nicht mit längerem Schreiben belästigen, sondern vertrauen alles, was zu sagen ist, der Erfahrung des Ueberbringers dieser Zeilen an. Ihm möge die Huld Eurer Heiligkeit geneigtes Gehör schenken, als wäre ich es selbst in eigener Person, und möge die beiden Bitten gewähren, die ich hier nur kurz angedeutet habe, damit ich es nicht zu bereuen habe, daß ich Boten und Troß in so weite Entfernung entsandte, und daß mein Herz, das in Bezug auf Euch nicht nur sich abzukühlen, sondern geradezu zu erkalten begonnen hat, wieder zu der Innigkeit der alten Liebe sich erwärme."

So unbekannt, wie die ganze Angelegenheit selbst, ist auch der Austrag, den sie fand. Indes steht vielleicht das Schreiben Alexanders[1] an Clerus und Volk von Gubbio damit in Verbindung, durch welches der Papst erklärt, daß er die zu Ehren des hl. Lucas geweihte Kirche seines „theuersten Bruders und Mitbischofs Petrus Damiani" unter den besondern Schutz des hl. Petrus und des Papstes stelle. Hildebrand wurde in der ganzen Angelegenheit nicht genannt, und Damiani legte sogar einigen Nachdruck darauf, daß die Wunde von Alexander persönlich ihm zugefügt werde.

Wenn es wirklich der Auftrag des Papstes war[2], der Damiani im Anfang des Jahres 1067 nach Florenz führte, um in den Streitigkeiten der Mönche mit dem Bischof zu vermitteln, so zeigt dies, daß er nach wie vor im Vertrauen des Papstes feststand, und daß ein gutes Einvernehmen hergestellt war. Jedenfalls drang er in Florenz vor allem darauf, daß die erhobenen Beschwerden dem Römischen Stuhle vorgelegt und von diesem entschieden werden sollten: „Die jährliche Synode steht bevor; der Apostolische Stuhl ist für alle zugänglich, die sich an ihn wenden wollen. Bei

---

[1] Jaffé 4697. Wie bei so vielen anderen Schreiben, die hier in Betracht kommen, läßt sich das Datum nicht genau bestimmen. Das Schreiben fällt zwischen 1061 und 1072.

[2] Damiani deutet dies in keiner Weise an, sein Lebensbeschreiber weiß nichts davon, sein eigenes Auftreten scheint gar nicht dafür zu sprechen. Auch die Annalen Bertholds melden nichts davon.

der Römischen Kirche möge also sich einfinden, wer da glaubt, eine gerechte Klage gegen den Bischof zu haben."

Wie weit Damiani's persönliche Beziehungen zu den Leitern der Curie durch diesen langwierigen und heftigen Streit berührt wurden, ist unbekannt. Es steht fest, daß er, wie die meisten Bischöfe und, nach der Angabe Bertholds, auch Gottfried von Tuscien, dem Florentiner Bischof günstig war und am Benehmen der Mönche manches zu tadeln fand. Der Lebensbeschreiber des hl. Johannes Gualbert dagegen erzählt [1]: „Der Archidiakon Hildebrand wurde in allem der Gönner und Vertheidiger der Mönche." Der Papst schwankte, wollte weder den Bischof absetzen, noch den Mönchen die verlangte Feuerprobe gestatten. Die Verwirrung stieg; auch des Papstes persönliche Anwesenheit in Florenz vermochte den Frieden nicht herzustellen. Das Gottesgericht entschied endlich zu Gunsten der Mönche, und der Bischof von Florenz wurde auf der Synode 1068 als Simonist seiner Würde beraubt.

Während dieser Wirren, wahrscheinlich bereits zur Ostersynode 1067, jedenfalls aber im Mai dieses Jahres, war Damiani wieder für einige Zeit in Rom. Mit Unrecht hat man aus einem Briefe, den er vor der Abreise dahin an die Kaiserin Agnes schrieb, eine Mißbilligung der damaligen päpstlichen Politik und somit einen neuen Gegensatz zu Hildebrand herauslesen wollen [2]. Dagegen scheint es, daß die schmerzlichen Erfah-

---

[1] Acta SS. Jul. III, 357.

[2] Ep. VII, 8. In seinem gewöhnlichen hyperrhetorischen Schwung beschreibt Damiani seinen und Italiens Schmerz über die Abwesenheit der Kaiserin Agnes, die bis Anfang 1067 in Rom geweilt und durch ihr Beispiel ungemein erbaut hatte. Der Brief gleicht mehr einer elegischen Dichtung: „Weh mir, daß ich feige und stumpf zu Eurer Abreise die Zustimmung gegeben! Warum habe ich nicht selbst, als Ihr abreisen wolltet, mit Gewalt mich entgegengestellt, die Zügel Eurer Pferde ergriffen und, soweit es sich ziemte, selbst Hand angelegt, Euren Lauf zu hemmen! In Eurer Abwesenheit trauert Rom, weint die Kirche des hl. Petrus, wehklagt durch den Mund so vieler heiligen Männer und Frauen ganz Italien. Wie das goldene Tagesgestirn schienst Du die Finsterniß derer zu erleuchten, die sonst nur das Irdische suchten, und indem Du auf Gott hinwiesest, übergossest Du diejenigen, die Dir folgten, mit dem Lichtglanze Deines leuchtenden Beispieles. Und, um nicht mehr zu sagen, ich selbst scheue mich davor, die Mauern Roms wiederzusehen, solange ich seufzen muß, daß Du so ferne davon weilest. . . ." Aus diesen Worten schließt ein neuerer Schriftsteller: „Damiani hat hier im Auge, daß die Kaiserin für den Heereszug gegen die Normannen als eine kirchliche Sache im Interesse Hildebrands am deutschen Hofe weilte. Nach Rom zu gehen graut ihm, da damals wohl die Cardinäle sich dem Heere Gottfrieds angeschlossen und Damiani dies jedenfalls nicht billigte." — In Damiani's Worten ist so etwas gewiß nicht ausgesprochen.

rungen im Florentiner Streit ihn seine Bitten um Amtsenthebung erneuern ließen. Diesmal drang er durch; bereits im Sommer 1067 hatte er in der Person Gerolds, eines Mönches aus Clugny, einen Nachfolger als Bischof von Ostia. In diese Zeit mag das Epigramm auf Hildebrand fallen, in welchem er sich rühmt, gegen ihn, „der alles vermag, vor dem viele zittern", seinen Willen durchgesetzt zu haben.

Doch das war weit entfernt, seine freundlichen Beziehungen zur Curie zu lösen. Nicht nur behielt er seinen Titel bei, sondern er griff auch persönlich ein, wo das Wohl der Kirche es zu erheischen schien. Als er 1068 vernahm, daß Gottfried von Tuscien mit Cadalus eine Zusammenkunft gehabt habe und mit diesem in Verbindung stehe, suchte er ihn durch ein ernstes Schreiben davon abzuschrecken. Für ein Mönchskloster in Florenz erwirkte er persönlich vom Papste Bestätigung [1] aller Rechte und Besitzungen. Als 1069 Heinrich IV. seinen Entschluß ausgesprochen hatte, sich von seiner jungen Gemahlin zu trennen, und Erzbischof Siegfried von Mainz um Lösung der Ehe beim Papste einkam, war es noch einmal der greise Peter Damiani, den Alexander und Hildebrand für Lösung dieser schwierigen Angelegenheit zum Legaten ausersahen. Sein Auftreten vor den versammelten Fürsten zu Frankfurt a. M. wirkte überwältigend. Selbst Heinrich IV. beugte sich und nahm seine Gattin jetzt zu sich. Der kurze Aufenthalt Damiani's in Deutschland hatte aber genügt, ihn die Greuel erkennen zu lassen, die während der Zeit der Regentschaft und in den unreifen Jugendjahren Heinrichs IV. sich im kirchlichen Leben ausgewachsen hatten. Es ist kaum vermessen, seinem Einfluß die Vorgänge der Ostersynode von 1070 zuzuschreiben, von welcher die deutschen Bischöfe Anno von Köln, Siegfried von Mainz und Hermann von Bamberg so erschüttert und innerlich umgewandelt in die Heimat zurückkehrten.

Das bewegte Leben des großen Einsiedlers sollte schließen mit einem letzten Act des Vertrauens, das die höchsten Leiter der Kirche, der Papst und sein Archidiakon, auf ihn setzten. Bischof Heinrich von Ravenna war anfangs 1072 ohne Versöhnung mit der Kirche gestorben. Die Fürbitte, welche Damiani zur Zeit seiner eigenen Mißhelligkeit mit dem Papste für Bischof Heinrich eingelegt hatte, war wirkungslos geblieben, wohl infolge des Trotzes, den der Ravennate dem Heiligen Stuhl entgegenzustellen sich vermaß. Denn der Bischof hatte, unbekümmert um alle päpstlichen Censuren, seine Amtsthätigkeit fortgesetzt, und es war ihm gelungen, seine

[1] Jaffé 4678.

ganze Diöcese mit sich fortzureißen, so daß Ravenna jetzt seit Jahren schon eine ausgesprochen schismatische Stellung einnahm. Der Papst, der Damiani's Vorliebe für Ravenna, seine Vaterstadt, wohl kannte, legte es in dessen Hände, die Aussöhnung der Stadt mit dem Heiligen Stuhl zuwege zu bringen. „Als endlich der Gottlose durch den Tod entfernt war," berichtet Damiani's Schüler und Lebensbeschreiber Johannes von Lodi[1], „beschloß der Papst, voll christlichen Erbarmens über die verhängnißvolle Mitschuld, in die ein so zahlreiches Volk gerathen war, unsern großen Vater dahin abzusenden, der, ausgerüstet mit der Autorität des Apostolischen Stuhles, das Volk aussöhnen und lossprechen sollte. Denn er hielt keinen andern für würdiger und geeigneter zu diesem Werke, sowohl weil jener hervorragendes Ansehen genoß und durch die Gnade der Taufe ein Kind der Kirche von Ravenna, als weil durch seine Bitten der Papst schon oft zu diesem Gnadenact aufgefordert worden war."

Auch diese Legation nahm einen glücklichen Verlauf. Wie ein Vater und Wohlthäter wurde der Heilige vom Volke begrüßt; die Aussöhnung wurde gefeiert. Nachdem alles erledigt war, brach Damiani nach Rom auf; aber unterwegs in einem Kloster bei Faenza erkrankte er. Es war das Fieber, das er in Rom so gefürchtet hatte. Acht Tage später, am Feste Petri Stuhlfeier, 22. Februar 1072, schied er, groß und heilig, aus diesem Leben. Fast um dieselbe Zeit starb Cadalus, der Gegenpapst; Alexander II. folgte ein Jahr später. Am 22. April 1073 bestieg Hildebrand als Gregor VII. den Stuhl des hl. Petrus, um nun, ganz im Geiste Damiani's, die Erneuerung und Reinigung der Kirche anzustreben.

Es ist nicht nothwendig, um Damiani's sittlichen Werth zu heben, den Hildebrands herabzusetzen, noch um Hildebrands geistige Bedeutung richtig zu zeichnen, die Damiani's zu verkleinern. In Liebe und Achtung waren beide verbunden während der besten Zeit ihrer Schaffenskraft; beide haben gemeinsam gedacht und gestrebt. Die kleinen Schatten, deren Andenken zufällig durch Damiani's Briefe der Nachwelt bekannt geworden sind, können nur dazu dienen, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit beider in ihrem Geistesleben erkennen zu lassen; aber sie sind weit entfernt, eine Feindschaft, eine Kluft zwischen beiden zu bezeugen. Eine solche hat keinen Augenblick bestanden[2]. Sie bringen vielmehr in ihrem Leben

---

[1] Vita Petr. Dam. c. XXI.

[2] „Daß es in dem Freundschaftsverhältniß zwischen beiden Männern nicht an vorübergehenden Verstimmungen fehlte, lassen Damiani's Briefe unzweideutig erkennen; ebenso unzweifelhaft leuchtet aber aus Damiani's Beschwerden gegen Hilde-

das schöne Bild in Erinnerung, das Damiani selbst einmal dem „besten seiner Freunde“ so farbenreich geschildert hat[1], von den zwei Säulen am Eingang des salomonischen Tempels[2]: Beide auf mächtigem Sockel, beide mit reichgeziertem Kapitäl, kraftvoll auf zum Himmel ragend, beide sich stets unzertrennlich nahe, belastet mit der gleichen Bürde, betraut mit der gleichen hehren Aufgabe für den Tempel des Allerhöchsten, und doch jede mit ihrer eigenen Schönheit, ihrem eigenen Namen, ihrer besondern Himmelsrichtung. So standen in einer der schwierigsten, aber auch großartigsten Epochen des Papstthums Hildebrand und Damiani neben dem Throne des Statthalters Christi auf Erden, zwei Männer, von denen mit Recht jeder den andern die „unerschütterliche Säule des Apostolischen Stuhles“ genannt hat[3].

Otto Pfülf S. J.

Woher stammt der Name „Amerika“?

(Schluß.)

Gerade die Behauptung, daß es Zufall gewesen sein soll, welcher dem neuen Continent den Namen gab, ja eine Reihe von Zufälligkeiten, deren Zusammentreffen den Eindruck des Abenteuerlichen und Unwahrscheinlichen hervorzurufen geeignet ist, wollte manche Geister nicht befriedigen. Sah doch auch Humboldt, wo er in seinem Kosmos[4] versichert, daß seine früher in dieser Frage ausgesprochene „Ueberzeugung“ „unerschüttert“ geblieben sei, zu der Bemerkung sich genöthigt, daß „das un-

---

brand die hohe Verehrung hervor, welche er gegen die Person desselben hegte. Die Kundgebung dieser seiner Denkart über Hildebrand ist um so höher zu veranschlagen, da die ungeschminkte Offenheit und heilige Wahrheitsliebe Damiani's den Versicherungen seiner höchsten moralischen Achtung gegen seinen Freund den Stempel der reinsten und lautersten Wahrhaftigkeit aufdrückt.“ Werner, Gerbert von Aurillac. S. 292

[1] Opusc. XXXII. c. 9. [2] II. Paralip. 3, 15.

[3] Damiani so über Hildebrand Ep. II, 9; Hildebrand so über Damiani im Briefe Alexanders II. bei Damiani's Legation nach Clugny. Jaffé 4516.

[4] II, 495.

ermeßliche Feld der ‚unbekannten‘ Ursachen oder der ‚möglichen‘ moralischen Verwicklungen nicht zum Gebiete der positiven Geschichte gehöre“, mit anderen Worten, daß trotz der höchsten historischen Wahrscheinlichkeit seiner auf wiederholtes und eingehendes Quellenstudium gegründeten Ansicht, dennoch auch andere Möglichkeiten nicht ausgeschlossen seien. Durch lokalpatriotische Tendenzen, wenn nicht selbst durch nationale Antipathien, wurde dieser Zweifel rege erhalten und stets aufs neue angefacht. „Angesichts der authentischen Documente“, schreibt noch in neuester Zeit ein im Auslande angesehener Fachmann[1], „scheint der Zweifel hinsichtlich des von alters her dem Continent beigelegten Namens nicht mehr erlaubt. Und doch existirt eine ganze Literatur, deren Autoren den Beweis zu erbringen versuchen für den rein lokalen Ursprung des Namens, welcher jetzt thatsächlich die Länder bezeichnet, deren Ostküste vom Atlantischen Ocean bespült wird. Die Deutschen nehmen ihn für sich in Anspruch wie etwas, was zu ihrer Sprache gehört; man wird sich nicht wundern dürfen, daß die Amerikaner ihrerseits mit Freuden die Forschungen begrüßen, welche den Ursprung desselben in ihrem eigenen Lande finden wollen.“

Der erste, wie es scheint, der mit einer bestimmt ausgesprochenen Hypothese der hergebrachten Meinung vom Ursprung des Namens Amerika entgegentrat, war der Engländer John Luccock, der die in zehnjährigem Aufenthalte (1808—1818) in Brasilien gesammelten Eindrücke 1820 in London veröffentlichte[2]. Er ist der Meinung, daß die Benennung der Neuen Welt mit dem Namen Amerika keinerlei Beziehung habe zu dem Vornamen Vespucci's, sondern ihren Ursprung herleite von dem amerikanischen Worte maricá.

Dieses Wort ist eine Corruption von maracá, das ein musikalisches Instrument (zugleich Cultgegenstand) bezeichnet, dessen sich die Eingeborenen Amerika's, besonders die Pagés oder Priester bedienten, und das sie beständig bei sich trugen. Dieses Instrument mußte daher leicht die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich ziehen. Es konnte nicht fehlen, daß sie bald dieses Wort nennen und häufig wiederholen hörten und es dann entsprechend ihrem Gehör in der ihnen eigenen Inflexion nachsprachen.

---

[1] J. Élisé Reclus, Nouvelle Géographie Universelle. Paris 1890. XV, 3.

[2] Notes on Rio de Janeiro and the southern parts of Brazil taken during a residence of ten years in that country; vgl. Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen, in Verbindung mit einem andern Gelehrten herausgegeben von F. J. Bertuch (Weimar 1815—1832), XXIX. Bd.; J. Luccock, Bemerkungen über Rio de Janeiro und Brasilien . . ., übersetzt von C. Fl. Leidenfrost, 1821.

„America“, schreibt Luccock[1], „war in früheren Zeiten der Hauptort dieser Gegenden und wahrscheinlich die Residenz einiger eingeborener Häuptlinge. Der Name wird von maricá abgeleitet, was in der Tupisprache einen concaven oder hohlen Gegenstand bezeichnet. Obgleich ein Wort von allgemeiner Bedeutung, wird es doch vorzüglich zur Benennung der hohlen Schale des Flaschenkürbis oder auch der Frucht der Passionsblume maracujá angewendet, in denen die Samenkörner sich rasselnd vernehmen lassen. Diese Gegenstände bewahrte das Volk auf und verehrte sie als seine Penaten oder als ein heiliges Depositum der Götter. Sobald sie anfingen, mit den Europäern, die an ihren Küsten gelandet waren, in Verkehr zu treten, zogen die neuen Gegenstände, mit denen sie jetzt bekannt wurden, die Aufmerksamkeit der Eingeborenen auf sich, und sie sahen sich gezwungen, für dieselben Namen zu finden. So mochten sie auf ein Faß oder ein Schiff mit Deck oder auch andere hohle Gegenstände den Namen maricá oder mericá übertragen. Die Europäer ihrerseits sahen sich auch in der Lage, dem neu entdeckten Lande einen Namen zu geben. Sollten sie zu diesem Zwecke nicht ein Wort gewählt haben, das sie so oft wiederholen hörten? Und ist es nicht wahrscheinlich, daß die verschiedenen Namen, mit welchen die Neue Welt bezeichnet wurde, durch den mehr natürlichen Namen, gleichsam infolge eines allgemeinen Consenses, allmählich absorbirt wurden?“

Wiewohl man für diesen Erklärungsversuch die Parallele mit dem Namen Paria geltend machen könnte, so liegt es doch auf der Hand, daß er als jedes historischen Hintergrundes entbehrend in der Luft schwebt und als verunglückt betrachtet werden muß. Entschieden unglücklicher noch ist eine andere Muthmaßung, welche Constancio[2] in seiner Geschichte Brasiliens dieser Erklärung entgegenstellt. Er erinnert daran, daß gerade in der Zeit, welche als das „Zeitalter der Entdeckungen“ gekennzeichnet wird, bei den Gelehrten und über die Gelehrtenkreise hinaus die Manie herrschte, die Eigennamen ins Griechische zu übersetzen. „Es ist also nicht zu verwundern,“ fährt er fort, „daß man dem neuen Continent einen Namen gegeben, der sich aus griechischen Wurzeln zusammensetzte. Ich glaube, daß der Name von μείρω (ich theile, dividire) und γαῖα (Erde) und α augmentativum gebildet wurde: ἀμειρογαῖα, d. h. sehr entlegenes Land oder terra ultramar, oder von μυρίος (sehr groß, sehr ausgedehnt oder sehr entfernt).“

---

[1] A. a. O. Kap. 10. [2] Historia do Brazil. Paris 1839. 2 tom.

Eine dritte Ansicht, die des Franzosen Jules Marcou[1], die gleich der Luccocks an dem überseeischen Ursprung des Namens Amerika festzuhalten sucht, zeichnet sich vor diesen beiden vortheilhaft aus. Sie ist nicht nur von ihrem Urheber, einem in New York lebenden Franzosen, mit Eifer verfochten, sondern mehrfach auch mit Beifall aufgenommen worden. E. Reclus nannte noch neuerdings Marcou's Darlegung das „premier mémoire important sur cette question“[2].

„America oder Amerrica oder Americ“, führt er aus, „ist ein Ortsname in Nicaragua, welcher das Hochland oder die Gebirgskette zwischen Juigalpa und Libertad in der Provinz von Chontales bezeichnet, die sich auf der einen Seite im Gebiete der Carcas-Indianer und auf der andern in dem der Ramas-Indianer ausbreitet. Die Flüsse Mico, Artigua, Carca, welche den Fluß Blewfields bilden, der große Fluß Matagalpa und die kleineren Rama und Indio, die sich direct in den Atlantischen Ocean ergießen, ebenso wie die Flüsse Comoapa, Mayales, Acoyapa, Ajocupa, Oyale und Terpenaguatapa, welche in den Nicaragua-See münden, haben alle ihre Quellen auf den Bergen der America[3].

„Die Endung ique oder ic findet sich häufig in Ortsnamen der indianischen Sprachen Centralamerika's. Diese Endung scheint soviel sagen zu wollen wie: groß, hoch, hervorragend, und wird immer von hohen Gebirgszügen oder von gebirgigen Ländern gebraucht, die hoch, aber nicht

---

[1] Bulletin de la Société de Géographie. VI sér. t. IX. 1875 (Jules Marcou, Sur l'origine du nom d'Amérique); J. Marcou, Origin of the name America, reprinted from the Atlantic Monthly for March 1875; Bulletin de la Société de Géographie. 1888. p. 480 et 630. Die persönlichen Verhältnisse des Verfassers brachten es mit sich, daß er auf die Darlegungen Marcou's in der Revista trimensal do Instituto historico, geographico e ethnographico do Brazil (tom. XXXIX) sich angewiesen sah. Der Göttinger Professor Dr. J. E. Wappäus urtheilt im allgemeinen von dieser seit 1839 zu Rio de Janeiro erscheinenden Zeitschrift, daß ihre „Abhandlungen und Mittheilungen nicht allein sehr wichtige Quellen für das Studium der Geographie und Geschichte von Brasilien darbieten, sondern auch ein so reges und erfolgreiches wissenschaftliches Streben bezeugen, daß diesem Institute nicht allein die erste Stelle unter allen gelehrten Gesellschaften in ganz Südamerika zuerkannt, sondern auch eine würdige Stelle neben den gleichartigen Instituten Europa's eingeräumt werden muß, wenngleich unter den gediegenen Arbeiten sich auch noch manche finden, die sich von der dem Brasilianer nur zu geläufigen Phrase noch nicht freizuhalten verstanden haben“. Stein-Hörschelmann, Handbuch der Geographie und Statistik. I, 4. S. 1528 (7. Aufl. 1871).

[2] Nouvelle Géographie Universelle. Paris 1890. vol. XV, 3.

[3] Vgl. die verschiedenen officiellen Documente der Regierung von Nicaragua und The naturalist in Nicaragua, by Thomas Belt. 8 vol. London 1873.

vulkanisch sind; z. B. Nique und Aglasinique in Darien (Columbia); Tucorique und Amerique in Nicaragua, Amatique, Manabique, Chapa-ristique, Lepaterique, Llotique und Ajuterique in Honduras, Atenquique in Mexico. . . . Man könnte leicht die Liste der Ortsnamen oder auch anderer indianischer Namen, die auf ique oder ic endigen (wie Cacique oder ‚großer Häuptling‘), noch vermehren.

„Gegenwärtig weiß man dank zahlreichen gelehrten Studien, die in den letzten 25 Jahren über den Ursprung der Ortsnamen gemacht wurden, daß nichts so fest begründet ist als die Benennungen von Oertlichkeiten. Selbst die absolutesten Eroberungen, wenn sie die eingeborene Rasse nicht gänzlich ausrotteten, können die Ortsbezeichnungen nicht vollständig verwischen.“ [1]

Ueberdies könnte zu Gunsten der Ansicht Marcou's der Canon angerufen werden, den man nicht ohne Berechtigung ganz allgemein aufgestellt hat [2]: „Liegt uns ein Sprachdenkmal, insbesondere ein Ortsname vor, dessen Herkunft wir nicht kennen, dessen Form aber zusammentrifft mit der anderer von bekannter Herkunft, so können wir aus der bekannten Form den Volksstamm und die Zeit entnehmen, welcher das Sprachdenkmal, der Ortsname, angehört. Oder umgekehrt, kennen wir Stamm und Zeit, so können wir auch auf die Sprachform schließen. So weist, ganz allgemein gefaßt, die Form, in welcher uns die Ortsnamen gegeben sind, zunächst auf Volksstamm, Zeit und Sprachcharakter hin.“

Hier drängt sich von selbst die Frage auf, ob der Name America oder Amerique, der einen Theil des von Columbus auf seiner vierten Reise entdeckten Festlandes bezeichnet, von dem großen Seefahrer gekannt war und so von ihm und seinen Reisegefährten wiederholt werden konnte. Gewißheit darüber gibt es nicht, solange das Wort in seinem allerdings sehr knappen Reisebericht sich nicht findet.

Columbus erzählt in seiner „Lettera rarissima“, in der er kurz seine vierte Reise von 1502—1503 beschreibt, daß er nach Umschiffung des Vorgebirges Gracias a Dios an der Mosquitoküste an den Fluß Desastre gelangte, welcher kein anderer als der Fluß Matagalpa ist, und daß er einige Tage später in einem Dorfe oder Districte, genannt Cariaï, Halt machte und behufs Ausbesserung seiner Schiffe einige Tage verweilte. Dort sprachen die Eingeborenen viel von Goldminen, deren

[1] Instit. Hist. XXXIX, 199.

[2] K. Bohnenberger, Die Ortsnamen im Dienste der Geschichte. (Beilage zur Allg. Ztg. 1888. S. 4177.)

Entdeckung ja einer der Zwecke seiner Forschungen war. Sie führten ihn in ein Nachbardorf Carambarú, wo die Bewohner goldene Spiegel am Halse trugen. Diese wiederum gaben ihm einen Ort Veragua an und andere Orte, wo es viele Goldminen gäbe. Der letztgenannte Ort befand sich 25 Meilen weiter und ist genau bestimmt; er befindet sich in der großen Bucht von Chiriqui an der Küste von Costa Rica, wo in den letzten Jahren Gräber von Eingeborenen gefunden wurden, die Gold enthielten. Dies stimmt mit der Erzählung Columbus' überein, daß die Großen des Landes die Gewohnheit hätten, sich mit allem Gold, das sie besäßen, begraben zu lassen. Da also Carambarú 25 Meilen von Veragua entfernt ist, so kann auch jenes bestimmt werden, und wir kommen etwas nördlich vom Flusse Greytown. Etwas weiter nach Norden mußte Cariaï liegen, d. h. in der Nähe der Mündung des Blewfields, wo sich viele kleine Inseln befinden, ein Umstand, den Columbus ebenfalls in seinem Berichte anmerkt. Heute ist dieses Land von Carcas-Indianern bewohnt, und einer der Zuflüsse des Blewfields hat den Namen Carca. Diese Indianer sollen jetzt noch in den Goldminen von S. Domingos und Libertad am Flusse Mico, einem Nebenflusse des Blewfields, arbeiten. Carambarú mußte sehr nahe am Flusse Rama und im Lande der Ramas-Indianer liegen. Die letzteren besonders sollen aller Civilisation unzugänglich sein und in demselben Zustand der Wildheit sich befinden, in dem sie Columbus im Jahre 1502 antraf.

„Hier nun,“ fährt Marcou fort[1], „zwischen diesen Carcas- und Ramas-Indianern, liegt die Oertlichkeit, genannt ‚Americ‘ oder ‚Amerique‘ (America), die eine Gebirgskette, und zwar die höchste des Landes ist (beiläufig 3000') und die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Nicaragua-See bildet.“ Diese Berge mit ihren nackten, einzelstehenden Felsspitzen, mit den senkrecht abfallenden weißen Felswänden ziehen sich von N.N.W. nach S.S.O. und stoßen an den Atlantischen Ocean.

Wenn man sich also erinnert, daß die Ortsnamen mit außerordentlicher Zähigkeit sich erhalten, daß die Benennung der Cordillere von „Amerique“ oder „Americ“[2] allem Anscheine nach eine indianische ist, deren Endung ic oder ique unter den Ortsnamen dieser Gegend und

[1] Instit. Hist. XXXIX, 202.

[2] Allerdings wurde von dem Amerikanisten-Congreß zu Paris 1890 eine Erklärung des Präsidenten von Nicaragua mitgetheilt, wonach das in Frage stehende Gebirge den Namen „Amerrisque“ führe.

von Centralamerika überhaupt häufig vorkommt; wenn man bedenkt, daß wegen der fortwährenden Isolirung der dortigen Indianer der Name sich erhalten mußte und daß heute noch diese Berge den Namen Americ tragen, so gewinnt Marcou's Erklärung wirklich etwas Bestechendes. Dazu kommt, daß diese Berge Goldminen enthalten; gerade dieses macht es wahrscheinlich, daß der Name Amerique oder Americ auf die wiederholten Fragen der Europäer, die so eifrig nach Gold suchten, oft von den Indianern genannt wurde. Daraus, daß Columbus in seiner „Lettera rarissima“ diesen Namen nicht erwähnt, folgt nicht nothwendig, daß er ihn nicht gekannt habe. Er selbst sagt darin, daß ihm viele Namen von goldreichen Orten angegeben wurden, die er aber nicht nenne, was klar zeigt, daß er nicht alles sagte, was er wußte. Wenn Columbus sich nicht veranlaßt sah, dem neuentdeckten Land einen Namen zu geben, davon muß der Grund in seiner Meinung gefunden werden, daß dieses Land nur der östliche Theil des asiatischen Indien sei, daß er also gar keine eigentliche Veranlassung habe, demjenigen einen Namen zu geben, was schon einen solchen besaß. Außerdem darf man nicht vergessen, daß dieser Brief von dem ohnehin wortkargen Manne in einer sehr niedergebeugten, von bitteren Erfahrungen getrübten Stimmung geschrieben wurde.

„Es sprechen viele Gründe dafür,“ so fährt Marcou in seinen Vermuthungen fort, „daß dieser Name Amerique in Gegenwart Columbus' und seiner Reisegefährten von den Indianern öfter genannt wurde, und daß dieser Name wie ein unerforschtes Eldorado ihrem Geiste sich einprägte. . . . Nach Europa zurückgekehrt, mochten Columbus und besonders seine Matrosen erzählen und sich rühmen, daß sie sehr reiche Goldminen entdeckt, indem sie sagten, daß diese an (in) America gelegen seien, woraus dann für ‚America‘, wo die reichen Goldminen existiren sollten, eine Art von Popularität sich ergab. . . . Es war ganz natürlich, daß dieser Name America, als Synonymon für das Hauptgoldland, sich in den Häfen von Westindien und darauf auch von Europa verbreitete und allmählich auch in das Innere des europäischen Continentes drang.“

Auf diese Weise hätte dann auch Waldseemüller den Namen kennen gelernt und, da er nur die Reiseberichte des Vespucci kannte, mit der Findigkeit des weisen Philologen den Namen des Landes mit dem Vornamen des vermeintlichen Entdeckers in Verbindung gebracht, fast jenem vergleichbar, der den Piräus für einen Menschen hielt. Freilich mußten dafür die für Vespucci gebräuchlichen Vornamen Amerigo, Albericus, Morigo eine etwas eigenthümliche Wandlung durchmachen.

Wäre in Spanien, Portugal oder Indien ein solcher Irrthum aufgekommen, so wäre er leicht bemerkt und verbessert worden; allein in Lothringen und Deutschland konnte er sich unbeachtet festsetzen. Als dann in jenen Ländern die durch Waldseemüller eingeführte Benennung endlich bekannt wurde, war es zu spät. „Man hörte das Wort Amerika aussprechen, nicht als den Namen eines Mannes, sondern eines Landes, eines unbestimmten Theiles der Neuen Welt. Man nahm ihn ohne Schwierigkeit an, und ohne auf den Fehler des Buchhändlers von St. Dié zu merken, dessen Werkchen man wahrscheinlich gar nicht kannte."

Marcou weist darauf hin, daß sonst nur gekrönte Häupter das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, mit ihren Vornamen neue Länder zu beehren. Er betont namentlich auch, daß bei richtiger Ableitung von Vespucci's Vornamen das neue Land Alberigia oder Albericia hätte heißen müssen. „Gerade dieser so peinlich zusammengeschmiedete Name", fährt er fort, „ist unerklärlich, wenn man nicht annimmt, daß Hylacomylus schon vorher den Namen Americ oder Amerique gehört hatte." — Ohne etwas zu ahnen „von dem gefährlichen Ruhme, den man ihm in St. Dié bereitete", nach dem Ausdruck Humboldts, glaubte Vespucci selbst bis zu seinem letzten Augenblick, daß die Neue Welt die Küste von Asien sei, und er starb, wie er gelebt hatte, als „piloto mayor de las Indias".

Aber wenn das Bergland der Provinz Chontales am Nicaragua (Americ) wirklich unter diesem Namen schon seit Columbus bekannt gewesen wäre, wie kam es, daß man nicht schon viel früher den Namen Amerika auf diesen Ursprung zurückführte, was doch so nahe lag? Marcou scheint diesem Einwurf vorbeugen zu wollen, wenn er hervorhebt: „Obgleich Nicaragua schon 1522 von Gil Conzales d'Avila erobert worden, so blieb es doch theilweise unbekannt, besonders die Gegend, die sich zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Nicaragua-See ausbreitet, wo die Berge von America liegen. Diese Unkenntniß ging so weit, daß selbst die Californische Auswanderung über den Isthmus von Nicaragua an der auf dieser Seite liegenden Gebirgskette vorbeigezogen zu sein scheint, ohne sie zu kennen oder auch nur zu berühren. Man kann sogar sagen, daß die Gegend des Festlandes zwischen dem Caraibischen Meere und der Wasserscheide der Flüsse, die in den Nicaragua-See münden, noch in gegenwärtiger Stunde gänzlich unbekannt ist. Die Carcas- und die Ramas-Indianer, besonders die letzteren, geben nicht zu, daß jemand sich ihnen nähere und das Land erforsche; sie schlagen selbst jene Indianer zurück,

welche zur Gewinnung von Kautschuk eindringen. Doch seit zehn Jahren fahren diese in der Erforschung jener Theile des Landes, die bis heute gänzlich verschlossen waren, unerschrocken fort.

„Die Erklärung des Namens, welche ich soeben vorgelegt habe,“ so schließt Marcou seine Darlegung, „erfreut sich sehr großer Vortheile. Erstens entzieht sie nichts dem Ruhme Christoph Columbus'. Der Name des von ihm entdeckten Continentes war ein einheimischer Name, der von einer kleinen Oertlichkeit auf die ganze Neue Welt ausgedehnt wurde, dank dem Fehler eines Buchhändlers einer kleinen in den Vogesen verlorenen Stadt. Die Beschuldigungen des Plagiats, die gegen Albericus Vespucci erhoben wurden, werden hinfällig, und es gibt keinen Grund mehr, ihn zu tadeln, daß er seinen Taufnamen einem ganzen Welttheil beigelegt habe, oder wenigstens es ruhig habe geschehen lassen, als sein Vorname diesem beigelegt wurde; dies gilt um so mehr, als sein Name nie A m e r i c o, sondern Alberigo oder Amerigo war[1].

„Der Name Amerika, obgleich einheimisch, verursacht keine Verwechslung zwischen dem Theil und dem Ganzen, weil der Ort, welcher unter diesem Namen existirt, sehr klein ist, sehr unbedeutend und zu verborgen, um Veranlassung zu falschen oder doppelsinnigen Interpretationen zu geben.

„Endlich ist dieser Name sehr gut gewählt, weil er sich vom Centrum nach den Endpunkten des Continentes ausdehnt, indem er dem Norden und Süden die Hand reicht, die Antillen und den Stillen Ocean beherrscht und in der Mitte jenes ungeheuern Gebirgskammes, des ausgedehntesten, den es auf unserem Planeten gibt, sich vom Feuerland bis an die Ufer des Mackenzie-Flusses erstreckt und den Rückgrat der westlichen Hemisphäre bildet. Auch ist er sehr gut gewählt, weil es sehr wahrscheinlich ist, daß der große Admiral diesen Namen auf seiner vierten Reise aussprechen hörte, ja daß der berühmte Entdecker der Neuen Welt der erste Europäer war, welcher den Namen Amerique oder Americ hörte und aussprach.

[1] Wie in manchen anderen Stücken, so dürfte auch hier Marcou sich im Irrthum befinden. Schon die viel gebräuchliche Abkürzung des Namens in Morigo widerlegt ihn theilweise. Govi hat längst nachgewiesen, daß nach florentinischem Sprachgebrauche Alberigo und Amerigo sich decken (Emmerich, Aimerich). Man besitzt Originalschriftstücke von ihm, welche ihn schon 1490 und 1500 als Amerigo abwechselnd mit Alberigo bezeichnen. Daß die latinisirte Form, welche schon die Uebersetzung seiner Briefe ins Lateinische mit sich brachte, dann naturgemäß Americus hieß, bedarf keiner Erklärung. Vgl. Jahrbuch der Naturwissenschaft. 1890/91. S. 414.

Freilich haben wir dafür weder Gewißheit noch irgend einen materiellen Beweis. Wenn dieser Name einem einzelnen Landestheil im Norden oder Süden des Continentes angehörte, wäre es wenig wahrscheinlich, daß man ihn so leicht adoptirt hätte; aber er faßte sozusagen die Neue Welt in der Mitte des Leibes, allgemein, ohne andere Bezeichnung als die einer an Goldminen reichen Gegend; und man gebrauchte ihn und nahm ihn an, ohne an etwas zu denken, was mit dem Piloten Alberico Vespucci in Beziehung gestanden hätte. Es war erst lange Zeit nachher, als die Erörterungen gelehrter Geographen sich erhoben hatten, daß der grobe Fehler des Hylacomylus sich als eine Wahrheit aufdrang. Mit einem Wort: der Name ‚Amerika‘ ist amerikanisch.“

In diesem letzten Satze stimmt mit Marcou auch ein Gelehrter überein, der den dargelegten Erklärungsversuch bereits wieder durch einen neuen überboten hat. Es ist der Präsident des wissenschaftlichen Vereins in São Paulo, Dr. João Almeida. In einem eigenen Schriftchen führt er aus, daß der Name Amerika zum ursprünglichen Namen Vespucci's in keiner Beziehung stehe. Er vermuthet vielmehr, daß dieser erst von der neu entdeckten Gegend sich den Namen Americo beigelegt habe, ähnlich wie etwa Scipio Africanus von Afrika. Vermuthlich sei er von Hojeda, in dessen Begleitung er sich befand, als Kosmograph für diese Gegend verwendet worden. Im übrigen bemüht sich Almeida, ihn als Betrüger und Fälscher erscheinen zu lassen, und beruft sich namentlich auf das völlige Schweigen, das die portugiesischen Geschichtschreiber [1] hinsichtlich Vespucci's Fahrten von 1501 und 1503 beobachten.

Almeida's Erklärungsversuch knüpft dann daran an, daß auf den ältesten Karten der neu entdeckten Länder fast nur der südliche Theil des Continentes als Amerika bezeichnet, Brasilien mit Amerika nahezu identificirt werde. Das Bestreben, hierfür einen befriedigenden Grund zu finden, nachdem die Ableitung der fraglichen Benennung vom Vornamen Vespucci's abgelehnt ist, führt den Forscher zu folgenden Erörterungen.

Unter dem Namen Ibiapaba beginnt im Norden Brasiliens eine große Cordillere, genannt „Serra geral“. Diese zieht sich durch das ganze Land ununterbrochen nach Süden bis zum linken Ufer des La Plata, wo sie das Kap Santa Maria bildet, nachdem sie verschiedene Verzweigungen

[1] Genannt werden insbesondere: João de Barros, Ant. Galvam, Damião de Goes, Jeronymo Osorio, Pedro de Magalliaes, Gandavo, Gabr. Soarez.

ausgesandt, darunter die Wasserscheide für die Flußgebiete der zwei größten Flüsse, des Amazonas und des La Plata. „Dieses ist, sage ich, die große Cordillere, welche den amerikanischen (Tupi) Namen A'-eym-yé-ro-qua, oder contrahirt: A'-ym-yé-ro-qua trägt.“ Wörtlich übersetzt, bedeutet dieses Wort: „Das, was vorangeht, indem es andere hinter sich läßt, nach und nach und ohne Unterbrechung.“ „Ohne Zweifel“, meint Almeida, „hörten Hojeda und Vespucci diesen Namen von den Eingeborenen und glaubten, er gelte von dem ganzen Continent. Daher findet sich der Name America in den genannten Karten als der des brasilischen Territoriums, sicher weil er schon bekannt war und feststand aus den genannten Reiseberichten.“ Der berühmte Antonio Vieira S. J. († 1697) gibt eine Beschreibung der Cordillere, die er jedoch nur theilweise kannte, in seiner „Relação da missão da serra de Ibiapaba“. Es findet sich in derselben besonders eine Stelle, die diese neue Ableitung des Wortes Amerika zu begünstigen scheint. „Ibiapaba, was in der Sprache der Eingeborenen ‚senkrecht geschnittene Erde‘ sagen will, ist nicht nur eine Cordillere, sondern ein System von Cordilleren, die sich an den Gestaden des Camuci erheben und mehr Wogen des hochgehenden stürmischen Meeres als Bergen gleichen und, gleichsam wie aufgethürmt die einen über die anderen, sich einander folgen.“

Brasilien wäre also ursprünglich „America“ oder das Land, wo die „Aymiéroqua“ sich ausdehnt. Erst später wäre dann (zuerst durch Abraham Ortel) der Name Amerika auch dem nördlichen Continent beigelegt worden, und in letzterer Zeit mit solchem Erfolg, daß, „wenn man heute Amerika sagt, man, wenn nicht ausschließlich, so doch zuerst an die Vereinigten Staaten denkt“ [1]. Es scheint fast, als hätte man der Prophezeiung oder Drohung de Maistre's zuvorkommen wollen, der den Vereinigten Staaten den baldigen Untergang voraussagte, da sie keinen Eigennamen hätten und ihr Name nur eine politische Bezeichnung sei.

Almeida kennt wohl die Meinung, deren Verfechter Marcou ist, und glaubt sogar in derselben eine Bestätigung der seinigen zu finden, daß Amerika sich von der Cordillere Aymiéroqua ableite; denn diese treffe in ihrer westlichen Verzweigung mit der Andeskette zusammen und setze sich bis zum Nicaragua-See fort. Auch fänden viele Ortsnamen von Nicaragua in der Tupi-Sprache ihre Erklärung, z. B. Nicaragua, „sehr gefährlicher See“, und selbst der von Panama, der im Tupi = Pãn-na-ma,

[1] Brownson, Die Amerikanische Republik.

„Hinderniß zwischen zweien“, ist, was allerdings sehr gut den Isthmus bezeichnet, anspielend auf das Hinderniß der Vereinigung beider Oceane.

Schon dieser Versuch Almeida's, eine Vereinigung beider Meinungen herbeizuführen, ist kühn. Ueberdies bringt er keinen einzigen Beweis dafür, daß die große Cordillere von Brasilien, wenigstens einstens, so geheißen habe, wie er annimmt. Es gilt als Grundsatz bei den Geographen, daß Ortsbezeichnungen, und besonders eine solche wie die von ihm vorausgesetzte, mit traditioneller Zähigkeit sich erhalten. Wenn man früher dieses Skelett von Brasilien so geheißen, seit wann kam diese Benennung eines das ganze Land beherrschenden Gebirgssystems außer Brauch? Warum findet sich bei den Schriftstellern wenigstens des 16. Jahrhunderts, die über Brasilien geschrieben haben, keine Spur von diesem Worte?

Unter all den aufgestellten Hypothesen ist es somit nur die von Marcou verfochtene, die einer Beachtung werth erscheint. Allein auch bei dieser muß alles, was an Scharfsinn und Beredsamkeit zur Vertheidigung aufgeboten wird, wirkungslos abprallen an der undurchdringlichen Kette von Zeugnissen und Documenten, welche den Namen des neuen Continentes an das Städtchen St. Dié in Lothringen und durch die Vermittlung unseres Landsmannes M. Waldseemüller an die Person des spanischen Reichspiloten Amerigo Vespucci festschmiedet. In ähnlichem Sinne urtheilt auch der gelehrte Franzose L. Gallois in seinem mehrerwähnten neuesten Werke[1]: „Ich habe in diesem Kapitel (über die elsässisch-lothringische Geographenschule der Renaissancezeit) der neuerdings durch H. J. Marcou aufgestellten Theorie über den Ursprung des Namens Amerika keine Erwähnung gethan. Im Widerspruch stehend mit den exacten Thatsachen, die in den vorhergehenden Blättern dargelegt wurden, kann sie nicht bestehen vor einer ernsten Kritik.“

[1] Les Géographes Allemands 69, 2.

P. T.

Der elektrische Strom im Bunde mit Dampf und Gas auf der Ausstellung zu Frankfurt.

Wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir annehmen, daß auf jeden Besucher der elektrischen Ausstellung in Frankfurt das schöne und einträchtige Zusammenwirken der Dampf- und Gaskraftmaschinen mit den stromerzeugenden Dynamomaschinen einen ebenso befriedigenden Eindruck gemacht habe wie auf uns. Ueberaus zahlreich und mannigfaltig waren zunächst die Einrichtungen, welche die den Steinkohlen entlockte Betriebskraft in der Form des mechanischen Antriebes zu liefern hatten, sodann noch wechselvoller an Gestalt und größer an Zahl waren die Maschinen, welche die mechanische Energie in elektrische Ströme verwandelten, damit sie, hundert- und tausendfach verzweigt, nicht bloß auf dem weit ausgespannten Plane des Ausstellungsgrundes, sondern auch noch weit darüber hinaus die verschiedenartigsten Wirkungen vollbrächten. Jeden Tag war da von morgens 10 bis 11 Uhr nachts in der großen Maschinenhalle ein reges Hin- und Hergehen, Drehen und Kreisen in mancherlei Tact und Tempo, und dennoch verlief alles in größter Harmonie, mit auffallend wenig Geräusch, ohne jede Störung, alles sicher und genau abgemessen wie das Räderwerk und die Zeiger einer Uhr.

Es bekundete dieses einen bedeutenden Fortschritt ebenso bezüglich der Dampf- und Gasmotoren, wie betreffs der Dynamomaschinen. Denn eine so hohe Uebereinstimmung, solche Gleichmäßigkeit, solche Genauigkeit und Sicherheit im Betriebe von so vielgliedrigen, aus gar fremdartigen Bestandtheilen zusammengefügten Maschinenanlagen war noch vor wenig Jahren unausführbar. Die Elektrotechnik ist es, welche nicht bloß ihre elektrischen Apparate mit staunenswerther Raschheit vervollkommnete, sondern auch, auf die gesammte Maschinentechnik zurückwirkend, diese zur Erzielung viel vollkommenerer Leistungen anspornte. Diesen zweifachen Fortschritt nach den verschiedensten Seiten hin klar und deutlich hervortreten zu lassen und allen zum Bewußtsein zu bringen, war eines der Hauptverdienste der elektrischen Ausstellung. Die große Zahl der im Betriebe befindlichen Maschinen, ihre meisterhafte Vertheilung und Anordnung in der Maschinenhalle und in dem parallel dazu laufenden, aber ganz abgetrennten Kesselhause, die leichte Möglichkeit, jedes Einzelne zu besehen, wie den Zu-

sammenhang des Ganzen zu überschauen, trug hierzu ganz wesentlich bei und verdient alles Lob und volle Anerkennung.

Wir wollen versuchen, eine kurze Uebersicht über die Dampf- und Gasmotoren und dann über die Dynamomaschinen zu geben. Hieran soll sich eine Erörterung der Beziehungen der elektrischen Stromerzeugung zu den Dampf- und Gaskraftmaschinen schließen.

Wohl nie und nirgendwo konnte man bisher eine so mannigfache und reichhaltige Sammlung von Dampfmaschinen-Anlagen auf einem Orte beisammen antreffen, wie die Frankfurter Ausstellung sie vorführte. Sie enthielt das Neueste und Beste ihrer Art. Einschließlich der großen Locomobilen belief sich die Zahl der wirklich arbeitenden Maschinen auf 47, ihre gesammte Leistungsfähigkeit auf 3757 P. S. (Pferdestärken). 26 der bestrenommirten Firmen hatten sie zum Wettstreit geliefert. Den Dampf bezogen die Maschinen aus 26 verschieden gebauten Kesseln, welche eine gesammte Heizfläche von 2595 qm darboten und von 19 Firmen ausgestellt waren. Wir begegnen nur solchen Typen, welche für den Betrieb elektrischer Centralstationen, die im elektrischen Strome gleichzeitig Licht und mechanische Kraft zu liefern haben, am besten sich eignen. Gerade dieser Betrieb stellt aber an die Dampfmaschinen die höchsten Anforderungen.

Die Dynamomaschinen verlangen, um gut und fehlerfrei zu wirken, einen so gleichmäßigen und sichern Antrieb, wie ihn keiner der früher gebräuchlichen Motoren zu liefern im Stande war. Zumal bei der elektrischen Beleuchtung, wofür ja die Dynamos anfangs fast ausschließlich verwendet wurden, machte sich dieser Uebelstand recht unangenehm bemerkbar. Der ungleichmäßige Gang der antreibenden Maschinen veranlaßte Schwankungen im elektrischen Strom und diese fortwährende Helligkeitsunterschiede im Lichte der elektrischen Lampen. Nun ist aber das menschliche Auge sehr empfindlich gegen kleine Helligkeitsänderungen, und der Sehnerv wird durch dieselben, wenn sie häufig und rasch hintereinander folgen, in unangenehmer Weise erregt. So kam es denn, daß, wie in einer frühern Periode der Technik die Vervollkommnung der mechanischen Baumwollenspinnerei auf eine Verbesserung der Motoren hinsichtlich ihres gleichmäßigen Ganges und ihrer Leistungsfähigkeit hindrängte, so in unserer Zeit — neben den erhöhten Anforderungen von seiten des Schiffsbaues — die rastlos und schnell voranstrebende Elektrotechnik wieder ein Gleiches bewirkte. Dieser Einfluß beschränkte sich übrigens nicht auf die Dampfmaschinen und ihre Kessel, er erfaßte mehr oder minder die gesammte Maschinentechnik, vorab alle Arten von Kraftmaschinen, die Gas-

motoren, die Turbinen, die Druckluftmotoren. Aeltere bewährte Systeme haben sich den neuen Bedürfnissen angepaßt, ganz neue sind entstanden, so die großen, langsam laufenden Verticalmaschinen, welche für die elektrischen Centralen innerhalb der Großstädte wegen der Ersparniß des theuren Raumes besonders wichtig sind. Ueberall, im Kesselhause wie in der Maschinenhalle, tritt der Erfolg dieses Strebens nach größter Oekonomie bei massenhafterer Dampferzeugung, nach erhöhter Betriebssicherheit bei gesteigerter Dampfspannung, nach ruhigerem, möglichst unverändertem Gang und Vermeidung jedweder Störung durch unvorhergesehene Zufälligkeiten vermittelst leichter, meist automatischer Regulirung, unter verschiedenster Gestalt, aber allerwärts deutlich zu Tage.

Was zunächst die Heizanlagen betrifft, so erregen die raffinirten Methoden, die bezwecken, den Heizwerth der Brennmaterialien so gut als möglich auszunützen, sowie die Belästigung durch Rauch und Ruß vollkommen zu heben, unsere Bewunderung, so z. B. Cario's und Tenbrinks rauchfreie Feuerung, die rauchverzehrende Feuerung im Kuhn'schen Flammenrohrkessel, ferner die automatische Regulirung der Feuerung, wie z. B. bei den Paucksch'schen und Gaggenau'schen Kesseln, welche einer Ueberhitzung des Dampfkessels oder der schädlichen Wirkung des Luftzuges beim Oeffnen der Feuerthüre vorbeugen.

Weit mannigfaltiger und durchgreifender zeigen sich Verbesserungen am Dampfkessel. Sie beweisen, welch einen wichtigen Theil der Kessel in einer Dampfmaschinen-Anlage bildet. Einfache Kesselformen, wie die einfachen Walzenkessel, welche den Forderungen eines angestrengten, sichern und ökonomischen elektrischen Betriebes nicht gewachsen waren, finden wir keine. Alle die 21 ausgestellten festen Kessel lassen sich, wenn wir den kleinen Weinbrenner'schen Kessel ausnehmen, den beiden Hauptgruppen der Rauchröhrenkessel oder Wasserröhrenkessel unterordnen. Die ersteren vertreten den Typus der Großwasserraumkessel, bei welchen $^1/_4$ bis $^1/_6$ cbm Wasserinhalt auf jeden Quadratmeter Heizfläche kommt, die letzteren denjenigen der Kleinwasserraumkessel, bei welchen in den neueren Modellen nur $^1/_{20}$ bis $^1/_{30}$ cbm Wasser für je 1 qm gerechnet wird. Beide Typen suchen schon seit Jahren in edlem Wettstreit sich gegenseitig aus dem Felde zu schlagen. Hier auf der Ausstellung stehen und liegen sie friedlich beisammen, hübsch und sauber nebeneinander in Reih und Glied eingemauert, zu gemeinsamer, gewaltiger Arbeit verbunden. Die Rauchröhren- oder Flammenröhrenkessel verdanken ihren Namen dem Umstande, daß längs ihrer Achse eine oder zwei ziemlich weite Röhren für den Durchgang der Flammen-

gase sich hinziehen, in deren vordersten Theilen die Feuerroste angebracht sind. Sie besitzen also Innenfeuerung. Die Wasser- oder Siederohrkessel dagegen haben alle Außenfeuerung. Denn bei ihnen liegt das Wesentliche darin, daß die Erhitzung und Verdampfung des Wassers der Hauptsache nach in zahlreichen, geraden, feuerumspülten, engen Röhren vor sich geht. Diese stehen meist mit einem größern Dampfsammler, dem Oberkessel, entweder unmittelbar oder mittels Wasserkammern in Verbindung.

Nur fünf Kessel gehören zu den Rauchröhrenkesseln. Wegen ihrer größern Länge — die drei combinirten Kolossalkessel von Pauckſch hatten eine solche von 10 m — sind sie zusammen im Mittelraum des Kesselhauses untergebracht. Alle übrigen, also weitaus die Mehrzahl, waren Wasserröhrenkessel, und so konnte leicht der Besucher der Ausstellung zum Glauben verleitet werden, es verdienten letztere, wenigstens für den elektrischen Betrieb im großen, den Vorzug. In Wirklichkeit wurde jedoch der Streit zwischen Klein- und Großwasserraumkessel bei dieser Gelegenheit nicht zum Nachtheil der letzteren der Entscheidung näher gebracht. Denn beide verrichteten in der vervollkommneten Ausgestaltung, wie sie vorlagen, ihre Aufgabe ausgezeichnet. Beide Kesselsysteme haben ihre besonderen Vortheile. Während die Rauchröhrenkessel von einfacherer und dauerhafterer Bauart sind und die Brennmaterialien sehr leicht auszunützen gestatten, liefern die Wasserröhrenkessel bei geringer Raumeinnahme eine sehr vergrößerte Heiz- und Dampfbildungsfläche. Nur ihrem Ueberwiegen vor den ersteren ist es zu danken, wenn auf einer verhältnißmäßig kleinen Grundfläche von 1400 qm 2595 qm wasserbedeckter Kesselheizfläche zusammengedrängt werden konnten. Indes die drei oben erwähnten Riesenkessel von Pauckſch zusammen eine Heizfläche von 240 qm hatten, betrug diejenige der beiden viel kürzeren Wasserröhrenkessel von Simonis und Lanz 500 qm. Dank den besonderen Einrichtungen, welche die Aussteller der einen wie der anderen Systeme an ihren meist patentirten Modellen anbrachten, gelang es, allen den Bedingungen zu genügen, welche der Elektrotechniker an einen Dampfkessel stellt. Diese sind aber ausreichend rasche Dampfbildung, Lieferung trockenen Dampfes, d. h. Befreiung des Dampfes von mitgerissenen flüssigen Wasserpartikeln, fortwährende lebhafte Circulation des Heizwassers, kräftige Bekämpfung des Kesselsteins, Schonung der Heizflächen, Vorbeugung gegen Kesselexplosionsgefahr, Verminderung der Verbrauchsmaterialien. Gerade die verschiedenen sinnreichen Wege, welche eingeschlagen wurden zur Erzielung dieser Forderungen, verliehen den einzelnen Kesseln ihre so abweichende Ausgestaltung und ge-

reichten der ganzen Kesselsammlung zur besondern Zierde und Auszeichnung. Leider gestattet uns der Raum nicht, auf nähere Einzelheiten einzugehen. Nur ein Curiosum in dieser Beziehung möge Erwähnung finden. Um dem Publikum die volle Gefahrlosigkeit ihrer „Sectionalsicherheitskessel“ in augenfälliger Weise darzuthun, ließ die Firma Simonis und Lanz ihr Auskunftsbureau unmittelbar über den zwei im Betriebe befindlichen Dampfkesseln einrichten.

Kommen wir nun zu den eigentlichen Dampfmaschinen. Um dieselben für den elektrischen Betrieb geeignet zu machen, arbeitete man zuerst darauf hin, die Umdrehungsgeschwindigkeit ihrer Achse mit derjenigen des Ankers der Dynamomaschinen mehr in Uebereinstimmung zu bringen. Es waren nämlich die ersten Dynamomaschinen meist schnelllaufende. Da mit der Schnelligkeit der Drehung des Ankers im magnetischen Felde vor den Elektromagneten die wirksame elektromotorische Kraft und damit die Stärke des erzeugten elektrischen Stromes sich steigert, so suchte man durch große Drehgeschwindigkeit eine hohe Leistungsfähigkeit der Dynamomaschinen zu erzielen. Für derartigen Schnelllauf waren die Dampfmaschinen nicht eingerichtet, und so kam es zu einem Compromiß zwischen beiden. Während die Maschinentechniker auf der einen Seite anfingen, die Dampfmaschinen an schnelleren Lauf zu gewöhnen, ersannen auf der andern die Elektrotechniker Mittel und Wege, die Umdrehungsgeschwindigkeit in den Dynamos so weit als möglich herabzudrücken, ohne deren elektricitätserzeugende Wirkung zu beeinträchtigen. Hierzu sahen sich die letzteren auch aus dem Grunde veranlaßt, weil eine große Umdrehungsgeschwindigkeit der maschinellen Entwicklung der Dynamomaschinen sehr hinderlich im Wege stand. Sie gingen deshalb dazu über, die Zahl der Magnetpole und damit die einzelnen magnetischen Felder zu vervielfältigen; sie ließen die Größe und den Umfang der elektrischen Maschinen wachsen, dafür aber die Rotationsgeschwindigkeit abnehmen. Da der vielspulige Anker jetzt bei einer Umdrehung 10—60 magnetische Felder durcheilte statt 1—4, so konnte er auch 10- oder 15mal langsamer sich drehen, ohne an Stromstärke zu verlieren.

Da auf diese Weise Dampf- und Dynamomaschinenbauer sich entgegenarbeiteten, war die vollkommenste Anpassung beider Maschinen aneinander wenigstens von dieser Seite her nicht mehr gehemmt. Wie weit dieses Einverständniß heute schon erreicht worden ist, das bezeugte die Frankfurter Ausstellung durch den Umstand, daß mit wenigen Ausnahmen alle Dynamos unmittelbar mit den Dampfmaschinen verkuppelt, d. h. daß die drehenden Anker oder die drehenden sternartig angeordneten Feldmagnete

der Dynamos auf die Achse des Schwungrades der Dampfmaschinen aufgesetzt waren. Damit werden aber noch eine Reihe anderer Vortheile gewonnen. Es werden die Kraftverluste vermieden, welche bei einer Bewegungsübertragung durch Treibriemen immer auftreten, es wird ganz bedeutend an Raum gewonnen und der Bau vereinfacht. Welch ein unruhiges, Herz beklemmendes Durcheinander würde entstanden sein, welch eine Raumbeengung, welche Hemmung der Aus- und Uebersicht, sowie des Verkehrs, wenn die 40 thätigen Dampfmaschinen ihre Bewegung mittels schlotternder, schwirrender breiter Bänder auf die Dynamos hätten übertragen müssen! Nur wegen des Fortfalls der letzteren wurde es möglich, alles auf kleinem Raume zusammenzudrängen, ohne die freie Bewegung der Besucher zu hindern und ohne ihnen den Ein- und Ueberblick zu verkümmern; nur so war es möglich, dieses stattliche Heer arbeitender Maschinen zu einem gefälligen Ganzen zusammenzuordnen, das auf den Beschauer einen einheitlichen und behaglichen Eindruck machte. Nachdem heute außer langsam laufenden Dampfmaschinen auch schnell laufende in großer Auswahl geliefert (die Firmen Pokorny und Wittekind, Swiderski, Möller u. a. hatten solche ausgestellt) und andererseits neben schnell laufenden Dynamos ebenfalls langsam drehende gebaut werden (die großen Siemens'schen Dynamos machten bloß 100, zwei Helios-Maschinen nur 85 Touren in 1 Minute), dürften in Zukunft kaum noch Dynamos von mehr als 50 P. S. eingerichtet werden, welche des Vortheils einer solchen unmittelbaren Verkuppelung entbehrten.

Viel wichtiger als die gegenseitige Anpassung in der Tourenzahl war die Erzielung eines völlig gleichmäßigen und gesicherten Antriebes zur Drehung der Dynamos. Auch dieses ist mit überraschendem Erfolge erreicht worden. Die Maschinen der Ausstellung lassen eine Reihe der verschiedenartigsten Verbesserungen erkennen, welche den Dampf zwingen, seinen wirksamen Ueberdruck nicht allein gleichmäßig, sondern auch so vollständig als möglich in übertragene Bewegung umzusetzen. Alle lassen deshalb den Dampf mit Expansion arbeiten; statt eines Cylinders kommen mehrere Cylinder zur Verwendung, welche meist durch das Compound-receiver-System miteinander verbunden sind; Präcisionssteuerungen regeln das Zutreten und die Vertheilung des Dampfes im richtigen Moment und im richtigen Maß. Solide und exacte Ausführung der einzelnen Theile, Ausgleichung der bewegten Massen zur Verhütung unäquilibrirter Drucke auf Achse und Fundament, gedrängter Bau des ganzen Mechanismus schließen Erschütterung und Schwanken soviel als möglich aus.

Endlich gestatten mannigfaltige, zum Theil selbstthätige, zum Theil mit der Hand zu stellende Regulirvorrichtungen, den Gang der Maschine den jedesmaligen Umständen fein anzuschmiegen oder auch ganz zu hemmen.

Die größten Maschinen waren die 600pferdige, liegende Compoundmaschine von Pauksch, welche 125 Umdrehungen in der Minute machte und mit der großen Wechselstrommaschine der Firma Helios verkuppelt war, die stehende, dreicylindrige, 500pferdige Compoundmaschine von Kuhn, die mit 100 Touren in der Minute die Gleichstrommaschine von Siemens und Halske bewegte, und die stehende, zweicylindrige, 450pferdige Compoundmaschine der Maschinenfabrik Buckau, welche der Siemens'schen Wechselstromdynamo den Antrieb gab. Die nächstgrößten waren Compoundmaschinen mit 250 und 200 P. S., dann folgen mehrere 100pferdige. Die übrigen waren Modelle, deren Leistung zwischen 60 und 3 P. S. schwankte.

Gasmotoren waren 24 im Betrieb. Sie stammten zwar aus den Werkstätten 11 verschiedener Firmen, waren abweichend construirt und wurden zum Theil (12) mit Leuchtgas, zum Theil (4) mit Generatorgas (ein überall leicht zu erzeugendes Gemisch von Kohlenoxyd, Wasserstoff mit etwas Kohlensäure und Stickstoff), zum Theil (6) mit Petroleum, zum Theil (2) mit Benzin gespeist; sie entsprachen aber alle in so befriedigender Weise den ihnen zugemutheten Anforderungen, daß es uns scheinen will, sie haben während der Ausstellung den Beweis ihrer Ueberlegenheit über die Dampfmaschinen für alle jene Fälle erbracht, wo es sich um den Antrieb von Dynamos unter 50 P. S. handelt. Keiner der im Betriebe befindlichen Gasmotoren zeigte eine höhere Leistung als 30 P. S., obgleich man sie auch für Leistungen bis zu 100 P. S. baut. Welch hohen Ansprüchen der Gasmotor zu genügen vermag, davon zeugte in verblüffender Weise der 30pferdige Gasmotor der „Maschinengesellschaft München", welcher die Thomson-Houston'sche Gleichstromdynamo antrieb. Denn wohl wenige Maschinen werden sich, so wie es hier geschah, dazu verstehen, einer Dynamo das Vorgespann zu geben, die bei einer Leistung von 22 000 Voltampère 1100 Touren in der Minute zu machen hatte.

Die Ueberlegenheit der Gasmotoren über die Dampfmotoren in Fällen, wo es sich um mäßige Leistungen handelt, hat ihren Grund weniger darin, weil sie etwa einen regelmäßigern und sicherern Antrieb bewirken. Dieselbe ist vielmehr in der durchaus verschiedenen Art ihrer Kraftentfaltung begründet. Während in den Dampfmaschinen nur die langsam durch Wärmezufuhr zu weckende Spannkraft des Wassers verwerthet wird, ist in den Gasmotoren der Explosionsdruck eines rasch hintereinander ent-

zündeten Gemisches brennbarer Gase mit Luft das Treibende. Letztere bedürfen daher keiner langen Vorbereitung zum Betriebe, sie stehen jeden Augenblick dazu fertig da; sie verlangen keine Dampfkessel, keine wohl besorgten Heizanlagen. Ein kleines brennendes Flämmchen oder ein sehr einfacher elektrischer Zünder genügt, um die Verpuffung einzuleiten und dabei in einem Moment eine verhältnißmäßig große Druckkraft frei zu machen. Ein Gasmotor beansprucht sehr wenig Raum und braucht keine sehr feste Fundamentirung; er kann daher fast überall aufgestellt werden. Kesselexplosionen sind natürlich ausgeschlossen; die kleinen absichtlich hervorgerufenen Explosionen aber bieten keinerlei Gefahr. Es unterliegt daher auch der Gasmotor nicht wie die Dampfmaschine einer polizeilichen Aufsicht. Der Gasmotor arbeitet zudem sehr ökonomisch. Die im Gase, sei dieses Leuchtgas oder ein anderes gas- oder dampfförmiges Brennmaterial, disponible Spannkraft wird besser ausgenützt als in den besten Dampfmaschinen die Spannkraft der zur Dampferzeugung verbrauchten Kohlen. Das brennbare Gas eignet sich überhaupt seiner Natur nach viel besser zum Kraftantrieb als zur Beleuchtung. Denn seine hohe, beim Verbrennen freiwerdende Spannkraft wird dabei nur zum geringen Theil in Licht verwandelt. Dieser Umstand erklärt auch die paradoxe Erscheinung, daß eine geringe Menge von Leuchtgas, welches beim Betrieb eines Gasmotors verbraucht wird, um eine Dynamo zu treiben, durch die auf letztere übertragene Energie ein elektrisches Licht erzeugt, das 100- und 1000mal größere Lichtstärke besitzt, als die Flamme, welche dasselbe Gas durch unmittelbare Verbrennung geliefert hätte. Die Gasmenge endlich, welche ein Gasmotor verzehrt, verursacht nur geringe Kosten. Nach den genauen Ermittelungen in der Körting'schen Gasmotorenfabrik verlangte bei einer verhältnißmäßig kleinen Motorenanlage je 1 P. S. einen Gasaufwand für 1,6—2 Pfg. Das verbrauchte Gas war Generatorgas.

Die stoßweise Entfesselung der Druckkraft verursachte anfangs auch einen stoßweisen Antrieb und eine unangenehme Erschütterung der Maschine. Diese Unart wurde dem Gasmotor jedoch in kurzer Zeit abgewöhnt. Erst 1860 wurde er vom Franzosen Lenoir erfunden, 1864 erhielt er von Otto und Langen der Hauptsache nach seine heutige Einrichtung, die ihn praktisch verwendbar machte. Seither hat er in einer Frist von 25 Jahren sich zu einer Vervollkommnung emporgeschwungen, welche ihn, maschinell betrachtet, den besten Dampfmaschinen wenigstens ebenbürtig erscheinen läßt. Dank der geistreichen Combination der Maschinenbestandtheile und unter Zuhilfenahme der an der Dampfmaschine

gemachten Erfahrungen hat er eine Gleichmäßigkeit und Sicherheit des Ganges angenommen, wie man sie bei Dampfmaschinen nicht besser findet. Dabei gestattet er leichter als diese hohe Tourenzahlen und einfache Bauart. Hille's Gas- und Benzinmotoren gehören zu den einfachsten Motoren der Gegenwart.

Die elektrischen Stromerzeuger, die Dynamos, bildeten in der Maschinenhalle selbstverständlich den Hauptgegenstand und Hauptanziehungspunkt der elektrischen Ausstellung. Wenn sie in Bezug auf räumliche Ausdehnung auffällig gegen die Motorenanlagen zurücktraten, so konnte dieses nur dem Uneingeweihten unpassend erscheinen; in den Augen des Technikers diente dieser Umstand sofort zu ihrer Empfehlung. Durch verhältnißmäßig geringe Raumbeanspruchung übertreffen in der That die elektrischen Maschinen alle anderen, im Verhältniß zu ihrem Gewichte haben sie — mechanisch gemessen — eine größere Leistungsfähigkeit, als alle übrigen, wiewohl sie fast nur aus Eisen und Kupfer bestehen. Der Raum, den die Dynamos einnahmen, war allerdings geringer, als derjenige, den die Dampf- und Gasmotoren verlangten; doch stand auf jenem eine größere Zahl von Dynamomaschinen, als auf diesem Dampf- und Gasmotoren. Nur ein Theil der in der Halle ausgestellten Dynamos befand sich im Betrieb; allein schon dieser Bruchtheil ergab eine Leistung von etwa 3940 P. S., also nur wenig geringer als 3980 P. S., was die Leistung der sie antreibenden Motoren ausmachte.

Wenn wir uns anschicken, diese stromerzeugenden Dynamos Revue passiren zu lassen, so kommt es uns für dieses Mal nur darauf an, einen allgemeinen Gesammtüberblick über dieselben zu verschaffen und sie nur insoweit zu besprechen, als dieses zur Feststellung ihrer Beziehung zu den Dampf- und Gasmotoren erforderlich ist.

Keine der früheren elektrischen Ausstellungen konnte auch nur annähernd eine solche Fülle und Mannigfaltigkeit von Dynamos vor Augen führen, wie es die zu Frankfurt gethan. Zählen wir nur allein die Stromerzeugungsdynamos und sehen wir ganz ab von den ebenfalls zahlreich vorhandenen Elektromotoren, die sich nicht wesentlich von den stromgebenden oder Primär-Dynamos unterscheiden, so kommen wir auf die stattliche Zahl von 150, von denen gegen 120 in der großen Maschinenhalle ihre Aufstellung gefunden. Man sollte es kaum für möglich halten, daß nur zwei Jahre seit der letzten elektrischen Ausstellung zu Paris verflossen sind, wenn man auf den Reichthum der Formen und das Wechselvolle der Constructionen blickt. Jede Firma hat ihren eigenen Baustil

gewählt und denselben nach den verschiedensten Richtungen hin durchgebildet und ausgegliedert. Diese hohe Verschiedenheit in der Bauart, Dimensionirung und Zusammenordnung der Bestandtheile verräth eine bisher ungeahnte Geschmeidigkeit in der Anpassung des Dynamoprincips an die verschiedensten Verhältnisse. Während auf den vorausgegangenen Ausstellungen, auch noch auf der Pariser, die Gleichstrommaschinen das ganze Feld beherrschten, halten sich hier zum erstenmal Gleich- und Wechselstrommaschinen das Gleichgewicht. Damit wird klar die endliche friedliche Beilegung des langen Streites zwischen beiden Maschinenarten zum Ausdruck gebracht. Die meisten Firmen bauen heute beide Arten, und in den einzelnen in der Halle eingerichteten elektrischen Centralen standen beide nebeneinander im Betrieb, weil man in der letzten Zeit zur Erkenntniß kam, daß jedes System seine besonderen Vorzüge habe und für die eine Art von Verwendungen des elektrischen Stromes entschieden die Wechselstrommaschinen sich besser eignen, für andere Arten die Gleichstromdynamos. Bei mehreren Maschinen saßen Gleich- und Wechselstromdynamos auf einer und derselben Achse. Dieser Auf- und Umschwung ist wesentlich dem Umstande zu danken, daß es in der letzten Zeit gelang, auf Grund experimenteller und mathematischer Studien von den Gebrüdern Hopkinson, Kapp, Fröhlich, Clausius u. a. eine zuverlässige brauchbare Theorie der Dynamomaschine aufzustellen. Sie machte dem planlosen Probiren ein Ende und bot als sicherer Führer dem Erbauer der Maschine die Hand zur Vorausberechnung der nöthigen Materialien und Dimensionen, sowie zur Vorausbestimmung der vortheilhaftesten Anordnung der Theile. Damit wurde mit einem Schlage der Bau der Dynamos in neue Bahnen gelenkt, er begann — und mit ihm die ganze Elektrotechnik — eine wahre Blütezeit seiner Entwicklung und förderte, wie die zu Frankfurt ausgestellten Maschinen bekunden, Früchte in großer Menge und von guter Beschaffenheit.

Die Dynamos sind viel ökonomischer geworden, ihr Materialverbrauch, und damit ihr Preis, ist auf ein Dritttheil gesunken, ihre Größe hat man verzehnfachen gelernt, ihre Leistung von 100 auf 1000 und mehr Pferdestärken zu heben vermocht, ihren Wirkungsgrad bis 96 %, also wohl bis zur Grenze des Möglichen, hinaufgetrieben. Infolge von alledem hat sich aber auch die Elektricitätslieferung außerordentlich billiger gestellt. Die Zeit liegt gar nicht weit ab, in der man Edisons Tausendlichter-Dynamo mit 100 P. S. wie ein Wunder anstaunte, heute erregen 500-pferdige Maschinen nicht das geringste Befremden mehr. Man weiß solche Kolosse ebenso sicher in regelrechten Gang zu bringen, wie die Zwerge

von Handdynamos. Zu Frankfurt waren die größten die 600pferdige Wechselstrommaschine der Actiengesellschaft Helios und die beiden 500-pferdigen Dynamos von Siemens und Halske, die eine für Gleichstrom, die andere für Wechselstrom. Die nächstgrößten sind 200pferdig. Die übrigen steigen durch alle Zwischenstufen der Leistungsfähigkeit hinab bis zu solchen von Bruchtheilen einer Pferdestärke. Wenn nicht noch größere Maschinen zur Ausstellung kamen, so haben wir die Schuld davon wohl nur den Schwierigkeiten beizumessen, welche mit dem Transport und der provisorischen Einrichtung so riesiger Stromerzeuger nothwendig verknüpft sind. Erforderte doch schon der ringförmige Anker der Siemens'schen Wechselstrommaschine, der 4,6 m im Durchmesser hatte, ganz besondere Vorkehrungen zur Ueberführung von Berlin nach Frankfurt, so daß dadurch deren Aufstellung sehr verzögert wurde. In Wirklichkeit sind mehrere Dynamos im Betrieb, welche größer und leistungsfähiger sind als die Helios-Maschine. Die Wilson Aluminium Company hat sich eine Dynamo für eine Leistung von 770000 Voltampère, also über 1000 P. S., herstellen lassen. Dieselbe wiegt nur 272 Centner. Ferranti hat für London eine Wechselstrommaschine gebaut, die eine Energie von 4500 P. S. liefern soll. Ihr Spulenring hat einen Durchmesser von 13,7 m.

Des nähern den bunten Wechsel in der Ausgestaltung und Gliederung der Gleich- und Wechselstrommaschinen, all der zwei- und mehrpoligen, der Innen- und Außenpoldynamos, der Haupt-, Nebenschluß- und Compound-Maschinen zu schildern, würde uns viel zu weit führen. Wir bemerken nur: die Mannigfaltigkeit würde noch um vieles gewonnen haben, wäre die Ausstellung im wahren Sinne des Wortes eine internationale gewesen. Nur die deutschen und österreichischen Producte waren vollzählig vertreten, die ausländischen dagegen äußerst spärlich und sehr lückenhaft. Die paar fremdländischen Dynamos der beiden Firmen Woodhouse und Rawson, Thomson und Houston bewiesen durch ihren ganz auffällig abweichenden Charakter von der deutschen Waare, welch wechselvolleres Ausstellungsbild erzielt worden wäre, wenn Engländer, Amerikaner und Franzosen regern Antheil an derselben genommen hätten. Welch eine Abwechslung wäre nicht schon durch die eine neue Wechselstromdynamo des Amerikaners Tesla mit 384 Polen, mit 3000 Umdrehungen in der Minute und 20000 Stromwechseln in der Sekunde unter die aufgestellten Wechselstrommaschinen gekommen, die es nicht über 60 Pole und nicht über 200 Stromwechsel brachten!

Der Schwerpunkt des zu Frankfurt zur Wahrnehmung gebrachten Fortschrittes im Dynamobau liegt jedoch nicht in der glücklichen Weiter-

bildung und erfolgreichen Vervollkommnung dieser beiden längst bekannten Systeme der Gleich- und Wechselstrommaschinen. Es tauchte dort zum erstenmal ein ganz neues System öffentlich auf, das der Drehstrommaschinen. Sie bildeten den hellsten Glanzpunkt in der großen Parade der Dynamos. Während im Gleichstrom die Elektricität immer im gleichen Sinne und mit unmerklichem Auf- und Niederschwanken der Stromstärke aus der Drahtwicklung des Dynamoankers herausfließt, lösen sich im Wechselstrom fortwährend Strom und Gegenstrom ab, ändert der Strom nicht allein in gleichen Intervallen seine Richtung, sondern seine Intensität hebt sich dabei erst von Null zu einem positiven Maximum, sinkt dann durch den Nullpunkt zu einem negativen Minimum hinab, um wieder auf Null zu steigen und dieselbe Aenderung von neuem zu durchlaufen. Es folgen sich also im Wechselstrom volle Stromwellen. Gleich- und Wechselstrom verlangen nur ein Strombett. Im Drehstrom stürzt auch die Elektricität in Wellen aus der Maschine; es vollzieht sich aber das Hinauswogen in drei verschiedenen Strombetten von drei verschiedenen, um 120° voneinander abstehenden Stellen des Ankerringes aus. Diese drei Wellenzüge sind, und das ist wesentlich, asynchron, d. h. wenn der Wellenzug in der ersten Bahn mit dem positiven Maximum anhebt, so beginnt der zweite mit einer Wellenphase, die um $^1/_3$ Wellenlänge von der Phase des ersten Zuges abliegt, der Wellenzug in der dritten Bahn mit einer Wellenphase, die um $^2/_3$ Wellenlängen hinter derjenigen des ersten Wellenzuges sich befindet. Es ist also der Drehstrom eine ganz eigenthümliche Verbindung von drei gleichzeitig erzeugten Wechselströmen; man hat ihn deshalb auch mehrphasigen Wechselstrom genannt. Der Name Drehstrom wurde ihm gegeben, weil seine drei Zweigströme, in eine andere ähnliche Maschine geleitet, in dieser das magnetische Feld fortwährend um eine Axe drehen. Der Drehstrom hat nicht bloß die werthvolle Eigenschaft, mit größter Leichtigkeit zum Gleichstrom sich machen zu lassen, sondern bietet auch ganz besondere Vortheile für Verwendung des elektrischen Stromes zur Kraftübertragung. Außerdem sind die Drehstrommaschinen einfacher in ihrem Bau als die Gleich- und Wechselstromdynamos. Fünf Firmen hatten verschiedene Modelle von Drehstromdynamos ausgestellt, die sofort wieder eine Vorstellung gaben von der hohen Plasticität der Drehstrommaschine für Annahme wechselnder Gestalten. Da wir gedenken, später die Wirkungsweise der Dynamos überhaupt und der Drehstrommaschinen im besondern eingehender zu behandeln, so mögen diese kurzen Andeutungen für diesmal genügen.

Wenden wir uns jetzt zur Besprechung der Beziehungen der elektrischen Stromerzeuger zu den Dampf- und Gasmotoren.

Die bisherigen Mittheilungen haben schon gezeigt, daß die Dynamos als Maschinen den Dampf- und Gasmotoren weit überlegen sind. Denn bei geringerem Materialverbrauch, bei beschränkterer Raumeinnahme, bei einfacherer Bauart zeigen sie eine nahezu ideale Leistungsfähigkeit, indem sie 96 % von der auf sie übertragenen mechanischen Energie in Form von elektrischer zur Verfügung stellen. Aehnlich der Biegsamkeit des weichen Kupferdrahtes, welcher ihr Lebenselement bildet, bekunden die Dynamos eine Ausgestaltungs- und Entwicklungsfähigkeit, die wir bei Dampf- und Gasmotoren vergebens suchen. In ihrem Haupt- und Kernpunkte haben diese eine Starrheit bewiesen, gleich dem Stahl, dessen sie sich zur Bewegungsübertragung bedienen. Dieser Punkt, der ihr Wesen ausmacht, hat sich noch nicht weiter entwickelt. Auch heute noch läßt man gerade so wie damals den Ueberdruck des Dampfes dadurch bewegend wirken, daß man den Dampf abwechselnd auf die eine oder die andere Seite des Kolbens im Dampfcylinder treten läßt. Alle späteren Verbesserungen betreffen Nebensächliches und zielen nur darauf ab, daß dieses einförmige Hin- und Hergehen des Kolbens genauer regulirt und ökonomischer ausgeführt werde. Wohl hat man sich viele Mühe gegeben und auch wirklich schon Maschinen gebaut, um durch den Dampfdruck unmittelbar Drehbewegung hervorzubringen, bis heute jedoch ohne sichern Erfolg. Wie ganz anders nimmt sich dagegen die Formenfülle aus, unter der die Verwirklichung des einfachen Dynamoprincipes, die Drehung von Kupferdrahtspiralen im magnetischen Felde der Elektromagneten, uns heute entgegentritt! Und doch sind kaum 20 Jahre verflossen, seitdem Werner von Siemens dieses Princip in die Elektrotechnik eingeführt hat. — Dampf- und Gasmotoren besitzen nur die eine Wirkungsweise des mechanischen Antriebes, und dieses wieder nur in Bezug auf nahe Gegenstände. Die Dynamomaschinen aber liefern Energie, die je nach Belieben als Elektricität, als mechanische Triebkraft, Wärme, Licht, chemische Umwandlungskraft gebraucht werden kann, und zwar nicht allein in unmittelbarer Nähe, sondern in jeder beliebigen Entfernung. — Während die Dampfmaschine, in kleinem Maßstabe ausgeführt, nicht sonderlich leistungsfähig ist, versagt der Gasmotor, wenn er groß angelegt wird. Die Dynamos fügen sich in jede Größe.

Der Leser lasse sich durch das Gesagte nicht verleiten, den Werth der Dampf- und Gasmotoren zu unterschätzen. Denn die Dynamos bieten uns nur deshalb so vielen Nutzen, weil wir sie mit Dampf oder Gas

in Bewegung setzen können. Die Elektricität sprudelt nicht wie Wasser aus der Erde, sie wird uns auch nicht wie die Wasserkraft durch von selbst erfolgende Naturprocesse umsonst in den Schoß geworfen. Denn den Blitz können wir wohl einfangen, aber ihn noch nicht vor unsere Maschinen spannen, und selbst, wenn wir dieses vermöchten, so würde dieses unzuverlässige Vorgespann der Technik wenig nützen. Elektrische Ströme können wir uns allein durch anhaltende Verwandlung irgend einer Energieform in Elektricität verschaffen. Es gibt nun allerdings mehrere solcher constanten Elektricitätsquellen, keine derselben hat sich aber für den elektrischen Betrieb im großen als vortheilhaft bewährt, außer der Umformung mechanischer Energie in elektrische vermittelst des dynamoelektrischen Processes. Zur Entnahme der hierzu erforderlichen mechanischen Energie sehen wir uns nun, so wie die Dinge heute noch liegen, in den meisten Fällen auf die Dampf- und Gasmotoren angewiesen. Einen klaren Beweis hierfür gab die Frankfurter Ausstellung selbst. Mit der einen Ausnahme der Lauffener Kraftübertragung wurden alle übrigen elektrischen Leistungen durch Dampf und Gas eingeleitet. Von den zu Anfang 1891 gezählten 48 440 feststehenden Dampfmaschinen mit 1 718 281 P.S. und von den 13 424 Locomobilen mit 128 130 P. S. im Königreich Preußen dienten 983 Maschinen mit 49 489 P. S. der Darstellung des elektrischen Stromes. In Amerika betrug allein schon im Staate Massachusetts die Zahl der für elektrischen Betrieb thätigen Dampfmaschinen im Jahre 1890 248 mit 30 199 P. S. gegen 199 Maschinen mit 19 307 P. S. im Jahre vorher. Wiewohl bei der Verwandlung der mechanischen Energie in elektrische immer mehrere Procent verloren gehen, so ist diese Verwandlung doch wegen der allgemeineren, leichteren und bequemeren Verwendbarkeit, wegen der Möglichkeit ihrer Fortleitung in die Ferne auch an Stellen, wohin Dampf- und Gasmotoren nicht gebracht werden können, noch immer eine sehr vortheilhafte. Insofern freilich, als der Dampfmotor und der Gasmotor selbst ihrer Natur nach nur mit großer Energievergeudung arbeiten, ist der Betrieb der Dynamos mit Dampf und Gas natürlich auch unökonomisch. Wenn es hoch kommt, liefern die besten Dampfmaschinen nur 8 % des Heizwerthes der Kohlen und die Gasmotoren 11 % des Verbrennungswerthes des Leuchtgases als mechanische Arbeit wieder.

Sehr groß war ohne Zweifel die Betriebskraft von 3700 P. S., welche in jeder Sekunde von den Dampfmaschinen zu Frankfurt an die Dynamos abgeliefert wurden, 10mal größer aber auch diejenige, welche die Kohlen beim Verbrennen unter den Dampfkesseln zur Verfügung stellten; volle $^{9}/_{10}$,

also 33300 P. S. gingen jede Sekunde durch den Schornstein und die Auspufferröhren nutzlos verloren. Bedenkt man nun, welch kolossale Haufen von Kohlen Tag für Tag von den gefräßigen Rachen der Feuerherde verschlungen wurden, welch enormen Verlust an nutzbarer Energie veranlaßten dann allein schon die wenigen Dampfmaschinen in den fünf Monaten ihres Betriebes während der Ausstellung! Dieser Umstand macht es auch begreiflich, weshalb die Techniker so eifrig danach trachten, Mittel und Wege zu ersinnen, um die Wärme unmittelbar ohne Dazwischenkunft des Dampfes in Elektricität zu verwandeln. Edison hat bereits 1887 derartige „pyromagnetische" Motoren gebaut; schon vor ihm haben Berliner, Thomson und Houston, auf dasselbe Princip elektrische Stromerreger und Motoren zu gründen versucht. Doch leider blieben diese Versuche bis heute ohne praktischen Erfolg. Auch die längst bekannten Thermosäulen, welche Anwendungen des gleichen Principes sind, liefern noch nicht das gewünschte Ergebniß und passen nicht für die elektrische Großtechnik. Trotz alledem dürfte es nicht allzu lange dauern, bis die Bemühungen nach dieser Richtung ans Ziel gelangen. Damit wäre man dann auch dem Hauptideal der Elektrotechnik, die Sonnenstrahlen unmittelbar in Elektricität zu verwandeln, sehr nahe gerückt. Sobald man aber diese Verwandlung zu bewirken vermag, braucht man sich um das bedenkliche Zusammenschmelzen der Kohlenvorräthe der Erde und um ein Versiegen der Petroleumquellen Asiens und Amerika's nicht weiter zu bekümmern. In dem aufspeicherbaren Energievorrath der Sonnenstrahlen ist dann auf unabsehbare Zeiten für Wärme, Licht und Bewegung in ausreichendem Maße gesorgt. Dieses ist jedoch nichts als eine schöne Hoffnung. Schaden kann es daher nicht, wenn man darauf Bedacht nimmt, unsere Kohlenvorräthe dadurch zu sparen, daß man die Wasserkräfte mehr als bisher vermittelst der Elektricität zur Deckung unseres Kraft-, Licht- und Wärmebedarfs heranzieht. Daß der Bund der Elektricität mit Wasser heute sich viel ökonomischer gestaltet als derjenige mit Dampf und Gas, ist eines der Hauptergebnisse der Ausstellung zu Frankfurt. Wir werden über diesen Bund demnächst handeln.

L. Dressel S. J.

Lady Georgiana Fullerton.

Die ausgezeichnete Frau, deren Andenken die folgenden Zeilen gewidmet sein sollen, zählt einerseits zu jenen begabten Schriftstellerinnen, welchen es gelang, selbst neben Dickens, Bulwer und Thackeray sich die vollste Aufmerksamkeit und Anerkennung der britischen Lesewelt zu erwerben, andererseits zu jenen hochbegnadigten Persönlichkeiten, welche eine auffallende Führung der Vorsehung dazu berief, nach dreihundertjähriger Trennung und Verfolgung eine neue Blüte des katholischen Lebens in England zu erwecken. Der literaturgeschichtliche wie der kirchengeschichtliche Gesichtspunkt würde deshalb Stoff zu einer ausführlichen Darstellung bieten. Wir müssen uns indes begnügen, nach beiden Seiten hin einige Hauptmomente hervorzuheben und unsere Leser dadurch anzuregen, in den Schriften[1], wie in der Lebensbeschreibung[2] Lady Fullertons sich selbst eine eingehendere Kenntniß ihrer Leistungen und Verdienste zu verschaffen.

1.

Als Enkelin des Marquis von Stafford von väterlicher Seite, des Herzogs von Devonshire von mütterlicher Seite war Georgiana Charlotte Leveson Gower mit den höchsten Adelsgeschlechtern Großbritanniens, den Herzogen von Norfolk, Beaufort, Sutherland, Westminster, Argyle und Leinster, den

[1] Alle ihre bedeutenderen Werke (21 Bände) sind in die Collection of British Authors, Tauchnitz Edition (Leipzig), aufgenommen; ebenso sind sie ins Deutsche übersetzt, und mehrere sind zu 3 bis 4 Auflagen gelangt:

Ellen Middleton (übersetzt von Schuster), Frankf. a. M., Oehler, 1849. Dass., Köln, Bachem, 1869; 2. Aufl. 1877. — Grantley Manor (H. Brinckmann), Köln u. Neuß, Schwann, 4 Aufl. 1849. 1857. 1866. 1882. — Lady Bird (H. Brinckmann), das. 4 Aufl. 1854. 1859. 1872. 1883. — Franziska Romana (G. Schündelen), Köln, Bachem, 1853; 3. Aufl. 1870. — Laurentia (F. X. Hahn), Regensb., Manz, 1862; 3. Aufl. 1873. Dass., Wien, Mechitaristen, 1862. — Rosa Leblanc, Freiburg, Herder, 1861. Dass. (C. Braun), Regensb., Manz, 1865. — Ein stürmisches Leben, Münster, Russel, 1868; 2. Aufl. 1876. — Marienrose oder der Brand von London, Kinderschauspiel, Mainz, Kirchheim, 1868. — Unglaublich und doch wahr (Olga v. Leonrod), Köln, Bachem, 4 Aufl. 1865. 1867. 1872. 1886. — Die Helferinnen der armen Seelen, Münster, Aschendorff, 1870. — Luise de Carvajal, Köln, Bachem, 1874. — Mrs. Geralds Nichte, Münster, Russel, 1871; 2. Aufl 1880. — Constanze Sherwood, Mainz, Kirchheim, 1875. — Die Tochter des Notars (Paula Ried), Köln, Bachem, 1878, 2. Aufl. 1887. — Ein Wille, ein Weg (Josephine Flach), Köln, Bachem, 1882;

[2] Lady Georgiana Fullerton, sa Vie et ses Oeuvres. Par Mme Augustus Craven, née La Ferronays, Paris 1887. — Life of L. G. F., from the French of Mrs. Augustus Craven. By Henry James Coleridge S. J., London, Bentley & Son, 1888.

Earls von Carlisle, Harrowby und Ellesmere, ganz nahe verwandt. Ihr Vater Lord Granville Leveson Gower wurde 1815 Viscount Granville, 1833 Earl Granville und Baron Leveson, ihre Mutter war Lady Harriet Cavendish. Als zweites Töchterchen wurde sie am 23. September 1812 auf dem Landsitz Tixall Hall geboren, den die Familie vorübergehend gemiethet hatte, der aber einer alten katholischen Familie gehörte. Als kleines Kind schon kam sie nach Paris, lebte mit ihrer ältern Schwester (der spätern Lady Rivers) einige Zeit in Neuchatel, während die Eltern in Italien reisten, und wurde dann nach Tixall Hall und London zurückgebracht. Zum Gesandten im Haag ernannt, nahm der Vater 1824 die ganze Familie mit in die niederländische Residenz. Im folgenden Jahre erhielt er den Gesandtschaftsposten in Paris und zog mit Frau und Kindern hinüber in diese Weltstadt. Die Kinder erhielten eine fromme und sehr sorgfältige Erziehung im stillen, häuslichen Kreis, doch wurden sie auch dann und wann in die große Gesellschaft mitgenommen und thaten manchen Blick in den glänzenden Schimmer der hohen großstädtischen Welt. Bei dem jährlichen Kinderball, der in Carlton House Palace gegeben wurde, wiegte einmal König Georg IV. selbst die Kleine auf den Knieen, als diese ihm rund erklärte, sie könne jetzt nicht bei ihm bleiben, sonst verliere sie einen Tanz. Das erste Theaterstück, dem sie beiwohnte, war „Die Belagerung von Londonderry". Ihr jüngerer Bruder, der spätere Minister Lord Granville, damals fünf Jahre alt, war auch dabei. Als für die Belagerten Brod herbeigebracht wurde und der Chor noch immer zu singen fortfuhr, rief der praktische Kleine laut ins Publikum hinein: „Warum singen sie denn weiter und essen ihr Brod nicht?" Die Erinnerung an eine holländische Kirmeß, an die große Orgel in Haarlem und an den „Freischütz", die erste Oper, welche sie in Amsterdam hörte, war der Lady in späten Lebensjahren noch geläufig. In Paris kam sie mit ihren Geschwisterchen an den Hof, und die kleinen Engländerinnen gefielen der Herzogin von Angoulême so gut, daß sie zur Mutter sagte: „Vos filles sont si gentilles, on les prendrait pour de petites Françaises." Die Herzogin von Berry ließ sie mit ihren Kindern spielen, mit Mademoiselle, der spätern Herzogin von Parma, die damals fünf Jahre zählte, und mit dem vierjährigen Herzog von Bordeaux. Dieser war recht artig und fühlte sich sehr geschmeichelt, unter den Augen der kleinen Dämchen mit seinen Liliputkanonen eine Festung zu stürmen. Nicht so artig betrug sich der Prinz von Joinville, der von seiner Mutter, der Herzogin von Orleans, den Auftrag erhielt, den Besucherinnen einen Teller voll Pflaumen anzubieten. Er warf ihnen die Pflaumen vor die Füße und rannte zum Zimmer hinaus, während die Herzogin ihm nachrief: „Joinville! Joinville! Das werd' ich deinem Lehrer sagen!" Bei einem Kinderball im Palais Royal führte der Herzog von Orleans, bald danach König Louis Philipp, die kleine Georgine zum Buffet und fragte sie, was sie wünsche. Sie sah auf einen Teller mit Compot hin und sagte laut: „des pommes"; er verstand sie nicht, ließ ihr Kartoffeln kommen und sagte zu der Mutter, die eben hinzutrat: „Je suis désolé, Madame, vos filles ne veulent manger que des pommes de terre." Bei einem spätern Ball, als sie etwa 14 bis 15 Jahre alt war, wurde sie von dem ungefähr gleich-

alterigen Grafen von Montalembert zu einem Tanze eingeladen, den man Grand Père nannte und der viel Anstrengung heischte. Sie war etwas erkältet und wollte ablehnen: „Nein, nein!" erwiederte er, „sonst finde ich keine Tänzerin mehr!" „Der erste Eindruck," erzählte sie, „den ich von meinem lieben, frommen Freund in späteren Jahren erhielt, war, daß ich ihn für einen recht selbstsüchtigen Knaben hielt."

Solche Bälle, Feste und Besuche waren indes nicht gerade häufig. Gewöhnlich führten die beiden Mädchen ein ziemlich einförmiges Leben unter Aufsicht ihrer Gouvernante Eda, wie das ziemlich ernste und strenge Fräulein Eward genannt wurde. Georgiana war ein sehr lebhaftes, lernbegieriges Kind. Die liebsten Stunden waren ihr, wenn die Mutter selbst mit ihr Poesie las: Shakespeare's historische Stücke, Thomsons Jahreszeiten, ausgewählte Gedichte von Cowper und Walter Scott. Auch den Katechismus und die Kirchengebete lernte sie eifrig, welche ebenfalls die Mutter selbst jeweilen Sonntags abhörte. Englisch und Französisch wurden gleichzeitig gelernt; in Paris trat früh das Italienische hinzu, in welchem die Kinder von einer Gräfin Galvani unterrichtet wurden. Sie lasen mit ihr die melodischen Stücke Metastasio's, welche sie mit allerlei romantischen Ideen erfüllten, und mit 14 Jahren wußte Georgiana ganze Stücke des „Befreiten Jerusalem" auswendig. Während in Bezug auf englische Literatur große Strenge herrschte, durfte Georgiana den ganzen Racine und Molière lesen. Nach französischen und italienischen Vorbildern richteten sich dann die ersten poetischen Versuche der künftigen Dichterin. Sie war 17 Jahre alt, als die Gouvernante, unter deren Obhut sie fast diese ganze Zeit hindurch gestanden, entlassen wurde. Die beiden Schwestern traten jetzt als junge Damen in die Welt ein. Kleinere und größere Reisen wechselten mit idyllischem Aufenthalt auf dem Lande, Besuche auf den Schlössern der hohen verwandten und befreundeten Adelsgeschlechter mit Gesellschaften und Vergnügungen in London. Chatsworth, das Landschloß ihres Onkels, des Herzogs von Devonshire, mit seiner herrlichen Landschaft, den prächtigen Wäldern, den ungeheuren Gärten, dem lieblichen Bach, der sich den Zweimeilenweg entlang wand, und dem Haus und der Galerie mit ihren Gemälden, Zeichnungen und Statuen — erschien ihr wie ein Paradies. Der Onkel, ein herzensguter und fröhlicher Mann, war es, der ihren ersten großen Kummer beseitigte.

Denn fast gleichzeitig mit ihrer ältern Schwester traf sie mit 20 Jahren schon ihre Wahl. Der Auserkorene, Mr. Fullerton, war der Erbe ansehnlicher Besitzthümer in Gloucestershire und in Antrim (Irland), hatte eine vorzügliche Erziehung genossen in Eton, wo er in seinem Curs nächst Gladstone als der beste Schüler galt, und war dann bei den Garde-Grenadieren eingetreten. Allein augenblicklich lebte sein Vater noch und konnte, da er für mehrere andere Kinder zu sorgen hatte, seinen Aeltesten vorläufig nicht so ausstatten, wie Lord Granville es für den Bräutigam seiner Tochter erwartete und verlangte. Es setzte schwere Tage bangen Harrens und Herzeleides ab, bis sich der wohlwollende Herzog von Devonshire ins Mittel legte und dem Brautpaar eine entsprechende Aussteuer sicherte. So konnte Lady Georgiana am 13. Juli

1833 in Paris ihre Hochzeit feiern. Im folgenden Sommer war sie, erst 21 Jahre alt, die Mutter eines hoffnungsvollen Knaben. Mr. Fullerton trat aus seinem Regiment und übernahm den Posten eines Attaché bei der französischen Gesandtschaft, welche abermals Lord Granville übertragen worden war. So lebte das junge Ehepaar die ersten Jahre bei den Eltern in Paris. Fullerton verband die Festigkeit und Arbeitsamkeit eines tüchtigen Mannes mit der harmlosen Fröhlichkeit eines Kindes. Die junge Frau fühlte sich ganz überglücklich.

2.

In freundlichem Stillleben strichen so die Jahre dahin. Als Lord Granville im Herbst 1841 unter dem neuen Ministerium Peel von seinem Gesandtschaftsposten abtrat, zog Mr. Fullerton mit seiner Frau zuerst nach Cannes, dann nach Nizza. Im Jahre 1842 folgte eine Reise durch Deutschland, dann ein längerer Aufenthalt in Italien, das beide schon einmal (1835) gemeinsam besucht hatten. Auf der ersten italienischen Wanderfahrt hatten die großartigen Erinnerungen dieses Landes, katholische Kunst, katholischer Gottesdienst und katholisches Volksleben Georgiana mächtig angezogen, auf der zweiten klangen diese Eindrücke nur noch gedämpft nach. Anders war es bei ihrem Gatten; was ihn bei der ersten Reise so anmuthend berührte, das studirte er bei der zweiten ernster und gründlicher, ohne seine fortschreitende innere Umwandlung nach außen kundzugeben. Selbst seine Gattin weihte er nicht in dieselbe ein. Während sie das weltliche Rom studirte und aus Rücksicht auf ihre Eltern kaum eine Kirche zu besuchen wagte, was sie in Paris oft und gern gethan, weilte er Stunden lang an Stätten der Andacht, verkehrte mit Katholiken, besonders mit dem Vicomte de Bussière, der Zeuge der merkwürdigen Bekehrung Alphons Ratisbonne's gewesen, und ließ sich von ihm in seinen religiösen Untersuchungen leiten. Am 23. April 1843 trat er in den Schoß der katholischen Kirche zurück, zwei Jahre bevor die Conversion Dr. Newmans eine so tiefe Bewegung in England hervorrief. Erst jetzt verständigte er seine Gattin von dem bereits gethanen Schritt und rief sie dadurch aus den schönen Träumen ihres Gefühlslebens in den tiefen Ernst der Wirklichkeit zurück, welche nunmehr auch an sie die Frage eines praktischen Entscheids richtete.

Sie war unterdessen Schriftstellerin geworden. Nicht Eitelkeit, nicht Ruhmbegierde, auch nicht die bloße Neigung des vorhandenen Talentes hatte sie dazu gemacht. Diese zeigte sich allerdings darin, daß sie, von der Poesie mächtig angezogen, früh in gebundener und ungebundener Rede zu schreiben begann. Sie war kaum 15 Jahre alt, als ihre Gouvernante sie an dem I. Gesang eines großen Gedichtes überraschte, das eine mittelalterliche Liebesgeschichte mit Rittern und Troubadouren zum Gegenstand hatte. Ganz entsetzt rief die Gouvernante aus: „Je n'aurais jamais cru qu'une de mes élèves écrirait un roman avant d'avoir quinze ans!“ Aber erst der Wunsch, mehr Mittel zu wohlthätigen Zwecken zu erlangen, als ihr Vermögen bot, trieb sie (1841) dazu an, einen ihrer poetischen Versuche in den Druck zu geben. Es war die Uebersetzung eines balladenartigen Gedichtes des Gascogners Jasmin,

das später auch an Longfellow einen nicht weniger gewandten Uebersetzer fand: „Das blinde Mädchen von Castell Cuillé“. Das Gedicht, an sich schön und ergreifend, ein echtes Stück Volkspoesie, zugleich eine merkwürdige Probe neuer südfranzösischer Dialektdichtung, übersetzt von der Tochter eines französischen Gesandten, war eine anziehende Novität und fand sofort Aufnahme in der eben gegründeten Zeitschrift „Bentley's Miscellany“. Der Verleger gab 12 Guineen (252 Mark) Honorar. Als aber die Verfasserin alsbald ein neues Gedicht einsandte, bedeutete er ihr, daß Prosa besser zöge als Verse und daß sie deshalb ihr offenbar vorhandenes Talent vortheilhafter nach jener Richtung entwickeln könnte. Mochte sie das auch verdrießen, so folgte sie doch dem buchhändlerischen Rathe. Auf jenem Briefe Bentley's in ihrem Nachlaß fanden sich, von ihrer Hand geschrieben, die Worte: „Heute begann ich Ellen Middleton.“ [1]

Zwei Jahre arbeitete Lady Fullerton an diesem ihrem Erstlingsroman; dann unterbreitete sie das Manuscript zwei der bedeutendsten Männer Englands, dem berühmten Parlamentsredner Lord Brougham und dem Secretär des Geheimen Rathes Mr. Charles Greville, einem Enkel des Herzogs von Portland. Beide waren Freunde ihres Vaters und nahmen an ihrer Arbeit das größte Interesse; der zweite war zudem Hausfreund der Familie und kannte sie von ihren Kinderjahren an. Beide studirten die Erzählung mit der größten Genauigkeit und schrieben ganze Briefe voll Bemerkungen darüber. Lord Brougham hätte die Verfasserin beinahe in Verwirrung gebracht; denn wenn er auch die vorhandenen Fehler für „Sonnenflecken“ erklärte und im Verlauf des Romans derselben immer weniger vorfand, wußte er doch über die „Armseligkeiten des Ausdrucks“ (miseries of diction) erschrecklich viel zu sagen. Er griff auch die Verwicklung selbst an, indem er nicht begreifen konnte, „wie ein Mann gleich Henry“, so voll Ehrgefühl und Furcht vor Schande, daß er die Nichtbezahlung einer Ehrenschuld nicht ertragen konnte, fähig sein sollte, 3500 Pfd. St. zu stehlen, sicher, dafür entehrt und gehängt zu werden. Auch den Charakter Eduard Middletons stellte er in Frage und knüpfte daran die Lehre: „Seien Sie überzeugt, daß das Rührendste stets das Einfachste ist. Ich habe nie eine Wirkung auf ein Auditorium ausgeübt, außer durch die einfachsten Gedanken und die einfachste Ausdrucksweise.“ Besonders anstößig war es Lord Brougham, daß Lady Fullerton in ihrem Roman dem Priester die Macht der Sündenvergebung beilegte und die wirkliche Gegenwart Christi im heiligsten Altarssacrament annahm. Das erstere nannte er höchst unhöflich rank Popery — ranzige Päpstlerei; das andere bezeichnete er geradezu als Heidenthum.

Mr. Charles Greville waltete seines Censoramtes nicht weniger ernst, aber milder und rücksichtsvoller. Ihm schenkte die Verfasserin deshalb ihr volles Vertrauen und übergab ihm auch die Bemerkungen Lord Broughams zur Begutachtung. Er war mit diesem einverstanden, daß das Einfache durchweg am rührendsten sei, fügte aber bei, daß glühende Beschreibungen am rechten Ort ebenso tief ergreifen, und daß unter Umständen die erhabenste Sprache ohne jede Uebertreibung angewandt werden kann. Den Stil des Romans fand

[1] Ellen Middleton. A Tale. London 1844, 3 vols.

er durchaus einfach genug. Auf Verbesserung und Glättung des Ausdrucks verwandte er aber die gewissenhafteste Sorgfalt und las zu diesem Zwecke Dichter und Prosaiker nach. Er gab das Manuscript zur Einsicht an eine sehr fein gebildete und auf dem Gebiete des Romans äußerst belesene Dame Adelaide Sartoris (geb. Kemble), welche erklärte, seit Jahren nichts so Treffliches gelesen zu haben; nur tadelte sie einzelne Wendungen und Ausdrücke, fand da und dort einen Gedanken etwas gezwungen, die Sprache aufgedunsen und einzelne schöne Stellen dadurch verdorben, daß sie zu weit ausgesponnen wurden. Greville schloß sich diesem Urtheil an; gegen die theologischen Bedenken Lord Broughams aber nahm er den Roman aufs entschiedenste in Schutz: „Ich weiß nicht recht, was er unter Heidenthum versteht", so schrieb er an Lady Fullerton. „Was seine Sticheleien über die Lehre der priesterlichen Lossprechung und diejenige der wirklichen Gegenwart betrifft, so ist mir letztere immer als eine rein thatsächliche Frage erschienen — ob nämlich in Bezug auf einige Schriftstellen die katholische oder die protestantische Erklärung die richtige ist ... Diejenigen, welche an dieses Geheimniß glauben, glauben auf eine göttliche Autorität hin in Widerspruch und Gegensatz zum klaren Zeugniß ihrer Sinne. Das ist eine Probe des Glaubens; wären die Accidenzen sinnenfällig verändert, so wäre gar keine Prüfung des Glaubens vorhanden. Angenommen, Jesus Christus hätte diese Lehre in so klaren Ausdrücken vorgetragen, daß man gar nicht darüber zweifeln oder daran herumdeuteln könnte, er hätte sie in den ausdrücklichen Worten der (Römischen) Kirche auseinandergesetzt, gut, dann würde die ganze christliche Welt sie angenommen und als eine selbstverständliche Sache geglaubt haben, wie sie alle früheren Wunder und alle Geheimnisse (Dreifaltigkeit, Unbefleckte Empfängniß, Menschwerdung u. s. w.) glaubte, welche beide Kirchen anerkennen.

„Was dann die Absolution betrifft — wer setzt denn voraus, daß irgend ‚ein bloßer Mensch für sich die Gewalt hat, anderer Menschen Seelen zu retten'? Niemand kann Sünden nachlassen oder Seelen retten, außer der Allmächtige. Aber der Priester ist seinem Dienste geweiht und erhält unter gewissen Ceremonien eine göttliche Vollmacht, und Gott ‚hat ihm Macht und Auftrag gegeben, seinem wahrhaft reuigen Volke Nachlaß und Vergebung ihrer Sünden anzukünden und auszusprechen'. Das scheint mir das Amt des Priesters zu sein, seine Pflicht und seine Macht. Und das ist die Lehre der Kirche von England, deren Mitglied, meine ich, Brougham doch sein will."

So behielt der Roman seine tief religiöse, nahezu katholische Färbung. Bei der Correctur jedoch sah Greville Bogen für Bogen nach und leistete der Verfasserin durch seinen Rath die besten Dienste. Als das Buch im Frühjahr 1844 erschien, machte es nicht nur ein ungeheures Aufsehen, sondern gewann der Verfasserin in allen Kreisen Freunde und Verehrer.

„Ellen Middleton ist sicherlich sehr schön!" So schrieb die Positivistin Miß Harriet Martineau, selbst eine der gewandtesten Schriftstellerinnen Englands, an den Verleger Moxon. „Ich möchte etwas über die Verfasserin wissen, obwohl das Buch schon vieles offenbart. Wenn sie, wie ich aus einigen Zügen gegen den Schluß hin abnahm, im Stande ist, uns Charaktere und

Ereignisse von sittlicher Frische und Liebenswürdigkeit zu geben, so ist sie ein Genie hohen Ranges; denn über ihre Gewalt, die Leidenschaft zu schildern, kann nach diesem Buch nie mehr ein Zweifel walten. Es ist überdies reich. Man wird nicht nur von einem Strom der Leidenschaft dahingerissen, sondern praktische Leute (die selbst Schriftsteller sind) werden mitten im Drang der fortschreitenden Handlung durch die verschwenderische Menge von Schönheiten überrascht, welche neben dem Weg hingestreut sind. Das ist ein Grund, weshalb ich mich freue, das Buch zu haben. Ich kann einzelne Theile wieder lesen."

Ein noch viel höheres Lob spendete dem Roman der noch lebende Staatsmann W. E. Gladstone, damals Präsident des Handelsamtes und Mitglied des Cabinets. Er sagte in der „English Review":

„Ueber das eminent vorzügliche und eminent weibliche Werk, das uns vorliegt, können wir behaupten, daß es von allen religiösen Romanen, die wir je gesehen, mit dem schärfsten religiösen Zweck am wenigsten directen religiösen Unterricht verbindet; es macht am wenigsten Kraftanstrengung und hat die größte Kraft; es ist am wenigsten lehrhaft, am meisten lehrreich. Es führt in der That eine erschütternde Moral durch; und lebten wir in einem Zeitalter empfindlicher und zarter Gewissen, an Selbsterforschung gewöhnt und ernstlich darauf bedacht, die inneren Herzenskammern des Menschenherzens zu reinigen, welche zur Wohnstätte des Erlösers bestimmt sind, so wäre zu fürchten, es möchte hier und dort allzu tiefe und scharfe Wunden hervorbringen. Aber unsere Schriftstellerin hat es mit einem starren und abgehärteten Gemüthszustande des Publikums zu thun, und sie darf es wohl wagen, es etwas zu erregen und aufzurütteln. ... Sie hat das angegriffen, was nach unserer Ueberzeugung die Haupttäuschung unserer Zeit und unseres Landes ist, und sie hat uns in Form einer Parabel und durch ein schreckendes Beispiel gezeigt, daß alle, welche den Verfall des sittlichen Lebens in sich selbst vermeiden wollen, die Keime der Sünde durch die schmerzlichen Acte und Zugaben der Reue ertödten müssen, und daß, wenn wir dies versäumen, indem wir damit tändeln, wir sie zu Riesen aufziehen zu unserem eigenen Verderben und Untergang."

Nach einer trefflichen Analyse des Romans faßt Gladstone dann die Vorzüge desselben folgendermaßen zusammen:

„Kurz, es ist ein Buch, das man zu richtiger Würdigung in all seinen Einzelheiten kennen muß, in seiner Beredsamkeit und seinem Pathos, in der Zartheit und Fülle, mit der es die Leidenschaft schildert, in der stets gewaltigen und, wie wir glauben, im allgemeinen richtigen Behandlung menschlichen Thuns und Strebens, nicht auf Analyse gegründet, sondern auf jener unmittelbaren, richtigen Intuition, die in Bezug auf Charakter ganz vorzüglich und fast ausschließlich dem weiblichen Geiste zu eignen scheint; in der Gesundheit der moralischen Grundsätze, die es tragen, in der Originalität der Idee und des Zweckes, der es von Anfang bis zu Ende beherrscht. Es ist vielleicht unnöthig, noch ein Wort des Lobes hinzuzufügen über die Treue in der Schilderung des socialen Lebens und seiner verschiedenen, wir möchten fast sagen, bunten Bewegungen. Und doch war auch das ein natürliches Erforderniß zur

Erreichung der Gesammtwirkung. Ein seltenes Vergnügen aber ist es, die Meisterschaft aller schriftstellerischen Gaben so glücklich vereint zu finden mit einer klaren und vollen Erfassung jenes unsterblichen Glaubens in seiner katholischen Integrität, mit welchem das Menschengeschlecht schließlich steht oder fällt."

Lady Fullerton hat es später selbst gestanden, daß diese Zeit ihres ersten Erfolges die glänzendste ihres Lebens war. Ueberall erscholl ihr Lob, überall ward von ihr geredet. Man drängte sich herbei, um Näheres über sie zu erfahren und ihre Bekanntschaft zu machen. Ihre Eltern und Freunde waren stolz auf sie. Auf dem Landgute ihres Onkels, des Herzogs von Devonshire, war sie die Heldin des Tages. In prächtigen Equipagen strömte da der höchste Adel herbei, und die hohen Damen und Herren überhäuften die junge Schriftstellerin mit den feinsten und gewähltesten Schmeicheleien, während sie selbst ihrer geistigen Superiorität sich bewußt ward.

3.

Wie wenig sie sich von diesem Triumphe berauschen ließ, zeigt ihr Plan, um diese Zeit ein Leben der hl. Elisabeth von Thüringen zu schreiben. Schon als Kind von 10 Jahren hatte sie zufällig Chateaubriands „Geist des Christenthums" kennen gelernt und daraus eine gewisse Hochachtung für die katholische Kirche geschöpft. In Paris brachte die Gouvernante ihre beiden Pfleglinge öfter in den katholischen Gottesdienst, der sie mehr ansprach, als der eigene. Georgiana setzte großen Werth auf die Absolution, die im anglicanischen Gottesdienste gegeben wurde, weil sie glaubte, dadurch Verzeihung ihrer Fehler und Unarten zu erhalten. „Father Clement", eine im protestantischen Sinne verfaßte Tendenz-Erzählung, welche von allem Katholischen abschrecken sollte, erweckte nicht nur ihr Interesse für die alte Mutterkirche, sondern veranlaßte sie sogar, sich hinzuknieen und die allerseligste Jungfrau anzurufen. Tiefer wirkte auf sie nach ihrer Verheiratung die erste italienische Reise, welche der Zeit nach mit den Anfängen der sogen. Oxforder Bewegung zusammenfiel. In Turin erhielt sie von der ihr bekannten Gräfin Bombelles (deren Sohn später Erzieher des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich war) die „Anleitung zu einem frommen Leben" von Franz von Sales, deren Lesung sie von beängstigenden Zweifeln befreite. Durch die Heirat ihres ältesten Bruders Lord Leveson mit der verwittweten Lady Acton, einer geb. v. Dalberg, trat 1840 ein katholisches Mitglied in den nächsten Familienkreis und trug nicht wenig dazu bei, Lady Fullerton mit katholischen Anschauungen näher bekannt zu machen. In Paris besuchte sie fleißig den katholischen Gottesdienst und wohnte u. a. im August der Consecration des neuen Erzbischofs bei. Weit mehr als die äußere Pracht des Cultus zog sie aber der innere Geist des Katholicismus an, und nach der Conversion ihres Mannes mußten alle jene früheren Eindrücke in gesteigertem Maße auf sie wirken. Der gemüthliche Herzog von Devonshire meinte, es verstehe sich von selbst, daß Mann und Frau derselben Religion angehören müßten, und religiöse Bedenken standen einer Conversion eigentlich nicht mehr im Wege.

Allein die Eltern, besonders der Vater Lord Granville, hielten noch zähe am Protestantismus fest. In die Ehe seines Sohnes mit Lady Acton willigte der Lord erst, als bestimmt war, daß die Töchter der Religion der Mutter, die Söhne aber der Religion des Vaters folgen sollten. Lady Granville suchte durch protestantische Lectüre ihre Tochter von ihren Neigungen zum Katholicismus abzubringen. Diese hing mit Zärtlichkeit an ihren Eltern, und je mehr der Vater kränkelte, desto weniger wagte sie, einem Entscheid näher zu treten, der ihn voraussichtlich tief betrüben würde. Ein schwerer Kampf zwischen kindlicher Liebe und religiösem Pflichtgefühl war jetzt unvermeidlich. Um ihrer Mutter nicht wehe zu thun, gab sie den Plan auf, das Leben der hl. Elisabeth zu schreiben, und begann einen neuen Roman.

Inzwischen besuchte sie fleißig die Kapelle in Margaret Street, welche in der Geschichte des Puseyismus eine so wichtige Rolle spielte. Hier traf sie mit vielen jener hervorragenden Männer und Frauen zusammen, die sich, infolge der Oxforder Bewegung, schon damals auf dem Wege zur katholischen Kirche befanden. Zu ihnen zählten die späteren Cardinäle Newman und Manning, Robert Wilberforce, der ausgezeichnete Jurist James Hope-Scott, der spätere Oratorianer Friedr. W. Faber, die Herzoginnen von Norfolk und Buccleuch, die Marquisen von Lothian und Londonderry. Für die meisten vergingen noch mehrere Jahre innern Ringens, bis ihnen die volle Wahrheit leuchtete; aber die Bewegung selbst zog immer weitere und tiefere Kreise, besonders nachdem Dr. Newman im October 1845 muthig den großen Schritt wagte und in den Schoß der alten Kirche zurücktrat.

Lady Fullerton stand mit ihm nicht in näherer Beziehung; aber es ist unzweifelhaft, daß das Ereigniß, das in ganz England das größte Aufsehen machte, einen tiefen Eindruck auf sie nicht verfehlen konnte. Die Gründe des Uebertrittes wurden öffentlich besprochen, bekämpft, vertheidigt und riefen die lebhafteste Controverse wach. Im Januar 1846 starb Lord Granville, und damit fiel die drückendste und peinlichste jener Pietätsrücksichten hinweg, welche Lady Georgiana bis dahin zurückgehalten hatten. Sie begann nun, sich von P. Brownbill S. J. genau über die Glaubensverschiedenheiten unterrichten zu lassen, und sah Zweifel um Zweifel vor ihren Augen schwinden. Wohl erfolgten noch einige Kämpfe und Schwankungen. Einmal kam sie sogar zu P. Brownbill, um ihm geradeheraus aufzukündigen: „Ich komme, Ihnen zu sagen, Pater, daß ich meine Absicht geändert habe. Ich denke nicht mehr wie gestern, und ganz sicher ist es nicht die katholische Kirche, der ich mich anschließen will.“ — „Und welcher Kirche wollen Sie sich dann anschließen?“ erwiederte der Angeredete in der größten Seelenruhe. Die Lady wußte keine Antwort. Das Dunkel, das ihre Seele umwölkt hatte, zerstreute sich augenblicklich. Kein Zweifel beunruhigte sie von da ab mehr. Zwei Tage später, am Passionssonntag (29. März) 1846, trat sie in den Schoß der katholischen Kirche zurück, die erste unter jenen ausgezeichneten Frauen, durch welche bald die höchsten Adelsgeschlechter in freundlichere Beziehung zum Katholicismus gelangen sollten. Ihrem Herzensjubel hat sie in dem folgenden Gedicht Ausdruck gegeben:

O Mutterkirche! Heimat meiner Seele!
In Dir fand ich das lang ersehnte Glück.
In Deinem sichern Mutterarm geborgen
Schau' ich auf meine Pilgerfahrt zurück.
In meinen Kindertagen ragtest dämmernd
Du schon vor mir wie eine Traumgestalt
Und gabst dem sorglos leichten, jungen Herzen
Im Sturm des Lebens Licht und festen Halt.
Wie Engelsgruß aus meinen Erdenträumen
Rief mild und lieblich mich dein lichter Schein,
Und Woge drang um Woge zum Gestade
Und schritt voran, und grub sich tiefer ein.
Kein Feind vermochte Deine Strahlenzüge
Durch Trugeskunst dem Blicke zu entzieh'n,
Und heller stets, ob auch entstellt, verleumdet,
Mir Deiner Schönheit Ruhmesglanz erschien.
Nach Deiner Liebe seufzte meine Seele,
Doch bebte sie vor Deines Glaubens Macht;
Ich sehnte mich, zu pflücken Deine Blüten,
Doch sie zu pflanzen war ich nicht bedacht.
‚Ach, wär' Dein Glaube wahr!‘ so rief ich sehnend,
Eh' ich noch seine Lebenskraft empfand,
Und betete beinah', ihn falsch zu finden,
Wenn bebend ich vor der Entscheidung stand.
Heiß war der Kampf, ein langes, banges Ringen,
Doch reich und herrlich war der Siegeslohn;
Nicht eine Prüfungsstunde war vergeblich,
Kein Herzeleid ging ungekrönt davon,
Und jeder Ring der langen, langen Kette,
Die meine Seele näher Dir gebracht,
Er ist ein Denkmal Deiner Huld und Gnade,
Die über mich so mütterlich gewacht.

Auf die Anzeige ihrer Conversion erwiederte ihr Dr. John H. Newman (15. April): „Ich bin Ihnen sehr verbunden für die Nachricht, welche Sie mir anvertraut haben und welche mir die größte Freude verursacht hat. Sie hat mich auch mit Dank erfüllt; denn ich versichere Sie, daß ich Ihres Namens stetsfort in meinen Gebeten eingedenk gewesen bin und Nachrichten über Sie mit großem Interesse gelauscht habe. Ich will, nach Ihrem Wunsch, damit auch fortfahren; und indem ich das thue, kann und darf ich nicht zweifeln, daß der Friede und das Vertrauen, die andere bei diesem wichtigen Schritt empfunden haben, Ihnen ebenso wie jenen gewährt sein wird."

So war es auch. Zweifel, Unsicherheit, banges Schwanken — alles war nun überwunden. Für Mr. Fullerton war die Conversion eines der glücklichsten Ereignisse seines Lebens; die protestantischen Familienmitglieder fanden sich rasch in die vollendete Thatsache und kein Schatten umdüsterte infolge derselben die bisherigen freundlichen Beziehungen.

4.

Im Sommer 1847 wurde der Roman vollendet, den Lady Fullerton während ihres langen innern Kampfes entworfen und theilweise ausgearbeitet hatte. Stoff, Ausführung und Stimmung desselben spiegelten unwillkürlich, wenn auch in freier, poetischer und verklärter Weise, die inneren Leiden, welche jener Kampf mit sich brachte. Die Verwicklung erwächst theilweise aus der Unduldsamkeit, mit welcher das damalige protestantische England noch immer die Katholiken von sich stieß, dann aber aus einem tiefeinschneidenden Kampf zwischen Glaubenstreue und Familienliebe, irdischem Weltglück und uneigennütziger Gattentreue. Edmund Neville, der Erbe eines hohen Lords, rechtmäßig mit der Katholikin Ginevra Leslie vermählt, sieht sich genöthigt, seine Ehe geheim zu halten, weil das Testament seines Vaters ihn enterbt, wenn er einer Katholikin die Hand reicht. Das führt für die beiden Gatten unsägliche Verwirrung, das bitterste Herzeleid und den schmerzlichsten Kampf herbei; aber in diesem Leidensleben läutert sich der Charakter Ginevra's zu demjenigen einer christlichen Heldin und Dulderin.

Der Roman, nach seinem anfänglichen Schauplatz, einem Landsitz, „Grantley Manor" [1] genannt, gehört zu dem Vollendetsten, was Lady Fullerton geschrieben. Alle Regungen und Schwankungen, Unruhen und Stürme jenes leidensvollen Gemüthslebens sind, ohne weinerliche Empfindsamkeit, so wahr und ernst, mit solcher Zartheit und Feinheit geschildert, daß der Leser, von tiefer Theilnahme und Rührung erfaßt, sie selbst mitzuleben glaubt. Landschaftsschilderung, Charakteristik, Dialog, alles ist mit bewundernswerther Kunst in das zarte Seelengemälde gezogen. Durch die düsteren Wolken des Kampfes und Leidens schimmern aber beständig, mildernd und verklärend, die Strahlen der tiefsten religiösen Anschauung durch und ziehen das Herz in jene Regionen des Glaubens, in welchen allein das Geheimniß des Kreuzes seine Lösung findet. Ginevra ist eine Gestalt, welche in ihrer moralischen Schönheit und Liebenswürdigkeit selbst den frivolen Weltling über die Theorien des Naturalismus stutzig machen dürfte. Was ihren Zauber ausmacht, das läßt sich ebensowenig in materialistische Formeln bringen, wie der Zauber, den ein Engelsantlitz von Fra Fiesole ausübt. Aber dieser Zauber ist da, und er ist eine seelische Wirklichkeit. Es ist die Schönheit des religiösen Ideals, das mit wunderbarer Macht aus den Wirrnissen der alltäglichen Gesellschaft und des gewöhnlichen Weltlebens hervorleuchtet. Ebensowenig wie in „Ellen Middleton" ergeht sich Lady Fullerton hier in Predigten oder moralisirenden Betrachtungen; die religiösen Motive und Ideen sind der Handlung, den handelnden Personen und der Darstellung selbst eingehaucht und wirken darum mit der ganzen Gewalt des ungesucht Natürlichen und Schönen. Mancher Zug ihres eigenen Wesens dürfte in dem Charakterbild angedeutet sein, das sie von der Heldin dieses Romans, Ginevra Leslie, entwirft:

„Voll des unbezähmbaren Feuers, welches der Genius entzündet und die Leidenschaft nährt, hatte sie das Leben mit seinen Geheimnissen und Wirklich-

[1] Grantley Manor. A Tale. London 1847, 3 vols.

keiten gleichsam im Sturm erobert und schon mit 13 Jahren aufgehört, wie ein Kind zu denken, zu reden oder zu fühlen. Die kräftigen religiösen Grundsätze, welche mit ihr wuchsen und ihr ganzes Wesen formten, kämpften mit dieser Natur und beugten ihr Ungestüm. Ihre Phantasie, ihre Talente, ihre Begeisterung waren auf ein Ziel vereint, durch den Einfluß einer Religion, welche, ascetisch in ihrer Sittenordnung, unnachgiebig in ihren sittlichen Forderungen, doch jedes Menschenwesen nach seinem eigenen innersten Bedürfnisse behandelt und alle Strebungen der Seele zugleich erhebt und läutert. In den prachtvollen Tempeln ihres Heimatlandes (Italien) hatte sie allen Reichthum der Erde, kostbaren Marmor und funkelnde Edelsteine, das Gold der Berge und die Perlen der See in verschwenderischer Fülle hingestreut gesehen an die Altäre des Allmächtigen, und sie hatte gelernt, daß die Juwelen des Menschenherzens und des Menschengeistes, seine kostbaren Perlen, seine tiefen Gedankenschätze, seine unberechenbar werthvollen Edelsteine ebenso auf die Altäre Gottes niedergelegt werden sollen, nicht, um wie die Ganzopfer der Vorzeit zerstört, sondern um durch das Licht des Heiligthums geheiligt und veredelt zu werden. Jede Eingebung, welche ihre Seele über die Erde erhob, richtete sich auf den Himmel; jeder Ausbruch von Begeisterung ward durch ein Opfer geheiligt; das Bewußtsein höherer Fähigkeit war ihr ein Antrieb zu neuem Ringen, und die Offenbarungen ihres eigenen Genius ebenso viele ernste Weckrufe, denen sie mit himmelangerichtetem Blick und gebeugten Kniees zu entsprechen suchte. Als der Tag der Prüfung kam, rettete dieser selbe Einfluß sie vor Verzweiflung."

Dem jugendlich poetischen Idealismus, der sich in diesen glühenden Worten ausspricht, geht aber ein Realismus zur Seite, der theilnehmend in die tiefsten Abgründe menschlichen Elendes hinabsteigt und Armuth und Schmerz nicht weniger wahr und ernst erfaßt, als den wahren Werth und die Bedeutung des Genies und der höchsten geistigen Vorzüge.

„Die Tugenden der Armen!" ruft sie an einer schönen Stelle im Beginn des Romans aus, — „Ihre endlosen Prüfungen! — Ihre geduldige Arbeit! — Ihre erhabenen, weil ungekannten und unbelohnten Opfer! Die Geschichte erwähnt sie nicht. Die Menge klatscht ihnen keinen Beifall. Die Urheber solcher Thaten wandern einsam ihren mühevollen Weg durchs Leben und steigen hinab ins Grab, unbekannt, unbeachtet, wenn auch vielleicht nicht unbeweint von solchen, die wie sie im Verborgenen geduldet; aber eine Krone liegt für sie bereit, da, wo mancher erste der letzte und mancher letzte der erste sein wird. Arme Geschöpfe, die vielleicht unter quälendem Kopfweh oder von langsamem Fieber aufgezehrt, den ganzen Tag gearbeitet haben und nachts noch hinausschleichen, um einen Nebenmenschen zu pflegen, welcher noch elender als sie ist, und um ihm seinen Theil von dem eigenen kärglichen Mahl zu bringen. Mütter, die sich den ganzen lieben Tag abarbeiten und nachts noch kränkliche und launische Kinder pflegen. Männer, die von folterndem Schwindsuchtshusten geplagt, mit der Todesmüdigkeit der Krankheit in den Gliedern noch vorauwirken und ringen und kämpfen und sich abquälen, bis das Leben zusammenbricht. Eltern, deren Kinder um Brod schreien und sie haben ihnen

keines zu geben. Wesen, die von jeder Seite versucht, durch den Hunger in die Schuld hineingetrieben, ins Verbrechen gelockt werden — und dennoch Widerstand leisten, nicht tödten, nicht stehlen, keinen Sündenlohn annehmen, nicht fluchen und lästern, und die, wenn sie der Begierlichkeit Widerstand leisten, fürwahr zu jenen gehören, ‚deren die Welt nicht würdig ist‘. Und wir, die wir uns nichts versagen, wir, die Sklaven des Luxus und der Bequemlichkeit, wir, die wir kaum ein Zahnweh oder eine schlaflose Nacht geduldig ertragen, wir gehen unter diese Armen, und wenn sie das sind, was einen höhern Grad von Tugend erheischt, als wir je erwogen haben, dann nicken wir ihnen allenfalls etwas Beifall zu oder lassen ein frostiges Wort der Zustimmung fallen. Sie haben ihre Pflicht gethan, und hätten sie sie nicht gethan, hätten sie sich in einen jener tausend Fallstricke verwickelt, welche die Armuth bietet, hätte die bleiche Mutter für ihr hungerndes Kind einen Bissen Brod aufgerafft, hätte das grausam versuchte und hungernde Mädchen für einen Tag das ihr anvertraute Hemd verpfändet, dann hätte die unnachsichtliche Gerechtigkeit sie überrascht und die Gnade ihrem Wehschrei das Ohr verschlossen. Und hätten sie die Landesgesetze nicht übertreten, sondern nur aus Verzweiflung für eine Weile den Kampf aufgegeben und sich mit stieren Augen und gekreuzten Armen in ihre erbärmlichen Stübchen hingesetzt, und ihre Zuflucht zu einer zeitweiligen Sinnenbetäubung durch Branntwein oder einer tödtlichen Betäubung durch Opium genommen, dann würden wir (die wir oft in unser eigenes Haus Leute aufnehmen, deren ganzes Leben nur eine Kette von Trägheit und selbstsüchtiger Ausschweifung ist) in der ganzen Strenge unserer Selbstgerechtigkeit uns von ihnen abwenden; und auf die unglücklichen Wesen, die, vielleicht nach Jahren verborgenen Kampfes, nicht der Leidenschaft, nicht der Eitelkeit, sondern dem Hunger endlich erliegen, mit Verzweiflung in der Brust und jammervollem Wehe im Gehirn, — auf diese werfen wir einen Blick, den wir nie und nimmer auf wirkliche Schuld und Verkommenheit zu werfen wagen, wenn sie uns im Gedränge unserer Salons, in allem Pomp und Ceremoniell schuldbeladenen Reichthums begegnet.“

Der Roman fand in katholischen wie protestantischen Kreisen begeisterte Aufnahme. Henry Greville, ein Bruder des früher erwähnten Charles Greville, schrieb der Verfasserin: „Vor allem ist der Roman so rein, so durch und durch christlich in all seinen Anschauungen, daß er seinen Lesern mehr Gutes thun wird, als viele Bücher, die zum Zwecke geistlicher Erbauung und nicht zu dem der Unterhaltung in die Hand genommen werden. Dann ist er vorzüglich geschrieben. Die Charaktere sind gut entwickelt. Die Geschichte ist anziehend und die Verwicklung bis in ihr letztes Stadium sehr geschickt. Kurz, das Werk ist fast ohne Fehler und wird Ihren Ruf ungemein steigern. Ich weiß allerdings, daß Sie sich um diesen nicht kümmern, außer insofern er beitragen kann, bei einer künftigen Gelegenheit noch mehr Gutes zu wirken.“

Dieses Urtheil fand in öffentlichen Besprechungen, wie privaten Zuschriften seine Bestätigung, und an Ermuthigung jeder Art fehlte es der Verfasserin nicht. Die unruhigen Zeiten der nächsten Jahre indes, Reisen und mancherlei andere Störungen ließen sie nicht so bald wieder zu ruhigem Schaffen kommen.

Das nächste Werk „Lady Bird" (Marienkäfer)[1], abermals ein Gesellschaftsroman, erschien erst 1852. Eine glückliche und edle Liebe wird hier durch den schnödesten Vertrauensbruch und Unterschlagung eines Briefes durchkreuzt; aber der Frevel rächt sich bitter an seinem Urheber. Mit der Braut, die ihn nicht liebt, einst seine Jugendgespielin, zieht Moritz Redwood nach Amerika und trifft auf demselben Schiff mit jenem Hadrien d'Arberg zusammen, dem er sie schnöde entfrembet. Dieser, mittlerweile Priester geworden, begleitet als Missionspriester eine Schaar armer, irischer Auswanderer in die Neue Welt. Moritz erkrankt unterwegs, und das unerwartete Zusammentreffen gibt dem schwer Getäuschten und Beleidigten d'Arberg die Gelegenheit, in der schönsten Weise an seinem Beleidiger Rache zu nehmen, d. h. ihm edelmüthig im Tode beizustehen und an der verlassenen Gertrud Barmherzigkeit zu üben. Das Auswandererschiff mit seinen leidensvollen irischen Insassen ist nicht minder treu und anschaulich gezeichnet, als das behagliche Vergnügungsleben auf englischen Landsitzen; den Glanzpunkt des Romans bilden aber auch hier unzweifelhaft wieder die verschiedenen Frauencharaktere, besonders die Titelheldin, welche aus einem verwöhnten und verhätschelten Kind unter schweren Prüfungen zur ernsten christlichen Frau heranreift. Auch der lockere Künstler Moritz und der ernste, geistvolle Gelehrte Hadrien sind trefflich charakterisirt, wenn auch nicht in jener derben Weise, wie sie der moderne Realismus liebt.

5.

Da Lady Fullerton die Familie Louis Philipps persönlich kannte und durch ihren langen Aufenthalt in Paris eine halbe Pariserin war, folgte sie mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Verlauf der Revolution von 1848, besuchte die nach England geflüchtete Königsfamilie und nahm an ihrem herben Loos, das besonders die Königin mit bewunderungswürdiger Ergebung trug, den innigsten Antheil. Im allgemeinen aber huldigte sie sonst den etwas liberalen Ueberlieferungen ihrer Familie. Als ihr Bruder Friedrich sie deshalb eines häufigen Wechsels ihrer politischen Ansichten anklagte, erwiederte sie ihm[2]:

„Vor allem will ich zugeben, daß ich auf dem Gebiete der Politik in gewissem Sinne keine festen Grundsätze hege — d. h. keine bestimmte Anhänglichkeit an besondere Regierungsformen, unabhängig von den tausend wechselnden Umständen der Zeit, des Ortes und des Charakters. Ich glaube, daß in einem Zeitalter oder bei einem bestimmten Volk dieselben Gesetze, welche unter gewissen socialen Bedingungen heilsam sein könnten, unter anderen gefährlich oder unheilbringend werden. Ich halte nichts für unabänderlich in der Welt als die Wahrheiten der Religion und die Gesetze Gottes. . . . Alle menschlichen Institutionen sind fehlbar, und ich sehe in keiner die Vollkommenheit. Ich nehme darum bereitwillig an, daß sie nach den verschiedenen Bedürfnissen und nach den Umwandlungen im Leben der Menschheit verändert und umgestaltet werden dürfen.

[1] Lady Bird. A Tale. London 1852, 3 vols.

[2] Brief aus Florenz, 17. Februar 1853.

„Ich halte die Freiheit für einen großen Segen, aber nicht für den ersten und wichtigsten. Freie Untersuchung und Selbstregierung sind treffliche Dinge, wenn die erste zur Wahrheit führt und die letztere Friede und Ordnung hervorbringt. Aber wenn sie unmittelbar entgegengesetzte Wirkungen haben, wenn sie zu Unordnung, Gottlosigkeit, leiblicher und geistiger Noth führen, hören sie in meinen Augen auf, gut zu sein. Ich betrachte sie nicht als absolute Segnungen in sich, sondern nur als Mittel zu einem Zwecke (und zwar im allgemeinen als die besten Mittel zu diesem Zwecke), zur sittlichen Vervollkommnung und zum Wohle der Menschheit. . . . Mit Rücksicht auf das königliche Recht von Gottes Gnaden erinnere ich mich nicht, daß ich seit meinen Mädchenjahren es je als etwas aufgestellt habe, woran ich glaubte; was ich immer sagte, ist, daß es das einzige Princip sei, auf das sich logisch die Gesinnung der Unterthanentreue stützen könne, unabhängig von irgendwelchen individuellen Verdiensten des Souveräns, oder von der Hochachtung, welche man den ersten Staatsbeamten des Landes schuldet. Ich habe gar keine Lust, dem König von Sardinien als einem legitimen Abkömmling der Stuarts zu huldigen, aber deshalb hege ich nicht weniger Loyalität gegen Königin Victoria, als ich, wenn ich amerikanische Bürgerin wäre, gegen den Präsidenten Filmore hegen würde.

„Was nun zunächst die Radikalen in England betrifft, so sympathisire ich mit ihnen, erstlich weil meine Sympathien überhaupt der Demokratie angehören, wenn sie sich nicht, wie im Ausland, mit dem Bösen verbindet und zu seinem Werkzeug wird. Ich liebe die Ausdehnung der politischen Rechte. Ich habe eine Abneigung gegen Monopole und Klassenvorrechte, und die Ansichten der Radikalen über religiöse Freiheit und Gleichheit würden nach meiner Meinung sehr die Interessen der Religion begünstigen, die ich für die wahre halte und die mir vor allem am meisten am Herzen liegt. Siehst Du, mein lieber Freddy, das ist der Fels, an dem unsere Wege sich theilen, das, was es uns unmöglich macht, die Dinge im selben Lichte zu sehen. Ich halte die Erkenntniß der religiösen Wahrheit, die religiöse Erziehung der Kinder, die geistliche Unterweisung der arbeitenden Klassen für die erste und wichtigste aller Fragen und aller Segnungen, bürgerliche Freiheit, zeitliches Wohlergehen und Wohlbehagen als sehr untergeordnete Punkte, sehr wünschenswerth in sich, aber nicht in Vergleich mit den Interessen zu stellen, welche die Seelen betreffen.

„Im Ausland hat sich die radikale Partei fast ausnahmslos mit der Sache des Unglaubens und der Gottlosigkeit identificirt."

So sehr sie deshalb auch den Franzosen und Italienern freiere politische Einrichtungen gönnen möchte, wendet sie sich doch mit Abscheu von dem Treiben der dortigen Revolutionsmänner ab, für welche der Aushängeschild der Freiheit nur Anarchie und Socialismus, Meuchelmord und jegliche Schurkerei bedeutet.

„Es ist sehr leicht, über Freiheit zu schwätzen," sagt sie in einem andern Briefe an ihren Bruder, „aber äußerst schwer, sie zu definiren. In England besitzen wir sie zweifellos, und wir können für diesen Segen nicht dankbar genug sein; aber wie oft existirt sie nur dem Namen nach, nicht in der That! Die Tyrannei einer Majorität über eine Minorität ist, alles in allem, ebenso

drückend, wenn nicht drückender als diejenige eines despotischen Selbstherrschers. Die radikalen Kantone der Schweiz haben ihre Gegenpartei viel grausamer unterdrückt und mißhandelt, als mancher absolute Herrscher seine Unterthanen, und wenn die vor den Drohungen des Socialismus zitternden Bewohner Frankreichs jetzt frei aufaihmen können, müssen sie nicht Louis Napoleon für die ‚Freiheit' danken, die er ihnen zurückgegeben hat?"

Diese politischen Anschauungen eingehender zu erörtern, ist nicht unsere Absicht; sie enthalten unzweifelhaft manches Anfechtbare; aber zur Charakteristik der Schriftstellerin sind sie ein durchaus wesentlicher Zug und müssen um so mehr hervorgehoben werden, als Lady Fullerton in Deutschland schon als eine „Aristokratin vom Scheitel bis zur Zehe" hingestellt worden ist.

6.

Wie die meisten vornehmen Engländer, hatten die Fullertons außer einer Wohnung in London noch einen Sitz auf dem Lande, den sie oft wechselten. Wochenlang weilten sie als Gäste auf den Schlössern oder Landsitzen ihrer Verwandten und Freunde. Kaum ein Jahr verging ohne größere oder kleinere Reisen; oft wurde der Winter oder ein noch größerer Theil des Jahres in Südfrankreich oder Italien zugebracht. So verweilten sie im Herbst 1851 längere Zeit in Paris und Pau, besuchten Blois, Toulouse, Montpellier, Marseille und reisten dann nach Rom, wo sie bis in den nächsten Sommer blieben. Diesmal lebte sich Lady Fullerton ebenso in das katholische Rom hinein, wie sie vordem mit Begeisterung Altrom und das Rom der Renaissance studirt hatte. Sie nahm aber auch an dem gesellschaftlichen Leben der hohen Welt fröhlich theil und befreundete sich namentlich mit der Fürstin Borghese, einer geb. de la Rochefoucauld. Nach ihrer Rückkehr hielt sie sich einige Zeit in London auf, wo sie sich nicht mehr begnügte, für gute Werke Almosen zu geben, sondern selbst in die Armenschulen ging, Katechismusunterricht ertheilte und an den Spielen der armen Kinder sich betheiligte, um mit ihnen und ihrer Familie in persönlichen Verkehr zu kommen. Für den nächsten Winter ging sie mit ihrem Manne abermals nach Rom, wo sich diesmal eine große Zahl vornehmer Engländer zusammenfand. Schon um diese Zeit war ihr Sohn, Walter Granville, welcher Officier werden wollte, wiederholt ernstlich erkrankt; doch erholte er sich immer wieder unter dem mildern Himmel Italiens. Als der Krimkrieg ausbrach, dachte er ernstlich daran, seinem Regiment zu folgen; aber ehe es dazu kam, raffte ihn, auf einem Besuch bei seinem Onkel Lord Rivers in Rushmore, ein plötzlicher Tod dahin, gerade am Tage, bevor er sein 21. Lebensjahr begann. Die Mutter sollte ihn nicht mehr sehen. Lady Rivers telegraphirte die erschütternde Nachricht an Dr. Manning, welcher so schonend als möglich Lady Fullerton darauf vorbereitete. Es war der schwerste Schlag, der sie je getroffen. Alle Hoffnungen der Familie waren mit diesem einzigen Kinde geknickt. Alle Fäden, welche Lady Fullerton an die Welt fesselten, waren mit diesem gewaltigen Verluste zerrissen.

Bei ihrem nächsten Aufenthalt in Rom (Winter 1856 auf 1857) zog sie sich von den Salons zurück und ließ sich in den dritten Orden des hl. Fran-

ziskus aufnehmen. Sie nahm es damit sehr ernst. Geistliche Tagebücher von dieser Zeit an, theils in französischer und englischer, theils in spanischer Sprache geführt, entwickeln in rührendster Weise, ohne jede Ueberspanntheit oder Ueberschwänglichkeit, schlicht, einfach und kindlich, ihren festen Entschluß, sich ganz Gott, der Vervollkommnung ihrer Seele und dem Wohle des Nächsten zu widmen. Diesen schönen Entschluß setzte sie mit männlicher Standhaftigkeit und Folgerichtigkeit ins Werk. Ohne aus der Welt herauszutreten, übte sie das fromme und entsagende Leben einer Klosterfrau und verwandte den schönsten Theil ihrer Zeit im Dienste der Armen.

Nach London zurückgekehrt, setzte sie sich alsbald mit den Geistlichen der Nachbarschaft (an der Bayerischen Kapelle in Warwick Street) in Verbindung, ließ sich von ihnen Namen und Wohnung der bedürftigsten Katholiken geben und begann dieselben nun regelmäßig zu besuchen. In dürftiger, schwarzer Kleidung (so daß sie oft selbst für eine Wäscherin oder Bettelfrau angesehen wurde) erschien sie, mit einem Tragkorb am Arm, in den elendesten Wohnungen und theilte da selbst ihre Almosen aus. Nur dadurch, daß sie sich später genöthigt sah, mitunter andere Damen an ihrer Stelle zu schicken, erfuhr man, wie es dabei zuging. Als eine solche Stellvertreterin bei einer armen bettlägerigen Kranken sich damit begnügte, ihr Geld zu geben und ihr Essen aus dem Korbe ans Bett zu stellen, und dann nach ein paar freundlichen Worten wieder gehen wollte, seufzte die Kranke unwillkürlich: „Und Sie gehen sobald wieder fort, Madame?" — „Ist Ihnen das denn sonderbar?" fragte diese. — „Ach," erwiederte die Kranke, „die andere Dame hat mir wenigstens Feuer angemacht!" — Dieser Wunsch wurde erfüllt; als die Stellvertreterin aber nun weiter wissen wollte, was die andere Dame sonst noch gethan, da stellte sich heraus, daß sie jedesmal das Zimmer kehrte, alles abstäubte und in Ordnung stellte, der Kranken das Bett machte, sie wusch und anzog und sie nicht verließ, bis sie ihr alle Dienste einer treuen und aufmerksamen Magd in der liebevollsten Weise erwiesen hatte. Das that die „andere Dame", einst eine Zierde der höchsten Salons, als Kind von Königen und Prinzessinnen gehätschelt, die gefeierte Romanschriftstellerin, die Schwester des Ministers, der die auswärtigen Angelegenheiten des britischen Weltreiches zu verwalten hatte.

Lady Fullerton sah indes bald ein, daß solche Werke der Barmherzigkeit wie ein Tropfen Wasser in dem Meere von Elend versiegen müßten, das eine Weltstadt wie London beherbergt. Sie vereinigte sich deshalb mit Lady Fitzgerald und Miß Stanley, der Schwester des bekannten Dechanten von Westminster, um die Schwestern vom hl. Vincenz von Paul nach London zu ziehen, und brachte schon im Jahre 1859 die nöthigen Mittel zusammen, um eine erste vorläufige Niederlassung derselben, eine sogen. „Crèche", d. h. ein Heim für verwahrloste Kinder, zu gründen. Mit diesen Schwestern ging sie selbst in die elendesten Winkelreviere Londons, um solche armen, von allen verlassenen Kleinen aufzusuchen, half selbst sie reinigen und kleiden, sie unterrichten und für sie sorgen. Freundlich wie eine Mutter spielte sie mit ihnen und nahm sie wohl zu einer Spazierfahrt in ihren Wagen, um ihnen einmal frische Land-

luft zu verschaffen. Die Zahl der Ordensfrauen mehrte sich bald, und es konnten andere ähnliche Anstalten gegründet werden.

Ein anderes Werk, dem Lady Fullerton ihre Sorge zuwandte, war um diese Zeit von einer armen Haubenstickerin, Elisabeth Twiddy, gestiftet worden. Ihr protestantischer Vater hatte die katholische Mutter elend im Stiche gelassen, und nun war es die treue Tochter, welche dieselbe in den letzten Lebensjahren mit ihrer Händearbeit ernährte. Als die Mutter starb, verwandte Elisabeth ihren Verdienst darauf, arme Waisenkinder zu erziehen, welche in Gefahr waren, ihrem Glauben entzogen zu werden, und gründete für solche ein kleines Heim, das später, unter Leitung einer eigenen Genossenschaft, zu einer größern Anstalt heranwuchs. Als sie 1859 starb, schrieb Lady Fullerton ihr Leben[1]. Es gab übrigens kaum ein charitatives Unternehmen, an dem sie nicht betheiligt war. Für Arme und Kranke, Gefängnisse und Hospitäler, Rettungshäuser für gefallene Mädchen, Waisenhäuser, Zufluchtshäuser für alte und gebrechliche Leute war sie unermüdlich thätig, allerdings nicht allein, sondern im Verein mit ihren Freundinnen: Lady Lothian, Lady Londonderry, den Herzoginnen von Buccleuch und Norfolk, Lady Newburgh, Lady Denbigh, Lady Herbert of Lea und vielen anderen nicht minder hochherzigen Frauen. Im Jahre 1867 brachte sie auch ihren Lieblingsgedanken zur Verwirklichung, eine eigene neue Congregation: „Die armen Dienstmägde der Mutter des menschgewordenen Wortes“, zu stiften, bestimmt für arme Mädchen, welche zwar den Beruf zum Ordensstand, nicht aber die nöthige Aussteuer hätten, um in einer andern Congregation einzutreten, und theils durch Handarbeit, theils durch Almosen so viel zusammenbringen sollten, um das Institut aufrecht zu erhalten und dann möglichst viele Mitglieder für die verschiedensten Zwecke der Barmherzigkeit zu verwenden. Diese Congregation hatte den größten Erfolg, verbreitete sich nach Irland, erhielt ein Mutterhaus in Rom und verwaltete bald zahlreiche Schulen, Waisenhäuser und Hospitäler.

7.

Mehr als einmal tauchte in der unermüdlichen Wohlthäterin der Armen der Gedanke auf, die schriftstellerische Thätigkeit aufzugeben, um sich ganz ausschließlich Werken der Barmherzigkeit zu widmen. Allein, wie gerade der Wunsch, sich mehr Mittel zu solchen zu verschaffen, sie einst zum Schreiben veranlaßt hatte, so hielt er sie auch jetzt daran fest. Sie rechnete auf etwa 200 bis 300 Pfd. St. (4000 bis 6000 Mark) Honorar jährlich, und damit ließ sich schon manchen Armen helfen. Andererseits betrachtete sie aber auch ihr schriftstellerisches Talent als eine ihr von Gott verliehene Gabe, um im Sinne christlicher Bildung und Liebe auf die verschiedensten Kreise einzuwirken und an Stelle schlechter und gleichgiltiger Unterhaltungslectüre eine solche zu bieten, welche die Seelen anderer auf sanfte Weise Gott näher bringen könnte.

[1] Apostleship in humble Life: a Sketch of the life of Elisabeth Twiddy, London 1860.

Getragen von diesen schönsten Beweggründen, die einen Schriftsteller leiten können, irdische Noth zu mildern und geistige Bildung zu heben, hat Lady Fullerton in ihren übrigen Lebensjahren eine überaus lebhafte literarische Thätigkeit entwickelt, ohne dabei ihre Pflichten als Gattin und Hausfrau, oder ihre stete Sorge für die Armen Christi, ihre Lieblinge, zu vernachlässigen. Sie legte die Feder nur nieder, um Werke des Wohlthuns zu vollbringen, und ruhte von diesen nur aus, um in angestrengter Arbeit sich neues Almosen für ihre Armen zu verdienen.

Ein großer Theil ihrer Werke gehört dem eigentlichen Gebiete der Erbauungsliteratur an. So schrieb sie das Leben der hl. Franziska von Rom, der sel. Lucia von Narni, der Anna von Montmorency, der edlen spanischen Bekennerin Luise de Carvajal, der Mutter Maria von der Vorsehung, der Barmherzigen Schwester Katharina Labouré, der frommen Elisabeth Twiddy, der Lady Elisabeth Falkland [1]. Sie übersetzte das Leben des hl. Johannes Berchmans, der Schwester Natalie Narischkin, der Mutter Duchesne, der ehrw. Magdalena Barat, der Marchesa Falletti [2]. Manche dieser Leben sind von größerem Umfang, und schon die große Zahl setzt eine überaus langwierige, fleißige Arbeit voraus. Ein großes und nachahmenswerthes Beispiel lag darin, daß eine Schriftstellerin, deren feinen Stil und zarten Geschmack die ersten Staatsmänner und Schriftsteller Englands bewunderten, es nicht unter ihrer Würde hielt, ihr Talent der religiösen Erbauung zu widmen und ihre Zeitgenossen darauf hinzuweisen, daß sich aus dem Leben heiliger und frommer Menschen mehr Gewinn ziehen läßt, als aus dem bunten Flitter bloßer Unterhaltungsliteratur. Einzelne dieser Bücher, wie das Leben der Luise von Carvajal, sind von wunderbarer Schönheit und haben auch bei Nichtkatholiken die freundlichste Beachtung gefunden.

Weniger günstig wurden in England ihre Gedichte [3] aufgenommen, obwohl manche derselben, wie „Der Goldgräber“, „Der alte Hochländer“ und namentlich einzelne ihrer Gelegenheitsgedichte, einen tief poetischen Sinn bekunden. Doch mag auch der Ausländer fühlen, daß sie sich in der gebundenen Rede nicht mit jener Freiheit, Fülle und hinreißenden Anmuth bewegt, die ihren Prosastil auszeichnet. Ihre kleinen Dramen „Germaine Cousin, die Schäferin

---

[1] The Life of St. Francis of Rome etc., London 1855. — The Life of Louisa de Carvajal, London 1873. — The Life of Mère Marie de la Providence, London 1875. — The Miraculous Medal. Life and Virtues of Catherine Labouré, Sister of Charity, London 1880. — The Life of Elisabeth Lady Falkland 1585—1630, London 1883. — A Child of the Sacred Heart, London.

[2] The Life, Virtues and Miracles of Blessed J. Berchmans etc., London 1866. — Natalie Narischkin, Sister of Charity, London 1877. — The Life of Mère Duchesne by the Abbé J. Baunard, Roehampton 1879. — The Life of the Vener. Madelaine Barat by the Abbé J. Baunard, Roehampton 1880. — The Life of the Marchesa G. Falletti di Baroto, from the Italian of Silvio Pellico, London 1866.

[3] The Old Highlander etc., London 1849. — The Gold-Digger and other Verses, London 1872.

von Pibrac" und „Das Feuer von London"[1] sind allerliebst ausgeführt, das erste ein schönes Seitenstück zu Cardinal Wisemans „Verborgenem Edelstein", das zweite ein artiges Lustspiel; sie reichen indes nicht aus, ihr eine besondere Stelle in der dramatischen Literatur zu sichern. Dagegen bewährte sich ihre volle Meisterschaft auf dem Gebiete des Romans.

Die mehrjährige Pause, welche sie nach Vollendung ihrer ersten drei Gesellschaftsromane eintreten ließ (1852 bis 1858), könnte die Vermuthung erwecken, als hätte auch sie sich zeitweilig jener strengeren Ansicht genähert, welche um des vielen und argen Mißbrauchs willen am liebsten auf alle und jede Romane verzichten möchte. Nachdem indes Cardinal Wiseman in seiner „Fabiola" (1854), Dr. Newman in seinen Romanen „Callista" und „Verlust und Gewinn" die Form des modernen Epos so glücklich im schönsten christlichen Sinne verwerthet hatten, konnte wohl eine solche Abneigung in ihrem künstlerischen Geiste kaum Wurzel fassen. Eher ist anzunehmen, daß ihre äußeren Lebensschicksale ihr weniger Muße ließen, und daß sie durch ausgebreitete Studien und Lectüre sich zu neuem Schaffen erst vorbereiten wollte.

Im Jahre 1858 beginnt die Periode ihrer historischen Romane mit der französisch geschriebenen Erzählung „Die Gräfin von Bonneval, Geschichte aus der Zeit Ludwigs XIV." Auf Grund weniger und dürftiger Briefe hat sie darin nicht nur den Charakter der Titelheldin mit bewundernswerther Kunst weiter ausgesponnen, sondern daran auch ein lebensvolles Bild jener Zeit geknüpft, wie es nur wenigen französischen Schriftstellern gelungen ist. Im Jahre 1861 folgte nebst der ebenfalls französisch geschriebenen Erzählung „Rose Leblanc" der Missionsroman „Laurentia, eine Geschichte aus Japan", welcher, an der Hand der ältesten Berichte der Jesuiten über dieses Land, das erste Aufblühen der dortigen Mission und der sie durchkreuzenden Verfolgungen schildert. Das von ihr liebevoll ausgeführte Culturbild hat geschichtlichen Werth, während die schönsten Züge christlichen Heldenmuths mit jener vollendeten Feinheit (refinement) gezeichnet sind, welche Henry Morley als den hervorragenden Charakterzug in den Schriften der Lady hervorhebt.

Diesem Muster eines Missionsromans folgten im Laufe der sechziger Jahre noch drei historische Romane. Der erste derselben, „Unglaublich und doch wahr", knüpft an das seltsame Gerücht, daß Charlotte von Braunschweig, vermählt mit dem Sohne Peters des Großen, durch Flucht dem auch ihr drohenden Todesloose entgangen sei. Lady Fullerton läßt sie einen Franzosen, Herrn d'Auban, in zweiter Ehe heiraten, mit dem sie vor den Verfolgungen der russischen Regierung eine Zufluchtsstätte in Louisiana sucht und findet. Eine Empörung der Indianer treibt sie nach Frankreich zurück, wo neue Fährlichkeiten ihrer harren und die einstige Großfürstin noch einmal zwingen, nach Amerika zu fliehen. Die phantastische Verwicklung umfaßt deshalb zugleich das Frankreich Ludwigs XV., Rußland unter Peter I. und das Kolonistenleben in

[1] Germaine Cousin, the Shepherdess of Pibrac. A Drama. London 1872. — The Fire of London, or Which is Which? A play in three acts and in verses, London, Burns and Oates 1882.

Amerika, in ebenso fesselnder wie gelungener Schilderung [1]. „Constanze Sherwood“ entwirft ein ergreifendes Zeitgemälde aus den Katholikenverfolgungen unter Elisabeth; „Ein stürmisches Leben“ greift dagegen ins Mittelalter zurück und beschreibt auf Grundlage eingehender Studien und mit feinem Kunstgefühl die wirren Lebensschicksale der leidenschaftlichen Margaretha von Anjou [2].

In „Mrs. Gerald's Nichte“ (1869) kehrte die scharfblickende Kennerin des englischen Gesellschaftslebens in die neuere Zeit zurück [3], während ihr letzter Roman „Wo ein Wille, da ist auch ein Weg“ (1881) [4] an den Lebensschicksalen eines vornehmen französischen Mädchens ein durch und durch wahres, tieferschütterndes Gemälde der großen Revolution entwickelt. Niemand, der diese spannende Erzählung, so frisch, so lebensvoll, so reich an Handlung und Pathos, mit „Ellen Middleton“ vergleicht, würde wohl von sich aus auf den Gedanken kommen, daß zwischen den beiden Werken ein Zeitraum von 37 Jahren liegt. Es athmet darin dieselbe Schaffenskraft, dieselbe reiche Phantasie, dieselbe Schönheit des Gedankens und der Sprache.

Die gesammte Novellistik Lady Fullertons umfaßt einen weiten Kreis der vielseitigsten Kenntnisse und Studien, bekundet ein tiefes Durchdringen des Menschenherzens und besonders des weiblichen Gefühlslebens und setzt die vertrauteste Bekanntschaft mit dem Leben der höhern englischen Gesellschaft voraus. Auch die anderen Lebenskreise ihrer Heimat bis hinab in die tiefsten Schichten der Armuth und des Elendes hat sie durch ihr charitatives Leben unzweifelhaft sehr genau kennen gelernt; aber sie besaß den Volkshumor und den packenden realistischen Blick nicht, mit welchem z. B. Dickens diese bunte Musterkarte der seltsamsten Figuren nachzugestalten wußte. Ein um so tieferes Verständniß legt sie dagegen für das geistige, seelische Leben in seinen feinsten Unterschieden und Regungen an den Tag. Worin sie aber unbedingt alle neueren Romanschriftsteller Englands überragt, das ist die jungfräuliche Reinheit, die tiefreligiöse Idealität, welche sowohl ihre Charakterbilder als die Ausführung der Handlung beherrscht, der Geist des Glaubens, der ihr ganzes Sinnen und Denken und deshalb auch ihre Werke mit einem Dufte himmlischer Schönheit durchhaucht.

Die irdische Minne in ihrem Keimen, Blühen und Vergehen, in ihren Träumen und wechselvollen Stimmungen, das Herzeleid, mit welchem sie meist so unzertrennlich verknüpft ist, die Kämpfe, Prüfungen und Stürme, welche

---

[1] La Comtesse de Bonneval, histoire du temps de Louis XIV, Paris 1857. — Rose Leblanc, Paris 1861. — Laurentia. A Tale of Japan. London 1861. — Too Strange not to be true. A Tale. London 1864.

[2] Constance Sherwood. An Autobiography of the 16th Century. London 1865. — A Stormy Life. A Novel. London 1867.

[3] Mrs. Gerald's Niece. A Novel. London 1869, 3 vols. — Daran reihten sich sieben kleinere Erzählungen: Seven Stories, London 1873, und die Uebersetzungen: The Notary's Daughter (M. J. d'Aulney), The House of Penarvan (J. Sandeau), London 1878, und Eliane. A Novel (Aug. Craven). London 1882.

[4] A Will and a Way. A Novel. London 1881, 3 vols.

sie so vielfältig durchkreuzen, das Gewirre von Leidenschaft und Schuld, zu dem sie sich so leicht entfaltet, das herbe Schicksal, das so oft sie schuldlos trifft, das alles ist ihr kein bloßes Phantasiespielzeug oder Unterhaltungsräthsel, um die Gefühle ihrer Leser aufzuregen, zu spannen und zu verwirren, sondern ein ernstes, bedeutsames Stück des Menschenlebens selbst, an dem man die Irrungen des Herzens, die Gefahren der Seele, die Führungen der Gnade, die Räthsel des Lebens und ihre Lösung mit großem eigenen Gewinn betrachten kann. Bei allem Ernst der Auffassung findet sich deshalb in ihren Romanen nie ein Hauch jenes übersättigten Pessimismus, der in schrillen Dissonanzen den größten Theil der heutigen Romanliteratur durchklingt. In den Pfuhl des Häßlichen steigt sie nicht hinab, sie begnügt sich, zart und unverfänglich die Keime der Leidenschaft zu zeichnen, die dorthin führen. Nicht grollend und zürnend blickt sie aber in dieses Gewirre der Leidenschaft und der menschlichen Verirrungen hinein, sondern mit sanfter Theilnahme und innigem Mitgefühl, voll Hoffen und Sehnen, die Verirrten aus ihrem Leid zu dem einzigen Quell allen wahren Glückes, zu Gott, zurückzuführen. Ueber eine Welt voll Schuld und Leid ragt in ihren Erzählungen stets der unerschütterliche Glaube an jene heilige, versöhnende Macht empor, die beides überwunden. Man kann darum ihre fesselnden Seelengemälde kaum lesen, ohne sich geläutert und gehoben zu fühlen.

Seit 1880 kränkelnd, lebte Lady Fullerton die letzten Jahre meist zurückgezogen zu Ayrfield (Bournemouth) in Südengland. Auch hier stiftete sie ein kleines Armen- und Krankenhaus. Im Kreise der armen Kinder, die hier um eine liebliche Krippe versammelt waren, feierte sie ihr letztes Weihnachtsfest. Am 19. Januar 1885 entschlummerte sie sanft und friedlich im Herrn. „Um was ich jetzt bete," schrieb sie in ihrem letzten Briefe, „ist, anzufangen, Gott mit einer Liebe zu lieben, die jegliche andere Liebe aufzehrt und das Herz mit Sehnsucht nach dem Tode erfüllt."

Bis in ihre letzte Lebenszeit hinein fuhr sie indes nicht nur unermüdlich fort, sich an den verschiedensten Werken der Nächstenliebe zu betheiligen, sondern bewahrte auch ihr freundliches Interesse für die Literatur. Mit den Dichtern Sir Henry Taylor und Aubrey de Vere stand sie persönlich in freundschaftlichem Verkehr, und wenn ihr auch die Dichter ihrer Jugendzeit besser zusagten als Tennyson, so fand sie doch auch in dessen Werken manches, was sie wahrhaft erfreute.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Xenia Bernardina. Sancti Bernardi primi abbatis Claraevallensis octavos natales saeculares pia mente celebrantes ediderunt antistites et conventus provinciae Austriaco-Hungaricae. 8⁰. Vindobonae 1891. In commissis apud Alfredum Hölder.

Vol. I—II. Sancti Bernardi primi abbatis Claraevallensis Sermones de tempore, de sanctis, de diversis, ad tertiam editionem Mabillonianam cum codicibus Austriacis, Bohemicis, Styriacis collatam, excusi. XXXV et 1040 pp.

Vol. III—IV. Die Handschriften-Verzeichnisse der Cistercienserstifte Reun in Steiermark, Heiligenkreuz-Neukloster, Zwettl, Lilienfeld in Nieder-, Wilhering und Schlierbach in Ober-Oesterreich, Ossegg und Hohenfurt in Böhmen, Stams in Tyrol. 561 und 511 SS.

Vol. V. Beiträge zur Geschichte der Cistercienserstifte Reun in Steiermark, Heiligenkreuz-Neukloster, Zwettl, Lilienfeld in Nieder-, Wilhering und Schlierbach in Ober-Oesterreich, Ossegg und Hohenfurt in Böhmen, Mogila bei Krakau, Szczyrzic in Galizien, Stams in Tyrol und der Cistercienserinnen-Abteien Marienthal und Marienstern in der königl. sächsischen Lausitz. VIII und 428 SS.

Das seinem Ende zuneigende Jahr 1891 hat der katholischen Welt das achthundertjährige irdische Natale eines der gefeiertsten ihrer Heiligen heraufgeführt, das des Doctor mellifluus, an dessen vom Honigseim der Salbung überfließenden Lippen mit den Völkern des zwölften Jahrhunderts die Kinder aller Zeiten und Zungen hingen und hangen. Konnte der Gedächtnißtag in der gesammten Kirche nicht unbeachtet vorübergehen, so war er doch vor allem ein Dank- und Freudenfest für die geistliche Familie, welche in dem Abte von Citeaux ihren Stifter erblickt, jenen großen Zweig, der in der Vollblüte der mittelalterlichen Zeit der alten Wurzel des abendländischen Mönchthums entsprang und nach dem Mutterhause des Ordens in Cisterz genannt zu werden pflegt. Während aber vielfach die Feier auf Chor und Kloster be-

schränkt blieb, beschlossen die Stifter der ehrwürdigsten der bestehenden Provinzen des Ordens, der österreichischen, die Festfeier durch ein bleibendes Denkmal zu verewigen; wir sagen der ehrwürdigsten, da keine andere sich rühmen kann, drei Klöster zu besitzen, die, zu Lebzeiten des Heiligen gegründet, ununterbrochen bis an die Wende dieses Jahrhunderts bestehen und blühen, wie solches bei den Stiftern Reun, Heiligenkreuz und Zwettl (Clara-vallis Austriae) der Fall ist. Denn während überall die Wogen religiöser und politischer Umwälzungen die Stätten geistiger und geistlicher Cultur verschlangen, während man das Clairvaux Bernhards selbst seinen Söhnen entriß, um es mit Sträflingen, als den Früchten einer neuen Cultur, zu bevölkern, war es einzig den österreichischen Stiftern vergönnt, unter dem gerechten und milden Scepter eines edeln Fürstenhauses die Stürme der entfesselten Revolution zu überdauern.

Das Denkmal, welches die Klöster Oesterreichs ihrem Stifter setzten, sollte ein literarisches sein, würdig der Feier, deren Andenken es zu verewigen bestimmt war. So wurde denn auf dem zu Anfang des Jahres 1880 in Wien abgehaltenen Provinzialkapitel beschlossen, dasselbe aus folgenden Theilen zusammenzusetzen, deren jeder ein Werk für sich bildet, die aber durch den gemeinsamen Titel Xenia Bernardina zu einem Ganzen verbunden wurden.

1. Aus den Werken Bernhards sollten seine Fest- und Heiligen-Predigten sowie die Predigten vermischten Inhaltes in einer neuen Ausgabe veröffentlicht werden, weil dieselben zu Zwecken der Erbauung sowohl als des Predigtamtes von höchstem Nutzen erschienen, in den Bibliotheken aber weder in häufigen, noch in handlichen Ausgaben vorhanden waren. Diesem Zwecke sind die beiden ersten Bände der Xenia Bernardina gerecht geworden. Sie enthalten unter dem Titel: S. Bernardi primi abbatis Claraevallensis Sermones de tempore, de sanctis, de diversis, die Reden der dritten Mabillon'schen Edition in schönem und correctem Abdrucke und unter Anfügung der Varianten, welche die Handschriften der österreichischen Stifter boten. Letzterer Umstand macht diese Neuauflage auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet werthvoll. Besorgt ist dieselbe von Dr. Benedikt Gsell, Archivar des Stiftes Heiligenkreuz, und Dr. Leopold Janauschek, dessen Name durch seine Origines Cistercienses in weiten Kreisen bekannt ist.

2. Die zwei folgenden Bände der Xenia enthalten die kurze Beschreibung der in den österreichischen Cistercienserstiftern vorhandenen Handschriften, und zwar der erste Band die von Reun, Heiligenkreuz-Neukloster, Zwettl, Lilienfeld, der zweite die von Wilhering, Schlierbach, Ossegg, Hohenfurt und Stams. Diese Festgabe wird jedenfalls in der Gelehrten-Republik als die werthvollste und nutzbringendste begrüßt werden. Die Beschreibung der einzelnen Handschriften ist knapp, doch zureichend, sowie mit guten Indices begleitet. Die Handschriftenbestände der österreichischen Cistercienserstifter sind auffallenderweise, wenn man Hohenfurt ausnimmt, weniger groß als die anderer hervorragender Stifter. Wir finden Reun mit 210, Heiligenkreuz mit 550, Neu-

kloster mit 17, Zwettl mit 420, Lilienfeld mit 229, Wilhering mit 224, Ossegg mit 103, Stams mit 61, Schlierbach mit 117 vertreten, während Hohenfurt 204 Membran- und 1006 Papier-Codices aufzuweisen hat. Die verheerende Gewalt der Elemente, die Barbarei des Buchbinder- und des Kriegshandwerkes erklären zumeist die Decimirung der alten Büchereien. Wenn z. B. von den böhmischen Stiftern Ossegg arm, Hohenfurt so reich an Handschriften ist, so liegt der Grund darin, daß letzteres das einzige Stift Böhmens war, das von den Räuberbanden der Hussiten nicht niedergebrannt ward. Der gesammte Bestand der Cistercienserstifter an handschriftlichem Material stellt dennoch ein nicht zu verachtendes Kapital dar, und die Männer, welche sich der trockenen Arbeit des Katalogisirens und Beschreibens der Codices unterzogen, haben der Gelehrtenwelt das schönste Festgeschenk geboten, das sie zu bieten vermochten.

3. Der fünfte Band der Xenia bringt „Beiträge zur Geschichte" der österreichischen Cistercienserstifter sowohl (außer den unter 2 aufgeführten noch des Stiftes Szczyrzic in Galizien und Mogila bei Krakau) als auch der beiden Cistercienserinnen-Abteien Marienthal und Marienstern in der sächsischen Lausitz. Das Stift Mehrerau bei Bregenz gehört, um dies nebenbei zu bemerken, obgleich auf österreichischem Boden gelegen, doch nicht der österreichischen Congregation oder Provinz an. Die Kapitel, in welche diese Beiträge sich gliedern, sind 1) Literaturverzeichniß zur Stiftsgeschichte, handschriftliche Quellen sowohl als gedruckte umfassend; 2) Reihenfolge der Aebte (beziehungsweise Aebtissinnen) mit kurzer, chronikartiger Angabe der wichtigsten Ereignisse ihrer Regierung; 3) Verzeichniß berühmter oder, sei es wissenschaftlich, sei es künstlerisch thätiger Stiftsmitglieder. Dieser Band ist, gleich den Handschriften-Verzeichnissen, das Werk verschiedener Mitarbeiter und bietet neben dem ordensgeschichtlichen vor allem lokalhistorisches Interesse.

4. Zu diesen drei auf dem erwähnten Provinzialkapitel von 1880 beschlossenen Theilen wurde noch ein vierter, Bibliographia Bernardina, hinzugefügt, der alles, was von und über Bernhard bis zum Jahre 1890 geschrieben, ersteres unter Aufführung aller Editionen, zusammenfassen sollte. Dies ebenso verdienstliche als mühevolle Unternehmen wurde in Dr. Janauscheks bewährte Hände gelegt; leider ist indes der unermüdliche Gelehrte durch seine seit längerem angegriffene Gesundheit verhindert worden, diesen Theil in der in Aussicht gestellten Frist zu vollenden; doch wird das Erscheinen dieses vierten Werkes und damit der Abschluß der Xenia Bernardina als demnächst bevorstehend gemeldet.

Allein schon aus dieser gedrängten Wiedergabe des reichen Inhalts der fünf bisher erschienenen Bände der Xenia dürfte dem Leser hinreichend klar geworden sein, daß das literarische Monument, welches das Jubeljahr Bernhards verewigen soll, in der That ein Monument ist, das manches Denkmal aus Stein und Erz zu überdauern bestimmt sein dürfte.

G. M. Dreves S. J.

Geschichte des canonischen Eherechts bis zum Verfall der Glossenliteratur. Von **Jos. Freisen**, Doctor der Rechte und der Theologie. XX u. 918 S. gr. 8°. Tübingen, Fues, 1888. Preis *M.* 20.

Das gelehrte, sehr fleißig gearbeitete Werk unternimmt es, in sechs Abschnitten das kirchliche Eherecht in seiner geschichtlichen Entwicklung zu zeichnen. Nach ein paar Seiten einleitender Bemerkungen kommen zunächst Begriff und Wesen der Ehe, dann die Form der Eheschließung, im dritten Abschnitt die Ehehindernisse, im vierten die Ehescheidung, im fünften die Wirkungen der Ehe, im sechsten endlich Ehegesetzgebung und Dispensationsrecht zur Sprache. Das Werk zeugt von großer Beherrschung des ausgedehnten Stoffes, dabei aber auch von Selbständigkeit in der Auffassung und von Verstandesschärfe in der Behandlung. Daneben ist freilich als Schattenseite eine gewisse Voreingenommenheit hie und da nicht zu verkennen.

Daß die Zeit der Scholastik manchmal die Geschichte zu sehr vernachlässigt hat, war gewiß ein Fehler; allein das sogen. „Denken mit einer Voraussetzung", wodurch der Verfasser die Zeit der Scholastik charakterisirt (19. 89) und sie zu unserer Zeit als einer wissenschaftlich höhern in Gegensatz stellt, ist doch nur dann ein Fehler, wenn man von grundlosen Voraussetzungen ausgeht und so weiter denkt. Das mag hie und da von Gelehrten der alten Zeit geschehen sein, wie es auch heute noch wohl geschieht. Im Wesen der Scholastik lag nur, daß sie die als Glaubenslehre feststehenden oder doch durch das kirchliche Lehramt hinlänglich verbürgten Sätze als von vorneherein unantastbar hinnahm und auf dieser Voraussetzung weiter baute. Das ist aber die katholisch nothwendige und vor Irrthum möglichst schützende Behandlungsweise der Wissenschaft. Die ohne diese „Voraussetzung" betriebene Forschung setzt sich immer großer Gefahr des Irrthums aus — auch die an die Geschichte herantretende Forschung: die oft spärlich fließenden geschichtlichen Quellen, welche meist nur ein Stück und darum nicht immer ungetrübte Wahrheit bringen können, werden nur zu leicht überschätzt gegenüber der Lehre der Kirche, welche als gottgefestigte Säule der Wahrheit sie ungetrübt zu lehren im Stande ist. Die vom Dogma losgelöste Behandlung der Geschichte, zumal der Kirchengeschichte, ist darum eine unrichtige Art der Behandlung, welche der üblen Folgen nicht entbehrt: sie führt nicht selten zu verkehrten Auffassungen, verwirrt den nicht allseitig theologisch durchgebildeten Leser und schwächt seinen kirchlichen Sinn. Die theologischen Fächer: Kirchengeschichte, Dogmatik, Exegese u. s. w. gehören alle zur Theologie; sie sollen nicht miteinander vermengt, aber auch nicht voneinander losgerissen werden. Wir fürchten, das vorliegende Werk hat in dieser Beziehung nicht allen Anstoß vermieden.

Diese Bemerkung soll jedoch keineswegs gegen die Persönlichkeit des Verfassers gerichtet sein. Nein, wer sich bedächtig und aufmerksam durch die Ausführungen desselben hindurcharbeitet und durch einige zu scharfe kritische Bemerkungen sein Urtheil nach keiner Seite hin trüben läßt, der wird bei allem sachlichen Beanstanden mehrerer Sätze des Verfassers dessen kirchliche Gesinnung nicht in Zweifel ziehen können. Wir wenigstens haben den Eindruck empfangen,

daß auch durch die gewagten und unannehmbaren Meinungen des Werkes und durch einige weniger kirchlich klingende Ausdrücke hindurch dennoch eine nichts weniger als unkirchliche Tendenz sich bekundet.

Wenn die §§ 75 und 76 zuweilen den Schein erwecken, als liege nicht schon von Anfang an in der Idee der päpstlichen Autorität, wie sie von Christus gewollt und dem Petrus übertragen ist, die Vollgewalt, allgemein bindende Gesetze in kirchlichen Ehesachen zu erlassen, sondern als sei diese das Ergebniß der geschichtlichen Rechtsentwicklung, so wird doch S. 883 u. 885 die Sache selbst und der Standpunkt des Verfassers richtiggestellt. „Das Princip, daß alles Recht (kirchliche Recht) von einem Centrum, nämlich der römischen Kirche, ausgehe," so heißt es dort ausdrücklich, „entsprach der alten, stets gehegten kirchlichen Anschauung", und: „Seit den ältesten Zeiten hat die Kirche sich die Competenz beigelegt, in Ehesachen Bestimmungen zu treffen; eine ausdrückliche Reception des weltlichen Rechtes findet sich kirchlicherseits nirgends, auch nicht in alter Zeit." Ueberhaupt sind die Erörterungen auch bei den einzelnen Ehehindernissen gerade nach der Seite hin interessant und lehrreich, daß geschichtlich nachgewiesen wird, wie diese Hindernisse kraft des eigenen Rechtes, nicht des staatlichen, von der Kirche aufgestellt und festgehalten wurden.

Auch die Ausführungen über den Concubinat (§ 5—9) sind, wenn auch nicht überall unanfechtbar, doch nach ihrem Gesammtinhalt geeignet, manche Schwierigkeiten kirchlicher Bestimmungen aus früherer Zeit zu beseitigen, weil sattsam dargethan ist, daß jene Bezeichnung vielfach eine nicht ebenbürtige und nicht mit allen bürgerlichen Rechtsfolgen ausgestattete, vor dem Gewissen aber durchaus giltige Ehe ausgedrückt hat.

Die mehrfach mitgetheilten Stellen von Autoren, welche den Satz aussprechen, der Papst sei an die Canones der Concilien und seiner eigenen Vorgänger gebunden, wirken jedenfalls verwirrend. Daß einige Autoren bezüglich der obersten Vollgewalt des Papstes unrichtig gedacht haben, ist bekannt. Allein jener Satz, der nicht so selten vorkommt, kann wenigstens in irgend einem richtigen Sinn erklärt werden. Dieser Sinn wird in der vom Verfasser selbst S. 902 angezogenen Stelle nahegelegt, nämlich: insoweit die früheren Canones Glaubenssachen, nicht bloß Disciplinärvorschriften betreffen; auch an letztere ist der Papst insofern gebunden, als er vor Gott unerlaubt handeln würde, wenn er grundlos von bestehenden, sich als nützlich erwiesenen Gesetzen abweichen wollte. Diese Grenzen hätten als die richtigen und maßgebenden hervorgehoben werden sollen.

S. 905 billigt der Verfasser den Satz, „daß man gewisse natürliche Rechtsprincipien nicht läugnen kann, daß aber gleichwohl diese Rechtsprincipien nicht ohne weiteres den Charakter von Rechtssätzen haben, und somit der Begriff des jus naturale ebenso haltlos als überflüssig erscheint". Nach unserer vollsten Ueberzeugung beruht diese Darlegung auf Verkennung des jus naturale. Wenn es nicht wahre Rechtssätze des jus naturale gibt, dann ist das ganze positive Recht ohne Grundlage und ohne Halt, und ein im Gewissen verpflichtender positiver Rechtssatz ist eine Unmöglichkeit geworden.

Auch die beliebte Scheidung von Recht und Moral als getrennter Gebiete beruht auf einer Verkennung des wahren Rechtsbegriffes.

Einschneidender jedoch als die soeben berührten Punkte ist ein anderer, der von mehreren Seiten beanstandet wurde. Durch das ganze Buch hindurch tritt uns die Ansicht entgegen, als ob von alters her die Kirche den eigentlichen Eheabschluß nie in die bloße beiderseitige Zustimmung der sich ehelichenden Personen gesetzt habe; trotz der heutzutage in der kirchlichen Wissenschaft herrschenden entgegengesetzten Ansicht müsse das auch heute noch festgehalten werden. Wir halten den Satz für unrichtig und unverträglich nicht zwar mit einem erklärten Dogma der Kirche, aber doch mit anderen autoritativ erlassenen Aeußerungen der kirchlichen Organe. Wir vernehmen nun mit Sicherheit, daß der Verfasser selbst diese Meinung nicht mehr zu vertreten gewillt ist und zu einer Umarbeitung des Buches sich entschlossen hat. Damit würde dann freilich die diesbezügliche Polemik gegenstandslos. Allein da die Meinung einmal in dem Werke ausgesprochen wurde, so können wir nicht umhin, wenigstens einige Worte darüber zu sagen.

Der Verfasser vermeinte gerade durch die von ihm aufgestellte Ansicht kirchliche Lehre und kirchliche Praxis in vollste Harmonie zu bringen, nämlich einerseits die dogmatische Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe und andererseits die Trennung der noch nicht vollzogenen Ehe durch Ordensprofeß und die auch aus anderen Gründen vielfach gehandhabte päpstliche Dispens in einer solchen noch nicht vollzogenen Ehe. Er glaubte diese scheinbare Disharmonie am gründlichsten dadurch beseitigen zu können, daß in allen jenen Fällen noch nicht eine eigentliche Ehe, sondern nur erst eine Verlobung angenommen werde, eine Verlobung zwar, deren Lösung der Willkür der Verlobten entzogen, der kirchlichen Gewalt aber unterstellt sei. Damit gibt dann der Verfasser dem Papste der Sache nach eine weit ausgedehntere Vollmacht zur Lösung derartiger Verhältnisse, als die allgemeine Lehre der Theologen ihm zuschreibt. Nach dieser kann der Papst ein sogenanntes matrimonium ratum tantum nur aus wichtigen Gründen giltigerweise lösen; nach dem Verfasser könnte er dies nach Belieben. Die Erforschung der geschichtlichen Entwicklung des kirchlichen Eherechtes soll zu diesem Schluß berechtigen. Daß die Meinung etwas Bestechendes hat und nicht ohne alle Vertreter aus der Vorzeit ist, geben wir zu; Wahrheit können wir ihr trotzdem nicht zuerkennen. Manche Aussprüche der Vorzeit, welche der Verfasser als Beweismomente vorbringt, bilden keinen eigentlichen Beweis, weil eine andere Deutung der Aussprüche nicht ausgeschlossen ist; andere hingegen liegen vor, welche mit der betreffenden Deutung unvereinbar sind. Ohne auf die diesbezüglichen Aussprüche der Kirchenväter einzugehen, kann und muß jedenfalls gesagt werden, daß der Ausspruch Eugens IV. in der Instructio ad Armenos mit der vom Verfasser verfochtenen Ansicht sich nicht vereinigen läßt. Das regulariter Eugens im Sinne von „hauptsächlich“ zu verstehen, so daß immer noch ein anderes Moment hinzutreten muß, ist unannehmbar; zudem stellt Eugen nur die Weisen, wie der consensus ausgedrückt werden könne oder müsse, einander entgegen, entweder durch Worte oder ausnahmsweise durch Zeichen; außer diesem consensus

kennt er gar kein anderes Moment, durch welches die Ehe als eigentliche Ehe zum Abschluß komme. — Auch in der vielumstrittenen Frage über die Ehe der seligsten Jungfrau mit dem hl. Joseph, welche in vorliegender Materie große Bedeutung hat, dürfte der Verfasser nicht überall den Sinn der heiligen Väter richtig erfaßt haben. Daß der hl. Augustin in diesem Punkte wegen vorgefaßter Meinung zu einer „künstlichen“ Erklärung gekommen sei, will uns nicht einleuchten. Jedenfalls liegt bezüglich eines Textes ein Mißverständniß vor. Der Verfasser läßt den Heiligen sagen: „Maria und Joseph glaubten beide, sie seien wirklich die Eltern Christi, und dieser Glaube machte sie zu wirklichen Eltern.“ In der That aber sagt der Heilige: „Beide verdienten, Eltern Christi genannt zu werden, nicht bloß jene seine Mutter, sondern auch er (Joseph) sein Vater, wie er ja auch der Gemahl seiner (Christi) Mutter war, nämlich beides (d. h. Gemahl Mariä und Vater Christi) nicht dem Fleische, sondern dem Geiste nach (utrumque mente, non carne).“ Putativvater Christi nennt ihn ja auch der hl. Lucas, oder, was dasselbe ist, Christus den Putativsohn Josephs, nicht weil Joseph glaubte, er sei Christi Vater, sondern weil die Menschen Jesus für den Sohn Josephs hielten. Daß aber auch nach jüdischen Begriffen ein Verhältniß, wie es in Wirklichkeit zwischen Joseph und Maria statthatte, als Ehe galt, möchte trotz des Verfassers aus seinen Erörterungen (§ 92) hervorgehen. Daß nach der sogenannten zweiten Verlobung oder gar nach der Heimführung das Verhältniß noch als bloßes Verlöbniß, nicht als Ehe gegolten habe, wird doch durch den Umstand allein sehr fraglich, weil das Vergehen eines Dritten mit einer in solcher Weise angetrauten Person als Ehebruch bestraft wurde.

Wir wiederholen schließlich, daß wir über den Ausstellungen, die wir gemacht haben, das manche Gute, welches das Buch aufweist, durchaus nicht verkennen, und daß wir der Gesinnung des Verfassers, seinem ausgedehnten Wissen und seiner nicht gewöhnlichen Befähigung alle Anerkennung zollen.

Aug. Lehmkuhl S. J.

L'Oeuvre des Apôtres, par l'abbé **É. Le Camus,** vicaire général honoraire de Chambéry. Fondation de l'Église chrétienne. Période d'affranchissement. XLVIII et 368 p. 8°. Paris, Letouzey et Ané, 1891. Preis *Fr.* 6.

Vorliegendes Buch ist der erste Band eines Werkes über die Anfänge des Christenthums (Les Origines du Christianisme). Zwei andere sollen noch folgen, die uns die période de la conquête und die période d'affermissement darstellen werden, wie der erste Band die période d'affranchissement behandelt. Die Ereignisse dieses ersten Zeitraumes sind in den 12 ersten Kapiteln der Apostelgeschichte niedergelegt. Die Befreiung der Kirche vom Judaismus vollzieht sich in Antiochien, und das äußere Kennzeichen des völligen Bruches mit dem Judenthum erscheint in dem Namen Christen, Christiani, der den Gläubigen in Antiochien beigelegt wird. Mit der Erwägung dieser Thatsache schließt dieser Band, und damit auch die période d'affranchissement. Es drängt sich hier gleich die Frage auf, ob diese Befreiung nicht klarer und

vollgiltiger und ganz principiell im Apostelconcil ausgesprochen und festgesetzt wurde. Man könnte daher sehr geneigt sein, die période d'affranchissement mit diesem so wichtigen Ereignisse zu schließen, um so mehr, da der hochw. Herr Verfasser diesen Zeitraum selbst so beschreibt: L'Église s'est fait jour en secouant cette dure terre du judaïsme mal cultivée par les pharisiens. Nun hat aber die engherzige judaistische Richtung ihre endgiltige und durchschlagende Verurtheilung im sogenannten Apostelconcil (Apg. 15).

Die in den 12 ersten Kapiteln der Apostelgeschichte erzählten und angedeuteten Ereignisse und Gegenstände führt der Herr Verfasser seinen Lesern in einer recht ansprechenden, abgerundeten und sorgfältig gefeilten Darstellung vor. Mit hingebender Liebe hat er sich in den Stoff vertieft und weiß ihm durch aufmerksame Erwägung und Ausbeutung des heiligen Textes eine gestalten- und farbenreiche Ausführung zu geben und mannigfache Gesichtspunkte abzugewinnen. Der zeitgeschichtliche Hintergrund, welchen er den Berichten des hl. Lucas beigefügt hat, dient in vortrefflicher Weise dazu, die christlichen Thatsachen und Bestrebungen um so schärfer in ihrer Eigenthümlichkeit, Schönheit und Erhabenheit hervortreten zu lassen. Gegebenen Ortes sind auch geographische und archäologische Angaben und Bemerkungen reichlich eingestreut, und der Herr Verfasser gibt den Lesern von den bei seinem Aufenthalt in Syrien und Palästina gemachten Beobachtungen und Erfahrungen und manchmal auch von seinen Gefühlen und Stimmungen in liebenswürdiger und geistreicher Weise Mittheilung. Nicht minder legt er es darauf an, die handelnden Personen anschaulich vorzuführen, ihre Ansichten, Bestrebungen, Gemüthsbewegungen zu errathen, auch durch Schilderung der Naturumgebung die Scenen zu beleben. Freilich wird da nicht alles nach jedermanns Geschmack ausgefallen sein. Einige Erzählungen sind doch zu langathmig ausgesponnen; auch der Erfindungsgabe wird manchmal zu viel Raum gestattet. So wird die erste Ankunft des hl. Paulus in Jerusalem nach seiner Bekehrung so geschildert: En passant près du champ où Étienne avait été lapidé (ist das sicher?), il donna sans doute un pieux souvenir à celui dont il avait voulu la mort. On se le représente regardant tour à tour la place d'où, assis, il avait encouragé le fanatisme des meurtriers, et celle où était tombé le noble martyr. Il entendit, plus émouvante que jamais, l'héroïque prière de la victime en faveur de ses bourreaux. C'est à elle peut-être qu'il devait sa transformation religieuse. Avec effusion, il baisa la terre où criait encore le sang du juste. Une parole de paix et de pardon en sortit. Quand il se releva, brisé de regrets et de saintes émotions, il dut, en mettant la main sur son coeur, dire à Dieu: „Je l'ai tué, mais je sens là de quoi le faire revivre!“ Da läuft doch viel Phantasie mit unter; ähnliche Ausstellungen aber wären noch ein paarmal zu machen, z. B. S. 263, 264, 270 u. a.

In der Einleitung wird die Echtheit der Apostelgeschichte und deren Abfassung durch den hl. Lucas behandelt; die gegentheiligen Ansichten werden durch äußere und innere Gründe widerlegt. Daß Lucas einen bestimmten Plan bei der Abfassung verfolgte, findet der Verfasser nicht; nach ihm hat es

den Anschein, daß Lucas die Nachrichten, die ihm mündlich oder schriftlich zukamen, und die Begebenheiten, deren Zeuge er selbst war, einfach zusammenstellte. Da geben wir doch der Darstellung bei Kaulen, Cornely entschieden den Vorzug. Gut wird hervorgehoben, daß nach Ausweis der Apostelgeschichte und des ersten Briefes an die Korinther die Sprachengabe nicht so aufgefaßt werden könne, als wäre sie zum Predigen verliehen worden. Wenn aber S. 21 die Stelle 1 Kor. 14, 22 so erklärt wird, als sollte das Zungenreden, die Glossolalie, den Ungläubigen die Macht des Heiligen Geistes bezeugen und beweisen, so ist ganz übersehen, daß gerade an der betreffenden Stelle der Apostel diese Erklärung entschieden abweist: Si ergo conveniat universa Ecclesia in unum et omnes linguis loquantur, intrent autem idiotae aut infideles: nonne dicent quod insanitis? Was das heiße: in signum sunt infidelibus, ist zudem klar aus der Stelle Is. 28, 11, die der hl. Paulus ebenda anführt. Daß das Aramäische allen Juden, auch den Hellenisten, verständlich war, ist doch zu viel behauptet (S. 18). Im Leben Jesu nahm der Herr Verfasser als Todesjahr Christi das Jahr 30 (783 der Stadt Rom) an; jetzt aber entscheidet er sich (S. 49) für 33. Eine genaue Erwägung der Art und Weise, wie Christus über seine zweite Ankunft zu den Aposteln spricht, dürfte wohl die auf S. 57 erhobenen Bedenken lösen; die Apostel predigen, was und wie sie es vom Herrn gehört haben. Ist es so gewiß, daß Onkelos ein Schüler Gamaliels war? (S. 90.) Wenn Stephanus Apg. 7, 30. 38 von einem Engel spricht, so kann das kaum einfachhin auf die rabbinische Schule von Alexandrien zurückgeführt, noch auch der Engel geradezu als der Logos gefaßt werden (S. 121); sonst kommt man in einen unlöslichen Zwiespalt mit den deutlichen Stellen des hl. Paulus Gal. 3, 19 und Hebr. 2, 2. Ferner ist zu beanstanden, daß Simon Magus, von dem die Apostelgeschichte spricht, derselbe sein soll, wie der von Josephus genannte Jude Simon von Cypern (S. 152). Gut wird S. 158 in der Anmerkung erwähnt, daß die Recognitionen und clementinischen Homilien mit phantastischen Einzelheiten angefüllt sind; aber warum werden dann doch solche Züge in das von Simon Magus entworfene Bild, das dem Wortlaute nach als geschichtlich treu dem Leser geboten wird, ohne weiteres aufgenommen? Die erste Reise des hl. Paulus nach Jerusalem seit seiner Bekehrung ist Apg. 9, 26 (nicht Apg. 11, 31; S. 174) verzeichnet. Warum aber die Apg. 11, 30 angegebene Reise im Galaterbrief nicht erwähnt sei, dafür ist der durchschlagende Grund, weil Paulus mit dem am Schlusse des ersten Kapitels erreichten Zeitpunkt seinen Satz, die Lehre Christi nicht von den Aposteln empfangen zu haben, vollständig bewiesen hat. Daher war gar keine Veranlassung mehr da, im Galaterbriefe von jener Reise zu sprechen. Das als Ergänzung oder Berichtigung zu S. 345. Ob wohl die Darstellung S. 176 sich ganz deckt mit der in Christi Worten liegenden Andeutung: Durum est tibi contra stimulum calcitrare? Und S. 180 heißt es im Gegensatz zu S. 176: Que lui servirait de résister plus longtemps à la grâce et de s'épuiser douloureusement dans une lutte inégale et sacrilège? Da der hl. Paulus so entschieden betont, er habe seine Lehre nicht von Menschen, sondern von

Jesus Christus selbst erhalten, ist es sehr wenig wahrscheinlich, daß er die Aufzeichnungen, die sich die Christen von Damascus aus der Predigt des Evangeliums gemacht hätten, mit sich nach Arabien genommen habe. Am wenigsten kann dafür die Stelle über die Einsetzung der heiligen Eucharistie angeführt werden, da er hier ausdrücklich erklärt: Ego enim accepi a Domino quod et tradidi vobis etc. (1 Kor. 11, 23.) Es wäre doch sonderbar, wenn die Apostel nach der Herabkunft des Heiligen Geistes noch der Meinung gewesen wären: Le salut n'était que pour les fils d'Abraham et les circoncis (S. 202). Ebenso scheint es wenig angemessen, von Jacobus dem Apostel zu sagen: Son esprit rigoriste et son attachement au judaïsme le disposaient peu à l'evangélisation extérieure (S. 298). Petrus läßt Apg. 10, 47. 48 diejenigen taufen, über die bereits der Heilige Geist gekommen war; in diesem Falle, meint der Herr Verfasser, le baptême n'avait d'ailleurs à produire ni l'ablution du péché ni la grâce; il pouvait être tout au plus le symbole de la transformation qu'allait subir au dehors la vie de Corneille et de tous les siens. Aber die Sacramente des Neuen Bundes theilen die heiligmachende Gnade mit; ist der Täufling schon durch vollkommene Reue im Stande der Gnade, so bewirkt die Taufe eben einen neuen und höhern Grad der Gnade; ein bloßes Symbol ist sie niemals.

Die Ausstattung ist gut. Beigegeben ist ein farbiger Plan vom heutigen Jerusalem und von Damascus.

Joseph Knabenbauer S. J.

Tobias. Oratorium in sieben Abtheilungen nach den Worten der Heiligen Schrift für Soli und gemischten Chor mit Begleitung des Orchesters. Text und Musik von **St. Aenstoots.** Op. 12. Kevelaer (Rheinpreußen). Selbstverlag des Componisten. Preis: Klavierauszug *M.* 8; Gesangstimmen à 60 *Pf.*

Die Geschichte des Tobias ist eine der lieblichsten Erzählungen der Heiligen Schrift und, von einem echt poetischen Duft umwoben, bietet sie Stoff und Charakter für musikalische Bearbeitung, wie wenige andere. Das hier angezeigte Oratorium, welches im Klavierauszuge uns vorliegt, hat sich diese Aufgabe gestellt und sie auch mit Geschick und Erfolg gelöst.

Den Inhalt der biblischen Erzählung zerlegte der Dichter in sieben Abtheilungen, die nicht gerade dramatische Scenen genannt werden können, aber doch mehr oder minder an solche streifen. Der Text selbst schließt sich genau und oft wörtlich an den biblischen an, was dem Ganzen allerdings ein eigenthümliches religiöses Gepräge gibt, aber vom ästhetischen Standpunkte aus uns nicht gerade überall recht gefallen will, da der heilige Ursprung mit rhythmischem Fluß und Schönheit der Sprache nicht dasselbe ist, die beiden letzteren Momente jedoch für gute, allseitig ansprechende musikalische Einkleidung nicht fehlen dürfen, wenn das Wort sich dem Tone gegenüber geschmeidig und homogen erweisen soll. Der Componist hat in seinem Werke alle dem Oratorium eigenen Kunstformen angebracht; nur wäre dabei zu wünschen, daß die eine und andere derselben in breiterer und weiterer Aus-

führung zur Anwendung hätte kommen mögen. Dies gilt besonders von der Arie und dem Chore.

Um ins einzelne zu gehen, müssen wir zuerst der gut und durchsichtig gearbeiteten Ouverture gedenken. Die erste Abtheilung bringt die Erblindung des Tobias. Es möchte vielleicht angemessener sein, wenn der erste Chor nicht vor die beiden Recitative, sondern zwischen dieselben gesetzt würde (Nr. 1—3). Recht stimmungsvoll wirken Arie und Chor (4 u. 5): „Gott unserer Väter, du Herr der Heere, blick auf dein Volk, das du erwählt" — ein rührender Klageruf des auserwählten Volkes, das seine Zionsharfen an dem Weidengebüsch der Flüsse Babylons aufgehängt. Es folgt nun die biblische Erzählung von Tobias' Erblindung in passender musikalischer Recitation, woran sich ein Ergebung in sein Geschick aussprechendes Gebet reiht, dessen zweite Strophe ein Unisono-Chor aufnimmt.

Die zweite Abtheilung, „Abreise des jungen Tobias", beginnt mit einem „marschmäßig" bewegten Chor über die Worte des 91. Psalmes: „König ist der Herr!" Der Chor (8) geht in einen andern, im dreitheiligen Rhythmus sich bewegenden Chor über, dessen Text dem gleichen Psalme entnommen ist. In beiden Chören will uns die wiederholt sich findende Octavenführung der Tenor- und Baßstimme nicht recht gefallen. Ein Baßrecitativ mit folgender Arie (9 u. 10), wie der kurze, im Gesange wie in der Begleitung wohl gelungene Solosatz überschrieben ist, nehmen ihren Text aus dem 4. Kapitel des Buches Tobias. Der blinde Vater sendet seinen Sohn in die Fremde und tröstet ihn: „Fürchte dich nicht, mein Sohn; wir führen zwar ein armes Leben, doch werden wir viel Gutes erhalten, wenn wir Gott fürchten." Diesen Gedanken nimmt (11) ein im schlichten Tone des Kirchenliedes gehaltener Chor auf, dem die erste Erscheinung des Engels folgt, welche den Gegenstand der zweiten Hälfte dieser Abtheilung bildet (12—16). Das Zwiegespräch zwischen dem Engel (Tenor) und dem greisen Tobias (Baß) ist musikalisch sehr gut gegeben, insbesondere die Rede des Engels: „Ich will ihn dahin führen." Referent ist gewiß nicht für die Reminiscenzenjägerei, wie sie bisweilen musikalischen Kritikern eigen ist, aber die Stelle (S. 21 des Klavierauszuges): „Ich bin Azarias . . ." mahnt doch fast gar zu getreulich an den Schwanenritter und sein Motiv. Ein Terzett für Männerstimmen (15): „Vom Himmel sende mir hernieder, Herr, einen deiner Engelschaar", dessen Melodie sodann mit gleicher Bitte der ganze Chor aufnimmt (16), bringt die zweite Abtheilung zum Abschluß.

„Rettung vom Fische" ist der dritte Theil überschrieben, der mit einer breit gehaltenen instrumentalen Einleitung und einem im Stile eines Kirchenliedes gehaltenen Chore: „Auf dich, Herr, will ich ewig hoffen", beginnt. Mit dieser Form thut der Componist fast des Guten zu viel; doch ist nicht zu verkennen, daß dadurch das ganze Werk eine gewisse Weihe erhält. Ein Baßrecitativ (18) berichtet die Thatsache nach Tobias Kap. 6. Bei dem Rufe: „Herr, er fällt mich an!" greift in charakteristischer Wendung der Tenor ein, worauf ein kurzer, aber sehr schöner Chor den Eindruck des Geschehenen in den Worten: „In Nöthen schrei' ich auf zu dir, Allmächtiger! Du starker

Gott, umgürte dich und helfe mir, Jehova! Du Gott Zebaoth", zum tiefern Erfassen zu bringen sucht. Ein Tenorrecitativ gibt in melodiöser Stimmführung den Rath des Engels, wie es mit dem Fische zu halten sei, worauf ein ebenfalls sehr anmuthiger Chor (21) die Bekräftigung ertheilt. „Wer Gott und seinen Engeln trauet, gehorsam thut, was er befiehlt, der hat auf festen Grund gebauet und nicht umsonst dem Herrn gedient." Die eher derb klingende zweite Strophe möchte sich aber dem zarten musikalischen Gewebe minder gut anschmiegen.

Der vierte Theil, etwas prosaisch mit „Heirat" betitelt, bot dem Componisten mehr und mehr Gelegenheit, sein Erfinden und Gestalten geltend zu machen, was er auch nicht versäumte. Ein rasch bewegtes Vorspiel, aus dem das erste Motiv der Ouverture herausklingt, leitet zu einem Chore (22) ein, dessen Text dem 127. Psalme entlehnt ist. „Dein Weib wird blühen in des Hauses Räumen, dem Weinstock ähnlich, reich an edler Frucht." Das folgende Recitativ (23) enthält die Aufforderung des Engels an Tobias, um Sara zu freien, und dessen Antwort, worauf die neue Belehrung des Engels folgt; alles nach den Worten der Schrift. Die Musik ist stimmungsvoll gehalten und besonders bei den Worten des jungen Tobias: „und so würde ich, da ich das einzige Kind meiner Eltern bin, sie in ihrem Alter vor Traurigkeit unter die Erde bringen", in ihrer Einfachheit rührend. Ein Gebet des Tobias, welches der Chor begleitet, reiht sich (24) an das Recitativ. Auch dieses ist musikalisch gut erfunden und ganz an seiner Stelle. Wiederum folgt ein Recitativ (25). Tobias freit bei Raguel um Sara. Eine prächtige Baßarie gibt des Vaters Antwort. Er segnet den Bund: „Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs sei mit euch und gebe euch zusammen und erfülle an euch seinen Segen." Der Chor nimmt den Segensspruch auf und führt ihn weiter, während ein zweistimmiger Solosatz (Raguel und Tobias) sich über ihn hinzieht. Das Ganze ist wohl gelungen und, im guten Sinne des Wortes, effectvoll.

Der fünfte Theil bringt die im 8. Kapitel des Buches Tobias erzählte „Teufelsbeschwörung". Der ganze Stoff ist in 6 Nummern textlich und musikalisch mit gutem Griff gruppirt. Ein sich rasch steigerndes Vorspiel eröffnet die Scene. Nun folgt ein Chor mit Soli über Worte des 90. Psalmes. Der Chor recitirt die ihm zufallenden Verse auf dem siebenten Psalmton in einfachem harmonischen Satze. Zwischen seinen Versen sind kleine Soloquartettsätze eingefügt. Alles macht Stimmung. Ein wiederum recht zutreffend aufgebautes großes Tenorrecitativ mit einer vollen orchestralen Begleitung, die ohne Uebertreibung die einzelnen Phrasen lebhaft charakterisirt, führt die Beschwörung und ihren Erfolg selbst ein. Ganz vorzüglich musikalisch wiedergegeben sind die Worte Tobias' an Sara: „Denn wir sind Kinder der Heiligen" u. s. w. — Ein Duett für Sopran und Tenor (Sara und Tobias) enthält das Dankgebet der Geretteten (28). Das nächste Recitativ (29), zuerst für Baß und dann für Tenor, zählt zu den besten Nummern des ganzen Werkes, so wenig umfangreich es ist. Denn der Componist hat seinen Text (Tob. 9, 13 ff.) zu einem kleinen musikalischen Stimmungsbilde gestaltet,

das sich durch Verständlichkeit auszeichnet. Daß nun ein Chor folgen muß, verlangt die Situation selbst. Der Componist wählte dazu die Worte des 112. Psalmes. Der Aufbau des Chores geschieht ebenso beim Einleitungschore zur Scene der Teufelsbeschwörung. Es treten zwischen drei kurze Chorsätze je ein Duo für Männerstimmen und ein vierstimmiger Solosatz. Für die Melodie des Chores ist aber jetzt der fünfte Psalmenton gewählt. Die Wahl wäre gut, wenn sich der Componist begnügt hätte, den vorletzten Tonfall nicht, wie es allerdings streng genommen richtig ist, in die kleine, sondern in die große Terz zu führen. So hätte sich das ganze Tongebilde, ohne sein kirchliches Colorit einzubüßen, ohne Sträuben in das Ganze gefügt. Jetzt aber treten diese drei Sätze herbfremd ans Ohr heran, das, wie verdutzt, sich erst etliche Jahrhunderte zurückschrauben lassen muß, um diesen Tonfall in jener Umgebung schön zu finden. Die Verwendung des strengen Kirchentones in ganz moderner Musik ist ein Anachronismus, der wirklich störend eingreift. Uebrigens ist nach einer so aufregenden Scene der Chor an sich zu kurz gerathen, um ein richtiges Gleichgewicht herzustellen.

Die „Heimkehr" behandelt der sechste Theil. Ein pompöses Vorspiel, ein lebhaft gehaltener Chorsatz über Verse aus dem 67. Psalm und dann der Abschiedssegen des alten Raguel (Tob. 10, 11) bilden die erste Gruppe (31—32) dieses Theiles, in der gerade jener Segensspruch, in den auch der Chor begleitend eingreift, als besonders gelungen bezeichnet werden muß. Die Ankunft des Tobias ist auch recitativisch behandelt, und zwar eröffnet die Erzählung eine kurze, fließende Tenorpartie (33), die bei den Worten: „Und sie lief und sagte es ihrem Manne und sprach: Sieh! es kommt dein Sohn", einen recht plastischen Ausdruck annimmt, welcher das Moment der Ueberraschung mit einfachen Mitteln gut zeichnet. Zwischen das nächste Recitativ (34) schiebt sich ein Instrumentalsatz, „Pastorale" überschrieben, ein, welcher ziemlich einfach sich präsentirt, aber in geschickter Instrumentation immerhin ganz zur Stelle passen mag. Auf ihn führt der Tenor die Erzählung weiter. Ein folgender breiter Satz für Baß ist dem alten Tobias, der seinen Sohn wieder umfängt, wirklich, wie man zu sagen pflegt, auf den Leib geschrieben und ist, wenn nicht geradezu die beste Partie des Ganzen, doch jedenfalls weitaus eine der besten in Erfindung und Durchführung. Schon gleich die rasche Folge des F moll auf das G dur ist hier sehr gut gewählt. Das Cello eröffnet in breitem Striche die sich rasch entwickelnde musikalische Darstellung, welche bei den Worten: „Beide fingen vor Freude zu weinen an", durch einen überraschenden, aber nicht vergewaltigenden Wechsel der Tonart zu guter, charakteristischer Tonmalerei sich gestaltet. Nicht minder wohl gelungen ist das nun folgende Dankgebet des blinden Greises, wonach ein kleiner Chor (35) die an Schönheiten reiche Partie fast zu knapp abschließt. Es ist das ein Fehler in der Proportion, welcher wenigstens für feineres ästhetisches Fühlen störend wirkt, indem er den Eindruck zurückläßt, als habe sich hier ein anderes Maß geltend gemacht als das der kunstschönen Vollendung. Im vorliegenden und in ähnlichen Fällen unseres Oratoriums ist dieser Mangel an Ebenmaß wohl deshalb noch fühlbarer, weil diese Chorsätze sozusagen den höhern geistigen

Eindruck verkörpern sollen, welcher aus dem eben geschilderten Vorgange gleichsam resultirt, aus der Chormasse heraus zum Ausdruck kommt und darum schon in einer gewissen Breite zur Erscheinung treten muß.

„Engelsglorie" nennt sich der letzte Theil. Der Erzengel Raphael gibt sich seinen Schützlingen zu erkennen. Ein Chorlied, dessen Text sich an Verse des 33. Psalmes anlehnt und dessen Haltung wiederum an das Kirchenlied mahnt, eröffnet die Handlung und macht entsprechende Stimmung. Nachdem ein Recitativ (37) berichtet hat, wie Vater und Sohn den Engel zu entlohnen beschließen, wird die Scene vorgeführt, wie dieser sich zu erkennen gibt. Die rasche Aufeinanderfolge zweier entfernt liegender Tonarten — von D nach Es — kennzeichnet die Worte des Engels als die Rede aus einer andern Welt. Sie fließen dann in ruhiger und melodischer Führung dahin, erst wie getragen von breiten Accorden des Orchesters, dann umwoben von dessen sich reicher und belebter gestaltenden Gebilden, schließlich auch vom Chore, gleichsam meditirend, nachgesprochen, wobei auch der ganze Tonsatz nach und nach in die Tonart der Oberterz übergeführt wird, in welcher nun die eigentliche Enthüllung des Geheimnisses beginnt. Dabei windet sich das Orchester in langsam sich verschiebenden Accorden unter der einfachen, gut declamirenden Cantilene hin, um durch Cis dur ins Fis moll zu gerathen, wo dann, nach kurzer allgemeiner Pause, die Clarinetten das A aufgreifen, das der Sänger aufnimmt, um im festen Schritte in die kleine Oberterz, welcher das Orchester in lebhafter Erregung seinen F dur-Dreiklang entgegenbringt, sein „Denn ich bin der Engel Raphael" ertönen zu lassen. Seine Worte: „einer von den Sieben, die vor dem Herrn steh'n", nimmt das Orchester mit dem schon oben genannten, dem Lohengrin-Motive nachgebildeten Tongebilde jubelnd auf. Die gar zu große Aehnlichkeit der Nachbildung schwächt ohne Zweifel den Eindruck dieser dem Componisten besonders geglückten Partie. Der Zug der Originalität gibt eben jedem Kunstwerke erst den vollen künstlerischen Werth, weil sie es ist, welche ihm den Stempel des Ursprungs aus echt künstlerischem Genius aufdrückt. Daher darf dieser Zug ohne Beeinträchtigung der ästhetischen Wirkung des Kunstwerkes nicht verkümmert werden. Der Componist des „Tobias" hätte darum seinem Werke nicht geschadet, sondern nur genützt, wenn dieser charakterisirende Zug entfallen wäre. Es taucht dabei gar zu unwillkürlich das Bild des Gralritters auf mit seinem: „Mein Vater Parzival trägt seine Krone, sein Ritter ich — bin Lohengrin genannt". Uebrigens hat das Lohengrin-Motiv in seiner Form einen Vorzug, den Herr Aenstoots übersehen zu haben scheint. Dort ist die erste Note eine Viertelsnote, deren Dauer noch sogar in die ihr folgende, eigentlich charakterisirende Figur herübergezogen ist, wodurch die seelischen Eindrücke des Staunens und Verwunderns, welche zum Ausdrucke kommen sollen, meisterhaft gezeichnet sind, während an der besprochenen Stelle des „Tobias" das charakteristische Tonbild in vier gleichgemessenen Noten sich darstellt.

Jedoch wollen wir dem Werke des Herrn Aenstoots sein wiederholt sich bekundendes Anklingen an die Art und Weise R. Wagners und auch an jene Mendelssohns durchaus nicht zum Nachtheile auslegen. Umgekehrt sehen

wir darin den Grund der Erscheinung, daß es sich mehr als einmal über ähnliche Versuche und Erzeugnisse aus der Gegenwart erhebt und an Macht des Ausdruckes, an Formvollendung und Wirkungsfähigkeit bedeutend gewinnt.

Doch — wir dürfen über diesen Reflexionen den Abschluß des Werkes selbst nicht vergessen. Der Schlußchor, mit Solostellen zwischen den einzelnen Wiederholungen seines Hauptgedankens, baut sich feierlich auf und bildet einen würdigen, zum Ganzen passenden Ausgang. Die Textworte sind dem im 13. Kapitel des Buches Tobias angeführten Lobgesange des greisen, wunderbar geheilten, beglückten und belohnten Mannes entnommen.

Nachdem wir das Werk im einzelnen besprochen, möchten wir noch eine Eigenschaft desselben hervorheben, welche vielleicht dem Leser selbst schon aufgefallen ist, nämlich die stetige Steigerung in demselben. Man fühlt aus dem Ganzen heraus, daß der Componist an seiner Arbeit mehr und mehr warm geworden ist, mehr und mehr sich selbst erschlossen hat. Auf Rechnung dieses sich steigernden Schaffensdranges mag auch der hin und wieder schroffe Uebergang von einer Nummer zur andern zu schreiben sein. Derselbe hat zwar, wie wir oben bemerkt haben, an richtiger Stelle seine eigenthümliche, künstlerische Wirkungsfähigkeit und also auch seine Berechtigung. Allein zu oft darf eine solche Schroffheit schon an und für sich nicht auftreten, und noch viel weniger da, wo der Ideengang eher eine Verbindung und Verschmelzung als Lösung und Sonderung fordert, wie z. B. wenn S. 58 auf den Preisgesang des greisen Tobias: „Ich lobe dich, o Herr, Gott Israels“, der in Es schließt, der Chor unvermittelt in F einsetzt: „Gottes Loblied laßt erschallen.“ Hier decken sich die Ideen des Textes, während das musikalische Ausdrucksmittel der Tonart sie unerbittlich und hart auseinanderzerrt. Dasselbe gilt von dem Uebergange von Nr. 24 zu 25 auf Seite 36, wo sogar das Wort: „Also kehrten sie bei Raguel ein“, die frühere Erzählung einfach fortsetzt, somit anbindet und nicht scheidet.

In der Form des musikalischen Satzes mißfielen uns die zu oft wiederkehrenden Octavenparallelen der beiden Unterstimmen. Es liegt darin gewissermaßen eine Art künstlerischer Nonchalance, welche mit der nöthigen technischen Vollendung des Kunstwerkes schwer sich reimen läßt. An der einen oder andern Stelle, wo der Chor zu Solostimmen tritt, wird diese Stimmführung übrigens noch störender wirken, wie z. B. S. 39 Tact 23, wo der Baß der Solostimmen mit dem Sopran des Chores in Octaven aufsteigt. Auch einige Unebenheiten in der sonst trefflichen Textdeclamation wären besser vermieden.

Was die Instrumentation des Werkes betrifft, so erlaubt der Klavierauszug kein hinreichend motivirtes Urtheil. Die einzelnen Notizen desselben lassen jedoch für die so bezeichneten, im ganzen wichtigeren Stellen errathen, daß sie angemessen, reich an Wechsel und wirkungsfähig sein muß.

So stellt sich das Oratorium des hochwürdigen Herrn Aenstoots in seinem Gesammtwerthe und seinem Totaleindrucke als gelungen und einer warmen Empfehlung zur Aufführung werth und würdig dar. Es ist eine gute und, wie der Stoff es erheischt, echt religiöse Musik, die ihren Eindruck bei entsprechender Aufführung nicht verfehlen wird. Wir denken dabei besonders an

kleinere Städte, in denen gesundes, reges musikalisches Leben herrscht, die aber schon quantitativ die Kräfte zur Aufführung der Werke unserer Großmeister im Genre des Oratoriums nicht haben können, ein Werk aber, wie den „Tobias", recht gut zu bezwingen vermögen. Die Chöre sind nicht schwer und durchweg dankbare Musik; sie können auch von kleineren, nur etwas geschulten Kirchenchören und Gesangvereinen gut gegeben werden. Die Solopartien sind außerordentlich sanglich und können auch ohne höhere Schulung bei gutem Stimmmaterial, reiner Intonation, natürlicher Declamation und verständlicher Aussprache sehr gut zum Vortrag kommen. Ein Sänger, der nur ein bischen Verständniß und Sachkunde hat, wird z. B. die besonders gelungenen Partien des Raguel bald richtig geben können.

Ob das Orchester größere Schwierigkeiten bieten wird, wissen wir nicht. Nach dem Klavierauszuge werden dieselben nicht gar zu groß sein, und die Mühe dafür wird sich ohne Zweifel lohnen. Herr Chordirector Aenstoots würde der Verbreitung seines Werkes gewiß Vorschub leisten, wenn er dazu eine reiche, volle vierhändige Pianoforte-Begleitung aus seiner Orchesterpartitur herstellen wollte. Für die choralartigen Chorpartien könnte zur Abwechslung eine Harmoniumbegleitung eintreten, und schließlich würde die Vereinigung beider die Wirkungsfähigkeit noch bedeutend steigern, ohne die Ausführung zu erschweren.

Um einer nicht ganz zu verschmähenden Liebhaberei, die eben gerade besonders in der Mode ist, Rechnung zu tragen, sei noch bemerkt, daß sich zwischen die einzelnen Abtheilungen und bezw. Nummern des Oratoriums passend sehr schöne Darstellungen in lebenden Bildern einschalten lassen. Wie wir vernehmen, ist dieses auch bereits bei den Aufführungen in Kevelaer unter der kunstgeübten Leitung des Herrn Malers Stummel thatsächlich geschehen.

Theodor Schmid S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Melchioris Cani, episcopi Canariensium ex ordine Praedicatorum, Opera. Volumina tria. LI, 320, 272, 485 p. 8°. Romae, Forzani et Soc., 1890. (Freiburg, Herder.) Preis *Fr.* 6.

Melchior Canus (gest. 1560), der berühmte Theologe aus dem Predigerorden, von Natalis Alexander das bedeutendste Genie seines Ordens nach dem hl. Thomas genannt, hat bekanntlich durch das classische Werk De locis theologicis seinen schriftstellerischen Ruf begründet. Auch heute noch kann die Schrift mit großem Nutzen gelesen werden. Darum begrüßen wir die neue, vorzüglich ausgestattete Aus-

gabe in drei handlichen Octavbänden mit Freuden. Wenn freilich der neue Herausgeber, der hochw. Herr Titus M. Cucchi, Theologieprofessor in Sinigaglia, die Hoffnung hegt, die Schrift werde jetzt auch als Schulbuch für Theologiestudirende ihre Verwerthung finden, so ist doch zu bedenken, daß die Anlage des Werkes von vorneherein nicht auf den Schulgebrauch berechnet war, ganz abgesehen von manchen Anforderungen der Gegenwart, denen in dem Buche nicht Rechnung getragen wird. Der neue Herausgeber hat sich nämlich darauf beschränkt, die vom Dominikaner Hyacinth Serry besorgte Ausgabe abdrucken zu lassen. Auf das Hauptwerk folgen daher auch im dritten Bande die zwei kleineren Schriften Relectio de Sacramentis in genere und Relectio de Poenitentia. Daß Canus einige nicht zu billigende Sonderansichten vertritt, weiß jeder Theologe.

1. **Kurzgefaßtes Handbuch der katholischen Religion** von W. Wilmers S. J. Dritte, durchgesehene Auflage. IV u. 588 S. gr. 8⁰. Regensburg, Pustet, 1891. Preis *M.* 3.20.

2. **Geschichte der Religion** als Nachweis der göttlichen Offenbarung und ihrer Erhaltung durch die Kirche, im Anschluß an das „Lehrbuch der Religion", von W. Wilmers, Priester der Gesellschaft Jesu. Erster Band. Sechste, neu bearbeitete, vermehrte Auflage. XVI u. 452 S. gr. 8⁰. Münster, Aschendorff, 1891. Preis *M.* 4.50.

1. Dem Laien, dessen Beruf eine etwas umfassendere Kenntniß der katholischen Lehre erfordert, ein Handbuch zu bieten, in welchem dieselbe kurz und gründlich, doch, wie der Verfasser sich ausdrückt, „ohne theologische Gelehrsamkeit" behandelt wird, ist das Ziel, welches von Anfang an diesem Werke vorgesteckt war. Es geschieht dies mit der dem Verfasser eigenen Klarheit, Faßlichkeit und allseitigen Gediegenheit. Während sein um das Sechsfache umfangreicheres „Lehrbuch der Religion" in einer Reihe von Auflagen und in vielen Tausenden weit über Deutschland hinaus verbreitet ist, hat auch dieses kürzere, mehr für den Gebrauch des Laien bestimmte „Handbuch" bereits die dritte Auflage aufzuweisen und ist nun auch in New-York in englischer Uebersetzung erschienen. Man darf dem vorzüglichen Werke auch fernerhin eine stets weitere Verbreitung wünschen. Wie viele Vorurtheile, Zweifel und Versündigungen wider den Glauben würden von selbst schwinden, wenn die Laienwelt sich dazu verstände, die Kenntniß des katholischen Glaubens aus einem solchen Werke zu schöpfen!

2. Eine seltene Geistesfrische in ehrwürdigem Alter verräth es, daß zwei bedeutende Werke desselben Verfassers, beide reich vermehrt und zum Theil stark umgearbeitet, fast zur gleichen Zeit die Presse verlassen konnten. Noch mehr verräth sich diese erstaunlich rüstige Schaffenskraft in dem Studium und der Sorgfalt, welche auf die vorliegende geschichtliche Darstellung der Offenbarung verwendet sind. Als sechste Auflage eines bewährten Hilfsbuches für den Religions- und Geschichtsunterricht und als Ergänzung zu einem größern Werke von allseitig anerkanntem Verdienst, bedarf dieselbe keiner neuen Empfehlung. Nur soll hingewiesen werden auf die außerordentliche Vervollkommnung und Bereicherung, welche diese neue Auflage erfahren hat, die jetzt auch äußerlich in gefälligerem Gewande auftritt. Das Werk empfiehlt sich ebenso wohl zur Selbstbelehrung gebildeter Laien, wie als Hilfsmittel für den Unterricht. Dogmatische Streitfragen, welche in der Geschichte der Kirche eine so wichtige Stelle einnehmen, wird man kaum irgendwo so klar, kurz und zuverlässig erörtert finden. Auch an apologetischem Material findet sich ein

großer Reichthum aufgespeichert, und es dürfte dieser geradezu überraschende Reichthum einen Hauptwerth des Werkes ausmachen. Wie der Verfasser ankündigt, wird der weitere Theil der Kirchengeschichte unverhältnißmäßig kürzer zusammengefaßt werden, so daß, wie es scheint, für die noch zu behandelnden 1400 Jahre ein einziger weiterer Band ausreichen wird. Möge er bald dem ersten folgen!

Die Versuchungen und ihre Gegenmittel nach den Grundsätzen der Heiligen und der großen Geisteslehrer. Von Dr. Friedrich Hense, Pfarrer. Zweite, vielfach verbesserte Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. XIV u. 658 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 4.50.

Geheiligtes Jahr. Lehren und Beispiele der Heiligen in kurzen Lesungen für alle Tage des Jahres. Nach dem Italienischen frei bearbeitet von Dr. Friedrich Hense, Pfarrer. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. IX u. 516 S. 12°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 2.40.

Zwei neue Auflagen von Erbauungsbüchern, welche beide die weiteste Verbreitung verdienen. Das Buch über die Versuchungen haben wir gleich beim Erscheinen der ersten Auflage mit Freuden begrüßt, indem wir auf die hohen Vorzüge desselben aufmerksam machten (Bd. XXVIII. S. 441 f.). Wenn der hochw. Herr Verfasser die neue Auflage eine „vielfach verbesserte" nennt, so ist diese Bezeichnung durchaus berechtigt, insbesondere mit Rücksicht auf die mannigfachen Aenderungen, welche behufs noch größerer Klarheit der Darstellung, Uebersichtlichkeit der Anordnung und Bestimmtheit des Ausdrucks vorgenommen wurden. Durch die Ueberarbeitung ist auch eine solche Kürzung des Ganzen erzielt worden, daß der Preis um 50 *Pf.* herabgesetzt werden konnte. — Das „Geheiligte Jahr", von einem unbekannten Verfasser, ist ursprünglich italienisch geschrieben, hat aber zahlreiche Ausgaben auch in anderen Sprachen erlebt. Die kurzen, auf alle Tage des Jahres vertheilten Abschnitte bieten trefflich ausgewählte Aussprüche und Beispiele von Heiligen über die wichtigsten Tugenden des christlichen Lebens. Die Bearbeitung Dr. Hense's lehnt sich zwar vorzüglich an eine Ausgabe des italienischen Originals an, hat aber auch mehrere Uebersetzungen zu Rathe gezogen. S. 3 sollte es heißen: der hl. Johannes Berchmans; S. 4: der selige Petrus Faber.

Exercitienbuch für monatliche und jährliche Geisteserneuerung. Allen Christen zum Gebrauch. Von P. Philibert Seeböck O. S. Fr. Mit fürsterzbischöflicher Approbation und Erlaubniß der Ordensoberen. XVI u. 765 S. 8°. Salzburg, A. Pustet, 1890. Preis *M.* 3.60.

Es darf als ein großer Vorzug des Buches rühmend hervorgehoben werden, daß es sich, wenigstens in seinem wichtigsten Theile, genau an die Methode und Reihenfolge des Ignatianischen Exercitienbüchleins anschließt. Daß der Gesammtstoff auf die einzelnen Monate des Jahres als monatliche Geisteserneuerung sich vertheilt, ist hierbei unwesentlich; der Verfasser hat dabei dem doppelten Zwecke dienen wollen, sowohl für ausgedehntere Exercitien, als auch für kleinere Geistessammlungen oder auch tägliche Betrachtungen den Stoff zurechtzulegen. — Nicht so eingehend als die auf die Reinigung der Seele hinzielenden Betrachtungen sind jene ausgeführt, welche das Leben Christi und die weitere Erleuchtung der Seele zum Gegen-

stand haben; auch wird hier mit der Gebetsweise zuweilen gewechselt. Allein auch da, wo der jeweilige Stoff einfachhin als Zwiegespräch zwischen Gott und der Seele vorgelegt wird (wie für den Monat Juni S. 411—444), ist die Ausführung ganz zweckentsprechend, und findet der fromme Beter gediegene Nahrung zur Erneuerung des innern Seelenlebens und zum Wachsthum wahren Tugendeifers.

Der kleine Hausprediger. Kurze Anleitung zu einem gottgefälligen Leben nach Vernunft und Glauben. Von einem Priester der Gesellschaft Jesu. Nebst einem Anhang von Gebeten. Mit Gutheißung der geistlichen Obrigkeit. 622 S. 24°. M.-Gladbach, Riffarth, 1891. Preis 90 *Pf.*

Ein höchst beachtenswerthes Buch für alle, denen es um eine gründliche und dabei bündige Unterweisung im geistlichen Leben zu thun ist. Wie das Vorwort uns belehrt, ist es eine Bearbeitung der im Jahre 1756 erschienenen Schrift: „Christliche Lebensregel oder Nützlicher Unterricht, Seine gewöhnliche Werck wohl und tugendsam zu verrichten. Samt einem Anhang sittlicher Anmerkungen zusammen getragen von einem Priester der Gesellschaft Jesu.“ Es behandelt in ungefähr hundert kurzen Abschnitten die wichtigsten Heilswahrheiten unserer heiligen Religion und die aus ihnen für das christliche Leben sich ergebenden Folgerungen. Bei den einzelnen Anforderungen an das Leben des Christen ist dem Nachweise ihrer Vernunftgemäßheit stets eine besondere Sorgfalt gewidmet. Und doch kann man auch wiederum sagen: Ueberall steht das Wort Gottes so sehr im Vordergrunde, daß die ausgiebige, sehr geschickte Verwerthung der Heiligen Schrift diesen Unterweisungen ein eigenes, höheres Gepräge verleiht. Das so bescheiden auftretende Büchlein ragt hoch über die ascetische Alltagsliteratur empor. Das beigegebene Titelbild gereicht dem sonst sehr gefällig ausgestatteten Büchlein nicht zur Zierde. Der ungemein niedrige Preis ermöglicht die weiteste Verbreitung.

Die christliche Ascetik. Von M. J. Ribet, Ehrendomherr. Aus dem Französischen. VIII u. 472 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1891. Preis *M.* 4.50.

Ueberall gibt es heilsbeflissene Seelen, welche durch eine geeignete Leitung auf dem Wege der Vollkommenheit weiter gefördert werden könnten. Hierzu bedarf es aber von seiten des geistlichen Führers der Einsicht in die christliche Vollkommenheit. Vorliegende Schrift gibt auf kurzbemessenem Raum genügende Auskunft, sofern von außergewöhnlichen Seelenzuständen und Gebetsweisen abgesehen wird. Das Buch ist für jeden zur Selbstheiligung lehrreich; es wendet sich aber vorzugsweise an diejenigen, welche andere zu leiten haben. Es zeichnet durchgehends ganz verständlich das Wesen der christlichen Vollkommenheit, deren Hindernisse und deren Mittel, und ist insoweit recht zweckentsprechend. Ein paar Punkte machen wir namhaft, welche uns verbesserungsbedürftig erscheinen. Zunächst könnte die Uebersetzung an manchen Stellen gefälliger sein. Was den Inhalt angeht, so möchten wir glauben, es sei S. 42 dem sogen. „Erleuchtungswege“ zu viel „egoistische“ Hoffnung und zu wenig eigentliche Vollkommenheit zugeschrieben. Daß an der Stelle Röm. 7, 14—25 der hl. Paulus gerade sich selber zeichne, ist jedenfalls eine unerwiesene Interpretation. Besonders aber scheint uns die Behauptung S. 95 zu gewagt, daß nämlich die Begierlichkeit in den noch nicht Getauften „eine wahre und eigentliche Sünde sei“. — Zu den Ausstellungen möchten wir noch einen Wunsch hinzufügen. Selbstverständlich steht die heilige Eucharistie unter den Mitteln zur Vollkommenheit obenan. Da wäre nun die Beifügung eines Ergänzungskapitels wohl am Platze, welches praktische

Winke gäbe, um besonders für Priester die heilige Eucharistie zum wirksamern Mittel der Selbstheiligung zu machen. Sehr segensreich wirkt nach dieser Richtung ein noch junger Priesterverein, der sich gerade jene Sorge zum Ziele setzt. Es ist der „Verein der Priester der Anbetung", welcher vor kurzem auch in Deutschland Eingang gefunden hat. In den letzten vier Jahren ist er bereits von 3000 bis auf mehr als 20 000 Mitglieder gestiegen und zählt unter diesen eine stattliche Reihe von Kirchenfürsten. Als Vereinsorgan dient eine kleine Monatsschrift, die nur Priestern oder doch Clerikern der höheren Weihen zugänglich ist. Sie heißt: „SS. Eucharistia, Organ der Priester der Anbetung deutscher Zunge", unter Redaction von M. Wettenschwyler, Pfarrer in Berg, St. Gallen, Expedition von M. Sproll-Mettler, Rorschach, St. Gallen.

Geist des hl. Franz Xaver aus der Gesellschaft Jesu. Ausgewählte Stellen aus den Briefen des Heiligen. Zusammengestellt von Paul von Hoensbroech, Priester der nämlichen Gesellschaft. 60 S. 12°. Paderborn, Schöningh, 1891. Preis 50 *Pf.*

Das Büchlein birgt einen Schatz von erhebenden Gedanken, so daß die Lesung desselben nur höchst segensreich wirken kann. Es ist eben das weite, apostolische Herz des großen Apostels von Indien und Japan, welches hier unmittelbar zum Leser redet. Die Auswahl der Briefstellen und die verschiedenen Gesichtspunkte, nach denen sie in alphabetischer Ordnung zusammengestellt sind, vermitteln in leichter Weise einen Einblick in den Geist, von welchem dieser große Heilige beseelt war. Ein kurzer Lebensabriß dient als Einleitung. — S. 9, Z. 7 v. u. sollte es heißen Travankor statt Iravankor.

Die Marianischen Congregationen in Ungarn und die Rettung Ungarns 1686—1699. Kritisch-historisches Culturbild von 1581—1699. Im Jahre der dritten Säcularfeier des Todestages St. Aloysius' von Gonzaga S. J. Allen marianischen Sodalen von P. Friedrich Weiser S. J. VIII u. 160 S. 8°. Regensburg, Pustet, 1891. Preis *M.* 1.20.

Den Festschriften, zu welchen die Säcularfeier des Todes des hl. Aloysius den Anstoß gegeben, reiht sich recht passend die gegenwärtige an, hinweisend auf das mächtige Gnadenmittel, durch welches so viele edle Jünglinge auch aus dem ritterlichen Volke der Ungarn auf die Wege eines hl. Aloysius geführt worden sind. Läßt der schwungvolle, von steter Begeisterung getragene Ton nicht vergessen, daß man es mit einer Festschrift zu thun habe, so kommt doch auch das auf dem Titel angekündigte „kritisch-historische" Element in großem Umfang zur Geltung. Freilich ist in Bezug auf die Sodalitäten selbst einer durch die Eigenart der lateinischen Quellenberichte nahegelegten Gefahr starker Farbenmischung oder der Verallgemeinerung von Außerordentlichem vielleicht nicht immer ganz wirksam vorgebeugt worden. Im übrigen weiß der mit der Geschichte Ungarns gründlich vertraute Verfasser an vielen Orten die interessantesten Fingerzeige einzustreuen, die nicht nur für die Geschichte der gelehrten Schulen, sondern auch für die politische Geschichte seines Vaterlandes von Werth sind. Kaum weniger als zur Ehre der Himmelskönigin gereicht die Schrift zur Ehre des Regnum Marianum, wie Ungarn sich mit Stolz genannt hat. Sie thut kund, wie viel Edles und Großes auch in einer Zeit der Verwilderung und des Verrathes im ungarischen Charakter sich noch erhalten hatte, und was aus diesem großartig angelegten Volke noch werden könnte unter dem bezähmenden, sittigenden Einfluß der Verehrung Maria's.

Die Familie von Salis. Gedenkblätter aus der Geschichte des ehemaligen Freistaates der drei Bünde in Hohenrhätien (Graubünden). Von P. Nicolaus Salis-Soglio, Benediktiner aus der Beuroner Congregation (Abtei Emaus). XIII u. 366 S. 8°. Lindau, Stettner, 1891. Preis *M.* 7.50.

„Wer einen Blick in die Geschichte des ehemaligen Freistaates der drei Bünde geworfen, weiß, daß das Haus Salis mit derselben auf das engste verknüpft, ja daß seine Geschichte mit der des Landes vielfach identisch ist. Es war uns nicht etwa um eine vollständige Haus- und Familienchronik zu thun, vielmehr stellten wir uns zur Aufgabe, aus dem reichen Quellenmaterial dasjenige herauszuheben, was zur Beleuchtung der Beziehungen der Familie Salis zu den Geschicken ihres Vaterlandes beitragen konnte." Mit diesen Worten bestimmt der hochw. Verfasser den Inhalt und die Umgrenzung seiner „Gedenkblätter", wie er in seiner Bescheidenheit die sehr tüchtige, von eingehender, sorgfältiger Forschung zeugende Studie nennt. Dieselbe bietet namentlich auch einen werthvollen Beitrag zur Reformationsgeschichte, indem aus den reichlich fließenden Salis'schen Familienarchiven, sowie aus zahlreichen seltenen kleinen Flugschriften und Monographien eine Fülle neuen Materials beigebracht und theils im Text, theils in den Anmerkungen verwerthet ist. Sehr anzuerkennen ist die historische Treue des Verfassers, mit welcher er die vielfach recht traurige Rolle, die sein erlauchtes Geschlecht bei der religiös-politischen Umwälzung spielt, scharf und ohne Beschönigung aufdeckt und verurtheilt. Am Schluß — die „Gedenkblätter" schließen mit dem Jahre 1815 ab — wäre eine kurze Uebersicht über den gegenwärtigen Stand des erlauchten Geschlechtes recht erwünscht gewesen. Denselben wird uns vielleicht die Broschüre bringen, welche der Verfasser im Vorwort angekündigt und welche „Convertitenbilder aus der Familie von Salis (1594—1873)" bringen wird. Wir sehen derselben mit großer Erwartung entgegen.

Hymnodia. Katholisches Gesang- und Gebetbuch. Von Johannes Baute. 437 S. 12°. Osnabrück, F. Schöningh, 1891. Preis *M.* 1.

Ein vollständiges und reichhaltiges Gebetbuch und zugleich eine Auswahl von 170 Liedern, die man im allgemeinen als eine gelungene bezeichnen kann. Melodien enthält das Buch nicht. Die „Hymnodia" entbehrt gewiß nicht großer Vorzüge. Der Theologe, der Philosoph, der Ascet, der Pädagoge, der Seelenführer werden nacheinander das Buch zur Hand nehmen und sich wohl befriedigt finden; Ausstellungen werden, wenn sie solche überhaupt machen werden, minimal sein. Ein einziger, soweit wir sehen können, würde mit dem Liedertheile weniger einverstanden sein — der Poet. Er würde schon das Motto des gesanglichen Theiles:

Wir, deine Kinder, lallen
Ins Lied der Engel ein;
O möcht' es dir gefallen
Und deiner würdig sein,

nicht unbeanstandet lassen, vielleicht auch den Philosophen überzeugen, daß man eigentlich nicht recht wisse, was unter dem „es" der dritten Zeile zu verstehen sei, und schließlich selbst dem ernsten Theologen ein Lächeln abgewinnen, wenn er denselben auf die Außergewöhnlichkeit dieses Gebetes aufmerksam machte, welches anscheinend Gott bittet, an dem Liede der Engel Wohlgefallen zu haben. Im ganzen indessen wird man über die Ausstellungen des Poeten wohl zur Tagesordnung übergehen müssen. Derselbe kam nicht bloß bei der Vertheilung der Welt zu spät, er ist auch gewohnt, bei dem Zustandekommen von Gesangbüchern zu kurz zu kommen. Und dabei wird es ja wohl sein Bewenden haben müssen, solange die Mehrzahl der Bewohner dieses Planeten gottlob prosaisch ausfällt.

Aloys Meßmer. Leben und Gedichte, herausgegeben von Joh. Georg Vonbank. 138 S. 8°. Natal, Trappistenverlag, 1890.

Zu den wahrhaft unerhörten Geschehnissen dürfte es wohl gehören, daß uns Südafrika jüngst die erste Volksausgabe eines deutschen Dichters geliefert hat. Daß es gerade der liebenswürdige, sonst noch ziemlich unbekannte Tiroler Aloys Meßmer ist, dem diese Ehre zu theil wird, erhöht noch das Interessante des Vorganges. Wir begrüßen aber das Büchlein, dem man schon am wenigsten den Vorwurf machen kann, „es sei nicht weit her", doch natürlich an erster Stelle wegen seiner literarischen Vortrefflichkeit. Der Dichter war über die Grenzen seines engern Vaterlandes hinaus noch immer nur sehr wenig bekannt. Zum Theil trug daran die Art und Weise Schuld, wie die Schöpfungen des frommen Tiroler Priesters und Sängers bisher veröffentlicht waren. Statt dieselben in einem Bändchen vereinigt zu finden, mußte man sie in der großen Biographie Meßmers als literarisch-biographische Documente zerstreut aufsuchen. Diesem Uebelstande ist jetzt abgeholfen. Alles was sich an dichterischen Hervorbringungen Meßmers bis heute hat entdecken lassen, ist hier, chronologisch geordnet, zum Abdruck gebracht. Um jedoch diejenigen, welche Meßmer nicht kennen, mit den Lebensverhältnissen desselben vertraut zu machen, soweit dies für das Verständniß der Dichtungen nothwendig ist, bringt der Herausgeber zuerst eine biographisch-literarische Studie Alf. Muths über den Dichter zum Abdruck und läßt dieser dann aus eigener Feder ein überaus willkommenes, nach Jahren geordnetes Entstehungsverzeichniß der einzelnen Gedichte folgen. Gerade diese orientirende Arbeit des Herausgebers scheint uns für den vollen Genuß der Gedichte das unumgänglichste Hilfsmittel, da sie außerordentlich zu der richtigen Auffassung, ja oft zum nöthigen Verständniß derselben beiträgt. Ob freilich diese Dichtungen der Art sind, daß sie jetzt ein großes Publikum sich ersingen werden? Daß sie im einzelnen große Schönheiten enthalten, durchgehends von wahrhaft poetischem Geist durchweht sind, vor allem ein tiefgläubiges, weiches, edles Gemüth bekunden, wollen wir gerne bekennen, müssen dabei aber auch gestehen, daß die eigentlichen Schönheiten derselben nicht jener Art sind, wie der Durchschnittsleser sie erfassen und genießen kann. Der literarische Feinschmecker dagegen wird sie gern wieder einmal zur Hand nehmen und neben Minderwerthigem manche schöne Perle finden. Die Ausstattung macht der afrikanischen Druckerei alle Ehre. Nur das Titelportrait ist wohl zu primitiv.

Die Kirche und die sociale Frage. Kurzer Commentar der päpstlichen Encyklika über die Arbeiterfrage von dem ehrw. P. G. de Pascal, apostol. Missionär. Aus dem Französischen von J. Chr. Jober, Ehrendomherr, Generalsecretär des Bisthums Straßburg, Mitglied des katholischen Juristenvereins. 80 S. 12°. Straßburg, F. X. Le Roux. Preis 60 *Pf.*

L'Église et la Question sociale. Étude sur l'Encyclique de la condition des ouvriers, par le R. P. G. de Pascal, miss. apostol., Docteur en théologie. Ouvrage suivi de la traduction officielle de l'Encyclique. 128 p. 12°. Paris, P. Lethielleux. Preis *Fr.* 1.

Wir verzeichnen hier beide Ausgaben desselben Werkes, heben aber bei der kurzen Besprechung die deutsche hervor, welche die authentische Uebersetzung der Encyklika weggelassen hat: wir glauben, mit gutem Grund, weil dieselbe anderweitig schon genugsam verbreitet und wohl längst im Besitz aller jener ist, welche sich irgendwie für die sociale Frage und für literarische Erscheinungen über dieselbe in-

teressiren. Im deutschen Büchlein haben wir eine wirklich deutsche Wiedergabe des französischen Originals, nicht eine solche, der man fast bei jedem Satz die Uebersetzung anmerkt; im Gegentheil, der Leser möchte sie für die Originalarbeit halten. Inhaltlich wird die Lehre der Encyklika recht klar und verständlich dargelegt, besonders in den Kap. 4—6, welche die Aufgabe der Kirche, des Staates, der Vereine und Corporationen nach der Lehre des päpstlichen Sendschreibens zeichnen. Die deutsche Ausgabe hat das kurze Kapitel der französischen: „Verbindlichkeit des Rundschreibens" nicht gebracht. Wir mißbilligen dies keineswegs. Der Heilige Vater selbst hat nicht jeden Satz in gleicher Weise betont und als ausgemachte Wahrheit hingestellt; darum kann auch nicht für alles und jedes in der Encyklika die gleiche Art der Verbindlichkeit angenommen werden: eine Unterscheidung aber und ein näheres Eingehen in Einzelheiten könnte nur zu leicht in Schwierigkeiten verwickeln; dem katholischen Leser genügt es, daß das Rundschreiben seinem Gesammtinhalte nach eine Ansprache des höchsten kirchlichen Lehrers ist, in welcher er theils Irrthümer kennzeichnet, theils unantastbare Wahrheiten klarlegt, theils Mahnungen ertheilt, theils praktische Winke und Rathschläge gibt. — Die Ausführungen des Büchleins sind zum Theil gegen die etwas freisinnigere Auffassung derjenigen katholischen Partei, besonders in Frankreich, gerichtet, welche ein staatliches Eingreifen in die sociale Frage über Gebühr abweisen wollte. Ein wenig scharf ist die Bekämpfung der Gegner in der Frage über den gerechten Lohn. Durchgängig aber verdienen die Erörterungen unsern Beifall.

Protestantische Lehre vom Antichrist. Von J. B. Röhm, Domkapitular zu Passau. 224 S. 8°. Hildesheim, Borgmeyer, 1891. Preis *M.* 2.40.

In dem „Dogma", daß der Papst der wahre und wirkliche Antichrist sei, stimmen Luther, Zwingli und Calvin überein. Lutherische und reformirte Bekenntnißschriften haben den Satz verewigt, und die Prediger, nicht nur die orthodoxen, sondern auch mittelparteiliche und liberale, bemühen sich, denselben auch für moderne Protestanten mundgerecht zu machen. Es ist gut, daß man sich dies gegenwärtig halte, wenn dieselben Herren sich darüber beschweren, daß der Papst die Protestanten als „Häretiker" bezeichne und deren Kirche nicht als „Schwesterkirche" anerkennen wolle. Aber Röhms Arbeit beschränkt sich nicht auf diesen Nachweis. Im Texte schon und mehr noch in den zahlreichen Anmerkungen, welche eine sehr ausgebreitete Kenntniß der neuesten protestantischen Literatur verrathen, wird die unaufhaltsame Selbstzersetzung der sogen. „Kirche der Reformation" durch eine Menge protestantischer Zeugnisse grell beleuchtet. Die Anordnung ist zwar nicht sehr übersichtlich; aber ein genaues alphabetisches Register wiegt diesen Mangel reichlich auf.

Aus fernen Landen. Eine Reihe illustrirter Erzählungen für die Jugend. Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen" gesammelt von Joseph Spillmann S. J. Erstes Bändchen: Liebet eure Feinde! 79 S. kl. 8° und vier Vollbilder. Freiburg, Herder, 1891. Preis 80 *Pf.*; fein cartonirt *M.* 1.

Jeder Jugendfreund wird dem Herausgeber und dem Verleger dankbar sein, daß sie auf die vielfachen Bitten aus dem Publikum eingegangen sind und die in den Jugendbeilagen der „Katholischen Missionen" enthaltenen seit lange her so beliebten Erzählungen nun auch in Einzelbändchen herausgeben. Auf diese Weise können die Erzählungen noch besser und leichter unter der Kinderwelt verbreitet und handlicher benutzt werden. Ueber den Werth und den pädagogischen Gehalt gerade dieser Er-

zählungen sagt der Herausgeber in seinem Vorwort: „Die Erzählungen, welche unsere Sammlung enthalten wird, haben zum Schauplatz fremde Länder und zum Gegenstand meist Episoden aus der Thätigkeit der katholischen Glaubensboten oder aus den Schicksalen ihrer Neubekehrten. Ganz besondere Sorgfalt wurde auf die richtige Zeichnung der Heimat, sowie der Sitten und Sagen jener Völker verwendet, in deren Mitte die Erzählungen sich abspielen. Schon dadurch scheinen sie geeignet, den jugendlichen Lesern manche Kenntnisse aus der Länder- und Völkerkunde zu vermitteln. Einen noch höhern Nutzen möchten sie aber dadurch hervorbringen, daß sie eine bestimmte Sittenlehre in einem Tugendbeispiele, das zur Nachahmung anspornt, in anschaulicher Weise vorführen . . . Der Umstand endlich, daß die Helden dieser Erzählungen Altersgenossen derjenigen sind, für die sie zunächst niedergeschrieben wurden, dürfte denselben für die Jugend einen besondern Reiz verleihen." Diesem Programm entspricht in vorzüglicher Weise diese erste Erzählung aus der Feder des Herausgebers. In einer spannenden Episode aus den Kämpfen mit den Maori auf Neuseeland in den sechziger Jahren bringt diese Erzählung dem Herzen der jungen Leser die christliche Lehre von der Feindesliebe ebenso anziehend als nachhaltig nahe. Das ist eine andere Geistesnahrung als so manche Jugend-Reisegeschichte und Robinsonade, die nur dazu dient, die kindliche Phantasie zu erhitzen und mit Abenteuergrillen zu erfüllen. Andererseits bietet der landschaftliche und ethnographische Hintergrund der Darstellung des religiös-sittlichen Tugendbeispiels jenen Reiz der Neuheit und jene Fülle, welche wir an vielen moralisirenden Jugendschriften nur zu schmerzlich vermissen. P. Spillmanns Stil ist einfach und edel, ohne gesuchte Kindlichkeit und Popularität, und das halten wir für einen großen Vorzug. Das Büchlein ist fein ausgestattet und mit vier neuen Vollbildern in zwei Tönen geziert.

Sceptra mortis. Ein biblischer Todtentanz. Fünfzehn Kunstblätter nach den Originalcartons zu den Gemälden in der St. Michaelskapelle zu Mergentheim von Prof. Tob. Weiß. Mit erklärendem Texte von P. W. Kreiten S. J. M.-Gladbach, Kühlen, 1891. In Prachtmappe *M.* 18.

Die bekannte Kunstanstalt, welche uns bisher nur Devotionsbilder im engern Sinne des Wortes geliefert hatte, bringt jetzt ein größeres Werk ganz eigenartigen Charakters. In einer Prachtmappe, die durch ihre Farbe und Goldpressung anscheinend mit dem ernsten Titel im Widerspruch steht, sind fünfzehn phototypische Kunstblätter in Großquerfolio enthalten, denen ein die leitende Idee des Ganzen zum bildlichen Ausdruck bringendes Titelblatt und ein 26 Seiten umfassendes Heft in Lexikonoctav mit dem erklärenden Texte beiliegen. Die Blätter enthalten 15 verschiedene Darstellungen aus der Heiligen Schrift und bilden in ihrer Gesammtheit eine monumentale Geschichte der Entstehung, Herrschaft und Besiegung des Todes. Der Inhalt und die Reihenfolge der Bilder sind folgende: Sündenfall, Kain und Abel, Sintflut, Sodom und Gomorrha, Tod der ägyptischen Erstgeburt, Die eherne Schlange, Tod des Erstgeborenen der Bethsabee, Tod Achabs, Jezabel, Die erste Zerstörung Jerusalems, Die unschuldigen Kinder, Tod des hl. Joseph, Die Kreuzigung, Die Auferstehung, Die thörichten und die klugen Jungfrauen. Die Darstellung dieser Scenen zeichnet sich dadurch aus, daß auf jedem einzelnen Blatt die Person des Todes in der bekannten Form eines mit dem Laken mehr oder minder bekleideten Gerippes in die Handlung thätig eingreift. Schon aus dieser Andeutung geht hervor, daß sich dieser moderne Todtentanz wesentlich von seinen Vorgängern in Basel u. s. w. unterscheidet. Einen weitern Unterschied findet P. Kreiten in der leitenden

Idee des Ganzen, die bei all ihrem Ernste doch wieder großartig versöhnend wirke. „Die Trauerklage endigt in einem Siegeshymnus, dessen letzte Klänge sich mit den Chören der seligen Geister vermengen und jauchzend über dem Abgrund schweben, in den der Tod auf ewig versenkt wird. Auch die Behandlung der einzelnen Stoffe steht unserm modernen Fühlen viel näher. Gewiß kommt auch bei Professor Weiß ein großartiger Humor zu seinem vollen Recht, sobald dieser Humor dem Gegenstand angepaßt ist; im allgemeinen aber herrscht ein großer Ernst, eine tiefe Trauer oder reine Freude vor, die den gläubigen Zuschauer gefangen nehmen und erschüttern . . . Dazu kommt, daß die Person des Erlösers so recht im Mittelpunkt des Ganzen steht und die Schrecken mildert, die sein grimmer Gegner verbreitet. Durch diese innige Verbindung der Todesscenen mit Christus erhält dieser Todtentanz erst seine volle religiöse Weihe und erbauliche Wirkung“ (S. 6). In Erfindung, Wahl und Ausführung der fünfzehn Einzelscenen scheint uns überall ein hoher Künstlergeist bemerkbar zu sein. Die Ausstattung ist eine vornehme, wie sie dem Gegenstand angepaßt ist. Der beigegebene „Erklärende Text“ wird seiner Aufgabe, in den Sinn der Bilderreihe einzuführen und den vollen Genuß derselben auch dem mit dem Stoff minder Vertrauten zu ermöglichen, in edler und unaufdringlicher Weise gerecht. Das Ganze ist wieder eines jener Werke, die, einmal im Familienbesitz, eine Quelle gemeinsamen Genusses auf lange Zeit hinaus werden. Das Album ist „Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII., dem hohen Beförderer der Kunst und Wissenschaft, gewidmet“.

Miscellen.

Statistisches aus Großbritannien. Die Volkszählung vom 5. April 1891 hat manche interessante Resultate geboten, um so beachtenswerther, da in jenem Lande bisher nur alle 10 Jahre solche Zählungen vorgenommen wurden. Die Bevölkerungszunahme in den großen Städten Englands ist zwar nicht mehr eine so auffallende wie in früheren Jahrzehnten. Gegen einen Zuwachs um 16½ % in der vorigen Dekade haben die 28 größten Städte zusammen diesmal nur eine Vermehrung um 12 % (von einer Million) aufzuweisen. Mit der Rapidität des Anwachsens der Bevölkerung in den amerikanischen Staaten können die englischen Städte ohnehin gar nicht in Vergleich kommen. Zwar ist Cardiff in den letzten 10 Jahren von 82 761 auf 128 849 Einwohner angewachsen, hat also eine Zunahme von 55,7 % aufzuweisen; der sogenannte „äußere Ring“ von London hat einen Zuwachs von fast einer halben Million, eine Vermehrung um nahezu 50 %, während übrigens London als Ganzes nur um 890 248 Köpfe, also 15,7 %, zugenommen hat; Portsmouth ist von 127 989 auf 159 255 angewachsen, also um 24,4 %. Aber was ist dies z. B. gegenüber Chicago, das von 1880 bis 1890 um 118,6 %, d. h. von 503 185 auf 1 099 850 Einwohner gestiegen ist, oder

Minneapolis, das sich von 46 887 in der gleichen Zeit auf 164 003 (um 251,4 %), oder Omaha, das sich von 30 518 auf 140 452 (um 360,2 %) vermehrt hat? St. Paul hat im selben Zeitraum um 221,1, Kansas City um 137,9, Denver um 199,5 % zugenommen.

Aber abgesehen hiervon, ist es doch eine bezeichnende Thatsache, daß die Bevölkerung der 28 größten Städte Englands auf einem Areal von 258 869 Acres fast ein Drittel der Gesammtbevölkerung umfaßt. London allein birgt ungefähr ein Fünftel der gesammten Einwohnerzahl; man berechnet, daß dort auf einer Quadratmeile (engl.) 8080 Menschen existiren. Indessen wird diese enorme Dichtigkeit der Bevölkerung durch Liverpool noch übertroffen. Während man in London auf den Acre (160 Qu.-R. = ²/₅ Morgen) 56,4 Personen rechnet, treffen in Liverpool auf denselben Raum 99,4.

Ungleich bemerkenswerther ist bei den Resultaten dieser Zählung die reißende Abnahme der Bevölkerung Irlands. In allen Provinzen und mit nur zwei Ausnahmen in allen Grafschaften hat sie stattgefunden. 1841 zählte die grüne Insel noch 8 175 124 Einwohner. Infolge der Hungersnoth und Auswanderung war die Einwohnerzahl 1851 auf 6 552 385 herabgesunken; jedes Jahrzehnt hat seitdem einen neuen Niedergang aufzuweisen. Am 5. April 1891 zählte man nur noch 4 706 162 (2 317 076 männlichen und 2 389 086 weiblichen Geschlechtes), seit 1881 ein Rückgang um 9,1 %.

Auch der Census nach Confessionen bietet hier seine Merkwürdigkeit. Als römisch-katholisch bekannten sich 3 549 745 Personen (75,4 %); die übrigen 1 156 417 vertheilen sich in 600 830 englische Hochkirchler (Episcopalians), 446 687 Presbyterianer, 55 235 Methodisten (Zunahme um 13,1 % seit 10 Jahren), 50 165 auf andere Secten; 1702 verweigerten die Auskunft.

Am auffallendsten ist aber in diesem ganz armen Lande die Zunahme der Juden, die sich in einem Zeitraume von 10 Jahren um 280 % vermehrt haben und am 5. April d. J. 1798 Köpfe zählten.

Gregor VII. ein Hexenverfolger? Eine Sisyphusarbeit wäre es, allen Geschichtslügen, die täglich durch die Presse gegen die Kirche verbreitet werden, im einzelnen nachzugehen. In stets neu anschwellenden Massen kommen sie daher, einem nie versiechenden Lavastrom vergleichbar, der rings die Luft verfinstert und sich über die Geister lagert. Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit für alle Personen und Institutionen in der Geschichte — nur die katholische Kirche allein ist vogelfrei. Wer sie schmäht, hat keine Kritik zu fürchten; wer sie vertheidigt, hört eben dadurch auf, „wissenschaftlich" zu sein. Das Octoberheft 1891 der vielgelesenen Revue des deux mondes brachte u. a. einen Aufsatz aus der Feder eines gefeierten französischen Literarhistorikers, früher Professor der Literatur in Nancy, jetzt in Paris. Herr Emil Gebhart hat eine Reihe gelehrter Werke veröffentlicht, sie sind mit dem Preis gekrönt worden von der Akademie wie von dem Institut de France. In diesem Aufsatze nun verbreitet er sich in gehässigster Weise über das Geistesleben der Kirche im Mittelalter, für das ihm freilich jedes Verständniß fehlt. Er sucht den Teufelsglauben lächerlich zu machen und schließt (S. 628) mit einer Tirade

über die Hexenverfolgungen in der Kirche (natürlich nur in der katholischen; denn Luthers krankhafter Teufelswahn und die massenhaften Hexenprocesse protestantischer Länder scheinen ihm unbekannt zu sein): „Die größten Päpste, Gregor VII. und Innocenz III., die avignonesischen Päpste und selbst Innocenz VIII. in den letzten Tagen des 15. Jahrhunderts schleudern Bullen und Excommunicationssentenzen gegen die Jünger des Teufels, die Bischöfe verfolgen die Hexen, die Schwarzkünstler und die Alchymisten; die Inquisition fahndet nach den Clerikern, die sich heimlich anschließen an die Religion der Hölle." — Wie viele Lügen in einem einzigen Satze!

Weder Gregor VII. noch Innocenz III. haben Bullen gegen die Hexen erlassen; der Inquisition war jahrhundertelang das Verbrechen der Magie, wo nicht auch Häresie nachgewiesen wurde, völlig entzogen; von den sieben Avignoneser Päpsten hat nur ein einziger, Johann XXII., gegen den furchtbar grassirenden Aberglauben Warnungsschreiben erlassen. Infolge der Kreuzzüge und des regen Verkehrs mit den Orientalen, durch den Einfluß der Araber in Spanien, durch die manichäischen Secten und vielleicht auch manche heidnische Ueberbleibsel war das Uebel so mächtig geworden. Ein Blick allein auf die Trierer Synode von 1310 genügt, um den Mahnruf des Papstes zu erklären und zu rechtfertigen. Und doch stand es damals in der Provence noch schlimmer. So hat allerdings auch Innocenz VIII. auf die aus Deutschland an ihn gelangten ausführlichen Berichte 1484 gesucht, die Processe wegen Hexenwesens aus den Händen der weltlichen Gerichte in die einer eigenen geistlichen Behörde zu bringen. Es ist ihm nur auf ganz kurze Zeit gelungen. Was Gregor VII. angeht, so hat er seine Anschauungen über diese Frage mit aller wünschenswerthen Klarheit in einem Briefe an König Harald von Dänemark niedergelegt (Reg. VII, 21): „Auch das darf nicht mit Stillschweigen übergangen, sondern muß durch apostolische Machtvollkommenheit mit allem Nachdruck untersagt werden, was über Euer Volk uns zu Ohren gekommen ist: daß Ihr nämlich Unwetter und Seuchen und alle mögliche Leibesplage den Priestern zur Last leget . . . Ueberdies glaubet ja nicht, daß es Euch erlaubt sei, Weibern, die Ihr aus derselben Ursache und mit derselben Unmenschlichkeit eines barbarischen (altheidnischen) Herkommens verurtheilt habt, ein Leid anzuthun. Lernet vielmehr durch würdige Buße die göttlichen Strafgerichte von Euch abzuwenden, statt daß Ihr durch nutzloses und grausames Wüthen gegen diese unschuldigen Frauen den Zorn Gottes noch mehr herausfordert." So schrieb am 6. November 1077 der große „Hexenverfolger" Gregor VII.

